Heinrichs von Kleist

Briefe an seine Schwester Ulrike.

Herausgegeben

von

Dr. A. Koberstein.

Berlin.
Verlag von C. H. Schroeder.
Hermann Kayser.
Unter den Linden 23.
1860.

Vorrede.

Was zeither über Kleist's Leben, zumal sein inneres, zu allgemeiner Kunde gelangt ist, ließ den Gang, den dasselbe genommen, in seiner Ganzheit nur mehr ahnen als überschauen. Die einzelnen Momente darin, die seine im Druck erschienenen Briefe und Brieffragmente in ein helleres Licht hoben, blieben zusammenhanglos, weil die vermittelnden Uebergänge sich unserm Blicke mehr oder weniger entzogen; sie waren überdies zum Theil durch zu weite Zeiträume von einander getrennt, als daß die Nachrichten über ihn, die uns anderweitig zugekommen sind, ausreichen konnten, die großen Lücken in der Geschichte seiner geistigen und sittlichen Entwickelung einigermaßen auszufüllen, und diese Nachrichten entbehrten wieder öfter der vollen Verbürgung.

Als nach dem Vorgange Ludw. Tieck's im Jahr 1848 Ed. von Bülow von dem Leben des Dichters eine neue Darstellung lieferte, verhehlte er nicht, daß seine Nachrichten vollständiger geworden wären, hätte sich ihm nicht, trotz allen Bemühungen zu ihr zu gelangen, „die natür-

lichste und wichtigste Quelle" für die Lebensgeschichte Kleist's durchaus unzugänglich erwiesen.

Diese Quelle waren Kleist's Briefe an seine Schwester Ulrike. Von der gegenwärtigen Besitzerin mir zunächst nur zu eigener Kenntnißnahme anvertraut, sodann aber auf meine Bitte mir zu freierer Verfügung gestellt, erscheinen sie nun hier, nach den von mir genommenen Abschriften, vom ersten — aus dem Anfange des Jahrs 1795 — bis zum letzten — vom Morgen seines Todestages — in einem Drucke, dem die sorgfältigste Vergleichung der Correcturbogen mit den Blättern, wie sie von Kleist's eigener oder seiner Schwester Hand beschrieben sind, vorangegangen ist.

Daß durch sie wirklich nicht nur die Nachrichten über das Leben und die Schicksale des Dichters nach deren äußerm Verlauf wesentlich vervollständigt und in vielen Punkten berichtigt werden, sondern daß sie uns auch viel tiefer, als es so lange möglich war, in die Geschichte seines Innern, in die Reihenfolge seiner Seelenkämpfe und Seelenleiden blicken lassen, wird jeder, wie ich überzeugt bin, zugeben müssen, der mit dem Inhalt die von Ed. v. Bülow verfaßte Biographie sammt den Ergänzungen dazu, welche sich in Jul. Schmidt's Einleitung vor der neuen Ausgabe von Kleist's Schriften finden, vergleichen will.

Indem ich es einer andern Hand überlasse, nach diesen Briefen und nach den eben angeführten Büchern die Lebensgeschichte des Dichters aufs neue zu schreiben,

beſchränke ich mich hier auf die vorläufige Berichtigung von Einzelnheiten in der von Bülow gelieferten Biographie und auf die Feſtſtellung oder Hervorhebung verſchiedener Puncte, die darin theils mehr oder weniger ungewiß gelaſſen, theils ganz unberührt geblieben ſind.

Im Jahre 1792 trat Kleiſt in das Regiment (S. 17); zu Anfang des Jahres 1795 war er noch nicht Officier, erwartete aber, es demnächſt zu werden (S. 3), d. h. er war noch Junker: denn wenn ich mich in Betreff der damaligen militairiſchen Rangſtufen nicht irre, gehörte der Fähndrich ſchon dem Officierſtande an. Seine Univerſitätsſtudien in Frankfurt a. d. O. muß er zu Oſtern 1799 begonnen haben, da er ſich im November dieſes Jahres ſchon in ſeinem zweiten akademiſchen Curſus befand (S. 4). Er hatte ſich ein Ziel geſteckt, das — beſonders in dieſem zweiten Semeſter — die ununterbrochene Anſtrengung aller ſeiner Kräfte und die Anwendung jeder Minute Zeit erforderte, wenn es erreicht werden ſollte (S. 4 f.): vorzugsweiſe beſchäftigte ihn wohl die Mathematik (S. 5 u. 10). Durch die übermäßige geiſtige Anſtrengung in dieſer Zeit glaubte er ſpäter ſelbſt ſeine Geſundheit untergraben und den Grund zu der tiefen Verſtimmung ſeines Gemüths gelegt zu haben, die ſchon im Jahre 1801 ihren unſeligen Einfluß auf ſein Leben und Handeln auszuüben begann (S. 64). Bereits in Frankfurt fühlte er ſich bei weitem nicht ſo glücklich und froh, wie man nach Bülow's Bericht (S. 9 ff.) annehmen könnte: er fand ſich, zumal während Ulrikens Ab-

wesenheit, vereinsamt, den meisten Menschen gegenüber fremd, in ihrer Gesellschaft verlegen, beklommen und ängstlich; nur zuweilen gelang es ihm, in der Familie seiner nachherigen Braut „recht froh zu sein" (S. 6 ff.)*). In Berlin verstimmte ihn zunächst wieder das Brüten über seine Zukunft: er wußte nicht, ob er sich in ein Amt fügen sollte oder nicht, und da er sich keinem Andern ganz erklären konnte, vermochte er auch nicht sich irgendwo Raths zu erholen (S. 25). In welcher Absicht die Reise im Spätsommer 1800 unternommen ward, ob sie im Auftrage des Ministers Struensee geschah (S. 27), und ob sie Kleist mit seinem Freunde Brokes wirklich nach Wien und von da erst nach Würzburg führte, läßt sich nicht mehr ermitteln. Fast möchte man glauben, sie seien gleich nach Würzburg gegangen; denn am 26. August waren sie noch in Berlin (S. 32), und am 16. Sept. schrieb Kleist schon aus Würzburg an seine Braut (bei Bülow S. 106); dazu halte man den Schluß eben dieses Briefes (S. 121), wonach das Ziel der Reise noch nicht erreicht sein konnte. Eine Ueberlieferung über den Zweck derselben habe ich in der Anmerkung auf S. 27 mitgetheilt. Nach einigen Aeußerungen im 9. Briefe an Ulrike (S. 39 oben und S. 42) ließe sich vielleicht vermuthen, daß es auf die nicht gefahrlose Erforschung irgend eines

*) Die Culturgeschichte, nach der er sich in der Nachschrift zum 4. Briefe erkundigt, war ohne Zweifel das Heft, woraus er seinen Schwestern und seinen Freundinnen damals Vorträge hielt (Bülow S. 11).

Geheimnisses im Fabrikwesen abgesehen war, wenn nicht Stellen in den voraufgehenden Briefen (S. 26. 29 f. 32. 35) zu sehr dagegen zu sprechen schienen. Auffallend ist es, daß sich kein während der Reise geschriebener Brief an die Schwester vorfindet, obgleich Kleist versprochen hatte, ihr gleich von Wien aus Nachricht zu ertheilen (S. 34). Nachdem er gegen den Ausgang des Octobers auf dem geradesten Wege und in der kürzesten Zeit von Würzburg nach Berlin froh und hoffnungsreich zurückgekehrt war (S. 35 ff.), soll er nach Tieck's Angabe (S. VI) im Departement des Ministers Struensee angestellt worden sein. Was dagegen schon Bülow (S. 16) eingewandt hat, wird durch den Inhalt des 9. Briefes nicht bloß unterstützt; wir erfahren aus demselben auch, daß er, um die im Finanzfach betretene Laufbahn mit Ehren verlassen zu können, während des Winters, ohne eigentlich angestellt zu sein, nur den Sitzungen der technischen Deputation im Finanzministerium beiwohnte, im nächsten Frühjahr sich aber bestimmt über die Annahme oder die Ablehnung eines Amtes erklären wollte. Welchen andern Lebensweg er etwa einschlagen würde, wußte er noch nicht; nach einem andern Amte sich umzusehen, fühlte er keine Neigung in sich: am liebsten, schrieb er, würde ihm noch ein akademisches Lehramt sein, wenn er sich nicht die volle Unabhängigkeit wahren und in ihrem Genuß seine Wünsche ganz erfüllen könnte. Im Laufe des Winters wurde ihm der Aufenthalt in Berlin immer unerträglicher; er

wollte es verlaſſen, ſobald er nach ſeinem Plane das Studium einiger Wiſſenſchaften vollendet hätte (S. 45). Für ein Amt hatte er ſich, ſo ſehr er auch ſeiner Unentſchloſſenheit Herr zu werden ſuchte, zu Anfang Februars noch immer nicht entſcheiden können, weil er ſich von Tage zu Tage mehr überzeugte, wie ganz unfähig er ſei, eins zu führen (S. 46 f.). Der ganze 10. Brief zeigt, wie vereinſamt und unglücklich er ſich in Berlin fühlte, und wie verdüſtert ſeine Stimmung gegen Welt und Menſchen überhaupt war. „Selbſt die Säule, an welcher er ſich ſonſt in dem Strudel des Lebens gehalten", die Liebe zu den Wiſſenſchaften, wankte bereits. Wiſſen, meinte er, könne unmöglich das Höchſte ſein; beſſer als Wiſſen ſei Handeln (in dieſer Ueberzeugung traf er jetzt mit ſeinem Freunde Brokes zuſammen; vergl. bei Bülow S. 143). Wollte er aber auch noch der Wiſſenſchaft allein leben, ſo war er wieder ungewiß, für welche er ſich entſcheiden ſollte. Der folgende Brief, an demſelben Tage geſchrieben, von welchem der ſiebente bei Bülow ſich datiert, iſt nicht nur mit deſſen zweiter Hälfte von gleichem Inhalt, ſondern ſtimmt an mehreren Stellen ſelbſt wörtlich damit überein. Da Kleiſt darin ſeiner Schweſter anheimgeſtellt hat, ihn nach Paris zu begleiten und ſie darauf eingegangen iſt, theilt er ihr in dem zwölften den Ueberſchlag der Koſten zur Beſtreitung der Reiſe mit. Daß er dazu, wie Tieck (S. VIII) es für möglich hält, einen Zuſchuß von der Regierung erhalten habe, wird weder in dieſem noch in dem vorhergehenden

Briefe angedeutet und ist mir auch nach S. 54, verglichen mit den letzten Zeilen auf S. 56, wenig wahrscheinlich. In Paris soll er, wie Bülow gehört zu haben glaubt, bei Laplace gewohnt haben (S. 24); offenbar hat hier aber eine Verwechselung mit Lalande Statt gefunden, und die Ueberlieferung wird nach meiner Anmerkung auf S. 72 zu berichtigen sein. Auch erfolgte die Abreise von Paris über Frankfurt a. M. nach der Schweiz nicht, wie Bülow (S. 25) berichtet, Anfangs 1801 (soll heißen 1802, wie etwas weiterhin statt „den Winter 1800 bis 1801" zu lesen ist „den Winter 1801—1802"), sondern gegen Ende des Jahres 1801, da Kleist am 16. December schon seit einigen Tagen sich in Basel befand (S. 58. 60), wohin er nach seiner Trennung von Ulriken in Frankfurt a. M. mit seinem Reisegefährten zu Fuße gewandert sein muß (S. 58—61). Die Nachricht, die er von dort aus seiner Schwester über Heinr. Zschokke gibt (S. 61), läßt vermuthen, daß beide Geschwister diesen schon von Frankfurt a. d. O. her, wo er studiert hatte und dann bis 1795 Privatdocent gewesen war, kannten, und daß der Bruder gehofft hatte, mit ihm in Basel zusammenzutreffen. Wie der 13. Brief über Kleist's Reise von Frankfurt a. M. nach Basel zuerst nähere Auskunft gibt, so liefern die Briefe 14—17, nebst dem Schreiben an v. Pannwitz im Anhange, die erwünschtesten Ergänzungen zu dem, was bisher über seinen Aufenthalt in der Schweiz bekannt geworden war. Nach dem Briefe aus Bern vom 12. Januar 1802 muß sein Plan, in der

Schweiz sich anzukaufen und als Landmann zu leben, von den Verwandten höchlich gemißbilligt und er durch Ulrikens Vermittelung zur Rückkehr in die Heimath, um sich daselbst um ein Amt zu bewerben, dringend aufgefordert worden sein. Diesem Verlangen zu willfahren, sah er jedoch als eine Unmöglichkeit für sich an. Durch Festhalten an seinem Entschluß glaubte er allein den Lebensweg gefunden zu haben und verfolgen zu können, der ihm von der Natur vorgezeichnet und auf dem sein Geist von Kindheit an vorangegangen wäre (S. 62 ff.). Er setzte der Schwester auseinander, wie er seinen Plan auszuführen gedächte, welche Vorbereitungen dazu er bereits getroffen habe, und wie vorsichtig er dabei zu Werke gienge; wie er dabei aber freilich auch auf ihre Unterstützung rechnete (S. 66 ff.). Fünf bis sechs Wochen später, wo er schon in Thun war (so daß er also nur einen kleinen Theil des Winters in Bern verlebte), hatte ihn aber die Einmischung der Franzosen in die öffentlichen Verhältnisse der Schweiz und die dadurch gesteigerte Unsicherheit der dortigen Zustände bestimmt, seinen Plan vor der Hand ruhen zu lassen, wenn er ihn auch keineswegs aufgegeben hatte. Er war jetzt bei weitem heiterer als sonst; er glaubte, daß für ihn in der Zukunft zur Nothdurft gesorgt wäre, ließ indeß die Schwester nur errathen, worauf er rechnete (S. 69 f.). Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß er sich jetzt schon seines Dichtertalents bewußt geworden, daß „die Familie Schroffenstein" wo nicht vollendet, doch weit vorgerückt

war, und daß er sich als Schriftsteller so viel zu erwerben getraute, als er zum Leben bedurfte. Vier Wochen darauf hielt er sich noch in Thun auf. Die Schweizer Zustände hatten sich verschlimmert, dadurch war er in seinem Entschlusse bestärkt worden, sich auf den Ankauf eines Grundstücks fürs erste nicht einzulassen, obgleich er die von Ulriken erbetene Geldsendung erhalten hatte. Sein kleines Vermögen war fast ganz geschwunden (vgl. S. 86), aber er wußte jetzt, wie er sich ernähren könnte, und brauchte nichts weiter als Gesundheit (S. 71 ff.). Im Frühling finden wir ihn auf einer Insel der Aar am Ausfluß des Thuner See's; ganz zurückgezogen von der übrigen Welt, hat er nur eine Hausgenossin, die Tochter eines auf der andern Seite der Insel wohnenden Fischers, die ihm die Wirthschaft führt: gewiß das Mädchen, das zu dem doch wohl nicht ganz grundlosen Gerücht Anlaß gegeben hat, Kleist habe in der Schweiz ein Liebesverhältniß angeknüpft (Bülow S. 28 f.). Er arbeitete damals sehr fleißig, und die Verhältnisse, in denen er lebte, thaten ihm ungemein wohl. Unter den drei Dingen, von denen er wünschte, daß sie ihm gelingen möchten, bevor er stürbe, war mit dem „schönen Gedicht" höchst wahrscheinlich der „Robert Guiscard" gemeint, da er sich mit demselben schon getragen und auch daran gearbeitet haben mußte, bevor er nach Weimar und Osmanstädt kam (S. 78). Auf den Winter gedachte er nach Wien zu gehen oder vielleicht gar schon nach Berlin (S. 73 ff.). Nicht lange nach Absendung dieses Briefes vom 1. Mai

wurde er aber schon von der schweren Krankheit befallen, von der er seinen Freund Pannwitz im August benachrichtigte, worauf Ulrike zu ihm eilte (S. 161 f.). Sie begleitete ihn sodann, als er genesen nach Deutschland zurückkehrte, bis Jena und Weimar, von wo sie mit ihm Wieland in Osmanstädt besuchte (S. 80). Nachdem sie sich wieder von ihm getrennt hatte, bezog er in Weimar eine Miethswohnung, brachte aber schon im November ganze Tage in Osmanstädt zu (S. 77). Am 9. Decbr. war er mit seinem „Robert Guiscard" bereits so weit vorgerückt, daß er den Anfang mehreren Personen hatte mittheilen können (S. 78); vermuthlich fiel also auch der Auftritt, der in Wielands Brief (bei Bülow S. 35 f.) erwähnt ist, und den der Brief an Ulrike vom 13. März 1803 berührt (S. 82 f.), vor jenes Datum. Das Weihnachtsfest feierte er in Wielands Hause, und bald darauf zog er ganz nach Osmanstädt; dort wollte er bleiben, bis sich sein Schicksal endlich und, wie er hoffte, glücklich entschieden hätte, d. h. doch wohl, bis der „Robert Guiscard" vollendet wäre; dann sollte ihn sein Weg nach Frankfurt zu seiner Familie zurückführen, mit der er, trotz der Gegenversicherung Bülow's (S. 38), allerdings und, wie er selbst bekannte, durch seine Schuld in ihm sehr wehe thuende Mißverhältnisse gerathen war (S. 77 ff.). Noch im Januar kündigte er Ulriken an, er werde ihr in Kurzem viel Frohes zu schreiben haben, da er sich allem Erdenglück nähere, womit wieder nichts Anderes als die bevorstehende Vollendung seines Stücks gemeint sein

konnte; von Osmanstädt würde er über kurz oder lang, wenn auch sehr ungern, scheiden (S. 80). Gegen die Mitte des Märzes war er in Leipzig, und die Erfüllung der Hoffnung, die er in der Schwester erweckt hatte, war wieder in unbestimmte Ferne gerückt. Osmanstädt hatte er mit Thränen verlassen, er hatte aber fortgemußt, warum? konnte er nicht sagen. Zunächst hatte er sich einige Tage wieder in Weimar aufgehalten und sich dann, ohne einen besondern Bestimmungsgrund, nach Leipzig gewandt (S. 81 ff.)*). Wie lange er hier verweilte, bleibt ungewiß; zu Anfang Juli 1803 war er in Dresden (nicht im Jahre 1804, wie bei Bülow S. 38 steht). Aus dem Briefe, den er von da an Ulrike schrieb, ersieht man, daß er sich zu seiner zweiten Reise in die Schweiz nicht „unversehens" von selbst entschloß (Bülow S. 39), sondern daß Pfuel ihn dazu aufgefordert und, da nun auch der letzte Rest von Kleist's Vermögen aufgezehrt war, die

*) Die Anzeige der „Familie Schroffenstein" im Freimüthigen, auf die er S. 84 seine Schwester aufmerksam macht, scheint Julian Schmidt in seiner Einleitung für die einzige Anerkennung zu halten, die dieses Trauerspiel bei seinem Erscheinen von Seiten der öffentlichen Kritik fand. Ich kann indeß noch zwei Beurtheilungen anführen, von denen die eine, in der Zeitung für die elegante Welt, 1803. Nr. 91, Sp. 724 f., es als ein sehr geniales, für die Zukunft von dem Dichter viel versprechendes Stück bezeichnet, die andere, von Langer, in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek B. 85, S. 370 ff., wenigstens zugibt, daß der Verf. kein gemeines Talent besitze, von dem fernerhin wohl Gutes erwartet werden könnte, aber auch arge Verirrungen befürchtet werden müßten.

Kosten ihrer gemeinschaftlichen Reise allein zu tragen sich erboten hatte; daß Kleist es jedoch vorzog, von der Schwester „so viele Fristung seines Lebens zu erbitten, als nöthig wäre, seiner großen Bestimmung genug zu thun", d. h. den „Robert Guiscard" zum völligen Abschluß zu bringen, was in der Schweiz geschehen sollte (S. 86f.). Ulrike kam selbst nach Dresden, mit ihr andere seiner nächsten Verwandten, und dort scheint nach gegenseitiger Verständigung die Sorge der Familie um ihn fürs erste gehoben oder mindestens verringert worden zu sein; wahrscheinlich erhielt er auch von ihr oder von Ulriken allein Geld zur Reise, die von Leipzig aus am 20. Juli angetreten ward (S. 87 ff.). Sein nächster Brief, zu Genf im Anfang des Octobers geschrieben und einer der interessantesten und ergreifendsten der Sammlung, eröffnet uns den Einblick in die Tiefe seines von den herbsten Schmerzen durchwühlten und zerrissenen Gemüths, weil er die Hoffnung glaubt aufgeben zu müssen, das hohe Ideal dramatischer Kunst zu erreichen, das ihm bei seinem „Robert Guiscard" vorgeschwebt hat (S. 90ff.). In dem drei Wochen jüngern Schreiben aus St. Omer spricht sich sodann die Verzweiflung an seinem Talent und an sich selbst ohne allen Rückhalt in erschütterndster Weise aus: er mag nicht länger leben und will „den schönen Tod der Schlachten sterben" (S. 92 f.). Acht Monate später erklärte er selbst den Zustand, in welchem er sich damals in Frankreich befunden, für eine eigentliche Krankheit sowohl des Körpers wie des Gemüths, und daher

glaubte er auch nicht für das, was er während derselben gethan habe, verantwortlich gemacht werden zu können (S. 94 f.). Darüber, wie es ihm seit seiner Ankunft in St. Omer bis zu dem Zeitpunkt, wo er zu dem Entschluß kam, sich um eine Wiederanstellung im Vaterlande zu bemühen, d. h. bis in den Juni 1804, ergangen war, geben diese Briefe keine weitern Andeutungen, als daß Lucchesini den Brief, der ihm von Kleist aus St. Omer zugeschickt worden (Bülow S. 41), dem Könige vorgelegt hatte; dadurch war dieser in der ungünstigen Meinung, die er von Kleist schon von früher her hatte, noch mehr befestigt worden, so daß bei ihm nur wenig Neigung zu einer Anstellung desselben vorausgesetzt werden durfte. Zunächst also mußte sich Kleist wieder der Gnade des Königs zu versichern suchen; zu dem Ende gieng er den General-Adjutanten von Köckeritz um seine Vermittelung an. Hierüber gibt der siebenundzwanzigste, mit dramatischer Lebendigkeit geschriebene Brief (vom 24. Juni 1804) die vollständigste Auskunft. Worauf der am Schluß erwähnte Wunsch zielte, läßt sich nur errathen: ich meine, auf die Beschaffung einer neuen Geldsumme. Durch die nun folgenden, bis in den December 1804 reichenden Briefe werden die Nachrichten Tieck's (S. XIV) und Bülow's (S. 42 f.) über Kleist's Aufenthalt in Berlin und die Schritte, die zu seiner Wiederanstellung geschahen, mehrfach berichtigt und vervollständigt. Kurz nach dem 24. Juni eröffnete sich ihm die Aussicht, von dem zum Gesandten an den spanischen Hof ausersehenen Major

v. Gualtieri nach Madrid als Legationsrath, oder vor der Hand als ein vom König bei der Gesandtschaft angestellter Attaché, mitgenommen zu werden. Zu einem Amte, erwartete er, würde ihm dies wohl verhelfen, zum Glücke aber nicht (S. 97 ff.). Unter dem 11. Juli meldete er, daß die Verwirklichung des von Gualtieri ausgegangenen Gedankens schon in vollem Gange sei; dagegen habe er auf sein erstes Gesuch an den König um Wiederanstellung noch immer keinen Bescheid erhalten. Er fürchte auch, daß ein solcher abschläglich ausfallen werde, erwarte aber das Gegentheil von der königlichen Antwort auf ein zweites Gesuch, wozu ihm Köckeritz gerathen habe (S. 100 ff.). Gleichwohl blieb, als er dieses Gesuch wirklich eingereicht hatte, auch darauf die Antwort lange aus; sie mußte aber abgewartet werden, bevor Gualtieri sich Kleist als Begleiter vom Könige ausbitten konnte (S. 102 f.). Erst am letzten Tage des Juli erlangte er die Gewißheit, daß der König seine Eingabe günstig aufgenommen hatte, obgleich die schriftliche Resolution noch immer fehlte. Kleist durfte nun sogar hoffen, sofort mit einer kleinen Besoldung angestellt zu werden; dann konnte er aber schwerlich mit Gualtieri nach Madrid gehen. Er meinte, er würde in Berlin bleiben, und wünschte für diesen Fall, daß Ulrike ebenfalls dahin käme (Br. 31 und 32). Wahrscheinlich arbeitete er während der letzten Monate des Jahres noch zu Berlin wirklich im Finanz-Departement, wie Tieck (S. XIV) angibt. Nach dem Briefe aus dem December (S. 107 ff.) war-

tete er um dieſe Zeit von Tage zu Tage auf eine Entſcheidung vom Miniſter, ob er vorläufig noch in Berlin bleiben, oder ſogleich nach dem preußiſchen Franken gehen ſollte. Seine Stimmung war wieder eine ſehr gedrückte; um ſo mehr verlangte ihn nach Ulriken's Geſellſchaft, die damals aber mit ſeinem Verhalten und Treiben ſehr unzufrieden geweſen ſein muß. Aus der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Königsberg i. Pr. iſt kein Brief an ſie vorhanden: ich vermuthe, daß ſie den Bruder dahin begleitet hatte; denn daß ſie dort eine Zeit lang bei ihm war, ergibt ſich aus dem Schluß des letzten in Chalons geſchriebenen Briefes (S. 128). Erſt nachdem die Nachrichten über den Ausfall der Schlachten bei Jena und bei Auerſtädt Königsberg erreicht hatten, ſchrieb er der Schweſter einen Brief voll des bitterſten Schmerzes über das Unheil des Vaterlandes (S. 108 ff.). Er war wieder körperlich leidend, viel bettlägerig, hatte zu Ende des Sommers in Pillau das Seebad gebrauchen wollen, war aber während fünf Wochen nur wenig ins Waſſer gekommen. Aus Briefen vom 6. und 31. December 1806 erfahren wir, in ein wie nahes Verhältniß er zu Altenſtein gekommen war, und daß ihm von der Königin eine Penſion ausgeſetzt worden war (S. 111 f.; 113; vgl. S. 126). Von amtlichen Arbeiten hatte er ſich wohl ſchon vor längerer Zeit losgemacht, um ſich wieder ungetheilt der Dichtung zuzuwenden. Darauf ſcheint auch der Schluß des Briefes vom 6. December (S. 113 f.) hinzudeuten, ſowie die Nachricht im folgenden, daß er

noch einige Monate lang, wo er nur beurlaubt war, Diäten vom Finanz-Departement bezogen habe (vgl. den gewiß noch vor dem October 1806 geschriebenen Brief an Rühle*) bei Bülow S. 242 f.). Nun, zu Ende des Jahres, war er aber wieder in großer Geldnoth, wenn er auch seine Lage in der Zukunft durch den Ertrag seiner Schriftstellerei für gesichert hielt. Seine Reise von Königsberg nach Berlin im Anfange des Jahres 1807 soll er erst nach der Schlacht bei Eylau, also nach dem 7. Februar, angetreten haben (Bülow S. 46). Dies ist nicht möglich, wenn er den Weg zu Fuße machte, da er bereits am 17. Februar als Gefangener aus Marburg an seine Schwester schrieb (Br. 37); er muß also schon früher aufgebrochen sein. Nicht minder unrichtige Angaben finden sich bei Bülow (S. 46 f.) über Kleist's Verhaftung in Berlin, über die Dauer seiner Gefangenschaft in Joux und über seine Befreiung aus derselben. Ueber die erste, die nicht gleich am Thore, sondern erst am dritten Tage nach seiner und zweier Reisegefährten Ankunft in Berlin erfolgte, hat er ausführlich von Marburg aus geschrieben (S. 116 ff.). In Joux kann er höchstens einige Wochen, aber nicht ein halbes Jahr ge-

*) Wenn es mit der Jahreszahl über dem Billet an Rühle, bei Bülow S. 244, seine Richtigkeit hat, so muß Kleist von Königsberg aus im Jahre 1806 einmal in Dresden gewesen sein, und darauf bezieht sich dann wohl, was bei Bülow zu Ende von S. 48 in einem Briefe aus Chalons steht. Sollte Kleist vielleicht seine Schwester bei ihrer Heimkehr von Königsberg begleitet und bei der Gelegenheit von Frankfurt aus Dresden besucht haben?

ſeſſen haben, da er dort am 5. März ankam (S. 119) und ſchon vor dem 23. April nach Chalons abgeführt war (S. 118). Auch ſaß er nicht ſelbſt, ſondern der eine ſeiner beiden Gefährten zu Joux in dem Kerker, in welchem Touſſaint l'Ouverture geſeſſen hatte und geſtorben war (S. 119 f.). Wie es ihm in Joux und ſodann in Chalons ergieng, und welche Schritte er mit ſeinen Leidensgenoſſen zur Wiedererlangung der Freiheit that, iſt in den Briefen 38 und 39 berichtet. Unterdeß hatte Ulrike, im Verein mit einer Freundin, ſchon im Anfang des Aprils bei dem General Clarke ſeine Freilaſſung betrieben und auch erlangt (S. 162 ff. und S. 122). Der Befehl dazu kam jedoch erſt gegen die Mitte des Juli in Chalons an. Unpäßlichkeit, die Verweigerung von Reiſediäten und das Ausbleiben eines Wechſels von dem Buchhändler Arnold in Dresden, dem Rühle das Manuſcript des Amphitryon verkauft hatte, verhinderten die ſofortige Heimkehr (S. 125). Schon hatte er wieder Plane für ſeine und Ulrikens Zukunft gemacht (S. 125 ff.). Sehr bald nach dem 14. Juli 1807 trat er aber ſeine Reiſe an, ohne den Eingang des Wechſels abzuwarten, weil ihm von den franzöſiſchen Behörden doch noch die nachgeſuchte Reiſe-Entſchädigung bewilligt worden war (S. 128 f.).

Es ſchien, als ſollte nach ſeiner Heimkehr ein glücklicheres, genußreicheres Leben für Kleiſt beginnen. Gleich der erſte Brief, den er nach ſeiner Anſiedelung in Dresden an Ulriken ſchrieb (den 17. September 1807), war

voll von Hoffnungen und sprach die heiterste Stimmung aus. Mit Adam Müller, Pfuel und Rühle hatte er den Plan zur Errichtung einer Buch-, Karten- und Kunsthandlung in Dresden gemacht, welche sie in den Stand setzen sollte, ihre Werke selbst zu verlegen; dadurch hofften sie von denselben ungleich größere Vortheile zu ziehen, als wenn sie die Manuscripte verkauften. Rühle, als der dazu Geschickteste, sollte an die Spitze des ganzen Geschäfts treten; Ulrike wurde gebeten, eine Summe dazu, fürs erste zur Erkaufung des Privilegiums, vorzuschießen, und eingeladen, nach Dresden zu kommen, damit sie selbst beurtheilen könnte, wie günstig sich alles für eine solche Unternehmung anließe. Der Bruder würde sie in die vortrefflichsten Häuser führen können. Er hatte als Dichter Anerkennung, wie in Dresden, so in Weimar gefunden; kürzlich war er mit dem österreichischen Gesandten in Töplitz bei Gentz gewesen, wo er eine Menge großer Bekanntschaften gemacht hatte; es war nicht unmöglich, daß er demnächst bei der Direction des Wiener Theaters angestellt ward: kurz es gieng alles gut (S. 129 ff., vgl. S. 143). Den Wunsch, daß Ulrike mit eigenen Augen sich von seinem Wohlergehen überzeugen möchte, und sich mit ihm freuen könnte, da sich ihm alles, ohne Ausnahme, erfülle, worauf er gehofft habe, wiederholte er in einem Briefe vom 3. October (S. 132 f.). Drei Wochen darauf folgte ein ausführlicher Bericht über den Stand der Dinge, die sein und seiner Freunde Interesse zunächst in Anspruch nahmen. Seine frühere Unlust am

Briefschreiben war geschwunden, seitdem es ihm vergönnt worden, die Schwester mit frohen Dingen unterhalten zu können. Es gieng ihm in jedem Sinne so, wie er es wünschte. Ulrike war auf seine Bitte um den Vorschuß eingegangen; er konnte ihr melden, daß die Begründung des Verlagsgeschäfts jetzt durch den Hinzutritt eines sehr glücklichen Umstandes wesentlich erleichtert worden und viel bedeutendere Vortheile verheiße, als sich früher davon hätten erwarten lassen; und da er nun glaubte, in Zukunft sein Auskommen aus einer doppelten Quelle beziehen zu können, aus der Schriftstellerei und aus der Buchhandlung, so machte er Ulriken den Vorschlag, sich selbst bei der letzteren mit einem eingelegten Capital zu betheiligen. Unterdessen hatten den Dichter neue Beweise der Anerkennung beglückt (S. 134 ff.). Da er darauf rechnete, von Ulriken die versprochenen Gelder zu Weihnachten zu erhalten, so verabredete er mit Ad. Müller gegen Ende des Jahres die Herausgabe des Phöbus. Das erste Heft dieses Kunstjournals sollte in der neuen Verlagshandlung, von der man sich noch immer die allerbesten Erfolge versprach, zu Ende Januars 1808 erscheinen. Von Wieland und Johannes Müller durften mit Sicherheit, von Göthe vielleicht Beiträge erwartet werden (S. 138 ff., vgl. S. 143). Nach dem Briefe vom 5. Januar 1808 war diese litterarische Unternehmung in vollem Lauf und versprach den besten Fortgang*), obgleich Ulri-

*) Vgl. dazu den Briefwechsel zwischen Fr. Gentz und Ad. Müller. Stuttgart 1857. 8. S. 123 f. S. vorzüglich S. 126 ff.

kens Beisteuer an Geld noch fehlte (S. 140 ff.), die aber unmittelbar darauf eintraf. Auch hatten sich unterdeß noch günstigere Aussichten für das Gedeihen der neuen „Phönix-Buchhandlung" eröffnet (S. 142 ff.). Weitere Nachrichten über diese Angelegenheit bringt uns erst ein Brief aus dem August 1808. Schon drohte den Verhältnissen, in welchen Kleist lebte, eine unvortheilhafte Aenderung, obgleich seine Lage noch immer leidlich war (S. 144 ff.). Im Spätherbst machte er in Angelegenheiten der Frau v. Haza, die, wenn ich nicht irre, nachher Ad. Müllers Gattin ward, eine Reise ins Posensche. Er war damals wieder in großer Geldnoth. Den Verlag des Phöbus hatte der Buchhändler Walter in Dresden übernommen (S. 147 f.). Warum die Phönix-Buchhandlung aufgegeben wurde, erfahren wir zwar nicht ausdrücklich von Kleist, es läßt sich aber vermuthen, daß zu ihrer Fortführung die verfügbaren Geldmittel nicht ausreichten, und daß die heranrückende Kriegsgefahr, die den Buchhandel überhaupt lähmte (S. 144), sich dem Unternehmen Kleists und seiner Freunde besonders nachtheilig erwies. Wie es ihm im Winter ergangen, läßt sich ebenfalls nicht aus seinen Briefen entnehmen. Zu Anfang des Aprils 1809 war er im Begriff, mit der österreichischen Gesandtschaft nach Wien abzugehen (S. 148); er verließ Dresden aber erst am 29. April, nachdem der Gesandte schon früher von da abgereist war, und gieng zunächst nach Töplitz, von wo er sich über Prag nach Wien zu wenden gedachte, ohne noch eigentlich zu wissen,

was er in Oesterreich thun würde. In Dresden hatte er Schulden hinterlassen müssen. Er deutete Ulriken an, daß sie ihn vielleicht nie wiedersehen würde (S. 150 f.). Der nächste Brief ist in Prag acht Tage nach der Schlacht bei Wagram geschrieben: ihr Ausfall hatte auf einmal alle seine Plane und Hoffnungen zertrümmert, noch niemals war er so erschüttert gewesen. Er hatte sich nach seinem Weggange von Dresden „mittelbar oder unmittelbar in die Arme der Begebenheiten hineinwerfen wollen", war aber, in allen Schritten dazu auf die seltsamste Weise behindert, genöthigt worden, in Prag seinen Aufenthalt zu nehmen. Dort schien sich ihm nach der Schlacht bei Aspern ein Wirkungskreis in einer unter der Begünstigung einflußreicher Männer zu gründenden politischen Wochenschrift zu eröffnen*), und er durfte glauben, daß sich in seinem Leben nie so viel vereinigt hätte, um ihn eine frohe Zukunft hoffen zu lassen; nun aber vernichteten die letzten Vorfälle des Krieges nicht nur diese Unternehmung, sondern seine ganze Thätigkeit überhaupt. Das ganze Geschäft des Dichtens, fürchtete er, würde ihm fortan gelegt sein. Was aus ihm werden sollte, wußte er nicht, indeß war er noch nicht völlig hoffnungslos; vielleicht, meinte er, könnten seine Prager Bekanntschaften ihm zu irgend etwas behülflich sein (S. 151 ff.). Gegen Ausgang des Novembers war er

*) Seiner Wanderung mit Dahlmann, die beide auf das Schlachtfeld um Aspern führte (Jul. Schmidt's Einleit. S. XCVI ff.), wird in diesem Briefe nicht gedacht.

wieder einmal in seiner Vaterstadt, wollte aber, wie er Ulriken nach Pommern meldete, wieder nach dem Oesterreichischen zurückgehen. Sein Muth schien sich damals aufs neue gehoben zu haben, denn er hoffte, daß die Schwester bald etwas Frohes von ihm erfahren werde (S. 154). Als er sich nach Berlin gewandt hatte und von da aus am 19. März 1810 an Ulriken schrieb, wünschte er, daß wenn sie aus Pommern in die Mark zurückkäme, sie auch auf eine Zeit lang nach Berlin zöge, wo sich damals angenehme gesellschaftliche Verhältnisse, besonders im Hause Altensteins, für ihn gebildet haben mußten. Auch hatte er sich der Gnade der Königin neu versichert; sein „Prinz von Homburg" sollte auf dem Privattheater des Fürsten Radziwill aufgeführt werden, sodann auf das Berliner Nationaltheater kommen, und, wenn das Stück gedruckt wäre, der Königin übergeben werden. Nach allem hoffte er für sich etwas Gutes, und, wie er glaubte, durfte er auf eine Hofcharge rechnen (S. 155 f.). Ein späteres, während eines Besuches in Frankfurt, wohin Ulrike zurückgekehrt war, geschriebenes Billet ohne Datum enthält dagegen die Nachricht, er sei vom König durch ein Schreiben im Militair angestellt worden. Gleichwohl kam die Sache nicht zur Ausführung (S. 157). Der Inhalt des vorletzten Briefes, vom 11. August 1811, dürfte dafür zeugen, daß sein Gemüth damals noch nicht völlig gebrochen war, indem er, weil er noch am Leben festhielt, eine sich ihm darbietende Gelegenheit mit Eifer ergriff, seine Schwester sich nahe zu

bringen, um damit den alten Wunsch, mit ihr wenigstens an demselben Orte zu leben, erfüllt zu sehen. Um so weniger kann ich dem beistimmen, was Bülow (S. 74) in einer Stelle des nur vier Tage jüngeren Briefes an Fouqué (S. 245 f.) angedeutet glaubte. Wodurch Ulrike zu der strengen Aeußerung Anlaß gegeben hatte, die Kleist in seinem letzten Briefe zurücknahm (S. 159), vermag ich nicht anzugeben.

Schon oben bemerkte ich, daß in dem Briefe vom 22. März 1801 an Ulrike und in dem von demselben Tage an seine Braut mehrere Stellen wörtlich übereinstimmen (vgl. S. 52 f. und bei Bülow S. 156—158). Dies erklärt sich leicht aus dem gleichen Datum beider Briefe. Auffallender ist es, daß solche ganz oder doch beinahe wörtliche Uebereinstimmungen auch in solchen Briefen der einen und der anderen Sammlung vorkommen, die in mehr oder weniger von einander entfernten Zeiten geschrieben sind (vergl. S. 40; 43; 48; 49; 60 mit S. 123; 126; 133 f.; 145; 27 bei Bülow).

Was in den folgenden Anmerkungen steht, verdanke ich zum allergrößten Theil der Güte der edlen Frau, der auch zunächst und zumeist der Dank der Leser für die Veröffentlichung der Briefe gebührt; das Uebrige konnte ich aus eigener Bekanntschaft mit einzelnen Gliedern der Familien v. Kleist und v. Schönfeldt hinzufügen.

Die im Anhang gedruckten Verse, die auf einem besonderen Blättchen standen, und bei denen es wohl auf

Diſtichen abgeſehen war, ſind wahrſcheinlich die älteſten, die ſich von Kleiſt noch erhalten haben.

Je mehr in jüngſter Zeit, beſonders durch einen geiſtvollen Aufſatz in R. Hayms Preuß. Jahrbüchern (Bd. 2 Heft 6) und durch Jul. Schmidts Litteraturgeſchichte, ſo wie durch deſſen Einleitung zu der neueſten Ausgabe von Kleiſts Schriften, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf den Dichter hingelenkt worden iſt, und je zuverſichtlicher erwartet werden darf, daß wegen des außerordentlich geringen Preiſes eben dieſer Ausgabe ſeine Schriften fortan in immer mehr ſich erweiternden Kreiſen Verbreitung und Anerkennung finden werden: deſto willkommener, darf ich hoffen, werden den Leſern derſelben dieſe Briefe ſein.

Pforte, den 15. November 1859.

Roberſtein.

Heinrichs von Kleist

Briefe an seine Schwester Ulrike.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Eschborn*), den 25. Februar 95.

Liebe Ulrique.

Ein Geschenk mit so außerordentlichen Aufopferungen von Seiten der Geberin verknüpft, als Deine für mich gestrickte Weste, macht natürlich auf das Herz des Empfängers einen außerordentlichen Eindruck. Du schlägst jede Schlittenfahrt, jede Masquerade, jeden Ball, jede Comödie aus, um, wie Du sagst, Zeit zu gewinnen, für Deinen Bruder zu arbeiten; Du zwingst Dir eine Gleichgültigkeit gegen die für Dich sonst so reizbaren Freuden der Stadt ab, um Dir das einfachere Vergnügen zu gewähren, Deinen Bruder Dir zu verbinden. Erlaube mir, daß ich hierin sehr viel finde; mehr, — als gewöhnlich dergleichen Geschenke an wahrem innern Werth in sich enthalten. Gewöhnlich denkt sich der Geber so wenig bei der Gabe, als der Empfänger bei dem Danke; gewöhnlich vernichtet die Art zu geben, was die Gabe selbst vielleicht gut gemacht haben würde. Aber Dein Geschenk heischt einen ganz eignen Dank. Irre ich nicht, so hältst

*) Dorf im nassauischen Amte Höchst.

Du den Dank für überflüssig, für gleichgültig, oder eigentlich für geschmacklos. Auch hast Du in gewisser Rücksicht Recht, wenn Du von jener Empfindung sprichst, die in dem Munde einer gewissen Art von Menschen weiter nichts als der Klang einer hohlen Schelle ist. Was mich dahin leitet, Dir zu danken, ist aber eine sehr natürliche Empfindung, ist bloß Folge Deines glücklich gewählten Geschenks. Es flößt mir die wärmste Erkenntlichkeit gegen eine Schwester ein, die mitten in dem rauschenden Gewühl der Stadt, für deren Freuden sie sonst ein so fühlbares Herz hatte, an die Bedürfnisse eines weit entfernten Bruders denkt, nach einem jahrelangen Schweigen an ihn schreibt und mit der Arbeit ihrer geschickten Hand den Beweis ihrer Zuneigung ihm giebt. Du siehst wenigstens, liebe Ulrique, daß ich den Werth Deines Geschenkes zu schätzen weiß, und ich wünsche mir Glück, wenn ich Dich davon überzeugt habe.

Gustchens Brief und der Brief von der Tante Massow[1]) und der N* haben mir ein gleich lebhaftes Vergnügen gemacht. Sie beweisen mir alle eine gleiche Theilnahme an meiner Lage, und ich muß meine Erkenntlichkeit theilen. Der Brief von der gnädigen Tante enthält die Verwunderung, daß ich das Geld durch den Kaufmann Meyer noch nicht erhalten habe; auch mir ist

[1]) Gustchen, eine seiner Schwestern; Frau von Massow, die Schwester seiner Mutter, welche nach dem Tode von Kleist's Eltern deren Kinder um sich versammelte und den Haushalt fortführte.

der Vorfall unbegreiflich, und ich würde den Rath der Tante, an ihn zu schreiben, gern befolgen, wenn ich nur den Ort seines Aufenthaltes wüßte. Das Packet, worin die Strümpfe von der N* und noch andere Wäsche war, nebst den Briefen vom 21. Decbr. 1794 habe ich durch die Post erhalten; um so mehr ist es mir unerklärbar, warum der Kaufmann Meyer nicht zugleich das Geld abgeschickt hat. Ich verliere dabei zwar nichts, denn der Cap. v. Franckenberg ist so gnädig, mir meine Zulage, selbst in seiner Abwesenheit, auszahlen zu lassen; allein ich fürchte für eine Verwirrung mit den Geldern. Doch wird sich das alles wohl mit der nächsten Messe heben.

Die Nähe unserer Abreise nach Westphalen hindert mich daran, die Briefe von der Tante und der N* zu beantworten; einige nicht unwichtige Geschäfte erhalten mich diese kurze Zeit über so ziemlich in Bewegung. Dagegen wird die erste Zeit der Ruhe, die wir in Westphalen genießen, mir Gelegenheit geben, meine Pflicht zu beobachten. Ich hoffe auch von da aus zugleich die Nachricht von meinem Avancement abschicken zu können; der Marsch hat eine Aenderung darin gemacht, sonst wäre ich vielleicht jetzt schon Officier. Es macht mir indessen eine herzliche Freude, zu hören, daß Leopold*) schon so früh zum Officier reift. Der Stand, in dem er bisher gelebt hat, führt so manches Unangenehme, so manche

*) Der jüngere Bruder Kleist's, stand nachher bei der Garde in Potsdam, trat aus dem Regiment als Major und wurde darauf Postdirector zu Stolp in Pommern.

Unbequemlichkeit mit sich, die sein junges Alter vielleicht zu sehr angreifen würden. Auch hat ihn der Feldzug gegen die Polen genug mit Erfahrungen bereichert, um einige Ansprüche auf diese Stelle machen zu können. Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch tödten, mit menschenfreundlicheren Thaten bezahlen zu können!

Und nun nur noch ein paar Worte: Ein Auftrag, mich der gnädigen Tante, — — Gustchen — und allen meinen Geschwistern zu empfehlen; die Bitte, mein jetziges Schreiben bald zu beantworten, und die Versicherung meiner unveränderlichen herzlichen Freundschaft.

Heinrich.

2.

Frankfurt a. d. Oder, den 12. Novbr. 99.

Ich war zuerst Willens, der langen Verspätung dieses Briefes eine Rechtfertigung voranzuschicken; aber es fällt mir ein, daß doch eben nicht viele Billigkeit dazu gehört, sie zu entschuldigen, wenn man mich und die Absicht meines Hierseins kennt. Ich habe mir ein Ziel gesteckt, das die ununterbrochene Anstrengung aller meiner Kräfte und die Anwendung jeder Minute Zeit erfordert, wenn es erreicht werden soll. Ich habe besonders in diesem meinem zweiten akademischen Cursus eine Masse von

Geschäften auf mich geladen, die ich nicht anders als mit dem allermühsamsten Fleiß bearbeiten kann; eine Masse von Geschäften, die selbst nach dem Urtheile Hüllmanns zu schwer für mich ist, und von der ich daher, wenn ich sie dennoch trage, mit Recht sagen kann, daß ich das fast Unmögliche möglich gemacht habe. Unter diesen Umständen siehst Du wohl ein, daß es bisher nöthig war, mich oft mit einem augenblicklichen Andenken an Dich zu begnügen, und daß mir selbst jetzt die Zeit einer schriftlichen Unterhaltung mit Dir noch nicht geworden wäre, wenn durch den Eintritt der Messe die akademischen Vorlesungen nicht ausgesetzt worden wären. Diese vierzehn Tage der Ruhe, diesen Sonntag für meine lange geschäftsvolle Woche, benutze ich, um mich einmal nach Herzenslust zu vergnügen, und dieses Vergnügen soll ein Brief an Dich sein.

Wenn man sich so lange mit ernsthaften, abstracten Dingen beschäftigt hat, wobei der Geist zwar seine Nahrung findet, aber das arme Herz leer ausgehen muß, dann ist es eine wahre Freude, sich einmal ganz seinen Ergießungen zu überlassen; ja es ist selbst nöthig, daß man es zuweilen ins Leben zurückrufe. Bei dem ewigen Beweisen und Folgern verlernt das Herz fast zu fühlen; und doch wohnt das Glück nur im Herzen, nur im Gefühle, nicht im Kopfe, nicht im Verstande. Das Glück kann nicht, wie ein mathematischer Lehrsatz bewiesen werden, es muß empfunden werden, wenn es da sein soll. Daher ist es wohl gut, es zuweilen durch den Genuß

ſinnlicher Freuden von neuem zu beleben; und man müßte wenigſtens täglich ein gutes Gedicht leſen, ein ſchönes Gemälde ſehen, ein ſanftes Lied hören — oder ein herzliches Wort mit einem Freunde reden, um auch den ſchönern, ich möchte ſagen, den menſchlicheren Theil unſeres Weſens zu bilden.

Dieſes letzte Vergnügen habe ich ſeit Deiner Abweſenheit von hier gänzlich entbehren müſſen, und gerade dieſes iſt es, deſſen ich am meiſten bedarf. Vorſätze und Entſchlüſſe, wie die meinigen, bedürfen der Aufmunterung und der Unterſtützung mehr als andere vielleicht, um nicht zu ſinken. Verſtanden wenigſtens möchte ich gern zuweilen ſein, wenn auch nicht aufgemuntert und gelobet; von einer Seele wenigſtens möchte ich gern zuweilen verſtanden werden, wenn auch alle andern mich verkennen. Wie man in einem heftigen Streite mit vielen Gegnern ſich umſieht, ob nicht Einer unter allen iſt, der uns Beifall zulächelt, ſo ſuche ich zuweilen Dich; und wie man unter fremden Völkern freudig einem Landsmann entgegenfliegt, ſo werde ich Dir, mein liebes Ulrikchen, entgegenkommen. Nenne es immerhin Schwäche von mir, daß ich mich ſo innig hier nach Mittheilung ſehne, wo ſie mir ſo ganz fehlt. Große Entwürfe mit ſchweren Aufopferungen auszuführen, ohne ſelbſt auf den Lohn, verſtanden zu werden, Anſpruch zu machen, iſt eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen. Selbſt die größten Helden der Tugend, die jede andere Belohnung verachteten, rechneten doch auf dieſen

Lohn; und wer weiß, was Sokrates und Christus gethan haben würden, wenn sie voraus gewußt hätten, daß keiner unter ihren Völkern den Sinn ihres Todes verstehen würde. Willst Du es doch eine Schwäche nennen, so ist es höchstens die Schwäche eines Münzensammlers z. B., der zwar hauptsächlich für sich und zu seinem Vergnügen, zu seinem Nutzen sammelte und daher auch nicht zürnt, wenn die Meisten gleichgültig bei seiner sorgfältig geordneten Sammlung vorübergehen, aber eben deswegen um so viel lieber einmal einen Freund der Kunst in sein Cabinet führt. Denn meine Absichten und meine Entschlüsse sind solche Schaumünzen, die aus dem Gebrauche gekommen sind und nicht mehr gelten; daher zeige ich sie gern zuweilen einem Kenner der Kunst, damit er sie prüfe und mich überzeuge, ob, was ich so emsig und eifrig sammle und aufbewahre, auch wohl ächte Stücke sind, oder nicht.

— Ich überlese jetzt den eben vorangegangenen Punct und finde, daß er mir mißfallen würde, wenn ich ihn, so wie Du hier, aus dem Munde eines jungen Menschen hörte. Denn mit Recht kann man ein Mißtrauen in solche Vorsätze setzen, die unter so vielen Menschen keinen finden, der sie verstände und billigte. Aber doch ist es mit den meinigen so; verstanden werden sie nicht, das ist gewiß, und daher, denke ich, werden sie nicht gebilligt. Wessen Schuld es ist, daß sie nicht verstanden werden — das getraue ich mir wenigstens nicht zu meinem Nachtheil zu entscheiden. Wenn ein Türke und ein Franzose

zuſammenkommen, ſo haben ſie wenigſtens gleiche Verpflichtung, die Sprache des Andern zu lernen, um ſich verſtändlich zu machen. Tauſend Bande knüpfen die Menſchen aneinander, gleiche Meinungen, gleiches Intereſſe, gleiche Wünſche, Hoffnungen und Ausſichten; — alle dieſe Bande knüpfen mich nicht an ſie, und dieſes mag ein Hauptgrund ſein, warum wir uns nicht verſtehen. Mein Intereſſe beſonders iſt den ihrigen ſo fremd und ungleichartig, daß ſie — gleichſam wie aus den Wolken fallen, wenn ſie etwas davon ahnden. Auch haben mich einige mißlungene Verſuche, es ihnen näher vor die Augen, näher ans Herz zu rücken, für immer davon zurückgeſchreckt; und ich werde mich dazu bequemen müſſen, es immer tief in das Innerſte meines Herzens zu verſchließen.

Was ich mit dieſem Intereſſe im Buſen, mit dieſem heiligen, mir ſelbſt von der Religion, von meiner Religion gegebenen Intereſſe im engen Buſen, für eine Rolle unter den Menſchen ſpiele, denen ich von dem, was meine ganze Seele erfüllt, nichts merken laſſen darf, — das weißt Du zwar nach dem äußern Anſchein, aber ſchwerlich weißt Du, was oft dabei im Innern mit mir vorgeht. Es ergreift mich zuweilen plötzlich eine Aengſtlichkeit, eine Beklommenheit, die ich zwar aus allen Kräften zu unterdrücken mich beſtrebe, die mich aber dennoch ſchon mehr als einmal in die lächerlichſten Situationen geſetzt hat.

Die einzige Geſellſchaft, die ich täglich ſehe, iſt

Zengens[3]), und ich würde um dieſer peinlichen Verlegenheit willen auch dieſe Geſellſchaft ſchon aufgegeben haben, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, mich durchaus von dieſem unangenehmen Gefühl zu entwöhnen. Denn auf meinem Lebenswege werden mir Menſchen aller Art begegnen, und jeden muß ich zu nutzen verſtehen. Dazu kommt, daß es mir auch zuweilen gelingt, recht froh in dieſer Geſellſchaft zu ſein. Denn ſie beſteht aus lauter guten Menſchen und es herrſcht darin viele Eintracht und das Aeußerſte von Zwangloſigkeit. Die älteſte Zenge, Minette[4]), hat ſogar einen feineren Sinn, der für ſchönere Eindrücke zuweilen empfänglich iſt; wenigſtens bin ich zufrieden, wenn ſie mich zuweilen mit Intereſſe anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre.

Ich ſage mir zwar häufig zu meinem Troſte, daß es nicht die Bildung für die Geſellſchaft iſt, die mein Zweck iſt, daß dieſe Bildung und mein Zweck zwei ganz verſchiedene Ziele ſind, zu denen zwei ganz verſchiedene Wege nach ganz verſchiedenen Richtungen führen — denn wenn man z. B. durch häufigen Umgang, vieles Plaudern, durch Dreiſtigkeit und Oberflächlichkeit zu dem einen Ziele kommt, ſo erreicht man dagegen nur durch Einſamkeit, Denken, Behutſamkeit und Gründlichkeit das andere ꝛc. Auch ſoll mein Betragen jetzt nicht gefallen, das Ziel, das ich im Sinne habe, ſoll für thöricht gehalten werden,

---

[3]) Die Familie des Generals von Zenge.

[4]) Seine nachherige Braut.

man ſoll mich auf der Straße, die ich wandle, auslachen, wie man den Columbus auslachte, weil er Oſtindien im Weſten ſuchte. Nur dann erſt bewunderte man ihn, als er noch mehr gefunden hatte, als er ſuchte ꝛc. Das alles ſage ich mir zu meinem Troſte. Aber dennoch möchte ich mich gern von dieſer Beklommenheit entwöhnen, um ſo viel mehr, da ich mit Verdruß bemerke, daß ſie mich immer öfter und öfter ergreift.

Aber ich fürchte, daß es mir in der Folge wie den meiſten Gelehrten von Profeſſion gehen wird; ſie werden in ihrem äußern Weſen rauh — und für das geſellige Leben untauglich. Ich finde das aus vielen Gründen ſehr natürlich. Sie haben ein höheres Intereſſe lieb gewonnen und können ſich nicht mehr an dem gemeinen Intereſſe erwärmen. Wenn ein Anderer z. B. ein Buch, ein Gedicht, einen Roman geleſen hat, das einen ſtarken Eindruck auf ihn machte und ihm die Seele füllte, wenn er nun mit dieſem Eindruck in eine Geſellſchaft tritt, er ſei nun froh oder ſchwermüthig geſtimmt, er kann ſich mittheilen, und man verſteht ihn. Aber wenn ich meinen mathematiſchen Lehrſatz ergründet habe, deſſen Erhabenheit und Größe mir auch die Seele füllte, wenn ich nun mit dieſem Eindruck in eine Geſellſchaft trete, wem darf ich mich mittheilen, wer verſteht mich? Nicht einmal ahnden darf ich laſſen, was mich zur Bewunderung hinriß, nicht einen von allen Gedanken darf ich mittheilen, die mir die Seele füllen. — Und ſo muß man denn freilich zuweilen leer und gedankenlos erſcheinen, ob man es gleichwohl nicht iſt.

Der größte Irrthum iſt denn wohl noch der, wenn man glaubt, ein Gelehrter ſchweige aus Stolz, etwa, weil er die Geſellſchaft nicht der Mittheilung ſeiner Weisheit für werth achtet. Ich wollte ſchwören, daß es meiſtens gerade das Gegentheil iſt, und daß es vielleicht gerade der äußerſte Grad von Beſcheidenheit iſt, der ihm Stillſchweigen auferlegt. Ich rede hier beſonders von großen Gelehrten, die ihr Lob in allen Zeitſchriften leſen. Man beſucht ſie häufig, um die Giganten doch einmal in der Nähe zu betrachten; man erwartet von ihnen, das wiſſen ſie ſelbſt, lauter Sentenzen, man glaubt, daß ſie wie in ihren Büchern reden werden. Sie reden aber nur wenige gemeine Dinge, man verläßt ſie mit dem Verdacht, daß ſie aus Stolz geſchwiegen haben, ob ſie zwar gleich nur aus Beſcheidenheit ſchwiegen, weil ſie nicht immer in den erwarteten Sentenzen reden konnten, und doch nicht gern die gute Meinung, die man von ihnen hatte, zerſtören wollten.

In ſolchen Lagen hat man die gelehrteſten Männer oft in der größten Verlegenheit geſehen. Unſer geſcheuter Profeſſor Wünſch, der gewiß hier in Frankfurt obenan ſteht und Alle überſieht, würde doch gewiß, des bin ich überzeugt, durch die abgeſchmackteſten Neckereien des albernſten Mädchens in die größte Verlegenheit geſetzt werden können. Du weißt, wie es Rouſſeau mit dem Könige von Frankreich gieng; und man braucht daher weder dumm noch feig zu ſein, um vor einem Könige zu zittern. Ein franzöſiſcher Officier, der, als Ludwig der Vierzehnte ihn

heranrief, ſich zitternd ſeinem Könige näherte und von ihm mit kalter königlicher Ueberlegenheit gefragt wurde, warum er ſo zittere? hatte dennoch die Freimüthigkeit zu antworten: Sire, ce n'est pas devant vos ennemis, que je tremble ainsi.

Meine Briefe werden lang, mein liebes Ulrikchen; und was das Schlimmſte iſt, ich rede immer von mir. Verzeihe mir dieſe kleine menſchliche Schwachheit. Vieles verſchweige ich noch, das ich bis zu Deiner Rückkunft aufbewahre. Ob Dich Neuigkeiten mehr intereſſirt hätten, als der Inhalt dieſes Briefes? — Wer weiß. Aber auf allen Fall gab es keine Neuigkeiten, außer die alte Leier, daß die Meſſe ſchlecht ſei. Die Kleiſt aus Schernewitz[5]) war hier und hat mir gut gefallen. Sie will künftiges Jahr nach Flinsberg ins Bad reiſen und wünſcht eine Reiſebegleiterin — wen habe ich hier wohl vorgeſchlagen? Sie hat mir alſo förmlich aufgetragen, Dich zu dieſer Reiſe einzuladen.

Bis dahin, denke ich, wirſt Du doch noch einmal nach Frankfurt kommen? Was in aller Welt machſt Du denn in Werben[6])? Niemand von uns, ich ſelbſt nicht, kann begreifen, was Dir den Aufenthalt dort auf viele Monate ſo angenehm machen kann. Wenn es kein Geheimniß iſt, ſo ſchreibe es mir. Grüße Schönfeldt und

[5]) Tſchernowitz bei Guben.

[6]) Ein der Familie von Schönfeldt gehörendes Gut bei Cottbus.

Frau, Onkel und Tante Pannwitz, kurz alles, was Pannwitz heißt, auch Caroline[1]). Ist sie noch böse? — Adieu.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Noch eine Hauptnachricht, die Dich vielleicht bewegen wird, sogleich nach Frankfurt zu kommen. Zengens und unsere Familie nebst vielen anderen Damen Frankfurts nehmen ein Collegium über Experimental-Physik bei Wünsch. Nehmen, sagte ich? Das klingt ja beinahe, als wäre von Medicin die Rede. So übel schmeckt es indessen nicht. Es ist eine Brunnen-Cur zum Nutzen und Vergnügen. Du wirst sie nicht verschmähen. Willst Du der Vorlesung von Anfang an beiwohnen, so mußt Du auf irgend eine Art suchen, sogleich nach Frankfurt zu kommen.

---

[1]) Die Familien von Kleist, von Schönfeldt und von Pannwitz waren unter einander nahe verwandt. Caroline, eine Tochter des Onkel Pannwitz, verheirathete sich später mit dem in diesen Briefen öfter erwähnten Herrn von Gleißenberg, einem ausgezeichneten Officier, der als Obristlieutenant in der Schlacht bei Leipzig fiel.

3.

(Ohne Angabe des Orts, von wo aus, noch des Tages und Jahres, wann der Brief geschrieben ist.)

/ Wenn ich von Jemandem Bildung erhalte, mein liebes Ulrikchen, so wünsche ich ihm dankbar auch wieder einige Bildung zurückzugeben; wenn ich aus seinem Umgang Nutzen ziehe, so wünsche ich, daß er auch in dem meinigen einigen Nutzen finde; nicht gern möchte ich, daß er die Zeit bei mir verlöre, die ich bei ihm gewinne. /

Wie lehrreich und bildend Dein Umgang mir ist, wie vielen wahren Vortheil Deine Freundschaft mir gewährt, das scheue ich mich nicht, Dir offenherzig mitzutheilen; vielmehr es ist recht und billig, daß ein Wohlthäter den ganzen Umfang seiner Wohlthat kennen lernt, damit er sich selbst durch das Bewußtsein seiner Handlung und des Nutzens, den sie gestiftet hat, belohne. Du, mein liebes Ulrikchen, ersetzest mir die schwer zu ersetzende und wahrlich Dich ehrende Stelle meiner hochachtungswürdigen Freunde zu Potsdam. Ich scheue mich auch nicht, Dir zu gestehen, daß die Aussicht auf Deine Freundschaft, so sehr ich sonst andere Universitäten zu beziehen wünschte, mich dennoch wenigstens zum Theil bestimmte, meinen Aufenthalt in Frankfurt zu wählen. Denn Grundsätze und Entschlüsse, wie die meinigen, bedürfen der Unterstützung, um über so viele Hindernisse und Schwierigkeiten unwandelbar hinausgeführt zu werden. Du, mein liebes Ulrikchen, sicherst mir den guten Erfolg derselben.

Du bist die Einzige, die mich hier ganz versteht. Durch unsere vertraulichen Unterredungen, durch unsere Zweifel und Prüfungen, durch unsere freundlichen und freundschaftlichen Zwiste, deren Gegenstand nur allein die Wahrheit ist, der wir beide aufrichtig entgegenstreben, und in welcher wir uns auch gewöhnlich beide vereinigen, durch alle diese Vortheile Deines Umganges scheidet sich das Falsche in meinen Grundsätzen und Entschlüssen immer mehr von dem Wahren, das sie enthalten, und reinigen sich folglich immer mehr, und knüpfen sich immer inniger an meine Seele, und wurzeln immer tiefer, und werden immer mehr und mehr mein Eigenthum. Deine Mitwissenschaft meiner ganzen Empfindungsweise, Deine Kenntniß meiner Natur schützt sie um so mehr vor ihrer Ausartung; denn ich fürchte nicht allein mir selbst, ich fürchte nun auch Dir zu mißfallen. Dein Beispiel schützt mich vor allen Einflüssen der Thorheit und des Lasters, Deine Achtung sichert mir die meinige zu. — Doch genug. Du siehst, wie unaufhaltsam mir Dein Lob entfließt, mit wie vielem Vergnügen ich mich als Deinen Schuldner bekenne. Ich schätze Dich als das edelste der Mädchen und liebe Dich als die, welche mir jetzt am theuersten ist. Wärst Du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen.

Doch genug hiervon. So viele von Dir empfangene und innig empfundene Wohlthaten will ich dadurch zu belohnen suchen, daß ich unaufgefordert und mit der Frei-

müthigkeit der Freundschaft bis in das Geheimste und Innerste Deines Herzens dringe; und finde ich es nicht, wie ich es wünsche, finde ich Dich unentschieden, wo Du längst entschieden sein solltest, finde ich Dich schlummern, wo Du längst wach sein solltest, dann will ich mit der Kühnheit der Freundschaft Dich wecken.

Traue mir zu, daß es meine innige Ueberzeugung ist, auf welcher sich das jetzt Folgende gründet. Bei so vielen Fähigkeiten, die Deinen Verstand, bei so vielen herrlichen Tugenden, die Dein Herz schmücken, scheint es lieblos und unedel, eine dunkle Seite an Dir dennoch auszuspüren. Aber gerade diese dunkle Seite ist keine unbedeutende, gleichgültige. Ich denke, sie würde Deinem Wesen die Krone aufsetzen, wenn sie im Lichte stände, und darum wünsche ich, sie zu erhellen. Und wenn auch das nicht wäre, — wenn Jemand so nahe am Ziele steht, so verdient er schon allein um der seltenen Erscheinung willen, daß man ihn ganz hinauf führe.

Tausend Menschen höre ich reden und sehe ich handeln, und es fällt mir nicht ein, nach dem Warum? zu fragen. Sie selbst wissen es nicht, dunkle Neigungen leiten sie, der Augenblick bestimmt ihre Handlungen. Sie bleiben für immer unmündig und ihr Schicksal ein Spiel des Zufalls. Sie fühlen sich wie von unsichtbaren Kräften geleitet und gezogen, sie folgen ihnen im Gefühl ihrer Schwäche, wohin es sie auch führt, zum Glücke, das sie dann nur halb genießen, zum Unglück, das sie dann doppelt fühlen.

Eine ſolche ſclaviſche Hingebung in die Launen des Tyrannen Schickſal iſt nun freilich eines freien, denkenden Menſchen höchſt unwürdig. Ein freier, denkender Menſch bleibt da nicht ſtehen, wo der Zufall ihn hinſtößt; oder wenn er bleibt, ſo bleibt er aus Gründen, aus Wahl des Beſſern. Er fühlt, daß man ſich über das Schickſal erheben könne, ja, daß es im richtigen Sinne ſelbſt möglich ſei, das Schickſal zu leiten. Er beſtimmt nach ſeiner Vernunft, welches Glück für ihn das höchſte ſei, er entwirft ſich ſeinen Lebensplan und ſtrebt ſeinem Ziele nach ſicher aufgeſtellten Grundſätzen mit allen ſeinen Kräften entgegen. Denn ſchon die Bibel ſagt: willſt Du das Himmelreich erwerben, ſo lege ſelbſt Hand an.

So lange ein Menſch noch nicht im Stande iſt, ſich ſelbſt einen Lebensplan zu bilden, ſo lange iſt und bleibt er unmündig, er ſtehe nun als Kind unter der Vormundſchaft ſeiner Aeltern oder als Mann unter der Vormundſchaft des Schickſals. Die erſte Handlung der Selbſtſtändigkeit eines Menſchen iſt der Entwurf eines ſolchen Lebensplan's. Wie nöthig es iſt, ihn ſo früh wie möglich zu bilden, davon hat mich der Verluſt von ſieben koſtbaren Jahren, die ich dem Soldatenſtande widmete, von ſieben unwiederbringlich verlorenen Jahren, die ich für meinen Lebensplan hätte anwenden gekonnt, wenn ich ihn früher zu bilden verſtanden hätte, überzeugt.

Ein ſchönes Kennzeichen eines ſolchen Menſchen, der nach ſichern Principien handelt, iſt Conſequenz. Zuſammen-

hang und Einheit in seinem Betragen. Das hohe Ziel, dem er entgegenstrebt, ist das Mobil aller seiner Gedanken, Empfindungen und Handlungen. Alles, was er denkt, fühlt und will, hat Bezug auf dieses Ziel, alle Kräfte seiner Seele und seines Körpers streben nach diesem gemeinschaftlichen Ziele. Nie werden seine Worte seinen Handlungen, oder umgekehrt, widersprechen, für jede seiner Aeußerungen wird er Gründe der Vernunft aufzuweisen haben. Wenn man nur sein Ziel kennt, so wird es nicht schwer sein, die Gründe seines Betragens zu erforschen.

Ich wende mich nun zu Dir, mein liebes Ulrikchen. Deiner denkenden Seele stände jener hohe Charakter der Selbstständigkeit wohl an. Und doch vermisse ich ihn an Dir. Du bist für jeden Augenblick des Lebens oft nur zu bestimmt, aber Dein ganzes Leben hast Du noch nicht ins Auge gefaßt. Aus diesem Umstande erkläre ich mir die häufigen Inconsequenzen Deines Betragens, die Widersprüche Deiner Aeußerungen und Handlungen. Denn ich sinne gern bei Dir über die Gründe derselben nach, aber ungern finde ich, daß sie nicht immer übereinstimmen.

Du äußerst oft hohe, vorurtheilsfreie Grundsätze der Tugend, und doch klebst Du noch oft an den gemeinsten Vorurtheilen. Nie sehe ich Dich gegen wahren, ächten Wohlstand anstoßen, und doch bildest Du oft Wünsche und Pläne, die mit ihm durchaus unvereinbar sind. Ich hoffe, Du wirst mich überheben, diese Urtheile mit Bei-

ſpielen zu belegen. Du biſt entweder viel zu frei und vorurtheillos, oder bei weitem nicht genug. Die Folge davon iſt, daß ich nicht beſtimmen kann, ob das, was Du willſt und thuſt, recht ſei, oder nicht, und ich muß fürchten, daß Du ſelbſt darüber unentſchieden biſt.

Denn warum hätteſt Du mir, als ich Dir geſtern die raſche Frage that, ob Du Dir einen beſtimmten Lebensplan gebildet hätteſt, mit Verwirrung und Schüchternheit, wenigſtens nicht mit jener Dir eigenthümlichen Reinheit und Gradheit geantwortet, Du verſtändeſt meine Frage nicht? Meine ſimple Frage, deren Sinn doch ſo offen und klar iſt? Muß ich nicht fürchten, daß Du nur in der Nothwendigkeit, mir eine Antwort geben zu müſſen, die Deiner nicht würdig iſt, lieber dieſen — Ausweg gewählt haſt?

Ein Lebensplan iſt — — Mir fällt die Definition vom Baumkuchen ein, die Du einſt im Scherze Pannwitzen gabſt, und wahrlich, ich möchte Dir im Ernſte eine ähnliche geben. Denn bezeichnet hier nicht ebenfalls ein einfacher Ausdruck einen einfachen Sinn? Ein Reiſender, der das Ziel ſeiner Reiſe und den Weg zu ſeinem Ziele kennt, hat einen Reiſeplan. Was der Reiſeplan dem Reiſenden iſt, das iſt der Lebensplan dem Menſchen. Ohne Reiſeplan ſich auf die Reiſe begeben, heißt erwarten, daß der Zufall uns an das Ziel führe, das wir ſelbſt nicht kennen. Ohne Lebensplan leben, heißt vom Zufall erwarten, ob er uns ſo glücklich machen werde, wie wir es ſelbſt nicht begreifen.

Ja, es ist mir so unbegreiflich, wie ein Mensch ohne Lebensplan leben könne, und ich fühle an der Sicherheit, mit welcher ich die Gegenwart benutze, an der Ruhe, mit welcher ich in die Zukunft blicke, so innig, welch ein unschätzbares Glück mir mein Lebensplan gewährt, und der Zustand, ohne Lebensplan, ohne feste Bestimmung, immer schwankend zwischen unsichern Wünschen, immer im Widerspruch mit meinen Pflichten, ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Drathe des Schicksals — dieser unwürdige Zustand scheint mir so verächtlich und würde mich so unglücklich machen, daß mir der Tod bei weitem wünschenswerther wäre.

Du sagst, nur Männer besäßen diese uneingeschränkte Freiheit des Willens, Dein Geschlecht sei unauflöslich an die Verhältnisse der Meinung und des Rufs geknüpft. — Aber ist es aus Deinem Munde, daß ich dieß höre? Bist Du nicht ein freies Mädchen, so wie ich ein freier Mann? Welcher andern Herrschaft bist Du unterworfen, als allein der Herrschaft der Vernunft?

Aber dieser sollst Du Dich auch vollkommen unterwerfen. Etwas muß dem Menschen heilig sein. Uns beiden, denen es die Ceremonien der Religion und die Vorschriften des conventionellen Wohlstandes nicht sind, müssen um so mehr die Gesetze der Vernunft heilig sein. Der Staat fordert von uns weiter nichts, als daß wir die zehn Gebote nicht übertreten. Wer gebietet uns aber die Tugenden der Menschenliebe, der Duldung, der Bescheidenheit, der Sittsamkeit zu üben, wenn es nicht die

Vernunft thut? Der Staat ſichert uns unſer Eigenthum, unſre Ehre und unſer Leben; wer ſichert uns aber unſer inneres Glück zu, wenn es die Vernunft nicht thut?

So innig ich es nun auch wünſche, Dich überhaupt für die Annahme irgend eines Lebensplans zu beſtimmen, weil ich Dir gern das Glück gönne, das die Kenntniß unſerer Beſtimmung, der ſichere Genuß der Gegenwart und die Ruhe für die Zukunft gewähren, ſo möchte ich doch nicht gern einen Einfluß auf die Annahme eines beſtimmten Lebensplans haben. Das möge allein das Werk Deiner Vernunft ſein. Prüfe Deine Natur, beurtheile, welches moraliſche Glück ihr am angemeſſenſten ſei, mit einem Worte, bilde Dir einen Lebensplan und ſtrebe dann ſeiner Ausführung entgegen. Dann wird nie wieder geſchehen, was ich vorher an Dir tadelte, dann werden ſich Deine Wünſche und Deine Pflichten, Deine Worte und Deine Handlungen nie widerſprechen.

Aber noch weit mehr als ich fürchte, Du möchteſt noch bisher keinen Lebensplan gebildet haben, muß ich fürchten, daß Du gerade den einzigen Lebensplan verworfen haſt, der Deiner würdig wäre. Laß mich aufrichtig, ohne Rückhalt, ohne alle falſche Scham reden. Es ſcheint mir, — es iſt möglich, daß ich mich irre, und ich will mich freuen, wenn Du mich vom Gegentheile überzeugen kannſt, — aber es ſcheint mir, als ob Du bei Dir entſchieden wäreſt, Dich nie zu verheirathen. Wie? Du wollteſt nie Gattin und Mutter werden? Du wärſt entſchieden, Deine höchſte Beſtimmung nicht zu er-

füllen, Deine heiligſte Pflicht nicht zu vollziehen? Und entſchieden wärſt Du darüber? Ich bin wahrlich begierig, die Gründe zu hören, die Du für dieſen höchſt ſtrafbaren und verbrecheriſchen Entſchluß aufzuweiſen haben kannſt.

Eine einzige ſimple Frage zerſtört ihn. Denn wenn Du ein Recht hätteſt, Dich nicht zu verheirathen, warum ich nicht auch? Und wenn wir beide dazu ein Recht haben, warum ein Dritter nicht auch? Und wenn dieſes iſt, warum nicht auch ein Vierter, ein Fünfter, warum nicht wir Alle? Aber das Leben, welches wir von unſern Aeltern empfiengen, iſt ein heiliges Unterpfand, das wir unſern Kindern wieder mittheilen ſollen. Das iſt ein ewiges Geſetz der Natur, auf welches ſich ihre Erhaltung gründet.

Dieſe Wahrheit iſt ſo klar, und das Intereſſe, das ſie bei ſich führt, dem Herzen des Menſchen ſo innig eingepflanzt, daß es mir ſchwer wird zu glauben, ſie ſei Dir unbekannt. Aber was ſoll ich glauben, wenn Dir der, nicht ſcherzhafte, nur allzu ernſtliche Wunſch entſchlüpft, Du möchteſt die Welt bereiſen? Iſt es auf Reiſen, daß man Geliebte ſuchet und findet? Iſt es dort, wo man die Pflichten der Gattin und der Mutter am zweckmäßigſten erfüllt? Oder willſt Du endlich, wenn Dir auch das Reiſen überdrüſſig iſt, zurückkehren, wenn nun die Blüthe Deiner Jahre dahingewelkt iſt, und erwarten, ob ein Mann philoſophiſch genug denke, Dich dennoch zu heirathen? Soll er Weiblichkeit von einem

Weibe erwarten, deren Geschäft es auf ihrer Reise war, sie zu unterdrücken?

Aber Du glaubst Dich trösten zu können, wenn Du auch einen solchen Mann nicht fändest. Täusche Dich nicht, Ulrikchen, ich fühle es, Du würdest Dich nicht trösten, nein, wahrlich, bei Deinem Herzen würdest Du Dich nicht trösten. Gesetzt, es wäre Dein Wille, Dich nach der Rückkehr von Deiner Reise irgendwo in einer schönen Gegend mit Deinem Vermögen anzukaufen. Ach, dem Landmann ist ein Gatte unentbehrlich. Der Städter mag seiner entbehren, ich will es glauben, das Geräusch der Stadt kann seine geheimen Wünsche unterdrücken, er lernt das Glück nicht vermissen, das er entbehrt. Aber der Landmann ist ohne Gattin immer unglücklich. Da fehlt ihm Trost und Hülfe in Widerwärtigkeiten, da ist er in Krankheiten ohne Wartung und Pflege, da sieht er sich allein stehen in der weiten, lebendigen Natur, er fühlt sich unvermißt und unbeweint, wenn er an den Tod denkt. Und selbst wenn seine Bemühungen gedeihen und mit Früchten wuchern, — wo will er hin mit allen Erzeugnissen der Natur? Da fehlen ihm Kinder, die sie ihm verzehren helfen, da drückt er wehmüthig fremde Kinder an seine Brust und reicht ihnen von seinem Ueberflusse. — Täusche Dich daher nicht, Ulrikchen. Dann erst würdest Du innig fühlen, welches Glück Du entbehren mußt, und um so tiefer würde dies Dich schmerzen, je mehr Du es selbst muthwillig verworfen hast.

Und was würde Dich für so vielen Verlust schadlos

halten können? Doch wohl nicht der höchst unreife Gedanke, frei und unabhängig zu sein? Kannst Du Dich dem allgemeinen Schicksal Deines Geschlechts entziehen, das nun einmal seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen bekleidet? Nicht einen Zaun, nicht einen elenden Graben kannst Du ohne Hülfe eines Mannes überschreiten, und willst allein über die Höhen und über die Abgründe des Lebens wandeln? Oder willst Du von Fremden fordern, was Dir ein Freund gern und freiwillig leisten würde?

Aus allen diesen Gründen, deren Wahrheit Du gewiß einsehen und fühlen wirst, gieb jenen unseligen Entschluß auf, wenn Du ihn gefaßt haben solltest. Du entsagst mit ihm Deiner höchsten Bestimmung, Deiner heiligsten Pflicht, der erhabensten Würde, zu welcher ein Weib emporsteigen kann, dem einzigen Glücke, das Deiner wartet.

Und wenn Mädchen, wie Du, sich der heiligen Pflicht, Mütter und Erzieherinnen des Menschengeschlechts zu werden, entziehen, was soll aus der Nachkommenschaft werden? Soll die Sorge für künftige Geschlechter nur der Ueppigkeit feiler und eitler Dirnen überlassen sein? Oder ist sie nicht vielmehr eine heilige Verpflichtung tugendhafter Mädchen? — Ich schweige und überlasse es Dir, diesen Gedanken auszubilden.

4.

(Ebenfalls ohne Angabe der Zeit.)

Mein liebes Ulrikchen, ich bin auf acht Tage in Frankfurt, aber nicht so vergnügt, als wenn Du hier wärest. Ich mußte mir diese Zerstreuung machen, weil mich das Brüten über die schwangere Zukunft wieder ganz verstimmt hatte. In meinem Kopfe sieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Nieten liegen. Da ist es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt. Es hilft zwar zu nichts, aber es entfernt doch den furchtbaren Augenblick, der ein ganzes Lebensgeschick unwiderruflich entscheidet. Mehr als einmal bin ich nahe gewesen, mich endlich geduldig in ein Amt zu fügen, bei dem doch viele Männer, wie sie es sagen, froh sind; und am Ende könnte man sich selbst mit dem Apollo trösten, der auch verdammt ward, Knechtsdienste auf Erden zu thun. Aber immer noch reizt mich mein früheres, höheres Ziel, und noch kann ich es nicht (wie viele es können) verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor mir selbst zu erröthen. Das Schlimmste bei dieser Ungewißheit ist, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann. — Schreibe Du mir doch ein paar Worte nach Berlin. Adieu, grüße Schönfeldt und Frau, Onkel und Tante Pannwitzens ꝛc.

N. S. Kannst Du mir nicht Nachricht geben, wo sich wohl jetzt meine Culturgeschichte befindet?

5.

Berlin, den 14. August 1800.

Noch am Abend meiner Ankunft an diesem Orte melde ich Euch, daß ich gesund und vergnügt bin, und bin darum so eilig, weil ich fürchte, daß Ihr, besonders an dem letztern, zweifelt.

Denn eine Reise, ohne angegebenen Zweck, eine so schnelle Anleihe, ein ununterbrochenes Schreiben und am Ende noch obenein Thränen — das sind freilich Kennzeichen eines Zustandes, die dem Anschein nach Betrübniß bei theilnehmenden Freunden erwecken müssen.

Indessen erinnere Dich, daß ich bloß die Wahrheit verschweige, ohne indessen zu lügen, und daß meine Erklärung, das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen durch diese Reise zu retten, vollkommen gegründet ist.

Gewiß würde ich nicht so geheimnißreich sein, wenn nicht meine beste Erkenntniß mir sagte, daß Verheimlichung meines Zweckes nothwendig, nothwendig sei.

Indessen Du und noch ein Mensch, ihr sollt beide mehr erfahren, als alle übrigen auf der Welt, und

überhaupt Alles, was zu verschweigen nicht nothwendig ist*).

Dabei baue ich aber nicht nur auf Deine unverbrüchliche Verschwiegenheit (indem ich will, daß das Scheinbar-Abenteuerliche meiner Reise durchaus versteckt bleibe, und die Welt weiter nichts erfahre, als daß ich in Berlin bin und Geschäfte beim Minister Struensee habe, welches zum Theil wahr ist), sondern auch auf Deine feste Zuversicht auf meine Redlichkeit, so daß selbst bei dem widersprechendsten Anschein Dein Glaube an dieselbe nicht wankt.

Unter diesen Bedingungen sollst Du Alles erfahren, was ich sagen kann, welches Du aber ganz allein nur für Dich behalten und der Welt nichts anders mittheilen sollst, als daß ich in Berlin bin. Ich glaube, daß das Vortreffliche meiner Absicht die Ausbreitung dieses Satzes, selbst wenn er zuweilen eine Lüge sein sollte, entschuldigt und rechtfertigt.

Ich suche jetzt zunächst einen edeln, weisen Freund auf, mit dem ich mich über die Mittel zu meinem Zwecke

*) Da auch die nächstfolgenden Briefe keinen Aufschluß über Zweck und Erfolg dieser Reise geben, die Kleist in der Gesellschaft des Herrn von Brokes nach Wien machen wollte, und die beide nach Würzburg führte, so habe ich darüber dort nachgefragt, wo am ersten eine befriedigende Antwort erwartet werden konnte, bei der gegenwärtigen Besitzerin der Originalbriefe Heinr. v. Kl. an seine Schwester, der Nichte beider. Sie konnte mir aber auch nichts weiter mittheilen, als daß ihre Tante ihr gesagt habe, „die Reise wäre politischer Natur gewesen."

berathen könne, indem ich mich dazu zu schwach fühle, ob ich gleich stark genug war, den Zweck selbst unwiderruflich festzustellen.

Wärst Du ein Mann gewesen — o Gott, wie innig habe ich dieß gewünscht! — Wärst Du ein Mann gewesen — denn eine Frau konnte meine Vertraute nicht werden, — so hätte ich diesen Freund nicht so weit zu suchen gebraucht, als jetzt.

Ergründe nicht den Zweck meiner Reise, selbst wenn Du es könntest. Denke, daß die Erreichung desselben zum Theil auf der Verheimlichung vor allen, allen Menschen beruht. Für jetzt wenigstens. Denn einst wird es mein Stolz und meine Freude sein, ihn mitzutheilen.

Grüße W. v. Z.*) Sie weiß so viel, wie Du, aber nicht viel mehr. — Schicke mir doch durch die Post meine Schrift über die kantische Philosophie, welche Du besitzest, und auch die Culturgeschichte, welche Auguste hat; aber sogleich.

Ich kehre nicht so bald wieder. Doch das Alles behältst Du für Dich. Du sollst jedesmal den Ort erfahren, wo ich bin; Du wirst von diesem Vertrauen keinen Gebrauch machen, der der Erreichung meines Zweckes hinderlich wäre.

Sei ruhig. Sei ganz ruhig. — Wenn auch die Hülle des Menschen mit jedem Monde wechselt, so

*) Gewiß Wilhelmine von Zenge, seine Braut.

bleibt doch Eines in ihm unwandelbar und ewig: das Gefühl seiner Pflicht.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Deine Aufträge werden morgen besorgt werden. — Du mußt auf alle Adressen an mich immer schreiben, daß der Brief selbst abgeholt werden wird.

6.

Coblenz bei Pasewalk, den 21. August 1800.

Du vergißt doch nicht, daß ich Dir allein meinen Aufenthalt mittheile, und daß er aus Gründen jedem andern Menschen verschwiegen bleiben muß? Ich habe ein unumschränktes Vertrauen zu Dir, und darum verschweige ich Dir nichts, was zu verschweigen nicht nothwendig ist. Vertraue auch mir und thue keinen eigenmächtigen Schritt, der üblere Folgen haben könnte, als Du glaubst. Elisabeth ehrte die Zwecke Posa's, auch ohne sie zu kennen. Die meinigen sind wenigstens gewiß der Verehrung jedes edeln Menschen werth.

Ich habe mich hier mit Brokes[10]) vereinigt. Er

[10]) Vergl. H. v. Kleist's Leben und Briefe. Mit einem Anhange herausgegeben von Ed. v. Bülow. Berlin. 1848. 8. S. 14 ff.; 140 ff.

hat mit mir denſelben Zweck, und das könnte Dich noch ruhiger machen, wenn Dich die Unerklärlichkeit meiner Reiſe beunruhigen ſollte. Brokes iſt ein trefflicher junger Mann, wie ich wenige in meinem Leben gefunden habe. Wir werden beide gemeinſchaftlich eine Reiſe machen — nicht zu unſerm Vergnügen, das ſchwöre ich Dir; wie hätte ich Dich ſo um Deine liebſten Freuden betrügen können? — Nein. Vielmehr es liegt ein ſehr ernſter Zweck zum Grunde, der uns wahrſcheinlich nicht eher ein ganz ungeſtörtes Vergnügen genießen laſſen wird, als bis er erreicht iſt. Die Mitwiſſenſchaft eines Dritten war unmöglich, wenigſtens ſtand es nicht in meiner Willkür, über das Geheimniß zu ſchalten; ſonſt würde meine edelſte Schweſter gewiß auch meine Vertraute geworden ſein.

Ich baue ganz auf Dein Vertrauen zu mir und auf Deine Verſchwiegenheit. Wenn ich das nicht darf, Ulrike, ſo ſchreibe es mir nach Berlin, und ich ergreife andere Maßregeln. Nur in der feſten Zuverſicht auf Deine unwandelbare Treue wirſt Du immer von mir den Ort erfahren, an welchen mich die Bahn unſers Zweckes führt. Täuſchen wirſt Du mich nicht. Du wirſt meine gerechte Forderung erfüllen, auch ohne es verſprochen zu haben. Denn Alles, was Wenige thun würden, erwarte ich von Dir.

Ich bleibe hier in Coblentz bis morgen. Ich treffe den 24. in Berlin ein. Dahin mußt Du mir gleich nach Empfang dieſes Briefes ſchreiben, wenn Du mir

die Freude machen willſt, von Deiner Hand zu ſehen, was Du von meinem Vorhaben denkſt. Ich habe alles Hieſige von Dir gegrüßt. Alles läßt Dich wieder grüßen. Ich habe der Gräfin den Wallenſtein zurückgelaſſen, weil ſie es wünſchte. Sie wird ihn Dir bei ihrer Durchreiſe durch Frankfurt überliefern. Du kannſt das Buch als ein Geſchenk von mir betrachten, denn ſein Inhalt muß nicht geleſen, ſondern gelernt werden. Ich bin begierig, ob Wall. den Carlos bei Dir verdrängen wird. Ich bin unentſchieden.

Adieu. Grüße Alles von mir aus Berlin. Die Gräfin Eickſtädt wird zwar, wenn ſie in Frankfurt iſt, von mir und meiner Gegenwart in Coblentz erzählen; allein Du kannſt alsdann ſagen, ja, Du wüßteſt es, ich hätte Dich aber gebeten, es zu verſchweigen. So wünſchte ich, daß Du es mit Allem machen möchteſt, was von meiner Reiſe entdeckt werden ſollte. Hilf mir meinen Plan ausführen, liebes Ulrikchen, er verdient es. Adieu. Heinrich.

N. S. Weißt Du, daß das Tournier in Schwediſch-Pommern beim Gf. v. Falkenſtein in C. ſein wird?

7.

Berlin, den 26. August 1800.

Mein liebes Ulrikchen. Es steht eine Stelle in Deinem Briefe, die mir viele Freude gemacht hat, weil sie mir Dein festes Vertrauen auf meine Redlichkeit, selbst bei den scheinbar widersprechendsten Umständen, zusichert. Du wirst finden, daß ich dessen bedarf. Ich theile Dir jetzt ohne Rückhalt Alles mit, was ich nicht verschweigen muß. Ich reise mit Brokes nach Wien. Ich werde manches Schöne sehen und dabei jedesmal mit Wehmuth daran denken, wie vergnügt Du dabei gewesen wärest, wenn es möglich gewesen wäre, Dich an dieser Reise Antheil nehmen zu lassen. Doch das Schöne ist diesmal nicht Zweck meiner Reise. Unterlasse alle Anwendungen, Folgerungen und Combinationen. Sie müssen falsch sein, weil Du mich nicht ganz verstehen kannst. Halte Dich bloß an das, was ich Dir gradezu mittheile. Das ist buchstäblich wahr.

Du bietest mir Deine fernern Dienste an. Ich werde davon Gebrauch machen, ohne Deine Freundschaft zu mißbrauchen. Du wirkst unwissend zu einem Zwecke mit, der vortrefflich ist. Ich stehe daher nicht an, Dich um eine neue Gefälligkeit zu ersuchen. Oder eigentlich ist es Brokes, für den ich etwas erbitte.

Brokes reisete mit mir von Coblentz ab und nannte der Eickstädtschen Familie kein anderes Ziel seiner Reise

als Berlin. Du darfst der Gräfin Eickstädt, wenn Du sie in Frankfurt sprichst, diesen Glauben nicht benehmen. Brokes hatte einen Wechsel von 600 Rthlr., auf einen Banquier in Schwerin gestellt. Es war zu weitläufig, das Geld sich von Schwerin herschicken zu lassen. Er nahm ihn also nach Berlin mit, um ihn bei dem hiesigen mecklenburgischen Agenten umzusetzen. Der aber war verreiset, und kein anderer hiesiger Banquier kannte Brokes. Er hat nun also doch von hier aus nach Schwerin schreiben müssen. Wir dürfen nun aber in Berlin nicht länger verweilen. Das Geld könnte frühstens in vier Wochen in Wien sein. Wir bedürfen dies aber gleich, nicht um die Reisekosten zu bestreiten, sondern zu dem eigentlichen Zweck unserer Reise. Ferner würde der mecklenburgische Banquier dadurch erfahren, daß Brokes in Wien ist, welches durchaus verschwiegen bleiben soll. Uns bleibt also kein anderes Mittel übrig als unsere einzige Vertraute, als Du. Wir ersuchen Dich also, wenn es Dir möglich ist, 100 Dukaten nach Wien zu schicken, und zwar an den Studenten Buchholz, denn so heißt Brokes auf dieser Reise. Das müßte aber bald geschehen. Auch müßte auf der Adresse stehen, daß der Brief selbst abgeholt werden wird. Nun höre die Bedingungen. Du erhältst dies Geld auf jeden Fall, Du magst in unsere Bitte willigen oder nicht, in spätestens drei Wochen von Schwerin. Brokes hat nämlich auf meine Versicherung, daß Du gewiß zu unserem Zwecke mitwirken würdest, wenn es Dir möglich wäre,

bereits nach Schwerin geſchrieben, an den mecklenburgiſchen Miniſter Herrn von Brandenſtein. Dieſer wird in Schwerin das Geld heben und es Dir nach Frankfurt ſchicken. Sollte es Dir alſo nicht möglich geweſen ſein, uns früher mit Geld auszuhelfen, ſo ſchicke uns wenigſtens das empfangene Geld ſogleich nach Wien unter untenſtehender Adreſſe. Sollteſt Du aber ſchon aus eigenen Mitteln uns 100 Dukaten überſchickt haben. ſo behältſt Du die empfangenen 60 Fr.d'or, und Brokes wird ſich mit Dir bei unſerer Zurückkunft berechnen wegen des Agio's. Sollte bei dem zu empfangenden Gelde zugleich ein Brief von Brandenſtein an Brokes vorhanden ſein, ſo darfſt Du dieſen unter der Adreſſe: an Brokes, nicht nachſchicken, ſondern Du kannſt ihn erbrechen und bei Dir behalten, und uns nur den Inhalt melden.

Brokes heißt nicht Buchholz, ſondern Bernhoff. Die Adreſſe alſo iſt: An den Studenten der Oekonomie Herrn Bernhoff, Wohlgeb. zu Wien (ſelbſt abzuholen).

Willſt Du mich mit einem Brief erfreuen, ſo iſt die Adreſſe: An den Studenten der Mathematik Herrn Klingſtedt, Wohlgeb. zu Wien (ſelbſt abzuholen).

Ich brauche doch nicht zu wiederholen, daß Niemand dieß Alles erfahren darf? Niemand weiß es als Du und W. Z., wird es alſo verrathen, ſo iſt Einer von Euch unfehlbar der Verräther. Doch wer dürfte das fürchten?

Ich werde Dir gleich von Wien aus ſchreiben. Ich komme, ſobald unſer Geſchäft beendigt iſt, nach Frank-

furt zurück, und dies geschieht auf jeden Fall vor dem 1. November. Fragt Jemand nach uns, so heißt es, ich wäre verreiset, etwa ins Erzgebirge.

Sei ruhig. Adieu. H. K.

(Am Schlusse dieses Briefes bittet Kleist noch seine Schwester, von einer Geldsumme, die er am 1. October empfangen sollte, seine Collegia in Frankfurt zu bezahlen; er hatte nach dem Verzeichniß der zu zahlenden Posten bei Madihn, Huth, Hüllmann, Kalau und Wünsch gehört).

8.

Berlin, den 27. October 1800.

Mein liebes, bestes Ulrikchen, wie freue ich mich, wieder so nahe bei Dir zu sein, und so froh, o ich bin es nie in meinem Leben herzlich gewesen, ich konnte es nicht; jetzt erst öffnet sich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück. Mir, mein edles Mädchen, hast Du mit Deiner Unterstützung das Leben gerettet — Du verstehst das wohl nicht? Laß das gut sein. Dir habe ich, nach Brokes, von meiner jetzigen innern Ruhe und Fröhlichkeit das meiste zu danken, und ich werde das ewig nicht vergessen. Die Thoren! Ich war gestern in Potsdam, und alle Leute glaubten, ich wäre darum so seelenheiter, weil ich angestellt wäre — Die Thoren!

Du möchteſt wohl die Einzige ſein auf dieſer Erde, bei der ich zweifelhaft ſein könnte, ob ich das Geheimniß nun beenden ſoll, oder nicht? Zweifelhaft, ſagte ich; denn bei jedem Andern bin ich entſchieden, nie wird es aus meiner Seele kommen. Indeſſen die Erklärung wäre ſehr weitläufig, auch bin ich noch nicht ganz entſchieden. Ich weiß wohl, daß Du nicht neugierig biſt, aber ohne Theilnahme biſt Du auch nicht, und Deiner möchte ich am wenigſten gern kalt begegnen. Alſo laß mich nur machen. Wir werden uns ſchon einſt verſtehen. Für jetzt und immer bleibe verſchwiegen über Alles.

Nach Frankfurt möchte ich jetzt nicht gern kommen, um das unausſtehliche Fragen zu vermeiden, da ich durchaus nicht antworten kann. Denn ob ich gleich das halbe Deutſchland durchreiſet bin, ſo habe ich doch im eigentlichſten Sinne nichts geſehen. Von Würzburg über Meiningen, Schmalkalden, Gotha, Erfurt, Naumburg, Merſeburg, Halle, Deſſau, Potsdam nach Berlin bin ich in fünf Tagen gereiſt, Tag und Nacht, um noch vor dem 1. November hier zu ſein.

Brokes iſt nicht in Paris, ſondern in Dresden, und das darum, weil bis auf den heutigen Tag die 100 Dukaten von Wien nicht angekommen ſind. Wir haben aber in Würzburg die nöthigen Anſtalten getroffen. Sie werden nach Dresden geſchickt werden.

Sei ſo gut und gieb Zengen[11]), der auf Urlaub

---

[11]) Dem Bruder ſeiner Braut, der Officier war.

kommen wird, den versiegelten Schlüssel vom Büreau; er wird die Sorge übernehmen, alle meine Sachen herzuschaffen.

Ich werde auch etwas Geld in Frankfurt vom Vormunde übrig haben, das sei so gut und schicke mir gleich.

Ich sträube mich, nach so vielen Bitten noch eine an Dich zu wagen, aber ich sehe mich wirklich gezwungen dazu, indem ich keinen andern Ausweg weiß. Hältst Du indessen diese Bitte für unbescheiden, so betrachte sie lieber als nicht geschehen und bleibe mir nur gut. Du hast genug für mich gethan, um mir wohl einmal etwas abzuschlagen, und ich ehre Dich zu herzlich, als daß das nur eine Ahndung von Unwillen bei mir erwecken könnte.

Die Reise und besonders der Zweck der Reise war zu kostbar für 300 Rthlr. Brokes hat mir mit fast 200 Rthlr. ausgeholfen. Ich muß diese Summe ihm jetzt nach Dresden schicken. Er hat zu unaussprechlich viel für mich gethan, als daß ich daran denken dürfte, diese Verpflichtung nur einen Augenblick zu versäumen. Du weißt, daß ich selbst über mein Vermögen nicht gebieten kann, und Du erräthst das Uebrige. Ich bin in einem Jahre majorenn. Diese Summe zurückzuzahlen, wird mich nie reuen, ich achte mein ganzes Vermögen nicht um das, was ich mir auf dieser Reise erworben habe. Also deswegen sei unbesorgt. Antworte mir bald hierauf. Wenn mir diese kleine Unbequemlichkeit abgenommen wird, so wird es mir Mühe kosten, zu erdenken, was mir wohl auf der ganzen Erde zu meiner Zufrie-

denheit fehlen könne. Das wird mir wohl thun nach einem Leiden von 24 Jahren.

Grüße Alles, Alles und lebe wohl. Dein Bruder Heinrich.

N. S. Sollte Tante gern in mein Büreau wollen, wegen der Wäsche, so sorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde.

9.

Berlin, den 25. November 1800.

Liebe Ulrike. Die überschickten 260 Rthlr. habe ich erhalten und wünsche statt des Dankes herzlich, für so viele mir erfüllten Wünsche, Dir auch einmal einen der Deinigen erfüllen zu können.

Ich habe jetzt Manches auf dem Herzen, das ich zwar Allen verschweigen muß, aber doch Dir gern mittheilen möchte, weil ich von Dir nicht fürchten darf, ganz mißverstanden zu werden.

Indessen das würde, wenn ich ausführlich sein wollte, einen gar zu langen Brief kosten, und daher will ich Dir nur ganz kurz einige Hauptzüge meiner jetzigen Stimmung mittheilen.

Ich fühle mich mehr als jemals abgeneigt, ein Amt zu nehmen. Vor meiner Reise war das anders — jetzt hat sich die Sphäre für meinen Geist und für mein Herz ganz unendlich erweitert — das mußt Du mir glauben, liebes Mädchen.

So lange die Metallkugel noch kalt ist, so läßt sie sich wohl hineinschieben in das enge Gefäß, aber sie paßt nicht mehr dafür, wenn man sie glühet — fast so wie der Mensch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt.

Ich fühle mich zu ungeschickt, mir ein Amt zu erwerben, zu ungeschickt, es zu führen, und am Ende verachte ich den ganzen Bettel von Glück, zu dem es führt.

Als ich diesmal in Potsdam war, waren zwar die Prinzen, besonders der jüngere, sehr freundlich gegen mich, aber der König war es nicht — und wenn er meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn mir möchte es nicht schwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, sich andere Unterthanen aufzusuchen.

Am Hofe theilt man die Menschen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in solche, die sich dehnen und strecken lassen, und in solche, die dies nicht thun. — Die ersten werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen.

Denn selbst die besten Könige entwickeln wohl gern das schlummernde Genie, aber das entwickelte drücken

ſie ſtets nieder; und ſie ſind wie der Blitz, der entzündliche Körper wohl entflammt, aber die Flamme ausſchlägt.

Ich fühle wohl, daß es unſchicklich iſt, ſo etwas ſelbſt zu ſagen, indeſſen kann ich nicht leugnen, daß mir der Gedanke durch die Seele geflogen iſt, ob es mir nicht einſt ſo gehen könnte?

Wahr iſt es, daß es mir ſchwer werden würde, in ein Intereſſe einzugreifen, das ich gar nicht prüfen darf — und das muß ich doch, wenn ich bezahlt werde?

Es wäre zwar wohl möglich, daß ich lernen könnte, es wie die Andern zu machen, — aber Gott behüte mich davor!

Ja, wenn man den warmen Körper unter die kalten wirft, ſo kühlen ſie ihn ab, — und darum iſt es wohl recht gut, wenn man fern von den Menſchen bleibt.

Das wäre auch recht eigentlich mein Wunſch, — aber wie ich das ausführen werde, weiß ich noch nicht, und nie iſt mir die Zukunft dunkler geweſen als jetzt, obgleich ich nie heitrer hineingeſehen habe als jetzt.

Das Amt, das ich annehmen ſoll, liegt ganz außer dem Kreiſe meiner Neigung. Es iſt praktiſch ſo gut, wie die andern Finanzämter. Als der Miniſter mit mir von dem Effect einer Maſchine ſprach, ſo verſtand ich ganz natürlich darunter den mathematiſchen. Aber wie erſtaunte ich, als ſich der Miniſter deutlicher erklärte, er verſtehe unter dem Effect der Maſchine nichts anders, als das Geld, das ſie einbringt.

Uebrigens ist, so viel ich einsehe, das ganze preußische Commerzsystem sehr militairisch, — und ich zweifle, daß es an mir einen eifrigen Unterstützer finden werde. Die Industrie ist eine Dame, und man hätte sie fein und höflich, aber herzlich einladen sollen, das arme Land mit ihrem Eintritt zu beglücken. Aber da will man sie mit den Haaren herbeiziehen; ist es ein Wunder, wenn sie schmollt? Künste lassen sich nicht, wie die militairischen Handgriffe, erzwingen. Aber da glaubt man, man habe alles gethan, wenn man Messen zerstört, Fabriken baut, Werkstühle zu Haufen anlegt. — Wem man eine Harmonika schenkt, ist der darum schon ein Künstler? Wenn er nur die Musik erst verstände, so würde er sich schon selbst ein Instrument bauen. Denn Künste und Wissenschaften, wenn sie sich selbst nicht helfen, so hilft ihnen kein König auf. Wenn man sie in ihrem Gange nur nicht stört, das ist Alles, was sie von den Königen begehren. — Doch ich kehre zur Hauptsache zurück.

Ich werde daher wahrscheinlich diese Laufbahn nicht verfolgen. Doch möchte ich sie gern mit Ehren verlassen und wohne daher während dieses Winters den Sessionen der technischen Deputation bei. Man wollte mir dies zwar anfänglich nicht gestatten, ohne angestellt zu sein, und der Minister drohte mir sogar schriftlich, daß wenn ich mich jetzt nicht gleich anstellen ließe, sich in der Folge für mich wenig Aussichten zeigen würden. Ich antwortete aber, daß ich mich nicht entschließen könnte, mich in ein Fach zu werfen, ohne es genau zu kennen, und

beſtand darauf, dieſen Winter den Seſſionen bloß beizuwohnen, ohne darin zu arbeiten. Das ward mir denn endlich, unter der Bedingung, das Gelübde der Verſchwiegenheit abzulegen, geſtattet. Im nächſten Frühjahr werde ich mich beſtimmt erklären.

Bei mir iſt es indeſſen doch ſchon ſo gut, wie gewiß, beſtimmt, daß ich dieſe Laufbahn nicht verfolge. Wenn ich aber dieſes Amt ausſchlage, ſo giebt es für mich kein beſſeres, wenigſtens kein praktiſches. Die Reiſe war das einzige, das mich reizen konnte, ſo lange ich davon noch nicht genau unterrichtet war. Aber es kommt dabei hauptſächlich auf Liſt und Verſchmitztheit an, und darauf verſtehe ich mich ſchlecht. Die Inhaber ausländiſcher Fabriken führen keinen Kenner in das Innere ihrer Werkſtatt. Das einzige Mittel alſo, doch hinein zu kommen, iſt Schmeichelei, Heuchelei, kurz Betrug. — Ja, man hat mich in dieſer Kunſt zu betrügen ſchon unterrichtet; — nein, mein liebes Ulrikchen, das iſt nichts für mich.

Was ich aber für einen Lebensweg einſchlagen werde —? Noch weiß ich es nicht. Nach einem andern Amte möchte ich mich dann ſchwerlich umſehen. Unaufhörliches Fortſchreiten in meiner Bildung, Unabhängigkeit und häusliche Freuden, das iſt es, was ich unerläßlich zu meinem Glücke bedarf. Das würde mir kein Amt geben, und daher will ich es mir auf irgend einem andern Wege erwerben, und ſollte ich mich auch mit Gewalt von allen Vorurtheilen losreißen müſſen, die mich binden.

Aber behalte dies alles für Dich. Niemand versteht es, das haben mir tausend Erfahrungen bestätigt.

„Wenn Du Dein Wissen nicht nutzen willst, warum strebst Du denn so nach Wahrheit?“ So fragen mich viele Menschen, aber was soll man ihnen darauf antworten? Die einzige Antwort, die es giebt, ist diese: weil es Wahrheit ist! — Aber wer versteht das?

Darum will ich jetzt so viel als möglich alle Vertrauten und Rathgeber vermeiden. Kann ich meine Wünsche nicht ganz erfüllen, so bleibt mir immer noch ein akademisches Lehramt übrig, das ich vor allen Aemtern am liebsten nehmen würde.

Also sei auch Du so ruhig, mein liebes Ulrikchen, als ich es bin, und denke mit mir, daß wenn ich hier keinen Platz finden kann, ich vielleicht auf einem andern Stern einen um so bessern finden werde.

Adieu. Lebe wohl und sei vergnügt auf dem Lande.

Dein treuer Bruder Heinrich.

10.

Berlin, den 5. Februar 1801.

Mein liebes, theures Ulrikchen, ich hatte, als ich Schönfeldt im Schauspielhause sah, in dem ersten Augenblicke eine unbeschreiblich frohe Hoffnung, daß auch Du in der Nähe sein würdest, — und noch jetzt weiß ich

nicht, warum Du dieſe gute Gelegenheit, nach Berlin zu kommen, ſo ungenutzt gelaſſen haſt. Recht herzlich würde ich mich darüber gefreut haben, und ob ich gleich weiß, daß Du daran nicht zweifelſt, ſo ſchreibe ich es doch auf, weil ich mich noch weit mehr darüber gefreut haben würde, als Du glaubſt. Denn hier in der ganzen volkreichen Königsſtadt iſt auch nicht ein Menſch, der mir etwas Aehnliches von dem ſein könnte, was Du mir biſt. Nie denke ich anders an Dich, als mit Stolz und Freude, denn Du biſt die Einzige, oder überhaupt der einzige Menſch, von dem ich ſagen kann, daß er mich ganz ohne ein eignes Intereſſe, ganz ohne eigene Abſichten, kurz, daß er nur mich ſelbſt liebt. Recht ſchmerzhaft iſt es mir, daß ich nicht ein Gleiches von mir ſagen kann, obgleich Du es gewiß weit mehr verdienſt, als ich; denn Du haſt zu viel für mich gethan, als daß meine Freundſchaft, in welche ſich ſchon die Dankbarkeit miſcht, ganz rein ſein könnte. Jetzt wieder bieteſt Du mir durch Schönfeldt Deine Hülfe an, und mein unſeliges Verhältniß will, daß ich nie geben kann und immer annehmen muß. Kann Wackerbarth mir 200 Rthlr. geben, ſo denke ich damit und mit meiner Zulage den äußerſt theuren Aufenthalt in Berlin (der mir eigentlich durch die vielen Beſuche aus Potsdam theuer wird) beſtreiten zu können. Beſorge dies, und fürchte nicht, daß ich, wenn ich dankbarer ſein muß, Dich weniger aus dem Innerſten meiner Seele lieben und ehren werde.

Ich habe lange mit mir ſelbſt gekämpft, ob ich

Schönfeldt's Vorschlag, ihm nach Werben zu folgen, annehmen sollte, oder nicht. Allein ich mußte mich für das letztere bestimmen, aus Gründen, die ich Dir kürzlich wohl angeben kann. Ich wünsche nämlich von ganzem Herzen, diesen für mich traurigen Ort so bald als möglich wieder zu verlassen. Sobald ich nach meinem Plane das Studium einiger Wissenschaften hier vollendet habe, so kehre ich ihm den Rücken. Daher wollte ich diesen ersehnten Zeitpunct nicht gern durch eine Reise weiter hinausschieben, als er schon liegt, und daher versagte ich mir das Vergnügen, Dich zu sehen. — Ach, wie gern hätte ich Dich gesehen in dem stillen Werben, wie vieles hätte ich Dir mittheilen, wie Manches von Dir lernen können! — Ach, Du weißt nicht, wie es in meinem Innersten aussieht. Aber es interessirt Dich doch? — O gewiß! Und gern möchte ich Dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie uns giebt, sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich Jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht Alles zeigen kann, nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden. Indessen auf diese Gefahr will ich es bei Dir wagen und Dir,

ſo gut ich kann, in zerriſſenen Gedanken mittheilen, was Intereſſe für Dich haben könnte.

Noch immer habe ich mich nicht für ein Amt entſcheiden können, und Du kennſt die Gründe. Es giebt Gründe für das Gegentheil, und auch dieſe brauche ich Dir nicht zu ſagen. Gern will ich immer thun, was recht iſt, aber was ſoll man thun, wenn man dies nicht weiß? Dieſer innere Zuſtand der Ungewißheit war mir unerträglich, und ich griff, um mich zu entſcheiden, zu jenem Mittel, durch welches jener Römer in dem Zelte Porſenna's[12]), dieſen König, als er über die Friedensbedingungen zauderte, zur Entſcheidung zwang. Er zog nämlich mit Kreide einen Kreis um ſich und den König und erklärte, keiner von ihnen würde den Kreis überſchreiten, ehe der Krieg oder der Friede entſchieden wäre. Faſt ebenſo machte ich es auch. Ich beſchloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis ich über einen Lebensplan entſchieden wäre; aber acht Tage vergiengen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentſchloſſen wieder verlaſſen. — Ach, Du weißt nicht, Ulrike, wie mein Innerſtes oft erſchüttert iſt. — — Du verſtehſt dies doch nicht falſch? — Ach, es giebt kein Mittel, ſich Andern ganz verſtändlich zu machen, und der Menſch hat von Natur keinen andern Vertrauten, als ſich ſelbſt.

Indeſſen ſehe ich doch immer von Tage zu Tage mehr ein, daß ich ganz unfähig bin, ein Amt zu führen.

[12]) Verwechſelung mit dem König Antiochus IV., Epiphanes von Syrien.

Ich habe mich durchaus daran gewöhnt, eignen Zwecken zu folgen, und dagegen von der Befolgung fremder Zwecke ganz und gar entwöhnt. Letzthin hatte ich eine äußerst widerliche Empfindung. Ich war nämlich in einer Session, denen ich immer noch beiwohne, weil ich nicht recht weiß, wie ich mich davon losmachen soll, ohne zu beleidigen. Da wird unter andern Berichten auch immer eine kurze Nachricht ertheilt von dem Inhalt gewisser Journale über Chemie, Mechanik ꝛc. Eines der Mitglieder schlug einen großen Folianten auf, der der fünfte Theil eines neu herausgekommenen französischen Werkes über Mechanik war. Er sagte in allgemeinen Ausdrücken, er habe das Buch freilich nur flüchtig durchblättern können, allein es scheine ihm, als ob es wohl allerdings manches enthalten könnte, was die Deputation und ihren Zweck interessirt. Darauf fragte ihn der Präsident, ob er glaubte, daß es nützlich wäre, wenn es von einem Mitgliede ganz durchstudirt würde, und als er dies bejahend beantwortete, so wandte sich der Präsident schnell zu mir und sagte: nun Herr v. K., das ist etwas für Sie, nehmen Sie dies Buch zu sich, lesen Sie es durch und statten Sie der Deputation darüber Bericht ab. — Was in diesem Augenblicke Alles in meiner Seele vorgieng, kann ich Dir wieder nicht beschreiben. Ein solches Buch kostet wenigstens ein Jahr Studium, ist neu, folglich sein Werth noch gar nicht entschieden, würde meinen ganzen Studienplan stören ꝛc. ꝛc. Ich hatte aber zum erstenmal in zwei Jahren wieder einen Obern vor mir

und wußte in der Verlegenheit nichts zu thun, als mit dem Kopfe zu nicken. Das ärgerte mich aber nachher doppelt, ich erinnerte mich mit Freuden, daß ich noch frei war, und beſchloß, das Buch ungeleſen zu laſſen, es folge daraus, was da wolle. — Ich muß fürchten, daß auch dieſes mißverſtanden wird, weil ich wieder nicht Alles ſagen konnte.

In Geſellſchaften komme ich ſelten. Die jüdiſchen würden mir die liebſten ſein, wenn ſie nicht ſo pretiös mit ihrer Bildung thäten. An dem Juden Cohen habe ich eine intereſſante Bekanntſchaft gemacht, nicht ſowohl ſeinetwillen, als wegen ſeines prächtigen Cabinets von phyſikaliſchen Inſtrumenten, das er mir zu benutzen erlaubt hat. Zuweilen bin ich bei Clauſius, wo die Gäſte meiſtens intereſſanter ſind, als die Wirthe. Einmal habe ich getanzt und war vergnügt, weil ich zerſtreut war. Huth[13]) iſt hier und hat mich in die gelehrte Welt eingeführt, worin ich mich aber ſo wenig wohl befinde, als in der ungelehrten. Dieſe Menſchen ſitzen ſämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, jeder glaubt, ſeines ſei das beſte, und um den Baum kümmern ſie ſich nicht.

Ach, liebe Ulrike, ich paſſe mich nicht unter die Menſchen, es iſt eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umſchweif angeben ſoll, ſo iſt es dieſer: ſie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menſchen, wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die eigne Beſchaffenheit beider ankommt,

[13]) Vergl. die Bemerkung am Schluß des 7. Briefes.

wie die äußern Gegenstände darauf einwirken sollen; und mancher würde aufhören, über die Verderbtheit der Sitten zu schelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Licht der Welt fällt, schief und schmutzig ist. Indessen wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr weil ich mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche. Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwillen dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es. — Ach, es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund, — sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt und mich selbst in seiner ganzen armseligen Blöße, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit. — — Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich sie so verstecken, daß sie nicht auffällt; — o wie schmerzhaft ist es, in dem Aeußern ganz stark und frei zu sein, indessen man im Innern ganz schwach ist, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man sich

nie zeigen kann, wie man wohl möchte, nie frei handeln kann und selbst das Große versäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhängt, und das albernste Mädchen oder der elendste Schuft von élégant uns durch die matteste persiflage vernichten kann. — Das Alles verstehst Du vielleicht nicht, liebe Ulrike, es ist wieder kein Gegenstand für die Mittheilung, und der Andere müßte das Alles aus sich selbst kennen, um es zu verstehen.

Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst in dem Strudel des Lebens hielt, wankt. — — Ich meine, die Liebe zu den Wissenschaften. — Aber wie werde ich mich hier wieder verständlich machen? — Liebe Ulrike, es ist ein bekannter Gemeinplatz, daß das Leben ein schweres Spiel sei; und warum ist es schwer? Weil man beständig und immer von Neuem eine Karte ziehen soll und doch nicht weiß, was Trumpf ist; ich meine darum, weil man beständig und immer von Neuem handeln soll und doch nicht weiß, was recht ist. Wissen kann unmöglich das Höchste sein, — Handeln ist besser als Wissen. Aber „ein Talent bildet sich im Stillen, doch ein Charakter nur in dem Strome der Welt.“ Zwei ganz verschiedene Ziele sind es, zu denen zwei ganz verschiedene Wege führen. Kann man sie beide nicht vereinigen, welches soll man wählen? Das höchste, oder das, wozu uns unsere Natur treibt? — Aber auch selbst dann, wenn bloß Wahrheit mein Ziel wäre, — ach,

es ist so traurig, weiter nichts, als gelehrt zu sein! Alle Männer, die mich kennen, rathen mir, mir irgend einen Gegenstand aus dem Reiche des Wissens auszuwählen und diesen zu bearbeiten. — Ja freilich, das ist der Weg zum Ruhme, aber ist dieser mein Ziel? Mir ist es unmöglich, mich wie ein Maulwurf in ein Loch zu graben und alles Andere zu vergessen. Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andere, und wenn ich eine vorziehe, so ist es nur wie einem Vater immer derjenige von seinen Söhnen der liebste ist, den er eben bei sich sieht. — Aber soll ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen und bei keiner in die Tiefe gehen? Das ist die Säule, welche schwankt.

Ich habe freilich einen Vorrath von Gedanken zur Antwort auf alle diese Zweifel. Indessen reif ist noch keiner. — Goethe[14]) sagt, wo eine Entscheidung soll geschehen, da muß vieles zusammentreffen. — Aber ist es nicht eine Unart, nie den Augenblick der Gegenwart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben? — Und doch, wer wendet sein Herz nicht gern der Zukunft zu, wie die Blume ihre Kelche der Sonne? — Lerne Du nur fleißig aus dem Gaspari, und vergiß nicht die Laute. Wer weiß, ob wir es nicht früh oder spät brauchen. Gute Nacht, es ist spät. Grüße Deine liebe Wirthin und alle Bekannte. H. L.

[14]) Nicht Goethe, sondern Schiller; vgl. die Piccolomini, 2. Aufz., 6. Auftr.

11.

Berlin, den 22. März 1801.

Mein liebes Ulrikchen, ich kann Dir jetzt nicht so weitläufig schreiben, warum ich mich entschlossen habe, Berlin sobald als möglich zu verlassen und ins Ausland zu reisen. Es scheint, als ob ich eines von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die kantische Philosophie so viele auf dem Gewissen hat. Mich ekelt vor dieser Gesellschaft, und doch kann ich mich nicht losringen aus ihren Banden. Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts wissen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, und daß folglich das Bestreben, sich ein Eigenthum zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ganz vergeblich und fruchtlos ist, dieser Gedanke hat mich in dem Heiligthum meiner Seele erschüttert. — Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr. Seitdem ekelt mich vor den Büchern, ich lege die Hände in den Schooß und suche ein neues Ziel, dem mein Geist, froh beschäftigt, von Neuem entgegenschreiten könnte. Aber ich finde es nicht, und eine innerliche Unruhe treibt mich umher, ich laufe auf Caffeehäuser und Tabagien, in Concerte und Schauspiele, ich begehe, um mich zu zerstreuen und zu betäuben, Thorheiten, die ich mich schäme aufzuschreiben, und doch ist der einzige Gedanke, den in diesem äußern Tumult meine Seele un-

aufhörlich mit glühender Angst bearbeitet, dieser: dein einziges und höchstes Ziel ist gesunken. — — Ich habe mich zwingen wollen zur Arbeit, aber mich ekelt vor Allem, was Wissenschaft heißt. Ich kann nicht einen Schritt thun, ohne mir deutlich bewußt zu sein, wohin ich will. — Mein Wille ist zu reisen. Verloren ist die Zeit nicht, denn arbeiten könnte ich doch nicht, ich wüßte nicht, zu welchem Zwecke? Ich will mir einen Zweck suchen, wenn es einen giebt. Wenn ich zu Hause bliebe, so müßte ich die Hände in den Schooß legen und denken; so will ich lieber spazieren gehen und denken. Ich kehre um, sobald ich weiß, was ich thun soll. Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten und schützt mich vielleicht vor einer andern, die unwiderruflich wäre. Ich habe Dir versprochen, das Vaterland nicht zu verlassen, ohne Dich davon zu benachrichtigen, und ich erfülle mein Wort. Willst Du mitreisen, so steht es in Deiner Willkür. Einen frohen Gesellschafter wirst Du nicht finden, auch würden die Kosten nicht gering sein, denn mein Zuschuß kann nicht mehr sein, als ein Thaler für jeden Tag. Willst Du aber dennoch, so mache ich Dir gleich einige Vorschläge. Das Wohlfeilste würde sein, mit eigner Equipage zu reisen. Den Wagen könntest Du hier kaufen, eben so ein Paar alte ausrangirte polnische Husarenpferde, welche zu diesem Zwecke am besten tauglich sein möchten. Unser hiesiger Bedienter, ein brauchbarer, guter Mensch, geht gern mit. Doch auf diesen Fall wäre zu viel zu verabreden, als daß es sich

ſchriftlich leicht thun ließe. Das Beſte wäre daher, Du führeſt bis Eggersdorf und ſchriebſt mir, wann ich Dich dort abholen ſollte. Kommt Dir dies alles aber zu raſch, ſo bleibe ruhig, unſere Reiſe aufs künftige Jahr bleibt Dir doch unverloren. In dieſem Falle hilf mir doch (wenn Du nicht kannſt, durch Minetten[15]) mit 300 Rthlr. Aber ſo bald als möglich, denn die Unthätigkeit macht mich unglücklich. Ich möchte gern mit dem 1. April abreiſen, das heißt alſo ſchon in acht Tagen. Mein Wille iſt, durch Frankreich (Paris), die Schweiz und Deutſchland zu reiſen. Ich kehre vielleicht in Kurzem zurück, vielleicht auch nicht, doch gewiß noch vor Weihnachten. Heinrich.

N. S. Dieſer Brief iſt verſpätet worden, und wenn ich nun auch nicht den erſten April reiſen kann, ſo möchte ich doch gern in den erſten Tagen dieſes Monats reiſen.

Sage der Tante Maſſow, ſie möchte mir ſo bald als möglich meine Zulage ſchicken. Auch außer dieſer Zulage von 75 Rthlr. erhält ſie noch 140 Rthlr. vom Vormund (worüber ſie quittiren muß), die ich auch zugleich zu erhalten wünſchte.

---

[15]) Eine andere Schweſter Kleiſt's.

12.

Berlin, den 1. April 1801.

Mein liebes Ulrikchen. Du kannst bei der G., verlorne Straße Nr. 22, absteigen.

Ich schreibe Dir hier folgende Berechnung auf, welche Du während Deiner Herreise prüfen kannst.

1. Die Pferde sind, da das Frühjahr und der Marsch (denn es rücken von hier einige Regimenter ins Feld) zusammenkommen, sehr theuer, und wir können rechnen, daß zwei Pferde jetzt wenigstens 10 Fr.d'or mehr kosten, als sie unter günstigeren Umständen gekostet haben würden. Sie sind bei unserer Rückkehr, wo der Winter (und vielleicht auch der Friede) eintritt, sehr wohlfeil, überdies auch nach der Wahrscheinlichkeit schlechter geworden, also kann man rechnen, daß wir wenigstens bei ihrem Verkauf 20 Fr.d'or daran verlieren.

2. Sie kosten uns monatlich (mit dem Kutscher) wenigstens 6 Fr.d'or, macht für 6 Monate 36 Fr.d'or.

3. Man kann Unfälle nach der Wahrscheinlichkeit in Anschlag bringen und etwa annehmen, daß von zehn Reisen durch Krankwerden und Fallen der Pferde eine verunglückt. Man müßte also für jede Reise den zehnten Theil des Pferdepreises in Anschlag bringen, macht, die Pferde zu 50 Fr.d'or gerechnet, 5 Fr.d'or.

Also 20 Fr.d'or.
36 „
5 „

Summa 61 Fr.d'or.

4. Dagegen kann man rechnen, daß man zwar, durch die Chikane der Postbedienten, der Wagen mag noch so leicht sein, nach der Regel drei Extra-Postpferde zu nehmen gezwungen ist; es muß aber durch Geschicklichkeit oft gelingen (besonders in Frankreich, wo man, wie ich häufig höre, sehr wohlfeil reisen soll), mit zwei Pferden wegzukommen; auch kann man gelegentlich mit Bauernpferden reisen. Gesetzt nun, man müßte die Hälfte der ganzen Reise nach Paris, das heißt 60 Meilen, drei Pferde bezahlen, macht (im preuß. Staate à 12 Ggr., in Frankreich aber weit wohlfeiler à 8 Ggr., also das Mittel à 10 Ggr.) $60 \times 30 = 1800$ Ggr., zweimal genommen (nämlich hin und zurück) 3600 Ggr. = 150 Rthlr. Gesetzt ferner, man könnte um ein Viertel der ganzen Reise, also 30 Meilen, mit zwei Pferden wegkommen, macht $30 \times 20 \times 2 = 1200$ Ggr. = 50 Rthlr. Gesetzt endlich, man könnte nur das letzte Viertel der Reise mit Bauernpferden à 6 Ggr. fahren, macht $30 \times 12 \times 2 = 720$ Ggr. = 30 Rthlr.

Also 150 Rthlr.
50 „
30 „
230 Rthlr.

Gesetzt, da Alles wohlfeil gerechnet, auch das Biergeld für Postillone vergessen ist, die ganze Reise kostete 70 Rthlr. mehr, als dieser Anschlag, so würde doch der Betrag nicht größer sein, als 300 Rthlr.

Dazu kommt, daß wir schneller nach Paris kommen, wo wir uns wohlfeil einmiethen können, also in den Wirthshäusern nicht so viel ausgeben. Endlich ist auch das Betrügen des Kutschers in einem fremden Lande und der Aerger, dem man auf diese Art ausweicht, in Anschlag zu bringen.

Willst Du doch nicht ohne Bedienung reisen (indem wir, wenn wir auf der Hinreise den Brocken besteigen, oder die herrliche Wasserfahrt von Mainz nach Coblenz machen, doch Jemanden bei dem Wagen und den Sachen zurücklassen, auch in Paris Einen haben müssen, der uns die Stube und Kleider reinigt, Essen holt ꝛc. ꝛc.), so will ich die Hälfte hinzuthun, macht etwa 6 Fr.d'or für jeden, wobei wir, bei der Ersparung der Biergelder, nicht viel mehr verlieren, als etwa die Hälfte.

Zu einem dritten Gesellschafter bin ich weder sehr geneigt, noch ist er leicht zu finden. Brokes und Rühle[16]) wären die einzigen; beide sind durch Aemter gefesselt.

Adieu. Ich erwarte Dich Sonnabend. Bringe mir mein Hutfutteral mit. Heinrich.

---

[16]) Der nachherige General in preuß. Diensten.

13.

Basel, den 16. December 1801.

Mein liebes, theures Ulrikchen, möchtest Du doch das Ziel Deiner Reise so glücklich erreicht haben, wie ich das Ziel der meinigen. Ich kann nicht ohne Besorgniß an Deine einsame Fahrt denken. Niemals habe ich meine Trennung von Dir gebilligt, aber niemals weniger als jetzt. Aber Gott weiß, daß oft dem Menschen nichts anders übrig bleibt, als unrecht zu thun. — Vielleicht bist Du in diesem Augenblick damit beschäftigt, mir aus Frankfurt zu schreiben, daß Du mir Alles verzeihst. Denn Deine unbezwungene Tugend ist es, ich weiß es (so). — Ach, Ulrike, Alles, was ich nach dem Trennungstage von Dir denken würde, habe ich monatelang vorhergesehen. Doch ich weiß, daß Du es nicht gerne hörst.

Ich habe auf meiner Reise oft Gelegenheit gefunden, mich Deiner zu erinnern und wehmüthiger, als Du glaubst. Denn immer sah ich Dich, so wie Du Dich in den letzten Tagen, ja auf der ganzen Fahrt von Paris nach Frankfurt mir zeigtest. Da warst Du so sanft. — Deine erste Tagereise gieng wahrscheinlich bis Hanau, die meinige bis Darmstadt. Das war ein recht trauriger Tag, der gar kein Ende nehmen wollte. Am andern Morgen, als wir über die schöne Bergstraße nach Heidelberg giengen, ward unsere Wanderung hei-

terer. Denn da war Alles so weit, so groß, so weit, und die Lüfte wehten da so warm, wie damals auf dem Kienast in Schlesien. — Vergiß nicht, Leopold zu sagen, daß er Gleißenberg[17]) von mir grüßen soll. — In Heidelberg bestieg ich wieder die schöne Ruine, die Du kennst. Daran haben wir damals gar nicht gedacht, daß Clairant und Clara wirklich einander bei dem tiefen Brunnen, der hier in den Felsen gehauen ist, zuerst wiedersahen[18]), und daß doch etwas Wahres an dieser Geschichte ist. — Bei Durlach saßen wir einmal beide auf dem Thurnberg und sahen die Sonne jenseits des Rheins über den Vogesen untergehen. Entsinnst Du Dich wohl noch unsers Gesprächs? Mir war das Alles wieder lebendig, als ich diesmal dicht an dem Fuße dieses Berges vorbeigieng. — Ich bin diesmal auch in Carlsruhe gewesen, und es ist Schade, daß Du diese Stadt, die wie ein Stern gebaut ist, nicht gesehen hast. Sie ist klar und lichtvoll wie eine Regel, und wenn man hineintritt, so ist es, als ob ein geordneter Verstand uns anspräche. — Bei Straßburg gieng ich mit meinem Reisegefährten über den Rhein. Das ist wohl ein guter Mensch, den man recht lieb haben kann. Seine Rede ist etwas rauh, doch seine That ist sanft. — Wir rechneten ohngefähr, daß Du an diesem Tage in

---

[17]) Vergl. Note 7.

[18]) Anspielung auf eine Situation in einem Romane A. Lafontaine's.

Leipzig ſein könnteſt. Haſt Du Hindenburg[19]) wieder geſprochen? Auch die jüngſte Schlieben[20])? Ich habe in Straßburg Niemanden beſucht, vorzüglich darum, weil die Zeit zu kurz war. Denn der ſchlechte Weg und die kurzen Wintertage hatten uns außerordentlich verſpätet. Das Wetter für dieſe Reiſe war aber ſo ziemlich erträglich, faſt eben ſo erträglich wie auf der Lebensreiſe, ein Wechſel von trüben Tagen und heitern Stunden. Manche Augenblicke waren herrlich und hätten im Frühlinge nicht ſchöner ſein können. — Von hier aus giengen wir durch das franzöſiſche Elſaß nach Baſel. Es war eine finſtere Nacht, als ich in das neue Vaterland trat. Ein ſtiller Landregen fiel überall nieder. Ich ſuchte Sterne in den Wolken und dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, Alles war ſo dunkel. Mir war's, wie ein Eintritt in ein anderes Leben. — Ich bin ſchon ſeit einigen Tagen hier und hätte Dir freilich ein wenig früher ſchreiben können. Aber als ich mich am Morgen nach meiner Ankunft niederſetzte, war es mir ganz unmöglich. — Dieſe Stadt iſt ſehr ſtill, man könnte faſt ſagen öde. Der Schnee liegt überall auf den Bergen, und die Natur ſieht hier aus wie eine achtzigjährige Frau. Doch ſieht man ihr an, daß ſie in ihrer Jugend wohl ſchön geweſen ſein mag. — Zuweilen ſtehe ich auf der Rheinbrücke, und es iſt erfreulich, zu ſehen, wie dieſer Strom ſchon an ſeinem Beginnen ſo mächtig an-

[19]) Profeſſor in Leipzig.

[20]) Vergl. Ed. v. Bülow a. a. O. S. 38. f., 178.

fängt. Aber man sagt, er verliert sich im Sande. — Heinrich Zschokke ist nicht mehr hier. Er hat seinen Abschied genommen und ist jetzt in Bern. Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelassen. Man sagt, er sei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden. Ach, Ulrike, ein unglückseliger Geist geht durch die Schweiz. Es feinden sich die Bürger unter einander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf, als das Leben! — Ich wollte, Du wärest bei mir geblieben. — Sind wir nicht wie Körper und Seele, die auch oft im Widerspruch stehen und doch ungern scheiden? — Lebe wohl, schreibe mir bald nach Bern. Wenn mein liebes, bestes Tantchen ein freundliches Wort in Deinem Briefe schreiben wollte, wenn auch Minette, Gustel, Leopold, Julchen[21]) das thun wollten, so würde mich das unbeschreiblich freuen.

Heinrich Kleist.

14.

Bern, den 12. Januar 1802.
(Adressire die Briefe nach Bern).

Mein liebes Ulrikchen, der Tag, an welchem ich Deinen Brief empfieng, wird einer der traurigsten meines Lebens bleiben. Die vergangene Nacht ist die

[21]) Kleist's jüngste Schwester.

dritte, die ich ſchlaflos zugebracht habe, weil mir immer das entſetzliche Bild vorſchwebt. — So unglücklich mußte dieſe Reiſe enden[22]), die Dir niemals viele Freude gemacht hat? — Ich war in der erſten Ueberraſchung ganz außer mir. Mir war's, als geſchähe das Unglück, indem ich es las, und es dauerte lange, ehe mir zum Troſte einfiel, daß es ja ſchon ſeit drei Wochen vorbei war. — Wie werden mich die Verwandten von allen Seiten mit Vorwürfen überſchüttet haben! Werden ſie es mir verzeihen können, daß ich Dich ſo einſam reiſen ließ? Und doch, hätte meine Gegenwart Dir zu etwas Anderm dienen können, als bloß den Unfall mit Dir zu theilen?

Die andere Hälfte Deines Briefes, welche mich betrifft, iſt auch nicht ſehr erfreulich. — Mein liebes Ulrikchen, zurückkehren zu Euch iſt, ſo unausſprechlich ich Euch auch liebe, doch unmöglich, unmöglich. Ich will lieber das Aeußerſte ertragen. — Laß mich! Erinnere mich nicht mehr daran. Wenn ich auch zurückkehrte, ſo würde ich doch gewiß, gewiß ein Amt nicht nehmen. Das iſt nun einmal abgethan. Dir ſelbſt wird es einleuchten, daß ich für die üblichen Verhältniſſe gar nicht mehr paſſe. Sie beſchränken mich nicht mehr, ſo wenig wie das Ufer einen anſchwellenden Strom.

---

[22]) Der Wagen der Schweſter war kurz vor dem Ziel ihrer Rückreiſe von Paris im Waſſer umgeworfen; es gieng aber ohne weiteres Unglück ab, als daß ſie und ihre Sachen, darunter viele Bücher und Landcharten, völlig durchnäßt wurden.

Laß das also für immer gut sein. — Und dann, ich will ja, wohlverstanden, Deinen Willen thun, will ja hineintreten in das bürgerliche Leben, will ein Amt nehmen, eines, das für bescheidene Bedürfnisse gewiß hinreicht, und das noch dazu vor allen andern den Vorzug hat, daß es mir gefällt. — Ja, wenn auch wirklich mein Vermögen so tief herabgeschmolzen ist, wie Du schreibst, so kann ich doch immer noch meinen stillen, anspruchlosen Wunsch, ein Feld mit eigenen Händen zu bebauen, ausführen. Ja, zuletzt bleibt mir, bei meinem äußern und innern Zustand, kaum etwas anders übrig, und es ist mir lieb, daß Nothwendigkeit und Neigung hier einmal so freundlich zusammenfallen. Denn immer von meiner Kindheit an ist mein Geist auf diesem Lebenswege vorangegangen. Ich bin so sichtbar dazu geboren, ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich sehen, ängstigen. Darum eben sträube ich mich so gegen die Rückkehr, denn unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menschen, die mit Hoffnungen auf mich sahen, unmöglich, ihnen zu antworten, wenn sie mich fragen: wie hast Du sie erfüllt? Ich bin nicht, was die Menschen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen. — Ach, es ist unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir hingegeben. — Aber, nur in der Welt wenig zu sein, ist schmerzhaft, außer ihr nicht. Ach, das ist ein häßlicher Gegenstand. Von etwas Anderem. — Ja, was

ich ſagen wollte, ich bin nun einmal ſo verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geſchehen müſſen. Betrachte mein Herz, wie einen Kranken, dieſen Wunſch wie eine kleine Lüſternheit, die man, wenn ſie unſchädlich iſt, immerhin gewähren kann. — Und im Ernſte, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich ſo ſeltſam erbittert geweſen bin gegen mich und Alles, was mich umgab, ſo glaube ich faſt, daß ich wirklich krank bin. Dich, zum Beiſpiel, mein liebes, beſtes Ulrikchen, wie konnte ich Dich, oft in demſelben Augenblicke, ſo innig lieben und doch ſo empfindlich beleidigen? O verzeih mir! Ich habe es mit mir ſelbſt nicht beſſer gemacht. — Du rietheſt mir einmal in Paris, ich möchte, um heiterer zu werden, doch kein Bier mehr trinken, und ſehr empfindlich war mir dieſe materialiſtiſche Erklärung meiner Trauer; — jetzt kann ich darüber lachen, und ich glaube, daß ich auf dem Wege zur Geneſung bin. Ach, Ulrike, es muß irgendwo einen Balſam für mich geben, denn der bloße Glaube an ſein Daſein ſtärkt mich ſchon. — Ich will Dir wohl ſagen, wie ich mir das letzte Jahr erkläre. Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angeſtrengt habe, denn wirklich iſt auch ſeit dieſer Zeit mein Geiſt ſeltſam abgeſpannt. Darum ſoll er für jetzt ruhen, wie ein erſchöpftes Feld, deſto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen, und eine Luſt ſoll mir die Mühe ſein. Ich glaube nun einmal mit Sicherheit, daß mich dieſe körperliche Beſchäftigung wieder ganz herſtellen wird. Denn

zuletzt möchte alles Empfinden nur von dem Körper herrühren, und selbst die Tugend durch nichts anderes froh machen, als bloß durch eine, noch unerklärte, Beförderung der Gesundheit. — Wie, was war das? So hätte ich ja wohl nicht krank sein müssen, oder —? Wie Du willst, nur keine Untersuchung! In der Bibel steht: arbeite, so wird es Dir wohl gehen; — ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf diese Gefahr hin wagen.

Und nun einen Schritt näher zum Ziele. Ich will, daß von dem Wackerbarthschen Capitale Du, die Tante, Stojentin[23]) und Werdeck[24]) sogleich bezahlt werden. Jeder Andere, der irgend mit einer Forderung an mich auftreten könnte, wird vor der Hand abgewiesen, weil ich hier nicht genau die Größe der Schuld weiß und mir zu diesem Behufe erst Papiere aus Berlin schicken lassen muß. (Du kannst Leopold sagen oder schreiben, er möchte einmal in Berlin bei Zengen in meinem Büreau oder in der Kiste ein blau geheftetes Rechenbuch in Octav aufsuchen. Da werden auf der vorletzten Seite sämmtliche Posten stehen, die ich schuldig bin. — Das Buch kann er nur Pannwitz schicken). Auch bin ich von ihnen mehr oder weniger betrogen worden und will nicht allein leiden, was ich nicht allein verbrach. Ich ersuche

---

[23]) Der in diesen Briefen öfter erwähnte Herr von Stojentin war ein Schwager Kleist's; er lebte zu Schorin, einem seiner in der Nähe von Stolp in Pommern gelegenen Güter.

[24]) Gutsbesitzer in der Nähe von Cottbus.

also Pannwitz[25]), mir zu schreiben, wie viel sie von mir fordern, worauf ich selbst bestimmen werde, wie viel ihnen zu bezahlen ist. Die Schuld soll sodann mit diesem Theile von Seiten der Interessenten als gelöscht angesehen werden. Von mir selbst aber soll sie das nicht, und ich lege mir die Pflicht auf, auch den noch übrigen Theil einst zu bezahlen. Das soll Pannwitz ihnen sagen zu ihrer Ruhe, wenn etwas anders sie beruhigen kann, als schwarz auf weiß. Das nun, was von meinem gesammten Capital übrig bleibt, wenn meine Schulden bezahlt sind, darüber will ich nun sobald als möglich frei disponiren können, und ich will Dir jetzt sagen, was ich damit anzufangen denke.

Mir ist es allerdings Ernst gewesen, mein liebes Ulrikchen, mich in der Schweiz anzukaufen, und ich habe mich bereits häufig nach Gütern umgesehen, oft mehr in der Absicht, um dabei vorläufig mancherlei zu lernen, als bestimmt zu handeln. Auf meiner Reise durch dieses Land habe ich fleißig die Landleute durch Fragen gelockt, mir Nützliches und Gescheutes zu antworten. Auch habe ich einige landwirthschaftliche Lehrbücher gelesen und lese noch dergleichen, kurz, ich weiß so viel von der Sache, als nur immer in einen offenen Kopf hineingehen mag. Dazu kommt, daß ich durch Heinrich Zschokke einige lehrreiche Bekanntschaften gemacht habe und nun meh-

---

[25]) Ein anderer Schwager Kleist's, an den der Brief im Anhang (Nr. 2) gerichtet ist.

rere mit Landmännern machen werde. Ueberall vertraue ich mich mit ziemlicher Offenheit an und finde Wohlwollen und Unterstützung durch Rath und That. Zschokke selbst will sich ankaufen, sogar in meiner Nähe, auch spricht er zuweilen von dem Schweizer-Bürgerrecht, das er mir verschaffen könne, und sieht dabei sehr herzlich aus; aber ich weiß noch nicht, ob ich recht lese. — Kurz, Du siehst, daß ich, ob ich gleich verliebt bin, mich doch nicht planlos, in blinder Begierde, über den geliebten Gegenstand hinstürze. Vielmehr gehe ich so vorsichtig zu Werke, wie es der Vernunft bei der Liebe nur immer möglich ist. — Ich habe also unter sehr vielen beurtheilten Landgütern endlich am Thuner See eines gefunden, das mir selbst wohl gefällt, und was Dir mehr gelten wird, auch von meinen hiesigen Freunden für das schicklichste gehalten wird. — Die Güter sind jetzt im Durchschnitt alle im Preise ein wenig gesunken, weil mancher, seiner politischen Meinungen wegen, entweder verdrängt wird, oder freiwillig weicht. Ich selbst aber, der ich gar keine politische Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen. — Das Gut also, von dem die Rede war, hat ein kleines Haus, ziemlich viel Land, ist während der Unruhen ein wenig verfallen und kostet circa 3500 Rthlr. Das ist in Vergleichung der Güte mit dem Preise das beste, das ich fand. Dazu kommt ein Vortheil, der mir besonders wichtig ist, nämlich daß der jetzige Besitzer das erste Jahr lang in dem Hause wohnen bleiben und das Gut gegen Pacht übernehmen

will, wodurch ich mit dem Praktiſchen der Landwirthſchaft hinlänglich bekannt zu werden hoffe, um mir ſodann allein weiter forthelfen zu können. — Auch wird Lohſe, den ſeine Kunſt ernährt[26]), bei mir wohnen und mir mit Hülfe an die Hand gehen. — Wenn ich alſo, wie Du ſchreibſt, auf Deine Unterſtützung rechnen kann, wenn Du mir eine — wie nenne ich es? Wohlthat erzeigen willſt, die mir mehr als das Leben retten kann, ſo lege mir zu meinem übriggebliebenen Capital ſo viel hinzu, daß ich das Gut bezahlen kann. Das ſchicke mir dann ſo bald als möglich, und wenn Du mir auch nur einen Theil gleich, das Uebrige etwa in einigen Monaten ſchicken könnteſt, ſo würde ich gleich aus dieſer Stadt gehen, wo meine Verhältniſſe mir immer noch den Aufenthalt ſehr theuer machen. Alles, was Du mir zulegſt, laſſe ich ſogleich auf die erſte Hypothek eintragen, und verlieren kannſt Du in keinem Falle, auch in dem ſchlimmſten nicht.

Ob Du aber nicht etwas gewinnen wirſt, ich meine, außer den Procenten —? Mein liebes Ulrikchen, bei Dir muß ich von gewiſſen Dingen immer ſchweigen, denn ich ſchäme mich zu reden gegen Einen, der handelt. — Aber Du ſollſt doch noch einmal Deine Freude an mir haben, wenn ich Dich auch jetzt ein wenig betrübe. — Auch Tante und die Geſchwiſter ſollen mir

[26]) Lohſe, ein Maler, mit dem Kleiſt von Frankfurt a. M. nach der Schweiz gewandert war, lebte ſpäter in Mailand, wo er auch ſtarb. Vergl. Ed. v. Bülow, a. a. O. S. 39.

wieder gut werden, o gewiß! Denn erzürnt sind sie auf mich, ich fühle es wohl, nicht einmal einen Gruß schicken sie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Brust und weine, daß das Schicksal oder mein Gemüth — und ist das nicht mein Schicksal? eine Kluft wirft zwischen mich und sie. H. K.

15.

Thun, den 19. Februar 1802.

Meine liebe Freundin, meine einzige — Ich bin fast gewiß, daß Du mir meine Bitte um den Vorschuß zum Ankauf nicht abgeschlagen hast, so groß das Opfer bei Deiner Kenntniß meines Characters auch war. — Wenn Du es noch nicht abgeschickt hast, so schicke es nicht ab. Wundere Dich nicht, diesmal ist das Schicksal wankelmüthig, nicht ich. Es hatte allen Anschein, daß die Schweiz, so wie Cisalpinien, französisch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken. — So leicht indessen wird es dem Allerwelts-Consul mit der Schweiz nicht gelingen. Zwar thut er sein Mögliches, dieses arme Land durch innere Unruhen immer schwach zu erhalten, und jetzt in diesem Augenblicke noch ist Zürich im Aufstande; indessen gewiß, wenn er sich deutlich erklärt, vereinigt sich Alles gegen den allgemeinen Wolf. — Jetzt also, wie Du siehst, und wie alle Männer meiner Be-

kanntſchaft mir rathen, iſt es höchſt gewagt, ſich in der Schweiz anzukaufen, obſchon die Güter ſehr wohlfeil ſind. Beſonders möchte ich Dein Eigenthum nicht ſo aufs Spiel ſetzen; — kurz, vor der Hand thu' ich es nicht. — Ich weiß, in welche unangenehme Lage Dich dieſe neue Zumuthung ſetzen kann, doch ich trage jeden Schaden, der Dir dadurch zufließen könnte. — Sollte uns der Himmel einmal wieder zuſammenführen, auf Händen will ich Dich, Mädchen, tragen, im phyſiſchen und moraliſchen Sinne. — Ich bin jetzt bei weitem heitrer und kann zuweilen wie ein Dritter über mich urtheilen. Hab' ich jemals Gewiſſensbiſſe gefühlt, ſo iſt es bei der Erinnerung an mein Betragen gegen Dich auf unſerer Reiſe. Ich werde nicht aufhören, Dich um Verzeihung zu bitten, und wenn Du in der Sterbeſtunde bei mir biſt, ſo will ich es noch thun. — Ich gebe indeſſen den Plan nicht auf und werde das nächſte Jahr in der Schweiz bleiben. Ich wohne in dieſem Oertchen ſo wohlfeil, als Du es nur erdenken könnteſt. — Wenn ich Dir nur Deine Sorge für mich nehmen könnte, ſo hätt' ich manche frohe Augenblicke mehr. In Hinſicht des Geldes kann ich Dir verſichern, iſt in der Zukunft für mich zur Nothdurft geſorgt. Du kannſt es errathen, ich mag darüber nichts ſagen. — Nur vor der Hand brauche ich noch von meinem eigenen Gelde. Darum will ich doch, daß Du mir nun, oder vielmehr Pannwitz, Alles ſchickeſt, was an baarem Gelde noch mein iſt. Mit dem Hauſe mag's vor der Hand dahin geſtellt bleiben. Das mußt

Du mir aber gleich ſchicken, und wäre nichts da, ſo bitte ich Dich um 50 Louisd'or, wofür Du meinen Antheil an Intereſſen des Hauſes nehmen könnteſt, nach Maßgabe.

Lebe wohl und grüße die Unſern von Herzen. Schreib mir doch recht viel von neuen Verhältniſſen im Hauſe durch Guſtels Heirath.

— Den Brief adreſſire künftig immer nach Thun.

Heinrich Kleiſt.

16.

Thun, den 18. März 1801 (l. 1802).

Mein beſtes Ulrikchen, ich habe das Geld empfangen und bin untröſtlich, daß mein Brief zu ſpät angelangt iſt. Ich dachte immer, daß Du doch auf jeden Fall aus den Zeitungen die Lage der Schweiz kennen und daraus erſehen würdeſt, daß es jetzt gar nicht einmal möglich ſei, ſich mit Sicherheit anzukaufen. Denn kaum hatte ich meinen letzten Brief, in welchem ich Dir von den Züricher Unruhen ſchrieb, abgeſchickt, ſo entſtand ſogar anderthalb Stunden von hier, im Simmenthal, ein Aufruhr unter den Bauern, worauf ſogleich ein franzöſiſcher General mit Truppen in Thun ſelbſt einrückte. Es iſt faſt ſo gut wie ausgemacht, daß dies unglückliche

Land auf irgend eine Art ein Opfer der französischen Brutalität wird, und ich weiß aus sichern Gründen, daß die Schweizer Regierung, die bisher immer noch lavirt hat, auf dem Puncte ist, sich ganz unzweideutig gegen die Franzosen zu erklären. Die Erbitterung der Schweizer gegen diese Affen der Vernunft ist so groß, daß jede andere Leidenschaft weicht, und daß die heftigsten Köpfe der Parteien durch den Würfel entscheiden lassen, wer sich in die Meinung des andern fügen soll, bloß um, wie schmollende Eheleute, sich gegen den Dieb zu wehren, der einbricht. Ein Krieg also steht wahrscheinlicher Weise diesem Lande schon in diesem Sommer bevor. — Doch ich habe Dir meine Gründe schon weitläufiger in meinem letzten Briefe entwickelt. Jetzt nur davon, was soll ich mit dem Gelde anfangen? Ich bin so beschämt durch meine Uebereilung und Deine unendliche Güte, daß ich gar nicht weiß, was ich Dir sagen soll. In Deinem Briefe ist so unendlich viel und mancherlei zu lesen, ob es gleich darin nicht geschrieben steht, daß ich immer wechselnd bald mit Entzücken*) an Dich, bald mit Widerwillen an

*) Entzücken? — Fällt Dir nichts ein? — — — Mir ist das ganze vergangene Jahr wie ein Sommernachtstraum. — Schreibe mir doch, ob sich Johann eingefunden? Hat auch die Lalande[27]) geschrieben?

[27]) Die Tochter des berühmten Astronomen. Sie war an einen Le Français verheirathet, behielt aber ihren Vaternamen bei und nannte sich Frau v. Lalande. Ihr Haus hatten Kleist und seine Schwester während ihres Aufenthaltes in Paris täglich besucht.

mich denke. Nun, von der einen Seite, mein beſtes Mädchen, kann ich jetzt Dich beruhigen, denn wenn mein kleines Vermögen gleich verſchwunden iſt, ſo weiß ich jetzt doch, wie ich mich ernähren kann. Erlaß mir das Vertrauen über dieſen Gegenſtand, Du weißt, warum? — Kurz, ich brauche nichts mehr, als Geſundheit, die mir eben auf ein paar Tage gefehlt hat. — Schreibe mir nur, wie ich es mit dem Gelde halten ſoll, und ob Du Dich auf irgend eine Art an dem Hauſe ſchadlos halten kannſt. Noch habe ich den Wechſel nicht eingelöſet, werde heute nach Bern, und läßt es ſich machen, ſo bleibt das Geld fern von meinen unſichern Händen, bis Du beſtimmſt, was damit geſchehen ſoll. — Kannſt Du Dich an dem Hauſe ſchadlos halten, ſo iſt mir's auf jeden Fall lieb, das Geld zu beſitzen, das ich auf dieſe Art zu jeder Zeit und Gelegenheit brauchen kann. Schreibe mir bald, grüße die lieben Verwandten, und bald erhältſt Du einen recht frohen Brief von Deinem Dir herzlich guten Bruder Heinrich.

17.

Auf der Aarinſel bei Thun, den 1. Mai 1802.

Mein liebes Ulrikchen, ich muß meiner Arbeit[28]) einmal einen halben Tag ſtehlen, um Dir Rechenſchaft zu

[28]) Es iſt wohl zunächſt die Ausarbeitung ſeines Trauerſpiels „die Familie Schroffenſtein“ gemeint.

geben von meinem Leben; denn ich habe immer eine undeutliche Vorstellung, als ob ich Dir das schuldig wäre, gleichsam als ob ich von Deinem Eigenthum zehrte.

Deinen letzten Brief mit Inschriften und Einlagen von den Geliebten habe ich zu großer Freude in Bern empfangen, wo ich eben ein Geschäft hatte bei dem Buchhändler Geßner, Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau und Kinder wie die lebendigen Idyllen hat: ein Haus, in welchem sich gern verweilen läßt. Darauf machte ich mit Zschokke und Wieland, Schwager des Geßner, eine kleine Streiferei durch den Aargau. — Doch das wäre zu weitläufig, ich muß Dich überhaupt doch von manchen andern Wunderdingen unterhalten, wenn wir einmal wieder beisammen sein werden. — Jetzt leb ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine viertel Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemiethet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter Niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirthschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufnahme, Mädeli. Mit der Sonne stehen wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten,

bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. Von allen Sorgen vor dem Hungertod bin ich aber, Gott sei Dank, befreit, obschon Alles, was ich erwerbe, so gerade wieder drauf geht. Denn Du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich fiel es mir einmal ein, und ich sagte dem Mädeli, sie sollte sparen. Das Mädchen verstand aber das Wort nicht, ich war nicht im Stande, ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten beide, und es muß nun beim Alten bleiben. — Uebrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe Niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts, als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner, oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir; —kurz, ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabneres, als nur dieses, daß man es erhaben

wegwerfen kann. — Mit einem Worte, dieſe außerordentlichen Verhältniſſe thun mir erſtaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen ſo entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn Ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung; — Du verſtehſt mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei Euch. — Gelingt es mir nicht, ſo bleibe ich in der Schweiz, und dann kommſt Du zu mir. Denn wenn ſich mein Leben würdig beſchließen ſoll, ſo muß es doch in Deinen Armen ſein. — Adieu. Grüße, küſſe, danke Allen.

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich war vor etwa vier Wochen, ehe ich hier einzog, im Begriff nach Wien zu gehen, weil es mir hier an Büchern fehlt; doch es geht ſo auch und vielleicht noch beſſer. Auf den Winter aber werde ich dorthin — oder vielleicht gar ſchon nach Berlin. — Bitte doch Leopold, daß er nicht böſe wird, weil ich nicht ſchreibe. Denn es iſt mir wirklich immer eine erſtaunliche Zerſtreuung, die ich vermeiden muß. In etwa ſechs Wochen werde ich wenigſtens ein Dutzend Briefe ſchreiben.

18.

Weimar, im November 1802.

Mein liebes Ulrikchen, ich bin ſehr beunruhigt über das Ausbleiben aller Nachrichten von Dir. Wenn ich nicht irre, ſo ſollteſt Du nach unſrer Verabredung zuerſt ſchreiben —? Sollte ich es, ſo verzeih mir; und dem Himmel ſei Dank, daß er mir in dieſem Augenblick zufällig die Luſt zum Schreiben gab. Denn Du weißt, was ein Brief von mir bedeutet. Es könnte eine Zeit kommen, wo Du ein leeres Blatt von mir mit Freudenthränen benetzteſt. — Ich wohne hier zur Miethe und hätte allerdings die Geſchirre ꝛc. brauchen können; bin aber oft ganze Tage in Osmanſtädt, wo mir ein Zimmer eingeräumt worden iſt; denn Wieland hat ſich nicht entſchließen können, das Haus, in dem es ſpukt, zu beziehen. Wirklich im Ernſte, wegen ſeiner Bedienung, die er ſonſt hätte abſchaffen müſſen. — Möchte Dich der Himmel doch nur glücklich in die Arme der Deinigen geführt haben! Warum ſage ich nicht, der Unſrigen? Und wenn es die Meinigen nicht ſind, weſſen iſt die Schuld, als meine? Ach, ich habe die Augen zuſammengekniffen, indem ich dies ſchrieb. — Wenn Du nur glücklich von Werben nach Gurow[27]) gekommen biſt, für das Andre bin ich nicht beſorgt. — Jetzt eben fällt mir etwas

[27]) Ein an Werben (vergl. Anmerk. 6) grenzendes Gut, das ehemalige Beſitzthum von Kleiſt's Großvater.

ein, was wohl der Grund Deines langen Stillſchweigens ſein könnte; nämlich die Arbeit an meinen Hemden. Ich möchte auf jede Hand weinen, die einen Stich daran thut. — Lebe wohl. Schreibe doch recht bald poste restante. Und die Hemden werden mir allerdings wohlthun.

Heinrich.

Auch brauche ich immer noch Chemiſettes.

19.

Weimar, den 9. December 1802.

Mein liebes Ulrikchen, der Anfang meines Gedichtes[20]), das der Welt Deine Liebe zu mir erklären ſoll, erregt die Bewunderung aller Menſchen, denen ich es mittheile. O Jeſus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Dieſen einz'gen Wunſch ſoll mir der Himmel erfüllen; und dann mag er thun, was er will. Zur Hauptſache! Ich brauche ſchon wieder Geld und kann Dir weiter nichts ſagen. Ich habe Andern geborgt. Es iſt verrückt, ich weiß es. Schicke mir doch, wenn es ſein kann, den ganzen Reſt.

Heinrich Kleiſt.

Dein Geſchenk habe ich empfangen und würde es mit noch größerer Freude tragen, wenn ich wüßte, ob

[20]) Wahrſcheinlich iſt der „Robert Guiscard" gemeint.

Du es mit eignen lieben Händen verfertigt haſt? — Das Weihnachtsfeſt bringe ich in Osmanſtädt zu. Wieland, der alte, auch der junge, grüßen Dich; und ich alle Unſrigen.

20.

(Ohne Datum.)

Da ich heute ungewöhnlich hoffnungsreich bin, ſo habe ich mich entſchließen können, das böſe Geſchäft an Tantchen zu vollbringen. Ich habe die Feiertage in Osmanſtädt zugebracht und mich nun (trotz einer ſehr hübſchen Tochter Wielands) entſchloſſen, ganz hinauszuziehen. Ich warte nur auf das Geld, um welches ich Dich gebeten habe, um nun zuletzt auf den Platz hinzugehen, an welchem ſich mein Schickſal endlich, unausbleiblich und wahrſcheinlich glücklich entſcheiden wird; denn ich ſetze meinen Fuß nicht aus dieſem Orte, wenn es nicht auf den Weg nach Frankfurt ſein kann. — Die (Geßnern[21]) iſt allerdings endlich niedergekommen und geſund. Er aber (denke Dir!) hat Deinen Koffer Louis, bei welchem Deine Mäntel in Bern zurückblieben, noch nicht geſchickt! — Schreibe mir doch auch einige Neuigkeiten, denn ich fange wieder an, Antheil an der Welt zu nehmen.

H. K.

[21]) Wieland's Tochter, vergl. Brief 17.

21.

Meine vortreffliche Schweſter.

Ich hatte gleich nach Empfang Deines Schreibens einige ſehr leidenſchaftliche Zeilen für Dich aufgeſetzt; hielt ſie aber aus leicht begreiflichen Gründen lieber zurück. Ich melde Dir daher jetzt bloß, daß ich das Geld empfangen habe. In Kurzem werde ich Dir viel Frohes zu ſchreiben haben; denn ich nähere mich allem Erdenglück.

Osmanſtädt, Januar 1803.

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich wohne ſchon geraume Zeit hier, und es freut mich, daß Du das gern ſiehſt. Ich habe aber mehr Liebe gefunden, als recht iſt, und muß über kurz oder lang wieder fort; mein ſeltſames Schickſal! — Wenigſtens bis zum Frühjahr möchte ich hier bleiben. Wieland erzählt mir ſeine Lebensgeſchichte; und ich ſchreibe ſie auf. Er läßt Dich grüßen. Er hat nicht gewußt, daß Du es biſt, der[37]) ihn beſucht hat. Jetzt weiß er es. — Herr Gott! Was macht denn Guſtchen? Schreibe mir bald, viel und ruhig. Verhehle mir Deine Beſorgniſſe nicht. — Grüße Alles.

[37]) Dies der erklärt ſich, wenn Fräulein Ulrike, als ſie mit ihrem Bruder bei Wieland war, Männerkleidung trug, wie ſie dies zu jener Zeit gewöhnlich auf Reiſen that; in Paris gieng ſie faſt immer ſo gekleidet. Vergl. hierzu Ed. v. Bülow a. a. O. S. 184.

22.

Leipzig, den 13. März 1803.

Ich habe Deinen Brief vom 18. Februar empfangen und eile, ihn zu beantworten. — Vielen Dank für alle Deine guten Nachrichten. Wie mag doch das kleine Ding aussehen, das Gustel geboren hat? Ich denke, wie die Mäuse, die man aus Apfelkernen schneidet. —

Merkels unbekannter Correspondent bin ich nicht. —

Du bist doch immer noch die alte reiselustige Ulrike! Die Mara hat anderthalb Meilen von mir gesungen (in Weimar), und wahrhaftig, sie hätte in dem Kruge zu Osmanstädt singen können; es ist noch die Frage, ob ich mich gerührt hätte. Aber der Himmel behüte mich, Dir diese Reiselustigkeit zu bespötteln. Denn das wäre, als ob Einer, der mit sinkenden Kräften gegen einen Fluß kämpfte, die Leute, die auf sein Schreien ans Ufer stürzten, der Neugierde zeihen wollte. —

Das Verzeichniß der Sachen, die ich bei Carl Zenge zurückließ, kann ich nicht geben. —

Und Dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächsten Brief? O Du Vortreffliche! Und o Du Unglückliche! Wann werde ich den Brief schreiben, der Dir so viele Freude macht, als ich Dir schuldig bin? —

Ich weiß nicht, was ich Dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. — Ich wollte, ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen und Dir zuschicken. — Dummer Gedanke! Kurz, ich habe Osmanstädt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Du! —! Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!

Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirthshause zu Weimar zu und wußte gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Es waren recht traurige Tage! Und ich hatte eine recht große Sehnsucht nach Dir, o Du, meine Freundin!

Endlich entschloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum? — Kurz, ich bin hier.

Ich nehme hier Unterricht in der Declamation bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigne Tragödie bei ihm declamiren. Sie müßte, gut declamirt, eine bessere Wirkung thun, als schlecht vorgestellt. Sie würde mit vollkommener Declamation vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung thun. Als ich sie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas, war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir, über seine innerlichen Bewegungen, vor Freude die Sprache verging, und ich

zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmend[23]).

Vorgestern faßte ich ein Herz und gieng zu Hindenburg. Da war große Freude. „Nun, wie steht's in Paris um die Mathematik?" — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der seinigen. — „So sind Sie bloß so herumgereiset?" — Ja, herumgereiset. — Er schüttelte wehmüthig den Kopf. Endlich erhorchte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. „Woran arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich es denn nicht wissen? Sie brachten diesen Winter bei Wieland zu; gewiß! gewiß!" — Und nun fiel ich ihm um den Hals und herzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir überein kam: der Mensch müsse das Talent anbauen, das er in sich vorherrschend fühle.

Ob ich nicht auch mit Wünschen so fertig werden könnte? Und Huth? Und Hüllmann[24])? ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Hindenburg erzählte mir, Du habest von der Gräfin Genlis einen Ruf als Erzieherin in ihr Institut zu Paris erhalten. Was verstehst Du davon? Ich, nichts.

[23]) Diese Tragödie war der „Robert Guiscard"; vergl. den Brief Wieland's in dem Buch von Ed. v. Bülow, S. 34. ff.

[24]) Vergl. die Bemerkung am Schluß des 7. Briefes.

Wieland hat Osmanstädt verkauft, und zieht auf 1. Mai nach Weimar. Der 3. Mai wird zu seiner Ehre mit einem großen Feste gefeiert werden. Ich bin eingeladen; und Alles, was süß ist, lockt mich"). Was soll ich thun?

Wenn Ihr mich in Ruhe ein paar Monate bei Euch arbeiten lassen wolltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden werde, rasend zu machen, so würde ich — ja, ich würde!

Leset doch einmal im 34. oder 36. Blatt des „Freimüthigen" den Aufsatz: Erscheinung eines neuen Dichters. Und ich schwöre Euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß, als der alberne Kauz, der Kotzebue"). Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben. — O Ihr Erinnyen mit Eurer Liebe!

---

33) Sollte sich dies nicht ganz besonders auf die „sehr hübsche Tochter Wieland's" beziehen, deren im 20. Briefe gedacht ist? Wie Ed. v. Bülow berichtet (a. a. O. S. 32), soll Kleist an ihr „innigeren Antheil genommen haben", und wie mir die gegenwärtige Besitzerin der Originale dieser Briefe mitgetheilt hat, so erinnert sie sich aus den Erzählungen ihrer Tante Ulrike, „Wieland habe eine seiner Töchter an Heinrich v. Kleist verheirathen wollen".

34) Diese Anzeige der „Familie Schroffenstein" im 36. St. des „Freimüthigen" vom Jahre 1803 war nicht von Kotzebue selbst, sondern von L. F. Huber.

Frage aber mit Behutſamkeit nach dieſem Blatte, damit der litterariſche Spürhund, der Merkel, nicht rieche, wer der neue Dichter ſei[27])? Es darf überhaupt Niemand als etwa meine allernächſten Verwandten erfahren, und unter dieſen auch nur die verſchwiegenen. —

Auch thut mir den Gefallen und leſet das Buch nicht. Ich bitte Euch darum. Es iſt eine elende Scharteke[28]). Kurz, thut es nicht. Hört Ihr?

(Hier bricht der Brief ab; die zweite Hälfte der Blattſeite iſt abgeſchnitten; wahrſcheinlich aber bildet ein der Reihenfolge eigenhändiger Briefe Kleiſt's hier eingeordnetes Blatt, welches als Abſchrift bezeichnet und von Frauenhand beſchrieben iſt, den dort fehlenden Schluß. Die Abſchrift — ſie iſt, gleich den übrigen nur in Abſchriften vorhandenen Briefen, von Ulrikens Hand — lautet:)

Und nun küſſe in meinem Namen jeden Finger meiner verehrungswürdigen Tante! Und, wie ſie, den Orgelpfeifen gleich, ſtehen, küſſe ſie alle von der Oberſten bis zur Letzten, der kleinen Maus aus dem Apfelkern geſchnitzt! Ein einziges Wort von Euch, und ehe Ihr's Euch verſeht, wälze ich mich vor Freude in der Mittelſtube. Adieu! Adieu! Adieu! O Du meine Allertheuerſte!

Leipzig, den 14. März 1803.

Heinrich.

---

27) Kleiſt hatte ſich auf dem Titel ſeines Trauerſpiels nicht genannt.

28) Dieſe fünf Wörter ſind ausgeſtrichen, aber noch deutlich zu leſen.

23.

Meine theuerſte Freundin.

Der Reſt meines Vermögens iſt aufgezehrt, und ich ſoll das Anerbieten eines Freundes annehmen, von ſeinem Gelde ſo lange zu leben, bis ich eine gewiſſe Entdeckung im Gebiete der Kunſt, die ihn ſehr intereſſirt, völlig ins Licht geſtellt habe. Ich ſoll in ſpäteſtens zwölf Tagen mit ihm nach der Schweiz gehen, wo ich dieſe meine litterariſche Arbeit, die ſich allerdings über meine Erwartung hinaus verzögert, unter ſeinen Augen vollenden ſoll. Nicht gern aber möchte ich Dich, meine Verehrungswürdige, vorübergehen, wenn ich eine Unterſtützung anzunehmen habe; möchte Dir nicht gern einen Freund vorziehen, deſſen Börſe, im Verhältniß mit ſeinem guten Willen, noch weniger weit reicht, als die Deinige. Ich erbitte mir alſo von Dir, meine Theure, ſo viele Friſtung meines Lebens, als nöthig iſt, ſeiner großen Beſtimmung völlig genug zu thun. Du wirſt mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, ſei es noch ſo ſpät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir den Kranz der Unſterblichkeit zuſammen zu pflücken. Dein Freund wird es, die Kunſt und die Welt wird es Dir einſt danken.

Das Liebſte wäre mir, wenn Du ſtatt aller Antwort ſelber kämeſt. Ich würde Dir mündlich manchen Aufſchluß geben, den aufzuſchreiben völlig außer meinem Vermögen liegt. In eilf Tagen würdeſt Du mich noch

hier, die nächstfolgenden Tage in Leipzig finden. Da würdest Du auch meinen Freund kennen lernen, diesen vortrefflichen Jungen. Es ist Pfuel, von Königs Regiment[39]). — Doch auch Dein Brief wird mir genug sein. Adieu.

Dresden, den 3. Juli 1803.

Heinrich v. Kleist.

N. S. Grüße Alles und gieb mir Nachrichten.

24.

Meine theuerste Ulrike.

Pfuels eigner Vortheil zu meiner Begleitung in die Schweiz ist zu groß, als daß ich jetzt zurücknehmen sollte, was ich unter andern Umständen versprach. Er würde immer noch die Reisekosten für mich bezahlen, um mich nur bei sich zu sehen, und da ich doch einmal in meinem Vaterlande nicht, nicht an Deiner Seite leben kann, so gestehe ich, daß mir selber für jetzt kein Platz auf der Erde lieber und auch nützlicher ist, als der an der seinigen. Laß mich also nur mit ihm gehen.

Ich bin wirklich immer, Eurer Rückreise wegen, in Sorgen gewesen und werde es auch bleiben, bis ich Nachrichten von Dir empfange. Das kann aber doch nicht

[39]) Später preußischer General der Infanterie und im Jahre 1848 Minister-Präsident.

eher ſein als in Bern, und dahin adreſſire Deinen Brief. Ich ſelber werde jetzt oft und mit Vergnügen an Euch ſchreiben. Seit ich Euch in Dresden ſah, ſcheint mir das leicht, da es mir doch, ich ſchwöre es Dir, vorher unmöglich war. Ich weiß nicht, welche ſeltſame Vorſtellung von einer unvernünftigen Angſt meiner Verwandten über mich in meinem Hirn Wurzel gefaßt hatte. Zum Theil war ich überdrüſſig, Euch mit Hoffnungen hinzuhalten, zum Theil ſchien es mir auch unmöglich, bei Euch noch welche zu erregen. Es iſt alſo einerlei, dachte ich, ob Du ſchreibſt oder nicht.

Lies doch einliegenden Brief von Wieland, dem Alten, den ich, auf ein kurzes Empfehlungsſchreiben, das ich Werdecks mitgab, am Abend Eurer Abreiſe empfieng. Ich ſehe ſein Antlitz vor Eifer glühen, indem ich ihn leſe. — Die beiden letzten Zeilen ſind mir die rührendſten. Du kannſt ſie, wenn Du willſt, verſtehen.

Schliebens laſſen Euch noch tauſendmal grüßen. Die jüngſte hat mir zum Andenken ein Halbhemdchen geſtickt, das ausnehmend ſchön iſt. Ich habe die beiden Mädchen immer die niedlichſten Sachen verfertigen ſehen, Kleider, Tücher, Schleier ꝛc., und bemerkte doch niemals, daß ſie ſie ſelber trugen. Am Tage vor meiner Abreiſe erfuhr ich, daß die armen Kinder die Arbeit ihrer Hände verkaufen. Eine Freundin bezahlt ſie ihnen und ſucht ſie ſelber dann wieder bei Kaufleuten abzuſetzen. Das iſt aber doch immer nur ein ſehr ungewiſſer Abſatz, und die armen Mädchen müſſen, weil ſie ſo heimlich zu Werke

geben, ihre Waare oft um ein Spottgeld hingeben. Könnte man ihnen nicht helfen? Ließen ſich ihre Sachen nicht etwa bei einem der Kaufleute abſetzen, die in Gulben[40]) auf den Markt kommen? Wenn Du irgend ein Mittel weißt, wie ſich dies mit Anſtand und Verſchweigung des Namens thun läßt, ſo nimm Dich doch der Sache an. Du kannſt in dieſem Falle nur geradezu mit ihnen darüber in Correſpondenz treten. (Sie wiſſen aber davon nichts, daß ich Dir dieſen Vorſchlag mache.)

Die einliegenden Noten ſind für mein neues Couſinchen, Emilie Schätzel. Die Arie iſt hier fürs Clavier geſetzt, kann aber von ihrem Lehrer leicht für die Zither angeordnet werden.

Gleißenberg, wie Du wiſſen wirſt, iſt Gouverneur bei der école militaire geworden, als Capitain. Rühle löſt ihn in Schleſien ab. — Ich gratulire von Herzen Carolinen; denn, ſo wahr ich lebe, ſie wird einen Mann heirathen[41]).

Und nun lebe wohl, ich gehe heute Mittag von hier ab. Ich küſſe Tantchens Hand und alle meine Geſchwiſter, auch Ottilien[42]).

Leipzig, den 20. Juli 1803.

Heinrich.

---

[40]) Dorf in der Nähe von Cottbus.

[41]) Vergl. Anmerk. 7.

[42]) Eine Nichte Kleiſt's.

25.

Der Himmel weiß, meine theuerſte Ulrike, (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr iſt), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchſtaben eines Briefes gäbe, der ſo anfangen könnte: „mein Gedicht*) iſt fertig". Aber, Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtauſend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meiſten mit eingerechnet, an den Verſuch geſetzt, zu ſo vielen Kränzen noch einen auf unſere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unſere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug ſei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröſtet mich, „wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben ſo viel thäte, ſo würde unſerem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen." Und ſo ſei es denn genug. Das Schickſal, das den Völkern jeden Zuſchuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunſt in dieſem nördlichen Himmelsſtrich noch nicht reifen laſſen. Thöricht wäre es wenigſtens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk ſetzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu ſchwer iſt. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da iſt, und beuge mich ein Jahrtauſend im Voraus vor ſeinem Geiſte. Denn in der Reihe der menſchlichen Erfindungen iſt die-

*) Der „Robert Guiscard".

jenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.

Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung.

Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hülfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins.

Ich kann Dir nicht sagen, wie groß mein Schmerz ist. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Mensch hinkommt. Es hat sich eine gewisse ungerechte Erbitterung meiner gegen sie bemeistert; ich komme mir fast vor wie Minette, wenn sie in einem Streite Recht hat und sich nicht aussprechen kann.

Ich bin jetzt auf dem Wege nach Paris sehr entschlossen, ohne große Wahl zuzugreifen, wo sich etwas

finden wird. Geßner hat mich nicht bezahlt, meine unſelige Stimmung hat mir viel Geld gekoſtet, und wenn Du mich noch einmal unterſtützen willſt, ſo kann es mir nur helfen, wenn es bald geſchieht. Kann ſein, auch wenn es gar nicht geſchieht.

Lebe wohl, grüße Alles — ich kann nicht mehr.

Genf, den 5. October 1803.

Heinrich.

N. S. Schicke mir doch Wieland's Brief. Du mußt poste restante nach Paris ſchreiben.

26.

Meine theure Ulrike[44]). Was ich Dir ſchreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben koſten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, ſo weit es fertig war, durchleſen, verworfen und verbrannt: und nun iſt es aus. Der Himmel verſagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigenſinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundſchaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne dieſe Freundſchaft doch nicht leben:

---

[44]) Hier iſt eine halbe Zeile mit großer Sorgfalt ausgeſtrichen, wie es ſcheint, nicht von Kleiſt ſelbſt.

Meine theure Ulrike, ~~[illegible]~~ Was ich Dir schreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben kosten; aber ich muß, ich muß, ich _muß_ es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen, und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich _kann_ mich Deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht _leben_: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unser aller Verderben lauert über den Meeren, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich-prächtige Grab. O Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein!

S. Omer, d. 26. October 1803. Heinrich von Kleist.

ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben. Ich habe die Hauptstadt dieses Landes verlassen, ich bin an seine Nordküste gewandert, ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unser aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab. O Du Geliebte, Du wirst mein letzter Gedanke sein!

St. Omer, den 26. October 1803.

Heinrich von Kleist.

27.

Mein liebstes Riekchen, laß Dir einige Nachrichten über den Erfolg meiner Reise mittheilen, ein Hundsfott giebt sie besser, als er kann.

Ich kam Dienstags Morgens mit Ernst und Gleißenberg hier an, mußte, weil der König abwesend war, den Mittwoch und Donnerstag versäumen, fuhr dann am Freitag nach Charlottenburg, wo ich Köckeritzen[45]) endlich im Schlosse fand. Er empfieng mich mit einem finstern Gesichte und antwortete auf meine Frage, ob ich die Ehre hätte, von ihm gekannt zu sein, mit einem kurzen: ja. Ich käme, fuhr ich fort, ihn in meiner wun-

---

[45]) General-Adjutanten des Königs.

derlichen Angelegenheit um Rath zu fragen. Der Marquis von Lucchesini hätte einen sonderbaren Brief, den ich ihm aus St. Omer zugeschickt, dem Könige vorgelegt. Dieser Brief müsse unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterstände mich, von Sr. Majestät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politischen Richterstuhl gezogen werden würde. Ob diese Hoffnung gegründet wäre? Und ob ich, wiederhergestellt, wie ich mich fühlte, auf die Erfüllung meiner Bitte um Anstellung rechnen dürfte, wenn ich wagte, sie Sr. Majestät vorzutragen? — Darauf versetzte er nach einer Weile: „Sind Sie wirklich jetzt hergestellt? Ganz, verstehen Sie mich, hergestellt?" — „Ich meine," fuhr er, da ich ihn befremdet ansah, mit Heftigkeit fort, „ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor Kurzem im Schwange waren, (er gebrauchte diese Wörter) völlig hergestellt sind?" — Ich verstände ihn nicht, antwortete ich mit so vieler Ruhe, als ich zusammenfassen konnte; ich wäre körperlich krank gewesen und fühlte mich, bis auf eine gewisse Schwäche, die das Bad vielleicht heben würde, so ziemlich wieder hergestellt. — Er nahm das Schnupftuch aus der Tasche und schnaubte sich. „Wenn er mir die Wahrheit gestehen solle," fieng er an und zeigte mir jetzt ein weit besseres Gesicht, als vorher, „so könne er mir nicht verhehlen, daß er sehr ungünstig von mir denke. Ich hätte das Militair verlassen, dem Civil den Rücken gekehrt, das Ausland durchstreift, mich in der Schweiz ankaufen wollen, Versche gemacht (o meine

theure Ulrike!), die Landung mitmachen wollen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Ueberdies sei des Königs Grundsatz, Männer, die aus dem Militair in's Civil übergiengen, nicht besonders zu protegiren. Er könne nichts für mich thun." — Mir traten wirklich die Thränen in die Augen. Ich sagte, ich wäre im Stande, ihm eine ganz andere Erklärung aller dieser Schritte zu geben, eine ganz andere gewiß, als er vermuthete. Jene Einschiffungsgeschichte z. B. hätte gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum eines Arztes weit eher, als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig steigernd, mir das Bedürfniß nach Zerstreuung so dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechselung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn los zu werden. Es wäre doch grausam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfalle der Schmerzen begieng. — Er schien mich nicht ganz ohne Theilnahme anzuhören. — Was jenen Grundsatz des Königs beträfe, fuhr ich fort, so könne er des Königs Grundsatz nicht immer gewesen sein. Denn Se. Majestät hätten die Gnade gehabt, mich mit dem Versprechen einer Wiederanstellung zu entlassen, ein Versprechen, an dessen Nichterfüllung ich nicht glauben könne, so lange ich mich seiner noch nicht völlig unwürdig gemacht hätte. — Er schien wirklich auf einen Augenblick unschlüssig. Doch die zwangvolle Wendung, die er jetzt plötzlich nahm, zeigte nur zu gut, was man bereits am

Hofe über mich beſchloſſen hatte. Denn er holte mit einemmale das alte Geſicht wieder hervor und ſagte: „Es wird Ihnen zu nichts helfen. Der König hat eine vorgefaßte Meinung gegen Sie; ich zweifle, daß Sie ſie ihm benehmen werden. Verſuchen Sie es, und ſchreiben Sie an ihn; doch vergeſſen Sie nicht die Bitte um Erlaubniß gleich hinzuzufügen, im Fall einer abſchlägigen Antwort Ihr Glück im Auslande ſuchen zu dürfen.“ — Was ſagſt Du dazu, mein liebes Ulrikchen? — Ich antwortete, daß ich mir die Erlaubniß ausbäte, in meinem Vaterlande bleiben zu dürfen. Ich hätte Luſt, meinem Könige zu dienen, keinem andern; wenn er mich nicht gebrauchen könne, ſo wäre mein Wunſch, im Stillen mir und den Meinigen leben zu dürfen. — „Richten Sie Ihren Brief,“ fiel er ein wenig betroffen ein, „wie Sie wollen. Es iſt möglich, daß der König ſeine Meinung von Ihnen ändert; und wenn Sie ihn zu einer Anſtellung geneigt machen können, ſo verſpreche ich, Ihnen nicht entgegen zu wirken.“ — Ich erſuchte ihn jetzt förmlich um dieſe Gnade, und wir brachen das Geſpräch ab. Er bat mich noch, auf eine recht herzliche Art, um Verzeihung, wenn er mich beleidigt haben ſollte, verwünſchte ſeinen Poſten, der ihm den Unwillen aller Menſchen zuzöge, denen er es nicht recht machte: ich verſicherte ihn, daß ich ihn mit Verehrung verließe, und fuhr nach Berlin zurück. — Ich las auf dem Wege Wieland's Brief, den Du mir geſchickt haſt, und erhob mich, mit einem tiefen Seufzer, ein wenig wieder aus der Demü-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

thigung, die ich so eben erfahren hatte. — Jetzt habe ich dem Könige nun wirklich geschrieben; doch weil das Anerbieten meiner Dienste wahrscheinlich fruchtlos bleiben wird, so habe ich es wenigstens in einer Sprache gethan, welche geführt zu haben, mich nicht gereuen wird. Du selbst hast es mir zur Pflicht gemacht, mich nicht zu erniedrigen; und lieber die Gunst der ganzen Welt verscherzt, als die Deinige. — Ich habe jetzt die Wahl unter einer Menge von sauern Schritten, zu deren einem ich zuletzt fähig sein werde, weil ich es muß. Zu Deinen Füßen werfe ich mich aber, mein großes Mädchen; möchte der Wunsch doch Dein Herz rühren, den ich nicht aussprechen kann.

Berlin, den 24. Juni 1804.

Dein Heinrich.

N. S. Antworte mir doch bald. Ich will Deinen Brief hier erwarten. Grüße Alles.

28.

(Ohne Datum).

Meine theure Ulrike, ob ich Dir gleich vor einigen Tagen einen ziemlich hoffnungslosen Brief überschickt habe, so kann ich Dir doch jetzt etwas über eine Art von Aussicht mittheilen, die sich, wunderlich genug für die Zukunft, mir auf einer ganz unerwarteten Seite eröffnet. — Du wirst Dich noch eines Majors Gualtieri erinnern, welchen ich Dir, wenn ich nicht irre, bei Deiner

Anweſenheit in Berlin vor drei Jahren im Schauſpielhauſe vorſtellte[46]). Dieſer noch ziemlich junge Mann, ein Bruder der Kleiſten[47]) von Königs Regiment, geht jetzt in wenig Monaten als Geſandter nach Spanien und will, es iſt ganz ſein eigner Einfall, mich als ſeinen Legationsrath, oder vor der Hand als einen vom König angeſtellten Attaché bei ſeiner Geſandtſchaft mitnehmen. Ihm ſei, ſagt er, ein Legationsrath aufgedrungen worden, von welchem er ſich, wenn es möglich ſei, noch hier, auf jeden Fall aber in Madrid, losmachen werde. In dieſem letzteren Falle müßte ich etwa ein Jahr noch aus eigenen Koſten beſtreiten, ich hätte jedoch Station auf der Reiſe, Wohnung und Tiſch bei ihm in Madrid frei. Er wiſſe kein beſſeres Mittel, mich im Dienſte des Königs wieder feſten Fuß faſſen zu machen, und er wolle, wenn ich auch gleich auf meine erſte Bitte um Anſtellung eine abſchlägige Antwort erhielte (welches ſich morgen oder übermorgen entſcheiden wird), die Ausführung dieſes ganzen Projects bei Hofe übernehmen. Ich erwarte jetzt von Dir, meine theure Schweſter, die Beſtimmung, ob ich mich in dieſen Vorſchlag einlaſſen ſoll oder nicht. Zu einem Amte wird er mir verhelfen, zum Glücke aber nicht. Doch davon ſoll ich Dir nicht ſprechen. Adieu, Adieu.

Dein treuer Bruder Heinrich.

---

[46]) Er iſt aus Rahels Briefen und Varnhagens Schriften hinlänglich bekannt.

[47]) Ihr Gatte war Flügel-Adjutant des Königs, ſie wird in den folgenden Briefen öfter erwähnt.

N. S. Im Fall Du mich nach Spanien — verbannen willst (wer weiß, ob ich Dich jemals wiedersehe!), so muß ich wohl noch einige Zeit hier verweilen, die Sache einzuleiten, und mir zu diesem Aufenthalte, wenn Du es auftreiben kannst, einiges Geld ausbitten.

Hast Du die Wiese — die Wiese an der Oder bei Greifers — noch nicht wieder besucht?

Gleißenberg läßt sich empfehlen. — Verzeih diesen liederlichen Brief, er ist in Eile geschrieben, um mit Fritzen[46]) zu reden. Ich muß soeben wieder zu Gualtieri kommen, der mich in große Affection genommen hat. Er hält die ganze Sache schon für ausgemacht, und ich esse schon alle Tage bei ihm in der Stadt Paris.

29.

Mein liebes Ulrikchen.

Der Major Gualtieri, welcher in einiger Zeit als Gesandter nach Spanien gehen wird, ein Freund meiner Jugend, welcher mir schon in Potsdam, als er noch Flügel-Adjutant des Königs war, viel Wohlwollen be-

---

[46]) Friederike von Kleist, Heinrichs Schwester, Gattin des Herrn von Stojentin; vergl. Anmerk. 24.

zeugte, nimmt sich meiner jetzt mit großer Lebhaftigkeit an und verspricht mir, wenn ich seinem Rathe folgen will, mir mit der Zeit zu einem einträglichen und ehrenvollen Posten zu verhelfen. Er will, daß ich mit ihm nach Spanien gehen soll, wohin ich die Reise, dort auch Tisch, vielleicht nach den Umständen auch Wohnung frei haben werde, und giebt mir die Versicherung, mir für diesen Fall die Anstellung als Attaché bei seiner Gesandtschaft, in einem Jahre dort vielleicht eine kleine Zulage vom König und in (höchstens) drei Jahren den Legationsraths-Posten selber auszuwirken.

Ich habe Dir dies Alles schon vor mehr als 14 Tagen geschrieben, auch um Deinen Rath gebeten, aber keine Antwort erhalten und daher (weil Deine Antwort auf meinen ersten Brief mich doch keinen andern Ausweg hoffen ließ) mich bereits darauf eingelassen, so daß diese Sache durch den Cabinetsrath Lombard schon völlig im Gange ist. — Was diese Deine Antwort betrifft, so weiß ich nicht, welcher Ausdruck in meinem Schreiben Dich wegen meines Briefes an den König so beunruhigt haben kann. Denn wenn ich fühle, was ich mir selbst, so weiß ich, was ich dem Könige schuldig bin; welches keiner Rede mehr bedürfen sollte. Auch weiß ich bereits durch Lombard, daß der König zwar eine abschlägige Resolution gegeben hat, aber bloß, weil man für mich keinen bezahlten Posten weiß und mir den Dienst von unten auf nicht anbieten will. Diese königliche Antwort selber habe

ich aber bis auf den heutigen Tag (es ſind nun drei Wochen) noch nicht erhalten, bin daher ſchon einigemal (vergebens) bei Haugwitz und Hardenberg, heute endlich wieder in Charlottenburg bei Köckeritz geweſen, der ſich darüber ſehr wunderte, in meiner Gegenwart zu Kleiſten[49]) ſchickte, und, da herauskam, daß eine Unordnung bei Hardenberg oder Haugwitz vorgefallen war, mir rieth, die Sache fallen zu laſſen und einen neuen Brief an den König zu ſchreiben. Dadurch habe ich dieſen Mann einigermaßen in mein Intereſſe gezogen und bin faſt willens, ihm einen neuen Brief an den König zur Einhändigung zu überreichen. — Uebrigens fürchte ich dennoch, daß mir mein erſtes Geſuch immer abgeſchlagen werden wird; mein zweites aber gewiß nicht, man ſieht gar nicht ein, warum? Gualtieri will mich in dieſem Fall mitnehmen nach Landeck in Schleſien, wohin Lombard auch gegangen iſt, um mir dort die nähere Bekanntſchaft dieſes Mannes zu verſchaffen, der ſein ſpecieller Freund iſt. Ich bin dazu ſehr geneigt, beſonders da ich irgend eines Bades ſchlechterdings bedarf; wenn Du nur mich von der Geldſeite darin unterſtützen willſt. — Schicke, wenn Du etwas für mich erübrigen kannſt, dies doch ſobald als möglich nach Berlin an Gleißenberg; ſobald ich drei oder vier Tage von hier abweſend ſein kann, ſo nutze ich ſie, um nach Frankfurt zu reiſen und Dir nähere Auskunft zu geben über dieſe Reiſe nach Spanien,

---

[49]) Vergl. Anmerk. 47.

die ihre gewiſſen Vortheile zwar hat, aber ungeheure Folgen haben kann. Adieu, grüße Alles.

Berlin, den 11. Juli 1804.

Dein Heinrich.

N. S. Du biſt doch nicht krank, daß Du mir nicht geantwortet haſt?

30.

Mein liebes Ulrikchen.

Die Antwort des Königs auf meine Zuſchrift bleibt, auf eine mir ganz unverſtändliche Weiſe, zum zweitenmale aus. Ich habe nicht wagen dürfen, mich bei Köckeritzen nach der Urſach dieſes ſonderbaren Aufſchubs zu erkundigen, da jeder nächſte Tag mir immer die Reſolution noch bringen konnte. Uebermorgen aber geht meine Hoffnung zu Ende, und ich will zum viertenmale nach Charlottenburg hinaus. Denn dieſer ungewiſſe Zuſtand wird mir nach gerade völlig zum Ekel. — Jene bewußten 20 Rthr. ſind, weil die Adreſſe nicht beſtimmt genug war, an den Obriſten Kleiſt, Directeur der Militair-Akademie, abgegeben worden. Ich habe Geld und Brief, leider nicht mehr uneröffnet, empfangen und mich nur betrübt, daß ich dieſem Manne nicht jetzt auch Deine früheren Briefe mittheilen konnte. — Ach, Ulrikchen,

wie unglücklich wäre ich, wenn ich nicht mehr stolz sein könnte! — Werde nicht irre an mir, mein bestes Mädchen! Laß mir den Trost, daß Einer in der Welt sei, der fest auf mich vertraut! Wenn ich in Deinen Augen nichts mehr werth bin, so bin ich wirklich nichts mehr werth! — Sei standhaft! Sei standhaft!

Gualtieri reiset in einigen Tagen nach Schlesien, um einen Handel in Gang zu bringen, der nach Spanien unternommen werden soll. Er wartet wirklich bloß auf die Entscheidung meines Schicksals, um sich mich sogleich vom Könige auszubitten. Er will mich unentgeltlich mitnehmen, und ich brauche nichts, als jene 25 Rthlr., die Ihr mir monatlich ausgesetzt habt, um eine kleine Börse bei mir zu führen. Besorge mir also dies Geld, wenn es sein kann, unverzüglich hierher. Wir reisen wahrscheinlich über Frankfurt, und es sollte mir lieb sein, wenn sich Gelegenheit fände, Euch diesen Menschen vorzustellen, an welchem mir selber Alles, bis auf seine Liebe zu mir, so unbegreiflich ist. — Adieu! Viele Grüße an Tanten und die Geschwister.

Berlin, den Freitag, Juli 1804.

Heinrich Kleist.

N. S. Ich wohne in der Spandauer Straße, Nr. 53.

31.

Meine beſte Ulrike, ich kann Dir jetzt die ſichere Nachricht geben, daß der König mein Geſuch günſtig aufgenommen hat, obſchon ich noch keine officielle Reſolution darüber erhalten habe. Mir hat es Köckeritz vorgeſtern mit einer großen Ermahnung, die Gnade des Königs nicht zum drittenmal auf's Spiel zu ſetzen, auf eine ſehr gütige Art angekündigt und mir gerathen, zu Beym zu gehen und die Beſchleunigung der Reſolution bei dieſem zu betreiben. Der ganze Aufſchub derſelben ſcheint bloß daran zu liegen, daß man den Fonds zu einer kleinen Beſoldung für mich erſt eröffnen muß. Beym war geſtern nicht zu Hauſe, und ich habe jetzt einen Brief an ihn entworfen, der vielleicht geſchickt iſt, ihn ein wenig für meine Sache zu intereſſiren.

Nach Spanien werde ich nun wohl nicht gehen, ſo wenig wie nach Schleſien. Gualtieri zwar glaubt es immer noch vortheilhaft für mich, allein er glaubt nicht, daß es der König jetzt bewilligen werde, indem er, wenn er mich bezahlt, auch wohl wird haben wollen, daß ich unmittelbar für ihn arbeite, nicht, daß ich Gualtieri'n einen Theil ſeiner Geſchäfte in Spanien abnehme. — In dieſem Falle wirſt Du gewiß Dein Wort halten und zu mir nach Berlin kommen, das Einzige, um deſſentwillen mich der glückliche Erfolg meines Geſuches wahrhaft freut. Auch wird Deine Sorge für mich nöthig

ſein, wenn ich mit einer kleinen Beſoldung, die doch gewiß 300 Rthlr. nicht überſteigen wird, meine Bedürfniſſe beſtreiten ſoll. Es kann möglich ſein, mit dieſer Summe auszukommen, aber es iſt eine Kunſt, und man kann ihre Ausübung von einem Menſchen, der dazu einmal nicht taugt, kaum verlangen, ſo wenig als das Seiltanzen oder irgend eine andere Kunſt. Für jetzt wenigſtens, da meine ganze Lebensweiſe noch ſo wenig geordnet ſein kann, geht es mit 25 Rthlr. monatlich nicht, und Ihr müßt ein Einſehen haben. Schickt mir nur vor der Hand meine Betten, wenn es ſein kann; und wenn ich meine paar Möbeln wieder zuſammenfinden könnte, ſo würde ich auch drei oder vier Thaler monatlich wohlfeiler wohnen. Adieu! Adieu! Bald ein Mehreres und, ich hoffe, ganz Beſtimmtes.

Berlin, den 2. Auguſt 1804.

Dein Heinrich.

Antworte bald. Spandauer Straße, Nr. 53.

32.

Mein vortreffliches Mädchen, wie überraſcheſt Du mich mit Deinem Antrage, mit dieſem neuen Beweis Deiner Sorgfalt für mich, die immer noch im Stillen Dein Herz beſchäftigt! Komm, meine Freundin, komm doch gleich zu mir! Gualtieri reiſet wirklich in der Mitte

künftigen Monats ab, er will immer noch, daß ich ihn nach Spanien begleite, lerne doch dieſen Menſchen ſelbſt kennen und die Verhältniſſe, und ſage mir, was ich thun ſoll. In dem Hauſe, in welchem ich wohne, iſt ein Zimmer noch, neben dem meinigen, zu vermiethen, ſehr angenehm, ein wenig theuer; opfre dies für einen Monat! Wenn ich nach Spanien gehe, ſo gehſt Du zu Deiner Tante zurück oder zu Leopolden; und wenn wir zuſammen in Berlin uns etabliren können, ſo kann ich unter Deinen Augen die Anſtalten treffen, die Du für zweckmäßig hältſt. Wie glücklich könnten wir leben! Es würde nicht wie in Par's ſein —! Adieu! Adieu! Antworte mir ſogleich. Ich küſſe Tanten, Minetten und Allen die Hände, die Deiner Liebe zu mir wieder einmal ihre freie Bewegung gelaſſen haben. Adieu! — Auf baldiges Wiederſehen!

Berlin, den 24. Auguſt 1804.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Ich habe geſtern einen Brief an Euch abgeſchickt, doch die Quittung vergeſſen. Hier erfolgt ſie für meine liebe Minette. — Pannwitzens Koffer iſt mit Gleißenberg nach Gulben gegangen, um ihn dort abzugeben. Ich glaubte, Wilhelm würde hingehen. — Gleißenberg bringt mir den meinigen von Dresden mit. — Schreibe mir genau, wann Du eintriffſt, ich komme Dir entgegen.

33.

Meine liebste Ulrike, ich warte von Tage zu Tage auf eine Entscheidung vom Minister, ob ich vorläufig noch in Berlin bleiben, oder sogleich nach Franken gehen soll. Dieser Umstand ist Schuld, daß ich noch immer angestanden habe, mich einzuquartieren, und während dieser Zeit in einem theuren Gasthofe gewohnt habe, wo ich nun Mühe haben werde, heraus zu kommen. Du mußt es schon bei Minetten ausmachen, daß sie für diese außerordentliche Ausgabe etwas auftreibt, ich arbeite ja aus allen Kräften darauf los, es wieder zu bezahlen. Wenn Du Dich mit solchen Dingen nicht befassen willst, so ersuche ich Leopold, ihr eine vernünftige Vorstellung zu machen. Ich werde ja überdies dieser Vorschüsse nicht drei Jahre lang bedürftig sein, und so wird es im Ganzen nicht mehr ausmachen, wenn man es auf die letzten Monate abrechnet. — Wie wäre es auch, wenn Du zu mir herüber kämest? Ich bin sehr traurig. Du hast zwar nicht mehr viel Mitleiden mit mir, ich leide aber doch wirklich erstaunlich. Komm also nur herüber und tröste mich ein wenig. Ich weiß doch, daß Du mir gut bist, und daß Du mein Glück willst, Du weißt nur nicht, was mein Glück wäre. Nach Potsdam kehr' ich auch nicht zurück, wie ich zu Anfange glaubte; wozu also noch länger getrennt sein? Ich sehe hier keinen Menschen und bedarf Deiner lieben Gesellschaft. Es wird uns selbst eine förmliche Einrichtung nicht viel

mehr koſten, als der Aufenthalt in dieſem heilloſen Gaſthofe. Ich hoffe alſo auf die Erfüllung meiner Bitte. Ich werde noch heute zur Kameken[60]) gehen und ſie auffordern, uns eine Wohnung auszumitteln. Chambre garnie, und Du läßt das Mädchen aus Frankfurt kommen. Wie gern würde ich Dich abholen! Doch ich muß ſchlechterdings in Berlin bleiben. Richte Dich alſo nur ſelbſt ein. Vielleicht kömmſt Du mit der Kleiſten, die ja auch nach Berlin wollte. — Das würde mich ſehr freuen! Adieu!

Berlin, den December 1804. (Im goldenen Stern).

Dein Heinrich.

34.

(Aus Königsberg, im Herbſt 1806).

Meine theuerſte Ulrike.

Wie ſchrecklich ſind dieſe Zeiten! Wie gern möcht' ich, daß Du an meinem Bette ſäßeſt, und daß ich Deine Hand hielte; ich fühle mich ſchon geſtärkt, wenn ich an Dich denke! Werdet Ihr flüchten? Es heißt ja, daß der Kaiſer den Franzoſen alle Hauptſtädte zur Plünderung verſprochen habe. Man kann kaum an eine ſolche Raſerei der Bosheit glauben. Wie ſehr hat ſich Alles beſtätigt, was wir vor einem Jahre ſchon vorausſahen! Man hätte das ganze Zeitungsblatt von heute damals

[60]) Oberhofmeiſterin der Prinzeß Heinrich und Freundin von Ulrike.

ſchon ſchreiben können. Habt Ihr Nachrichten von Leopold und Pannwitz? Vom Regiment Möllendorff ſollen ja nur drei Officiere übrig geblieben ſein. Vierzig tauſend Mann auf dem Schlachtfelde, und doch kein Sieg! Es iſt entſetzlich. Pfuel war, kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges, Adjutant bei dem General Schmettau geworden, der bei Saalfeld geblieben iſt. Was aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht. Auch von Rühlen habe ich ſeit drei Wochen keine Nachrichten erhalten. Sie ſtanden beide bei dem Corps des Prinzen Hohenlohe, das, wie es heißt, eingeſchloſſen und von der Elbe abgeſchnitten iſt. Man kann nicht ohne Thränen daran denken. Denn wenn ſie alle denken, wie Rühle und Pfuel, ſo ergiebt ſich keiner. Ich war vor einiger Zeit willens, nach Berlin zu gehen. Doch mein immer krankhafter Zuſtand macht es mir ganz unmöglich. Ich leide an Verſtopfungen, Beängſtigungen, ſchwitze und phantaſire und muß unter drei Tagen immer zwei das Bette hüten. Mein Nervenſyſtem iſt zerſtört. Ich war zu Ende des Sommers fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen; doch auch dort war ich bettlägrig und bin kaum fünf- oder ſechsmal ins Waſſer geſtiegen. Die Präſidentin[61]) hat mir noch ganz kürzlich etwas für Dich aufgetragen, mein Kopf iſt aber ſo ſchwer, daß ich Dir nicht ſagen kann, was?

---

[61]) Wahrſcheinlich Frau von Auerswald, in deren Hauſe Kleiſt viel war.

Es wird wohl nicht mehr, als ein Gruß gewesen sein. Sie hat durch den Kriegsrath Scheffner etwas von Dir erfahren, von dem Du, glaub' ich, eine Anverwandte gesehen und gesprochen hast. Uebrigens geht es mir gut. Wenn ich nur an Dir nicht Unrecht gethan hätte, mein theuerstes Mädchen! Ich bin so gerührt, wenn ich das denke, daß ich es nicht beschreiben kann. Schreibe mir doch, wenn Ihr, wie ich fast glaube, nach Schorin gehen solltet. Denn Minette wird doch schwerlich die Franzosen in Frankfurt abwarten. Vielleicht komm' ich alsdann auch dahin. Kein besserer Augenblick für mich, Euch wiederzusehen, als dieser. Wir sänken uns, im Gefühl des allgemeinen Elends, an die Brust, vergäßen und verziehen einander und liebten uns, der letzte Trost in der That, der dem Menschen in so fürchterlichen Augenblicken bleibt. Es wäre schrecklich, wenn dieser Wüthrich sein Reich gründete. Nur ein sehr kleiner Theil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen. Doch, wer weiß, wie es die Vorsicht lenkt. Adieu, meine theuerste Ulrike, ich küsse Dir die Hand. Zweifle niemals an meiner Liebe und Verehrung. Empfiehl mich allen meinen theuern Anverwandten und antworte mir bald auf diesen Brief.

Den 24. H. v. Kleist.

35.

Königsberg, den 6. December 6.

Meine liebe, vortreffliche Ulrike.

Dein Brief vom 9. November, den ich erst, Gott weiß, wie es zugeht, heute erhalten habe*), hat mir, so isolirt wie ich von allen meinen Freunden lebe, gleich als ob sie alle untergegangen wären, ganz unendliche Freude gemacht. Liebe, Verehrung und Treue wallten wieder so lebhaft in mir auf, wie in den gefühltesten Augenblicken meines Lebens. Es liegt eine unsägliche Lust für mich darin, mir Unrecht von Dir vergeben zu lassen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über Dich. Mit meinem körperlichen Zustand weiß ich nicht, ob es besser wird, oder ob das Gefühl desselben bloß vor der ungeheuern Erscheinung des Augenblicks zurücktritt. Ich fühle mich leichter und angenehmer, als sonst. Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer und ihre Ansicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute diese Bemerkung an Altenstein, diesem vortrefflichen Manne, vor dem sich meine Seele erst jetzt mit völliger Freiheit entwickeln kann. Ich habe ihn schon, da ich mich unpäßlich fühlte, bei mir gesehen;

*) Es stand darauf: ist gefangen genommen; zurückgeschickt. — Du mußt das Quartier bezeichnen Löb. Langg. 81.

wir können wie zwei Freunde mit einander reden. An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der K* vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält. Von dem, was man sonst hier hoffen mag oder nicht, und was man für Anstalten trifft kann ich Dir, weil es verboten sein mag, nichts schreiben. Der Gen. Kalkreuth nimmt den Abschied. Der Gen. Rüchel, der dem Könige, daß er hergestellt sei, angekündigt und seine Dienste angeboten hat, hat seit acht Tagen noch keine Antwort erhalten. Auch Hardenberg, hör' ich, will dimittiren. Altenstein weiß noch nicht, ob er wieder in fremde Dienste gehen oder sich, mit einem kleinen Vermögen, in den Privatstand zurückziehen soll. Brause[52]) habe ich zu meiner größten Freude hier gesprochen. Pfuel hat er in Cüstrin noch gesprochen, von Rühle weiß er nichts, Leopold war nicht unter den

---

[52]) Später preuß. General.

Todten und Bleſſirten, die er mir nannte. Deine Nachrichten wären mir noch weit intereſſanter geweſen, wenn ich ſie nicht ſo ſpät erhalten hätte. Verſäume nicht, mir, ſobald Du etwas von den Unſrigen erfährſt, es mitzutheilen. Beſonders lieb wäre es mir, wenn Du mir etwas von der Kleiſten ſagen könnteſt, die ich für todt halten muß, weil ſie mir nicht ſchreibt. Nach Schorin komme ich, ſobald es mir möglich ſein wird. Vielleicht habe ich doch den beſten Weg eingeſchlagen, und es gelingt mir, Dir noch Freude zu machen. Das iſt einer meiner größten Wünſche. Lebe wohl und grüße die Unſern.

H. v. Kleiſt.

36.

Ich muß Dich bitten, meine theuerſte Ulrike, ſogleich an die Kleiſten zu ſchreiben. Ich ſchicke Briefe ohne Ende an ſie ab und weiß nicht mehr, ob ſie lebt oder todt iſt. Die Kleiſten beſitzt 30 Louisd'or von mir, Penſion von der K...[52]), für die verfloſſenen Monate April bis September. Hiervon hat ſie zwar 10 Louisd'or, wie ſie mir kurz vor dem Kriege ſchrieb, an Rühlen geliehen; doch dieſe 10 Louisd'or ſind eincaſſirt, oder es ſind doch wenigſtens 20 Louisd'or bei ihr in Caſſa. Ich

[52]) Königin.

brauchte dies Geld bisher nicht, theils, weil ich im Frühjahr von ihr 20, vom December vorigen Jahres bis März gesammelte, Louisd'or erhielt, theils auch, weil ich noch einige Monate lang Diäten vom F. Departement zog. Nun aber setzt mich dieser Krieg, der uns auf eine so unglaubliche Art unglücklich überrascht, in große Verlegenheit. Nicht sowohl dadurch, daß nun vom October aus wahrscheinlich diese Pension ganz aufhören wird: denn ich hatte nicht so darauf gerechnet, daß sie zu meinem Fortkommen ganz unerlaßlich gewesen wäre. Da sie mir ein Jahr lang durchgeholfen hat, so hat sie gewissermaßen ihre Wirkung gethan. Aber dadurch, daß der Postencours gestört ist, und ich weder dies Geld, noch auch Manuscripte, die ich nach Berlin geschickt hatte, oder ihren Werth erhalten kann. Ich bitte Dich also, der Kleisten zu sagen (wenn sie noch lebt! ich weiß nicht, was ich für eine unglückliche Ahndung habe), — daß sie mir dies Geld, durch Anweisung oder durch Wechsel, in die Hände schaffe. Wie wäre es, wenn sie es nach Schorin schickte? Oder nach Frankfurt? Sollte Stojentin nicht dort eine Zahlung haben? Könnte er nicht das Geld in Stolpe, oder in Danzig, zahlen? Oder in Falkenburg, da Yorks*) aus Falkenburg hier sind, und sie vielleicht eine Anweisung von ihm, aus Gefälligkeit, respectiren würden? Oder giebt es irgend eine andere Art, mir dazu zu verhelfen, da die

*) Kleist's nahe Verwandte.

directe Ueberſchickung auf der Poſt unmöglich iſt? Intereſſire Dich ein wenig für dieſe Sache, mein liebſtes Ulrikchen. Ich habe auf das Aeußerſte angeſtanden, Dich damit zu beunruhigen, indem ich von Tage zu Tage auf Nachrichten von der Kleiſten wartete; doch die Noth iſt jetzt dringend, und dieſer Schritt nicht mehr auszuweichen. Wenn ich inzwiſchen das Geld nicht in vier bis ſechs Wochen ſpäteſtens erhalten kann, ſo iſt es mir lieber, wenn es bleibt, wo es iſt, indem ich mir alsdann ſchon hier durch den Buchhandel werde geholfen haben: obſchon dies auch, bei ſeinem jetzigen Zuſtande, nicht anders, als mit Aufopferungen, geſchehen kann. Mache Dir nur keine Sorgen, es wäre zu weitläufig, Dir auseinander zu ſetzen, warum Du ruhig ſein darfſt; ich verſichere Dich, daß ohne dieſe zufälligen Umſtände meine Lage gut wäre, und daß ich Dir, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, in Kurzem Freude gemacht haben würde. Ich gebe es auch jetzt noch nicht auf und bin

Dein treuer Bruder Heinrich.

Den 31. December.

Schicke dieſen ganzen Brief der Kleiſten, damit ſie doch einmal wieder etwas von meiner Hand ſieht.

37.

Meine theuerſte Ulrike.

Du wirſt zwar ſchon durch Gleißenberg, oder auf welchem Wege es ſei, mein Schickſal erfahren haben, ich muß es Dir aber doch ſelbſt ſchreiben, damit Du mit Genauigkeit und Beſtimmtheit davon unterrichtet wirſt. Ich werde mit Gauvain und Ehrenberg[66]), auf Befehl des Generals Clarke, nach Joux in Frankreich (über Mainz, Straßburg und Beſançon) transportirt, um daſelbſt bis zum Frieden aufbewahrt zu werden. Dir den Grund dieſer gewaltſamen Maßregel anzugeben, bin ich nicht im Stande, auch ſcheint es, als ob uns nichts zur Laſt gelegt würde, als bloß der Umſtand, daß wir von Königsberg kamen. Ich hatte mit einem Paß, den ich mir in Cöslin verſchafft und in Damm und Stettin, wo ich zuerſt franzöſiſche Truppen fand, hatte viſiren laſſen, glücklich Berlin erreicht. Gauvain und ich waren voran gereiſt, Ehrenberg kam den andern Tag nach, unſere übrige Reiſegeſellſchaft hatte ſich von uns getrennt. Wir wollten auch hier unſere Päſſe beim Gouvernement unterzeichnen laſſen, hier aber machte man uns die ſonderbarſten Schwierigkeiten, verhörte uns, verwarf unſere Dimiſſion als falſch und erklärte uns endlich am dritten Tage, daß wir als Kriegsgefangene nach Frankreich transportirt werden würden. Vergebens be-

---

[66]) Beide waren Officiere.

riefen wir uns auf unſere Unſchuld, und daß eine ganze Menge der angeſehenſten Männer unſere Ausſage bekräftigen könnten; ohne uns anzuhören, wurden wir arretirt und am andern Morgen ſchon, durch Gensd'armerie, nach Wuſtermark abgeführt. Du kannſt Dir unſern Schreck und unſere böſen Ausſichten für die Zukunft denken, als wir hier, den gemeinſten Verbrechern gleich, in ein unterirdiſches Gefängniß eingeſperrt wurden, das wirklich nicht abſcheulicher gefunden werden kann. Es gelang uns glücklich, am folgenden Tage einen der Gensd'armen, die uns begleiteten, von der Ungerechtigkeit, die uns betroffen, zu überzeugen; er mußte ſeiner Ordre gehorchen, verſicherte aber, daß er uns von Station zu Station empfehlen würde, und wirklich werden wir auch jetzt an den meiſten Orten, unter einer Bewachung vor dem Zimmer, einquartiert. Kann man ſich aber etwas Uebereilteres, als dieſe Maßregel denken? Man vermißt ganz das gute Urtheil der Franzoſen darin. Vielleicht giebt es nicht drei Menſchen in der Welt, die ihnen gleichgültiger ſein konnten, als wir, in jenem Augenblick. Die Reiſe geht, wie ich Dir ſchon geſagt habe, nach Joux, einem Schloß bei Pontarlier, auf der Straße von Neufchatel nach Paris. Was uns bevorſteht, iſt wahrſcheinlich in einem verſchloſſenen Briefe enthalten, der uns begleitet, und ſchwerlich etwas Beſſeres, als Staatsgefangenſchaft. Ich hoffe immer noch von Tage zu Tage, daß die Verſuche, die wir ſchriftlich beim Gen. Clarke gemacht haben, dieſen überall

als vortrefflich bekannten Mann von unserer Unschuld überzeugen werden. Wäre dies nicht, so würde ich mir ewig Vorwürfe machen, die Gelegenheiten, die sich mir täglich und stündlich zur Wiedererlangung meiner Freiheit anbieten, nicht benutzt zu haben. Ob mich gleich jetzt die Zukunft unruhig macht, so bin ich doch derjenige von meinen beiden Reisegefährten, der diese Gewaltthat am leichtesten verschmerzen kann; denn wenn nur dort meine Lage einigermaßen erträglich ist, so kann ich daselbst meine litterarischen Projecte eben so gut ausführen, als anderswo. Bekümmere Dich also meinetwegen nicht übermäßig, ich bin gesunder, als jemals, und das Leben ist noch reich genug, um zwei oder drei unbequeme Monate aufzuwiegen. Lebe wohl, grüße Alles, ich werde Dir bald wieder schreiben und Briefe von Dir in Joux erwarten.

Marburg, den 17. Februar 1807. H. v. Kleist.

38.

Chalons sur Marne, den 23. April 1807.

Meine theuerste Ulrike.

Wenn Du meinen Brief von ohngefähr dem 8. oder 10. Februar erhalten hast, so wirst Du wissen, was für eine sonderbare Veranlassung mich, als einen Staatsgefangenen, nach Frankreich gesprengt hat. Ich setze vor-

aus, daß Dir dieſer Brief richtig durch Schlotheim zugekommen iſt, und ſo fahre ich fort, Dir von dem Verlauf meiner Schickſale Nachricht zu geben. Nachdem wir noch mehrere Male in die Gefängniſſe geworfen worden waren und an Orten, wo dies nicht geſchah, Schritte thun mußten, die faſt eben ſo peinlich waren, als das Gefängniß, kamen wir endlich den 5. März im Fort de Joux an. Nichts kann öder ſein, als der Anblick dieſes, auf einem nackten Felſen liegenden Schloſſes, das zu keinem andern Zweck, als zur Aufbewahrung der Gefangenen, noch unterhalten wird. Wir mußten ausſteigen und zu Fuße hinaufgehen; das Wetter war entſetzlich, und der Sturm drohte, uns, auf dieſem ſchmalen, eisbedeckten Wege, in den Abgrund hinunter zu wehen. Im Elſaß und auf der Straße weiter hin gieng der Frühling ſchon auf, wir hatten in Beſançon ſchon Roſen geſehen; doch hier, auf dieſem Schloſſe, an dem nördlichen Abhang des Jura, lag noch drei Fuß hoher Schnee. Man fieng damit an, meinen beiden Reiſegefährten alles Geld abzunehmen, wobei man mich als Dollmetſcher gebrauchte; mir konnte man keins abnehmen, denn ich hatte nichts. Hierauf verſicherte man uns, daß wir es recht gut haben würden, und fieng damit an, uns, jeden abgeſondert, in ein Gewölbe zu führen, das zum Theil in den Felſen gehauen, zum Theil von großen Quaderſteinen aufgeführt, ohne Licht und ohne Luft war. Nichts geht über die Beredſamkeit der Franzoſen. Gauvain kam in das Gefängniß zu ſitzen, in

welchem Touſſaint Louverture geſtorben war; unſere Fenſter waren mit dreifachen Gittern verſehen, und wie viele Thüren hinter uns verſchloſſen wurden, das weiß ich gar nicht; und doch hießen dieſe Behältniſſe anſtändige und erträgliche Wohnungen. Wenn man uns Eſſen brachte, war ein Officier dabei gegenwärtig, kaum daß man uns, aus Furcht vor ſtaatsgefährlichen Anſchlägen, Meſſer und Gabeln zugeſtand. Das Sonderbarſte war, daß man uns in dieſer hülfloſen Lage nichts ausſetzte; aber da man nicht wußte, ob wir Staatsgefangene oder Kriegsgefangene waren (ein Umſtand, den unſere Ordre zweifelhaft gelaſſen hatte): auf welchem Fuß ſollte man uns bezahlen? Der Franzoſe ſtirbt eher und läßt die ganze Welt umkommen, ehe er gegen ſeine Geſetze verfährt. Dieſe Lage war inzwiſchen zu qualvoll, als daß ſie meine beiden Gefährten, die von Natur krankhaft ſind, lange hätten aushalten können. Sie verlangten Aerzte, ich ſchrieb an den Commandanten, und dieſer, der ein edelmüthiger Mann ſchien und das Mißverſtändniß, das bei dieſer Sache obwalten mußte, ſchon vorausſah, verwandte ſich bei dem Gouverneur in Beſançon, worauf man uns andere Behältniſſe anwies, die wenigſtens den Namen der Wohnungen verdienen konnten. Jetzt konnten wir, auf unſer Ehrenwort, auf den Wällen ſpazieren gehen; das Wetter war ſchön, die Gegend umher romantiſch, und da meine Freunde mir für den Augenblick aus der Noth halfen, und mein Zimmer mir Bequemlichkeiten genug zum Arbeiten anbot, ſo war

ich auch ſchon wieder vergnügt und über meine Lage ziemlich getröſtet. Inzwiſchen hatten wir, gleich bei unſerer Ankunft, unſere Memoriale an den Kriegsminiſter eingereicht und die Abſchriften davon an den Prinzen Auguſt geſchickt. Da unſere Arretirung in Berlin in der That ein bloßes Mißverſtändniß war, und uns, wegen unſers Betragens, gar kein beſtimmter Vorwurf gemacht werden konnte, ſo befahl der Kriegsminiſter, daß wir aus dem Fort entlaſſen und, den andern Kriegsgefangenen gleich, nach Chalons sur Marne geſchickt werden ſollten. Hier ſitzen wir nun, mit völliger Freiheit zwar, auf unſer Ehrenwort, doch Du kannſt denken, in welcher Lage, bei ſo ungeheuern Koſten, die uns alle dieſe Reiſen verurſacht haben, und bei der hartnäckigen Verweigerung des Soldes, den die andern Kriegsgefangenen ziehen. Ich habe von neuem an den Kriegsminiſter und an den Prinzen Auguſt geſchrieben, und da es ganz unerhört iſt, einen Bürger, der die Waffen im Felde nicht getragen hat, zum Kriegsgefangenen zu machen, ſo hoffe ich auf meine Befreiung, oder wenigſtens auf gänzliche Gleichſchätzung mit den übrigen Officieren. Daß übrigens alle dieſe Uebel mich wenig angreifen, kannſt Du von einem Herzen hoffen, das mit größeren und mit den größeſten auf das innigſte vertraut iſt. Schreibe mir nur, wie es Dir und den Schorinſchen geht, denn dies iſt der eigentliche Zweck dieſes Briefes, da die Kriegsunruhen, die ſich bald nach meiner Entfernung aus Pommern dahin zogen, mich

mit der lebhafteſten Sorge für Euch erfüllt haben. Lebe wohl und grüße Alles; ſobald ſich mein Schickſal ändert, ſchreib' ich Dir wieder, wenn ich nur Deine Adreſſe weiß. Dein

Heinrich v. Kleiſt.

39.

Abſchrift (von Ulrikens Hand).

Wie frohlocke ich, meine theure Ulrike, wenn ich Alles denke, was Du mir biſt, und welch eine Freundin mir der Himmel an Dir geſchenkt hat! Ich höre, daß Du Dich in Berlin aufhältſt, um bei dem Gen. Clarke meine Befreiung zu betreiben. Von Tage zu Tage habe ich auf die Erfüllung des Verſprechens gewartet, das er Dir und der Kl. darüber gegeben haben ſoll, und angeſtanden, Dir zu ſchreiben, um Dich nicht zu neuen, allzu frühzeitigen Vorſtellungen zu verleiten. Man hätte Dir die Antwort geben können, daß der Befehl darüber noch nicht an den hieſigen Commandanten angekommen wäre: jetzt, nach einer faſt vierwöchentlichen vergeblichen Erwartung, ſcheint es mir wahrſcheinlich, daß gar keiner ausgefertigt worden iſt, und daß man Dich, mein vortreffliches Mädchen, bloß mit Vorſpiegelungen abgefertigt hat. Ich weiß ſogar aus einer ſichern Quelle, daß der hieſige Commandant wegen meiner Inſtructionen hat, die mit dem guten Willen, mich los zu laſſen, nicht in

der besten Verbindung stehen. Inzwischen ist meine Lage hier, unter Menschen, die von Schmach und Elend niedergedrückt sind, wie Du Dir leicht denken kannst, die widerwärtigste; ob ein Frieden überhaupt sein wird, wissen die Götter; und ich sehne mich in mein Vaterland zurück. Es wäre vielleicht noch ein neuer Versuch bei dem Gen. Clarke zu machen. Vielleicht, daß er immer noch geglaubt hat, etwas heraus zu bringen, wo nichts heraus zu bringen ist, daß er mit diesem Verfahren hat Zeit gewinnen wollen und sich jetzt endlich von der Nutzlosigkeit meiner Gefangenschaft überzeugt hat. Wie gern möchte ich Dir, zu so vielem Andern, auch noch die Befreiung daraus verdanken! Wie willkommen ist mir der Wechsel gewesen, den Du mir durch Schlotheim überschickt hast! Es wird Dir unerhört scheinen, wenn ich Dich versichere, daß ich während der ganzen zwei ersten Monate meiner Gefangenschaft keinen Sol erhalten habe, daß ich von einem Ort zum andern verwiesen worden bin, daß mir auch noch jetzt alle Reclamationen nichts halfen, und kurz, daß ich darum förmlich betrogen worden bin. Der allgemeine Grund war immer der, daß man nicht wüßte, ob man mich als Staatsgefangenen oder Kriegsgefangenen behandeln sollte; und ob ich während dieses Streits verhungerte, oder nicht, war einerlei. Jetzt endlich hat es der hiesige Commandant durchgesetzt, daß ich das gewöhnliche Tractament der kriegsgefangenen Officiere von 37 Franken monatlich erhalte. Dies und Dein Wechsel schützt mich

vor der Hand vor Noth; und wenn jetzt nur bald ein Befehl zu meiner Befreiung ankäme, so würde ich mit den Indemnitäten, die die reisenden Officiere erhalten, meine Rückreise noch bestreiten können. Zwar wenn der Friede nicht bald eintritt, so weiß ich kaum, was ich dort soll. Glück kann unter diesen Umständen Niemandem blühen, doch mir am wenigsten. Rühle hat ein Manuscript, das mir unter andern Verhältnissen das Dreifache werth gewesen wäre, für 24 Louisd'or verkaufen müssen[56]). Ich habe deren noch in diesem Augenblick zwei fertig; doch sie sind die Arbeit eines Jahres, von deren Einkommen ich zwei hätte leben sollen und nun kaum ein halbes bestreiten kann. Inzwischen bleibt es immer das Vortheilhafteste für mich, zurück zu kehren und mich irgendwo in der Nähe des Buchhandels aufzuhalten, wo er am wenigsten daniederliegt. — Doch genug jetzt von mir. Es ist widerwärtig, unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eigenen Noth zu reden. Menschen von unserer Art sollten immer nur die Welt denken. Was sind dies für Zeiten! Und das Heilloseste daran ist, daß man nicht einmal davon reden darf. — Schreibe mir bald, daß ich nach Berlin zurückkehren kann. ...[57]) und die Kleisten sind jetzt nicht mehr da, meine ganze Hoffnung beruht auf Dir. Adieu.

Chalons sur Marne, den 8. Mai 1807.

Heinrich v. Kleist.

[56]) Das Manuscript des „Amphitryon."

[57]) Der Name ist ganz unleserlich geschrieben.

40.

Endlich, meine vortreffliche Ulrike, ist, wahrscheinlich auf Deine wiederholte Verwendung, der Befehl vom Gen. Clarke zu meiner Loslassung angekommen. Ich küsse Dir die Stirn und die Hand. Der Befehl lautet, daß ich, auf Ehrenwort, eine vorgeschriebene Straße befolgen und mich in Berlin beim Gen. Clarke melden soll, der mich sprechen will. So mancherlei Gedanken mir dies auch erregt, so würde ich doch sogleich meine Reise antreten, wenn ich nicht unpäßlich wäre; wenn man nicht die Unedelmüthigkeit hätte, mir die Diäten zu verweigern, die ich mir jedoch noch auszuwirken hoffe; und wenn ich nicht einen Wechsel vom Buchhändler Arnold aus Dresden erwarten müßte, für ein Manuscript, das Rühle daselbst verkauft hat, und von dem er mir geschrieben hat, daß er um diese Zeit abgehen würde. Alle diese Gründe sind Schuld daran, daß sich meine Abreise vielleicht noch vierzehn Tage oder drei Wochen verspäten wird; doch da sich der Frieden jetzt abschließt, und nach dem Abschluß auch die Auswechselung der Gefangenen sogleich vor sich gehen muß, so ergiebt sich vielleicht alsdann eine so viel wohlfeilere Gelegenheit, abzureisen, wenngleich der Aufenthalt bis dahin hier so viel kostspieliger wird, da ich keinen Sold mehr beziehe.

Die Absicht dieses Briefes ist, Dir, nach der Mittheilung dieser Nachricht, einen Vorschlag zu machen.

Die Kl. hat mich versichert, daß die Pension von der K.[58]) nach dem Abschluß des Friedens wieder ihren Fortgang nehmen würde. Da jedoch hierin wenig Sicherheit liegt: denn wer steht uns für einen neuen Krieg? so ist der Plan, diese Pension bei der nächsten Gelegenheit in eine Präbende zu verwandeln; und hierin läge denn schon mehr Sicherheit. Wir wollen einmal annehmen, daß uns das Glück auf diese Art günstig wäre; daß ich vor der Hand die Pension und in einiger Zeit, statt ihrer, die Präbende erhielte: was ließe sich wohl damit anfangen?

Ich versichere Dich, meine theuerste Ulrike, daß mir Deine Lage und das Schmerzhafte, das darin liegen mag, so gegenwärtig ist, als Dir selbst. Ich weiß zwar, daß Du Dich in jedem Verhältniß, auch in dem abhängigsten, würdig betragen würdest; doch die Forderungen, die Dein innerstes Gefühl an Dich macht, kannst Du nicht erfüllen, so lange Du nicht frei bist. Ich selbst kann in keiner Lage glücklich sein, so lange ich es Dich nicht, in der Deinigen, weiß. Ohne mich würdest Du unabhängig sein; und so mußt Du (ich fühle die Verpflichtung auf mir, was Du auch dagegen einwenden mögest), Du mußt es auch wieder durch mich werden. Wenn ich mit Aeußerungen dieser Art immer sparsam gewesen bin, so hatte das einen doppelten Grund: einmal, weil es mir zukam, zu glauben, daß Du solche

---

[58]) Vergl. Anmerk. 53.

Gefühle bei mir voraussetztest, und dann, weil ich dem Uebel nicht abhelfen konnte.

Doch jetzt, dünkt mich, zeigt sich ein Mittel, ihm abzuhelfen; und wenn Du nicht willst, daß ich mich schämen soll, unaufhörlich von Dir angenommen zu haben, so mußt Du auch jetzt etwas von mir annehmen. Ich will Dir die Pension und das, was in der Folge an ihre Stelle treten könnte, es sei nun eine Präbende, oder etwas Anderes, abtreten. Es muß mit dem Rest Deines Vermögens für ein Mädchen, wie Du bist, hinreichen, einen kleinen Haushalt zu bestreiten. Laß Dich damit, unabhängig von mir, nieder; wo? gleichviel; ich weiß doch, daß wir uns über den Ort vereinigen werden. Ich will mich mit dem, was ich mir durch meine Kunst erwerbe, bei Dir in die Kost geben. Ich kann Dir darüber keine Berechnung anstellen; ich versichere Dich aber, und Du wirst die Erfahrung machen, daß es mich, wenn nur erst der Frieden hergestellt ist, völlig ernährt. Willst Du auf diese Versicherung hin nichts thun, so lebe die erste Zeit noch bei Schönfeldt, oder in Frankfurt, oder wo Du willst; doch wenn Du siehst, daß es damit seine Richtigkeit hat, alsdann, mein liebstes Mädchen, versuche es noch einmal mit mir. Du lieſest den Rousseau noch einmal durch und den Helvetius, oder suchst Flecken und Städte auf Landkarten auf; und ich schreibe. Vielleicht erfährst Du noch einmal in einer schönen Stunde, was Du eigentlich auf der Welt sollst. Wir werden glücklich sein! Das Ge-

fühl, mit einander zu leben, muß Dir ein Bedürfniß ſein, wie mir. Denn ich fühle, daß Du mir die Freundin biſt, Du Einzige auf der Welt! Vergleiche mich nicht mit dem, was ich Dir in Königsberg war. Das Unglück macht mich heftig, wild und ungerecht; doch nichts Sanfteres und Liebenswürdigeres, als Dein Bruder, wenn er vergnügt iſt. Und vergnügt werde ich ſein und bin es ſchon, da ich den erſten Forderungen, die meine Vernunft an mich macht, nachkommen kann. Denke über Alles dies nach, meine theuerſte Ulrike; in Berlin, wo ich Dich noch zu finden hoffe, wollen wir weitläufiger mit einander darüber reden. In drei Wochen ſpäteſtens muß ich hier abgehen können; und in der fünften bin ich dann in Deinen Armen. Adieu; grüße Gleißenberg.

Dein Heinrich.

Chalons, den 14. Juli.

N. S. Ich muß Dir ſagen, meine theuerſte Ulrike, daß ich mich anders entſchloſſen habe. Man hat mir die Reiſe-Entſchädigung bewilligt; und da ich mir den Wechſel von Rühlen, geſetzt er wäre ſchon von Dresden abgegangen, nach Berlin nachſchicken laſſen, und dort immer Handlungshäuſer ſein müſſen, die hier Forderungen haben, und bei denen er folglich geltend gemacht werden kann: ſo will ich mich, auf jene Ungewißheit hin, nicht länger aufhalten, ſondern ſogleich abgehen. Ich habe Rühlen geſchrieben, daß wenn der Wechſel noch nicht abgegangen iſt, er jetzt zu Dir nach

Berlin geſchickt werden ſoll. Thue mir doch den Gefallen und wiederhole ſchriftlich dieſe Beſtimmung an ihn, wenn Du irgend ſeine Wohnung in Dresden genau erfahren kannſt; denn da ich zwiſchen zwei unglücklichen Hausnummern immer geſchwankt habe, ſo fürchte ich noch obenein, daß ihn mein Brief verfehlt. Auch einliegenden Brief an die Kleiſten bitte ich mit der Adreſſe zu verſehen, weil ich lange nichts von ihr geſehen habe und nicht weiß, ob ſie noch in Leuthen iſt. In drei, ſpäteſtens vier Tagen gehe ich hier, und wenn ich es irgend möglich machen kann, mit dem Courier ab, reiſe Tag und Nacht und bin in vierzehn, höchſtens ſechzehn Tagen bei Dir. Adieu. Ich drücke Dich im Voraus ſchon an meine Bruſt. Grüße Gl. und Alles, was mir ein wenig gut iſt.

H. K.

41.

Ich habe verſucht, meine theuerſte Ulrike, Dir zu ſchreiben; doch meine Lage iſt ſo reich, und mein Herz ſo voll des Wunſches, ſich Dir ganz mitzutheilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und enden ſoll. Schreibe mir doch, ob ich nach Wormlage[69]) kommen darf, um

[69]) Ein Gut in der Lauſitz, wo die Familie von Schönfeldt wohnte.

Dich zu sprechen? Oder ob wir uns nicht, auf halbem Wege irgendwo ein Rendezvous geben können? Ich sollte denken, dies letztere müßte möglich sein. Ich will Dich zu bewegen suchen, zu einer Buch-, Karten- und Kunsthandlung, wozu das Privilegium erkauft werden muß, 500 Rthlr. zu 5 prCt. auf ein Jahr herzugeben. Adam Müller (ein junger Gelehrter, der hier im Winter, mit ausgezeichnetem Beifall, öffentliche Vorlesungen hält), Rühle und Pfuel (dem sein Bruder das Geld dazu hergiebt) sind die Interessenten. Dir alle Gründe darzuthun, aus welchen die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieser Unternehmung hervorgeht, ist schriftlich unmöglich. Rühle, der mit dem Prinzen jetzt hier ist, und der Pfuelen, durch den Unterricht, den dieser dem Prinzen giebt, eine Pension von 600 Rthlr. verschafft hat, ist von einer practischen Geschicklichkeit, alles um sich herum geltend zu machen, die bewunderungswürdig und selten ist. Der Herzog würde ihm sehr gern, nach Verlauf der Erziehungsperiode, einen Posten in seinem Lande geben; doch da sein unerläßliches Bedürfniß ist, frei zu sein, so will er Alles an dieses Jahr setzen, um es für die übrige Lebenszeit zu werden. Er ist es daher auch eigentlich, der an die Spitze des ganzen Geschäfts treten wird; ein Umstand, der, dünkt mich, nicht wenig für die Sicherheit seines Erfolges spricht. Er sowohl, als ich, haben jeder ein Werk drucken lassen, das unsern Buchhändlern sechsmal so viel eingebracht hat, als uns. Vier neue Werke liegen fast zum Druck bereit; sollen wir

auch hiervon den Gewinn Andern überlaſſen, wenn es nichts als die Hand danach auszuſtrecken koſtet, um ihn zu ergreifen? Die 1200 Rthlr., die das Privilegium koſtet, können nie verloren gehen; denn mißglückt die Unternehmung, ſo wird es wieder verkauft; und die Zeiten müßten völlig eiſern ſein, wenn es nicht, auch im ſchlimmſten Fall, einen größern Werth haben ſollte, als jetzt. Die ganze Idee iſt, klein und nach liberalen Grundſätzen anzufangen und das Glück zu prüfen; aber, nach dem Vorbild der Fugger und Medicis, Alles hinein zu werfen, was man auftreiben kann, wenn ſich das Glück deutlich erklärt. Erwäge alſo die Sache, mein theuerſtes Mädchen, und wenn Du Dich einigermaßen in dieſen Plan, der noch eine weit höhere Tendenz hat, als die merkantiliſche, hineindenken kannſt, ſo ſei mir zu ſeiner Ausführung behülflich. Ich kann Dir, wie ſchon erwähnt, nicht Alles ſagen, was ich auf dem Herzen habe, Du müßteſt ſelbſt hier ſein und die Stellung, die wir hier einnehmen, kennen, um beurtheilen zu können, wie günſtig ſie einer ſolchen Unternehmung iſt. Faſt möchte ich Dich dazu einladen! Ich würde Dich in die vortrefflichſten Häuſer führen können, bei Haza's, bei Baron Buol (kaiſerl. öſterr. Geſandten), beim App. Rath Körner u. ſ. w., Häuſer, in deren jedem ich faſt, wie bei der Kl. in Potsdam, bin. Zwei meiner Luſtſpiele, das eine gedruckt, das andere im Manuſcript[60]), ſind ſchon

[60]) „Der Amphitryon" und „der zerbrochene Krug."

mehrere Male in öffentlichen Gesellschaften, und immer mit wiederholtem Beifall, vorgelesen worden. Jetzt wird der Gesandte sogar, auf einem hiesigen Liebhaber-Theater, eine Aufführung veranstalten, und Fitt[41]) (den Du kennst) die Hauptrolle übernehmen. Auch in Weimar läßt Göthe das eine aufführen. Kurz, es geht Alles gut*), meine liebste Ulrike, ich wünsche bloß, daß Du hier wärest und es mit eigenen Augen sehen könntest. Schreibe mir, auf welche Art wir es machen, daß wir uns auf einen Tag sprechen, und sei versichert, daß ich ewig Dein treuer Bruder bin.

Dresden, den 17. September 1807. H. v. Kl.

42.

Ich setze mich nur auf ein paar Augenblicke hin, meine theuerste Ulrike, um Dich zu fragen, ob Du nicht meinen Brief erhalten hast, den ich schon vor drei Wochen von hier abgesendet habe? In diesem Briefe ließ ich mich weitläufig über meine Lage, über die Zu-

[41]) Vermuthlich ist der General Vieth gemeint.

*) Kürzlich war ich mit dem österr. Gesandten in Töplitz bei Gentz, wo ich eine Menge großer Bekanntschaften machte. — Was würdest Du wohl sagen, wenn ich eine Directions-Stelle beim Wiener Theater bekäme? — Grüße Alles in Wormlage.

kunft, und ein Project aus; Dinge, deren keines ich berühren kann, ohne mich auf bogenlanges Schreiben gefaßt zu machen. Ich weiß zwar, daß Briefe von hier in die Lauſitz ſehr langſam gehen, Lamprecht, den ich hier geſprochen habe, iſt einer neunzehn Tage unterweges geweſen; doch ſollte überhaupt vielleicht die Adreſſe bei Alt-Döbern falſch ſein? Und doch weiß ich keine andere zu ſetzen. — Antworte mir ſobald wie möglich hierauf. Denn, wie geſagt, wenn Du dieſen Brief nicht erhalten haſt, ſo muß ich ihn noch einmal ſchreiben; und Du weißt, wie ungern ich an ſolche weitläufige Erörterungen gehe. — Ich wollte, Du wäreſt hier, um Dich mit mir zu freuen und Alles mit eigenen Augen ſelbſt zu ſehen. Schriftlich kann ich Dir kaum etwas Anderes ſagen, als nur im Allgemeinen, daß es mir gut geht. Es erfüllt ſich mir Alles, ohne Ausnahme, worauf ich gehofft habe; — gieb mir nur erſt, wie geſagt, Nachricht von Dir, ſo ſollſt Du mehr hören. Es wäre ſonderbar, wenn grade der erſte Brief, der Dir Freude zu machen beſtimmt war, hätte verloren gehen müſſen. Grüße Alles, lebe wohl und ſchreibe bald

Deinem treuen Bruder
Hr. Kleiſt.

Dresden, den 3. October 1807.
Pirnſche Vorſtadt, Rammſche Gaſſe Nr. 123.

43.

Deine Unluſt am Schreiben, meine theuerſte Ulrike, theile ich nicht mehr mit Dir, ſeitdem es mir vergönnt iſt, Dich mit frohen Dingen unterhalten zu können. Es geht mir in jedem Sinne ſo, wie ich es wünſche, und in dem Maaße, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt, geht mir ein ganzer Stoff zu einer, die Vergangenheit erklärenden, Correſpondenz auf, mit der ich Dir noch verſchuldet bin. Ich wußte wohl, daß Du mir in einem Falle, wo es in der That darauf ankommt, mir ein Vermögen zu verſchaffen, nach ſo vielen Aufopferungen, die letzte nicht verweigern würdeſt, die ihre ganze ſchöne Reihe ſchließt. Wenn es möglich geweſen wäre, raſcher zu ſein, ſo hätten wir ſchon, bei der gegenwärtigen Leipziger Meſſe, in den Buchhandel eintreten können; doch ſo hat dieſe Verzögerung andere nach ſich gezogen, ſo daß wir uns jetzt nicht eher, als bei der nächſtfolgenden, werden darin zeigen können. Inzwiſchen hat dieſer Aufſchub doch auch ſein Gutes gehabt. Denn ſtatt des Privilegii, das nun verkauft iſt, hat uns der Hr. von Carlowitz, einer der reichſten Particuliers des Landes, ein unentgeltliches Privilegium in ſeiner Immediatſtadt Liebſtadt angeboten; ein ganz vortrefflicher Umſtand, da wir dadurch das Recht bekommen, hier in Dresden ein Waarenlager zu halten, und ſomit aller Vortheile eines ſtädtiſchen Privilegii

theilhaftig werden. Ferner ist während dessen, durch den hiesigen französischen Gesandten, der sich schon während meiner Gefangenschaft für mich interessirt hatte, und dessen nähere Bekanntschaft mir nun geworden ist, an Clarke in Paris geschrieben worden — — —[62]); wodurch, wie Du leicht denken kannst, die Affiette des ganzen Instituts mit einem Male gegründet wäre. Du wirst nicht voreilig sein, politische Folgerungen aus diesem Schritte zu ziehen, über dessen eigentliche Bedeutung ich mich hier nicht weitläufiger auslassen kann. — Was nun, zur Antwort auf Deinen Brief, den Termin anbetrifft, an welchem ich das Geld erhalten müßte, so kann ich Dir diesen jetzt genau nicht sagen, indem sich, wie gesagt, das Geschäft ein wenig in die Länge gezogen hat; inzwischen würdest Du es doch zu Neujahr in Bereitschaft halten müssen, da von diesem Zeitpunct an für die kommende Messe vorgearbeitet werden muß. Uebrigens muß es Conventionsgeld sein, d. h. der Werth davon, gleichviel in welcher Münzart, wenn nur nicht preußisch. Wenn es uns mit ....[63]) glücken sollte (ich bitte Dich, nichts von dieser Sache zu sagen), so würde es vielleicht nöthig sein, so schnell und so viel Geld herbei zu schaffen, daß ich noch nicht recht weiß, wie wir uns aus dieser Verlegenheit ziehen werden. 2000 Rthlr. haben wir in Allem zusammen; doch Du

[62]) Hier sind vier Zeilen mit großer Sorgfalt ausgestrichen, wie es scheint, mit anderer Dinte, als mit der der Brief geschrieben ist.

[63]) Wieder einige Worte sorgfältig ausgestrichen.

kannſt leicht denken, daß eine ſolche Unternehmung mehr erfordert, als dies. Ich nehme hier Gelegenheit, zu einem andern Gegenſtand überzugehen. Mein Auskommen wird mir in der Folge, wenn Alles gut geht, aus einer doppelten Quelle zufließen; einmal aus der Schriftſtellerei, und dann aus der Buchhandlung. Da ich die Manuſcripte, die ich jetzt fertig habe, zum eigenen Verlag aufbewahre, ſo ernähre ich mich jetzt bloß durch fragmentariſches Einrücken derſelben in Zeitſchriften und Verkauf' zum Aufführen an ausländiſche Bühnen; und doch hat mir dies ſchon nahe an 300 Rthlr. eingebracht (der öſterr. Geſandte hat mir 30 Louisd'or von der Wiener Bühne verſchafft), woraus Du leicht ſchließen kannſt, daß die Schriftſtellerei allein ſchon hinreicht, mich zu erhalten. Wie wär's alſo, mein theuerſtes Mädchen, wenn Du, ſtatt meiner, als Actionair in den Buchhandel träteſt, der von jener Schriftſtellerei ganz abgeſondert iſt? Du haſt immer gewünſcht, Dein Vermögen in einer Unternehmung geltend zu machen; und eine günſtigere Gelegenheit iſt kaum möglich, da der Vortheil, nach einem mäßigen mittlern Durchſchnitt, 22 prCt. iſt. Ich verlange gar nicht, daß Du Dich hierüber kategoriſch erklärſt, Du mußt nothwendig ſelbſt hier ſein, um Dich von dem innern Zuſammenhang der Sache und der Solidität derſelben zu überzeugen. Es kommt gar nicht darauf an, Dich gleich mit Deinem ganzen Vermögen hinein zu werfen, ſondern nur mit einer etwas größern Summe, als jene 500 Rthlr., und den Augenblick, wo

das Uebrige zu wagen wäre, von der Zeit zu erwarten. Allerdings müßteſt Du, in dieſem Falle, jene Erklärung, die Du mir auf unſerer Reiſe von Gulben nach Wormlage gemacht haſt, zurücknehmen und Dich entſchließen können, mit mir zuſammen zu leben. Und dies würde doch nicht ſchlechterdings unmöglich ſein? Wenn Du vor der Hand auf dies Alles noch nicht eingehen willſt, ſo bleibt es beim Alten, d. h. bei der Verzinſung und Zurückzahlung des Capitals. Ich ſagte es nur, weil ich wünſche, Dir einen Vortheil verſchaffen zu können, und weil eine Art von Ungerechtigkeit darin liegt, Dir das Geld zu 5 prCt. zu verintereſſiren, während es mir viermal ſo viel abwirft. Nichts iſt mir unangenehmer, als daß Du ganz abgeſondert biſt von der litterariſchen Welt, in dem Augenblick, da Dein Bruder zum zweitenmal darin auftritt. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn Du hier wäreſt. Eben jetzt wird in der Behauſung des öſterr. Geſandten, der ſelbſt mitſpielt, ein Stück von mir, das noch ein Manuſcript iſt, gegeben, und Du kannſt wohl denken, daß es in den Geſellſchaften, die der Proben wegen zuſammenkommen, Momente giebt, die ich Dir, meine theuerſte Ulrike, gönne; warum? läßt ſich beſſer fühlen, als angeben. Auch biſt Du ſchon völlig in dieſen Geſellſchaften eingeführt, und es braucht nichts, als Deine Erſcheinung, um wie unter Bekannten darin zu leben. Leopold und Guſtel ſtehen in Deinem Briefe auf eine ſonderbare Art neben einander. Man könnte ihnen beiden gratuliren, — auch

beide bedauern; doch dies ist zu hamletisch für diesen Augenblick: ich küsse sie und schweige. Adieu, lebe wohl, meine liebste Ulrike, grüße Alles und antworte mir bald. Wer hat denn die Hemden gemacht?

Dresden, den 25. October 1807. Hr. Kleist.

N. S. Den 10. October bin ich bei dem österr. Gesandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekrönt worden; und das von zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind. Den Kranz habe ich noch bei mir. In solchen Augenblicken denke ich immer an Dich. Adieu, Adieu, Adieu! — Du wirst mich wieder lieb bekommen.

Die Quittungen erfolgen hierbei. Aber mit denen vom Januar und Februar 1806 hat es nicht seine Richtigkeit. Wann hörten denn die Vorschüsse auf?

44.

Ich habe gewagt, meine theuerste Ulrike, auf die 500 Rthlr., die Du mir versprachst, zu rechnen, und in der Hoffnung, daß sie mit Weihnachten eingehen werden, den Verlag eines Kunstjournals, Phöbus, mit Adam Müller anzufangen. Die Verlagskosten, für den ganzen Jahrgang, betragen 2500 Rthlr., wozu Rühle 700 und Pfuel 900 Rthlr. hergeben, macht mit meinen 500 Rthlrn.

in Allem 2100 Rthlr., der Reſt kann von dem, was monatlich eingeht, ſchon beſtritten werden. Es iſt noch nie eine Buchhandlung unter ſo günſtigen Ausſichten eröffnet worden; eben weil wir die Manuſcripte ſelbſt verfertigen, die wir drucken und verlegen. Rühle's Buch über den Feldzug hat die zweite Auflage erlebt; er bekömmt zum zweitenmale von Cotta 300 Thlr. Und hätte er es ſelbſt verlegt, ſo wären 2000 Rthlr. das Mindeſte, was es ihm eingebracht hätte. Das erſte Heft des Phöbus wird Ende Januars erſcheinen; Wieland auch (der alte) und Johannes Müller, vielleicht auch Göthe, werden Beiträge liefern. Sobald die Anzeigen gedruckt ſind, werde ich Dir eine ſchicken. Ich wünſche nichts, als daß Du hier wäreſt, um Dich von dem innerſten Weſen der Sache beſſer überzeugen zu können. Ich bin im Beſitz dreier völlig fertigen Manuſcripte, deren jedes mir denſelben Gewinn verſchaffen würde, den wir von dem Journal erwarten, und das ich nur bloß nicht drucken laſſen kann, weil mir das Geld dazu fehlt. Inzwiſchen denken wir doch, daß wir zu Oſtern ſchon ſo viel zuſammengebracht haben, um eines davon: Penthesilea, ein Trauerſpiel, zu verlegen. Wenn Du Dich entſchließen könnteſt, hierher zu ziehen, ſo wären folgende Sachen gewiß: 1. ich würde Dir im erſten Jahre nichts koſten; 2. im zweiten würd' ich Dich unterſtützen können; 3. Du würdeſt mit eigenen Augen ſehen können, ob die Sache glückt, oder nicht; 4. Du würdeſt Dich, wenn ſie glückt, mit Deinem ganzen Vermögen hineinwerfen können;

5. dadurch würde die Sache, die ſich vielleicht ſonſt nur langſam entwickelt, ganz ſchnell reifen; und 6. und letzteres, wir würden uns einander lieben können. Was willſt Du gegen ſo viel Gründe einwenden? — Ueberlege Dir die Sache und ſchreibe mir. Ich muß ſchließen, ich bin wieder ein Geſchäftsmann geworden, doch in einer angenehmeren Sphäre, als in Königsberg. — Was wäre doch wohl in Königsberg aus mir geworden? — Adieu, grüße Alles, was mir gut iſt, vielleicht komme ich im Frühjahr auf ein paar Tage und ſehe, was ihr macht.

Dresden, den 17. December 1807. Dein Heinrich.

45.

Dresden, den 5. Januar 1808.

Es ſind nun ſchon wieder nahe an drei Monate, meine theuerſte Ulrike, daß ich keine Zeile von Deiner Hand geſehen habe. Dieſes Wormlage liegt in einem ſolchen Winkel der Erde, daß die Poſt es gar nicht kennt, und der Eine ſagt, die Briefe giengen über Berlin, der Andre, über Cottbus. Ich ſchicke Dir alſo dieſen Boten, als eine Art von Execution, die nicht eher von Dir gehe, als bis Du Dich zu einer Antwort entſchloſſen haſt. Setze Dich ſogleich hin, mein liebſtes Mädchen,

und ſchreibe mir, warum das Geld, das Du mir zu Weihnachten verſprochen haſt, ausgeblieben iſt? Jeder Grund iſt zu verſchmerzen, nur nicht der, daß Du mir böſe biſt. Wenn Du es nicht auftreiben kannſt, was ſehr wohl möglich iſt, ſo muß ich dies wenigſtens wiſſen, damit irgend ein anderer Rath geſchafft werden kann. Denn unſere litterariſche Unternehmung, die den beſten Fortgang verſpricht, iſt in vollem Laufe; Dresden allein bringt funfzig Subſcribenten auf, woraus Du das Reſultat des Ganzen berechnen magſt, wenn Du auch nur annimmſt, daß von den übrigen Städten in Deutſchland jede 1 nimmt. Die Horen ſetzten 3000 Exemplare ab; und ſchwerlich konnte man ſich, bei ihrer Erſcheinung, lebhafter dafür intereſſiren, als für den Phöbus. Durch alle drei Hauptgeſandten dieſer Reſidenz (den franzöſiſchen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen, welcher letzterer ſogar — Gr. Kanikow — Aufſätze hergiebt) circuliren Subſcriptionsliſten, und wir werden das erſte Heft auf Velin durch ſie an alle Fürſten Deutſchlands ſenden. Es kömmt Alles darauf an, daß wir die Unternehmung, in den drei erſten Monaten, aus eigner Caſſe beſtreiten können, um nachher in jeder Rückſicht völlig gedeckt zu ſein. Schreibe mir alſo unverzüglich, ob Du mir mit einem Vorſchuß zu Hülfe kommen kannſt, oder nicht; und wenn es bloß daran liegt, daß Du das Ganze, was Du verſprachſt, nicht auftreiben kannſt, ſo ſchicke den Theil, den Du vorräthig hatteſt, und zwar gleich, durch meinen Boten, welches ein zum Poſtamt gehöriger

Portechaisen-Träger und völlig sicher. Ich schicke Dir eine handvoll Anzeigen, damit Du auch, oder wer es sei, eine Subscription, wo sich eine Gelegenheit findet, veranlassen kannst. Julchen kann eine oder zwei an Martini nach Frankfurt schicken, wo ja auch Lesegesellschaften sein müssen. Adieu, grüße Alles und schreibe mir, was Du willst, nur nicht, daß Du mir nicht mehr so gut bist, als sonst. — Dein Heinrich.

(Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse Nr. 123).

N. S. Der Bote ist bezahlt.

46.

Mein liebes Herzens-Riekchen, ich danke Dir. Du hast mich gerührt dadurch, daß Du mich um Verzeihung bittest, daß es nicht mehr sei. Es ist kein Zweifel, daß wir, was den Verlag des Phöbus betrifft, damit auskommen werden. Auf den 1. Januar 1809, wenn irgend die Sache gut geht, kriegst Du Dein Geld wieder. Hier in Dresden interessirt sich Alles, was uns kennt, für unsere Unternehmung. Stelle Dir vor, daß wir von der Regierung, als eine Gesellschaft von Gelehrten, höchst wahrscheinlich (die Sache ist so gut, als gewiß) eine kostenfreie Concession zum Buchhandel erhalten werden; die vier Buchhändler, die hier sind, treten allzu-

ſammt dagegen auf, doch man iſt feſt entſchloſſen, die Concurrenz zu vergrößern. Es kann uns, bei unſern litterariſchen und politiſchen Connexionen, gar nicht fehlen, daß wir den ganzen Handel an uns reißen. Dazu giebt noch obenein keiner von uns den Namen her, ſondern die Handlung wird heißen: Phönix-Buchhandlung. Ferner: die Familie Hardenberg hat uns beauftragt, die geſammten Schriften des Novalis (Hardenberg-Novalis, von dem Du mir nicht ſagen wirſt, daß Du ihn nicht kennſt) zu verlegen, und verlangt nichts, als die Veranſtaltung einer Prachtausgabe. Wenn die Sache klug, auf dem Wege der Subſcription, angefangen wird, ſo kann dieſer einzige Artikel (da ſo viel ſeiner Schriften noch ungedruckt waren) unſern Buchhandel heraufbringen; und wir wagen, im ſchlimmſten Fall, nicht das Allermindeſte dabei. Auch Göthe und Wieland haben geſchrieben und werden an unſerm Journal Antheil nehmen. Der zerbrochene Krug (ein Luſtſpiel von mir) wird im Februar zu Weimar aufgeführt, wozu ich wahrſcheinlich mit Rühle (der Major und Kammerherr geworden iſt), wenn der Prinz dahingeht, mitreiſen werde. Kurz, Alles geht gut, und es fehlt nichts, als daß ich noch ein Jahr älter bin, um Dich von einer Menge von Dingen zu überzeugen, an denen Du noch zweifeln magſt. Aber ſei nur nicht ſo karg mit Briefen! Was mir verzeihlich war, zu ſeiner Zeit, iſt es darum noch Dir nicht; und wenn Du nicht antworteſt, ſo denk' ich, Du machſt Dir nichts daraus, wenn ich Dir was

Gutes melde. Adieu, grüße Alles, auf's Frühjahr bin ich gewiß bei Euch. — Bald ein Mehreres.

Den 8. (Januar?). H. Kleist.

47.

(Dieser Brief ist aus dem August 1809 datirt, er muß aber ein Jahr früher geschrieben sein).

Meine theuerste Ulrike.

Ich hätte Dich so gern diesen Sommer einmal gesehen, um Dir über manche Dinge Auskunft zu geben und abzufordern, die sich in Briefen nicht anders, als auf eine unvollkommene Art, abthun lassen. Doch mancherlei Ursachen, die gleichfalls zu weitläufig sind, um auseinander gesetzt zu werden, verhindern mich, bis noch auf diese Stunde, Dresden zu verlassen. Der Phöbus hat sich, trotz des gänzlich daniederliegenden Buchhandels, noch bis jetzt erhalten; doch was jetzt, wenn der Krieg ausbricht, daraus werden soll, weiß ich nicht. Es würde mir leicht sein, Dich zu überzeugen, wie gut meine Lage wäre, und wie hoffnungsreich die Aussichten, die sich mir in die Zukunft eröffnen: wenn diese verderbliche Zeit nicht den Erfolg aller ruhigen Bemühungen zerstörte. Gleichwohl ist die Bedingung, unter der ich hier lebe, noch erträglich, und ich fürchte sehr, daß es Euch Allen nicht besser geht. Ich habe

jetzt wieder ein Stück, durch den hiesigen Maître de plaisir, Grf. Vitzthum, an die sächsische Hauptbühne verkauft[44]), und denke dies, wenn mich der Krieg nicht stört, auch nach Wien zu thun; doch nach Berlin geht es nicht, weil dort nur Uebersetzungen kleiner französischer Stücke gegeben werden; und in Cassel ist gar das deutsche Theater ganz abgeschafft und ein französisches an die Stelle gesetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob Jemand noch, nach hundert Jahren, in dieser Gegend deutsch spricht. Ich bitte Dich, nicht böse zu werden, wenn ich Dir vor der Hand die Interessen der 500 Rthlr. nicht auszahlen kann, ich versichere Dich, daß es ganz unmöglich ist, indem die meisten Buchhändler bis auf Ostern 1809 unsere Schuldner sind. Die eigentliche Absicht dieses Briefes ist, bestimmt zu erfahren, wo Du bist, und Dich zu fragen, ob Du wohl einen reitenden Boten, den ich von hier aus nach Wormlage abfertigen würde, von dort aus weiter nach Fürstenwalde besorgen kannst? Man wünscht Jemanden, der in der Mark wohnt (es ist der G. P.), schnell von der Entbindung einer Dame, die in Töplitz ist, zu benachrichtigen. Schreibe mir nur bestimmt: ja, weiter brauch' ich nichts; ich überlasse es Dir, ob Du den Boten, den Du in Wormlage aufbringst, wegen der allzu großen Weite, erst nach Gulben schicken und dort einen neuen beitreiben

[44]) Wahrscheinlich „das Käthchen von Heilbronn."

laſſen, — oder jenen gleich nach Fürſtenwalde abgehen laſſen willſt. Schnelligkeit wird ſehr gewünſcht. Auch mir antworte ſogleich auf dieſen Punct. Vielleicht komme ich in etwa drei Wochen ſelbſt zu Euch, ſehe, was Ihr macht, und berichtige meine, oder vielmehr die Schuld eines Freundes. — Lebe inzwiſchen wohl, ſchreibe mir, was unſere theuerſte Tante macht und die Uebrigen, und zweifle nie an der unauslöſchlichen Liebe Deines Bruders

H. v. K.

Dresden, den Auguſt 1809 (d. h. 1808).

48.

Abſchrift (von Ulrikens Hand).

Meine theuerſte Ulrike.

Ich hatte mir, in der That, ſchon einen Paß beſorgt, um nach Wormlage zu kommen, weil ich Dich in einer wichtigen Sache zu ſprechen wünſchte. Doch ein heftiges Zahngeſchwür hält mich noch davon ab. Da die Sache keinen Aufſchub leidet, ſo bitte ich Dich, Dich auf einen Wagen zu ſetzen und zu mir herzukommen. Ich weiß wohl, daß man keiner andern Schweſter ſo etwas zumuthen könnte; doch grade weil Du es biſt, ſo thue ich es. Der Ueberbringer iſt mein Bedienter,

in deſſen Begleitung Du ſo ſicher, wie in Abrahams Schooß, reiſen kannſt. Auch kannſt Du, wenn Du vorlieb nehmen willſt, bei mir wohnen. Es ſoll mir lieb ſein, wenn Du länger bleiben willſt, doch ich brauche Dich nur auf einen Tag, und Du kannſt, wenn Du willſt, mit demſelben Wagen wieder zurückreiſen. Ich gebe Dir alsdann meinen Bedienten wieder mit. Entſchließe Dich, meine liebſte Ulrike, ſchürz' und ſchwinge Dich, das Wetter iſt gut, und in drei Tagen iſt Alles, als wär' es nicht geſchehen.

Dresden, den 30. September 1808. H. v. Kleiſt.

49.

Meine liebſte, theuerſte Ulrike.

Ich reiſe, in dieſem Augenblick, in der Sache der Fr. v. Haza, von welcher ich Dich, bei Deinem Hierſein in Dresden, einigermaßen unterrichtet habe, nach Lewitz, in der Gegend von Poſen, ab. Da ich wieder durch die Lauſitz gehe, ſo glaubte ich, bei dieſer Gelegenheit, meine Schuld an Pannwitz abtragen zu können; doch die Ausgaben wachſen mir ſo über den Kopf, daß ich es nicht beſtreiten kann. Thue mir den Gefallen und decke die 20 Rthlr., die ich ihm ſchuldig; ihm ſchuldig

zu ſein, quält mich nicht, doch ...[a]), die ſie ihm vorgeſchoſſen hat. Ich lege Dir den Brief bei, den Du, in dieſem Fall, zuzuſiegeln und an ihn abzuſchicken haſt. Fr. v. Haza iſt eine liebenswürdige und vortreffliche Dame, und die erſten Schritte, die ich für ſie gethan habe, machen es ganz nothwendig, daß ich die letzten auch thue. Das Allererſtemal, daß ich Geld kriege, will ich, ſo wahr ich bin, gleich an Dich denken. Adieu, vor vierzehn Tagen bin ich nicht hier zurück.

Dresden, den 2. November 1808. Dein Heinrich.

N. S. Der Buchhändler Walter hat den Phöbus übernommen, und alle Ausgaben ſind gedeckt.

50.

Meine theuerſte Ulrike.

Ich werde mit der Kaiſerl. Geſandtſchaft, wenn ſie von hier abgeht, nach Wien reiſen. Nun wünſche ich lebhaft, Dich vorher noch einmal zu ſprechen; und doch iſt es mir unmöglich, Dresden auf mehrere Tage zu verlaſſen, eben weil die Geſandtſchaft jede Stunde den Befehl zum Aufbruch erhalten kann. Könnteſt Du mir

[a]) Zwei Wörter ſind ſorgfältig ausgeſtrichen.

nicht auf den halben Weg bis — — wie heißt der Ort vier Meilen von Wormlage und drei Meilen von Dresden? — entgegenkommen? Wenn Du es möglich machen kannst: so schreibe mir den Tag und den Namen dieses Orts, und verlaß Dich darauf, daß ich alsdann mit Dir zugleich dort eintreffe. Auch wünsche ich, zum Behuf dieser Reise, einiges Geld von der kleinen Erbschaft, die ich gemacht habe, voraus zu empfangen. Könntest Du mir nicht, auf irgend eine Art, dazu verhelfen und es mir mitbringen? Wenn es auch nur 50 oder 30 Rthlr. wären. Schreibe mir ein paar bestimmte Worte, wann und wohin Du kommen willst; und noch einmal verlaß Dich darauf, daß ich alsdann dort bin.

Dein Heinrich v. Kleist.

Dresden, den 8. April 1809.
Wilsche Gasse, Löwen-Apotheke.

N. S. Sieh doch zu, daß wir spätestens Mittwoch oder Donnerstag (allerspätestens) zusammentreffen können. Wir müssen zu Mittag ankommen, den Nachmittag und Abend zusammenbleiben, und die Nacht dort zubringen.

51.

Meine theuerſte Ulrike.

Ich ſchreibe Dir nur ganz kurz, um Dir einige flüchtige Nachrichten und Aufträge zu geben. Den 29. April habe ich Dresden verlaſſen. B., mit dem ich, wie ich Dir ſagte, reiſen wollte, war ſchon fort; und auch hier in Töplitz habe ich ihn nicht mehr angetroffen. Alles ſtand damals ſo gut, daß ich in Dresden bleiben zu können glaubte; doch die letzten Begebenheiten haben mich gezwungen, von dort hinweg zu gehen. Was ich nun eigentlich in dieſem Lande thun werde, das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben, und Du es alsdann, hoffe ich, auch erfahren. Für jetzt gehe ich über Prag nach Wien.

Inzwiſchen habe ich von Dresden nicht weggehen können, ohne einige Schulden daſelbſt zurückzulaſſen, die zu Johanni zahlbar ſind. Nur die Gewißheit, daß mir die Erbſchaft alsdann ausgezahlt werden wird, hat dieſen Schritt überhaupt möglich gemacht. Ich beſchwöre Dich alſo, meine theuerſte Ulrike, für diesmal noch mit Deiner Forderung zurückzuſtehen und mir das Geld zu Bezahlung jener Schuld zukommen zu laſſen. Noch weiß ich nicht, ob ich nicht vielleicht in Kurzem wieder nach Dresden zurückkehre. Sollte dies nicht geſchehen, ſo bitte ich Guſten, Dir die Zahlung zu machen, und Dich bitte ich, das Geld dem Kaufmann Salomon Aſcher,

Dresden, große Büttelgasse Nr. 472, gegen Rückgabe der Schuldverschreibungen, zuzustellen. Um den Kaufmann, wegen dieses Umstandes, sicher zu stellen, hast Du wohl die Gefälligkeit, ihm, mit wenig Worten, kurz, unter der besagten Adresse, zu melden, daß dies zu Johanni geschehen werde. Versäume dies ja nicht, meine theuerste Ulrike, damit keine, mir auf das Aeußerste empfindliche, Irrungen daraus entstehen. Lebe inzwischen wohl, wir mögen uns wiedersehen oder nicht, Dein Name wird das letzte Wort sein, das über meine Lippen geht, und mein erster Gedanke (wenn es erlaubt ist), von jenseits wieder zu Dir zurückkehren. Adieu, Adieu! Grüße Alles.

Töplitz, den 3. Mai 1809. Dein Hr. Kleist.

52.

Noch niemals, meine theuerste Ulrike, bin ich so erschüttert gewesen, wie jetzt. Nicht sowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten ist, ließ sich, auf gewisse Weise, vorhersehen; als darüber, daß ich bestimmt war, es zu überleben. Ich gieng aus D... weg, wie Du weißt, in der Absicht, mich mittelbar oder unmittelbar in die Arme der Begebenheiten hinein zu werfen; doch in allen Schritten, die ich dazu that, auf die seltsamste Weise

contrecarrirt, war ich genöthigt, hier in Prag, wohin meine Wünſche gar nicht giengen, meinen Aufenthalt zu nehmen. Gleichwohl ſchien ſich hier, durch B. und durch die Bekanntſchaften, die er mir verſchaffte, ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die ſchöne Zeit nach dem 21. und 22. Mai, und ich fand Gelegenheit, meine Aufſätze, die ich für ein patriotiſches Wochenblatt beſtimmt hatte, im Hauſe des Grafen v. Kollowrat vorzuleſen. Man faßte die Idee, dieſes Wochenblatt zu Stande zu bringen, lebhaft auf, Andere übernahmen es, ſtatt meiner den Verleger herbeizuſchaffen, und nichts fehlte, als eine höhere Bewilligung, wegen welcher man geglaubt hatte, einkommen zu müſſen. So lange ich lebe, vereinigte ſich noch nicht ſo viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu laſſen, und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur dieſe Unternehmung, — ſie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.

Ich bin gänzlich außer Stand, zu ſagen, wie ich mich jetzt faſſen werde. Ich habe Gleißenberg geſchrieben, ein paar ältere Manuſcripte zu verkaufen; doch das eine wird, wegen ſeiner Beziehung auf die Zeit, ſchwerlich einen Verleger, und das andere, weil es keine ſolche Beziehung hat, wenig Intereſſe finden*). Kurz, meine theuerſte Ulrike, das ganze Geſchäft des Dichtens

*) Gewiß „die Hermannsſchlacht“ und „das Käthchen von Heilbronn.“

ist mir gelegt; denn ich bin, wie ich mich auch stelle, in der Alternative, die ich Dir so eben angegeben habe.

Die große Noth, in der ich mich nun befinde, zwingt mich, so ungern ich es thue, den Kaufmann Ascher in Dresden, dem ich zu Johanni mit meiner Schuld verfallen bin, um Prolongation des Termins zu bitten. Es bleibt mir nichts Anderes übrig, wenn ich mir auch nur, bis ich wieder etwas ergriffen habe, meine Existenz fristen will. In Verfolg dieser Maßregel bitte ich Dich, mir die 272 Rthlr., oder was aus den Pfandbriefen der Tante Massow herauskommen mag, in Conv. Münze, nach Prag zu schicken. Ich bitte Dich, es, sobald es möglich ist, zu thun, um mich aus Prag, wo ich sonst gar nicht fort könnte, frei zu machen. Was ich ergreifen werde, wie gesagt, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde, bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein. — Vielleicht, daß die Bekanntschaften, die ich hier habe, mir zu irgend etwas behülflich sein können. — Adieu, lebe wohl und erfreue bald mit einer Antwort

Deinen Bruder Heinrich v. Kleist.

Prag, den 17. Juli 1809.
Kleine Seite, Brückengasse Nr. 39.

53.

Meine theuerſte Ulrike.

Aus einliegender Abſchrift meines Schreibens an den Syndicus Dames wirſt Du erſehen, was ich, meinen Antheil an dem hieſigen Hauſe betreffend, für Verfügungen getroffen habe.

Die Veranlaſſung dazu iſt nicht gemacht, Dir in einem Briefe mitgetheilt zu werden.

Ich glaubte, Dich in dieſer Gegend zu finden, und mein Wille war, mich unmittelbar, wegen Aufnahme des Geldes, an Dich zu wenden; doch dieſe Hoffnung ward, durch Deine Abreiſe nach Pommern, vereitelt.

Adieu, mein theuerſtes Mädchen; ich gehe nach dem Oeſterreichiſchen zurück und hoffe, daß Du bald etwas Frohes von mir erfahren wirſt.

Frankfurt a. d. Oder, den 23. November 1809.

Heinrich v. Kleiſt.

54.

Berlin, den 19. März 1810.
Mauerstraße Nr. 53.

Meine theuerste Ulrike.

Denkst Du nicht daran, in einiger Zeit wieder in diese Gegend zurückzukehren? Und wenn Du es thust: könntest Du Dich nicht entschließen, auf ein oder ein paar Monate, nach Berlin zu kommen und mir, als ein reines Geschenk, Deine Gegenwart zu gönnen? Du müßtest es nicht begreifen als ein Zusammenziehen mit mir, sondern als einen freien, unabhängigen Aufenthalt, zu Deinem Vergnügen; Gleißenberg, der zu Anfang Aprils auf drei Monate nach Gulben geht, bietet Dir dazu seine Wohnung an. Du würdest täglich in Altenstein's Hause sein können, dem die Schwester die Wirthschaft führt, und der seine Mutter bei sich hat; würdige und angenehme Damen, in deren Gesellschaft Du Dich sehr wohl befinden würdest. Sie sehen mich nicht, ohne mich zu fragen: was macht Ihre Schwester? Und warum kömmt sie nicht her? Meine Antwort an den Minister ist: es ist mir nicht so gut gegangen, als Ihnen; und ich kann sie nicht, wie Sie, in meinem Hause bei mir sehen. Auch in andere Häuser, als z. B. beim geh. Staatsrath Stägemann, würde ich Dich einführen können, dessen Du Dich vielleicht, von Königsberg her, erinnerst. Ich habe der Königin, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den

Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat; ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein. Jetzt wird ein Stück von mir, das aus der brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwil gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und, wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden. Was sich aus allem diesen machen läßt, weiß ich noch nicht: ich glaube, es ist eine Hofcharge; das aber weiß ich, daß Du mir von großem Nutzen sein könntest. Denn wie manches könntest Du, bei den Altenstein'schen Damen, zur Sprache bringen, was mir, dem Minister zu sagen, schwer, ja unmöglich fällt. Doch ich verlange gar nicht, daß Du auf diese Hoffnungen etwas giebst; Du müßtest auf nichts, als das Vergnügen rechnen, einmal wieder mit mir, auf einige Monate, zusammen zu sein. Aber freilich müßte die Frage, ob Du überhaupt Pommern verlassen willst, erst abgemacht sein, ehe davon, ob Du nach Berlin kommen willst, die Rede sein kann. Wie glücklich wäre ich, wenn Du einen solchen Entschluß fassen könntest! Wie glücklich, wenn ich Deine Hand küssen und Dir über tausend Dinge Rechenschaft geben könnte, über die ich jetzt Dich bitten muß, zu schweigen. Adieu, grüße Fritzen[47]) und Stojentin, und antworte bald. Dein H. v. Kl.

---

[47]) Vergl. Anmerk. 48.

55.

(Ohne Datum, wie es scheint, in Frankfurt a. d. O. geschrieben).

Meine liebste Ulrike.

Der König hat mich durch ein Schreiben im Militair angestellt, und ich werde entweder unmittelbar bei ihm Adjutant werden, oder eine Compagnie erhalten[es]). Die Absicht, in der ich hierher kam, war, mir zu einer kleinen Einrichtung, welche dies nöthig macht, Geld zu verschaffen, entweder unmittelbar von Dir, oder durch Dich auf die Hypothek meines Hauses. Da Du Dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick so ungeheuer erschrocken hast, ein Umstand, der mich, so wahr ich lebe, auf das Allertiefste erschütterte: so gebe ich, wie es sich von selbst versteht, diese Gedanken völlig auf, ich bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung und beschränke mich, entschlossen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurück zu reisen, bloß auf den andern Wunsch, der mir am Herzen lag, Dich noch einmal auf ein paar Stunden zu sehen. Kann ich bei Dir zu Mittag essen? — Sage nicht erst ja, es versteht sich ja von selbst, und ich werde in einer halben Stunde bei Dir sein. Dein Heinrich.

---

es) Die Sache kam nicht zur Ausführung; woran sie scheiterte, habe ich nicht erfahren können.

56.

Meine theuerſte Ulrike.

In dem Louiſenſtift, deſſen erſte Abtheilung erſt organiſirt iſt, wird nun für die zweite Abtheilung, welche gleichfalls organiſirt werden ſoll, eine Oberaufſeherin geſucht; eine Dame, deren Beſtimmung nicht eigentlich unmittelbar die Erziehung der Kinder, ſondern die Aufſicht über das ganze weibliche Perſonale iſt, dem jenes Geſchäft anvertraut iſt. Eine ſolche Stelle, an und für ſich demnach ehrenvoll genug, iſt mit völlig freier Station und einem Gehalt von 400 Rthlr. verknüpft. Da Du nun, wie ich höre, damit umgehſt, eine Penſion in Frankfurt anzulegen, und ſogar dazu ſchon einige Schritte gethan haſt: ſo iſt es mir eingefallen, ob es Dir vielleicht, die wohl vorzugsweiſe dazu geeignet iſt, conveniren würde, eine ſolche Stelle anzunehmen? Du würdeſt Dich in dieſem Falle, wie es ſich von ſelbſt verſteht, auf keine Weiſe darum zu bewerben brauchen; ſondern Dein Ruf würde hoffentlich die Schritte, die ich deshalb bei den Vorſtehern dieſes Inſtituts, deren mehrere mir bekannt ſind, thun könnte, dergeſtalt unterſtützen, daß man eine Aufforderung an Dich dazu ergehen ließe. Dieſer Plan ſchmeichelt meinem Wunſch, Dich auf dauerhafte Weiſe in meiner Nähe zu wiſſen; und obſchon mancherlei Verhältniſſe, zum Theil auch die Einrichtung dieſes Inſtituts ſelbſt, unmöglich machen, mich mit Dir zuſammen

zu etabliren, so würde mir doch Dein Aufenthalt in Berlin, von wo ich mich wohl so bald nicht zu entfernen denke, zur größten Freude und Befriedigung gereichen. Demnach bitte ich Dich um die Freundschaft, mir hierüber einige Worte zu schreiben; und mit der Versicherung, daß mich, falls es nur in Deine Zwecke paßt, nichts glücklicher machen würde, als Alles, was in meinen Kräften steht, an die Ausführung dieser Sache zu setzen, unterschreibe ich mich

Dein treuer Bruder Hr. Kleist.

Berlin, den 11. August 1811.
Mauerstraße Nr. 53.

57.

Ich kann nicht sterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und soweit auch, vor allen Andern, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Aeußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen

war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod ſchenken, nur halb an Freude und unausſprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das iſt der herzlichſte und innigſte Wunſch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam, den —,
am Morgen meines Todes.

Dein Heinrich.

Anhang.

1.

Wunſch am neuen Jahre 1800
für Ulrike von Kleiſt.

Amphibion Du, das in zwei Elementen ſtets lebet,
Schwanke nicht länger und wähle Dir endlich ein ſichres Geſchlecht.
Schwimmen und fliegen geht nicht zugleich, drum verlaſſe das Waſſer,
Verſuch es einmal in der Luft, ſchüttle die Schwingen und fleuch (ſo)!

H. K.

2.

(Brief an Herrn von Pannwitz[*]).

Bern, im Auguſt 1802.

Mein lieber Pannwitz, ich liege ſeit zwei Monaten krank in Bern und bin um 70 franzöſiſche Louisd'or gekommen, worunter 30, die ich mir durch eigne Arbeit verdient hatte.

[*]) Wahrſcheinlich iſt dieſer Brief die Veranlaſſung geweſen, daß Ulrike zu dem kranken Bruder in die Schweiz eilte.

Ich bitte Gott um den Tod und Dich um Geld, das Du auf meinen Hausantheil erheben mußt. Ich kann und mag nichts weiter schreiben, als dies Allernothwendigste. Schicke zur Sicherheit das Geld an den Doctor und Apotheker Wyttenbach, meinen Arzt, einen ehrlichen Mann, der es Euch zurückschicken wird, wenn ich es nicht brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl. Heinrich Kleist.

3.

(Brief von Fräulein Ulrike von Kleist an den französischen General Clarke, Gouverneur von Berlin).

Monsieur.

Je ne viens pas solliciter une faveur auprès de Votre Excellence, mais je viens demander justice. Je puis donc espérer, qu'Elle daignera m'écouter et m'accorder ce que je demande; c'est Lui rendre service à Elle même que de Lui fournir l'occasion d'exercer des vertus, qui Lui sont chères.

Je me contente d'exposer simplement les faits; ils parlent assez d'eux-mêmes.

Mon frère .... est arrivé à Berlin vers la fin de Janvier, avec des passeports visés par les autorités Françaises; autrefois officier dans l'armée du Roi, il ne l'est plus depuis huit ans, qu'il a demandé et obtenu son congé; il venait de Koenigsberg, où il avait travaillé à la Chambre des Domaines comme volontaire, pour se former aux affaires de finance, et il comptait se rendre à Dresde, afin de cultiver paisiblement les lettres et les arts, qu'il aime et auxquels il s'est voué; mais au

lieu de pouvoir se rendre à la destination, qu'il avait choisie, il s'est vu arrêté ici sans raison à lui, comme sans examen préalable, et non seulement on l'a emmené comme prisonnier, mais on le traite comme s'il s'était rendu coupable de quelque délit, et privé de la liberté, il languit dans un cachot au château de Joux.

Ces faits sont de la plus exacte vérité; je suis prête à les prouver et à fournir à Votre Excellence tous les renseignements qu'Elle demandera, et tous les témoins qu'Elle voudra entendre.

Je le répète, je demande justice; Votre Excellence est trop intéressée, Elle-même, à ce que justice se fasse, pour que j'ajoute d'autres considérations à celle qui est toute-puissante sur Son ame généreuse.

Si Votre Excellence consulte la voix publique, Elle pourra facilement apprendre, que mon frère n'est pas sans nom et sans réputation dans le monde littéraire en Allemagne, et qu'il est digne de quelque intérêt; mais Votre Excellence rendrait justice à l'homme le plus obscur et le plus ignoré: ainsi cette enquête serait superflue, et Elle pardonnera cette réflexion à la tendresse d'une soeur affligée, qui en perdant son frère a perdu ce qu'elle aime le plus au monde.

Veuillez donc, Monsieur, porter la consolation dans mon ame et Vous hâter de donner des ordres, pour que mon frère soit incessamment mis en liberté, et que le mal-entendu, dont il a été la victime, soit éclairci.

J'ai l'honneur d'être avec la plus haute considération

Monsieur

de Votre Excellence

la très humble et très obéissante servante.

4.

(Antwort des Generals Clarke).

Berlin, 8 avril 1807.

J'ai reçu, Mademoiselle, la lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 3 de ce mois. Monsieur Votre frère en passant du quartier général ennemi derrière l'armée française, s'est exposé à être regardé comme espion, et je l'ai même traité avec indulgence en le faisant conduire en France. Sur la demande de Mr. le ministre d'état d'A . . . j'avais donné des ordres pour adoucir la rigueur de cette conduite, mais ils sont arrivés trop tard. J'ai écrit au ministre de la guerre pour l'inviter à permettre à Monsieur Votre frère de retourner dans ses foyers; je désire, que cette demande soit accordée.

Je Vous prie, Mademoiselle, d'agréer mon respect.

Le g^{l} de d^{on} gouverneur g^{l} de Berlin etc. etc.

Clarke.

Mlle Ulrique de Kleist à Berlin.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Berlin, Druck von Gustav Schade, Marienstr. 10.

Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut.

[illegible] nach dem Original [illegible] herausgegeben

von

Karl Biedermann

[illegible]

[illegible] Band

Breslau und Leipzig.

[illegible]

1860.

BIBLIOTHECA
BALEARICA
MONTENSIS

Heinrich von Kleists
Briefe an seine Braut.

Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut.

Zum ersten Male vollständig nach den Originalhandschriften herausgegeben

von

Karl Biedermann,
ord. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Mit den Bildnissen Kleists und seiner Braut.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1884.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
	Vorwort des Herausgebers	I—XXVI.
I.	Brief Frankfurt a. O. (Anfang 1800) . . .	1— 7
II.	do do. den 30. Mai 1800 . .	8— 12
III.	do. Berlin, den 16. August 1800	13— 22
IV.	Pasewalk, den 20. August 1800	23— 28
V.	Coblentz bei Pasewalk, den 21. August 1800 .	29— 34
VI.	Leipzig, den 30. August 1800	35— 42
VII.	Dresden, den 3. September 1800	43— 53
VIII.	Oederan, den 4. September 1800	54— 63
IX.	Würzburg, den 11. September 1800	64— 70
X.	do. den 13. September 1800	71— 85
XI.	do. den 19. September 1800	86— 95
XII.	do. den 10. October 1800	96—102
XIII.	do. den 11. October 1800	103—107
XIV.	Berlin, den 13. November 1800	108—117
XV.	do. den 16. November 1800	118—127
XVI.	do. den 22. November 1800	128—130
XVII.	do. den 29. November 1800	131—136
XVIII.	do. den 11. Januar 1801	137—143
XIX.	do. den 21. Januar 1801	144—148
XX.	do. den 31. Januar 1801	149—159
XXI.	do. den 22. März 1801	160—167
XXII.	do. den 28. März 1801	168—169
XXIII.	do. den 9. April 1801	170—175
XXIV.	do. den 24. April 1801	176—178

Seite

XXV. Dresden, den 4. Mai 1801 . . . . . 179—181
XXVI. Leipzig, den 21. Mai 1801 . . . . . 182—188
XXVII. Göttingen, den 3. Juni 1801 . . . . . 189—195
XXVIII. Straßburg, den 20. Juni 1801 . . . . . 196—197
XXIX. Paris, den 21. Juli 1801 . . . . . 198—203
XXX. do. den 15. August 1801 . . . . . 204—219
XXXI. do. den 10. October 1801 . . . . . 220—226
XXXII. do. den 27. October 1801 . . . . . 227—229
XXXIII. Frankfurt a. M., den 2. December 1801 . . 230—233
Brief der Braut an Kleist, Frankfurt a. O.
den 10. April 1802 . . . . . 234—236
XXXIV. Marinsel bei Thun, den 20. Mai 1802 . . . 237—238

Beilagen:

a. Brief der Braut an eine Freundin . . . . . 239—240
b. Ein Gedicht, von Kleist's Hand geschrieben . . 240—244
c. Fragezettel . . . . . 245—249

Berichtigungen und Zusätze.

Seite 36 Zeile 8 von oben: Frau von Löschbrand war die älteste (Kleist-) Schwester Kleists, Wilhelmine oder Minna genannt.
— 40 Zeile 13 von unten muß es heißen: geliebtes Mädchen.
— 58 . 3 von oben muß es heißen: Knopf.
— 103 beginnt ein neuer Brief: Würzburg, d. 11. October mit der Ziffer XIII. Die folgenden Ziffern, bis mit XIX., sind daher je um eine vorzurücken.
— 135 Zeile 1 von oben fehlt das Notenzeichen *).
— 141 . 11 von unten muß es heißen daß statt da.

Vorwort des Herausgebers.

Zum ersten Mal erscheinen hier die Briefe des Dichters Heinrich von Kleist an seine Braut, Wilhelmine von Zenge, vollständig und unverkürzt, aus den Originalhandschriften wortgetreu abgedruckt.

Bis vor zwei Jahren kannte man nur einen Theil dieser Briefe, nämlich die von Eduard von Bülow in seinem Buche „Heinrich von Kleists Leben und Briefe" (1848) mitgetheilten. Es waren das 76 Briefe, aus verschiedenen Zeiten, mit Lücken dazwischen.

Bülow sagte im Vorwort zu seinem Buche (S. VI):

„Die Hauptquellen meiner Nachrichten (über Kleist) waren . . ., dann die beiden verehrungswürdigen Frauen, deren die Briefe vorzugsweise gedenken."

Darunter konnten nur die Braut und deren Schwester Luise verstanden sein.

Weiter bemerkte Bülow im Buche selbst (S. 13):

„Kleists Briefe an seine Braut mußten für die Geschichte seines Innern theilweise wichtig sein. Ein halbes Jahrhundert, welches darüber hingegangen, hat die zartesten Bedenken gegen die Veröffentlichung gehoben, und so wurden sie mir auf meine Bitte mitgetheilt. Ich lege sie hierbei dem Publikum vor".

Hiernach sollte man meinen, es seien sämmtliche Briefe Kleists an seine Braut, die Bülow der Lesewelt vorlege. Dem ist aber, wie schon gesagt, nicht so. Auch hat sich wohl Bülow ungenau ausgedrückt, wenn er so spricht, als habe er die Briefe unmittelbar von der Braut und mit deren Ermächtigung, sie zu veröffentlichen, erhalten. Vielmehr möchte ich glauben, er sei auf einem anderen Wege mittelbar in den Besitz der Briefe gelangt. Ich theile unten einen Brief mit, den die ehemalige Braut Kleists

(lange nach des letztern Tode) an eine Freundin schrieb und mit welchem sie dieser Freundin — infolge eines von L. Tieck geäußerten und von der Schwester der Braut, Luise, befürworteten Wunsches — „einige" Briefe von Kleist zustellte, indem sie es „ihrem Zartgefühl überläßt, was sie davon Herrn Tieck mittheilen wolle." Da nun Bülow bei seinem Buche über Kleist, nach seiner eigenen Versicherung, Tieck zu Rathe gezogen, da er ferner darin neben den Briefen Kleists an seine Braut auch einen Brief des Dichters an einen Freund mitgetheilt hat, den Tieck aus einer sächsischen Stadt zugesandt erhalten hatte, so liegt die Vermuthung nahe, daß Tieck auch die von Kleists ehemaliger Braut ihm selbst durch deren Freundin zugemittelten Briefe an Bülow weitergegeben hat und daß diese es sind, welche Bülow veröffentlichte. Hätte Bülow sämmtliche Briefe Kleists von der Braut oder sonstwem erhalten, warum sollte er dann nur einen Theil davon, und gerade den, wie sich zeigen wird, am wenigsten interessanten, mitgetheilt haben?

Ob Bülow vor dem Abdruck jener 16 Briefe die Genehmigung der Adressatin (die damals noch lebte) zu deren Veröffentlichung eingeholt hat, ist mir nicht bekannt und läßt sich schwerlich ermitteln.

Uebrigens ist selbst die Veröffentlichung dieser 16 Briefe bei Bülow keine ganz vollständige und wortgetreue.

So sind die Briefe „Würzburg 10. October 1800," „Berlin 9. April 1801," „Leipzig 21. Mai 1801" gekürzt, die Briefe „Würzburg 11. October 1800," „Berlin 22. März 1801" in den Schlußsätzen abgeändert; endlich trägt der Brief: „Berlin 30. November 1800" das falsche Datum: „3. November."

Ich meinerseits war so glücklich, die Originale sämmtlicher noch vorhandener Briefe H. v. Kleists an seine Braut zu entdecken, und zwar im Besitze von nahen Verwandten dieser letzteren. Es waren im Ganzen 34 Briefe, wenn ich jedesmal als Einen Brief alles das rechne, was anscheinend gleichzeitig abgesandt, wenn auch an verschiedenen Tagen geschrieben und daher mit mehreren Daten versehen war. Die Briefe befanden sich noch in den Originalcouverts; auf letzteren war von der Hand der Braut jedesmal Ort und Datum der Absendung vermerkt (einen Poststempel gab es damals noch nicht), desgleichen die Reihenfolge der empfangenen Briefe. Das Format der Briefe ist klein Quart,

das Papier graues, unbeschnittenes Büttenpapier (wie es damals im Gebrauch war), die Handschrift eine deutliche, bis auf ganz wenige Worte leicht lesbare. Aus einzelnen Vermerken Kleists, verglichen mit den vorhandenen Briefen, geht hervor, daß nicht alle von ihm abgesandte Briefe auch richtig angekommen sind, was bei den damaligen Posteinrichtungen und bei dem Umstande, daß im Jahre 1800, wo Kleist seine Reise nach Süddeutschland machte, gerade dort kriegerische Verwickelungen zwischen Oesterreich und Frankreich stattfanden, nicht Wunder nehmen kann. Die Siegel auf den Couverts sind groß und scharf ausgeprägt. Entweder als eine Sonderbarkeit des in so vieler Hinsicht sonderlinghaften Dichters oder als Absicht (um das Verhältniß nach außen geheim zu halten) muß es gelten, daß er zum Verschlusse dieser Briefe nur zum Theil das Kleistsche Familienwappen benutzt hat, während die auf der süddeutschen Reise geschriebenen Briefe mit dem Wappen seines Reisebegleiters, eines Herrn von Brokes, die von Berlin abgesandten mit dem Familienwappen der Braut gesiegelt sind: in Berlin wohnte Kleist mit einem dort lebenden Bruder der Braut zusammen und hat wohl dessen Petschaft zum Siegeln genommen.

Ich habe, nachdem ich von den dermaligen Eigenthümerinnen der Briefe die Genehmigung zu deren Veröffentlichung erbeten und erlangt hatte, zunächst die nicht schon von Bülow veröffentlichten 18 Briefe ihrem größten Theile nach in der Zeitschrift „Nord und Süd“ mitgetheilt, und zwar in zwei Serien, die erste im Octoberheft 1881, die zweite im September- und Octoberheft 1882.

Mit Rücksicht auf den beschränkten Raum einer Zeitschrift ließ ich aber nicht blos mehrere für das Hauptthema dieser Correspondenz minder wichtige Briefe gänzlich weg, sondern kürzte auch in den andern manche zu ausführliche und gleichfalls mehr nebensächliche Schilderung.

Die infolge dieser Veröffentlichung an mich gelangten mehrfachen Anfragen wegen Fortsetzung und Vervollständigung derselben überzeugten mich, ein wie großes Interesse heutzutage nicht blos den Werken, sondern auch der Persönlichkeit und dem Lebensgange des ebenso hochbegabten als unglücklichen Dichters sich zuwendet. Den Wünschen der vielen Freunde und Verehrer Kleists

glaubte ich daher zu entsprechen, wenn ich eine Separatausgabe seiner Briefe an seine Braut veranstaltete, welche sowohl die von Bülow veröffentlichten, als die von mir in „Nord und Süd" mitgetheilten, überhaupt Alles, was von solchen Briefen vorhanden und in meinen Händen war, enthielte. Gleichzeitig bin ich mir bewußt, damit ebensowohl eine Pflicht der Pietät gegen die Manen Kleists zu erfüllen, als der deutschen Literaturgeschichte einen Dienst zu leisten.

Die Briefe Kleists an seine Braut umfassen einen Zeitraum von kaum mehr als zwei Jahren — vom Anfang des Jahres 1800 bis zum 20. Mai 1802. Insofern können sie natürlich nicht die gleiche Wichtigkeit für die Kenntniß des ganzen inneren und äußeren Lebens Kleists beanspruchen, wie die Briefe des Dichters an seine Schwester Ulrike, die von 1795 bis zu seinem Tode (1811) reichen. In anderen Beziehungen jedoch bieten sie ein kaum geringeres, ja in manchen sogar ein noch größeres Interesse, als jene. Abgesehen davon, daß sie über zwei charakteristische Vorkommnisse im Leben Kleists, seine Reise nach Süddeutschland i. J. 1800 und seine Pariser Reise i. J. 1801, sich ungleich ausführlicher verbreiten, als die Briefe an Ulrike, so zeigen sie uns auch den Dichter von einer Seite, von welcher er sonst nirgends erscheint — als Liebenden. Denn von allen andern Liebesverhältnissen Kleists, früheren und späteren, wissen wir nichts, als ein paar (noch dazu theilweise nur unsichere) Namen und Vorgänge; das zu Wilhelmine v. Zenge können wir in diesen Briefen von seiner Entstehung an bis zu seiner Auflösung durch alle Stadien hindurch verfolgen.

Dazu kommt endlich, daß gerade in diesen zwei Jahren und im Rahmen dieses Liebesverhältnisses sich jene innere Krisis im Leben Kleists vollzieht, die zuletzt, in allerdings fast überraschender Weise, damit abschließt, daß derselbe sich als berufenen Dichter fühlt, erkennt und bethätigt. Es läßt sich daher im Voraus vermuthen (und die ganze Reihenfolge der Briefe wird dies bestätigen), daß gerade in diesen Mittheilungen an seine Braut, in den Selbstbetrachtungen, die er im Verkehr mit ihr anstellt, in den Ideen und Empfindungen, die er gegen sie ausspricht, uns mancher interessante Einblick in das innerste Wesen des sonst meist so streng in sich verschlossenen Dichters vergönnt sein wird.

Zum bessern Verständniß des Inhalts der Briefe sei hier zunächst im Allgemeinen Folgendes vorausgeschickt:*)

Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist, der Sohn des preußischen Stabscapitains Joachim Friedrich von Kleist aus dessen zweiter Ehe mit einem Fräulein v. Pannwitz, geboren (nach den neueren Forschungen L. Tiegens) am 18. October 1777 zu Frankfurt a/O., war bis zum Jahre 1798 ebenfalls Offizier, Secondelieutenant in der preußischen Garde. Allein, getrieben von einem lebhaften Drange nach höherer Geistesbildung, nahm er — sehr gegen den Wunsch seiner Verwandten — seinen Abschied und bezog Ostern 1799 die Universität seiner Vaterstadt. Sein Vater war schon 1788, seine Mutter 1793 gestorben. Seine noch unverheiratheten Schwestern lebten unter dem Schutze der „Tante Massow", einer Schwester von Kleists Mutter, in Frankfurt a./O. und bewohnten das elterliche Haus. Dorthin kehrte jetzt Kleist zurück.

In unmittelbarer Nachbarschaft dieses Hauses wohnte der General von Benge mit zahlreicher Familie. Mit dessen Töchtern waren die Kleistschen Schwestern eng befreundet. Auch Kleist trat in diesen Kreis ein, fühlte sich bald darin heimisch und nahm insbesondere an der dort gepflegten heitern Geselligkeit lebhaften Antheil. Doch zeigte sich schon damals sein lehrhaftes, immer auf die Fortbildung, wie seiner selbst, so auch seiner Umgebung gerichtetes, dabei von einer gewissen Pedanterie nicht freies Wesen: er suchte die Sprechweise der Mädchen, die an Provinzialismen litt, zu verbessern**), hielt ihnen auch Vorlesungen über philo-

*) Wer sich über Kleists Leben und Wesen näher unterrichten möchte, den verweise ich — außer auf die Vorreden Ludwig Tiecks und Julian Schmidts zu Kleists Werken — auf folgende Schriften und Abhandlungen: „H. v. Kleists Leben und Briefe", von Ed. v. Bülow, 1848. „H. v. Kleist" von Dr. Adolf Wildbrandt, 1863. „Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike" herausgegeben mit Vorrede von R. Koberstein 1860. H. v. Treitschkes Abhandlungen über H. v. Kleist in den „Preuß. Jahrbüchern" von 1858, Dezemberheft. O. Wenzels „Beitrag zur Lebensgeschichte Kleists" in der Conntagsbeilage zur Vossischen Zeitung von 1880 Nr. 37 und 38. „H. v. Kleist und seine Familie", von L. Tiegen in der „Gegenwart" vom 13. Mai 1882. „H. v. Kleist in der Schweiz." von Theophil Zolling. 1882; endlich eine sehr eingehende Abhandlung über H. v. Kleist von Fritz Bamberg in der „Allgemeinen deutschen Biographie" 16. Band (1882), S. 127—149.

**) Sonderbar ist, daß, wie die untenstehenden Briefe ausweisen, Kleists eigene Schreibweise mehrfach solche Provinzialismen zeigt.

sophische und culturgeschichtliche Gegenstände, wozu er sich sogar ein förmliches Katheder bauen ließ.

Zu dem ältesten Fräulein v. Zenge, Wilhelmine, geboren am 20. August 1780*), trat Kleist allmälig in ein innigeres Verhältniß. Es muß dies ungefähr um die Jahreswende von 1799 zu 1800 geschehen sein. Am 12. November 1799 schrieb Kleist an seine Schwester Ulrike (Goberstein, S. 9):

„Die älteste Zenge, Minette, hat einen feinen Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist; wenigstens bin ich zufrieden, wenn sie mich zuweilen mit Interesse anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre."

Bald darauf mag eine größere Annäherung zwischen Beiden stattgefunden haben. Wilhelmine scheint für das, zwar mit manchen Eigenheiten behaftete, aber durchaus edle und ideale Wesen Kleists ein tieferes Interesse gefaßt zu haben, und Kleist wiederum war glücklich, von einem liebenswürdigen, gefühlvollen Mädchen sich näher beachtet und verstanden zu sehen.

Eine sonderbare Laune des Liebenden hätte beinahe gleich von Haus aus das Verhältniß wieder zerstört. Kleist verlangte von seiner Braut und deren Schwester Luise, die allein um die Liebe der Beiden wußte, diese Liebe solle streng verborgen gehalten werden nicht blos vor Fremden, sondern auch vor den Aeltern Wilhelminens**). Dazu wollte Letztere sich nicht verstehen. Endlich entschloß sich Kleist auf ihre und Luisens Bitten und Vorstellungen, dem General von Zenge sich zu entdecken und dessen Genehmigung zur Verlobung mit seiner Tochter zu erbitten. Er muß wohl zuerst ein mündliches Gespräch mit dem General gehabt haben, wobei dieser gegen die Liebe Wilhelminens zu Kleist keinen Widerspruch erhoben, aber verlangt zu haben scheint, daß ein näheres Verhältniß der beiden jungen Leute vor der Hand noch unterbleibe — wahrscheinlich so lange, bis Kleist irgend welche feste Existenz haben werde. Darauf deutet wenigstens der erste der vorhandenen Briefe Kleists an

*) Sonderbarer Weise hat Kleist in dem Briefe Würzburg, 10. October 1800 (S. 96) den Geburtstag seiner Braut, ebenso wie seinen eigenen, verfrüht.

**) Dieselbe Laune brachte ihn später um die Hand eines liebenswürdigen und reichen Mädchens, der Nichte des Appellationsraths Körner, welche mit ihm brach, weil er verlangte, sie müsse ihm hinter dem Rücken ihres Oheims schreiben.

Wilhelmine, bei dem leider Datum und Eingang fehlen. Nach demselben muß man annehmen, daß Kleist kurz vorher Wilhelminen schriftlich ein Liebesgeständniß gemacht hatte und daß er dieses nur jetzt wiederholt, um auch von ihr ein klares Bekenntniß ihrer Gegenliebe zu erhalten. Außerdem handelt der Brief zum größten Theil von der Frage, welchen Beruf Kleist ergreifen solle. In seiner Kritik der verschiedenen Berufsarten zeigt sich schon einigermaßen der Poet oder, besser gesagt, der Idealist, dem fast jeder praktische Beruf zu profan erscheint. Bemerkenswerth ist dagegen die hier von ihm gegebene Erklärung, daß er „entschlossen sei, sich für ein Amt zu bilden". Der Gegensatz dieser Erklärung zu der späteren entschiedenen Abneigung Kleists gegen jedes Amt ist wichtig sowohl für die Geschichte seines inneren Lebens als für sein Verhältniß zu Wilhelminen.

Der Brief an den General, von welchem in dem beigelegten Zettel an Wilhelmine die Rede ist, liegt nicht vor, was um so bedauerlicher ist, als die in dem Zettel enthaltenen Andeutungen über ein in dem Briefe gegebenes „Versprechen" ohne diesen Brief selbst nicht recht verständlich sind.

Der nächste Brief an Wilhelmine ist datirt vom 30. Mai 1800. Er ist charakteristisch für Kleist und dessen nie ruhenden Trieb des Philosophirens und Docirens. In höchst doctrinärer Weise behandelt er das Thema: „Welcher von zwei Eheleuten verliert am meisten bei dem Tode des andern" — ein Thema, das, sollte man meinen, einem jungen, eben erst verlobten Manne so fern als nur möglich liegen müßte!

Bülow in seiner Kleistbiographie sagt (S. 14): „Wiewohl Kleist Haus an Haus mit Wilhelminen wohnte, schrieb er ihr beinahe täglich die leidenschaftlichsten Briefe".

Woher Bülow dies hat, weiß ich nicht; vorhanden ist von diesen „leidenschaftlichen" Briefen keiner, während doch sonst alle Briefe sorgfältig aufbewahrt sind*).

Nach Bülow (S. 15) wäre Kleist im Frühsommer 1800 (also

---

*) Wie wenig zuverlässig Bülow — trotz der ganz sicheren Quellen, denen er sich rühmt — in manchen seiner Mittheilungen und Behauptungen ist, beweist u. A. der von ihm S. 24 gegebene Abriß des letzten Briefes Kleists an seine Braut, der mit dem wirklichen Texte dieses Briefs keineswegs übereinstimmt.

bald nach jenem Briefe vom 30. Mai) von Frankfurt a./O. fort- und wieder nach Berlin gegangen, theils um seine Studien auf eigene Hand dort fortzusetzen, theils um sich auf eine Stellung im Staatsdienst vorzubereiten. Mit Letzterem kann es nicht recht Ernst gewesen sein, denn Kleist schreibt später einmal an seine Schwester Ulrike (Koberstein S. 27): es sei genug, wenn die Welt wisse, er habe Geschäfte beim Minister Struensee, „welches", setzt er sogleich hinzu, „zum Theil (!) wahr ist". Was sonst von Kleists damaligem Aufenthalte in Berlin erzählt wird, von Bekanntschaften, die er angeknüpft u. s. w., ist unbestimmt und ohne nähere Belege. Ganz unerklärlich erscheint es, daß aus dieser Zeit von Berlin aus kein einziger Brief Kleists an seine Braut vorhanden ist, ebenso wenig wie an seine Schwester Ulrike.

Der erste wieder an die Braut (seit dem vom 30. Mai) ist einer vom 16. August. Derselbe ist von Berlin aus datirt, aber, wie man sieht, unmittelbar nach der Abreise von Frankfurt a./O. geschrieben; er athmet den noch ganz frischen Schmerz der Trennung. Wenn man diesen Brief, und ebenso, wenn man den an Ulrike vom 14. August liest, so hat man den Eindruck, als habe Kleist erst jetzt Frankfurt und seine dortigen Lieben verlassen. Dem scheint nun allerdings ein anderer Brief an Ulrike (Koberstein S. 25) zu widersprechen, worin Kleist schreibt, er sei „auf acht Tage in Frankfurt". Nur leider ist dieser Brief ohne Datum.

Wenn es darin am Schlusse heißt: „Schreibe mir ein paar Worte nach Berlin," so beweist dies nur, daß Kleist damals nach Berlin ging, nicht, daß er dort bereits gewesen war. Wenn er ebenda schreibt: „Ich mußte mir diese Zerstreuung machen, weil mich das Grübeln über die Zukunft wieder ganz verstimmt hatte," so könnte man eher an einen vorübergehenden Aufenthalt an irgend einem einsamen Orte, etwa auf dem Lande, denken, als an Berlin, wo es ihm doch, zumal wenn er dort allerhand interessante Bekanntschaften gemacht hatte, an „Zerstreuung" nicht fehlen konnte.

Auch das ist auffallend, daß, wie Kleist unterm 16. August schreibt, er sofort nach seiner Ankunft in Berlin von Polizeiwegen nach seiner Legitimation gefragt wird. Wenn er bereits mehrere Monate dort gelebt hatte, wäre dies wohl schwerlich geschehen.

Es ist wohl gesagt worden: Kleist habe, nachdem er den Ge-

danken jener myſteriöſen Reiſe geſagt, von der ſogleich näher die Rede ſein wird, für nöthig befunden, nochmals nach Frankfurt a./O. zu reiſen, um mit ſeiner Braut perſönlich ſich darüber zu beſprechen. Allein wir wiſſen jetzt durch den erſten Brief an Wilhelmine (aus dem Anfang des Jahres 1800), daß Kleiſt mit einem ſolchen Gedanken ſich ſchon damals trug; denn er ſchreibt in einer N. S. zu dem Billet, in dem er ihr den Brief an ihren Vater ankündigt:

„Von meiner Reiſe habe ich, aus Gründen, die Sie ſelbſt entſchuldigen werden, nichts erwähnt. Schweigen Sie daher auch davon! Wir verſtehen uns ja!"

Hiernach ſcheint es nicht, als hätte Kleiſt nöthig gehabt, erſt nochmals nach Frankfurt zu kommen, um ſeine Braut über ſeine Reiſe zu verſtändigen und zu beruhigen.

Genug, hier iſt für Kleiſtbiographen noch eine Lücke auszufüllen.

Der Brief vom 16. Auguſt iſt der erſte einer langen Reihe von Briefen (nicht weniger als 11), die ſich insgeſammt auf die ſchon erwähnte Reiſe beziehen. Ueber Grund, Zweck und Erfolg dieſer Reiſe ſchwebt ein tiefes, von Kleiſt ſelbſt gefliſſentlich unterhaltenes, von ſeinen Biographen bis jetzt noch nicht gelichtetes Dunkel. Auch die unten folgenden Briefe tragen leider wenig dazu bei, dasſelbe aufzuhellen.

Koberſtein meint (S. 26, 29, 32, 35, 39, 42): nach gewiſſen Aeußerungen Kleiſts an ſeine Schweſter möchte man annehmen, daß es bei dieſer Reiſe „auf die nicht gefahrloſe Entdeckung eines Geheimniſſes im Fabrikweſen abgeſehen geweſen ſei", giebt aber zu, daß andere Aeußerungen Kleiſts dem widerſprächen. In den Briefen an die Braut findet eine ſolche Annahme keine Unterſtützung. Von einer Nichte Kleiſts, die Koberſtein darum befragte, erfuhr er nur: „Ihre Tante (Ulrike) habe geſagt, die Reiſe ſei politiſcher Natur geweſen." Das würde allerdings zu der merkwürdigen Mittheilung Kleiſts an ſeine Braut (Dresden, 3. September 1800) ſtimmen, wonach Kleiſt vom engliſchen Geſandten Eröffnungen erhalten haben will, die ihn veranlaßt hätten, „nicht nach Wien, ſondern entweder nach Würzburg oder nach Straßburg zu gehen". Nur drängt ſich gegen eine ſolche officielle politiſche Miſſion (denn das müßte es geweſen ſein, wenn Kleiſt den engliſchen Geſandten aufſuchen und von ihm Eröffnungen empfangen konnte)

ein gewisses Gedenken auf. Wie, einem jungen Menschen von kaum 23 Jahren, ohne jede nähere Beziehung zum auswärtigen Amte, ohne irgend welche vorher abgelegte Probe diplomatischen Geschickes, sollte man eine solche doch jedenfalls bedeutungsvolle Mission anvertraut haben? Was ferner gegen jede Art von amtlichem Auftrag spricht, ist eine Aeußerung Kleists in einem Briefe an Ulrike (Koberstein, S. 33), wonach er das Geld, welches er von ihr erbat, „nicht zu den Reisekosten, sondern zu dem eigentlichen Zweck seiner Reise" brauchte. Wenn die preußische Regierung ihm einen ganz oder auch nur halb officiellen Auftrag ertheilt hätte, würde sie ihn da nicht auch mit den Mitteln zu dessen Ausführung versehen, würde sie ihm zugemuthet haben, diese Mittel selbst zu bestreiten oder doch vorzuschießen?

Eine ganz neue Conjectur hat Wilbrandt (S. 62 ff.) aufgestellt, und ihm sind spätere Biographen, wie Bamberg, wenigstens halb und halb gefolgt. Danach hätte Kleist bei dieser Reise nur „sich selbst, d. h. seinen Dichterberuf gesucht". Zur Begründung dieser Hypothese, von der er selbst gesteht, daß sie „etwas seltsam erscheinen werde", beruft sich Wilbrandt zunächst auf Kleists „wunderlichen, leidenschaftlichen Hang, innere Entscheidungen durch eine wilde Improvisation zu erzwingen," sodann auf allerlei Briefstellen, z. B. die an seine Braut Würzburg, 10. October: „er habe eine große Idee für seine Braut im Sinne", „in fünf Jahren, hoffe er, werde das Werk fertig sein" (Wilbrandt denkt hier an eine Dichtung, in der Kleist seine Braut habe verherrlichen wollen); den Brief an seine Schwester vom 14. August (Koberstein S. 26), worin er erklärt: es gelte, „das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen durch diese Reise zu erretten"; ferner auf gewisse Kundgebungen einer erhöhten Stimmung nach der Reise, z. B. wenn Kleist an die Schwester schreibt: „Ich achte mein ganzes Vermögen nicht um das, was ich mir auf dieser Reise erworben habe"; „wie bin ich so froh, oh, ich bin es nie in meinem Leben so herzlich gewesen; jetzt erst öffnet sich mir etwas, was mich in der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück" (Koberstein, S. 35, 37); wenn er weiter erklärt, er sei „mehr als jemals abgeneigt, ein Amt anzunehmen," denn „die Sphäre für seinen Geist und sein Herz habe sich ganz unendlich erweitert", und wenn er

dann, um zu zeigen, daß „viele Männer geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschlossen hätten", sich auf — Shakespeare beruft. Auch eine Aeußerung an seiner Braut aus einem späteren Briefe (vom 16. Nov. 1800) könnte man hierher ziehen; dort spricht Kleist von „dem wichtigsten Tage seines Lebens *zu Würzburg*" — *so als ob ihm dort plötzlich ein neues, großes* Glück aufgegangen sei. Und ein rein innerliches Glück müßte dies wohl sein, denn von einem äußeren Erfolge der mit so hohen Erwartungen angetretenen Reise — etwa einer dadurch gesicherten Anstellung für ihn oder dergleichen — ist nicht das Geringste zu spüren. Als die allerbedeutsamste Stelle in dieser Beziehung möchte endlich wohl folgende anzusehen sein in einem Briefe vom 19. September von Würzburg aus an die Braut: „Hast Du Dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest Du in Ernst herüberblicken mit Wehmuth und Trauer zu mir, von dem Du Dich losgerissen, gerade da er Deiner Liebe am Würdigsten war! Wie würdest Du Dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor Deinen Augen, geschmückt mit dem Lorbeer meiner That!"

Das Alles scheint in der That auf einen solchen idealen Zweck der Reise, wie Wilbrandt ihn annimmt, hinzudeuten. Gleichwohl stehen der Wilbrandt'schen Hypothese auch gewichtige Bedenken entgegen. Ich will nicht davon sprechen, daß eine so weit getriebene Mystification, wie die, welche Kleist durch das Gerede von dem englischen Gesandten, von Wien und Straßburg u. s. w. mit seiner Braut getrieben hätte, wenn wirklich der ganzen Reise gar kein äußerer Zweck zu Grunde lag, gegen die Wahrhaftigkeit streitet, auf die Kleist sonst immer bei sich und Andern so viel hielt. Auch nicht davon, daß es doch ebenso wenig zu der von ihm so vielgepriesenen „Uneigennützigkeit" stimmen möchte, wenn er von Schwester und Freund ein Geldopfer von zusammen beiläufig 1000 Thalern theils erbeten, theils angenommen hätte lediglich für einen seine Person betreffenden Zweck, von dem es ihm selbst doch mehr als ungewiß sein mußte, ob er denselben auf diesem Wege erreichen und ob er so im Stande sein würde, jene Opfer wieder auszugleichen. Aber, auch abgesehen von Alledem, erscheint

der ganze Plan, wie ihn Wilbrandt sich denkt, doch gar zu abenteuerlich und unreif. Wenn ein Goethe in der Vollkraft und im Vollgefühl längst erprobter dichterischer Begabung sich nach Italien, als dem Inbegriff alles Natur- und Kunstschönen, sehnt, weil er dort seiner schöpferischen Phantasie ihre letzte Weihe zu geben hofft, so begreifen wir das. Wenn aber ein junger Mann, der noch keinerlei Proben dichterischer Veranlagung gegeben hat, sich angeblich darum auf den Postwagen setzt, ein Stück in die Welt hinein fährt, endlich ein paar Wochen in — Würzburg sitzen bleibt, um zu sehen, ob sich nicht ein dichterische Genius in ihm rege, so ist das doch gar zu barok, so barok, daß man es selbst einem Kleist — trotz aller seiner Schrullen — kaum zutrauen möchte.

Wenn gesagt würde, Kleist habe, um überhaupt zur Klarheit in sich zu kommen, sich einmal aus den gewöhnlichen Verhältnissen völlig herausreißen, den fortwährenden peinlichen Fragen: „was er denn werden wolle," mit einem Male entgehen und in ganz neuen Umgebungen, unter ganz neuen Eindrücken, mit sich und dem vertrauten und feingebildeten Freunde Crokes allein, über seine Zukunft zu Rathe gehen wollen, so würde mir das noch eher glaublich erscheinen, obschon freilich die oben angeführten sittlichen Bedenken auch dann nicht schwinden.

Nun könnte es immerhin sein, daß, wenn auch nicht der bewußte Zweck, so doch der thatsächliche Erfolg dieser Reise wirklich der gewesen wäre, daß Kleist „seinen Dichterberuf gefunden hätte". Wilbrandt nimmt dies an. Er findet, daß die Reise einen „poetischen Naturſinn" in Kleist geweckt habe, daß am Ende derselben eine, vorher noch nicht bemerkbare, „Schiller'sche Rhetorik" bei ihm hervortrete; er bezieht sich auf das „Gedicht an Wilhelmine", welches, meint er, „nicht wohl anders als in diese Periode (d. h. während oder nach der Reise) verwiesen werden könne". Ich bedaure, dieses letzte Argument mit Bezugnahme auf Kleists Brief an seine Braut vom 21. August 1800 entkräften zu müssen. Aus diesem Briefe geht deutlich hervor, daß das betreffende Gedicht bereits vor der Würzburger Reise vorhanden war. Außerdem ist es ungewiß, ob dasselbe (welches in der Originalhandschrift nicht die Ueberschrift „an Wilhelmine" hat) überhaupt von Kleist herrührt. (Siehe unten S. 240). Aber auch was die Spuren

„poetischen Naturſinns" und „Schillerſcher Rhetorik", betrifft, ſo glaube ich ſolche ebenſo gut ſchon in den erſten, wie in den letzten Reiſebriefen zu finden. Ich verweiſe z. B. auf die Schilderung der Reiſe von Leipzig nach Dresden ſo wie der durch's Erzgebirge. Es möchte daher kaum geſagt werden können: erſt die Reiſe habe ſolche hervorgerufen. Daß die Reiſe (wie wohl jede Reiſe thut), Kleiſts Beobachtungs- und Schilderungsgabe angeregt und genährt habe, will ich damit durchaus nicht beſtreiten. In den Briefen, die Kleiſt von unterwegs an ſeine Braut ſchreibt, erhalten wir ganz hübſche Reiſebilder, anmuthige Naturſchilderungen (bisweilen, wie die auf S. 104 u. 105, von faſt Jean Paul'ſchem Schwunge), ſcharfe Abriſſe von Land und Leuten, von Oertlichkeiten und Einrichtungen, auch ſatiriſche Seitenhiebe auf einzelne Lebenserſcheinungen, manche geiſtreiche allgemeine Betrachtungen über Menſchen und Dinge, manche tiefe Einblicke in Kleiſts eignes Inneres, endlich einzelne wirklich poetiſche Gleichniſſe und Bilder. Allein das Alles iſt doch noch weit entfernt von der Erſchließung eines wirklichen „Dichterberufs" im großen Style. Daß ihm ein ſolcher auch durch dieſe Reiſe noch nicht aufgegangen war, daß er vielmehr über ſeine eigentliche Lebensaufgabe nach wie vor im Unklaren ſich befand, das bezeugen die ſpäteren Briefe an ſeine Braut, das bezeugt vor Allem der Umſtand, daß er ſich auch nach dieſer Reiſe wieder in die Kant'ſche Philoſophie, und zwar in ihren abgezogenſten Theil, die Erkenntnißlehre, vertiefte, was er ſchwerlich gethan haben würde, wenn durch die Reiſe wirklich ſein dichteriſches Talent in Fluß gerathen wäre. Ging er doch ſogar (nach ſeinem Briefe vom 13. Nov. 1800) damals mit dem abenteuerlichen Gedanken um, als Lehrer der Kant'ſchen Philoſophie in — Frankreich! — ſich und ſeiner Braut eine Exiſtenz zu gründen.

Da mit einem Male ward er nicht blos an dieſer Philoſophie, ſondern an der Wiſſenſchaft überhaupt und an allem Wiſſen irre. Hätte er ſich bereits als Dichter von Gottes Gnaden gefühlt, ſo würde dieſe Losſagung vom abſtracten Denken ſeinem dichteriſchen Schaffen zu gute gekommen ſein, wie das bei Schiller der Fall war, als dieſer nach beinahe allzulanger Vertiefung in eben dieſe Kant'ſche Philoſophie ſich endlich davon losſagte und zur Poeſie zurückkehrte. Mit Kleiſt war dies anders; er verfiel in einen

„Ekel" an aller geistigen Thätigkeit und wußte sich zuletzt, um mit sich selbst in's Reine zu kommen, mit nichts Anderem zu helfen als — abermals mit einer Reise!

Wilbrandt betrachtet auch diese zweite Reise als eine Argonautenfahrt nach dem goldnen Vlies der Poesie. Kleists eigne Bekenntnisse freilich lassen eher alles Andere als einen solchen bestimmten Plan vermuthen. Er gesteht ganz offen und ehrlich seiner Braut, daß eigentlich nur ein unbedachtes Wort von ihm, dann die ihm selbst sehr unwillkommene Bereitwilligkeit seiner Schwester Ulrike, ihn zu begleiten, endlich des Schwagers Carl vorschnell prahlerisches Gerede von seinem Vorhaben ihn gegen Wunsch und Willen zwängen, eine Reise, und zwar eine Reise nach Paris, zu unternehmen.

Die Reise selbst übte, den Briefen Kleists nach zu urtheilen, keineswegs auch nur einen ähnlichen erfrischenden und anregenden Einfluß auf seinen Geist und sein Gemüth aus, wie die vorjährige dies gethan, eher einen noch mehr verdüsternden. Wilbrandt findet zwar (S. 112): auf dieser Pariser Reise sei „Kleists Phantasie glänzender aufgeblüht", „sein Geist habe sich verfeinert, sein Styl an Beredsamkeit gewonnen; Alles kündige die endliche Entfaltung seines Genie an". Ich kann jedoch dem nicht beistimmen; mir scheint im Gegentheil die Ausdrucksweise Kleists in diesen Briefen im Vergleich zu der in den Briefen von der Würzburger Reise eher einen Rückschritt, als einen Fortschritt gemacht zu haben. Seine Bilder und Gleichnisse haben oft etwas Gesuchtes, ja Schwülstiges, beispielsweise S. 179, S. 187 oben, S. 218, vor Allem S. 189; an solchen Stellen wiederum, wo man mit Recht poetische Darstellungen erwartet, ist er auffallend wortkarg. Mit der hochromantischen Gegend von Mainz bis Coblenz (die er selbst „so schön wie ein Dichtertraum" nennt) findet er sich in drei Zeilen ab (S. 200), während er bei der früheren Reise von weit weniger malerischen Landstrichen ausführliche und wirklich poetische Schilderungen gab. Nur die scharfe Charakteristik der Pariser Zustände und die dazwischen gestreute kleine Idylle (S. 211 ff.) machen hiervon eine Ausnahme.

So weit die Briefe uns Einblicke in den Seelenzustand Kleists auf dieser Pariser Reise gestatten, so sehen wir ihn zunächst noch fortwährend bewegt und geängstet von den Gedanken, daß alles Wissen, damit aber auch alles Streben nach Bildung eitel sei. Zumal

in Paris — diesem modernen Babylon, wie er es schildert — gewinnt der Rousseau'sche Geist des Widerwillens gegen alle Civilisation und der Sehnsucht nach der einfachen Natur völlige Macht über ihn. Die Maxime seines Freundes Brokes, daß „Handeln" besser sei als „Wissen", tritt ihm lebendig vor die Seele. Er hatte schon die Schiffer auf der Elbe um ihre saure Arbeit beneidet, die sie im Schweiße ihres Angesichts vollführten, und hatte selbst das Ruder des Nachens ergriffen, in dem er fuhr, um zu erproben, ob auch er zu harter Beschäftigung tauge (S. 188). Als das wünschenswertheste Loos erscheint ihm je mehr und mehr ein Leben außerhalb und fern von der Welt, der Gesellschaft. Etwas schaffen — „Gutes thun", wie er es auch wohl nennt — das, meint er, sei mehr werth, als alle Schätze der Wissenschaft.

Was verstand er unter Schaffen? Bülow und Wilbrandt meinen: „Dichterisches Producirен", und Wilbrandt glaubt sogar, daß auf dieser Pariser Reise bereits der erste Entwurf zum „Robert Guiscard" entstanden sei. Eine Stelle in dem Briefe Paris, 10. Oct. 1801 (S. 223) könnte in der That auf so etwas schließen lassen. Kleist schreibt da: „Ich habe mir in einsamer Stunde ein Ideal ausgearbeitet, aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie die vestalische Priesterin das ihrige, feierlich aufbewahre".

Allein, mag dem sein wie ihm wolle, die drängende Frage nach einem äußeren Lebensberuf, der (da Kleist sein kleines Vermögen nun schon beinahe aufgezehrt hatte) zugleich für ihn ein Erwerb sein mußte, war damit nicht erledigt. Als „Erwerbszweig" wollte Kleist damals das Dichten (wenn er dies unter dem „Bücherschreiben" versteht) schlechterdings nicht angesehen wissen. Und so kam er immer wieder auf seine Rousseau'sche Idee eines Lebens außerhalb der Gesellschaft zurück. Diese Idee gewann bei ihm immer greifbarere Gestalt. Er wollte alles Ernstes sich in einem stillen Winkel der Erde, in der Schweiz, mit dem Reste seines Vermögens ankaufen, einfacher Landmann, Bauer werden, selbst seinen Acker pflügen, allem Ehrgeiz, in der Welt etwas zu sein und zu gelten, ein- für allemal entsagen (S. 224 f.).

Wie Kleist eine solche ganz materielle Beschäftigung mit der höchsten idealen, der dichterischen (angenommen, daß wirklich der Dichterdrang jetzt bei ihm zum Durchbruch gekommen war), zu vereinbaren und zu verschmelzen gedachte, darüber ist er sich selbst schwerlich klar gewesen. Keinesfalls hat er seiner Braut sich in dieser Doppelstellung gezeigt, noch hat sie seine geheimnißvollen Andeutungen in diesem Sinne verstanden. Was er von ihr forderte, war: sie solle sich gleich ihm aus den gewohnten Verhältnissen herausreißen, von Allem, was ihr nahe stand, von Eltern und Verwandten lossagen, das Vaterland auf Nimmerwiederkehren verlassen, mit ihm in einem Thal der Schweiz sich verbergen und für immer darauf verzichten, daß er, ihr Gatte, je etwas Anderes sei oder werde, als — ein schweizerischer Bauer! Von einer dichterischen Beschäftigung, die er daneben treiben wolle, kann er ihr unmöglich etwas gesagt haben, denn alle ihre Einwürfe (die er selbst in seinem letzten Briefe von der Reise, Frankfurt a/M. 2. Dez. 1801, aufführt, um sie zu widerlegen) richten sich nur gegen seinen Plan, ein Landmann zu werden und sich für immer aus Deutschland zu verbannen. Auch gegen die Schwester Ulrike hebt Kleist fortwährend nur diese materielle Seite seiner Zukunftspläne hervor. „Ich bin so sichtbar dazu geboren," schreibt er ihr noch am 12. Januar 1802 aus Bern (Koberstein, S. 63), „ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen". Er glaubt, er habe sich in Frankfurt a/O. (bei seinen Studien) zu übermäßig angestrengt, denn seit dieser Zeit sei sein Geist seltsam abgespannt. „Darum," fährt er fort, „soll der Geist für jetzt ruhen, wie ein erschöpftes Feld, desto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen" (Koberstein S. 64). Auch Ulrike dachte daher an nichts Anderes, als daß er einfacher Landmann werden wolle, und sie bekämpfte (wie er selbst seiner Braut gesteht) diesen Plan lebhaft, einmal, weil sie dessen Ausführbarkeit bezweifelte, dann aber auch, weil sie nicht glaubte, daß derselbe, wenn ausgeführt, ihren Bruder glücklich machen würde.

Die Braut hatte auf seinen Brief aus Frankfurt a./M. noch einmal, gegen Ende des Jahres 1801, geantwortet, ihm nochmals Vorstellungen gemacht, und wohl gehofft, er werde sich eines Andern besinnen. Kleist war indeß, nachdem er sich von Ulriken in Frankfurt a./M. getrennt hatte (die nun allein nach Hause reiste), in die

Schweiz gegangen, erst nach Bern, später nach Thun. An seine Schwester hatte er von da aus wieder geschrieben, hatte sie ersucht, ihm den Rest seines Vermögens zu schicken, womit er sich nun wirklich in der Schweiz ankaufen wollte. Gegen seine Braut schwieg er gänzlich.

Inzwischen war ihm aber sein Entschluß, ein Gut anzukaufen, wegen gewisser Unruhen in der Schweiz schon wieder leid geworden. Unter diesen Umständen „sah er es als ein Glück an, daß seine Braut ihm nicht hatte in die Schweiz folgen wollen" (S. 238). Auch von der vorher so zäh verfochtenen Idee, jedem Ehrgeiz zu entsagen und gerade deswegen sich „außerhalb der Welt" ein Plätzchen zu suchen, war er zurückgekommen; er hatte nun wirklich angefangen, zu dichten, und trug sich mit dem brennenden Verlangen, als berühmter Dichter in seinem Vaterlande wieder zu erscheinen. „Ich arbeite für die Rückkehr zu Euch", schreibt er an seine Schwester am 1. Mai 1802 (Koberstein S. 75).

„Vielleicht in einem Jahre" hoffte er dies Ziel zu erreichen (ebenda S. 76).

Aber nicht blos für den Ruhm, sondern er ist jetzt auch — ohne ideale Scrupel mehr — für den Erwerb thätig. Er hatte Geschäftsverbindungen mit der Gesnerschen Verlagshandlung in Bern angeknüpft. Seiner Schwester schrieb er fast launig: „Von allen Sorgen vor dem Hungertode bin ich befreit, obschon, was ich erwerbe, so grade wieder draufgeht" (ebenda).

So wesentlich war in kurzer Zeit Kleists innerliche wie äußerliche Lage verändert! Man sollte denken, er hätte nun, nach Maßgabe dieser veränderten Lage, auch mit seiner Braut wieder anknüpfen können und sollen. Er selbst fand, daß sie wohlgethan, ihm nicht auf seinen phantastischen Plan hin in die Schweiz zu folgen. Er hatte einst von Paris aus sich gegen sie berühmt, er könnte durch „Bücherschreiben", wenn er nur wollte, „mehr, als er bedürfe, verdienen." Jenen Stolz, um keinen Preis für's Geld schreiben zu wollen, hatte er seitdem aufgegeben. Und endlich floß ihm jetzt eine Quelle productiver Thätigkeit, die dichterische, auf welche er die größten Hoffnungen, sowohl für seinen Erwerb, als für die Befriedigung seines Ehrgeizes, setzte. Er hatte seine Braut früher wiederholt vertröstet — auf „fünf Jahre", auf „zehn

Jahre", und sie hatte sich vertrösten lassen, hatte in ihrer Liebe zu ihm nicht gewankt. Jetzt, da er sein dichterisches Talent erkannt und zu bethätigen angefangen, konnte er mit bestem Grunde sie bitten, nur noch eine kurze Probezeit (er selbst setzte diese ja auf „vielleicht ein Jahr") ihm zu gönnen, bis sich zeige, ob sein Talent ausgiebig genug sei, um ihr und ihm eine Existenz dadurch zu sichern. Ob seine Braut und ob deren Eltern es darauf hin wagen würden, ihr Schicksal an das seine zu ketten, das konnte und mußte er wenigstens abwarten; geschah es nicht, forderten sie von ihm als Bedingung ihrer Einwilligung, daß er sein Dichten wieder aufgebe und eine feste Anstellung suche — dann erst stand er vor der entscheidenden Wahl: ob er der Braut, ob er den Musen entsagen solle. Ohne daß er diesen letzten Versuch gemacht, ließ sich nicht wohl sagen, er habe, wie sein neuester Biograph, Bamberg, ihm (S. 137) als „Verdienst" anrechnet, „seinem Dichterberuf seine Liebe geopfert."

Allein Kleist war offenbar durch Wilhelminens Weigerung, ohne Weiteres auf seinen Plan einzugehen (den er doch selbst inzwischen wieder aufgegeben hatte!), in seiner Eigenliebe gekränkt. Er hatte (wie wohl nicht unrichtig Bolling S. 5 bemerkt) in seiner Braut „jenes Ideal einer Geliebten zu finden geglaubt, das er später im ‚Käthchen von Heilbronn' verkörperte: ganz selbstlose, blinde, von allen Rücksichten freie Hingebung, Demuth und Unterwürfigkeit". So ließ er nicht nur den von Wilhelminen um die Jahreswende ihm geschriebenen Brief gänzlich unerwidert, sondern er antwortete auch auf den letzten, vom 10. April 1802, der, ohne ihm Vorwürfe oder Vorstellungen zu machen, nur in alter Liebe und Treue sich an sein Herz wendete, erst nach beinahe sechs Wochen. Er sagte ihr kein Wort des Trostes über den Tod des Bruders, der doch auch ihm so nahe gestanden, über den tiefen Gram ihrer Eltern wegen dieses Verlustes, über ihre eigene schwere Erkrankung. In einem fast harten und kalten Tone, der gewaltig absticht von dem warmen Gefühl in seinen früheren Briefen und von den wiederholten Betheuerungen inniger und unwandelbarer Liebe, bricht er ganz einfach jede Beziehung zu ihr ab. Ja, er schließt mit einer offenbaren Unwahrheit, oder, wenn ich es mild ausdrücken soll, mit einer Selbsttäuschung, wenn er sich anstellt, als habe er nur aus äußerem Zwange — weil er keine Mittel sehe, für sich und

sie eine Existenz zu schaffen — nach schwerem Kampfe ihr entsagt, und als breche eine kaum vernarbte Wunde in seinem Herzen wieder auf, da ihr Brief die Erinnerung an sie wecke, während er doch wenige Wochen vorher — nachdem er schon den Brief Wilhelminens vom 10. April erhalten hatte! — in dem Briefe an Ulrike vom 1. Mai (Koberstein S. 74) dieser in bester Laune von seinen neuen Bekanntschaften in der Schweiz, von seiner „Streiferei durch den Aargau" mit Zschokke und C. Wieland, besonders ausführlich aber von dem romantisch-idyllischen Leben erzählt hatte, das er auf der Aarinsel bei Thun mit einer Fischerstochter führe!*)

Man hat versucht, die Schuld des Bruchs zwischen Kleist und seiner Braut von Kleist abzuwenden, ja ihn als Opfer einer „Treulosigkeit" seiner Braut darzustellen, sogar die Krankheit, in die er bald darauf verfiel (in Folge einer Ueberspannung durch „übermäßige Production", wie Zolling S. 70 wohl richtig annimmt), für die Nachwirkung der tiefen seelischen Erschütterung auszugeben, welche jener Bruch ihm zugefügt habe.

Die obigen Ausführungen zeigen jedoch wohl zur Genüge, wie wenig berechtigt diese Unterstellungen sind. Man hat die Braut gewissermaßen verantwortlich machen wollen für alles Unglück in Kleists fernerem Leben, ja selbst für seinen gewaltsamen Tod. Wäre

*) Ich setze die Stelle wörtlich her, um zu zeigen, welch' scharfer Contrast zwischen den beiden Briefen, dem vom 1. und dem vom 20. Mai, besteht. „Auf der Insel wohnt Niemand, als auf der andern Seite eine kleine Fischerfamilie. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in's Haus gegeben, die mir die Wirthschaft führt, ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname „Moidli". Mit der Sonne stehen wir auf; sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite; dann essen wir zusammen; Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir; wir schiffen uns über sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn (?) und nach der Andacht kehren wir Beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst verschaffen müßte. So habe ich z. B. jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe." So, wie er hier sein Leben mit dem „Moidli" schildert, mochte er sich wohl das mit seiner Braut, wenn diese ihm in die Schweiz folge, gedacht haben. Er hatte dabei nur vergessen, daß, wenn dieses einsame Leben ihm nicht mehr genüge und es ihn wieder „in die Welt" hinaus treibe (wie das in Wirklichkeit schon nach wenig Monaten geschah), die Lage einer angetrauten Braut eine ganz andere sein würde, als die des „Moidli", das einfach zu seinem Vater zurückkehrte.

die Braut, sagt Bülow (S. 23) ihm in die Schweiz gefolgt, so würde er, auch wenn er sich auf die Länge als Bauer nicht glücklich gefühlt hätte, doch als Familienhaupt besonnener gehandelt haben; auch hätte sich sein dichterisches Talent bei der dadurch gewonnenen inneren Ruhe und äußeren Behaglichkeit glücklicher entfaltet. Bülow bedenkt nur nicht, daß die Braut von einem „dichterischen Talente", dem sie zur „Entfaltung" verhelfen sollte, nichts wissen und kaum etwas ahnen konnte, da Kleist ihr seinen Plan, Bauer zu werden, immer nur als Selbstzweck, niemals als bloßes Mittel zu etwas Höherem dargestellt hatte.

Wieder andere Biographen (z. B. Bolling) haben einen Mangel an höherem, idealerem Sinne darin gefunden, daß die Braut nicht schlechthin den „idyllischen Plänen" des Dichters gefolgt sei, sondern an die Realitäten des Lebens, an das Bedürfniß einer gesicherten Existenz gedacht habe. Kleist selbst hat früher (wie seine Briefe bezeugen) die Berechtigung dieses Bedürfnisses nicht verkannt; er hat sogar noch in der Zeit, wo er mit dem Entschluß, eine Anstellung zu suchen (den er bei Eingehung des Verhältnisses zu Wilhelminen ausdrücklich gegen sie ausgesprochen), schon gebrochen hatte, doch um so eifriger nach anderen Mitteln und Wegen einer gesicherten Existenz ausgeschaut. Und immer wieder muß gesagt werden: einem bereits erprobten dichterischen oder sonstigen Talente würde vielleicht die Braut, selbst ohne anderweite festere Bürgschaften, ihr Schicksal anvertraut haben; wer aber möchte ihr und vollends ihren Eltern es verargen, wenn sie besorgt wurden, da Kleist sich zu gar nichts entschließen wollte, und seine Zukunftspläne lediglich auf ein paar fast kindische Ideen hinauskamen, wie die, den Franzosen deutschen Unterricht zu geben oder sie die Kant'sche Philosophie zu lehren? Welche Prätension, daß die Braut blindlings den „idyllischen Plänen" Kleists, d. h., auf deutsch gesagt, einer zeitweiligen Laune von ihm folgen sollte, von ihm, der vielleicht einmal in der Zukunft sich als Dichter entpuppen würde! Wie ganz anders verfuhr in ganz ähnlicher Lage unser großer Schiller! Er war bereits ein berühmter Dichter; er hatte außerdem eine, wenn auch bescheidene, Anstellung und einen bestimmten Beruf und Erwerb, als er an's Heirathen dachte; aber wie sorgsam, wie ängstlich rechnet er zusammen, was ein Hausstand kosten werde und was

er als sicheres Einkommen dazu mitbringe, ehe er es unternimmt, seine Braut aufzufordern, ihm in sein Haus zu folgen!

Das Liebesverhältniß Kleists und Wilhelminens ist überhaupt Gegenstand sehr verschiedenartiger Beurtheilungen geworden. Kleist habe immer nur „nüchtern, doctrinär, lehrhaft" an seine Braut geschrieben, sagt Julian Schmidt (Einleitung in „Kleists Gesammelte Schriften" S. XVII), und folgert daraus: „man möchte an der Wahrheit seiner Liebe zweifeln". Ebenso bemerkt Treitschke („Historische und politische Aufsätze", 4. Aufl. 1. Band, S. 81.): „Jeder Brief beginnt mit einigen zärtlichen Worten, deren abstracte Metaphern starke Zweifel an der Tiefe der Empfindung erregen. Darauf folgt eine regelrechte Schulstunde" ꝛc. — „kurz", so schließt auch Treitschke, „er liebte sie nicht," und: „die Braut hat ihn nie beglückt, das bezeugen seine Briefe". Gödeke vollends („Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Band, S. 47) sagt kurz absprechend: „Mit seiner Braut brach Kleist, weil er sie für nicht genug gebildet hielt". Solche und ähnliche Urtheile werden dann, wie das so geht, ungeprüft nach- und weitergesprochen.

Zum Theil trägt daran allerdings die bisherige unvollständige Kenntniß des Kleist'schen Briefwechsels mit seiner Braut die Schuld. Die Auswahl der Briefe bei Bülow war keine glückliche. Wenn dieselbe (wie es scheint) von der ehemaligen Braut Kleists herrührte, so erklärt sie sich nur aus einer übergroßen Bescheidenheit, vermöge deren die Braut gerade den besten Theil der Briefe darum zurückbehielt, weil darin (wie sie an die Freundin schreibt) „zu viel von ihr die Rede war".

Jetzt, wo die ganze Reihenfolge der Briefe vorliegt, wird man nicht mehr sagen können, dieselben seien blos „doctrinär", oder, sie entbehrten der eigentlichen Tiefe der Empfindung. Ich verweise insbesondere auf die Briefe vom 16. u. 20 August, vom 3. 4. 15. 19. September, vom 22. 29. 30. November 1800, vom 11. und 12. Januar 1801. In diesen und anderen erkennt man ganz deutlich den warmen Herzschlag Kleists, findet man unverkennbar ausgesprochen, daß er seine Braut wahrhaft liebte. Mit allen Fasern seines Wesens klammert er sich an den Gedanken einer Verbindung mit ihr. Immer von Neuem spricht er die volle Zuversicht aus, sie zu beglücken und durch sie beglückt zu werden. Alle Kräfte seiner Seele spannt er an, um einen Weg zu finden,

der ihn diesem Ziele näher bringen könnte, und ist selig, wenn er einen solchen gefunden zu haben glaubt. Wiederholt bittet er die Geliebte, ihm zu vertrauen, wie er ihr vertraue, und „ruhig zu sein“ über ihrer Beider Zukunft, die ihm vor Allem am Herzen liege.

Das sind keine „abstracte Metaphern“, wie Treitschke meint, noch sind es etwa blos poetische Selbsttäuschungen. Wäre Letzteres der Fall, so möchte wohl, wie das bei dichterisch angelegten Naturen so leicht vorkommt, ein Wechsel in Kleist Liebesempfindungen eingetreten sein. Davon aber wissen wir in dieser ganzen Zeit nichts. Er selbst gesteht der Geliebten ganz offenherzig — das eine Mal, daß die Erinnerung an eine frühere Neigung (zu dem Frl. v. Linkersdorf) ihm momentan einige Unruhe verursacht, ein anderes Mal, daß er sie, Wilhelmine, nach ihren Eigenschaften mit anderen Mädchen seiner Bekanntschaft verglichen habe, aber beide Male geht ihr Bild siegreich aus diesem Kampf mit anderen Bildern hervor.

Daß Kleist die Geliebte zum Gegenstande fortgesetzter Bildungsversuche, also auch häufiger Kritiken macht, darf man weder ihm als einen Mangel an Liebe, noch ihr als einen Mangel an denjenigen Eigenschaften anrechnen, welche einen Mann wirklich hätten beglücken können. Vielmehr war das eine Eigenthümlichkeit, eine, wenn man will, krankhafte Anlage Kleists. Es giebt Menschen, die das unglückliche Talent haben, sowohl an sich selbst, als auch an denen, die ihnen am nächsten stehen, immerfort zu mäkeln und zu meistern, niemals zufrieden zu sein. Zu diesen Menschen gehörte Kleist. Daher sehen wir ihn von einem allerdings ganz löblichen Drange nach Vervollkommnung seiner selbst und seiner Umgebung erfüllt; aber wir sehen ihn auch ebensowohl selbstquälerisch gegen sich, als ungerecht gegen die ihm Nächststehenden verfahren*).

Zum Theil gehorchte auch Kleist darin einem allgemeinen Zuge der Zeit. Im vorigen Jahrhundert war es Sitte geworden (und diese Sitte reichte noch in's jetzige herüber), über das eigene und ein fremdes Ich weitläuftige Betrachtungen anzustellen, sich selbst und Andere mit hochgespannten Idealen von Vollkommenheit anzu-

*) Sogar seine Lieblingsschwester Ulrike verschonte er nicht. In einem langen Briefe (Koberstein S. 18—24) hält er ihr eine förmliche Vorlesung darüber, wie tadelnswerth es sei, daß sie keinen festen Lebensplan habe. Schon im nächsten Briefe aber (ebenda S. 25) muß er eingestehen, daß es ihm selbst eben so gehe.

spornen, aber auch mit Vorwürfen, daß man solchen Idealen nicht entspreche, zu quälen. Die Briefe Kleists an Wilhelmine erinnern in dieser Beziehung bisweilen an die Briefe Herders an seine Braut Caroline Flachsland.

Daß Wilhelmine von Zenge die gewiß wohlgemeinten, aber in ihrer pedantisch hofmeisterlichen Art doch oft recht unliebenswürdigen Bemühungen ihres Verlobten, „sie zu bilden", so geduldig hinnahm, daß sie sich denselben nach Kräften anzupassen, daß sie in die labyrinthischen Kreuz- und Querzüge ihres Verlobten sich zu finden, seine oft sehr dunkeln Gedankengänge zu verstehen, die krankhaften Erregungen seines unglücklichen Gemüthes zu schonen und zu heilen suchte, wie wir aus seinen eigenen Andeutungen über den Inhalt ihrer Briefe, obschon wir letztere selbst leider nicht besitzen, entnehmen können (S. 108, 137, 140, 145, 160, 168, u. s. w.) das Alles sind doch wohl starke Beweise nicht blos von einer warmen Liebe, sondern auch von jener echten Geistes- und Gemüthsbildung, womit ein liebendes Weib die Launen und Schwächen des geliebten Mannes erträgt, weil es seine edlen Eigenschaften zu erkennen und zu würdigen weiß. Mit wie schönem Sinne Wilhelmine ihr Verhältniß zu Kleist auch noch dann auffaßte, nachdem er dasselbe in so schroffer Weise gelöst hatte, welches zarte Andenken sie seiner Persönlichkeit, welches herzliche Mitleid sie seinem traurigen Geschicke widmete, bezeugt jener Brief an die Freundin, den ich unten mittheile.

Nach Alledem möchte wohl Gödekes absprechender Ausdruck: „Kleist habe mit seiner Braut gebrochen, weil sie ihm nicht gebildet genug gewesen", möchte Treitschkes hartes Wort: „Sie hat ihn nie beglückt", der Berichtigung bedürfen. Wenn ihr, ihn dauernd zu beglücken, nicht gelang, so frage ich: hatte Kleist überhaupt die Fähigkeit, dauernd beglückt zu werden? Er hat später noch manche Verhältnisse angeknüpft, aber hat eines ihn dauernd beglückt? Weder die Nichte Körners, noch Wielands anmuthige Tochter vermochten ihm auch nur entfernt so lange zu genügen, wie Wilhelmine von Zenge; das idyllische Spiel mit dem „Moidli" auf der Aarinsel war eben ein Spiel — es ist unaufgeklärt, ob mehr blos romantischer oder mehr sinnlicher Art — die unselige Beziehung zu Henriette Vogel aber endete mit dem grellen Mißklange eines Doppelmordes (21. Nov. 1811), der.

bei der fast frivolen Weise, wie er vollzogen ward, selbst der versöhnenden Tragik nahezu entbehrt.

Kleist selbst hat übrigens seiner Braut das ehrendste Zeugniß ihres innern Werthes und dessen, was sie ihm gewesen, in den Worten ausgestellt, die er am 14. April 1801 an sie schrieb (S. 176):

„Dir hat die Liebe wenig von ihren Freuden, doch viel von ihrem Kummer zugetheilt; Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsam gespannte Seele ewig unruhig bewegt? Du bist so vieles Glückes würdig; ich bin es Dir schuldig, Du hast mir durch so viel Edelmuth die Schuld auferlegt. Warum kann ich sie nicht bezahlen? Warum kann ich Dir nichts zum Lohne geben als Thränen? O Gott gebe mir nur die Möglichkeit, diese Thränen einst wieder mit Freuden vergüten zu können!"

Wilhelmine von Zenge heirathete später den bekannten Philosophen Wilhelm Traugott Krug, damals Professor an der Universität zu Frankfurt a/O. Er ward 1804 als Kants Nachfolger nach Königsberg, 1809 nach Leipzig berufen. Sie lebte mit ihm in fast vierzigjähriger glücklicher Ehe. Er starb den 13. Januar 1842; sie folgte ihm am 25. April 1852.

Kurz vor der Uebersiedelung des Krugschen Ehepaares nach Königsberg kam Kleist (der schon 1802 aus der Schweiz nach Deutschland zurückgekehrt war) nach Frankfurt a/O. Sowohl er als seine ehemalige Braut vermieden damals eine Wiederbegegnung. Als aber Kleist 1806 längere Zeit in Königsberg verweilte, traf er mit Wilhelmine und ihrer Schwester Luise in einer Gesellschaft zusammen, ward von letzterer ihrem Schwager, dem Professor Krug, vorgestellt und verkehrte dann mehrfach in dessen Hause. So erzählt Bülow. In dem Briefe der Professorin Krug an eine Freundin ist nur von einem Besuche die Rede, den Kleist ihr und ihrem Manne während der letzten Jahre seines Lebens, also wohl in Leipzig, abgestattet habe.

Ich komme noch einmal auf eine andere Seite des Kleist'schen Briefwechsels zurück, die ich oben nur beiläufig berührt habe, nämlich auf die Frage: ob und inwiefern derselbe uns den Dichter Kleist kennen lehre. Es ist merkwürdig, daß während der ganzen zwei Jahre, durch welche dieser Briefwechsel sich hinzieht, irgend welche deutliche Spuren dichterischer Thätigkeit, ja auch nur eines klaren Bewußtseins Kleists von seinem Dichterberufe schlechterdings

nicht zu entdecken sind. Die einmal flüchtig hingeworfene Aeußerung: „Ich will ein Gedicht machen," will nichts bedeuten. Selbst von einer receptiven Beschäftigung mit Poesie, dem Studium von Dichtwerken und den dadurch empfangenen Eindrücken, enthalten die Briefe so gut wie nichts (die Erwähnung des Schiller'schen „Wallenstein" etwa ausgenommen), während wir doch durch Zschokkes „Selbstschau" wissen, daß Kleist schon bei seiner ersten Bekanntschaft mit diesem (Anfang 1802) sich als genauer Kenner und warmer Verehrer vor Allem Goethes, demnächst der Romantiker, Tiecks und der Schlegels, zu erkennen gab. Es ist das um so auffallender, als man meinen sollte, Kleist hätte von Derartigem öfter zu seiner Braut sprechen müssen, theils um ihren ästhetischen Geschmack zu bilden (wie er ihr Denkvermögen zu schulen suchte), theils aber auch, um dadurch ihr selbst ein möglichst lebhaftes Interesse an der Poesie beizubringen und sie so für seinen eigenen Entschluß, sich der Poesie zu widmen, vorzubereiten.

Ob dieser Entschluß bei ihm schon damals erwacht war, ob die Würzburger, ob die Pariser Reise dazu in Beziehung stand — diese Fragen habe ich oben bereits abgehandelt. Daß einzelne poetische Entwürfe, wie der „Robert Guiscard" oder auch die „Familie Schroffenstein", wenigstens auf der weiten (zur Reise vielleicht schon entstanden sein mögen, hat allerdings insofern etwas für sich, als sonst kaum zu erklären wäre, wie die Ausarbeitung derselben so rasch hätte vor sich gehen können. Denn die „Familie Schroffenstein" las er seinen Schweizerischen Freunden (wenn auch nur in erster Bearbeitung) schon im zeitigen Frühjahr 1802 vor, nachdem er kaum zwei Monate zuvor (er kam Mitte Decembers 1801 nach Basel) von seiner Pariser Reise zurück- und in die Schweiz gekommen war, und den „Robert Guiscard" hatte er, als er 1803 zu Wieland nach Weimar kam, nach seiner Aussage schon zum dritten Male begonnen.

Auf alle Fälle scheint sich Kleists dichterisches Talent sehr plötzlich — man möchte sagen mit Einem Ruck — entfaltet zu haben. Bülow selbst meint (S. 29): erst der Aufenthalt in der Schweiz habe ihn eigentlich „zum Dichter gemacht".

Nun sollte man denken, bei der langen und tiefgehenden inneren Gährung, die Kleist (wie ja diese Briefe bezeugen, durchgemacht, hätte sein dichterischer Drang, als er endlich zum Durchbruch kam, wenigstens zunächst einen sogenannten patho-

logischen Charakter annehmen, d. h. eben, diese inneren Seelenzustände und ihre Entwickelung abspiegeln müssen, wie das bei Goethe, wie das auch bei Tieck in ihrer Jugend der Fall war: man hätte von ihm etwa einen neuen „Faust", oder „Wilhelm Meister" oder „William Lovell" erwarten können. Aber auch darin zeigt sich Kleist unberechenbar. Er, der bis dahin in seinem Denken und Thun als der allersubjectivste Mensch erschien, der mit der Aussenwelt und ihren Zuständen sich nur schwer abund darin zurechtfinden konnte, er tritt sogleich in jenen ersten Dramen und ebenso im „Zerbrochenen Krug" nicht nur mit ganz objectiven Stoffen, sondern auch mit einem ganz realistischen Stile auf, mit einer haarscharfen Charakteristik, mit einer lebhaft vorwärts drängenden Handlung. Das romantische Element, welches neben dem realistischen Kleists Dichtweise kennzeichnet, kommt erst später, im „Käthchen", im „Prinzen von Homburg", mehr zum Vorschein.

So viel als allgemeine Einleitung! Was mir zur Erläuterung einzelner Stellen in diesen Briefen nöthig schien, das habe ich in Anmerkungen unter dem Texte beigefügt. Ich habe mich dabei streng auf das Nothwendige beschränkt. Jede in diesen Briefen etwa vorkommende Beziehung auf Personen, Oertlichkeiten u. dgl., auch wenn solche für den eigentlichen Inhalt der Briefe und für das Verhältniß der Correspondirenden zu einander gleichgiltig sind, ausführlich zu erläutern, also einen sog. gelehrten Commentar zu liefern, diesen Ehrgeiz hatte ich nicht; ich finde, daß dadurch die Leser öfters von dem Interesse an der Hauptsache mehr abgezogen als in dieselbe eingeführt werden.

Die Schreibweise Kleists habe ich unverändert beibehalten, obschon seine Orthographie und namentlich seine Interpunction an manchen Eigenthümlichkeiten leidet. Ich habe auf solche Eigenthümlichkeiten einige Male ausdrücklich aufmerksam gemacht, damit es nicht scheine, als seien diese durch eine Ungenauigkeit oder einen Druckfehler in den Text gekommen.

Als eine den Verehrern hoffentlich willkommene Gabe hat der Herr Verleger diesem Buche neben dem Bildniß des Dichters selbst (wie solches schon in der Bülow'schen Biographie sich fand) auch ein Jugendportrait der Braut vorangestellt, wozu das Original darzuleihen, ein naher Verwandter derselben die große Freundlichkeit hatte.

Leipzig, im September 1883.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Frankfurt a. d. O.*)

(Der Eingang fehlt.) .... sichtbar die Zuversicht, von Ihnen geliebt zu werden? ... Athmet nicht in jeder Zeile das frohe Selbstbewußtsein der erhörten und beglückten Liebe? — Und doch — wer hat es mir gesagt? Und wo steht es geschrieben?

Zwar — was soll ich aus dem Frohsinn, der auch Sie seit gestern belebt, was soll ich aus der Freudenthräne, die Sie bei der Erklärung Ihres Vaters vergossen haben, was soll ich aus der Güte, mit welcher Sie mich in diesen Tagen zuweilen angeblickt haben, was soll ich aus dem innigen Vertrauen, mit welchem Sie in einigen der verflossenen Abende, besonders gestern am Fortepiano, zu mir sprachen, was soll ich aus der Kühnheit, mit welcher Sie sich jetzt, weil Sie es dürfen, selbst in Gegenwart Anderer mir nähern, da Sie sonst immer schüchtern von mir entfernt blieben — ich frage, was soll ich aus allen diesen fast unzweifelhaften Zügen anderes schließen, was anderes, Wilhelmine, als daß ich geliebt werde?

Aber darf ich meinen Augen und meinen Ohren, darf ich meinem Witze und meinem Scharfsinn, darf ich dem Gefühle meines leichtgläubigen Herzens, das sich schon einmal von ähnlichen Zeichen täuschen ließ, wohl trauen? Muß

*) Ohne Datum, jedenfalls aus der ersten Zeit des Jahres 1800.

ich nicht mißtrauiſch werden auf meine Schlüſſe, da ſie mir ſelbſt ſchon einmal gezeigt haben, wie falſch ſie zuweilen ſind? Was kann ich im Grunde, reiflich überlegt, mehr glauben, als was ich vor einem halben Jahre auch ſchon wußte, ich frage, was kann ich mehr glauben, als daß Sie mich ſchätzen und daß Sie mich wie einen Freund lieben?

Und doch wünſche ich mehr, und doch möchte ich gern wiſſen, was Ihr Herz für mich fühlt. Wilhelmine! laſſen Sie mich einen Blick in Ihr Herz thun! Oeffnen Sie mir es einmal mit Vertrauen und Offenherzigkeit! So viel Vertrauen, ſo viel unbegrenztes Vertrauen von meiner Seite verdient doch wohl einige Erwiederung von der Ihrigen. Ich will nicht ſagen, daß Sie mich lieben müßten, weil ich Sie liebe; aber vertrauen müſſen Sie ſich mir, weil ich mich Ihnen unbegrenzt vertraut habe. — Wilhelmine! Schreiben Sie mir einmal recht innig und herzlich! Führen Sie mich einmal in das Heiligthum Ihres Herzens, das ich noch nicht mit Genauigkeit kenne!

Wenn der Glaube, den ich aus der Innigkeit Ihres Betragens gegen mich ſchöpfte, zu kühn und auch zu übereilt war, ſo ſcheuen Sie ſich nicht, es mir zu ſagen! Ich werde mit den Hoffnungen, die Sie mir gewiß nicht entziehen werden, zufrieden ſein. Aber auch dann, Wilhelmine, wenn mein Glaube gegründet wäre, auch dann ſcheuen Sie ſich nicht, ſich mir ganz zu vertrauen! Sagen Sie es mir, wenn Sie mich lieben — denn warum wollten Sie ſich deſſen ſchämen? Bin ich nicht ein edler Menſch, Wilhelmine?

Zwar — eigentlich — — ich will es Ihnen nur offenherzig geſtehen, Wilhelmine, was Sie auch immerhin

von meiner Eitelkeit denken mögen — eigentlich bin ich es fest überzeugt, daß Sie mich lieben. Aber, Gott weiß, welche seltsame Reihe von Gedanken mich wünschen lehrt, daß Sie es mir sagen mögten. Ich glaube, daß ich entzückt sein werde und daß Sie mir einen Augenblick voll der üppigsten und innigsten Freude bereiten werden, wenn Ihre Hand sich entschließen könnte, diese drei Worte niederzuschreiben: ich liebe Dich.

Ja, Wilhelmine, sagen Sie mir diese drei herrlichen Worte: sie sollen für die ganze Dauer meines künftigen Lebens gelten. Sagen Sie sie mir einmal und lassen Sie uns dann bald dahin kommen, daß wir nicht mehr nöthig haben, sie uns zu wiederholen! Denn nicht durch Worte, aber durch Handlungen zeigt sich wahre Treue und wahre Liebe. Lassen Sie uns bald recht innig vertraut werden, damit wir uns ganz kennen lernen! Ich weiß nichts, Wilhelmine, in meiner Seele regt sich kein Gedanke, kein Gefühl in meinem Busen, das ich scheuen dürfte Ihnen mitzutheilen. Und was könnten Sie mir wohl zu verheimlichen haben? Und was könnte Sie wohl bewegen, die erste Bedingung der Liebe, das Vertrauen, zu verletzen? — Also offenherzig, Wilhelmine, immer offenherzig! Was wir auch denken und fühlen und wünschen — etwas Unedles kann es nicht sein, und darum wollen wir es uns freimüthig mittheilen. Vertrauen und Achtung, das sind die beiden unzertrennlichen Grundpfeiler der Liebe, ohne welche sie nicht bestehen kann; denn ohne Achtung hat die Liebe keinen Werth und ohne Vertrauen keine Freude.

Ja, Wilhelmine, auch die Achtung ist eine unwiderrufliche Bedingung der Liebe. Lassen Sie uns daher unaufhörlich uns bemühen, nicht nur die Achtung, die wir gegen-

seitig für einander tragen, zu erhalten, sondern auch zu erhöhen. Denn dieser Zweck ist es erst, welcher der Liebe ihren höchsten Werth giebt; edler und besser sollen wir durch die Liebe werden, und wenn wir diesen Zweck nicht erreichen, Wilhelmine, so mißverstehen wir uns. Lassen Sie uns daher immer mit sanfter, menschenfreundlicher Strenge über unser gegenseitiges Betragen wachen. Von Ihnen wenigstens wünsche ich es, daß Sie mir offenherzig alles sagen, was Ihnen vielleicht an mir mißfallen könnte. Ich darf mich getrauen, alle Ihre Forderungen zu erfüllen, weil ich nicht fürchte, daß Sie überspannte Forderungen machen werden. Fahren Sie wenigstens fort, sich so zu betragen, daß ich mein höchstes Glück in Ihre Liebe und in Ihre Achtung setze; dann werden sich alle die guten Eindrücke, von denen Sie vielleicht nichts ahnen, und die ich Ihnen dennoch innig und herzlich danke, verdoppeln und verdreifachen.

— Dafür will ich denn auch an Ihrer Bildung arbeiten, Wilhelmine, und den Werth des Mädchens, das ich liebe, immer noch mehr veredeln und erhöhen.

Und nun noch eine Hauptsache, Wilhelmine! Sie wissen, daß ich bereits entschlossen bin, mich für ein Amt zu bilden: aber noch bin ich nicht entschieden, für welches Amt ich mich bilden soll. Ich wende jede müßige Stunde zum Behufe der Ueberlegung über diesen Gegenstand an. Ich wäge die Wünsche meines Herzens gegen die Forderungen meiner Vernunft ab; aber die Schalen der Wage schwanken unter den unbestimmten Gewichten. Soll ich die Rechte studiren? — Ach, Wilhelmine, ich hörte letzthin in dem Naturrechte die Frage aufwerfen, ob die Verträge der Liebenden gelten könnten, weil sie in der Leidenschaft ge-

schähen — und was soll ich von einer Wissenschaft halten, die sich den Kopf darüber zerbricht, ob es ein Eigenthum in der Welt giebt und die mir*) daher nur zweifeln lehren würde, ob ich Sie auch wohl jemals mit Recht die Meine nennen darf?

Nein, nein, Wilhelmine, nicht die Rechte will ich stüdiren, nicht die schwankenden, ungewissen, zweideutigen Rechte der Vernunft will ich studiren; an die Rechte meines Herzens will ich mich halten, und ausüben will ich sie, was auch alle Systeme der Philosophen dagegen einwenden mögen. — Oder soll ich mich für das diplomatische Fach bestimmen? — Ach, Wilhelmine, ich erkenne nur ein höchstes Gesetz an, die Rechtschaffenheit, und die Politik kennt nur ihren Vortheil. Auch wäre der Aufenthalt an fremden Höfen kein Schauplatz für das Glück der Liebe. An den Höfen herrscht die Mode, und die Liebe flieht vor der unbescheidenen Spötterin. — Oder soll ich mich für das Finanzfach bestimmen? — Das wäre etwas. Wenn mir auch gleich der Klang rollender Münzen eben nicht lieb und angenehm ist, so sei es dennoch! Der Einklang unserer Herzen möge mich entschädigen und ich verwerfe diesen Lebensweg nicht, wenn er zu unserem Ziele führen kann. —

Auch noch ein Amt steht mir offen, ein ehrenvolles Amt, das mir zugleich alle wissenschaftlichen Genüsse gewähren würde, aber freilich kein glänzendes Amt, ein Amt, von dem man freilich als Bürger des Staates nicht, wohl aber als Weltbürger weiter schreiten kann — ich meine ein akademisches Amt. — Endlich bleibt es mir noch übrig, die Oekonomie zu stndiren, um die wichtige Kunst zu

*) So steht im Original.

lernen, mit geringen Kräften große Wirkungen hervorzubringen. Wenn ich mir diese große Kunst aneignen könnte, dann, Wilhelmine, könnte ich ganz glücklich sein, dann könnte ich, ein freier Mensch, mein ganzes Leben Ihnen und meinem höchsten Zwecke — oder vielmehr, weil es die Rangordnung so will — meinem höchsten Zwecke und Ihnen widmen.

So stehe ich jetzt, wie Herkules, am fünffachen Scheidewege und sinne, welchen Weg ich wählen soll. Das Gewicht des Zweckes, den ich beabsichtige, macht mich schüchtern bei der Wahl. Glücklich, glücklich, Wilhelmine, möchte ich gern werden und darf man da nicht schüchtern sein, den rechten Weg zu verfehlen? Zwar, ich glaube, daß ich auf jedem dieser Lebenswege glücklich sein würde, wenn ich ihn nur an Ihrer Seite zurücklegen kann. Aber wer weiß, Wilhelmine, ob Sie nicht vielleicht besondere Wünsche haben, die es werth sind, auch in Erwägung gezogen zu werden?

Daher fordere ich Sie auf, mir Ihre Gedanken über alle diese Pläne, und Ihre Wünsche in dieser Hinsicht mitzutheilen. Auch wäre es mir lieb, von Ihnen zu erfahren, was Sie sich wohl eigentlich von einer Zukunft an meiner Seite versprechen? Ich verspreche nicht unbedingt, den Wunsch zu erfüllen, den Sie mir mittheilen werden; aber ich verspreche, bei gleich vortheilhaften Aussichten denjenigen Lebensweg einzuschlagen, der Ihren Wünschen am meisten entspricht. Sei es dann auch der mühsamste, der beschwerdenvollste Weg, Wilhelmine, ich fühle mich mit Muth und Kraft ausgerüstet, um alle Hindernisse zu übersteigen; und wenn mir der Schweiß über die Schläfe rollt und meine Kräfte von der ewigen Anstrengung ermatten, so soll mich tröstend das Bild der Zukunft anlächeln und der Gedanke mir neuen Muth und neue Kraft geben: ich arbeite ja für Wilhelmine.

Heinrich Kleist.

Dem vorstehenden Briefe beigelegt war folgender Zettel:

Inliegenden Brief bin ich entschlossen morgen Abend Ihrem Vater zu übergeben. Ich fühle seit gestern Abend, daß ich meinem Versprechen, nichts für meine Liebe zu thun, das ein Betrug Ihrer würdigen Aeltern wäre, nicht treu bleiben kann. Vor Ihnen zu stehen und nicht sprechen zu dürfen, weil Andere diese Sprache nicht hören sollen, Ihre Hand in der meinigen zu halten und nicht sprechen zu dürfen, weil ich mich*) diese Sprache gegen Sie nicht erlauben will, ist eine Qual, die ich aufheben will und muß. Ich will es daher erfahren, ob ich Sie mit Recht lieben darf, oder gar nicht. Ist das letzte, so bin ich entschlossen, das Versprechen, welches ich Ihrem Vater in den letzten Zeilen meines Briefes gebe, auszuführen. Ist es nicht, so bin ich glücklich — Wilhelmine! Bestes Mädchen! Habe ich in dem Briefe an Ihren Vater zu kühn in Ihrer Seele gesprochen? Wenn Ihnen etwas darin mißfällt, so sagen Sie es mir morgen, und ich ändere es ab.

Ich sehe, daß das neue Morgenlicht meines Herzens zu hell leuchtet und schon zu sehr bemerkt wird. Ohne diesen Brief könnte ich Ihrem Rufe schaden, der mir doch theurer ist als alles in der Welt. Es komme nun auch, was der Himmel über mich verhängt, ich bin ruhig bei der Ueberzeugung, daß ich recht so thue. Heinrich Kleist.

N. S. Wenn Sie morgen einen Spaziergang nicht abschlagen, so könnte ich von Ihnen erfahren, was Sie von diesem Schritte urtheilen und denken. — Von meiner Reise habe ich, aus Gründen, die Sie selbst entschuldigen werden, nichts erwähnt. Schweigen Sie daher auch davon! Wir verstehen uns ja.

*) So im Original.

II.

Frankfurt a. d. O., d. 30. Mai 1800.

Liebe Wilhelmine. Die wechſelſeitige Uebung in der Beantwortung zweifelhafter Fragen hat einen ſo vielſeitigen Nutzen für unſere Bildung, daß es wohl der Mühe werth iſt, die Sache ganz ſo ernſthaft zu nehmen, wie ſie iſt und Dir eine kleine Anleitung zu leichteren und zweckmäßigeren Entſcheidungen zu geben. Denn durch ſolche ſchriftlichen Auflöſungen intereſſanter Aufgaben üben wir uns nicht nur in der Anwendung der Grammatik und im Stile, ſondern auch in dem Gebrauch unſerer höheren Seelenkräfte; und endlich wird dadurch auch unſer Urtheil über zweifelhafte Gegenſtände feſtgeſtellt und wir ſelbſt auf die Art nach und nach immer um eine und wieder um eine intereſſante Wahrheit reicher.

Die Antwort auf meine erſte Frage iſt, ihrem Sinne nach, ganz ſo, und die Antwort auf meine zweite Frage, ihrem Sinne nach, vielleicht noch beſſer, als ich ſie ſelbſt gegeben haben würde. Nur in der Einkleidung, in der Anordnung und in der Ausführung beider Entſcheidungen ließe ſich einiges anführen, das zu tadeln wäre.

Das behalte ich aber unſeren mündlichen Unterhaltungen bevor, und begnüge mich, Dir hier bloß den Weg vorzuzeichnen, den ich ſelbſt bei der Beantwortung einer ähnlichen Frage einſchlagen würde.

Gesetzt, Du fragtest mich, welcher von zwei Eheleuten, deren jeder seine Pflichten gegen den anderen erfüllt, am Meisten bei dem früheren Tode des anderen verliert; so würde Alles, was in meiner Seele vorgeht, ohngefähr in folgender Ordnung aneinander hangen.

Zuerst fragt mein Verstand: was willst Du? Das heißt, mein Verstand will den Sinn Deiner Frage begreifen. Dann fragt meine Urtheilskraft: worauf kommt es an? Das heißt, meine Urtheilskraft will den Punkt der Streitigkeit auffinden. Zuletzt fragt meine Vernunft: worauf läuft das hinaus? Das heißt, meine Vernunft will aus dem Vorangehenden das Resultat ziehen.

Zuerst stellt sich also mein Verstand den Sinn Deiner Frage deutlich vor, und findet, daß Du Dir zwei Eheleute denkst, deren jeder für den andern thut, was er seiner Natur nach vermag; daß Du also voraussetzest, jeder verliere bei dem Tode des Andern etwas, und daß Du endlich eigentlich nur wissen willst, auf wessen Seite das Uebergewicht des Verlustes befindlich ist.

Nun stellt sich meine Urtheilskraft an die Quelle der Streitigkeit, und fragt: was thut denn eigentlich jeder der beiden Eheleute, seiner Natur nach, für den anderen, und wenn sie dieses gefunden hat, so vergleicht sie das, was beide für einander thun, und bestimmt daraus, wer von beiden am Meisten für den andern thut. Da findet nun die Urtheilskraft zuerst, daß der Mann nicht bloß der Mann seiner Frau, sondern auch noch ein Bürger des Staates, die Frau hingegen nichts, als die Frau ihres Mannes ist; daß der Mann nicht bloß Verpflichtungen gegen seine Frau, sondern auch Verpflichtungen gegen sein Vaterland, die Frau

hingegen keine anderen Verpflichtungen hat, als Verpflichtungen gegen ihren Mann; daß folglich das Glück des Weibes zwar ein wichtiger und unerläßlicher, aber nicht der einzige Gegenstand des Mannes, das Glück des Mannes hingegen der alleinige Gegenstand der Frau ist; daß daher der Mann nicht mit allen seinen Kräften für seine Frau, die Frau hingegen mit ihrer ganzen Seele für den Mann wirkt; daß die Frau, in der Erfüllung der Hauptpflicht ihres Mannes, nichts empfängt, als Schutz gegen Angriffe auf Ehre und Sicherheit und Unterhalt für die Bedürfnisse ihres Lebens, der Mann hingegen, in der Erfüllung der Hauptpflicht seiner Frau, die ganze Summe seines häuslichen, das heißt überhaupt, alles Glückes von ihr empfängt; daß zuletzt der Mann nicht immer glücklich ist, wenn es die Frau ist, die Frau hingegen immer glücklich ist, wenn der Mann glücklich ist, und daß also das Glück des Mannes eigentlich der Hauptgegenstand des Bestrebens beider Eheleute ist. Aus der Vergleichung dieser Sätze bestimmt nun die Urtheilskraft, daß der Mann bei Weitem, ja unendlich mehr von seiner Frau empfängt, als die Frau von ihrem Manne.

Nun übernimmt die Vernunft das letzte Geschäft, und zieht aus jenem letzten Satze den natürlichen Schluß, daß derjenige, der am meisten empfängt, auch am meisten verlieren müsse, und daß folglich, da der Mann unendlich mehr empfängt, als die Frau, er auch unendlich mehr bei dem Tode derselben verlieren müsse, als die Frau bei dem Tode ihres Mannes.

Auf diesem Wege wäre ich also durch eine Reihe von Gedanken, deren jeden ich, ehe ich mich an die Ausführung des Ganzen wage, auf einem Nebenblatt aufzuschreiben pflege, auf das verlangte Resultat gekommen, und es bleibt mir

nun nichts übrig, als die zerstreuten Gedanken in ihrer Verknüpfung von Grund und Folge zu ordnen, und dem Aufsatze die Gestalt eines abgerundeten, vollständigen Ganzen zu geben.

Das würde nun ohngefähr auf diese Art am besten geschehen:

„Der Mann ist nicht bloß der Mann seiner Frau, er ist auch ein Bürger des Staates; die Frau hingegen ist nichts, als die Frau ihres Mannes; der Mann hat nicht bloß Verpflichtungen gegen seine Frau, er hat auch Verpflichtungen gegen sein Vaterland; die Frau hingegen hat keine anderen Verpflichtungen, als Verpflichtungen gegen ihren Mann; das Glück des Weibes ist zwar ein unerläßlicher, aber nicht der einzige Gegenstand des Mannes, ihm liegt auch das Glück seiner Landsleute am Herzen; das Glück des Mannes hingegen ist der einzige Gegenstand der Frau; der Mann ist nicht mit allen seinen Kräften für seine Frau thätig, er gehört ihr nicht ganz, nicht ihr allein, denn auch die Welt macht Ansprüche auf ihn und seine Kräfte; die Frau hingegen ist mit ihrer ganzen Seele für ihren Mann thätig, sie gehört niemandem an, als ihrem Manne, und sie gehört ihm ganz an; die Frau endlich empfängt, wenn der Mann seine Hauptpflichten erfüllt, nichts von ihm, als Schutz gegen Angriffe auf Ehre und Sicherheit und Unterhalt für die Bedürfnisse ihres Lebens, der Mann hingegen empfängt, wenn die Frau ihre Hauptpflichten erfüllt, die ganze Summe seines irdischen Glückes; die Frau ist schon glücklich, wenn es der Mann nur ist, der Mann nicht immer, wenn es die Frau ist, und die Frau muß ihn erst glücklich machen. Der Mann empfängt also unendlich mehr von seiner Frau, als umgekehrt, die Frau von ihrem Manne.

Folglich verliert auch der Mann unendlich mehr bei dem Tode seiner Frau, als diese umgekehrt bei dem Tode ihres Mannes. Die Frau verliert nichts als den Schutz gegen Angriffe auf Ehre und Sicherheit und Unterhalt für die Bedürfnisse ihres Lebens; das erste findet sie in den Gesetzen wieder, oder der Mann hat es ihr in Verwandten, vielleicht in erwachsenen Söhnen hinterlassen; das andere kann sie aus der Hinterlassenschaft von ihrem Manne erhalten haben. Aber wie will die Frau dem Manne hinterlassen, was er bei ihrem Tode verliert? Er verliert den ganzen Inbegriff seines irdischen Glückes, ihm ist, mit der Frau, die Quelle alles Glückes versiegt, ihm fehlt Alles, wenn ihm die Frau fehlt, und Alles, was die Frau ihm hinterlassen kann, ist das wehmüthige Andenken an ein ehemaliges Glück, das seinen Zustand noch um so trauriger macht."

Ich füge jetzt hier noch eine Frage bei, die auf ähnlichem Wege aufgelöset werden könnte: sind die Weiber wohl ganz ohne allen Einfluß auf die Staatsregierung?

H. R.

III.

Berlin, 16. August 1800.

Mein liebes, theures Herzensminchen, sei nicht böse, daß Du so spät diesen Brief erhältst. Gestern hielten mich viele Geschäfte vom Schreiben ab — doch das ist eine schlechte Entschuldigung. Kein Geschäft darf mich von der Erfüllung der Pflicht abhalten, meinem lieben, treuen Mädchen zur bestimmten Zeit Nachricht von mir zu geben. Nun, verzeihe diesmal! Wenn ich jetzt diese Zeilen auf die Post gäbe, so fändest Du freilich bei Deiner Rückkehr von Tamsel einen Brief von mir vor; aber kann man 7 Zeilen einen Brief nennen? Laß mich also lieber noch ein Weilchen mit Vertrauen und Innigkeit mit Dir plaudern.

Mit welchen Empfindungen ich Frankfurt verlassen habe — ach, liebes Mädchen, das kann ich Dir nicht beschreiben, weil Du mich doch nicht ganz verstehen würdest. Als ich mich von Dir trennte, legte ich mich noch in's Bett, und lag da wohl noch 1½ Stunde, doch mit offenen Augen, ohne zu schlafen. Als ich im Halbdunkel des Morgens abfuhr, war mir's, als hörte ich ein Geräusch an dem innern Fenster Eures Saales. Mir fuhr ein schneller Gedanke durch die Seele, ob Du das wohl sein könntest. Aber Du warst es nicht, ob ich gleich eine brennende Sehnsucht hatte, Dich noch einmal zu sehen. Der Wagen rollte weiter, indessen mein Auge immer noch mit rückwärts gewandtem Körper an das

geliebte Haus hing. Mir traten Thränen in's Auge, ich wünſchte herzlich zu weinen, aber ich bin ſchon zu lange davon entwöhnt.

Auf meiner ganzen Reiſe nach Berlin iſt der Gedanke an Dich nur ſelten, ſehr ſelten aus meiner Seele gewichen. Ich bin überzeugt, daß, wenn man die Augenblicke der Zerſtreuung zuſammennehmen wollte, kaum eine kleine Viertelſtunde herauskommen würde. Nichts zerſtreute mich, nicht das wirklich romantiſche Reinhöffel (ein Gut des Hoffmarſchalls Maſſow), wo gleichſam jeder Baum, jeder Zweig, ja ſelbſt jedes Blatt nach einer entworfenen Idee des Schönen gepflanzt, gebogen und geordnet zu ſein ſcheint; nicht der emporſtrebende Rauch der Feueressen vom Schloſſe, der mich an die Anſtalten erinnerte mit welchen man eine königliche Familie hier empfangen wollte; nicht der ganze königliche Troß, der, in eine Staubwolke gehüllt, vor mir dahin rollte; nicht die ſchöne, bereits fertige Chauſſee von Friedrichsfelde nach Berlin, auf welcher ich jetzt nicht ohne Freude, aber, wenn ich ſie gebaut hätte, nicht ohne Stolz gefahren wäre; ſelbſt nicht die brennende Hitze des Tages, die mir auf den Scheitel glühte, als ob ich unter der Linie wäre, und die, ſo ſehr ſie auch meinen Körper erſchlaffte, doch meinen Geiſt nicht in ſeiner liebſten Beſchäftigung, in der Erinnerung an Dich, ſtören konnte.

Als ich hinein fuhr in das Thor im Halbdunkel des Abends und die hohen, alten Gebäude anfänglich nur zerſtreut und einzeln umher lagen, dann immer dichter und dichter, und das Leben immer lebendiger, und das Geräuſch immer geräuſchvoller wurde, als ich nun endlich in der Mitte der ſtolzen Königsſtadt war, und meine Seele ſich erweiterte, um ſo viele zuſtrömende Erſcheinungen zu faſſen,

da dachte ich: wo mag wohl das liebe Dach liegen, das einst mich und mein Liebchen ſchützen wird? Hier in der ſtolzen Colonnade? dort in jenem verſteckten Winkel? oder hier an der offenen Spree? Werde ich einſt in jenem weitläufigen Gebäude mit vierfachen Reihen von Fenſtern mich verlieren oder hier in dieſem kleinen engen Häuschen mich immer wieder finden? Werde ich am Abend, nach vollbrachter Arbeit, hier durch dieſes kleine Gäßchen mit Papieren unter dem Arme zu Fuß nach meiner Wohnung gehen, oder werde ich mit Vieren ſtolz durch die prächtige Straße vor jenes hohe Portal rollen? Wird mein liebes Minchen, wenn ich ſtill in die Wohnung treten will, mir von oben herab freundlich zunicken, und auf dieſer dunklen Treppe mir entgegen kommen, um früher den Kuß der Liebe auf die durſtenden Lippen zu drücken, oder werde ich ſie in dieſem weiten Pallaſt ſuchen und eine Reihe von Zimmern durchwandern müſſen, um ſie endlich auf dem gepolſterten Sopha unter geſchmückten und geſchminkten Weibern zu finden? Wird ſie hier in dieſem dunkeln Zimmer nur den dünnen Vorhang zu öffnen brauchen, um mir den Morgengruß zuzulächeln, oder wird ſie von dem weiteſten Flügel jenes Schloſſes her am Morgen einen Jäger zu mir ſchicken, um ſich zu erkundigen, wie der Herr Gemahl geſchlafen habe? — — Ach, liebes Minchen, nein, gewiß, gewiß wirſt Du das letzte nicht. Was auch die Sitte der Stadt für Opfer begehrt, die Sitte der Liebe wird Dir gewiß immer heiliger ſein, und ſo mag denn das Schickſal mich hinführen, wohin es will, hier in dieſes verſteckte Häuschen oder dort in jenes prahlende Schloß, Eines finde ich gewiß unter jedem Dache, Vertrauen und Liebe.

Aber, unter uns geſagt, je öfter ich Berlin ſehe, je ge-

wiſſer wird es mir, daß dieſe Stadt, ſo wie alle Reſidenzen und Hauptſtädte, kein eigentlicher Aufenthalt für die Liebe iſt. Die Menſchen ſind hier zu zierlich, um wahr, zu gewitzig, um offen zu ſein. Die Menge von Erſcheinungen ſtört das Herz in ſeinen Genüſſen, man gewöhnt ſich endlich, in ein ſo vielfaches, eitles Intereſſe einzugreifen, und verliert am Ende ſein wahres aus den Augen.

Carln*) ſprach ich gleich geſtern Morgen, aß bei ihm zu Mittag, er bei mir zu Abend. Ich grüßte Kleiſten**) auf der Promenade, und ward durch eine Einladung zu heute Abend geſtraft, denn dies iſt wider meinen Plan. Mein erſter Gang war zu Struenſee,***) er war, was ich bloß fürchtete, nicht gewiß wußte, nicht zu Hauſe. Du brauchſt dies nicht zu verſchweigen. Struenſee kommt den 26. wieder und dann werde ich ihn ſprechen. Das iſt gewiß. Du kannſt ſagen, daß ich ſo lange hier bleiben werde, welches jedoch nicht wahr iſt. Du wirſt die Wahrheit erfahren. — Mein zweiter Gang war zu Benekent†), den ich aber heute wiederholen muß, weil er nicht zu Hauſe war. Mein dritter war in den Buchladen, wo ich Bücher und Karten für Ulriken, den Wallenſtein von Schiller — Du freuſt Dich doch? — für Dich kaufte. Lies ihn, liebes

*) Carl von Zenge war der älteſte Bruder der Braut, Offizier. Er ſtarb ſchon bald darauf.

**) Einer von den Verwandten des Dichters und zwar, wie man aus dem Folgenden ſieht, einer, der ihm nicht beſonders ſympathiſch war.

***) Struenſee war von 1791 bis zu ſeinem Tode, 1804, kgl. preußiſcher Staatsminiſter und Chef des Zoll- und Acciſedepartements, bei welchem Kleiſt eine Zeit lang als Volontär arbeitete.

†) Ein gemeinſamer Bekannter der Familien Kleiſt und Zenge.

München, ich werde ihn auch lesen. So werden sich unsere Seelen auch in dem dritten Gegenstande zusammentreffen. Laß ihn nach Deiner Willkür auf meine Kosten binden und schreibe auf der innern Seite die bekannte Formel: H. v. K. an W. v. Z. Träume Dir so mit schönen Vorstellungen die Zeit unserer Trennung hinweg. Alles, was Max Piccolomini sagt, möge, wenn es einige Aehnlichkeit hat, für mich gelten, alles, was, Thekla sagt, soll, wenn es einige Aehnlichkeit hat, für Dich gelten.

Gestern Abend ging ich in das berühmte Panorama der Stadt Rom. Es hat indessen, wie es scheint, seinen Ruhm niemanden zu danken, als seiner Neuheit. Es ist die erste Ahndung eines Panoramas (Panorama ist ein griechisches Wort. Für Dich ist es wohl weiter nichts, als ein unverständlicher Klang. Indessen, damit Du Dir doch etwas dabei denken kannst, so will es Dir, nach Maßgabe Deiner Begreifungskraft, erklären. Die erste Hälfte des Wortes heißt ohngefähr so viel wie: von allen Seiten, ringsherum; die andere Hälfte heißt ohngefähr: sehen, zusehendes, gesehenes. Daraus magst Du Dir nun nach Deiner Willkür ein deutsches Hauptwort zusammensetzen.) Ich sage, es ist die erste Ahndung eines Panoramas, und selbst die bloße Idee ist einer weit größeren Vollkommenheit fähig. Denn da es nun doch einmal darauf ankommt, den Zuschauer ganz in den Wahn zu setzen, er sei in der offenen Natur, so daß er durch nichts an den Betrug erinnert wird, so müßten ganz andere Anstalten getroffen werden. Keine Form des Gebäudes kann nach meiner Einsicht diesen Zweck erfüllen, als allein die kugelrunde. Man müßte auf dem Gemälde selbst stehen, und nach allen Seiten zu, keinen Punkt finden, der nicht Gemälde wäre.

Weil aber das Licht von oben hinein fallen und folglich oben eine Oeffnung sein muß, so müßte, um diese zu verdecken, etwa ein Baumstamm aus der Mitte sich erheben, der dick belaubte Zweige ausbreitet und unter dessen Schatten man gleichsam stände. Doch höre, wie das Alles ausgeführt ist. Zu mehrerer Verständlichkeit habe ich Dir den Plan beigelegt.

Am Eingange wird man höflichst ersucht, sich einzubilden, man stünde auf den Ruinen des Kaiserpalastes. Das kann aber wirklich, wenn man durch einen dunkeln Gang hinaufgestiegen ist bis in die Mitte, nicht ohne große Gefälligkeit geschehen. Man steht nämlich auf tüchtigen Fichtenbrettern, welche, wie bekannt, mit dem cärarischen Marmor nicht eben viele Aehnlichkeit haben. Aus der Mitte erhebt sich ein vierkantiger Pfahl, der eine glatte, hölzerne Decke trägt, um die obere Oeffnung zu verdecken. Was das eigentlich vorstellen soll, sieht man gar nicht ein, und um die Täuschung vollends mit dem Dolche der Wirklichkeit niederzubohren, hangen an jeder Seite des Pfahles vier niedliche Spiegel, die das Bild des Gemäldes auf eine widerliche künstliche Art zurückwerfen. Der Raum für die Zuschauer ist durch eine hölzerne Schranke begrenzt, die ganz an die Barrieren der Luftspringer oder Kunstreiter erinnert. Darüber hin sieht man zunächst weiß und roth marmorirte Leinwand in gestaltlosen Formen aufgehängt und gestützt, und vertieft und gehoben, was denn, wie Du Dir leicht denken kannst, nichts weniger als die durch den Zahn der Zeit zerknirschten Trümmer des Kaiserpalastes vorstellen soll. Nächst diesem Vordergrunde, folgt eine ohngefähr 3 Fuß hohe im Kreise senkrecht umhergestellte Tapete, mit Blättern, Gestein und Trümmern bemalt, welches gleichsam den

Mittelgrund, wie auf unſern Theatern, andeutet. Denke Dir dann im Hintergrund das eigentliche Gemälde, an einer ſenkrechten runden Wand, denke Dir einen inwendig bemalten runden Thurm, und Du haſt die ganze Vorſtellung des berühmten Panoramas.

Der Gegenſtand des Gemäldes iſt intereſſant, denn es iſt Rom. Aber auch dieſer iſt zuweilen ſchlecht ausgeführt. Die Natur ſelbſt, bilde ich mir ein, hat es wenigſtens gewiß beſſer gemacht. Das iſt eine Fülle von Gegenſtänden, ein Reichthum von Schönheit, und Partien, deren jede einzeln einen Ort intereſſant machen würde. Da ſind Thäler, Hügel, Altäre, heilige Haine, Grabmäler, Villen, Ruinen, Bäder, Waſſerleitungen (nur kein Waſſer ſelbſt), Capellen, Kirchen, Pyramiden, Triumphbögen, der große ungeheure Circus und das prächtige Rom. Das letzte beſonders thut ſein Möglichſtes zum Betrug. Der Künſtler hat gerade den Moment des Sonnenunterganges gut getroffen, ohne die Sonne ſelbſt zu zeigen, die ein Felſen (Nummer 1)*) verbirgt. Dabei hat er Rom, mit ſeinen Zinnen und Kuppeln, ſo geſchickt zwiſchen der Sonne und dem Zuſchauer ſituirt, daß der melancholiſche, dunkle Azurſchleier des Abends, der über die große Antike liegt, und aus welchem nur hin und wieder mit heller Purpurröthe die erleuchteten Spitzen hervorblitzen, ſeine volle Wirkung thut. Aber kein kühler Waſſerwind wehte über die Ruinen, auf welchen wir ſtanden, es war erſtickend heiß in dieſer Nähe von Rom, und ich eilte daher wieder nach Berlin, welche Reiſe diesmal nicht beſchwerlich und langweilig war.

Soeben tritt ein bewaffneter Diener der Polizei zu

*) Auf dem beigelegten Plane, der aber fehlt.

mir herein, und fragt mich, ob ich, der ehemalige Lieutenant von Kleist, mich durch Documente legitimiren könne. Gott sei Dank, dachte ich, daß Du nicht ein französischer oder polnischer Emigrirter bist, sonst würde man Dich wohl höflichst unverrichteter Sache wieder zum Thore hinaus begleiten. Wer weiß, ob er nicht dennoch nach Frankfurt schreibt, um sich näher nach mir zu erkundigen. Denn der seltsame militairisch-akademische Zwitter schien ihm doch immer noch ein Anomalon (Ausnahme von der Regel) in dem Bezirk seiner Praxis zu sein.

Soeben komme ich von Beneken zurück und bringe meiner Schwester Wilhelmine gute Nachrichten. Gieb ihr einliegenden Zettel. — Zu welchen Abscheulichkeiten sinkt der Mensch hinab, wenn er nichts als seinen eigenen Vortheil im Auge hat. Pfui! Lieber alles verlieren, als durch solche Mittel gewinnen. Mein armes Minchen hatte auch ein besseres Schicksal verdient. Das sind die Folgen eines einzigen unseligen Entschlusses!*)

Werden wir wohl noch einmal uns scheiden? Statt dieser zärtlichen Briefe gerichtliche Klagen und Vorwürfe aufschreiben? In diesen wohlwollenden Herzen einst Haß und Rache nähren? Mit diesen getreuen Kräften einst wechselseitig uns in Schande und Elend stürzen? Werden wir uns scheiden? — Wir nicht, mein liebes Mädchen. Aber Einer wird uns freilich scheiden, Einer, der auch schwarz aussehen soll, wie man sagt, ob er gleich kein Priester ist. Doch der scheidet immer nur die Körper.

Als ich von Beneken zurückkam, begegnete ich Radder-

*) Worauf dies geht, ist mir nicht bekannt, jedenfalls auf eine unglückliche Ehe von einer von Kleists Schwestern.

mann, ziemlich geputzt, triefend von Schweiß. Wo kommen Sie her, mein Freund? — Aus dem Examen.

Ich eile zum Schlusse. Lies die Instruction oft durch! Es wäre am besten, wenn Du sie auswendig könntest. Du wirst sie brauchen. Ich vertraue Dir ganz, und darum sollst Du mehr von mir erfahren, als irgend einer.

Mein Plan hat eine Aenderung erlitten, oder besser, die Mittel dazu; denn der Zweck steht fest. Ich fühle mich zu schwach, ganz allein zu handeln, wo etwas so Wichtiges auf's Spiel steht. Ich suche mir daher jetzt, ehe ich handle, einen weisen älteren Freund auf, den ich Dir nennen werde, so bald ich ihn gefunden habe. Hier ist er nicht, und in der Gegend auch nicht. Aber er ist — — soll ich Dir den Ort nennen? Ja, das will ich thun. Ulrike*) soll immer nur erfahren, wo ich bin, Du aber, mein geliebtes Mädchen, wo ich sein werde. Also kurz: morgen geht es nach — — — — — Pasewalk. Pasewalk? Ja, Pasewalk, Pasewalk. Was in aller Welt willst Du denn dort? — Ja, mein Kind, so fragt man die Bauern aus! Begnüge Dich mit rathen, bis es für Dich ein Glück sein wird, zu wissen. In fünf oder höchstens sieben Tagen bin ich wieder hier, und besorge meine Geschäfte bei Struensee. Dann ist die Reise noch nicht zu Ende — Du erschrickst doch nicht? Lies Du nur fleißig zur Beruhigung meine Briefe durch, wie ich Deine Aufsätze. Und schreibe mir nicht anders, als bis ich Dir genau andeute, wohin? Auch mußt Du immer auf die Briefe schreiben: selbst abzuholen. Morgen denke ich hier einen Brief von Dir zu

*) Kleists Lieblingsschwester, an welche er die vielen Briefe gerichtet hat, die Koberstein herausgegeben.

finden. Jetzt mußt Du aber gleich wieder schreiben, und zwar so, daß der Brief den 22. spätestens in Berlin eintrifft. Sei klug und verschwiegen!

Restez fidèle Dein Freund H. K.

N. S. Carl kommt mir nicht von der Seite und zerbricht sich den Kopf, was ich vorhabe. Ich werde ihm das Versprechen abnehmen, nicht zu erforschen, was ich will. Unter dieser Bedingung will ich ihm versprechen, daß er immer von Dir erfahren soll, wo ich bin. Das kannst Du ihm dann schreiben, doch weiter nichts. Du kannst auch sagen, daß ich in Berlin bei Tante wohne. Sollte er auf Urlaub nach Fr. kommen, so bin ich ausgezogen, nach Potsdam gegangen, wie ihr wollt, nur immer ihr beide einstimmig. Wenn Carl nur sieht, daß Du Alles weißt, so wird er nicht erstaunen und sich verwundern, welches ich in alle Fälle gern vermeiden möchte.

Hilf mir meinen Plan so ausführen, liebes Mädchen, Dein Glück ist so gut dabei interessirt, ja vielleicht mehr noch, als das meinige. Das Alles wirst Du einst besser verstehen. Lebe wohl! Predige nur in allen Deinen Briefen Carl Verschwiegenheit vor. Er soll gegen niemanden viel von mir sprechen, und, bringt einer auf ihn ein, antworten: er wisse von nichts. Adieu. Adieu. In 3 Tagen folgt ein zweiter Brief.

(Nimm immer die Karte von Deutschland zur Hand und siehe zu, wo der Ort liegt, in welchem ich mich befinde.)

— Der Erste, dem Du das Gedicht von Schiller leihst, muß Ulrike sein.

IV.

Pasewalk, d. 20. August 1810.

Mein theures, liebes Mädchen. Kaum genieße ich die erste Stunde der Ruhe, so denke ich auch schon wieder an die Erfüllung meiner Pflicht, meiner lieben, angenehmen Pflicht. Zwar habe ich den ganzen Weg über von Berlin nach Pasewalk an Dich geschrieben, trotz des Mangels an allen Schreibmaterialien, trotz des unausstehlichen Rüttelns des Postwagens, trotz des noch unausstehlicheren Geschwätzes der Passagiere, das mich übrigens so wenig in meinem Concept störte, als die Bombe in Stralsund Carl XII. in dem seinigen. Aber das Ganze ist ein Brief geworden, den ich Dir nicht anders als mit mir selbst und durch mich selbst mittheilen kann, denn, unter uns gesagt, es ist mein Herz. Du willst es aber schwarz auf weiß sehen, und so will ich Dir denn mein Herz, so gut ich kann, auf dieses Papier malen, wobei Du aber nie vergessen mußt, daß es bloße Copie ist, welche das Original nie erreicht, nie erreichen kann.

Ich reiste den 17. Morgens um 8 Uhr mit der Stettiner bedeckten Post von Berlin ab. Deinem Bruder hatte ich das Versprechen abgenommen, weder das Ziel noch den Zweck meiner Reise zu erforschen, und hatte ihm dagegen das Versprechen gegeben, durch meine Vermittelung immer von Dir den Ort meines Aufenthaltes zu erfahren. Diesen

kannſt Du ihm denn auch immer mittheilen, es müßten denn in der Folge Gründe eintreten, welche mir das Gegentheil wünſchen laſſen. Das werde ich Dir aber noch ſchreiben.

Ich hatte am 2. Abend vor meiner Abreiſe bei Kleiſten gegeſſen und obgleich die Tafel gar nicht überflüſſig und ſ. lerhaft gedeckt war, ſo hatte ich doch, gleichſam in der Hitze des Geſprächs mit ſehr intereſſanten Männern, mehr gegeſſen, als mir dienlich war. Ich befand mich am anderen Tage und beſonders in der letzten Nacht ſehr übel, wagte aber die Reiſe, welche **nothwendig** war, doch, und der Genuß der freien Luft, Diät, das Rütteln des Wagens, vielleicht auch die Ausſicht auf eine frohe Zukunft, haben mich wieder ganz curirt.

Ich habe auch Deinen lieben Wittich*) in Berlin geſehen und geſprochen, und finde, daß mir mein ehemaliger Nebenbuhler keine Schande macht. Ich habe zwar bloß ſein Aeußeres, ſeine Rüſtung kennen gelernt, aber es ſcheint mir, daß etwas Gutes darunter verſteckt iſt. Ich würde aber dennoch den Kampf mit ihm um Deine Liebe nicht ſcheuen. Denn, obgleich ſeine Waffen heller funkeln als meine, ſo habe ich doch ein Herz, das ſich mit dem beſten meſſen kann, und Du, hoffe ich, würdeſt entſcheiden, wie es **recht** iſt.

Von meiner Reiſe läßt ſich diesmal nichts ſagen. Ich bin durch Oranienburg, Templin, Prenzlow hierhergekommen, ohne daß ſich von dieſer ganzen Gegend etwas intereſſanteres ſagen ließe, als dieſes, daß ſie ohne Intereſſe iſt. Das iſt

*) Wie aus dem Folgenden hervorgeht, ein früherer Anbeter Wilhelminens (wenigſtens nach Kleiſts Annahme). Näheres über ihn iſt mir nicht bekannt.

nichts, als Korn auf Sand, oder Fichten auf Sand, die Dörfer elend, die Städte wie mit dem Beſen auf ein Häufchen zuſammengekehrt. Denn rings um die Mauern iſt alles rein und proper, daß man oft einen Candelbaum vergebens ſuchen würde. Es ſcheint, als ob dieſer ganze nördliche Strich Deutſchlands von der Natur dazu beſtimmt geweſen wäre, immer und ewig der Boden des Meeres zu bleiben, und daß das Meer ſich gleichſam aus Verſehen ſo weit zurückgezogen und ſo einen Erdſtrich gebildet hat, der urſprünglich mehr zu einem Wohnplatz für Wallfiſche und Häringe, als für einen Wohnplatz für Menſchen beſtimmt war.

Diesmal mußt Du alſo mit dieſer magern Reiſebeſchreibung vorlieb nehmen. Ich hoffe Dir künftig intereſſantere Dinge ſchreiben zu können. — Und nun zu dem, worauf Du gewiß mit ganzer Seele geſpannt biſt, und wovon ich Dir doch nur ſo wenig mittheilen kann. Doch Alles, was jetzt für Dich zu wiſſen gut iſt, ſollſt Du auch jetzt erfahren.

Du kennſt doch Deine Lection noch auswendig? Du lieſeſt doch zuweilen meine Inſtruction durch? Vergiß nicht, liebes Mädchen, was Du mir verſprochen haſt, unwandelbares Vertrauen in meine Liebe zu Dir, und Ruhe über die Zukunft. Wenn dieſe beiden Empfindungen immer in Deiner Seele lebendig wären und durch keinen Zweifel niemals geſtört würden, wenn ich dieſes ganz gewiß wüßte, wenn ich die feſte Zuverſicht darauf haben könnte, o dann würde ich mit Freudigkeit und Heiterkeit meinem Ziele entgegen gehen können. Aber der Gedanke: Du biſt doch nur ein ſchwaches Mädchen, meine unerklärliche Reiſe, dieſe wochenlange, vielleicht monatelange Trennung — o Gott, wenn Du krank werden könnteſt! Liebes, theures,

treues Mädchen! Sei auch ein starkes Mädchen! Vertraue Dich mir ganz an! Setze Dein ganzes Glück auf meine Redlichkeit! Denke, Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen mit allen Deinen Hoffnungen, Wünschen und Aussichten. Du bist schwach, mit Stürmen und Wellen kannst Du nicht kämpfen, darum vertraue Dich mir an, mir, der mit Weisheit die Bahn der Fahrt entworfen hat, der die Gestirne des Himmels zu seinen Führern zu wählen, und das Steuer des Schiffes mit starkem Arm, mit stärkerem gewiß, als Du glaubst, zu lenken weiß! Wozu wolltest Du klagen, Du, die Du das Ziel der Reise und ihre Gefahr nicht einmal kennst, ja vielleicht Gefahren siehst, wo gar keine vorhanden sind? Sei also ruhig! So lange der Steuermann noch lebt, sei ruhig! Beide gehen unter in den Wellen, oder Beide laufen glücklich in den Hafen; kann sich die Liebe, die echte Liebe, ein freundlicheres Schicksal wünschen?

Eben damit Du ganz ruhig sein mögtest, habe ich Dir, die Einzige in der Welt, Alles gesagt, was ich sagen durfte, nichts, auch das Mindeste, nicht vorgelogen, und verschwiegen, was ich verschweigen mußte. Darum, denke ich, konntest Du wohl auch schon Vertrauen zu mir fassen. Das meinige wird von Dir nie wanken. Ich habe zwar am Sonntage keinen Brief gefunden, ob Du mir gleich versprochen hattest, noch vor Deiner Reise nach Tamsel an mich zu schreiben; aber ich fürchte eher, daß Du Deine Gesundheit, als Deine Liebe zu mir verloren hättest, ob mir gleich das Erste auch schrecklich wäre. — Liebes Mädchen, wenn Du krank sein solltest, und ich erfahre dies in Berlin, so bin ich in zwei Tagen bei Dir. Aber ich fürchte das nicht — o weg mit den häßlichen Gedanken!

Ich komme zu einer frohen Nachricht, die Dir gewiß auch recht froh sein wird. Denn Alles, was mir zustößt, sei es Gutes oder Böses, auch wenn Du es gar nicht deutlich kennst, das trifft auch Dich, nicht wahr? Das war die Grundlage unseres Bundes. Also höre! Mein erster Plan ist vollständig geglückt. Ich habe einen älteren, weisen Freund gefunden, gerade den, den ich am innigsten wünsche. Er stand nicht einen Augenblick an, mich in meinem Unternehmen zu unterstützen. Er wird mich bis zu seiner Ausführung begleiten. Nun bist Du doch ruhig? Du weißt doch, mit welcher Achtung ich und Ulrike von einem gewissen Brokes*) sprach, den wir auf Rügen kennen gelernt haben? Der ist es. — Gott gebe, daß mir die Hauptsache so glückt, dann sind niemals zwei glücklichere Menschen gewesen, als Du und ich. — Aber das Alles behältst Du für Dich. Das habe ich Niemanden vertraut, als der Geliebten. Das Fräulein von Z. weiß es aber nicht anders, als daß ich in Berlin bin, und so darf es auch kein Anderer anders von ihr erfahren. Grüße Vater und Mutter und beide Familien von dem Herrn von Kleist, der in Berlin ist! Da treffe ich auch wirklich wieder den 24. August ein, doch halte ich mich dort nicht lange auf. Ich empfange bloß einen Brief von Dir, den ich gewiß auch zu finden

*) Alles, was man von diesem Herrn v. Brokes weiß, ist die folgende Charakteristik, die sich in Varnhagens „Biographischen Denkmälern," 3. Bd. S. 85 findet: „Eine in vielen deutschen Lebenskreisen bedeutende und vertraute Erscheinung, ein edler, gebildeter Mann voll hohen Ernstes der Seele und von großer Gradheit des Gemüthes, in seiner Anspruchslosigkeit und Stille wirkte er stark auf seine Freunde, und Männer und Frauen hingen mit Leidenschaft an ihm."

hoffe, und ſpreche mit Struenſee; dann geht es weiter, wohin? das ſollſt Du erfahren, ich weiß es ſelbſt noch nicht gewiß. Du ſollſt dann überhaupt mehr von dem Gange meiner Reiſe erfahren; doch Dein Brief, den ich in Berlin erhalten werde, wird beſtimmen — wie viel. Wenn ich mit ganzer Zuverſicht auf Dein Vertrauen und Deine Ruhe rechnen kann, ſo laſſe ich jeden Schleier ſinken, der nicht nothwendig iſt.

Dein treuer Freund H. K.

V.

Coblenz bei Pasewalk, d. 21. August 1800.

Weil doch die Post vor morgen Abend nicht abgeht, so will ich noch ein Blättchen Papier für Dich beschreiben, und wünsche herzlich, daß die Lectüre desselben Dir nur halb so viel Vergnügen machen möchte, als mir das Geschäft des Schreibens. Du wirst zwar nun ein paar mal vergebens auf die Post schicken, und das Herzchen wird mit jeder Stunde stärker und stärker anfangen zu klopfen; aber Du mußt vernünftig werden, Wilhelmine. Du kennst mich, und, wie ich hoffe, doch gewiß im Guten. Daran halte Dich. Du kennst überdies immer den Ort meines Aufenthaltes, und von dem Zwecke meiner Reise weißt Du doch wenigstens so viel, daß er vortrefflich ist. Unser Glück liegt dabei zu Grunde, und es kann, welches eine Hauptsache ist, nichts dabei verloren, doch alles dabei gewonnen werden. Also beruhige Dich für immer, was auch immer vorfallen mag. Wie leicht können Briefe auf der Post liegen bleiben, oder sonst verloren gehen; wer wollte da gleich sich ängstigen? Geschrieben habe ich gewiß, wenn Du auch durch Zufall nicht eben sogleich den Brief erhalten solltest. Damit wir aber immer beurtheilen können, ob unsere Briefe ihr Ziel erreicht haben, so wollen wir Beide uns in jedem Schreiben wechselseitig wiederholen, wie viele Briefe wir

ſchon ſelbſt geſchrieben und empfangen. Und ſo mache ich denn hiermit unter folgender Rubrik den Anfang:

	Abgeſchickt	Empfangen
Von Berlin den 1. Brief.	— — — — — — — — — —	

Ich hoffe, daß ich auch bald die andere Rubrik werde vollfüllen können. — Und noch Eins. Ich führe ein Tagebuch, in welchem ich meinen Plan täglich ausbilde und verbeſſere. Da müßte ich mich denn zuweilen wiederholen, wenn ich die Geſchichte des Tages darin aufzeichnen ſollte, die ich Dir ſchon mitgetheilt habe. Ich werde alſo dieſes ein für allemal darin auslaſſen, und die Lücken einſt aus meinen Briefen an Dich ergänzen. Denn das Ganze, hoffe ich, wird Dir einſt ſehr intereſſant ſein. Du mußt aber nun auch dieſe Briefe recht ſorgſam aufheben; wirſt Du? Oder war ſchon dieſes Geſuch überflüſſig? Liebes Mädchen, ich küſſe Dich!

Und nun zur Geſchichte des Tages. — Ach, mein beſtes Minchen, wie unbeſchreiblich beglückend iſt es, einen weiſen, zärtlichen Freund zu finden, da, wo wir ſeiner gerade recht innig bedürfen. Ich fühlte mich ſtark genug, den hohen Zweck zu entwerfen, aber zu ſchwach, um ihn allein auszuführen. Ich bedurfte nicht ſowohl der Unterſtützung, als nur eines weiſen Rathes, um die zweckmäßigſten Mittel nicht zu verfehlen. Bei meinem Freunde Brokes habe ich Alles gefunden, was ich bedurfte, und dieſer Menſch müßte auch Dir jetzt vor allen Anderen, nach mir vor allen Anderen theuer ſein. Ihm habe ich mich ganz anvertraut; und er ehrte meinen Zweck, ſobald er ihn kannte, ſo wie ihn denn jeder edle Menſch, der ihn faſſen kann, ehren muß. Ach, mein theures, edles Mädchen, wenn auch Du

meinen Zweck ehren könnteſt, auch ſelbſt ohne ihn zu kennen! Das würde mir ein Zeichen Deiner Achtung ſein. Ein Zeichen, das mich unausſprechlich ſtolz machen würde. Niemals, niemals wirſt Du mir einen ſo unzweideutigen Beweis Deiner Achtung geben können, als jetzt. Ach, wenn Du dies verſäumteſt. — Wirſt Du? Oder war auch dieſe Erinnerung überflüſſig? Liebes Mädchen, ich küſſe Dich wieder. —

Auch Brokes ſieht ein, daß die Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolges groß iſt. Wenigſtens, ſagte er, iſt keine Gefahr vorhanden, in keiner Hinſicht, und wenn ich nur auf Deine Ruhe rechnen könnte, wäre ſo ein Haupthinderniß gehoben. Ich hatte über den Gedanken dieſes Planes ſchon lange, lange gebrütet. Sich dem blinden Zufall überlaſſen und warten, ob er uns endlich in den Hafen des Glückes führen wird, das war nichts für mich. Ich war Dir und mir ſchuldig, zu handeln. „Nicht aus des Herzens bloßem Wunſche keimt" etc. — „Der Menſch ſoll mit der Mühe Pflugſchaar" etc. etc. — — Das ſind herrliche, wahre Gedanken. Ich habe ſie ſo oft durchgeleſen, und ſie ſcheinen mir ſo ganz aus Deiner Seele genommen, daß Deine Schrift das Uebrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem Andern, als von Dir. So oft ich es wieder leſe, fühle ich mich geſtärkt ſelbſt zu dem Größten, und ſo gehe ich denn feſt mit Zuverſicht meinem Ziele entgegen. Doch werde ich vorher noch gewiß Struenſee ſprechen, um mir auf jeden Fall den Rückzug zu ſichern. — Brokes, der ſchon dieſen Herbſt zu einer Reiſe beſtimmt hatte, wird mich begleiten. Alſo kannſt Du noch um ſo ruhiger ſein. Du mußt nichts als die größte Hoffnung auf die Zukunft in Deiner Seele nähren.

Haſt Du auch Deine Freundinnen wieder gefunden? Die Clauſius oder die . . . .*)? Herzlich, herzlich wünſche ich es Dir. Wahre ächte Freundſchaft kann faſt die Genüſſe der Liebe erſetzen — — Nein, das war doch noch zu viel geſagt; aber viel, ſehr viel kann ein Freund thun, wenn der Geliebte fehlt. Wenigſtens giebt es keine anderen Genüſſe, zu welchen ſich die Liebe ſo gern herab ließe, wenn ſie ihr ganzes Glück genoſſen hat und auf eine Zeitlang feiern muß, als die Genüſſe der Freundſchaft. Vor allen anderen Genüſſen ekelt ihr, wie dem Schlemmer vor dem Landwein, wenn er ſich in Champagner berauſcht hat. Daher iſt es mit einer meiner herzlichſten Wünſche, daß Du Eine von dieſen beiden Freundinnen recht lange bei Dir behalten mögeſt, wenigſtens ſo lange, bis ich zurückkomme. Erzähle ihr immerhin von mir, wenn ſie Dir von dem ihrigen erzählt hat; denn das könnt ihr Weiber doch wohl nicht gut laſſen, nicht wahr? Aber ſei klug. Was ich Dir vertraue, Dir allein, das bleibt auch in Deinem Buſen vor allen Andern verſchloſſen! Laß Dich nicht etwa in einer zärtlichen Stunde verleiten, mehr zu erzählen, als Du darfſt. Minchen, Du weißt es nicht, wie viel an Deiner Verſchwiegenheit hängt. Dein Glück iſt auch dabei im Spiele, alſo ſorge für mich und Dich zugleich, und befolge genau, ohne Einſchränkung, ohne Auslegung, wörtlich, worum ich Dich herzlich und ernſthaft bitte. Kannſt Du Dir den Genuß, einige von meinen Briefen Deiner lieben Freundin mitzutheilen, nicht verweigern, ſo zeige ihr frühere Briefe, aber dieſe nicht, wenigſtens daraus nichts, aus welchem ſich nur auf irgend eine Art mein wirklicher Aufenthalt erkennen

*) Unleſerlich: Koſchembecher?

ließe, denn dieser muß vor allen Menschen verschwiegen bleiben, außer vor Dir und Ulriken.

Doch ich wollte Dir ja die Geschichte des Tages erzählen und komme immer wieder zu meinem Plane zurück, weil mir der unaufhörlich im Sinne liegt. Du bist aufs Innigste mit meinem Plane verknüpft, also kannst Du schließen, wie oft ich an Dich denke. Denkst Du wohl auch so oft an mich? — Doch zur Sache!

Weil, wie gesagt, die Post, die mich und Brokes nach Berlin führen soll, erst morgen Abend abgeht (denn dieselbe Post trennt sich in Prenzlow und bringt Dir diesen Brief nach Frankfurt), so beschloß ich mit Brokes, so lange auf seinem bisherigen Wohnort zu verweilen. Dies ist Coblentz, ein Landgut des Grafen von Eickstedt, der die Güte hatte, mich einladen zu lassen. Seine Gemahlin hatte ich auf Rügen kennen gelernt. Wir bestellten die Post in Pasewalk nach Berlin und fuhren den 20. Nachmittag um 2 Uhr von dort ab.

Ich fand in der Nähe von Coblentz weite Wiesen, mit Gräben durchschnitten, umgeben mit großen, reinlich gehaltenen Wäldern, mit jungem Holz immer verzäunt und geschlossen, ausgebesserte Wege, tüchtige Brücken, viele zerstreute Vorwerke, massiv gebaut, fette zahlreiche Heerden von Kühen und Schafen etc. etc. Die Vorwerke heißen: Augustenhain, Peterswalde, Carolinum, Carolinenburg, Dorotheenhof etc. etc. Wo nur eine Thür war, da glänzte auch ein Johanniterkreuz; auf jedem Dache, auf jedem Pfade war es vielfach aufgepflanzt. Als ich vor das Schloß fuhr, fand ich von außen zugleich ein uraltes und nagelneues Gebäude, zehnmal angefangen, nie vollendet, heute nach dieser Idee, über das Jahr nach einer andern, hier ein Vorsprung, dort ein

Einſchnitt, immer nach dem Bedürfniß des Augenblicks angebaut und vergrößert. Im Hauſe kam mir die alte, würdige Gräfin freundlich entgegen. Der Graf war nicht zu Hauſe. Er war mit einigen anderen Damen nach Auguſtenhain gefahren. Indeſſen ich lernte ihn doch noch in ſeinem Hauſe kennen, noch ehe ich ihn ſah. Dunkle Zimmer, ſchön meublirt, viel Silber, noch mehr Johanniterkreuze, Gemälde von großen Herren, Feldmarſchälle, Grafen, Miniſter, Herzoge, er in der Mitte in Lebensgröße, mit dem Scharlachmantel, auf der Bruſt ein Stern, das Ordensband über den ganzen Leib, an jeder Ecke des Rahmens ein Johanniterkreuz. Wir gingen, Brokes und ich, nach Auguſtenhain. Ein ordentlicher Garten, halb franzöſiſch, halb engliſch, ſchöne Lufthäuſer, Orangerien, Altäne, Grabmäler von Freunden, die vornehme Herren waren, ein Tempel, dem großen Friedrich gewidmet, große, angelegte Waldungen, wieder urbar gemacht, ehemals wüſte, jetzt fruchtbare Felder, viele Meiereien, Pferde, Menſchen, Kühe, ſchöne nützliche Ställe, auf welchen aber nie das Johanniterkreuz fehlte. — Wenn man die Schnecke an ihrer Muſchel erkennen kann, rief ich, ſo weiß ich auch, wer hier wohnt.

Ich hatte es getroffen. Ich fand Oekonomie und Liberalität, Ehrgeiz und Bedürfniß, Weisheit und Thorheit in einem Menſchen vereinigt, und dieſer war kein Anderer, als der Graf von Eickſtedt.

Liebes Mädchen, ich werde abgerufen, und kann Dir nun nicht mehr ſchreiben. Lebe wohl. In Berlin finde ich einen Brief von Dir, und wenn er mir recht gefällt, recht vernünftig und ruhig iſt, ſo erfährſt Du viel Neues von mir. Adieu.

H. K.

VI.

Leipzig, den 30. August 1800.

Mein liebes Minchen. Erſt will ich Dir das Nothwendige, nämlich den Verlauf meiner Reiſe erzählen, und dann zuſehen, ob mir noch zu anderen vertraulichen Gedanken Zeit übrig bleibt, woran ich aber zweifle; denn jetzt iſt es 8 Uhr Abends und Morgen früh 11 Uhr geht es ſchon wieder fort von hier. Am Abend vor meiner Abreiſe von Berlin ſchickte die Bezorow zu uns, und ließ uns erſuchen, zu ihr und der Löſchbrandt zu kommen. (Du mußt wiſſen, daß die Löſchbrandt mir ihre Ankunft in Berlin zuvor gemeldet und mich um meine Unterſtützung gebeten hatte, welche ich ihr aber abſchlagen mußte.) Ich konnte für dieſen Abend nicht, weil ich ſchon ganz ausgezogen und mit meinem Briefe an Dich beſchäftigt war. Weil ich aber doch noch am anderen Morgen zu Struenſee gehen mußte, ehe ich abreiſete, ſo beſchloß ich auch meine Schweſter noch einmal zu ſehen. Doch höre, wie dies ablief.

Ganz wehmüthig umarmte ſie mich, mit der Aeußerung, ſie hätte nicht geglaubt, mich noch einmal zu ſehen. Ich verſtand gleich den eigentlichen Sinn dieſer Rede, und gegen Dich will ich ganz ohne Rückhalt ſprechen, denn wir verſtehen uns. Mit Thränen in den Augen ſagte ſie mir, meine ganze Familie, beſonders Tante Maſſow, ſei höchſt

unruhig, und alle fürchteten, ich würde nie wieder nach Frankfurt zurückkehren. So sehr mich dies auch innerlich schmerzte, so blieb ich doch anfänglich äußerlich ruhig, erzählte ihr, daß ich vom Minister angestellt sei, daß ich ja Tanten mein Wort gegeben und noch nie in meinem Leben ehrlos gehandelt hätte. Aber das Alles half doch nur wenig. Sie versprach zwar, selbst ruhig zu sein und auch Tanten zu beruhigen; aber ich bin doch überzeugt, daß sie noch immer heimlich dasselbe Mißtrauen in mir setzt.

Und nun urtheile selbst, Wilhelmine, welch ein abscheuliches Gerücht während meiner Abwesenheit in Frankfurt von mir ausgebreitet werden kann! Du und Ulrike, ihr seid die beiden einzigen, die mich davor retten können. Ulrike hat mir einige vortreffliche Briefe geschrieben, von Dir hoffe ich das Beste. Auf Euch Beiden beruht mein ganzes Vertrauen. So lange ihr beide ruhig und sicher seid, wird es die Welt auch sein. Wenn ihr beide aber mir mißtraut, dann freilich, dann hat die Verleumdung freien Spielraum, und meine Ruhe wäre dahin. Meine baldige Rückkehr würde zwar dies Alles wieder vernichten, meine Ehre wieder herstellen; aber ob ich zwei Menschen, die mich so tief entehrten, dann selbst noch würde ehren können, das ist es, was ich bezweifeln muß. — Aber ich fürchte das nicht. — Wenn ich nur bald einen Brief von Dir erhalten könnte, um zu erfahren, wie Du meine Erklärung, daß ich nach Wien reisen würde, aufgenommen hast. — Aber ich hoffe, gut.

Ich reisete den 28. d. früh 11 Uhr mit Brokes in Begleitung Carls von Berlin ab nach Potsdam. Als ich vor Linkersdorfs Haus vorbeifuhr, ward es mir im Busen so warm. Jeder Gegenstand in dieser Gegend weckte irgend-

wo in meiner Seele einen tiefen Eindruck wieder auf. Ich betrachtete genau alle Fenster des großen Hauses, aber ich wußte im Voraus, daß die ganze Familie verreiset war. Wie erstaunte ich nun, wie froh erstaunte ich, als ich in jenem niedrigen, dunkeln Zimmer, zu welchem ich des Abends so oft geschlichen war, Louisen*) entdeckte. Ich grüßte sie tief. Sie erkannte mich gleich, und dankte mir sehr, sehr freundlich. Mir strömten eine Menge von Erinnerungen zu. Ich mußte einigemal nach dem einst so lieben Mädchen wieder umsehen. Mir ward ganz seltsam zu Muthe. Der Anblick dieses Mädchens, das mir einst so theuer war, und dieses Zimmers, in welchem ich so viele Freude empfunden hatte — — — Sei ruhig. Ich dachte an Dich und an die Gartenlaube, noch ein Augenblick, und ich gehörte wieder ganz Dir.

In Potsdam wohnten wir bei Leopolden**). Ich sprach einiges Nothwendiges mit Rühlen***) wegen unseres Aufenthaltes in Berlin. Dies war die eigentliche Absicht unseres Verweilens in Potsdam. Rühle hat bereits um seinen Abschied angehalten und hofft ihn noch vor dem Winter zu erhalten. Weil noch vor Einbruch der Nacht einige Zeit übrig war, so nützten wir diese, Brokes flüchtig durch Sanssouci zu führen.

---

*) Daß Kleist als Offizier in Berlin, ehe er nach Frankfurt a. d. O. kam, eine Herzensneigung zu einer jungen Dame von Adel gehegt hatte, war bekannt, nicht aber deren Namen. Hier erfahren wir, daß es ein Fräulein von Linkersdorf war.

**) Ein jüngerer Bruder Kleists, der bei der Garde in Potsdam stand.

***) Der spätere General und namhafte Schriftsteller Rühle von Lilienstern.

Am andern Morgen früh 4 Uhr fuhr ich und Brokes wieder ab.

Die Reise ging durch die Mark, — — also giebt es davon nichts Interessantes zu erzählen. Wir fuhren über Treuenbrietzen nach Wittenberg und fanden, als wir auf der sächsischen Grenze das Auge einigemal zurück auf unser Vaterland warfen, daß dieses sich immer besser ausnahm, je weiter wir uns davon entfernten. Nichts als der Gedanke, daß ich mein liebstes Wesen darin zurücklasse macht mir die Trennung davon schwer.

In Wittenberg wäre manches Interessante zu sehen gewesen, z. B. Doctor Luthers nnd Melanchtons Grabmal. Auch wäre von hier aus die Farth an der Elbe entlang nach Dreßden sehr schön gewesen. Aber das Vergnügen ist diesmal nicht Zweck unserer Reise und ohne uns aufzuhalten, fuhren wir gleich weiter, die Nacht durch nach Leipzig (über Düben). Hier kamen wir d. 30. d. (heute) früh um 11 Uhr an. Unser erstes Geschäft war, uns unter unsern neuen Namen in die Akademie inscribiren zu lassen, und wir erhielten die Matrikeln, welche uns zu Pässen verhelfen sollen, ohne alle Schwierigkeit. Weil aber die Post erst morgen abgeht, so blieb uns der Nachmittag noch übrig, den wir benutzten, die schönen öffentlichen Anlagen, rund um diese Stadt, zu besehen. Gegen Abend gingen wir Beide in's Schauspiel, nicht um des erbärmlichen Stückes Abällino willen, sondern um die Acteurs kennen zu lernen, die hier sehr gelobt wurden. Aber wir fanden auch eine so erbärmliche Vorstellung und dabei ein so ungesittetes Publikum, daß ich wenigstens schon im 2. Act das Haus verließ. Ich gieng zu Hause, um Dir zu schreiben und erfülle jetzt in diesem Augenblick mein Versprechen und

meine Pflicht. Aber ich bin von der durchwachten Nacht so ermüdet, und daher, wie Du auch an diesem schlechten Briefe merken wirst, so wenig aufgelegt zum Schreiben, daß ich hier abbrechen muß, um mich zu Bette zu legen. Gute Nacht, liebes Mädchen. — Morgen will ich mehr schreiben und vielleicht auch etwas Besseres. Gute Nacht.

(Leipzig?) Den 1. September.

Dieses mal empfange ich auf meiner Reise wenig Vergnügen durch die Reise. Zuerst ist das Wetter meistens immer schlecht, auch war die Gegend bisher nicht sonderlich, und wo es doch etwas Seltneres zu sehen giebt, da müssen wir, unser Ziel im Auge, schnell vorbeirollen. Wenn ich doch zuweilen vergnügt bin, so bin ich es nur durch die Erinnerung an Dich. Vorgestern auf der Reise, als die Nacht einbrach, lag ich mit den Rücken auf dem Stroh unseres Korbwagens, und blickte gerade hinauf in das unermeßliche Weltall. Der Himmel war malerisch schön. Zerrissene Wolken, bald ganz dunkel, bald hell vom Mond erleuchtet, zogen über mich weg. Brokes und ich, wir suchten beide und fanden Aehnlichkeiten in den Formen des Gewölkes, er die seinigen, ich die meinigen. Wir empfanden den feinen Regen nicht, der von oben herab uns die Gesichter sanft benetzte. Endlich ward es mir doch zu arg und ich deckte mir den Mantel über den Kopf. Da stand die geliebte Form, die mir das Gewölk gezeigt hatte, ganz deutlich mit allen Umrissen und Farben im engen Dunkel vor mir. Ich habe mir Dich in diesem Augenblick ganz lebhaft und gewiß vollkommen wahr, vorgestellt, und bin überzeugt, daß an dieser Vorstellung nichts fehlte, nichts an Dir selbst, nichts an Deinem Anzuge, nicht das goldene

Kreuz, und seine Lage, nicht der harte Reifen, der mich so oft erzürnte, selbst nicht das bräunliche Mal in der weichen Mitte Deines rechten Armes. Tausendmal habe ich es geküßt und Dich selbst. Dann drückte ich Dich an meine Brust und schlief in Deinen Armen ein.

Du hast mir in Deinem vorigen Briefe geschrieben, Dein angefangener Aufsatz sei bald fertig. Schicke ihn mir nach Wien, sobald er vollendet ist. Du hast noch viele Fragen von mir unbeantwortet gelassen und sie werden Dir Stoff genug geben, wenn Du nur denken und schreiben willst. Unser Reiseplan hat sich verändert. Wir gehen nicht über Regensburg, sondern über Dreßden und Prag nach Wien. Dieser Weg ist näher und in Dreßden finden wir auch einen englischen Gesandten, der uns Päße geben kann. Ich werde Dir von Dreßden aus wieder schreiben.

Empfangen	Abgeschickt
2 Briefe	d. 1. aus Berlin,
	d. 2. aus Pasewalk,
	d. 3. aus Berlin,
	d. 4. aus Berlin
	und diesen aus Leipzig.

Lebe wohl, liebes Mädchen. Ich muß noch einige Geschäfte abthun. In zwei Stunden reise ich ab nach Dreßden.

Dein treuer Freund Heinrich

Klingstedt.

P. S. Was wird Kleist sagen, wenn er einst bei Dir Briefe von Klingstedt finden wird?

Mein Geschäft ist abgethan, und weil noch ein Stündchen Zeit übrig ist, ehe die Post abgeht, so nutze ich es, wie ich am besten kann, und plaudere mit Dir.

Ich will Dir umständlicher die Geschichte unserer Immatriculation erzählen.

Wir gingen zu dem Magnificus Prof. Wenk, eröffneten ihm, wir wären aus der Insel Rügen, wollten kommenden Winter auf der hiesigen Universität zubringen, vorher aber noch eine Reise in's Erzgebirge machen, und wünschten daher, jetzt gleich Matrikeln zu erhalten. Er fragte nach unsern Vätern. Brokes' Vater war ein Amtmann, meiner ein invalider schwedischer Capitain. Er machte weiter keine Schwierigkeiten, las uns die akademischen Gesetze vor, gab sie uns gedruckt, streute viele weise Ermahnungen ein, überlieferte uns dann die Matrikeln und entließ uns in Gnaden. Wir gingen zu Hause, bestellten Post, wickelten unsere Schuhe und Stiefeln in die akademischen Gesetze und hoben sorgsam die Matrikeln auf*).

Nimm doch eine Landkarte zur Hand, damit Du im Geist den Freund immer verfolgen kannst.

---

*) In der Immatrikulationsliste der Universität Leipzig von 1800 finden sich in der That unterm 1. September eingetragen: Bernhoff Maurit. Ludov. Rugia-Pomeran. und Klingstedt Henr. Borendtt. Gul., Rugia-Pomeran. Es sind das die Namen, welche Kleist in einem Briefe an seine Schwester Ulrike, vom 26. August 1800 (Koberstein, „H. Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike", S. 34) als diejenigen genannt hatte, welche sie auf dieser Reise sich beilegen wollten. Ebenda bezeichnete Kleist sich als „Student der Mathematik," Brokes als „Student der Oekonomie." Bei den Inscriptionen wurde damals, wie es scheint, das Facultätsstudium noch nicht angegeben, es fehlt wenigstens in der Liste.

Ich breite, ſo oft ich ein Stündchen Ruhe habe, immer meine Poſtkarte vor mir aus, und reiſe zurück nach Frankfurt, und ſuche Dich auf, des Morgens an Deinem Fenſter in der Hinterſtube, Nachmittags an dem Fenſter des unteren Saales, gegen Abend in der dunkeln Laube, und wenn es Mitternacht iſt, in Deinem Lager, das ich nur einmal flüchtig geſehen habe und das daher meine Phantaſie nach ihrer freieſten Willkühr ſich ausmalt.

Liebes Mädchen, ich küſſe Dich. — — Adieu. Ich muß zuſiegeln. Ich habe auch an Tante und Ulrike geſchrieben.

Dein Heinrich.

VII.

Dreßden, den 3. September 1800, früh 5 Uhr.

Gestern den 2. September spät um 10 Uhr Abends traf ich nach einer 34stündigen Reise in dieser Stadt ein.

Noch habe ich nichts von ihr gesehen, nicht sie selbst nicht ihre Lage, nicht den Strom, der sie durchschneidet nicht die Höhen, die sie umkränzen; und wenn ich schreibe, daß ich in Dreßden bin, so *glaube* ich das bloß, noch weiß ich es nicht.

Und freilich — es wäre wohl der Mühe werth, sich davon zu überzeugen. Der Morgen ist schön. Lange wird mein Aufenthalt hier nicht währen. Vielleicht muß ich es morgen schon wieder verlassen. Morgen? Das schöne Dreßden? Ohne es gesehen zu haben? Rasch ein Spaziergang. —

Nein — und wenn ich es nie sehen sollte! Ich könnte Dir dann vielleicht von hier gar nicht schreiben und so erfülle ich denn lieber gleich meine Pflicht.

Ich will durch diese immer wiederholten Briefe, durch diese fast ununterbrochene Unterhaltung mit Dir, durch diese nie veränderte Sorgfalt für Deine Ruhe bewirken, daß Du zuweilen, wenn das Verhältniß des Augenblicks Dich beklommen macht, wenn fremde Zweifel und fremdes Mistrauen Dich beunruhigen, mit Sicherheit, mit Zuversicht, mit tiefempfundenem Bewußtsein zu Dir selbst sagen mögest „ja, es ist gewiß, es *ist gewiß*, daß er mich liebt!“

Wenn Du mir nur eine Ahndung von Zweifel hätteſt blicken laſſen, gewiß, mir würde Deine Ruhe weniger am Herzen liegen. Aber, da Du Dich mit Deiner ganzen offenen Seele mir anvertraut haſt, ſo will ich jede Gelegenheit benutzen, jeden Augenblick ergreifen, um Dir zu zeigen, daß ich Dein Vertrauen auch vollkommen verdiene.

Darum ordne ich auch jetzt das Vergnügen, dieſe ſchöne Stadt zu ſehen, meiner Pflicht, Dir Nachricht von mir zu geben, unter; oder eigentlich vertauſche ich nur jenes Vergnügen mit einem andern, wobei mein Herz und mein Gefühl noch mehr genießt.

Mein Aufenthalt wird hier wahrſcheinlich nur von ſehr kurzer Dauer ſein. Soeben geht die Poſt nach Prag ab und in 8 Tagen erſt wieder. Uns bleibt alſo nichts übrig, als, Extra-Poſt zu nehmen, ſo bald unſere Geſchäfte bei dem engliſchen Geſandten abgethan ſind. Daher will ich Dir ſo kurz als möglich den Verlauf meiner Reiſe von Leipzig nach Dreßden mittheilen.

Als wir von Leipzig abreiſeten (Mittags d. 1. September) hatten wir unſer gewöhnliches Schickſal, ſchlechtes Wetter. Wir empfanden es auf dem offenen Poſtwagen doppelt unangenehm. Die Gegend ſchön, fruchtbar, blühend, aber die Sonne war hinter einem Schleier von Regenwolken verſteckt, und wenn die Könige trauern, ſo trauert auch das Land.

So kamen wir über immer noch ziemlich flachen Lande gegen Abend nach Grimma. Als es ſchon finſter war, fuhren wir wieder ab. Denke Dir unſer Erſtaunen, als wir uns, dicht vor den Thoren dieſer Stadt, plötzlich in der Mitte eines Gebirges ſahen. Dicht vor uns lag eine Landſchaft, ganz wie ein transparentes Stück. Wir fuhren auf einem ſchauerlich ſchönen Wege, der auf der halben Höhe

eines Felsens in Stein gehauen war. Rechts der steile Felsen selbst, mit überhangedem Gebüsch, links der schroffe Abgrund, der den Lauf der Mulde beugt, jenseits des reißenden Stromes dunkelschwarze, hohe belaubte Felsen, über welche in einem ganz erheiterten Himmel der Mond heraufstieg. Um das Stück zu vollenden, lag vor uns, am Ufer der Mulde, auf einen einzelnen hohen Felsen ein zweistockhohes viereckiges Haus, dessen Fenster sämmtlich, wie absichtlich, erleuchtet waren. Wir konnten nicht erfahren, was diese seltsame Anstalt zu bedeuten habe, und fuhren immer mit hochgehobenen Augen daran vorbei, sinnend und forschend, wie man bei einem Feenschlosse vorbeigeht.

So reizend war der Eingang in eine reizende Nacht. Der Weg ging immer am Ufer der Mulde entlang, bei Felsen vorbei, die wie Nachtgestalten vom Monde erleuchtet waren. Der Himmel war durchaus heiter, der Mond voll, die Luft rein, das Ganze herrlich.

Kein Schlaf kam in der ersten Stunde auf meine Augen. Die Natur und meine brennende Pfeife hielten mich wach. Mein Auge wich nicht vom Mond. Ich dachte an Dich und suchte den Punkt im Monde, auf welchem vielleicht Dein Auge ruhte, und maß in Gedanken den Winkel, den unsere Blicke im Monde machten, und träumte mich zurück auf die Linie Deines Blickes, um so Dich zu finden, bis ich Dich endlich im Traume fand.

Als ich erwachte, waren wir in Waldheim, einem Städtchen, das wieder an der Mulde liegt*). Besonders als wir es schon im Rücken hatten, und das Gebirgsstädtchen hinter uns im niedrigen Thale lag, von buschiger Höhe um-

*) Kleist hat hier die Zschopau mit der Mulde verwechselt.

lagert, gab es eine reizende Anſicht. Wir fuhren nun immer am Fuße des Erzgebirges, oder an ſeinem Vorgebirge entlang.

Hin und wieder blickten nackte Granitblöcke aus den Hügeln hervor. Die ganze Gebirgsart iſt aber Schiefer, welcher hier, wegen ſeiner geblätterten Tafeln, ein noch wilderes, zerriſſeneres Anſehen hat, als der Granit ſelbſt. Die allgemeine Pflanze war die Harz-Tanne; ein ſchöner Baum an ſich, der ein gewiſſes weißes Anſehen hat, der aber die Gegend, auf welcher er ſteht, meiſtens öde macht, vielleicht wegen ſeines dunkeln Grünes, oder wegen des tiefen Schweigens, das in dem Schatten ſeines Laubes waltet. Denn es ſind nur einige wenige, ganz kleine Vögelarten, die, außer Uhu und Eule, in dieſem Baume niſten.

Ich ging an dem Ufer eines kleinen Waldbachs entlang. Ich lächelte über ſeine Eilfertigkeit, mit welcher es ſchwatzhaft und geſchmeidig über die Steine hüpfte. Das ruht nicht eher, dachte ich, als bis es im Meere iſt; und dann fängt es ſeinen Weg von vorn an. — Und doch — wenn es ſtill ſteht, wie in dieſer Pfütze, ſo verfault es und ſinkt.

Wir finden dieſes Gebirge wie alle, ſehr bebaut, und bewohnt; lange Dörfer, alte Häuſer 2 Stock hoch, meiſtens mit Ziegeln gedeckt; die Thäler grün, fruchtbar, zu Gärten gebildet; die Menſchen warm und herzlich, meiſtens ſchön geſtaltet, beſonders die Mädchen. Das Enge der Gebirge ſcheint überhaupt auf das Gefühl zu wirken und man findet darin viele Gefühlsphiloſophen, Menſchenfreunde, Freunde der Künſte, beſonders der Muſik. Das Weite des platten Landes hingegen wirkt mehr auf den Verſtand und hier findet man die Denker und Vielwiſſer. Ich möchte an einem Ort gebohren ſein, wo die Berge nicht zu eng, die

Flächen nicht zu weit sind. Es ist mir lieb, daß hinter Deinem Hause die Laube eng und dunkel ist. Da lernt man fühlen, was man in den Hörsälen nur zu oft verlernt.

Aber überhaupt steht der Sachse auf einem höheren Grad der Cultur als unsere Landsleute. Du solltest einmal hören, mit welcher Gewandheit ein solches sächsisches Mädchen auf Fragen antwortet. Unsere (maulfaulen) Brandenburgerinnen würden Stunden brauchen, um abzuthun, was hier in Minuten abgethan wird. Auch findet man häufig, selbst in Dörfern, Lauben, Gärten, Kegelbahn ꝛc., so daß hier nicht bloß wie bei uns, für das Bedürfniß gesorgt ist, sondern daß man schon einen Schritt weiter gerückt ist, und auch an das Vergnügen denkt.

Mittags (d. 2.) passirten wir Rossen und zum dritten Mal die Mulde,*) die hier eine fast noch reizendere Ansicht bildet. Das östliche Ufer ist sanft abhangend, das westliche steil, felsig und buschig. Um die Kante eines Einschnitts liegt das Städtchen Rossen, auf einem Vorsprung, dicht an der Mulde, ein altes Schloß. Rechts öffnet sich die Aussicht durch das Muldethal nach den Ruinen des Klosters Zelle.

In diesem Kloster liegen seit uralten Zeiten die Leichname aller Markgrafen von Meißen. In neuerer Zeit hat man jedem derselben ein Monument geben wollen. Man hat daher die Skelette ausgegraben und die Knochen eines Jeden möglichst genau zusammengesucht, wobei es indessen immer noch zweifelhaft bleibt, ob Jeder auch wirklich den Kopf bekommen hat, der ihm gehört.

Gegen Abend kamen wir über Wilsdruf nach den

*) Kleist wußte nicht daß es zwei Mulden gebe und daß dies hier eine andre Mulde sei (die Freiberger) als die bei Grimma (die vereinigte Freiberg-Zwickauer).

Höhen von Keſſelsdorf; ein Ort, der berühmt iſt, weil in ſeiner Nähe ein Sieg erfochten worden iſt. So kann man ſich Ruhm erwerben in der Welt, ohne ſelbſt das Mindeſte dazu beizutragen.

Es war ſchon ganz finſter, als wir an der Elbhöhe herabfuhren und im Mondſchein die Thürme von Dreßden erblickten. Gerade jener vortheilhafte Schleier lag über die Stadt, der uns, wie Wieland ſagt, mehr erwarten läßt, als verſteckt iſt. Man führte uns durch enge Gaſſen, zwiſchen hohen, meiſtens 5—6ſtöckigen Häuſern entlang bis in die Mitte der Stadt, und ſagte uns vor der Poſt, daß wir am Ziele unſerer Reiſe wären. Es war ½11 Uhr. Aber da die Elbbrücke nicht weit war, ſo eilten wir ſchnell dahin, ſahen rechts die Altſtadt, im Dunkel, links die Neuſtadt, im Dunkel, im Hintergrund die hohen Elbufer, im Dunkel, kurz Alles in Dunkel gehüllt, und gingen zurück, mit dem Entſchluß, wiederzukehren, ſobald nur die große Lampe im Oſten angeſteckt ſei.

Liebes Minchen. Soeben komme ich von dem engl. Ambaſſadeur Lord Elliot zurück, wo wir Dinge gehört haben, die uns bewegen, nicht nach Wien zu gehen, ſondern entweder nach Würzburg oder Straßburg. Sei ruhig, und wenn das Herzchen unruhig wird, ſo lies die Inſtruction durch, oder beſieh' Deine neue Taſſe von oben und unten*).

Dieſe Veränderung unſeres Reiſeplans hat ihre Schwierigkeiten, die jedoch nicht unüberwindlich ſind; beſonders

*) Dieſe Taſſe, ein Geſchenk Kleiſts an ſeine Braut (ſie wird noch in deren Familie aufbewahrt), enthält folgende Inſchriften: auf dem Boden der Obertaſſe: „Vertrauen", auf dem der Untertaſſe: „und", auf der Rückſeite des Bodens dieſer: „Einigkeit", ſo daß das Ganze bedeutet: „Vertrauen auf und Einigkeit unter uns!",

wegen Deiner Briefe, die ich in Wien getroffen haben würde. Doch ich werde schon noch Mittel aussinnen, und sie Dir am Ende dieses Briefes mittheilen. Uebrigens bleibt Alles beim Alten. Ich gehe nicht weiter, als an einen dieser Orte, und kehre zu der einmal bestimmten Zeit, nämlich an dem 1. November, gewiß zurück, wenn nicht vielleicht noch früher.

Denke nicht darüber nach, und halte Dich, wenn die Unmöglichkeit, mich zu sehen, Dich beunruhigt, mit blinder Zuversicht an Deinem Vertrauen zu meiner Redlichkeit, die dich nicht täuschen wird, so wahr Gott über mich lebt.

Einst wirst Du Alles erfahren und mir mit Thränen danken.

Täglich werde ich Dir schreiben. Ich reise morgen von hier wieder ab, und werde Tag und Nacht nicht ruhen. Aber ein Stündchen werde ich doch erübrigen, Dir zu schreiben. Mehr kann ich jetzt für Deine Ruhe nicht thun, liebes, geliebtes Mädchen.

Abends um 8 Uhr.

Ich habe den übrigen Theil des heutigen Tages dazu angewendet, einige Merkwürdigkeiten von Dreßden zu sehen, und will Dir, was ich sah und dachte und fühlte, mittheilen.

Dreßden hat enge Straßen, meistens fünf- bis sechsstöckige Häuser, viel Leben und Thätigkeit, wenig Pracht und Geschmack. Die Elbbrücke ist ganz von Stein, aber nicht prächtig. Auf dem Zwinger (dem kurfürstlichen Garten) findet man Pracht, aber ohne Geschmack. Das kurfürstliche Schloß selbst kann man kaum finden, so alt und rußig sieht es aus.

Wir gingen in die berühmte Bildergallerie. Aber wenn man nicht genau vorbereitet ist, so gafft man so etwas an,

wie Kinder eine Puppe. Eigentlich habe ich daraus nicht mehr gelernt, als daß hier viel zu lernen sei. Wir hatten den Nachmittag frei, und die Wahl, das grüne Gewölbe, Pilnitz oder Tharandt zu sehen. In der Wahl zwischen Antiquität, Kunst und Natur wählten wir das Letztere, und sind nicht unzufrieden mit unserer Wahl.

Der Weg nach Tharandt geht durch den schönen plauenschen Grund. Man fährt an der Weißtritz entlang, die dem Reisenden entgegen rauscht. Mehr Abwechselung wird man selten in einem Thale finden. Die Schlucht ist bald eng, bald weit, bald steil, bald flach, bald felsig, bald grün, bald ganz roh, bald auf das Fruchtbarste bebaut. So hat man das Ende der Fahrt erreicht, ehe man es wünscht. Aber man findet doch hier noch etwas Schöneres, als man es auf diesem ganzen Wege sah.

Man steigt auf einen Felsen, nach der Ruine einer alten Ritterburg. Es war ein unglückseliger Einfall, die herabgefallenen Steine weg zu schaffen und den Pfad dahin zu bahnen. Dadurch hat das Ganze aufgehört, eine Antiquität zu sein. Man will sich den Genuß erkaufen, wenn auch mit einem Tropfen Schweißes nur. Du bist mir noch einmal so lieb geworden, seitdem ich um Deinetwillen reise.

Aber die Natur hat zu viel gethan, um nicht vergnügt diesen Platz zu verlassen. Welch' eine Fülle von Schönheit! Wahrlich, es war ein natürlicher Einfall, sich hier ein Haus zu bauen, denn ein schönerer Platz läßt sich schwerlich denken. Mitten im engen Gebirge hat man die Aussicht in drei reizende Thäler. Wo sie sich kreuzen, steht ein Fels, auf ihm die alte Ruine. Von hier aus übersieht man das Ganze. An seinem Fuße, wie an den Felsen geklebt, hängen zerstreut die Häuser von Tharandt! Wasser sieht man in

jedem Thale, grüne Ufer, waldige Hügel. Aber das schönste Thal ist das südwestliche. Da schäumt die Weißtritz hervor, durch schroffe Felsen, die Tannen und Birken tragen, schön gruppirt, wie Federn auf den Köpfen der Mädchen. Dicht unter der Ruine bildet sie selbst ein natürliches Bassin, und wirft das verkehrte Bild der Gegend malerisch schön zurück.

Bei der Rückfahrt sah ich Dreßden in der Ferne. Es liegt, vielthürmig, von der Elbe getheilt, in einem weiten Kessel von Bergen. Der Kessel ist fast zu weit. Unzählige Mengen von Häusern liegen, so weit am sieht, umher, wie vom Himmel herabgestreut. Die Stadt selbst sieht aus, als wenn sie von den Bergen herab zusammen gekollert wäre. Wäre das Thal enger, so würde das Alles mehr concentrirt sein. Doch auch so ist es reizend.

Gute Nacht, liebes Mädchen. Es ist 10 Uhr, morgen früh muß ich Dir noch mehr schreiben, also früh aufstehen. Gute Nacht!

Den 4. September, Morgens 5 Uhr.

Guten Morgen, München. Ich bin gestern bei meiner Erzählung zu rasch über manchen interessanten Gegenstand hinweggegangen und ich will das heute nachholen.

In der Mitte des plauenschen Grundes krümmt sich das Thal und bildet da einen tiefen Einschnitt. Die Weißtritz stürzt sich gegen die Wand eines vorspringenden Felsens und will ihn gleichsam durchbohren. Aber der Felsen ist stärker, wankt nicht, und beugt ihren stürmischen Lauf.

Da hängt an dem Einschnitt des Thales, zwischen Felsen und Strom, ein Haus, eng und einfältig gebaut, wie für einen Weisen. Der hintere Felsen giebt dem Oertchen Sicherheit, Schatten winken ihm die überhängenden Zweige

zu. Kühlung führt ihm die Welle der Weißtritz entgegen. Höher hinauf in das Thal ist die Aussicht schauerlich, tiefer hinab in die Ebene von Dreßden heiter. Die Weißtritz trennt die Welt von diesem Oertchen und nur ein schmaler Steg führt in seinen Eingang. — Eng, sagte ich, wäre das Häuschen? Ja freilich, für Assembleen und Redouten. Aber für 2 Menschen und die Liebe weit genug', weit hinlänglich genug.

Ich verlor mich in meinen Träumereien. Ich sah mir das Zimmer aus, wo ich wohnen würde, ein anderes, wo Jemand Anderes wohnen würde, ein drittes, wo wir beide wohnen würden. Ich sah eine Mutter auf der Treppe sitzen, ein Kind schlummernd an ihrem Busen. Im Hintergrund kletterten Knaben an dem Felsen und sprangen von Stein zu Stein, und jauchzten laut. —

In dem reizenden Thale von Tharandt war ich unbeschreiblich bewegt. Ich wünschte recht mit Innigkeit Dich bei mir zu sehen. Solche Thäler, eng und heimlich, sind das wahre Vaterland der Liebe. Da würden wir Freuden genossen haben, höher noch als in der Gartenlaube. Und wie herrlich müßte einmal ein kurzes Leben in der idealischen Natur auf Deine Seele wirken. Denn tiefe Eindrücke macht der Anblick der erhabenen, edlen Schöpfung auf weiche, empfängliche Herzen. Die Natur würde gewiß das Gefühl und den Gedanken in Dir erwecken; ich würde ihn zu entwickeln suchen und selbst neue Gedanken und Gefühle bilden. — O, einst müssen wir einmal Beide eine schöne Gegend besuchen. Denn da erwarten uns ganz andere Freuden, die wir noch gar nicht kennen.

So erinnert mich fast jeder Gegenstand durch eine entfernte oder nahe Beziehung an Dich, mein liebes, geliebtes Mädchen. — Und wenn mein Geist sich einmal in eine

wiſſenſchaftliche Folgenreihe von Gedanken von Dir entfernt, ſo führt mich ein Blick auf Deinen Tabaksbeutel, der immer an dem Kopf meiner Weſte hängt, oder auf Deine Handſchuhe, die ich ſelten ausziehe, oder auf das blaue Band, das Du mir um den linken Arm gewunden haſt, und das immer noch unaufgelöſt, wie das Band unſerer Liebe, verknüpft iſt, wieder zu Dir zurück.

Abgeſchickt.	Empfangen.
Den 1. Brief aus Berlin	Zwei Briefe, nur zwei, aber zwei herrliche, die ich mehr als einmal durchgeleſen habe. Wann werde ich wieder etwas von Deiner Hand ſehen?
2. — — — Paſewalk	
3. — — — Berlin	
4. — — — Berlin	
5. — — — Leipzig	

und dieſen aus Dresden.

Wegen der nun folgenden Inſtruction will ich mich kurz faſſen. Ich habe Ulriken das Nöthige hierüber geſchrieben und ſie gebeten, Dir ihre Briefe mitzutheilen. Mache Du es mit Deinen Briefen, wie ſie es mit dem Gelde machen ſoll.

Schreibe gleich nach Würzburg in Franken.*)

Sei ruhig. Lebe wohl. Morgen ſchreibe ich Dir wieder, in fünf Minuten reiſe ich von hier ab. (Dieſe Correſpondenz wird Dir vieles Geld koſten. Ich werde das ändern, ſo viel es möglich iſt. Was es Dir doch koſtet, werde ich Dir ſchon einſt erſetzen.) Dein treuer Freund Heinrich.

*) Hier iſt der Brief an Ulrike vom 26. Auguſt gemeint (Koberſtein S. 32.). An Ulrike hatte Kleiſt geſchrieben, ſie möge Geld und Briefe nach Wien ſchicken; ſeine Braut weiſt er an, nach Würzburg zu ſchreiben — ganz correcter Weiſe, da er ſeitdem erfahren, daß er nicht nach Wien gehen werde. Das „mache es“ u. ſ. w. bedeutet daher nur die Adreſſe „an den Stud. Klingſieb-

VIII.

Oederan im Erzgebirge, den 4. Sept. 1850, Abends 9 Uhr.

So heißt der Ort, der mich für diese Nacht empfängt. Er ist zwar von Dir nicht gekannt, aber er sorgt doch für Deine Wünsche wie für einen alten Freund. Denn er bietet mir ein Stübchen an, ganz wie das Deinige in Frankfurt; und ich werde nicht einschlafen, ohne tausendmal an Dich gedacht zu haben.

Unsere Reise ging von Dreßden aus südwestlich, immer an dem Fuße des Erzgebirges entlang, über Freiberg nach Oederan. Die ganze Gegend sieht aus wie ein bewegtes Meer von Erde. Das sind nichts als Wogen, immer die eine kühner als die andere. Doch sahen wir noch nichts von dem eigentlichen Hochgebirge. Bei Freiberg gingen wir wieder über denselben Strom, den wir schon bei Rossen auf der Reise nach Dreßden passirt waren, welches aber nicht die Mulde ist. In dem Thale dieses Flusses liegt das Bergwerk. Wir sahen es von Weitem liegen und mich drängte die Begierde, es zu sehen. Aber mein Ziel trat mir vor Augen, in einer halben Stunde hatte ich Freiberg schon wieder im Rücken.

Hier bin ich nun 6 Meilen von Dreßden. Brokes wünscht hier zu übernachten, aus Gründen, die ich Dir in

der Folge mittheilen werde. Ich benutzte noch die erste Viertelstunde, um Dir an einem Tage auch noch den zweiten Brief zu schreiben. Mein letzter Brief aus Dresden ist auch vom 4., von heute. Du sollst an Nachrichten von mir nicht Mangel haben. Aber diese Absicht ist nun erfüllt, und eigentlich bin ich herzlich müde. Also gute Nacht liebes Mädchen. Morgen schreibe ich mehr.

Kemnitz, den 5. September, Morgens 8 Uhr.

Wie doch zwei Kräfte immer in dem Menschen sich streiten! Immer weiter von Dir führt mich die eine, die Pflicht, und die andere, die Neigung, strebt immer wieder zu Dir zurück. Aber die höhere Macht soll siegen, und sie wird es. Laß mich nur ruhig meinem Ziele entgegen gehen, Wilhelmine. Ich wandle auf einem guten Wege, das fühle ich an meinem heiteren Selbstbewußtsein, an der Zufriedenheit, die mir das Innere durchwärmt. Wie würde ich sonst mit solcher Zuversicht zu Dir sprechen? Wie würde ich sonst Dich noch mit inniger Freude die meinige nennen können? Wie würde ich die schöne Natur, die jetzt mich umgiebt, so froh und ruhig genießen können? Ja, liebes Mädchen, das letzte ist entscheidend. Einsamkeit in der offenen Natur, das ist der Prüfstein des Gewissens. In Gesellschaften, auf den Straßen, in dem Schauspiele mag es schweigen, denn da wirken die Gegenstände nur auf den Verstand und bei ihnen braucht man kein Herz. Aber wenn man die weite, edlere, erhabenere Schöpfung vor sich sieht, — ja, da braucht man ein Herz, da regt es sich unter der Brust und klopft an das Gewissen. Der erste Blick flog in die weite Natur, der zweite schlüpft heimlich in unser innerstes Bewußtsein. Finden wir uns selbst häßlich, uns allein in diesem Ideale von Schönheit,

ja, dann ist es vorbei mit der Ruhe, und weg ist Freude und Genuß. Da drückt es uns die Brust zusammen, wir können das Hohe und Göttliche nicht fassen und wandeln stumpf und sinnlos wie Sclaven durch die Palläste ihrer Herren. Da ängstigt uns die Stille der Wälder, da schreckt uns das Geschwätz der Quelle, uns ist die Gegenwart Gottes zur Last, und wir stüzen uns in das Gewühl der Menschen, um uns selbst unter der Menge zu verlieren, und wünschen uns nie, nie wiederzufinden.

Wie froh bin ich, daß doch wenigstens ein Mensch in der Welt ist, der mich ganz versteht. Ohne Brokes würde mir vielleicht Heiterkeit, vielleicht selbst Kraft zu meinem Unternehmen fehlen. Denn ganz auf sein Selbstbewußtsein zurückgewiesen zu sein, nirgends ein Paar Augen finden, die uns Beifall zunicken, und doch recht thun, das soll freilich, sagt man, die Tugend der Helden sein. Aber wer weiß, ob Christus am Kreuze gethan haben würde, was er that, wenn nicht aus dem Kreise wüthender Verfolger seine Mutter und seine Jünger feuchte Blicke des Entzückens auf ihn geworfen hätten.

Die Post ist vor der Thüre, adieu. Ich nehme diesen Brief noch mit mir. Er kömmt zwar immer weiter von Dir ab und später wirst Du ihn nur erhalten. Aber das Porto ist theuer, und wir Beide müssen für ganzes Geld auch das ganze Vergnügen genießen.

Noch einen Gedanken — —. Warum, wirst Du sagen, warum spreche ich so geheimnißreiche Gedanken halb aus, die ich doch nicht ganz sagen will? Warum rede ich von Dingen, die Du nicht verstehen kannst und sollst? Liebes Mädchen, ich will es Dir sagen. Wenn ich so etwas schreibe, so denke ich mich immer zwei Monate älter. Wenn wir

dann einmal, in der Gartenlaube, einsam, diese Briefe durchblättern werden, und ich Dir solche dunkle Aeußerungen erklären werde, und Du mit dem Ausruf des Erstaunens: ja so, so war das gemeint — —

Adieu. Der Postillion bläst.

Lungwitz, um ½11 Uhr.

O welch ein herrliches Geschenk des Himmels ist ein schönes Vaterland! Wir sind durch ein einziges Thal gefahren, romantisch schön. Da ist Dorf an Dorf, Garten an Garten, herrlich bewässert, schöne Gruppen von Bäumen an den Ufern, alles wie eine englische Anlage. Jeder Bauerhof ist eine Landschaft. Reinlichkeit und Wohlstand blickt aus Allem hervor. Man sieht aus dem Ganzen, daß auch der Knecht und die Magd hier das Leben genießen. Frohsinn und Wohlwollen spricht uns aus jedem Auge an. Die Mädchen sind zum Theil höchst interessant gebildet. Das findet man meistens in allen Gebirgen. Wahrlich, wenn ich Dich nicht hätte, und reich wäre, ich sagte adieu à toutes les beautés des villes.

Ich durchreiste die Gebirge, besonders die dunkeln Thäler, spräche ein von Haus zu Haus, und wo ich ein blaues Auge unter dunkeln Augenwimpern, oder bräunliche Locken auf dem weißen Nacken fände, da wohnte ich ein Weilchen und sähe zu ob das Mädchen auch im Innern so schön sei, wie von außen. Wäre das, und wäre auch nur ein Fünkchen von Seele in ihr, ich nähme sie mit mir, sie auszubilden nach meinem Sinne. Denn das ist nun einmal mein Bedürfniß; und wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist sie fertig, so ist es nichts für mich. Ich selbst muß es mir formen und ausbilden, sonst fürchte ich, geht es mir, wie

mit dem Mundstück an meiner Clarinette. Die kann man zu Dutzenden auf der Messe kaufen, aber wenn man sie braucht, so ist kein Ton rein. Da gab mir einst der Musikus Baer in Potsdam ein Stück, mit der Versicherung, das sei gut, er könne gut darauf spielen. Ja, das glaub' ich er. Aber mir gab es lauter falsche quikende Töne an. Da schnitt ich mir von einem gesunden Rohre ein Stück ab, formte es nach meinen Lippen, schabte und kratzte mit dem Messer bis es in jeden Einschnitt meines Mundes paßte — und das gieng herrlich. Ich spielte nach Herzenslust. —

Zuweilen bin ich auf Augenblicke ganz vergnügt. Wenn ich so im offenen Wagen sitze, den Mantel gut geordnet, die Pfeife brennend, neben mir Brokes, tüchtige Pferde, guter Weg, und immer rechts und links die Erscheinungen wechseln, wie Bilder auf dem Tuche bei dem Gucklasten — und vor mir das schöne Ziel, und hinter mir das liebe Mädchen — — und in mir Zufriedenheit — dann, ja dann bin ich froh, recht herzlich froh.

Wenn Du einmal könntest so neben mir sitzen, zur Linken, Arm an Arm, Hand in Hand, immer Gedanken wechselnd und Gefühle, bald mit den Lippen, bald mit den Fingern — ja das würden schöne, süße herrliche Tage sein.

Was das Reisen hier schnell geht, das glaubst Du gar nicht. Oder ist es die Zeit, die so schnell verstreicht? Fünf Uhr war es als wir von Oederan abfuhren, jetzt ist es ½11, also in 5½ Stunde 4 Meilen. Jetzt geht es gleich weiter nach Zwickau. Wir fliegen wie die Vögel über die Länder. Aber dafür lernen wir auch nicht viel. Einige flüchtige Gedanken sind die ganze Ausbeute unserer Reise.

Sind Sie in Dresden gewesen? — „Ja, durchgereist." — Haben Sie das grüne Gewölbe gesehen? —

„Nein." — Das Schloß? — „Von außen." — Königstein? — „Von weitem." — Pillnitz, Moritzburg? — „Gar nicht." — Mein Gott, wie ist das möglich? — „Möglich? Mein Freund, das war nothwendig."

Weil wir eben von Dreßden sprechen — da habe ich Dir einige Ansichten dieser Gegend mitgeschickt. So kannst Du Dir deutlicher denken, wo Dein Freund war. Bei Dreßden, rechts, der grüne Vordergrund, das ist der Zwinger. Nein — Eigentlich der Thurm an den der grüne Berg und die grüne Allee stößt, das ist der Zwinger d. h. der kurfürstliche Garten. Auf diesem grünen Berge stand ich und sah über die Elbbrücke. — Das Stück von Tharandt ist schlecht. Tausendmal schöner hat es die Natur gebildet, als dieser Pfuscher von Künstler. Uebrigens kann es doch meine Beschreibung daran erklären. Der höchste Berg in der Mitte, wo die schönsten Sträucher stehen, da stand ich. Die Aussicht über den See ist die schönste. Die anderen beiden sind hier versteckt. — Das dritte Stück: die Halsbrücke zu Freiberg kaufte ich ebenfalls zu Dreßden in Hoffnung sie in natura zu sehen. Aber daraus ward nichts, nicht einmal von weitem.

Adieu, in der nächsten Station noch ein Wort, und dann wird der Brief zugesiegelt und abgeschickt.

Zwickau, 3 Uhr Nachmittags

Jetzt habe ich das Schönste auf meiner ganzen bisherigen Reise gesehen, und ich will es Dir beschreiben.

Es war das Schloß Lichtenstein. Wir sahen von einem hohen Berge herab, rechts und links dunkle Tannen, ganz wie ein gemahlter Vordergrund; zwischendurch eine Gegend, ganz wie ein geschlossenes Gemälde. In der Tiefe

lag zur Rechten am Waſſer das Gebirgsſtädtchen; hinter ihm, ebenfalls zur Rechten, auf der Hälfte eines ganz buſchigten Felſens das alte Schloß Lichtenſtein; hinter dieſem, immer noch zur rechten, ein höchſter Felſen, auf welchem ein Tempel ſteht. Aber zur Linken öffnet ſich ein weites Feld, wie ein Teppich, von Dörfern, Gärten und Wäldern gewebt. Ganz im Hintergrunde ahndet das Auge blaſſe Gebirge und drüber hin, über die höchſte matteſte Linie der Berge ſchimmert der bläuliche Himmel, der Himmel im Norden, der Himmel von Frankfurt, der Himmel, der mein liebes Minchen beleuchtet, und beſchützen möge, bis ich es einſt wieder in meine Arme drücke. Ja, mein liebes Mädchen, das iſt ein ganz anderer Styl von Gegend, als man in unſrem traurigen märkiſchen Vaterlande ſieht. Zwar iſt das Thal, das die Oder ausſpült, beſonders bei Frankfurt ſehr reizend. Aber das iſt doch nur ein bloßes Miniatur Gemälde. Hier ſieht man die Natur gleichſam in Lebensgröße. Jenes iſt gleichſam wie die Gelegenheitsſtücke großer Künſtler, flüchtig gezeichnet, nicht ohne meiſterhafte Züge, aber ohne Vollendung; dieſes hingegen iſt ein Stück, mit Begeiſterung gedichtet, mit Fleiß und Genie auf das Tableau geworfen und aufgeſtellt vor der Welt mit der Zuverſicht auf Bewunderung.

Dabei iſt Alles fruchtbar, ſelbſt die höchſten Spitzen bebaut, und oft bis an die Hälfte des Berges, wie in der Schweiz, laufen ſaftgrüne Wieſen hinan. —

Aber nun muß ich den Brief zuſiegeln.

Adieu. Schreibe mir doch ob Vater und Mutter nicht nach mir gefragt haben und in welcher Art. Aber ſei ganz aufrichtig. Ich werde ihnen flüchtige Gedanken, die natürlich ſind, nicht verdenken. Aber bleibe Du ſtandhaft, und ver-

laſſe Dich darauf, daß ich diesmal beſſer für Dich, und alſo für Deine Eltern ſorge, als je in meinem Leben.

Adieu — Oder ſoll ich Dir noch einmal ſchreiben von der nächſten Station? Soll ich? — Es iſt 3 Uhr, um 6 ſind wir in Reichenbach — ja es ſei. Aber für dieſen Brief, für dieſes Kunſtſtück einen 8 Seiten langen Brief mitten auf einer ununterbrochenen Extra-Poſt-Reiſe zu ſchreiben, dafür, ſage ich, mußt Du mir auch bei der Rückkehr entweder — einen Kuß geben, oder mir ein neues Band in den Tabaksbeutel ziehen. Denn das alte iſt abgeriſſen.

Aber nun will ich auch einmal etwas eſſen.

Adieu. In Reichenbach mehr. —

Geſchwind noch ein Paar Worte. Der Poſtillon iſt faul und langſam, ich bin fleißig und ſchnell. Das iſt natürlich, denn er arbeitet für Geld und ich für den Lohn der Liebe.

Aber geſchwind. — Ich bin in die ſogenannte große Kirche geweſen, hier in Zwickau. Da giebt es Manches zu ſehen. Zuerſt iſt der Eindruck des Innern angenehm und erhebend. Ein weites Gewölbe wird von wenigen und doch ſchlanken Pfeilern getragen. Wir ſehen es gern, wenn mit geringen Kräften ausgewirkt wird, was große zu erfordern ſcheint. Ferner war zu ſehen ein Stück von Lucas Kranach, mit Meiſterzügen, aber ohne Plan und Ordnung, wie die durchlöcherten und gefärbten ....*) die an den Thüren der Bauern, Soldaten und Bedienten hangen; doch das kennſt Du nicht. Ferner war zu ſehn, ein Model des heiligen Grabes zu Jeruſalem aus Holz geſchnitzt ꝛc. ꝛc.

*) Unleſerlich; anſcheinend heißt es: Stücke.

Dabei fällt mir eine Kirche ein, die ich Dir noch nicht beſchrieben habe; die Nikolskirche zu Leipzig. Sie iſt im Aeußeren, wie die Religion, die in ihr gepredigt wird, antik, im Innern nach dem modernſten Geſchmack ausgebaut. Aus der Kühnheit der äußeren Wölbungen ſprach uns der Götze der abendtheuerlichen Gothen zu; aus der edeln Simplicität des Innern wehte uns der Geiſt der verfeinerten Griechen an. Schade daß ein — — — ich hätte beinah etwas geſagt, was die Prieſter übelnehmen. Aber das weiß ich, daß die edeln Geſtalten der lebloſen Steine wärmer zu meinem Herzen ſprachen, als der hochgelehrte Prieſter auf ſeiner Kanzel.

Reichenbach, Abends 8 Uhr.

Nur zwei Dinge mögte ich gewiß wiſſen, dann wollte ich mich leichter über den Mangel aller Nachricht von Dir tröſten: erſtens ob Du lebſt, zweitens, ob Du mich liebſt. Oder nur das Erſte; denn dies, hoffe ich, ſchließt bei Dir, wie bei mir, das Andere ein. Aber am liebſten faſt mögte ich wiſſen, ob Du ganz ruhig biſt. Wenn Du nur damals an jenem Abend in der Gartenlaube nicht geweint hätteſt, als ich Dir einen doppelſinnigen Gedanken mittheilte, von dem Du gleich den übelſten Sinn auffaßteſt. Aber Du verſprachſt mir Beſſerung und wirſt Dein Wort halten und vernünftig ſein. Wie ſollte es Dich einſt reuen, Wilhelmine, wenn Du mit Beſchämung, vielleicht in Kurzem einſäheſt, Deinem redlichſten Freunde mißtraut zu haben. Und wie wird es Dich dagegen mit innigem Entzücken erfüllen, wenn Du in wenigen Wochen, den Freund, dem Du alles vertrauteſt und der Dich in nichts betrog, in die Arme ſchließen kannſt.

Adieu, liebes Mädchen, jetzt ſchließe ich den Brief. In der nächſten Station fange ich einen anderen Brief an. Es werden doch Zwiſchenräume von Tagen ſein, ehe Du den folgenden Brief empfängſt. Vielleicht empfängſt Du ſie auch alle auf einmal. — Aber was ich in der Nacht denken werde weiß ich nicht, denn es iſt finſter, und der Mond verhüllt. — Ich werde ein Gedicht machen. Und worauf? — Da fielen mir heute die Nadeln ins Auge, die ich einſt in der Gartenlaube aufſuchte. Unaufhörlich lagen ſie mir im Sinn. Ich werde in dieſer Nacht ein Gedicht auf oder an eine Nadel machen. Adieu. Schlafe wohl, ich wache für Dich. H. N.

N. S. Soeben höre ich, daß der Waffenſtillſtand zwiſchen Kaiſerlichen und Franzoſen morgen, d. 6. d. aufhört. Wir reiſen gerade den Franzoſen entgegen, und da wird es was Neues zu ſehen geben. Wenn nur die Briefe nicht gehindert werden! Aber Briefe an Damen. — Die Franzoſen ſind artig. Ich hoffe das Beſte. Fürchte nichts für mich.

IX.

Würzburg, d. 11. September 1800.

Mein liebstes Herzensmädchen, wenn ich Dir sagen dürfte, wie vergnügt ich bin. — Doch das darf ich nicht. Sei Du auch vergnügt. Aber laß uns davon abbrechen. Bald, bald mehr davon.

Ich will Dir von etwas Anderem vorplaudern.

Zuerst von dieser Stadt. Auch diese liegt ganz im Grunde, an einer Krümmung des Mains, von kahlen Höhen eingeschlossen, denen das Laub ganz fehlt und die von nichts grün schimmern, als von dem kurzen Weinstock. Beide Ufer des Mains sind mit Häusern bebaut. Num. 1. in dem beigefügten Gekritzel (denn Zeichnung kann man es nicht nennen) ist die Stadt auf dem rechten Mainufer, und wir kamen von dieser Seite, von dem Berge a herab in die Stadt. Num. 2. ist die Stadt auf dem linken Mainufer, das sogenannte Mainviertel mit der Citadelle. Das Ganze hat ein ächt katholisches Ansehen. Neun und dreißig Thürme zeigen an, daß hier ein Bischoff wohne, wie ehemals die ägyptischen Pyramiden, daß hier ein König begraben sei. Die ganze Stadt wimmelt von Heiligen, Aposteln und Engeln, und wenn man durch die Straßen geht, so glaubt man, man wandle durch den Himmel der Christen. Aber die Täuschung dauert nicht lange. Denn Heere von Pfaffen und Mönchen, buntscheckig montirt, wie die Reichstruppen,

laufen uns unaufhörlich entgegen und erinnern uns an die gemeinste Erde.

Den Lauf der Straßen hat der regelloseste Zufall gebildet. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Würzburg durch nichts, von der Anlage des gemeinsten Dorfes. Da hat sich Jeder angebaut, wo es ihm gerade gefiel, ohne eben auf den Nachbar viele Rücksicht zu nehmen. Daher findet man nichts als eine Zusammenstellung vieler einzelner Häuser und vermißt die Idee eines Ganzen, die Existenz eines allgemeinen Interesses. Oft ehe man es sich versieht, ist man in ein Labyrinth von Gebäuden gerathen, wo man sich den Faden der Ariadne wünschen muß, um sich heraus zu finden. Das Alles könnte man der grauen Vorzeit noch verzeihen; aber wenn heut zu Tage ganz an der Stelle der alten Häuser neue gebaut werden, so daß also auch die Idee, die Stadt zu ordnen nicht vorhanden ist, so heißt das ein Versehen verewigen.

Das bischöffliche Residenzschloß zeichnet sich unter den Häusern aus. Es ist lang und hoch. Schön kann man es wohl nicht nennen. Der Platz vor demselben ist heiter und angenehm. Er ist von beiden Seiten durch eine Colonnade eingeschlossen, deren jede eine Obelisk ziert. — Die übrigen Häuser befriedigen bloß die gemeinsten Bedürfnisse. Nur zuweilen hebt über niedrige Dächer eine Kuppel, oder ein Kloster, oder das höhere Dach eines Domherrn empor. Keine der hiesigen Kirchen haben wir so schön gefunden, als die Kirche zu Eberach, die ich Dir in meinem vorigen Briefe beschrieb*). Selbst der Dom ist nicht so geschmack-

*) Dies muß einer von denen sein, die unterwegs verloren gegangen.

voll und nicht so prächtig. Aber alle diese Kirchen sind von früh Morgens bis spät Abends besucht. Das Läuten dauert unaufhörlich fort. Es ist, als ob die Glocken sich selbst zu Grabe läuteten, denn wer weiß, ob die Franzosen sie nicht bald einschmelzen. Messen und Hora wechseln immer mit einander ab, und die Perlen der Rosenkränze sind in ewiger Bewegung. Denn es gilt die Rettung der Stadt, und da die Franzosen für ihren Untergang beten, so kommt es darauf an, wer am meisten betet.

Ich, mein liebes Kind, habe Ablaß auf 200 Tage. In einem Kloster auf dem Berge 2 bei b, hinter dem Citadel, lag vor einem wunderthätigen Marienbilde ein gedrucktes Gebet mit der Ankündigung, daß wer es mit Andacht läse, diesen Ablaß haben sollte. Gelesen habe ich es; doch da es nicht mit der gehörigen Andacht geschah, so werde ich mich doch wohl vor Sünden hüten, und nach wie vor thun müssen, was Recht ist. Wenn man in eine solche katholische Kirche tritt und das weitgebogene Gewölbe sieht und diese Altäre und diese Gemälde — und diese versammelte Menschenmenge mit ihren Gebährden — wenn man diesen ganzen Zusammenfluß von Veranstaltungen sinnend betrachtet, so kann man gar nicht begreifen, wohin das Alles führen solle. Bei uns erweckt doch die Rede des Priesters, oder ein Gellertisches Lied manchen herzerhebenden Gedanken; aber das ist hier bei dem Murmeln des Pfaffen, das niemand hört, und selbst niemand verstehen würde, wenn man es auch hörte, weil es lateinisch ist, nicht möglich. Ich bin überzeugt, daß alle diese Präparate nicht einen einzigen vernünftigen Gedanken erwecken.

Ueberhaupt dünkt mich, alle Ceremonien ersticken das Gefühl. Sie beschäftigen unseren Verstand, aber das Herz

bleibt todt. Die bloße Absicht, es zu erwärmen, ist, wenn sie sichtbar wird, hinreichend, es ganz zu erkalten. Mir wenigstens erfüllt eine Todeskälte das Herz, sobald ich weiß, daß man auf mein Gefühl gerechnet hat.

Daher mißglücken auch meist alle Vergnügungen, zu welchen große Anstalten nöthig sind. Wie oft treten wir in Gesellschaft, in den Tanzsaal, ohne mehr zu finden, als die bloße Anstalt zur Freude und treffen dagegen die Freude selbst oft da an, wo wir sie am Wenigsten erwarteten.

Daher werde ich auch den schönsten Tag, den ich vor mir sehe, nicht nach der Weise der Menschen, sondern nach meiner Art zu feiern wissen.

Ich kehre zu meinem Gegenstand zurück. — Wenn die wunderthätigen Marienbilder einigermaßen ihre Schuldigkeit thun, so muß in Kurzem kein Franzose mehr leben. Wirksam sind sie, das merkt man an den wächsernen Kindern, Beinen, Armen, Fingern ꝛc., die um das Bild gehängt sind — die Zeichen der Wünsche, welche die heilige Mutter Gottes erfüllt hat. — In Kurzem wird hier eine Procession sein, zur Niederschlagung der Feinde, und, wie es heißt, zur Ausrottung aller Ketzer: also auch zu Deiner und meiner Ausrottung. —

Ich wende mich jetzt zu einer vernünftigen Anstalt die ich mit mehrerem Vergnügen besucht habe, als diese Klöster und Kirchen.

Da hat ein Mönch die Zeit, die ihm Hora und Messe übrig ließen, zur Verfertigung eines seltenen Naturalien-Cabinets angewendet. Ich weiß nicht gewiß, ob es ein Benedictiner-Mönch ist, aber ich schließe es aus diesen nützlichen Anwendung seiner Zeit, indem die Mönche dieses Ordens immer die fleißigsten, arbeitsamsten gewesen sind.

Er ist Professor bei der hiesigen Universität und heißt Blank. Er hat mit Unterstützung des jetzigen Fürst-Bischofs, eines Herrn von Fechenbach, eine sehenswürdige Gallerie von Vögeln und Moosen in dem hiesigen Schlosse aufgestellt. Das Gefieder der Vögel ist, ohne die Haut, auf Pergament geklebt, und so vor der Nachstellung der Insecten ganz gesichert. Verzeihe mir diese Umständlichkeit. Ich denke einst diese Papiere für mich zu nützen.

Schon der bloße Apparat ist sehenswürdig und erfordert einen fast beispiellosen Fleiß. Da sind in vielen Gläsern, in besonderen Fächern und Schränken, Gefieder aller Art, Häute, Holzspäne, Blätter, Moose, Saamenstaub, Spinngewebe, Schilfe, Wolle, Schmetterlingsflügel ꝛc. in der größten Ordnung aufgestellt.

Aber dieser Vorrath von bunten Materialien hat den Mann auf eine Spielerei geführt. Er ist weiter gegangen als bloß seine nützliche Gallerie von Vögeln und Moosen zu vervollkommnen. Er hat mit allen diesen Materialien, ohne weiter eine Farbe zu gebrauchen, gemahlt, Landschaften, Blumenbouquett, Menschen ꝛc. oft täuschend ähnlich, das Wasser mit Wolle, das Laub mit Moose, die Erde mit Saamenstaub, den Himmel mit Spinngewebe, und immer mit der genauesten Abwechselung des Lichtes und des Schattens. Die besten von allen diesen Stücken waren aber aus Furcht vor den Franzosen weggeschickt.

\+ Ich werde Dir in der Folge sagen, was das bedeutet.

d. 12. September.

Was Dir das hier für ein Leben auf der Straße ist, aus Furcht vor den Franzosen, das ist unbeschreiblich. Bald Flüchtende, bald Pfaffen, bald Reichstruppen, das läuft alles

buntſcheckig durch einander, und frägt und antwortet, und erzählt Neuigkeiten, die in 2 Stunden für falſch erklärt.

Der hieſige Commandant, General D'Allaglio, ſoll wirklich im Ernſt dieſe Veſtung behaupten wollen. Aber ſei ruhig. Es gilt bloß die Citadelle, nicht die Stadt. Auch dieſe iſt zwar befeſtigt, aber ſie liegt ganz in der Tiefe, iſt ganz unhaltbar, und für ſie, ſagt man, ſei ſchon eine Capitulation im Werke. Nach meiner Einſicht iſt aber die Citadelle eben ſo unhaltbar. Sie iſt nach der Befeſtigungskunſt des Mittelalters erbaut, das heißt, ſchlecht. Es war eine unglückliche Idee, hier eine Veſtung anzulegen. Aber urſprünglich ſcheint es eine alte Burg zu ſein, die nur nach und nach erweitert worden iſt. Schon die Lage iſt ganz unvortheilhaft, denn in der Nähe eines Flintenſchußes liegt ein weit höherer Berg, der den Felſen der Citadelle ganz beherrſcht. Man will ſich indeß in die Caſematte flüchten, und der Commandant ſoll geäußert haben, er wolle ſich halten, bis ihm das Schnupftuch in der Taſche brennt. Wenn er klug iſt, ſo zündet er es ſich ſelbſt an und rettet ſo ſein Wort und ſein Leben. Indeſſen iſt wirklich die Citadelle mit Proviant auf 3 Monate verſehn. Auch ſoll viel Geſchütz oben ſein — doch das Alles ſoll nur ſein, hinauf auf die Citadelle darf keiner. Viele Schießſcharten ſind da, das iſt wahr, aber das ſind vielleicht bloße Matonymien*).

Beſonders des Abends auf der Brücke iſt ein ewiges Laufen hinüber und herüber. Da ſtehn wir dann in einer Niſche, Brokes und ich, und machen Gloſſen, und ſehen uns dieſen oder jenen an, ob er ſeinen Wein in Sicherheit hat,

*) Metonymie (ſo muß es heißen) bedeutet die Erſetzung einer wirklichen Sache durch ein bloßes Zeichen oder Abbild; hier iſt es ſo viel wie: blos gemalte Schießſcharten.

ob er ſich vor der Säculariſation fürchtet, oder ob er den Franzoſen freundlich ein Glas Wein vorſetzen wird. Die meiſten, wenigſtens von den Bürgern ſcheinen die letzte Partie ergreifen zu wollen. Das muß man ihnen aber abmerken, denn durch die Rede erfährt man von ihnen nichts. Du glaubſt nicht, welche Stille in allen öffentlichen Häuſern herrſcht. Jeder kommt hin, um etwas zu erfahren, niemand, um etwas mitzutheilen. Es ſcheint, als ob jeder erſt abwarten wollte, wie man ihm kommt, um dann dem Andern eben ſo zu kommen. Aber das iſt eben das Eigenthümliche der katholiſchen Städte. Da hängt man den Mantel, wie der Wind kommt.

So eben erfahre ich die gewiſſe Nachricht, daß der Waffenſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit verlängert iſt, alſo ſchließe ich dieſen Brief, damit Du ſo frühe als möglich dieſe frohe Nachricht erhältſt, die unſere Wünſche reifen ſoll. Adieu. Bleibe mir treu. Bald ein Mehreres.

Dein Freund Heinrich.

X.

Würzburg, d. 13. September 1808.

Mädchen! Wie glücklich wirst Du sein! Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße innige Freudenthränen! Wie wirst Du mir mit Deiner ganzen Seele danken! — Doch still! Noch ist nichts ganz entschieden, aber — der Würfel liegt, und, wenn ich recht sehe, wenn nicht alles mich täuscht, so stehen die Augen gut. Sei ruhig. In wenigen Tagen kommt ein guter Brief an Dich, ein Brief, Wilhelmine, der — — doch ich soll ja nicht reden, und so will ich denn noch schweigen, auf diese wenigen Tage. Nur diese gewisse Nachricht will ich Dir mittheilen: ich gehe von hier nicht weiter nach Straßburg, sondern bleibe in Würzburg. Eher als Du glaubst, bin ich wieder bei Dir in Frankfurt. Küsse mich, Mädchen, denn ich verdiene es.

Laß uns thun, als ob wir nichts Interessanteres mit einander zu plaudern hätten, als fremdartige Dinge. Denn das, was mir die ganze Seele erfüllt, darf ich Dir nicht, jetzt noch nicht, mittheilen.

Also wieder etwas von dieser Stadt!

Eine der vortrefflichsten Anstalten, die je ein Mönch hervorbrachte, ist wohl das hiesige Julius-Hospital, vom Fürstbischof Julius im 16. Jahrhundert gestiftet, von dem vorletzten Fürstbischof Ludwig um mehr als das Ganze erweitert, veredelt und verbessert. Das Stammgebäude schon

iſt ein Haus wie ein Schloß; aber nun ſind noch in ähnlicher Form Häuſer hingebaut worden, ſo daß die vordere Façade 63 Fenſter hat, und das Ganze ein geſchloſſenes Viereck bildet. Im inneren Hofe iſt ein großer Brunnen angelegt, hinten befindet ſich ein vortrefflicher botaniſcher Garten, Badehäuſer, ein anatomiſches Theater und ein mediciniſch-chirurgiſches Auditorium.

Das Ganze iſt ein Product der wärmſten Menſchenliebe. Jedes Gebrechen giebt, wenn es ganz arm iſt, ein Recht auf unbedingte, koſtfreie Aufnahme in dieſem Hauſe. Die Wiederhergeſtellten und Geheilten müſſen es wieder verlaſſen, die Unheilbaren und das graue Alter finden Nahrung, Kleidung und Obdach bis ans Ende des Lebens. Denn nur auf gänzliche Hilfloſigkeit iſt dieſe Anſtalt berechnet und wer noch auf irgend eine Art ſich ſelbſt helfen kann, der findet hier keinen Platz, weil er ihn einem Unglücklicheren, Hilfsbedürftigeren nehmen würde.'

Dabei iſt es beſonders bemerkungswürdig und lobenswerth, daß die religiöſe Toleranz, die nirgends in dieſem ganzen Hochſtift anzutreffen iſt, gerade hier in dieſem Spital, wo ſie ſo nöthig war, Platz gefunden hat, und daß jeder Unglückliche ſeine Zuflucht findet in dieſer katholiſchen Anſtalt, wäre es auch ein Proteſtant oder ein Jude.

Das Innere des Gebäudes ſoll ſehr zweckmäßig eingerichtet ſein. Ordnung wenigſtens und Plan habe ich darin gefunden. Da beherbergt jedes Gebäude eine eigene Art von Kranken, entweder die mediciniſche oder chirurgiſche, und jeder Flügel wieder ein eignes Geſchlecht, die männlichen oder die weiblichen. Dann iſt ein beſonderes Haus für die Unheilbaren, eines für das ſchwache Alter, eines für die Epileptiſchen, eines für die Verrückten ꝛc. Der Garten ſteht

jedem Gesitteten offen. Es wird in großen Sälen gespeiset. Eine recht geschmackvolle Kirche versammelt täglich die Frommen. Sogar die Verrückten haben da ihren vergitterten Platz.

Bei den Verrückten sahen wir manches Ekelhafte, manches Lächerliche, viel Unterrichtendes und Bemitleidenswerthes. Ein Paar Menschen lagen übereinander wie Klötze, ganz unempfindlich, und man sollte fast zweifeln, ob sie Menschen zu nennen wären. Dagegen kam uns munter und lustig ein überstudirter Professor entgegen und fing an, uns auf lateinisch zu haranguiren, und fragte so schnell und flüchtig und sprach dabei ein so richtiges, zusammenhängendes Latein, daß wir im Ernste verlegen wurden um die Antwort, wie vor einem gescheuten Manne. In einer Zelle saß, schwarzgekleidet, mit einem tiefsinnigen, höchst ernsten und düstern Blick, ein Mönch. Langsam schlug er die Augen auf uns, und es schien, als ob er unser Innerstes erwog. Dann fing er an, mit einer schwachen, aber doch tönenden und das Herz zermalmenden Stimme uns vor der Freude zu warnen und an das ewige Leben und an das heilige Gebot uns zu erinnern. Wir antworteten nicht. Er sprach in großen Pausen. Zuweilen blickte er uns wehmüthig an, als ob er uns doch für verloren hielte. Er hatte sich einst auf der Kanzel in einer Predigt versprochen und glaubt von dieser Zeit an, er habe das Wort Gottes verfälscht. Von diesem gingen wir zu einem Kaufmann, der aus Verdruß und Stolz verrückt geworden war, weil sein Vater das Adelsdiplom erhalten hatte, ohne daß es auf den Sohn forterbte. Aber am Schrecklichsten war der Anblick eines Wesens, das ein unnatürliches Laster wahnsinnig gemacht hatte. Ein achtzehnjähriger Jüngling, der noch vor Kurzem blühend schön gewesen sein soll und noch Spuren davon an sich trug, hing da über die unrein-

liche Oeffnung, mit nackten, blaſſen, ausgedorrten Gliedern, mit eingeſenkter Bruſt, kraftlos niederhangendem Haupte; eine Röthe, matt und geadert, wie eines Schwindſüchtigen, war ihm über das todtenweiße Antlitz gehaucht, kraftlos fiel ihm das Augenlied auf das ſterbende, erlöſchende Auge, wenige ſaftloſe Greiſenhaare deckten das frühgebleichte Haupt, trocken, durſtig, lechzend hing ihm die Zunge über die blaſſe, eingeſchrumpfte Lippe, eingewunden und eingenäht lagen ihm die Hände auf dem Rücken — er hatte nicht das Vermögen, die Zunge zur Rede zu bewegen, kaum die Kraft, den ſtechenden Athem zu ſchöpfen — nicht verrückt waren ſeine Gehirnsnerven, aber matt, ganz entkräftet, nicht fähig, ſeiner Seele zu gehorchen, ſein ganzes Leben nichts als eine einzige, lähmende, ewige Ohnmacht. — O lieber tauſend Tode, als ein einziges Leben wie dieſes! So ſchrecklich rächt die Natur den Frevel gegen ihren eignen Willen! O weg mit dieſem fürchterlichen Bilde!

Nicht ohne Rührung und Ehrfurcht wandelt man durch die Hallen dieſes weiten Gebäudes, wenn man alle dieſe großen, mühſamen, koſtſpieligen Anſtalten betrachtet, wenn man die Opfer erwägt, die ſie dem Stifter und dem Unterhaltenden koſten. Die bloße Erhaltung der ganzen Anſtalt beträgt jährlich 60000 fl. Damit iſt zugleich eine Art von chirurgiſcher Pépinière verknüpft, ſo daß bei dem Hoſpital ſelbſt die künftigen Aerzte deſſelben gebildet werden. Lehrer ſind die praktiſchen Aerzte, wie Seybold, Brünningshauſen ꝛc.

Aber wenn man an den Nutzen denkt, den dieſe Anſtalt bringt, wenn man fragt, ob mit ſo großen Aufopferungen auf einem minder in die Augen fallenden Wege nicht noch weit mehr auszurichten ſein würde, ſo hört man auf, dieſe an ſich treffliche Anſtalt zu bewundern, und fängt an, zu

wünſchen, daß das ganze Haus lieber gar nicht da ſein mögte.

Weit inniger greift man in das Intereſſe des hilfloſen Kranken ein, wenn man ihn in ſeinem Hauſe mit Heilung, Kleidung, Nahrung, oder ſtatt der beiden letzten Dinge mit Geld unterſtützt. Ihn erfreut doch der ſtolze Pallaſt und der königliche Garten nicht, der ihn immer an ſeine demüthigende Lage, an die Wohlthat, die er nie abtragen kann, erinnert; aller dieſer Anſchein von Pracht wird ſchwerlich mehr, als den Kranken und ſein Gefühl durch den bittren Contraſt mit ſeinem Elend noch mehr drücken. Es liegt eine Art von Spott darin, erſt ganz hülflos werden zu müſſen, um königlich zu wohnen. — Eigentlich weiß ich mich nicht recht auszudrücken. Aber ich bin gewiß, daß gute, ſtille, leidende Menſchen weit lieber im Stillen Wohlthaten annehmen, als ſie hier mit prahleriſcher Publicität zu empfangen. Auch würde wirklich jedem Kranken leichter geholfen werden, als hier, wo bei dem Zuſammenfluß ſo vieles Elendes Herz und Muth ſinken. Beſonders die Verrückten können in ihrer eignen Geſellſchaft nie zu geſundem Verſtande kommen. Dagegen würde dies gewiß bei vielen möglich ſein, wenn mehrere vernünftige Leute, etwa die eigene Familie unter der Leitung eines Arztes, ſich bemühten, den Unglücklichen zur Vernunft zurückzuführen. Man könnte einwerfen, daß dies Alles mehrere Koſten noch verurſachen würde, aber man bedenke, daß die bloße Einrichtung dieſer Anſtalt Millionen koſtet, und daß dies Alles dann nicht nöthig wäre. — Indeſſen ſo viel iſt freilich wahr, daß die ganze Wohlthat dann nicht ſo viel Anſehen hätte. Daß doch immer auch Schatten ſich zeigt, wo Licht iſt!

d. 14. September.

Nirgends kann man den Grad der Cultur einer Stadt und überhaupt den Geist ihres herrschenden Geschmacks schneller und doch zugleich richtiger kennen lernen, als — in den Lesebibliotheken.

Höre, was ich darin fand, und ich werde Dir ferner nichts mehr über den Ton von Würzburg zu sagen brauchen

„Wir wünschen ein paar gute Bücher zu haben". — Hier steht die Sammlung zu Befehl. — „Etwa von Wieland?" — Ich zweifle faſt. — „Oder von Schiller, Göthe?" — Die mögten hier ſchwerlich zu finden ſein. — „Wie? Sind alle dieſe Bücher vergriffen? Wird hier ſo ſtark geleſen?" — Das eben nicht. — „Wer lieſt denn hier eigentlich am meiſten?" — Juriſten, Kaufleute und verheirathete Damen. — „Und die unverheiratheten?" — Die dürfen keine fordern. — „Und die Studenten?" — Wir haben Befehl, ihnen keine zu geben. — „Aber ſagen Sie uns, wenn ſo wenig geleſen wird, wo in aller Welt ſind denn die Schriften Wielands, Goethes, Schillers?" — Halten zu Gnaden, dieſe Schriften werden hier gar nicht geleſen. — „Alſo Sie haben ſie gar nicht in der Bibliothek?" — Wir dürfen nicht. — „Was ſtehen denn alſo eigentlich für Bücher hier an dieſen Wänden?" — Rittergeſchichten, lauter Rittergeſchichten, rechts die Rittergeſchichten mit Geſpenſtern, links ohne Geſpenſter, nach Belieben. — „So, ſo." —

Nach Vergnügungen fragt man hier vergebens. Man hat hier nichts im Sinne, als die zukünftige, himmliſche Glückſeligkeit, und vergißt darüber die gegenwärtige, irdiſche. Ein elender franzöſiſcher Garten, der Huttenſche, heißt hier ein Recreationsort. Man iſt aber hier ſo ſtill und fromm, wie auf einem

Kirchhofe. Nirgends findet man ein Auge, das auf eine intereſſante Frage eine intereſſante Antwort verſpräche. Auch hier erinnert das Läuten der Glocken unaufhörlich an die katholiſche Religion, wie das Geklirr der Ketten den Gefangenen an ſeine Sklaverei. Mitten in einem geſelligen Geſpräche ſinken bei dem Schall des Geläuts alle Knie, alle Häupter neigen, alle Hände falten ſich; und wer auf ſeinen Füßen ſtehen bleibt, iſt ein Ketzer.

den 15. September.

Meine liebe, liebſte Freundin! Wie ſehnt ſich mein Herz nach einem paar freundlicher Worte von Deiner Hand, nach einer kurzen Nachricht von Deinem Leben, von Deiner Geſundheit, von Deiner Liebe, von Deiner Ruhe! Wie viele Tage verlebten wir jetzt getrennt von einander und wie Manches wird Dir zugeſtoßen ſein, das auch mich nahe angeht! Und warum erfahre ich nichts von Dir? Biſt Du gar nicht mehr? Oder biſt Du krank? Oder haſt Du mich vergeſſen, mich, dem der Gedanke an Dich immer gegenwärtig blieb? Zürnſt Du vielleicht auf den Geliebten, der ſich ſo muthwillig von der Freundinn entfernte? Schiltſt Du ihn leichtſinnig, den Reiſenden, ihn, der auf dieſer Reiſe Dein Glück mit unglaublichen Opfern erkauft und jetzt vielleicht — vielleicht ſchon gewonnen hat? Wirſt Du mit Mißtrauen und Untreue dem lohnen, der vielleicht in Kurzem mit den Früchten ſeiner That zurückkehrt? Wird er Undank bei dem Mädchen finden, für deren Glück er ſein Leben wagte? Wird ihm der Preis nicht werden, auf den er rechnete, ewige, innige, zärtliche Dankbarkeit? — Nein, nein, Du biſt für den Undank nicht geſchaffen. Ewig würde Dich die Reue quälen. Tauſend Urſachen konnten verhindern, daß Briefe

von Dir zu mir kamen. Ich halte mich feſt an Deine Liebe. Mein Vertrauen zu Dir ſoll nicht wanken. Mich ſoll kein Anſchein verführen. Dir will ich glauben und keinem Anderen. Ich ſelbſt habe ja auch beſtellt, daß alle Briefe in Baireuth liegen bleiben ſollten. Andere konnten zwar einen anderen Weg über Duderſtadt nehmen, indeſſen, ich bin ruhig. Schon vor 4 Tagen habe ich nach Beireuth geſchrieben, mir die Briefe nach Würzburg zu ſenden — heute war noch nichts auf der hieſigen Poſt, aber morgen, morgen, — oder übermorgen, oder — Und was werde ich da Alles erfahren! Mit welchen Vorgefühlen werde ich das Couvert betrachten, das kleine Gefäß, das ſo Vieles in ſich ſchließt! Ach Wilhelmine, in ſechs Worten kann alles liegen, was ich zu meiner Ruhe bedarf. Schreibe mir: ich bin geſund, ich liebe Dich — und ich will weiter nichts mehr.

Aber doch Nachrichten von Deinen redlichen Eltern und überhaupt von Deinen Geſchwiſtern. Iſt Alles wieder geſund in Eurem Hauſe? Schläft Mutter wieder unten? Hat Vater nicht nach mir gefragt? — Was ſpricht man überhaupt von mir in Frankfurt? — Doch das wirſt Du wohl nicht hören. Nun, es ſei! Mögen ſie ſprechen, was ſie wollen, mögen ſie mich immerhin verkennen! Wenn wir Beide uns nur ganz verſtehen, ſo kümmert mich weiter kein Urtheil, keine Meinung. Jedem will ich Mißtrauen verzeihen, nur Dir nicht; denn für Dich that ich Alles, um es Dir zu benehmen. — Verſtehſt Du die Inſchrift der Taſſe? Und befolgſt Du ſie? Dann erfüllſt Du meinen innigſten Wunſch. Dann weißt Du, mich zu ehren.

Vielleicht erhalte ich auch den Aufſatz von Dir — oder iſt er noch nicht fertig? Nun, übereile Dich nicht. Ein Frühlingsſonnenſtrahl reift die Orangenblüthe, aber ein Jahr-

hundert die Eiche. Ich möchte gern etwas Gutes, etwas Seltenes, etwas Nützliches von Dir erhalten, das ich selbst gebrauchen kann, und das Gute bedarf Zeit, es zu bilden. Das Schnellgebildete stirbt schnell dahin. Zwei Frühlingstage, und die Orangenblüthe ist verwelkt, aber die Eiche durchlebt ein Jahrtausend. Was ich von Dir empfange, soll mehr als auf zwei Augenblicke duften, ich will mich seiner erfreuen mein Leben lang.

Ja, Wilhelmine, wenn Du mir könntest die Freude machen, immer fortzuschreiten in Deiner Bildung mit Geist und Herz, wenn Du es mir gelingen lassen könntest, mir an Dir eine Gattin zu formen, wie ich sie für mich, eine Mutter, wie ich sie für meine Kinder wünsche, erleuchtet, aufgeklärt, vorurtheilslos, immer der Vernunft gehorchend, gern dem Herzen sich hingebend — dann, ja dann könntest Du mir für eine That lohnen, für eine That —

Aber das alles wären vergebliche Wünsche, wenn nicht in Dir die Anlage zu jedem Vortrefflichen vorhanden wäre. Hineinlegen kann ich nichts in Deine Seele, nur entwickeln, was die Natur hineinlegte. Auch das kann ich eigentlich nicht, kannst nur Du allein. Du selbst mußt Hand an Dir legen, Du selbst mußt Dir das Ziel stecken, ich kann nichts, als Dir den kürzesten, zweckmäßigsten Weg zeigen; und wenn ich Dir jetzt ein Ziel aufstellen werde, so geschieht es nur in der Ueberzeugung, daß es von Dir längst anerkannt ist. Ich will nur deutlich darstellen, was vielleicht dunkel in Deiner Seele schlummert.

Alle ächte Aufklärung des Weibes besteht zuletzt darin, vernünftig über die Bestimmungen ihres irdischen Lebens nachdenken zu können. Ueber den Zweck unseres ganzen ewigen Daseins nachzudenken, auszuforschen, ob der Genuß

der Glückſeligkeit wie Epikur meinte, oder die Erreichung der Vollkommenheit, wie Leibnitz glaubte, oder die Erfüllung der trockenen Pflicht, wie Kant verſichert, der letzte Zweck des Menſchen ſei, das iſt ſelbſt für Männer unfruchtbar und oft verderblich. ⌈Wie können wir uns getrauen, in den Plan einzugreifen, den die Natur für die Ewigkeit entworfen hat, da wir nur ein ſo unendlich kleines Stück von ihm, unſer Erdenleben, überſehen? Alſo wage Dich mit Deinem Verſtande nie über die Grenzen Deines Lebens hinaus. Sei ruhig über die Zukunft. Was Du für dieſes Erdenleben thun ſollſt, das kannſt Du begreifen, was Du für die Ewigkeit thun ſollſt, nicht; und ſo kann denn auch keine Gottheit mehr von Dir verlangen, als die Erfüllung Deiner Beſtimmung auf dieſer Erde. Schränke Dich alſo ganz für dieſe kurze Zeit ein. Kümmere Dich nicht um Deine Beſtimmung nach dem Tode, weil Du darüber leicht Deine Beſtimmung auf dieſer Erde vernachläſſigen könnteſt.⌋

den 18. September 1800.

Als ich ſo weit gekommen war, fiel mir ein, daß wohl manche Erläuterungen nöthig ſein mögten, um gegen Deine Religionsbegriffe nicht anzuſtoßen. Zugleich ſah ich, daß dieſer Gegenſtand zu reichhaltig war für einen Brief und entſchloß mich daher, Dir einen eigenen Aufſatz darüber zu liefern. Den Anfang davon macht der beifolgende dritte Bogen.

Laß uns Beide, liebe Wilhelmine, unſere Beſtimmung ganz ins Auge faſſen, um ſie künftig einſt ganz zu erfüllen. Dahin allein wollen wir unſere ganze Thätigkeit richten. Wir wollen alle unſere Fähigkeiten ausbilden, eben nur um dieſe Beſtimmung zu erfüllen. Du wirſt mich, ich werde

Dich darin unterſtützen und daher künftig in dieſem Aufſatze fortfahren.

Wie ich auf die Idee des Ganzen gekommen bin, das wirſt Du in der Folge leicht errathen. — Wie ich auf den Gedanken gekommen bin, Dich vor religiöſen Grübeleien zu warnen, das will ich Dir hiermit ſagen. Nicht weil ſie etwa von Dir ſehr zu befürchten wären, ſondern darum, weil ich eben gerade in einer Stadt lebe, wo man über die Andacht die Thätigkeit ganz vergißt, und auch darum, weil Brokes mich umgiebt, der unaufhörlich mit der Natur im Streit iſt, weil er, wie er ſagt, ſeine ewige Beſtimmung nicht herausfinden kann und daher nichts für ſeine irdiſche thut. Doch darüber in der Folge mehr.

Jetzt muß ich ſchließen. Ich wollte warten, bis ich doch endlich von Dir einen Brief empfangen haben würde, um dies Dir zu melden, aber vergebens. Liebe Wilhelmine Sei ruhig! Ich bleibe Dir herzlich gut, in der feſten Ueberzeugung, daß Du auch mir noch herzlich gut biſt, — wenn Du noch lebſt. — O neue Hoffnung! — Sei ruhig! Mache keine Anſtalten wegen der Briefe. Wenn ich in 3 Tagen keinen erhalte, ſo ſchicke ich ſelbſt einen Laufzettel zurück! Denn geſchrieben haſt Du gewiß. Lebe wohl.

Dein Heinrich.

Dieſem Briefe lag folgender Aufſatz bei, auf welchen in demſelben verwieſen iſt:

Den 16. September 1800 zu Würzburg.

Alle ächte Aufklärung des Weibes beſteht am Ende wohl nur darin, meine liebe Freundin: über die Beſtimmung ſeines irdiſchen Lebens vernünftig nachdenken zu können.

Ueber die Beſtimmung unſeres ewigen Daſeins nachzudenken, auszuforſchen, ob der Genuß der Glückſeligkeit (wie Epikur meinte) oder die Erziehung der Vollkommenheit (wie Leibnitz glaubte) oder die Erfüllung der trockenen Pflicht (wie Kant verſichert) der letzte Zweck des Menſchen ſei, das, liebe Freundinn iſt ſelbſt für Männer unfruchtbar und verderblich! Solche Männer begehen die Unart, die ich beging, als ich mich im Geiſte von Frankfurt nach Stralſund, und von Stralſund wieder im Geiſte nach Frankfurt verſetzte. Sie leben in der Zukunft und vergeſſen darüber, was die Gegenwart von ihnen fordert.

Urtheile ſelbſt, wie können wir beſchränkte Weſen, die wir von der Ewigkeit nur ein ſo unendlich kleines Stück, unſer ſpannenlanges Erdenleben überſehen, wie können wir uns getrauen, den Plan, den die Natur für die Ewigkeit entwarf, zu ergründen? Und wenn dies nicht möglich iſt, wie kann irgend eine gerechte Gottheit von uns verlangen, in dieſem ihren ewigen Plan, einzugreifen, von uns, die wir nicht einmal im Stande ſind, ihn zu denken?

Aber die Beſtimmung unſeres irdiſchen Daſeins, die können wir allerdings unzweifelhaft heraus finden und dieſe zu erfüllen, das kann daher die Gottheit auch wohl mit Recht von uns fordern.

Es iſt möglich, liebe Freundinn, daß mir Deine Religion hierin widerſpricht und daß ſie Dir gebietet, auch etwas für Dein künftiges Leben zu thun. Du wirſt gewiß Gründe für Deinen Glauben haben, ſo wie ich Gründe für den meinigen, und ſo fürchte ich nicht, daß dieſe kleine Religionszwiſtigkeit unſerer Liebe eben großen Abbruch thun wird. Wo nur die Vernunft herrſchend iſt, da vertragen ſich auch die Meinungen leicht, und da die Religionstoleranz ſchon eine

Tugend ganzer Völker geworden iſt, ſo wird es, denke ich, der Duldung nicht ſehr ſchwer werden, in zwei liebenden Herzen zu herrſchen.

Wenn Du Dich alſo durch die Einflüſſe Deiner früheren Erziehung gedrungen fühlteſt, durch die Beobachtung religiöſer Ceremonien auch etwas für Dein ewiges Leben zu thun, ſo würde ich weiter nichts, als Dich warnen, ja nicht darüber Dein irdiſches Leben zu vernachläſſigen.

Denn nur gar zu leicht glaubt man, man habe Alles gethan, wenn man die ernſten Gebräuche der Religion beobachtet, wenn man fleißig in die Kirche geht, täglich betet, und jährlich zweimal das Abendmahl einnimmt.

Und doch ſind dies Alles nur Zeichen eines Gefühls, das auch ganz anders ſich ausdrücken kann. Denn mit demſelben Gefühle, mit welchem Du bei dem Abendmahle das Brod nimmſt, aus der Hand des Prieſters, mit demſelben Gefühle, ſage ich, erwürgt der Mexicaner ſeinen Bruder vor dem Altare ſeines Götzen.

Ich will Dich dadurch nur aufmerkſam machen, daß alle dieſe religiöſen Gefühle nichts ſind, als menſchliche Vorſchriften, die zu allen Zeiten verſchieden waren und noch in dieſem Augenblicke an allen Orten der Erde verſchieden ſind. Darin kann alſo das Weſen der Religion nicht liegen, weil es ja ſonſt höchſt ſchwankend und ungewiß wäre. Wer ſteht uns dafür, daß nicht in Kurzem ein zweiter Luther unter uns aufſteht, und umwirft, was jener baute. Aber in uns flammt eine Vorſchrift — und die muß göttlich ſein, weil ſie ewig und allgemein iſt, ſie heißt: erfülle Deine Pflicht: und dieſer Satz enthält die Lehren aller Religionen.

Alle anderen Sätze folgen aus dieſem und ſind in ihm gegründet, oder ſie ſind nicht darin begriffen, und dann ſind ſie unfruchtbar und unnütz.

Daß ein Gott ſei, daß es ein ewiges Leben, einen Lohn für die Tugend, eine Strafe für das Laſter gebe, das alles ſind Sätze, die in jenem nicht gegründet ſind, und die wir alſo entbehren können. Denn gewiß ſollen wir ſie nach dem Willen der Gottheit ſelbſt entbehren können, weil ſie es uns ſelbſt unmöglich gemacht hat, es einzuſehen und zu begreifen. Würdeſt Du nicht mehr thun, was Recht iſt, wenn der Gedanke an Gott und Unſterblichkeit nur ein Traum wäre? Ich nicht.

Daher bedarf ich zwar zu meiner Rechtſchaffenheit dieſer Sätze nicht; aber zuweilen, wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, erlaube ich mir, mit ſtiller Hoffnung an einen Gott zu denken, der mich ſieht und an eine frohe Ewigkeit, die meiner wartet; denn zu Beiden fühle ich mich doch mit meinem Glauben hingezogen, den mein Herz mir ganz zuſichert, und mein Verſtand mehr beſtätigt, als widerſpricht.

Aber dieſer Glaube ſei irrig oder nicht — gleich viel! Es warte auf mich eine Zukunft oder nicht — gleich viel! Ich erfülle für dieſes Leben meine Pflicht, und wenn Du mich fragſt: warum? ſo iſt die Antwort leicht: eben weil es meine Pflicht iſt.

Ich ſchränke mich daher mit meiner Thätigkeit ganz für dieſes Erdenleben ein. Ich will mich nicht um meine Beſtimmung nach dem Tode kümmern, aus Furcht darüber meine Beſtimmung für dieſes Leben zu vernachläſſigen. Ich fürchte nicht die Höllenſtrafe der Zukunft, weil ich mein eignes Gewiſſen fürchte, und rechne nicht auf einen Lohn jenſeits des Grabes, weil ich ihn mir diesſeits deſſelben ſchon erwerben kann.

Dabei bin ich überzeugt, gewiß in den großen, ewigen Plan der Natur einzugreifen, wenn ich nur den Platz ganz

erfülle, auf den ſie mich in dieſer Erde ſetzte. Nicht umſonſt hat ſie mir dieſen gegenwärtigen Wirkungskreis angewieſen und geſetzt, ich verträumte dieſen und forſchte dem zukünftigen nach — iſt denn nicht die Zukunft eine kommende Gegenwart, und ſoll ich denn auch dieſe Gegenwart wieder verträumen?

Doch ich kehre zu meinem Gegenſtande zurück. Ich habe Dir dieſen Gedanken blos zur Prüfung vorgelegt. Ich fühle mich ruhiger und ſicherer, wenn ich den Gedanken an die dunkle Beſtimmung der Zukunft ganz von mir entferne, und mich allein an die gewiſſe und deutliche Beſtimmung für dieſes Erdenleben halte.

Ich will Dir nun meinen erſten Hauptgedanken erklären. Beſtimmung unſeres irdiſchen Lebens heißt Zweck desſelben, oder die Abſicht, zu welcher uns Gott auf dieſe Erde geſetzt hat.

Vernünftig darüber nachdenken heißt nicht nur dieſen Zweck ſelbſt deutlich kennen, ſondern auch in allen Verhältniſſen unſeres Lebens immer die zweckmäßigſten Mittel zu ſeiner Erreichung herausfinden.

Das, ſagte ich, wäre die ganze wahre Aufklärung des Weibes und die einzige Philoſophie, die ihr anſteht.

Deine Beſtimmung, liebe Freundinn, oder überhaupt die Beſtimmung des Weibes iſt wohl unzweifelhaft und unverkennbar; denn welche andere kann es ſein, als dieſe, Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menſchen zu erziehen?

Und wohl Euch, daß Eure Beſtimmung ſo einfach und beſchränkt iſt! Durch Euch will die Natur nur ihre Zwecke erreichen, durch uns Männer auch der Staat noch die ſeinigen, und daraus entwickeln ſich oft die unſeeligſten Widerſprüche.

(In der Folge mehr.)

XI.

Würzburg, den 19. September 1800.

Und immer noch keine Nachrichten von Dir, meine liebe Freundinn? Giebt es denn keinen Boten, der eine Zeile von Dir zu mir herübertragen könnte? Giebt es denn keine Verbindung mehr zwiſchen uns, keine Wege, keine Brücken? Iſt denn ein Abgrund zwiſchen uns eingeſunken, daß ſich die Länder nicht mehr ihre Arme, die Landſtraßen, zureichen? Biſt Du denn fortgeführt von dieſer Erde, daß kein Gedanke mehr herüberkommt von Dir zu mir, wie aus einer andern Welt? — Oder iſt doch irgend ein Unhold des Mißtrauens zwiſchen uns getreten, mich loszureißen von Deinem Herzen? Und iſt es ihm geglückt, wirklich geglückt? — Wilhelmine! Bin ich Dir nichts mehr werth? Achteſt Du mich nicht mehr? Haſt Du ſie ſchon verdammt, dieſe Reiſe, deren Zweck Du noch nicht kennſt? — Ach, ich verzeihe es Dir. Du wirſt genug leiden durch Deine Reue — ich will Dich durch meinen Unwillen nicht noch unglücklicher machen. Kehre um, liebes Mädchen! Haſt Du Dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, ſo gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdeſt Du, in Kurzem, herüberblicken mit Wehmuth und Trauer zu mir, von dem Du Dich losgeriſſen haſt, gerade da er Deiner Liebe am Würdigſten war? Wie würdeſt Du Dich ſelbſt herabwürdigen, wenn

ich heraufſtiege vor Deinen Augen, geſchmückt mit den Lorbeeren meiner That? Das würdeſt Du nicht ertragen. — Kehre um, liebes Mädchen. Ich will Dir Alles verzeihen. Knüpfe Dich wieder an mich, thue es mit blinder Zuverſicht. Noch weißt Du nicht ganz, wen Du mit Deinen Armen umſtrickſt — aber bald, bald! Und Dein Herz wird Dir beben, wenn Du in meines blicken wirſt, das verſpreche ich Dir!

Haſt Du noch nie die Sonne aufgehen ſehen über einer Gegend, zu welcher Du gekommen warſt im Dunkel der Nacht? — Ich aber habe es. Es war vor drei Jahren im Harze. Ich erſtieg um Mitternacht den Stufenberg hinter Gernerode. Da ſtand ich, ſchauernd, unter den Nachtgeſtalten, wie zwiſchen Leichenſteinen, und kalt wehte mich die Nacht an, wie ein Geiſt, und öde ſchien mir der Berg, wie ein Kirchhof. Aber ich irrte nur, ſo lange die Finſterniß über mich waltete. Denn als die Sonne hinter den Bergen hinauf ſtieg, und ihr Licht ausgoß über die freundlichen Fluren, und ihre Strahlen ſenkte in die grünenden Thäler, und ihren Schimmer heftete um die Häupter der Berge, und ihre Farben malte an die Blätter der Blumen und an die Blüthen der Bäume — ja, da hob ſich das Herz mir unter dem Buſen, denn da ſah ich, und hörte, und fühlte, und empfand nun mit allen meinen Sinnen, daß ich ein Paradies vor mir hatte. — Etwas Aehnliches verſpreche ich Dir, wenn die Sonne aufgehen wird über Deinen unbegreiflichen Freund.

Zuweilen — ich weiß nicht, ob Dir je etwas Aehnliches glückte und ob Du es folglich für wahr halten kannſt — aber ich höre zuweilen, wenn ich in der Dämmerung, einſam, dem wehenden Athem des Weſtwindes entgegen gehe, und beſonders wenn ich dann die Augen ſchließe, ganze

Concerte vollſtändig, mit allen Inſtrumenten, von der zärtlichen Flöte bis zum rauſchenden Contra-Violon.

So entſinne ich mich beſonders einmal als Knabe von neun Jahren, als ich gegen den Rhein und gegen den Abendwind zugleich hinausging und ſo die Wellen der Luft und des Waſſers zugleich mich umtönten, ein ſchmelzendes Adagio gehört zu haben, mit allem Zauber der Muſik, mit allen melodiſchen Wendungen und der ganzen begleitenden Harmonie.

Es war wie die Wirkung eines Orcheſters, wie ein vollſtändiges Vaux-hall: ja ich glaube ſogar, daß Alles, was die Weiſen Griechenlands von der Harmonie der Sphären dichteten, nichts Weicheres, Schöneres, Himmliſcheres geweſen ſei, als dieſe ſeltſame Träumerei.

Und dieſes Concert kann ich mir, ohne Capelle, wiederholen, ſo oft ich will — aber ſobald ein Gedanke daran ſich regt, gleich iſt alles fort, wie weggezaubert durch das magiſche: disparu! — Melodie, Harmonie, Klang, kurz die ganze Sphärenmuſik.

So ſtehe ich nun auch zuweilen an meinem Fenſter, wenn die Dämmerung in die Straße fällt, und öffne das Glas und die Bruſt dem einſtrömenden Abendhauche und ſchließe die Augen, und laſſe ſeinen Athem durch meine Haare ſpielen, und denke nichts und ſpreche: — „O, wenn Du mir doch einen Laut von ihr herüberführen könnteſt, wehender Bote der Liebe! Wenn Du mir doch auf dieſe zwei Fragen: Lebt ſie? Liebt ſie? (mich) ein leiſes ja zuflüſtern könnteſt!“ Das denke ich — und fort iſt das ganze tönende Orcheſter, nichts läßt ſich hören als das Klingeln der Betglocke von den Thürmen der Cathedrale.

Morgen, denke ich dann, morgen wird ein treuerer Bote kommen, als Du biſt! Hat er gleich keine Flügel, um

ſchnell zu ſein, wie Du, ſo trägt er doch auf dem gelben Rocke den doppelten Adler des Kaiſers, der ihn treu und pünktlich und ſicher macht.

Aber der Morgen kommt zwar, doch mit ihm niemand, weder der Bote der Liebe noch der Poſtknecht des Kaiſers.

Gute Nacht! Morgen ein Mehreres! Dir will ich ſchreiben und nicht eher aufhören, als bis Du mir wenigſtens ſchreibſt, Du wollteſt meine Briefe nicht leſen.

Es iſt zwölf Uhr Nachts. Künftig will ich Dir ſagen, warum ich ſo ſpät geſchrieben habe. Gute Nacht, geliebtes Mädchen!

Den 20. September.

Wenn ich nur wüßte, ob alle meine Briefe pünktlich in Deine und keines andern Menſchen Hände gekommen ſind, und ob auch dieſer in die Deinigen kommen wird, ohne vorher von irgend einem Neugierigen erbrochen worden zu ſein, ſo könnte ich Dir ſchon Manches mittheilen, was Dir zwar eben noch keinen Aufſchluß, aber doch Stoff zu richtigen Vermuthungen geben würde. Immer, bei jedem Briefe, iſt es mir, als ob ich ein Vorgefühl hätte, er werde umſonſt geſchrieben, er gehe verloren, ein anderer erbreche ihn, und dergleichen; denn kann es nicht meinen Briefen gehen wie den Deinigen? Und wie würdeſt Du dann zürnen über den Nachläſſigen, Ungetreuen, der die Geliebte vergaß, ſo bald er aus ihren Mauern war, unwiſſend, daß er in jeder Stadt, an jedem Ort an Dich dachte, ja, daß ſeine ganze Reiſe nichts war, als ein langer Gedanke an Dich? — Aber wenn ich denke, daß dieſes Papier, auf das ich jetzt ſchreibe, das unter meinen Händen, vor meinen Augen liegt, einſt in Deinen Händen, vor Deinen Augen ſein wird, dann

— küſſe ich es heimlich, damit es Brokes nicht ſieht, — und küſſe es wieder, das liebe Papier, das Du vielleicht auch an Deine Lippen drücken wirſt, — und bilde mir ein, es wären wirklich Deine Lippen. — Denn, wenn ich die Augen zumache, ſo kann ich mir einbilden, was ich will.

Ich will Dir etwas von meinem hieſigen Leben ſchreiben, und wenn Du etwas daraus errathen ſollteſt, ſo ſei es! — Denn ich ſchicke dieſen Brief nicht eher ab, als bis ich die Nachricht von Dir empfangen habe und folglich beurtheilen kann, ob Du dieſe Vertraulichkeit werth biſt, oder nicht!

Zuerſt muß ich Dir ſagen, daß ich nicht während dieſer ganzen Zeit in dem Gaſthof gewohnt habe, der mich bei meiner Ankunft empfing. Sobald ich ſicher war, nicht nach Straßburg reiſen zu dürfen*), ſo ſah ich voraus, daß ich mich nun hier wohl einige Wochen würde aufhalten müſſen, und miethete mir daher mit Brokes ein eigenes Quartier, um dem theueren Gaſthofe zu entgehen.

Denn ob ich gleich im Ganzen die Koſten der Reiſe nicht geſcheut habe, ja ſelbſt zehnmal ſo viel und noch mehr ihrem Zwecke aufgeopfert haben würde, ſo ſuchen wir doch im Einzelnen unſere Abſicht ſo wohlfeil als möglich zu erkaufen. Indeſſen, ob wir gleich beide die Abſicht haben, zu ſparen, ſo verſtehen wir es doch eigentlich nicht, weder Brokes, noch ich. Dazu gehört ein ewiges Abwiegen des Vortheils, eine ewige Aufmerkſamkeit auf das geprägte Metall, die jungen Leuten mit warmem Blute meiſtens fehlt; beſonders wenn ſie auf Reiſen das große Gepräge der Natur vor ſich ſehen. Indeſſen jede Kleinigkeit, zu ſehr verachtet, rächt ſich, und

*) Das dies ſicher ſei, ſprach er ſchon in dem erſten Briefe von Würzburg (vom 13. September) aus (ſ. oben S. 71).

daher bin ich doch fest entschlossen, mich an eine größere Aufmerksamkeit auf das Geld zu gewöhnen. Recht herzlich lieb ist es mir, an Dir ein ordnungsliebendes Mädchen gefunden zu haben, das auch diese kleine Aufmerksamkeit nicht scheut. Wir beide wollen uns darin theilen. Rechnungen sind doch in einer größeren Oekonomie nothwendig. Im Großen muß sie der Mann führen, im Kleinen die Frau. Ordnung ist nicht ihr einziger Nutzen. Wenn man sich täglich die Summe seines wachsenden Glückes zieht, so mehrt sich die Lust, es zu machen, und am Ende mehrt sich das Glück wirklich. Ich bin überzeugt, daß Mancher Tausende zurücklegte, weil ihm die Berechnung des ersten zurückgelegten Thalers, den er nicht brauchte, und der ihm neue wuchern soll, Freude machte. Doch ich komme zurück. — Wir sind also aus unserm prächtigem Gasthofe ausgezogen, in ein kleines verstecktes Häuschen, das Du gewiß nicht finden solltest, wenn ich es Dir nicht bezeichnete. Es ist ein Eckhaus, auf drei Seiten ganz nahe mit Häusern umgeben, die finster aussehen, wie die Köpfe, die sie bewohnen. Das möchte man, bis auf die Tonne des Diogenes, wohl überhaupt finden, daß das Aeußere der Häuser den Charakter ihrer Bewohner ausdrückt. Hier z. B. hat jedes Haus eine Menge Thüren, und es könnte da Vieles einziehen; aber sie sind verschlossen bis auf eine, und auch diese steht nur dem Seelsorger und einigen Anderen offen. Ebenso haben die Häuser auch einen Ueberfluß von Fenstern, ja, man könnte sagen, die ganze Façade sei nichts als ein großes Fenster, und da könnte dann freilich genug Tageslicht einfallen, aber dicht davor steht eine hohe Kirche oder ein Kloster und es bleibt ewig Nacht. Gerade ohngefähr wie bei den Besitzern. — Unser Zimmer ist indessen ziemlich hell. Wir

haben das Eckzimmer mit 4 Fenstern an 2 Seiten. In Rom war ein Mann, der in Wänden von Glas wohnte, um die ganze Stadt zum Zeugen seiner Handlungen zu machen. Hier würde ganz Würzburg ein Zeuge der unserigen sein, wenn es hier nicht jene jesuitischen Jalousien gäbe, aus welchen man füglich hinaussehen kann, ohne daß man von außen hineinsehen könnte.

Jetzt, da wir so ziemlich Alles gesehen haben in dieser Stadt, sind wir viel zu Hause, Brokes und ich, und lesen und schreiben, wobei mir meine wissenschaftlichen Bücher, die ich aus Frankfurt mitnahm, nicht wenig zu statten kommen. Von der Langenweile, die ich nie empfand, weiß ich also auch hier nichts. Langeweile ist nichts als die Abwesenheit aller Gedanken, oder vielmehr das Bewußtsein, ohne beschäftigende Vorstellung zu sein. Das kann aber einem denkenden Menschen nie begegnen, so lange es noch Dinge überhaupt für ihn auf der Welt giebt; denn an jeden Gegenstand, sei er auch noch so scheinbar geringfügig, lassen sich interessante Gedanken anknüpfen, und das ist eben das Talent der Dichter, welche ebensowenig wie wir in Arkadien leben, aber das Arkadische oder überhaupt Interessante auch an dem Geringsten, das uns umgiebt heraus finden können. Wenn wir weiter nichts zu thun wissen, so treten wir ans Fenster und machen Glossen über die Vorübergehenden, aber gutmüthige, denn wir vergessen nicht daß, wenn wir auf der Straße gehen, die Rollen getauscht sind, und daß die kritisirten Schauspieler dann kritisirende Zuschauer geworden sind, und umgekehrt. Besonders der Markt an den Sonnabenden ist interessant, die Anstalten die nöthig sind, den Menschen 8 Tage lang das Leben zu fristen, der Streit der Vortheile, indem jeder strebt, so wohlfeil zu kaufen und so theuer zu

verkaufen als möglich, auch die Frau an der Ecke, mit einer Schaar von Gänsen, denen die Füße gebunden sind, um sich wie eine französische Mamsell mit ihrem gnädigen Fräulein, denen oft noch obenein die Hände gebunden sind ꝛc. ꝛc.

Unser Wirth heißt übrigens Wirth, und wir befinden uns in diesem doppelten Wirthshause recht wohl. Uns bedient ein Mädchen, mit einer holden Freundlichkeit, und sorgt für uns, wie für Brüder, bringt uns Obst, ohne in allem Ernste Geld zu nehmen, u. s. f. Und wenn uns die Menschen gefallen, die uns gerade umgeben, so gefällt uns die ganze Menschheit. Keine Tugend ist doch weiblicher, als die Sorge für das Wohl Anderer und nichts dagegen macht das Weib häßlicher, und gleichsam der Katze ähnlicher, als der schmutzige Eigennutz, das gierige Einhaschen für den Genuß. Das läßt sich freilich verstecken; aber es giebt eine himmlische Güte des Weibes, Alles, was in ihre Nähe kommt, an sich zu schließen, und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe, wie die Sonne (die wir darum auch Königin nennen, nicht König) alle Sterne, die in ihrem Wirkungsraume schweben, an sich zieht mit sanften, unsichtbaren Banden, und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend — aber das läßt sich nicht anlernen. — — — —

Gute Nacht, Wilhelmine. Es ist wieder 12 Uhr Nachts.

Den 23. September.

Endlich, endlich — ja Du lebst und liebst mich noch! Hier in diesem Briefe ist es enthalten, in dem ersten, den ich seit 3 Wochen von Dir erhielt.

Es ist Deine Antwort auf meinen Dresdner Brief.

Abgeschickt:

d.	1. Brief aus Berlin	7. Brief aus	Dresden
	2. " " Pasewalk	8. " "	Reichenbach
	3. " " Berlin	9. " "	Bayreuth
	4. " " Berlin	10. " "	Würzburg
	5. " " Leipzig	11. " "	Würzburg
	6. " " Dresden	und diesen 12ten*).	

Empfangen 3 Briefe.

Deine Briefe aus Wien werden wohl nun auch bald eintreffen.

Daß Du nach Berlin gegangen bist, ist mir herzlich lieb, wenn Du dort mehr Beruhigung zu finden hoffst, als in Frankfurt; sei vergnügt, denn jetzt darf Dir der Erfolg meines Unternehmens keine Sorge mehr machen. Aber sei auch vernünftig, und kehre ohne Widerwillen nach dem Orte zurück, an dem Du doch noch lange ohne mich wirst leben müssen. Honig wohnt in jeder Blume, Freude an jedem Orte, man muß nur, wie die Bienen, sie zu finden wissen. Und wo kann sie sicherer für Dich blühen als da, wo einst der Schauplatz unsrer ersten Liebe war, und wo auch Deine und meine Familie wohnt? — Doch darüber werde ich Dir

*) Diese Liste der abgesandten Briefe stimmt nicht mit der Reihenfolge der wirklich vorhandenen. Einmal ist darin der Brief von Coblenz bei Pasewalk (No. 5) gar nicht erwähnt. Andererseits fehlen die beiden, in dieser Liste aufgeführten Nr. 3 und No. 4 von Berlin — sie müssen verloren gegangen sein; ebenso der No. 9 aus Bayreuth. No. 8 aus Reichenbach ist der lange, auf verschiedenen Stationen geschriebene Brief, den ich nach der ersten Station, mit „Oederan" bezeichnet habe. Statt der hier zwei notirten Briefe aus Dresden ist im Original nur einer „Dresden" datirt, allerdings in Absätzen und von verschiedenen Tagen.

noch mehr ſchreiben. Jetzt nütze die Veränderung Deines Wohnortes ſo gut Du kannſt. Auf eine kurze Zeit kann Berlin gefallen, auf eine lange nicht, mich nicht — Du müßteſt denn bei mir ſein, denn das habe ich noch nicht verſucht.

Adieu. Halte Dein Wort und kehre zur beſtimmten Zeit wieder nach Frankfurt zurück. Ich werde es auch thun. Lebe wohl und freue Dich auf den nächſten Brief, denn wenn nicht Alles mich täuſcht, ſo — — —

L. M.

XII.

Würzburg, d. 10. October 1800.

Liebe Wilhelmine! Du denkst gewiß heute an mich, so wie ich den ganzen 18. August an Dich dachte, nicht wahr? O mit welcher Innigkeit denke ich jetzt auch an Dich! Und welch' ein unbeschreiblicher Genuß ist mir die Ueberzeugung, daß unsere Gedanken sich gewiß jetzt in diesem Augenblicke begegnen! Ja, mein Geburtstag ist heute*), und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die heute Dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck Deiner Hand, der mir alle diese Wünsche mit einem mal mittheilt. Ja, sie werden erfüllt werden alle diese Wünsche, sei davon überzeugt, ich bin es. Wenn uns ein König ein Ordensband wünscht, heißt das nicht ihn uns versprechen? Er selbst hat die Erfüllung

*) Bis vor Kurzem hatte man, dem Vorgange Tiecks in dessen Vorrede zu H. v. Kleists „Werken" folgend, den Geburtstag des Dichters auf den 10. October (1776) gesetzt. Neuerdings nun hat R. Siegen auf Grund eines aus dem Garnisonsbuch zu Frankfurt a. O. extrahirten Taufscheines dies für unrichtig und den 18. October 1777 für den wahren Geburtstag des Dichters erklärt. Die obige Briefstelle zeigt, daß Kleist selbst der Ueberzeugung war, er sei am 10. October geboren. Das Datum „10. October" (nicht etwa: 18.) ist deutlich im Original geschrieben; auch Bülow hat es, der nach einer von der Braut besorgten Abschrift (welche letztere doch gewiß den Geburtstag Kleists kannte) seine Briefe veröffentlichte. Ein Irthum oder Schreibfehler ist auch dadurch ausgeschlossen, daß auf diesen Brief vom 10. einer vom 11. October folgt.

ſeines Wunſches in ſeiner Hand — Du auch, liebes Mädchen. Alles, was ich Glück nenne, kann nur von Deiner Hand mir kommen, und wenn Du mir dieſes Glück wünſcheſt, ja dann kann ich wohl ganz ruhig in die Zukunft blicken, dann wird es mir gewiß zu Theil werden. Liebe und Bildung das iſt alles, was ich begehre, und wie froh bin ich, daß die Erfüllung dieſer beiden unerläßlichen Bedürfniſſe, ohne die ich jetzt nicht mehr glücklich ſein könnte, nicht von dem Himmel abhängt, der, wie bekannt, die Wünſche der armen Menſchen ſo oft unerfüllt läßt, ſondern einzig und allein von Dir.

Du haſt doch meinen letzten Brief, den ich am Anfange dieſes Monats ſchrieb*), und den ich einen Haupt-Brief nennen mögte, wenn nicht bald ein zweiter erſchiene, der noch wichtiger ſein wird — Du haſt ihn doch erhalten? Vielleicht haſt Du ihn in dieſen Tagen empfangen, vielleicht empfängſt Du ihn in dieſem Augenblicke. — O wenn ich jetzt neben Dir ſtehen könnte, wenn ich Dir dieſen unverſtändlichen Brief erklären dürfte, wenn ich Dich vor Mißverſtändniſſen ſichern könnte, wenn ich jede unwillige Regung Deines Geſichtes gleich in dem erſten Augenblicke der Entſtehung unterdrücken dürfte. — — Zürne nicht, liebes Mädchen,

*) Ein früherer Brief aus dem October („vom Anfang dieſes Monats") als dieſer hier vom 10. October findet ſich nicht vor; erſcheint verloren gegangen zu ſein. Es läßt ſich daher auch nicht erkennen, warum Kleiſt von jenem Briefe „Mißverſtändniſſe", wohl gar eine Verletzung ſeiner Braut beſorgte. Höchſtens könnte man (aus den weiter unten folgenden Worten: „Ich verſprach Dir ꝛc.") vermuthen, die Braut habe über ſeinen längeren geheimnißvollen Aufenthalt in Würzburg ſich beſorgt oder mißbilligend geäußert und Kleiſt habe darauf unfreundlich geantwortet.

BIBLIOTHECA REGIA

ehe Du mich ganz verſtehſt! Wenn ich mich gegen Dich vergangen habe, ſo habe ich es auch durch die theuerſten Opfer wieder gutgemacht. Laß mir die Hoffnung, daß Du mir verzeihen wirſt, ſo werde ich den Muth haben, Dir Alles zu bekennen. Höre nur erſt mein Bekenntniß an, und ich bin gewiß, daß Du dann nicht mehr zürnen wirſt.

Ich verſprach Dir in jenem Briefe, entweder in 8 Tagen von hier abzureiſen, oder Dir zu ſchreiben. Dieſe Zeit iſt verſtrichen, und das erſte war noch nicht möglich. Beunruhige Dich nicht — meine Abreiſe kann morgen oder übermorgen und an jedem Tage erfolgen, der mir etwas Noch zuerwartendes überbringt. In der Folge werde ich mich deutlicher darüber erklären, laß das jetzt ruhen. Jetzt will ich mein Verſprechen erfüllen und Dir, ſtatt meiner, wenigſtens einen Brief ſchicken. Sei jetzt zufrieden mit dieſem Stellvertreter, bald wird die Poſt mich ſelbſt zu Dir tragen.

Aber von unſerem Hauptgegenſtande kann ich Dir jetzt noch nicht mehr ſchreiben, denn ich muß erſt wiſſen, wie Du jenen letzten Brief aufgenommen haſt. Alſo von etwas Anderem.

In meiner Seele ſieht es aus wie in dem Schreibtiſch eines Philoſophen, der ein neues Syſtem erſann, und einzelne Hauptgedanken auf zerſtreute Papiere niederſchrieb. Eine große Idee — für Dich, Wilhelmine, ſchwebt mir unaufhörlich vor der Seele. Ich habe Dir den Hauptgedanken ſchon am Schluſſe meines letzten Briefes, auch ſchon vorher auf einem einzelnen Blatte mitgetheilt. Du haſt ihn doch noch nicht vergeſſen? — —

Ich erſuchte Dich doch einſt mir aufzuſchreiben, was Du Dir denn eigentlich von dem Glücke einer künftigen Ehe verſprächſt? Erräthſt Du nicht, warum? Doch wie kannſt

Du das errathen! — Ich ſehe mit Sehnſucht dieſem Aufſatz entgegen, den ich immer noch nicht von Wien erhalten habe. Sein erſtes Blatt, das Du mir mittheilteſt, und das mir eine unausſprechliche, aber bitterſüße Freude gewährte, ſcheuchte mich aus Deinen Armen und beſchleunigte meine Abreiſe.

Weißt Du wohl noch mit welcher Bewegung ich es am Tage vor unſerer Trennung durchlas, und wie ich es unruhig mit mir nach Hauſe nahm — und weißt Du auch was ich da, als ich allein war mit dieſem Blatte, alles empfand? Es zog mein ganzes Herz an Dich, aber es ſtieß mich zugleich unwiderruflich aus Deinen Armen. — Wenn ich es jetzt wieder leſen werde, ſo wird es mich dahin zurückführen. Damals war ich Deiner nicht würdig, jetzt bin ich es. Damals meinte ich, daß Du ſo gut, ſo edel, ſo achtungswürdig, ſo werth des höchſten Glückes warſt, jetzt wird es mein Stolz und mein Entzücken ſein. Damals quälte mich das Bewußtſein, Deine heiligſten Anſprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — — Doch ſtill!

Jetzt, Wilhelmine, werde auch ich Dir mittheilen, was ich mir von dem Glücke einer künftigen Ehe verſpreche. Ehemals durfte ich das nicht, aber jetzt — o Gott! Wie froh macht mich das! — Ich werde Dir die Gattin beſchreiben, die mich jetzt glücklich machen kann — — und das iſt die große Idee, die ich für Dich im Sinne habe. Das Unternehmen iſt groß, aber der Zweck iſt es auch. Ich werde jede Stunde, die mir meine künftige Lage übrig laſſen wird, dieſem Geſchäfte widmen. Das wird meinem Leben neuen Reiz geben, und uns Beide ſchneller durch die Prüfungszeit führen, die uns bevorſteht. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig ſein. Fürchte nicht, daß die beſchriebene Gattin nicht von Erde ſein wird, und daß ich ſie erſt in

dem Himmel finden werde. Ich werde ſie in 5 Jahren auf dieſer Erde finden und mit meinen irdiſchen Armen umſchließen. — Ich werde von der Lilie nicht verlangen, daß ſie in die Höhe ſchießen ſoll, wie die Ceder, und der Taube kein Ziel ſtecken, wie dem Adler. Ich werde aus der Leinwand kein Bild hauen und auf dem Marmor nicht mahlen. Ich kenne die Maſſe, die ich vor mir habe und weiß, wozu ſie taugt. Es iſt ein Erz mit gediegenem Golde und mir bleibt nichts übrig, als das Metall von dem Geſtein zu ſcheiden. Klang und Gewicht und Unverletzbarkeit in der Feuerprobe hat es von der Natur erhalten, die Sonne der Liebe wird ihm Schimmer und Glanz geben, und ich habe nach der metallurgiſchen Scheidung nichts weiter zu thun, als mich zu erwärmen und zu ſonnen in den Strahlen, die ſeine Spiegelfläche auf mich zurückwirft.

Ich ſelbſt fühle wie matt dieſe Bilderſprache gegen den Sinn iſt, der mich belebt. — — O wenn ich Dir nur einen Strahl von dem Feuer mittheilen könnte, das in mir flammt! Wenn Du es ahndeſt, wie der Gedanke, aus Dir einſt ein vollkommenes Weſen zu bilden, jede Lebenskraft in mir erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Thätigkeit ſetzt! — Du wirſt es mir kaum glauben, aber ich ſehe oft ſtundenlang aus dem Fenſter und gehe in 10 Kirchen und beſehe dieſe Stadt von allen Seiten, und ſehe dort nichts, als ein einziges Bild — Dich, Wilhelmine, und zu Deinen Füßen zwei Kinder, und auf Deinem Schooße ein drittes, und höre, wie Du den kleinſten ſprechen, den mittleren fühlen, den größten denken lehrſt, und wie Du den Eigenſinn des Einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des Anderen zu Freimüthigkeit, die Schüchternheit des Dritten zu Beſcheidenheit, und die Neugierde Aller zu Wißbegierde umzu-

bilden weißt, sehe, wie Du ohne viel zu plaudern, durch Beispiele Gutes lehrst und wie Du ihnen in Deinem eignen Bilde zeigst, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist. — — Ist es ein Wunder, Wilhelmine, wenn ich für diese Empfindungen die Sprache nicht finden kann?

O lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: ich bin zu einer Mutter gebohren! Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunsch fahre zurück von diesem undurchdringlichen Harnisch. Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts, was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menschen ist. Dahin richte Dein heiligstes Bestreben! Das ist das Einzige, was Dir die Erde einst verdanken kann. Gehe nicht von ihr, wenn sie sich schämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menschen-Alter getragen zu haben! Verachte alle die niederen Zwecke des Lebens! Dieser einzige wird Dich über alle erheben. In ihm wirst Du Dein wahres Glück finden, alle andern können Dich nur auf Augenblicke vergnügen. Es wird Dir Achtung für Dich selbst einflößen, alles andere kann nur Deine Eitelkeit kitzeln; und wenn Du einst an seinem Ziele stehst, so wirst Du mit Selbstzufriedenheit auf Deine Jugend zurückblicken, und nicht wie Tausend andere unglückliche Geschöpfe Deines Geschlechts die versäumte Bestimmung und das versäumte Glück in bitterer Stunde der Einsamkeit beweinen.

Liebe Wilhelmine, ich will nicht, daß Du aufhören sollst, Dich zu putzen, oder in frohe Gesellschaften zu gehen, oder zu tanzen; aber ich mögte Deiner Seele nur den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden giebt, als die uns aus dem Spiegel, oder aus dem Tanzsaale entgegen

lächeln. Das Gefühl, im Innern ſchön zu ſein, und das Bild das uns der Spiegel des Bewußtſeins in der Stunde der Einſamkeit zurückwirft, das ſind Genüſſe, die allein unſere heiße Sehnſucht nach Glück ganz ſtillen können. Dieſer Gedanke möge Dich auf alle Deine Schritte begleiten; vor den Spiegel, in Geſellſchaften, in den Tanzſaal. Bringe der Mode, oder vielmehr dem Geſchmack die kleinen Opfer, die er nicht ganz mit Unrecht von jungen Mädchen fordert, arbeite an Deinem Putze, frage den Spiegel, ob Dir die Arbeit gelungen iſt — aber eile mit dem allen und kehre ſo ſchnell als möglich zu Deinem höchſten Zwecke zurück. Beſuche den Tanzſaal — aber ſei froh, wenn Du von einem Vergnügen zurückkehrſt, wobei nur die Füße ihre Rechnung fanden, das Herz aber und der Verſtand den Pulsſchlag ihres Lebens ganz ausſetzten, und das Bewußtſein gleichſam ganz ausgelöſcht war. Gehe in frohe Geſellſchaften, aber ſuche Dir immer den Beſſeren, Edleren heraus, den, von dem Du etwas lernen kannſt — denn das darfſt Du in keinem Augenblick Deines Lebens verſäumen. Jede Minute, jeder Menſch, jeder Gegenſtand kann Dir eine nützliche Lehre geben, wenn Du ſie nur zu entwickeln verſtehſt — doch von dieſem Gegenſtande ein andermal mehr.

Und ſo laß uns denn beide, Hand in Hand unſerem Ziele entgegen gehen, jeder dem ſeinigen, das ihm zunächſt liegt, und wir beide dem letzten, nach dem wir beide ſtreben. Dein nächſtes Ziel ſei, Dich zu einer Mutter, das meinige, mich zu einem Staatsbürger zu bilden, und das fernere Ziel, nach dem wir beide ſtreben, und das wir uns beide wechſelſeitig ſichern können, ſei das Glück der Liebe.

Gute Nacht, Wilhelmine, meine Braut, einſt meine Gattin, einſt die Mutter meiner Kinder.

d. 11. October.

Ich will aus dieſem Briefe kein Buch machen, wie aus dem vorigen, und Dir daher nur kurz noch Einiges vor dem Abgange der Poſt mittheilen.

Ich finde jetzt die Gegend um dieſe Stadt weit angenehmer, als ich ſie bei meinem Einzuge fand; ja ich mögte faſt ſagen, daß ich ſie jetzt ſchön finde — und ich weiß nicht ob ſich die Gegend verändert hat, oder das Herz, das ihren Eindruck empfieng. Wenn ich jetzt auf der ſteinernen Mainbrücke ſtehe, die das Citadell von der Stadt trennt, und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tauſend Krümmungen hervorſtrömt und unter meinen Füßen weg flieſst, ſo iſt es mir, als ob ich über ein Leben erhaben ſtände. Ich ſtehe daher gern am Abend auf dieſem Gewölbe und laſſe den Waſſerſtrom und den Luftſtrom mir entgegen rauſchen. Oder ich kehre mich um, und verfolge den Lauf des Fluſſes bis er ſich in die Berge verliert, und verliere mich ſelbſt dabei in ſtille Betrachtungen. Beſonders ein Schauſpiel iſt mir ſehr merkwürdig. Gerade aus ſtrömt der Main von der Brücke weg, und pfeilſchnell, als hätte er ſein Ziel ſchon im Auge, als ſollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es, ungeduldig, auf dem kürzeſten Wege ereilen — aber ein Rebenhügel beugt ſeinen ſtürmiſchen Lauf, ſanft aber mit feſtem Sinn, wie eine Gattinn den ſtürmiſchen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit edler Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird — — und er ehrt die beſcheidene Warnung und folgt der freundlichen Weiſung, und giebt ſein voreiliges Ziel auf und durchbricht den Rebenhügel nicht, ſondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe, ſeine blumigen Füße ihm küſſend.

Selbſt von dem Berge aus, von dem ich Würzburg

zuerſt erblickte gefällt es mir jetzt, und ich mögte faſt ſagen, daß es von dieſer Seite am ſchönſten ſei. Ich ſahe es letztin von dieſem Berge in der Abenddämmerung, nicht ohne inniges Vergnügen. Die Höhe ſenkt ſich allmählig herab und in der Tiefe liegt die Stadt. Von beiden Seiten hinter ihr ziehen im halben Kreiſe Bergketten ſich heran, und nähern ſich freundlich, als wollten ſie ſich die Hände geben, wie ein Paar alte Freunde nach einer langen verfloſſenen Beleidigung — aber der Main trit*) zwiſchen ſie, wie die bittere Erinnerung, und ſie wanken, und keiner wagt es, zuerſt hinüber zu ſchreiten, und folgen beide langſam dem ſcheidenden Strome, wehmüthige Blicke über die Scheidewand wechſelnd.

In der Tiefe, ſagte ich, liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphiteaters. Die Terraſſen der umſchließenden Berge dienten ſtatt der Logen. Weſen aller Art blickten als Zuſchauer voll Freude herab und ſangen und ſprachen Beifall, oben in der Loge des Himmels ſtand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauſpielhauſes ſank der Kronleuchter der Sonne herab, und verſteckte ſich hinter die Erde — denn es ſollte ein Nachtſtück aufgeführt werden. Ein blauer Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war, als wäre der azurne Himmel ſelbſt hernieder geſunken auf die Erde. Die Häuſer in der Tiefe lagen in dunkeln Maſſen da, wie das Gehäuſe eier Schnecke, hoch empor in die Nachtluft ragten die Spitzen der Thürme, wie die Fühlhörner eines Inſectes, und das Klingeln der Glocken klang wie der heiſere Ruf des Heimchens — und hinten ſtarb die Sonne, aber hochroth glühend vor Entzücken, wie ein Held,

*) Hier in deutlich „trit" geſchrieben, wie oben „leptin"

und das blasse Zodiakallicht umschimmerte sie, wie eine Glorie das Haupt eines Heiligen. — —

Vorgestern ging ich aus, einen andern Berg von der Nordseite zu ersteigen. Es war ein Weinberg, und ein enger Pfad führte durch gesegnete Rebenstangen auf seinen Gipfel. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Berg so hoch sei — und er war es vielleicht auch nicht, aber sie hatten aus den Weinbergen alle Steine rechts und links in diesen Weg geworfen, das Ersteigen zu erschweren — — gerade wie das Schicksal oder die Menschen mir auf den Weg zu dem Ziele, das ich nun doch erreicht habe. Ich lachte über diese auffallende Aehnlichkeit — liebes Mädchen, Du weißt noch nicht Alles, was mir in Berlin und in Dreßden, in Baireuth, ja selbst hier in Würzburg begegnet ist, das Alles wird noch einen langen Brief kosten. Damals ärgerte ich mich aber so über die Steine, die mir in den Weg geworfen wurden, ließ mich aber nicht stören, vergoß zwar heiße Schweißtropfen, aber erreichte doch, wie vorgestern, das Ziel. Das Ersteigen der Berge, wie der Weg zur Tugend, ist besonders wegen der Aussicht, die man oben vor sich hat, beschwerlich. Drei Schritte weit sieht man, weiter nicht, und nichts als die Stufen, die erstiegen werden müssen, und kaum ist ein Stein überschritten, gleich ist ein anderer da, und jeder Fehltritt schmerzt doppelt, und die ganze Mühseeligkeit wird gleichsam wiedergekaut — — aber man muß an die Aussicht denken wenn man den Gipfel erstiegen hat. O wie herrlich war der Anblick des Mainthales von dieser Höhe! Hügel und Thäler und Wasser, und Städte und Dörfer, alles durcheinander wie ein gewirkter Fußteppich! Der Main wandte sich bald links, bald rechts und küßte bald den einen, bald den andern Rebhügel und wankte zwischen beiden Ufern, die ihm

gleich theuer ſchienen, wie ein Kind zwiſchen Vater und Mutter. Der Felſen mit der Citadelle ſah ernſt auf die Stadt herab, und bewachte ſie, wie ein Rieſe ſein Kleinod und an den Außenwerken herum ſchlich ein Weg, wie ein Spion, und krümte ſich in jede Baſtion, als ob er recognoſciren wollte, wagte aber nicht in die Stadt zu gehen, ſondern verlor ſich in die Berge. —

Aber keine Erſcheinung in der Natur kann mir eine ſo wehmüthige Freude abgewinnen, als ein Gewitter am Morgen, beſonders wenn es ausgedonnert hat. Wir hatten hier vor einigen Tagen dies Schauſpiel — o es war eine prächtige Scene! Im Weſten ſtand das nächtliche Gewitter und wüthete, wie ein Tyrann, und von Oſten her ſtieg die Sonne herauf, ruhig und ſchweigend, wie ein Held. Und ſeine Blitze warf ihm das Ungewitter ziſchend zu und ſchalt ihn laut mit der Stimme des Donners — er aber ſchwieg der göttliche Stern, und ſtieg herauf, und blickte mit Hoheit herab auf den unruhigen Nebel unter ſeinen Füßen, und ſah ſich tröſtend um nach den andern Sonnen, die ihn umgaben, als ob er ſeine Freunde beruhigen wollte. — Und einen letzten fürchterlichen Donnerſchlag ſchleuderte ihm das Ungewitter entgegen, als ob es ſeinen ganzen Vorrath von Galle und Geifer in einem Funken ausſpeien wollte — aber die Sonne wankte nicht in ihrer Bahn, und nahte ſich unerſchrocken und beſtieg den Thron des Himmels — — und blaß, wie vor Schreck, entfärbte ſich die Nacht des Gewölks und zerſtob, wie dünner Rauch, und ſank unter den Horizont, wenige ſchwache Flüche murmelnd. — —

Aber welch ein Tag folgte dieſem Morgen! Laue Luftzüge wehten mich an, leiſe flüſterte das Laub, große Tropfen fielen mit langen Pauſen von den Bäumen, ein

mattes Licht lag ausgegoſſen über die Gegend, und die ganze Natur ſchien ermattet nach dieſer großen Anſtrengung, wie ein Held nach der Arbeit des Kampfes. — Doch ich wollte ja kein Buch machen und will nun kurz und gut ſchließen. Schreibe mir, ob Du mir verzeihen kannſt, und ſchicke den Brief an Carln, damit ich ihn bei meiner Ankunft in Berlin gleich empfange. Dann ſollſt Du mehr hören.

H. K.

XIII.

Berlin, den 13. November 1800.

Liebe Wilhelmine. Dein Brief hat mir eine ganz außerordentliche Freude gewährt. Dich so anzuschmiegen an meine Wünsche, so innig einzugreifen in mein Interesse — o es soll Dir gewiß einst belohnt werden! Gerade auf diesem Lebenswege, wo Du Alles fahren läßt, was doch sonst die Weiber reizt, Ehre, Reichthum, Wohlleben, gerade auf diesem Wege, wirst Du um so gewisser etwas Anderes finden, das doch mehr werth ist als das Alles — Liebe. Denn, wo es noch andere Genüsse giebt, da theilt sich das Herz, aber wo es nichts giebt als Liebe, da öffnet sich ihr das ganze Wesen, da umfaßt es ihr ganzes Glück, da werden alle ihre unendlichen Genüsse erschöpft — ja, gewiß, Wilhelmine, Du sollst einst glücklich sein.

Aber laß uns nicht blos solchen Träumereien folgen. Es ist wahr, wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsere Hütte umgrenzen wird, und mich in dieser Hütte und Dich und die Wissenschaft, und weiter nichts — o dann sind mir alle Ehrenstellen und alle Reichthümer verächtlich, dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen, als die Erfüllung dieses Wunsches, und als müßte ich unverzüglich an seine Erreichung schreiten. — — Aber die Vernunft muß doch auch mitsprechen und wir

wollen einmal hören, was sie sagt. Wir wollen einmal recht vernünftig diesen ganzen Schrit*) prüfen.

Ich will kein Amt nehmen. Warum will ich es nicht? — O wie viele Antworten liegen mir auf der Seele! Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll thun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbekannten Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein — ich kann es nicht. Ein eigner Zweck steht mir vor Augen, nach ihm werde ich handeln müssen und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin suchen, die Aussprüche meiner Vernunft geltend zu machen, gegen den Willen meiner Obern —. nein, Wilhelmine, es geht nicht, ich passe mich**) für kein Amt. Ich bin auch wirklich zu ungeschickt, um es zu führen. Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit, das sind Eigenschaften die bei einem Amte unentbehrlich sind, und die mir doch ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. Aber für die Amtsbesoldung Listen zu schreiben und Rechnungen zu führen — ach, ich würde eilen, eilen, eilen, daß sie nur fertig würden, und zu meinen geliebten Wissenschaften zurückkehren. Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen — nein, Wilhelmine, es geht nicht, es geht nicht. Ja, ich bin selbst zu ungeschickt mir ein Amt zu erwerben. Denn zufrieden mir wirklich Kenntnisse zu erwerben, bekümmert es mich

*) So steht im Original.

**) Desgleichen.

wenig, ob Andere ſie in mir wahrnehmen. Sie zur Schau aufſtellen, oder zum Kauf ausbieten, wäre mir ganz unmöglich — und würde man denjenigen wohl begünſtigen, der den Stolz hat, jede Gunſt zu entbehren, und der durch keine andere Fürſprache ſteigen will, als durch die Fürſprache ſeiner eigenen Verdienſte? — Aber das Entſcheidenſte*) iſt dieſes, daß ſelbſt ein Amt, und wäre es eine Miniſterſtelle, mich nicht glücklich machen kann. Mich nicht, Wilhelmine — denn Eines iſt gewiß, ich bin einmal in meinem Hauſe glücklich, oder niemals, nicht auf Bällen, nicht im Opernhauſe, nicht in Geſellſchaften, und wäre es die Geſellſchaft der Fürſten, ja wäre es die Geſellſchaft unſeres eigenen — Königs — und wollte darum Miniſter werden, um häusliches Glück zu genießen? Wollte ich darum mich in eine Hauptſtadt begraben, und mich in ein Chaos von verwickelten Verhältniſſen ſtürzen, um ſtill und ruhig bei meiner Frau zu leben? Wollte ich mir darum Ehrenſtellen erwerben und mich darum mit Ordensbändern behängen, um Staat zu machen damit vor meinem Weibe und meinen Kindern? Ich will von der Freiheit nicht reden, weil Du mir ſchon einmal Einwürfe dagegen gemacht haſt, ob Du zwar wohl gleich, wie alle Weiber, das nicht recht verſtehen magſt; aber Liebe und Bildung ſind zwei unerläßliche Bedingungen meines künftigen Glückes — — und was könnte mir in einem Amte davon zu Theil werden, als höchſtens ein karger, ſparſamer Theil von beiden? Wollte ich an die Wiſſenſchaft gehen, ſo brächte mir der Secretair einen Stoß von Acten, und wollte ich einen großen Gedanken verfolgen, ſo meldete mir der Kammerdiener, daß

*) So hier und allerwärts im Original.

das Vorzimmer voll Fremde ſtehe. Wollte ich den Abend bei meinem Weibe zubringen, ſo ließe mich der König zu ſich rufen, und um mir auch die Nächte zu rauben, müßte ich in die Provinzen reiſen und die Fabriken zählen. O, wie würde ich den Orden und die Reichthümer und den ganzen Bettel der großen Welt verwünſchen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Beſtimmung ſo unwiederbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnſucht trockenes Brod wünſchen und mit ihm Liebe, Bildung und Freiheit. — Nein, Wilhelmine, ich darf kein Amt wählen, weil ich das ganze Glück, das es gewähren kann, verachte.

Aber darf ich mich auch jedem Amte entziehen? — Ach, Wilhelmine, dieſe ſpitzfindige Frage haben mir ſchon ſo viele Menſchen aufgeworfen. Man müſſe ſeinen Mitbürgern nützlich ſein, ſagen ſie, und darin haben ſie Recht — und darum müſſe man ein Amt annehmen, ſetzen ſie hinzu, aber darin haben ſie Unrecht. Kann man denn nicht Gutes wirken, wenn man auch nicht eben dafür beſoldet wird? O, ich darf nur an Brokes denken —! Wie vieles Gute, Vortreffliche thut täglich dieſer herrliche Menſch. — Und dann, wenn ich einmal auf Koſten der Beſcheidenheit die Wahrheit reden will — habe ich nicht auch während meiner Anweſenheit in Frankfurt unter unſerer Familie manches Gute geſtiftet? — Durch untadelhaften Lebenswandel den Glauben an die Tugend bei Andern ſtärken, durch weiſe Freuden zur Nachahmung reizen, immer dem Nächſten, der es bedarf, helfen mit Wohlwollen und Güte — iſt das nicht auch Gutes wirken? Dich, mein geliebtes Mädchen, ausbilden, iſt das nicht etwas Vortreffliches? — Und dann, mich ſelbſt auf eine Stufe näher der Gottheit zu ſtellen — — o laß mich, laß mich! Das Ziel iſt gewiß

hoch genug und erhaben, da giebt es gewiß Stoff genug zum Handeln — — und wenn ich auf dieser Erde nirgends meinen Platz finden sollte, so finde ich vielleicht auf einem andern Stern einen um so bessern.

Aber kann ich jedes Amt ausschlagen? Das heißt, ist es möglich? — Ach, Wilhelmine, wie gehe ich mit klopfendem Herzen an die Beantwortung dieser Frage! Weißt Du noch am letzten Abend den Erfolg unserer Berechnung —? — Aber ich glaube doch immer noch — ich habe doch noch nicht alle Hoffnung verloren — — sieh, Mädchen, ich will Dir sagen, wie ich zuerst auf den Gedanken kam, daß es wohl möglich sein müsse. Ich dachte Du lebst in Frankfurt, ich in Berlin, warum könnten wir denn nicht, ohne mehr zu verlangen, zusammen leben? Aber das Herkommen will, daß wir ein Haus bilden sollen, und unsere Geburt, daß wir mit Anstand leben sollen — o über die unglückseeligen Vorurtheile! Wie viele Menschen genießen mit Wenigem, vielleicht mit einen Paar Hundert Thalern das Glück der Liebe — und wir sollten es entbehren, weil wir von Adel sind? Da dachte ich, weg mit allen Vorurtheilen, weg mit dem Adel, weg mit dem Stande — gute Menschen wollen wir sein, und uns mit der Freude begnügen, die die Natur uns spendet. Lieben wollen wir uns, und bilden und dazu gehört nicht viel Geld — aber doch etwas, doch etwas — und ist das, was wir haben, wohl hinreichend? Ja, das ist eben die große Frage. O, wenn ich warten wollte, bis ich mir etwas erwerben kann, oder will, o dann bedürften wir weiter nichts, als Geduld, denn das ist mir in der Folge gewiß. — Laß mich ganz aufrichtig sein, liebes Mädchen. Ich will von mir mit Dir reden, als spräche ich mit mir selbst. Gesetzt, Du findest die Rede eitel, was

ſchadet es? Du biſt nichts anderes als ich, und vor Dir will ich nicht beſſer erſcheinen, als vor mir ſelbſt, auch Schwäche will ich vor Dir nicht verſtecken. Alſo aufrichtig und ohne allen Rückhalt!

Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, ſeltene Fähigkeiten, meine ich. — Ich glaube es, weil mir keine Wiſſenſchaft zu ſchwer wird, weil ich raſch darin vorrücke, weil ich manches ſchon aus eigener Erfindung hinzugethan habe — und am Ende glaube ich es auch darum, weil alle Leute es mir ſagen. — Alſo kurz, ich glaube es. Da ſtände mir nun für die Zukunft das ganze ſchriftſtelleriſche Fach offen. Darin fühle ich, daß ich ſehr gern arbeiten würde. — O da iſt die Ausſicht auf Erwerb äußerſt vielſeitig. Ich könnte nach Paris gehen und die neueſte Philophie in dieſes neugierige Land verpflanzen — doch das ſiehſt Du Alles ſo vollſtändig nicht ein, als ich. Da müßteſt Du ſchon meinen bloßen Verſicherungen glauben und ich verſichere Dir hiermit, daß, wenn Du mir nur ein Paar Jahre, höchſtens ſechs, Spielraum giebſt, ich dann gewiß Gelegenheit finden werde, mir Geld zu erwerben.

Aber ſo lange ſollen wir noch getrennt ſein —? Liebe Wilhelmine, ich will auch hierin ganz aufrichtig ſein. Ich fühle, daß es mir nothwendig iſt, bald ein Weib zu haben. Dir ſelbſt wird meine Ungeduld nicht entgangen ſein — ich muß dieſe unruhigen Wünſche, die mich unaufhörlich wie Schulden mahnen, zu befriedigen ſuchen. Sie ſtören mich in meinen Beſchäftigungen — auch damit ich moraliſch gut bleibe, iſt es nöthig. Sei aber ganz ruhig, ich bleibe es gewiß. Nur kämpfen möchte ich nicht gern. Man muß ſich die Tugend ſo leicht machen, als möglich. Wenn ich nur erſt ein Weib habe, ſo werde ich meinem Ziele ganz

ruhig und ganz ſicher entgegen gehen — aber bis dahin — o werde bald, bald, bald mein Weib!

Alſo ich wünſche es mit meiner ganzen Seele und entſage dem ganzen prächtigen Bettel von Adel und Stand und Ehre nnd Reichthum, wenn ich nur Liebe bei Dir finde. Wenn es nur möglich iſt, daß wir ſo ohne Mangel beieinander leben können, etwa ſechs Jahre lang, nämlich bis ſo lange, wo ich mir etwas zu erwerben hoffe und dann bin ich glücklich.

Aber iſt dies möglich —? O Du gutes treffliches Mädchen! Iſt es möglich, ſo iſt es nur durch Dich möglich. Hätte mich mein Schickſaal zu einem andern Mädchen geführt, das nicht ſo anſpruchslos und genügſam wäre, wie Du, ja dann müßte ich dieſen innigſten Wunſch unfehlbar unterdrücken. Aber auch Du willſt nichts, als Liebe und Bildung — o beides ſollſt Du von mir erhalten, von der erſten mehr ſelbſt, als Du fordern wirſt, von der anderen, ſo viel ich geben kann, aber beides mit Freuden. Ich erwarte mit Sehnſucht Deine Berechnung. Du kannſt das Alles beſſer prüfen als ich. Aber laß Dich nicht verführen von Deiner Liebe. Sei karg gegen mich, aber nicht gegen Dich. Nein, ich ſchwöre Dir, ich will Dich mit dieſer ſcheinbaren Selbſtverleugnung nicht an Edelmuth übertreffen. Setze alſo nicht vergeblich Edelmuth an Edelmuth, das würde unſer beiderſeitiges Intereſſe verwirren. Laß uns wahr ſein, ohne geſchraubte Tugend. Wenn ich weniger verlange, als Du, ſo iſt das keine Selbſtverleugnung, die mir ein Opfer koſtet. Ich fühle, daß ich wirklich wenig bedarf und mit wahrer Freude würde ich ſelbſt manches entbehren, um Dich damit froher zu machen. Das iſt mein Ernſt, Wilhelmine, alſo laß mir dieſe Freude. Ueberfluß wirſt

Du nicht verlangen, aber an dem Nothwendigen ſoll es Dir niemals fehlen, o niemals, denn das würde mich ſelbſt unglücklich machen. Alſo ſei nicht karg gegen Dich in der Berechnung. Fordere lieber mehr, als Du brauchſt, als weniger. Es ſteht ja doch in der Folge bei Dir, mir zufließen zu laſſen, was Du übrig haſt, und dann werde ich es gewiß immer gern von Dir annehmen. Iſt es unter dieſen Bedingungen nicht möglich, daß wir uns bald vereinigen — — nicht möglich, nun denn, ſo müſſen wir auf günſtigere Zeiten hoffen, — aber das Schrecklichſte wäre mir, Dich betrogen zu haben, Dich, die mich ſo innig liebt — o weg mit dem abſcheulichen Gedanken.

Indeſſen ich weiß doch noch ein Mittel, ſelbſt wenn unſer Vermögen Deiner Berechnung nicht entſpräche. Es iſt dieſes, mir durch Unterricht wenigſtens jährlich ein Paar Hundert Thaler zu erwerben. Lächle nicht, und bemühe Dich nur ja, alle Vorurtheile zu bekämpfen. Ich bin ſehr feſt entſchloſſen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beſchloſſen. Shakeſpeare war ein Pferdejunge und jetzt iſt er die Bewunderung der Nachwelt. Wenn Dir auch die eine Art von Ehre entgeht, ſo wird Dir doch vielleicht einſt eine andere zu Theil werden, die höher iſt. — Wilhelmine, warte zehn Jahre und Du wirſt (mich) nicht ohne Stolz umarmen.

Mein Plan in dieſem Fall wäre dieſer. Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, etwa in dem ſüdlichen Theile, in der franzöſiſchen Schweiz, in dem ſchönſten Erdſtriche von Europa — und zwar aus dieſem Grunde, um Unterricht dort in der deutſchen Sprache zu geben. Du weißt, wie überhäuft mit Stunden hier bei uns die Emi-

girten ſind, das möchte in Frankreich noch mehr der Fall ſein, weil es da weniger Deutſche giebt, und doch von der Academie und von allen franzöſiſchen Gelehrten unaufhörlich die Erlernung der deutſchen Sprache anempfohlen wird, weil man wohl einſieht, daß jetzt von keinem Volke der Erde mehr zu lernen iſt, als von dem deutſchen. Dieſer Aufenthalt in Frankreich wäre mir aus 3 Gründen lieb. Erſtlich, weil es mir in dieſer Entfernung leicht werden würde, ganz nach meiner Neigung zu leben, ohne die Rathſchläge guter Freunde zu hören, die mich, und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verſtehen; zweitens, weil ich ſo ein Paar Jahre lang ganz unbekannt leben könnte und ganz vergeſſen werden würde, welches ich recht eigentlich wünſche; und drittens, welches der Hauptgrund iſt, weil ich mir da recht die franzöſiſche Sprache aneignen könnte, welches zu der entworfenen Verpflanzung der neueſten Philoſophie in dieſes Land, wo man von ihr noch gar nichts weiß, nothwendig iſt. — Schreibe mir unverhohlen Deine Meinung über dieſes. — Aber, daß ja Niemand etwas von dieſem Plane erfährt! Wenn Du nicht mein künftiges Weib wärſt, ſo hätte ihn vor der Ausführung kein Menſch erfahren. — Lerne nur auf jeden Fall recht fleißig die franzöſiſche Sprache. — Wie Vater zur Einwilligung zu bringen iſt, davon ein ander mal. — Iſt das Alles nicht ausführbar, ſo bleibt uns bis zum Tode Eins gewiß, nämlich meine Liebe Dir, und Deine Liebe mir. Ich wenigſtens gebe nie einem andern Mädchen meine Hand, als Dir.

Und nun muß ich ſchließen. Ich kann jetzt nicht mehr ſo lange Briefe ſchreiben, als auf der Reiſe, denn jetzt muß ich für Dich und mich arbeiten. Und doch habe ich Dir noch ſo Vieles zu ſagen, z. B. über Deine Bildung. O,

wenn ich bei Dir wäre, ſo wäre das Alles weit kürzer abgemacht. Ich wollte Dir bei meiner Anweſenheit in Frankfurt vorſchlagen, ob Du Dir nicht ein Tagebuch halten wollteſt, nämlich ob Du nicht alle Abende aufſchreiben wollteſt, was Du am Tage ſahſt, dachteſt, fühlteſt, und denke einmal darüber nach, ob das gut wäre. Wir werden uns in dieſem unruhigem Leben ſo ſelten unſerer bewußt — die Gedanken und die Empfindungen verhallen wie ein Flötenton im Orkane — ſo manche Erfahrung geht ungenutzt verloren — das Alles kann ein Tagebuch verhüten.

Auch lernen wir dadurch Freude aus uns ſelbſt entwickeln, und das möchte wohl gut ſein für Dich, da Du von außen, außer von mir, wenige Freuden empfangen wirſt. Das könnteſt Du mir dann von Zeit zu Zeit mittheilen — aber Du müßteſt Dich darum nicht weniger ſtrenge prüfen — ich werde nicht hart ſein — denke an Deine Verzeihung meines Fehltrittes. — Ich werde Dir auch in meinen Briefen alles mittheilen, was mir begegnet. — Adieu. Ich küſſe Dein Bild. H. K.

XIV.

Berlin, den 16. November 1800.

Für Wilhelminen.

Man erzählt von Newton, es sei ihm, als er einst unter einer Allee von Fruchtbäumen spazieren ging, ein Apfel von einem Zweige vor die Füße gefallen. Wir beide würden bei dieser gleichgültigen und unbedeutenden Erscheinung, nicht viel Interessantes gedacht haben. Er aber knüpfte an die Vorstellung der Kraft, welche den Apfel zur Erde trieb, eine Menge von folgenden Vorstellungen, bis er durch eine Reihe von Schlüssen zu dem Gesetze kam, nach welchem die Weltkörper sich schwebend in dem unendlichen Raume erhalten.

Galilei mußte zuweilen in die Kirche gehen. Da mochte ihm wohl das Geschwätz des Pfaffen auf der Kanzel ein wenig langweilig sein, und sein Auge fiel auf den Kronleuchter, der von der Berührung des Ansteckens noch in schwebender Bewegung war. Tausende von Menschen würden, wie das Kind, das die schwebende Bewegung der Wiege selbst fühlt, dabei vollends eingeschlafen sein. Ihm aber, dessen Geist immer schwanger war mit großen Gedanken, ging plötzlich ein Licht auf und er erfand das Gesetz des Pendels, in der Naturwissenschaft von der äußersten Wichtigkeit.

Es war, dünkt mich, Pilatre, der einst aus seinem Zimmer den Rauch betrachtete, der aus einer Feuereſſe wirbelnd in die Höhe ſtieg. Das mochten wohl viele Menſchen vor ihm auch geſehen haben. Sie ließen es aber dabei bewenden. Ihm aber fiel der Gedanke ein, ob der Rauch, der doch mit einer gewiſſen Kraft in die Höhe ſtieg, nicht auch fähig wäre, mit ſich eine gewiſſe Laſt in die Höhe zu nehmen. Er verſuchte es und ward der Erfinder der Luftſchifffahrtskunſt.

Colomb ſtand gerade an der Küſte von Portugal, als der Wind ein Stück Holz an's Ufer trieb. Ein Andrer an ſeiner Stelle würde dies vielleicht nicht wahrgenommen haben, und wir wüßten vielleicht noch nichts von Amerika. Er aber, der immer aufmerkſam war auf die Natur, dachte, in der Gegend, von welcher das Holz fortſchwamm, müſſe wohl ein Land liegen, weil das Meer keine Bäume trägt, und er ward der Entdecker des neuen Welttheiles.

In einer holländiſchen Grenzfeſtung ſaß ſeit langen Jahren ein Gefangener. In dem Gefängniſſe, glaubt man, laſſen ſich nicht viele intereſſante Betrachtungen anſtellen. Ihm aber war jede Erſcheinung merkwürdig. Er bemerkte eine gewiſſe Uebereinſtimmung in dem verſchiedenen Bau der Spinngewebe mit der bevorſtehenden Witterung, ſo daß er untrüglich das Wetter vorherſagen konnte. Dadurch ward er der Urheber einer höchſt wichtigen Begebenheit. Denn, als in dem franzöſiſchen Kriege Holland unter Waſſer geſetzt worden war, und Pichegru im Winter mit einem Heere über das Eis bis an dieſe Feſtung vordrang, und nun plötzlich Thauwetter einfiel und der franzöſiſche Feldherr, ſeine Armee vor dem Waſſertode zu retten, mit der größten Eilfertigkeit zurückzukehren befahl, da trat dieſer Gefangene

auf und ließ dem General ſagen, er könne ruhig ſtehen bleiben, in 2 Tagen falle wieder Froſt ein, er ſtehe mit ſeinem Kopfe für die Erfüllung ſeiner Prophezeihung — und Holland ward erobert.

Dieſe Beiſpiele mögen hinreichend ſein, Dir, mein liebes Mädchen, zu zeigen, daß nichts in der ganzen Natur unbedeutend und gleichgültig und jede Erſcheinung der Aufmerkſamkeit eines denkenden Menſchen würdig iſt.

Von Dir werde ich freilich nicht verlangen, daß Du durch Deine Beobachtungen die Wiſſenſchaften mit Wahrheiten bereicherſt, aber Deinen Verſtand kannſt Du damit bereichern und tauſendfältig durch aufmerkſame Wahrnehmung aller Erſcheinungen üben.

Das iſt es, liebes Mädchen, wozu ich Dir in dieſem Bogen die Anleitung geben will.

Mir leuchtet es immer mehr und mehr ein, daß die Bücher ſchlechte Sittenlehrer ſind. Was wahr iſt, ſagen ſie uns wohl, auch wohl, was gut iſt, aber es dringt in die Seele nicht ein. Einen Lehrer giebt es, der iſt vortrefflich, wenn wir ihn verſtehen; das iſt die Natur.

Ich will Dir das nicht durch ein langes Geſchwätz beweiſen, ſondern lieber durch Beiſpiele zeigen, die wohl immer, beſonders bei Weibern, die beſte Wirkung thun möchten.

Ich ging an jenem Abend vor dem wichtigſten Tage meines Lebens in Würzburg ſpazieren. Als die Sonne herabſank, war es mir, als ob mein Glück unterginge. Mich ſchauerte, wenn ich dachte, daß ich vielleicht von Allem ſcheiden müßte, von Allem, was mir theuer iſt.

Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Thor ſinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, ſinkt wohl

das Gewölbe nicht, da es doch keine Stütze hat? Es ſteht, antwortete ich, weil alle Steine mit einmal einſtürzen wollen — und ich zog aus dieſem Gedanken einen unbeſchreiblich erquickenden Troſt, der mir bis zu dem entſcheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite ſtand, daß auch ich mich halten würde, wenn Alles mich ſinken läßt.

Das, mein liebes Minchen, würde mir kein Buch geſagt haben, und das nenn' ich recht eigentlich lernen von der Natur.

Einen ähnlichen Troſt hatte ich ſchon auf der Hinreiſe nach Würzburg. Ich ſtand nämlich mit dem Rücken gegen die Sonne und blickte lange in einen lebhaften Regenbogen. So fällt doch, dachte ich, immer ein Strahl von Glück auf unſer Leben, und, wer der Sonne ſelbſt den Rücken kehrt und in die trübe Wetterwolke ſchaut, dem wirft ihr ſchönes Bild der Regenbogen zu.

In jener herrlichen Nacht, als ich von Leipzig nach Dreſden reiſte, dachte ich mit wehmüthiger Freude: am Tage ſehen wir wohl die ſchöne Erde, doch wenn es Nacht iſt, ſehen wir in die Sterne.

O, es giebt Augenblicke, wo uns ſolche Winke der Natur wie die freundliche Rede eines Lehrers entzücken können.

Den 18. November.

Bemühe Dich alſo von jetzt an, recht aufmerkſam zu ſein auf alle Erſcheinungen, die Dich umgeben. Keine iſt unwichtig, jede, auch die ſcheinbar unbedeutendſte, enthält doch etwas, das merkwürdig iſt, wenn wir es nur wahrzunehmen wiſſen. Aber beſtrebe Dich, nicht blos die Erſcheinungen wahrzunehmen, ſondern auch etwas von ihnen zu

lernen. Frage bei jeder Erſcheinung entweder: worauf deutet das hin? nur dann wird die Antwort Dich mit irgend einer nützlichen Lehre bereichern; oder frage wenigſtens, wenn das nicht geht: womit hat das eine Aehnlichkeit? Und dann wird das Auffinden des Gleichniſſes wenigſtens Deinen Verſtand ſchärfen.

Ich will Dir auch dieſes durch einige anleitende Beiſpiele erläutern.

Daß Du nicht wie das Thier den Kopf zur Erde neigſt, ſondern aufrecht gebaut biſt und in den Himmel ſehen kannſt, worauf deutet das hin? — Beantworte mir einmal das?

Du haſt zwei Ohren und doch nur einen Mund. Mit den Ohren ſollſt Du hören, mit dem Munde ſollſt Du reden. — Das hältſt Du wohl für etwas ſehr Gleichgültiges? Und doch läßt ſich daraus eine höchſt wichtige Lehre ziehen. Frage Dich einmal ſelbſt, worauf das hindeutet, daß Du mehr Ohren haſt als Münder? — Troſchke*) könnte die Antwort gebrauchen.

Du allein ſingſt nur Einen Ton, ich allein ſinge auch nur Einen Ton, wenn wir einen Accord hören wollen, ſo müſſen wir beide zuſammen ſingen. — Worauf deutet das hin?

Wenn Du ſpazieren gehſt und in die Sonne blickſt, ſo wenden Dir alle Gegenſtände ihre Schattenſeite zu. — Eine Lehre möchte ſich daraus nicht ziehen laſſen, aber ein ſehr intereſſantes Gleichniß.

Alſo frage Dich einmal, womit hat das eine Aehnlichkeit?

*) Wohl ein gemeinſamer Bekannter, der etwas viel ſprach. Varnhagen nennt unter den Berlinern, die er 1814 in Paris traf, einen Troſchke, ohne jedoch etwas Näheres über ihn auszuſagen.

Ich gieng letzthin in der Nacht durch die Königsstraße. Ein Mann kam mir entgegen mit einer Laterne. Sich selbst leuchtete er auf den Weg, mir aber machte er es noch dunkler. — Mit welcher Eigenschaft des Menschen hat diese Blendlaterne Aehnlichkeit?

Ein Mädchen, das verliebt ist, und es vor der Welt verbergen will, spielt in Gegenwart ihres Geliebten gewöhnlich mit dem Fächer. Ich nenne einen solchen Fächer einen Telegraphen (zu Deutsch: Fernschreiber) der Liebe. — Warum?

Der Sturm reißt den Baum um, aber nicht das Veilchen, der leiseste Abendwind bewegt das Veilchen, aber nicht den Baum. Womit hat das eine vortreffliche Aehnlichkeit?

Solche und ähnliche Fragen wirf Dir, mein liebes Minchen, selbst recht oft auf und suche sie dann zu beantworten! An Stoff zu solchen Fragen kann es Dir niemals fehlen, wenn Du nur recht aufmerksam bist auf Alles, was Dich umgiebt. Kannst Du die Frage nicht gleich beantworten, so glaube nicht, daß die Antwort unmöglich sei; aber setze die Beantwortung aus, denn unangenehm darfst Du Dir diese Beschäftigung nicht machen, die unserm ganzen Leben großen Reiz geben, die Wichtigkeit aller uns umgebenden Dinge erhöhen und eben dadurch für uns höchst angenehm werden kann. Das heißt recht eigentlich unsern Verstand gebrauchen — und dazu haben wir ihn doch?

Wenn Dir aber die Antwort gelingt, so zeichne den ganzen Gedanken gleich auf, in einem dazu bestimmten Hefte. Denn festhalten müssen wir, was wir uns selbst erworben haben — auch will ich Dir in der Folge noch einen andern Grund sagen, warum es gut ist, wenn Du das aufschreibst.

Also von heute an mußt Du jeden Spaziergang bedauern oder vielmehr bereuen, der Dich nicht wenigstens um

einen Gedanken bereichert hätte; und wenn gar ein ganzer Tag ohne solche moralische Revenüen vergeht und wenn gar ganze Wochen ohne solche Einkünfte verstreichen, — dann — dann — — Ja, mein liebes Minchen, ein Capital müssen wir haben, und wenn es kein Geld ist, so muß es Bildung sein, denn mit dem Körper können wir wohl darben, aber mit dem Geiste müssen wir es niemals, niemals — und wovon wollen wir leben, wenn wir nicht bei Zeiten sammeln?

Widme Dich also diesem Geschäft so oft als möglich, ja bei der Arbeit selbst! Dadurch wird recht eigentlich die Arbeit veredelt, wenn sie nicht nur unsern Körper, sondern auch unsern Geist beschäftigt. Daß dies allerdings möglich sei, wirst Du bei einiger Betrachtung leicht finden.

Wenn Dir beim Stricken des Strumpfes eine Masche von der Nadel fällt, und Du, ehe Du weiter strickst, behutsam die Masche wieder aufnimmst, damit nicht der eine aufgelöste Knoten alle die andern auflöse und so das ganze künstliche Gewebe zerstört werde — welche nützliche Lehre giebt Dir das für Deine Bildung, oder wohin deutet das?

Wenn Du in der Küche das kochende heiße Wasser in das kühlere Gefäß gießest, und die sprudelnde Flüssigkeit, indem sie das Gefäß ein wenig erwärmt, selbst dadurch abgekühlt wird, bis die Temperaturen (Wärmegrade) in beiden sich ins Gleichgewicht gesetzt haben, welche vortreffliche Hoffnung ist daraus für uns beide, und besonders für mich zu ziehen, oder worauf deutet das hin?

Ja, um Dir ein Beispiel von der gemeinsten Beschäftigung zu geben — wenn Du ein schmutziges Schnupftuch mit Wasser auswäschst, welches Buch kann Dir eine so hohe, erhabne Lehre geben, als diese Arbeit? Bedürfen wir mehr als bloß

rein zu ſein, um mit der ſchönſten Farbe der Unſchuld zu glänzen?

Aber die beſte Anleitung, Dich im Selbſtdenken zu üben, mögte doch wohl ein nützliches Buch ſein, etwa Wünſchs kosmologiſche (weltbürgerliche) Unterhaltungen*), das ich Dir geſchenkt habe. Wenn Du das täglich ein Stündchen in die Hand nähmeſt, ſo würdeſt Du davon einen doppelten Nutzen haben. Erſtens, die Natur ſelbſt näher kennen zu lernen, und dann Stoff zu erhalten, um eigene Gedanken anzuknüpfen.

Nämlich ſo: geſetzt, Du fändeſt darin den Satz, daß die äußere vordere Seite des Spiegels nicht eigentlich bei dem Spiegel die Hauptſache ſei, ja daß dieſe eigentlich weiter nichts iſt, als ein nothwendiges Uebel, indem ſie das eigentliche Bild nur verwirrt, daß es aber hingegen vorzüglich auf die Glätte und Politur der inneren (hintern) Seite ankomme, wenn das Bild recht rein und treu ſein ſoll — welchen Wink giebt uns das für unſre eigne Politur, oder wohin deutet das?

Oder geſetzt, Du fändeſt darin den Satz, daß zwei Marmorplatten nur dann unzertrennlich aneinander hangen, wenn ſie ſich in allen ihren Puncten berühren. Womit haben die Marmorplatten Aehnlichkeit?

Oder, daß die Pflanze ihre Nahrung mehr aus der Luft und dem Regen, alſo mehr aus dem Himmel ziehen muß, als aus der Erde, um zu gedeihen — welche zarte Pflanze des Herzens muß das auch?

Bei jedem ſolchen intereſſanten Gedanken müßteſt Du

*) Wünſch war Profeſſor der Mathematik und Phyſik in Frankfurt a. O., eine Lieblingslehrer Kleiſts. Wunderlich iſt die Erläuterung des Wortes „kosmologiſch“ durch „weltbürgerlich“.

alſo immer fragen, entweder: wohin deutet das, wenn man es auf den Menſchen bezieht? oder: was hat das für eine Aehnlichkeit, wenn man es mit dem Menſchen vergleicht? Denn der Menſch und die Kenntniß ſeines ganzen Weſens muß Dein höchſtes Augenmerk ſein, weil es einſt Dein Geſchäft ſein wird, Menſchen zu bilden.

Geſetzt alſo, Du fändeſt in dieſem Buche, daß die Luftſäure (eine Luftart) ſich aus der Fäulniß entwickele und doch auch vor der Fäulniß ſichere, ſo müßteſt Du nun fragen, welche Aehnlichkeit hat das wohl, wenn man es in irgend einer Hinſicht mit dem Menſchen vergleicht? Da wirſt Du leicht finden, daß ſich aus dem Laſter des Menſchen etwas entwickele, das davor ſichert, nämlich die Reue.

Wenn Du lieſeſt, daß die glänzende Sonne keine Flecken habe, wenn man ſie nicht mühſam mit dem Teleskop aufſuche, um ſie zu finden — welch eine vortreffliche Lehre giebt uns das?

O letzthin ward ich plötzlich durch einen bloßen Anblick zurückgeführt im Geiſte durch anderthalb Jahre in jene Zeit, wo wir noch unempfindlich neben einander wohnten, unbewußt, daß wir uns einſt ſo nahe verwandt ſein würden. Ich öffnete nämlich das Schubfach meines Tiſches, in welchem mein Feuerzeug, Stahl und Stein, lag. Da liegen ſie nebeneinander, dachte ich, als ob ſie zu einander nicht gehörten, und wenden einander ihre kalten Seiten zu, und noch läßt ſich der Funke nicht ahnden, der doch in beiden ſchlummert — — aber jetzt umſchließe ich Dich innig mit meinem warmen Herzen, mein liebes, liebes Minchen — o der erſte Funke fing Feuer — vielleicht wäre er doch erloſchen, aber Du haſt es wohl verſtanden, ihn zur Flamme anzufachen — o erhalte ſie in der Gluth, mein eignes Glück hängt daran,

aber von Dir nur hängt es ab. O wache, wie die Veſtalinnen, über die heilige Flamme, daß ſie nicht erlöſche, lege von Zeit zu Zeit etwa ein neues erworbenes Verdienſt hinzu, und ſchlafe nie ein auf den Stufen — o dann wird die Flamme ewig lodern und uns beide erwärmen.

Und nun lebe wohl! — Doch ich wollte Dir ja noch einen andern Grund ſagen, warum es gut wäre, Deine eigenen Gedanken aufzuſchreiben. Es iſt dieſer. Du weißt, daß ich mich jetzt für das ſchriftſtelleriſche Fach bilde. Ich ſelbſt habe mir ſchon ein kleines Ideenmagazin angelegt, das ich Dir wohl einmal mittheilen und Deiner Beurtheilung unterwerfen mögte. Ich vergröſſere es täglich. Wenn Du auch einen kleinen Beitrag dazu lieferteſt, ſo könnteſt Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen. — Verſtehſt Du mich? —

Und nun Adieu. Ich danke Dir für die 6 Fr.dr. In Kurzem erhältſt Du ſie wieder. Schreibe mir bald, und beſonders ſchicke mir bald die Berechnung! Adieu!

H. K.

N. S. Weißt Du wohl, daß Brokes ganz unvermuthet angekommen iſt, und den Winter bei uns wohnen wird? — O hätteſt Du auch bei Dir eine Freundinn, die Dir das wäre, was dieſer Menſch mir! Ich bin ſehr vergnügt und muß Dich herzlich küſſen. Adieu!

XV.

Berlin, den 22. November 1800.

Liebe Wilhelmine!

Deinen Brief empfing ich gerade, als ich sinnend an dem Fenster stand und mit dem Auge in den trüben Himmel, mit der Seele in die trübe Zukunft sah. Ich war nicht recht froh, — da glaubte ich durch Deinen Brief aufgeheitert zu werden — aber Du schreibst mir, daß auch Dich die Zukunft beunruhigt, ja, daß Dich diese Unruhe sogar krank macht — o da ward ich ganz traurig, da konnte ich es in dem engen Zimmer nicht mehr aushalten, da zog ich mich an, und lief, ob es gleich regnete, im Halbdunkel des Abends durch die kothige Stadt, mich zu zerstreuen und mein Schicksal zu vergessen.

Liebe Wilhelmine! Wenn diese Stimmung in uns herrschend wird, so werden wir die Zeit der Geduld, die uns das Schicksal auferlegt, sehr unglücklich durchleben.

Wenn ich mir ein Glück dachte, das unsere Herzen, das meinige wenigstens, ganz ausfüllen könnte, wenn dieses Glück nicht ganz erreichbar ist, wenn die Vorschläge zu seiner Erreichung Dir unausführbar scheinen, ist denn darum Alles verloren? Noch habe ich die Laufbahn in dem Fabrikwesen nicht verlassen, ich wohne den Sitzungen der technischen Deputation bei, der Minister hat mich schriftlich eingeladen, mich anstellen zu lassen, und wenn Du darauf bestehst, so

will ich nach zwei Jahren drei Jahre lang reisen und dann ein Amt übernehmen, das uns wohl Geld und Ehren, aber wenig häusliches Glück gewähren wird.

Liebe Wilhelmine, vergißt Du denn, daß ich nur darum so furchtsam bin, ein Amt zu nehmen, weil ich fürchte, daß wir Beide darin nicht recht glücklich sein würden? Vergißt Du, daß mein ganzes Bestreben dahin geht, Dich und mich wahrhaft glücklich zu machen? Willst Du etwas Anderes, als bloß häusliches Glück? Und ist es nicht der einzige Gegenstand meiner Wünsche, Dir und mir dieses Glück, aber ganz uneingeschränkt, zu verschaffen?

Also sei ruhig! Bei Allem, was ich unternehmen werde, wird mir immer jenes letzte Ziel vorschweben, ohne das ich auf dieser Erde niemals glücklich sein kann, nämlich: einst, und zwar so bald als möglich, das Glück der Ehe zu genießen. Glaubst Du nicht, daß ich bei so vielen Bewegungsgründen, mich zu einem brauchbaren Manne zu bilden, endlich brauchbar werden werde? Glaubst Du nicht, daß ich mir, bei der vereinten Richtung aller meiner Kräfte auf ein einziges Ziel, endlich ein so bescheidenes Glück, wie das häusliche, erwerben werde?

Daß Dir die Trennung von Deiner Familie so schmerzhaft scheint, ist natürlich und gut. Es entspricht zwar meinen Wünschen nicht, aber Du weißt, warum meine Wünsche gegen die Deinigen immer zurückstehen. Mein Glück ist freilich an Niemanden gebunden, als bloß an Dich — in dessen, daß es bei Dir anders ist, ist natürlich und ich verzeihe es Dir gern.

Aber der Aufenthalt bei J. N.*) und die Verknüpfung

*) Wer damit gemeint ist, weiß ich nicht. Am Nächsten läge es, an „Tante Massow" zu denken, die vielleicht einen solchen Vorschlag gemacht hätte.

unserer Wirthschaft mit der ihrigen würde uns doch so abhängig machen, uns so in ein fremdes Interesse verflechten und unserer Ehe so ihr Eigenthümliches, nämlich eine eigene Familie zu bilden, rauben, daß ich Dich bloß an alle diese Uebel erinnern zu brauchen glaube, um Dich zu bewegen, diesen Vorschlag aufzugeben.

Dagegen könnte ich bei meiner Majorennität das ganze Haus selbst übernehmen und bewirthschaften, woraus mancher Vortheil vielleicht entspringen könnte. Ich könnte auch in der Folge ein akademisches Lehramt in Frankfurt annehmen, welches noch das Einzige wäre, zu dem ich mich gern entschließen könnte. Du siehst also, daß noch Aussichten genug vorhanden sind, um ruhig zu sein.

Also sei es, liebes Mädchen! O inniger, heißer kannst Du gewiß eine baldige Vereinigung nicht wünschen, als ich.

Beruhige Dich mit diesen Wünschen, die gewiß Deine guten Fürsprecher sind! Sie werden meine Thätigkeit unaufhörlich spornen, sie werden meine Kräfte nie erschlaffen meinen Muth nie sinken lassen, und endlich mich dem glücklichen Tage zuführen, o Wilhelmine! — —

Auf Weihnachten möchte ich wohl nach F. kommen. — Du siehst es doch gern? Ich bringe Dir dann etwas mit Adieu!

Dein ewig treuer Freund H. N.

XVI.

Berlin, den 29. November 1800.

Liebe, beste Wilhelmine, ich küsse Dich in Gedanken für Deinen lieben, trefflichen Brief. O wenn ich doch bei Dir wäre und Dich an meine Brust drücken könnte —! Ach, man sollte, um ruhig zu sein, daran gar nicht denken. Aber wer kann das —?

Ganz außerordentlich habe ich mich über Deinen Brief gefreut, und über tausend Dinge in ihm, theils über die Antworten auf meine Fragen, theils über Deine erb- und eigenthümlichen Gedanken, auch darum, daß Du meine Vorschläge zu Deiner Bildung so gern erfüllst, aber ganz besonders, daß Du diesen Vorschlag so gut verstanden hast. Nutzen und Vergnügen sind gewiß selten so innig verknüpft, als in dieser Beschäftigung, wo man gleichsam mit der Natur selbst spricht, und sie zwingt, auf unsere Fragen zu antworten. Ihre nützliche Seite konnte Dir nicht entgehen, aber daß Du auch Vergnügen daran findest, das ist es, was mich besonders freut, weil es meine Hoffnung, daß in Dir mehr als das Gemeine enthalten sein mögte, immer mehr und mehr bestätigt. O auch mir sind es die liebsten Stunden, in welchen ich die Natur frage, was recht ist, und edel und gut und schön. Täglich widme ich, zur Erhohlung, ein Stündchen diesem Geschäfte, und denke niemals ohne Freude an den Augenblick (in Würzburg), wo ich zum ersten-

mal auf den Gedanken kam, auf diese Art bei der großen Lehrmeisterin Natur in die Schule zu gehen.

Deine Antworten auf meine Fragen haben durchgängig den Sinn getroffen, und ich will nur Deinem Wunsche gemäß, Deine erb- und eigenthümlichen Gedanken prüfen.

Zuerst freut es mich überhaupt, daß Du das Talent besitzest, wahrzunehmen. Das, mein liebes Kind, ist kein gemeines Talent. Sehen und Hören ꝛc. können alle Menschen, aber wahrnehmen, daß heißt mit der Seele den Eindruck der Sinne auffassen und denken, das können bei Weitem nicht alle. Sie haben nichts als das todte Auge, und das nimmt das Bild der Natur so wenig wahr, wie die Spiegelfläche des Meeres das Bild des Himmels. Die Seele muß thätig sein, sonst sind doch alle Erscheinungen der Natur verloren, wenn sie auch auf alle Sinne wirkten — und es freut mich, daß diese erste Bedingung, von der Natur zu lernen, nämlich, jede ihrer Erscheinungen mit der Seele aufzufassen, so gut bei Dir erfüllt ist.

Ganz vortrefflich, besonders dem Sinne nach, ist der Gedanke, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, auf seine eigene Beschaffenheit ankommt, wie fremde Gegenstände auf ihn einwirken sollen. Das ist vielleicht der beste Gedanke, den jemals ein Mädchen vor dem Spiegel gehabt hat. Aber nun, mein liebes Kind, müssen wir auch die Lehre nutzen, und fleißig an dem Spiegel unserer Seele schleifen, damit er glatt und klar werde und treu das Bild der schönen Natur zurückwerfe. Wie mancher Mensch würde aufhören, über die Verderbtheit der Zeiten und Sitten zu schelten, wenn ihm nur ein einzigesmal der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, schief und schmutzig ist? Wie oft stand nicht

vielleicht ein ſolcher Menſch ſchon vor dem Spiegel, der ihm die lehrreiche Warnung zurief, wenn er ſie verſtanden hätte — ja wenn er ſie verſtanden hätte! —!

Auch recht gut dem Sinne nach, ſind die beiden anderen Gedanken, obſchon nicht von einem ſo eingreifenden Intereſſe. Ich will Dir daher bloß Einiges über ihre Darſtellung mittheilen.

Du fragſt, warum das Thier ſo ſchnell, der Menſch ſo langſam ſich ausbilde? Die Frage iſt doch allerdings ſehr intereſſant. Zur Antwort möchte überhaupt ſchon der allgemeine Grundſatz dienen, daß die Natur immer um ſo viel mehr Zeit braucht, ein Weſen zu bilden, je vollkommener es werden ſoll. Das findet ſich ſelbſt im Pflanzenreiche beſtätigt. Die Gartenpflanze braucht ein paar Frühlingsmorgen, die Eiche ein halbes Jahrhundert, um auszuwachſen. Du aber vergleichſt, um die Antwort zu finden, den Menſchen mit einer vollſtimmigen Sonate, das Thier mit einer eintönigen Muſik. Dadurch möchteſt Du wohl nicht ausgedrückt haben, was Du Dir eigentlich gedacht haſt. Eigentlich haſt Du wohl nicht den Menſchen, ſondern ſeine Beſtimmung mit der Sonate vergleichen wollen, und dann wird das Gleichniß allerdings richtig. Nämlich, er iſt beſtimmt, mit allen Zügen ſeines künſtlichen Inſtruments einſt jene große Compoſition des Schöpfers auszuführen, indeſſen das Thier auf ſeiner Rohrpfeife nichts mehr als den einzigen Ton hören laſſen ſoll, den ſie enthält. Daher konnte dies freilich ſeine geringfügige Beſtimmung früher erreichen, als der Menſch ſeine unendlich ſchwerere und mannichfaltigere, — nicht wahr, das wollteſt Du ſagen?

Bei einem Bilde oder einem Gleichniſſe kommt es überhaupt auf möglichſt genaue Uebereinſtimmung und Aehn-

lichkeit in allen Theilen der beiden verglichenen Gegenstände an. Alles was von dem einen gilt, muß bei dem andern irgend eine Anwendung finden. Willst Du Dich einmal üben ein recht interessantes Gleichniß herauszufinden, so vergleiche einmal den Menschen mit einem Clavier. Da müßtest Du dann Saiten, Stimmung, den Stimmer, Resonanzboden, Tasten, den Spieler, die Noten ꝛc. ꝛc. in Erwägung ziehen, und zu jedem das Aehnliche bei dem Menschen herausfinden.

Auch giebt es noch verschiedene andere Mittel, auf eine leichte und angenehme Art Deinen Scharfsinn in dem Auffinden des Aehnlichen zu prüfen. Schreibe Dir z. B. auf verschiedene Blätter folgende Fragen auf, und, wenn Du die Antwort gefunden hast, diese darunter, z. B.: Was ist lieblich? — Ein Maitag; eine Fürsichenblüthe*); eine frohe Braut ꝛc. ꝛc. — Was ist erhebend? Ein Sonnenaufgang, ein Choral am Morgen (ich denke an die schönen Morgen, wenn ich in unserem Garten arbeitete, und der Choral der Hautboisten aus dem eurigen zu mir herüberscholl). — Was ist furchtbar? Ein herannahendes Gewitter; das Kräuseln der Wellen für den Seemann ꝛc. ꝛc. — Was ist rührend? Reden bei der Leiche; ein Sonnenuntergang; Unschuld und Einfalt; Fleiß und Dürftigkeit ꝛc. ꝛc. — Was ist schrecklich? Blitz und Schlag in einem Augenblick; des Nachbars Haus oder gar die eigene Treppe in Flammen ꝛc. ꝛc. — Was ist niederschlagend? Regen am Morgen einer entworfenen Lustparthie; Kälte in der Antwort, wenn man herzlich und warm fragte; ein schlechtes Kleid, wenn die Gesellschaft es bemerkt; eine Grobheit, die uns aus Mißverständniß zugefügt wird ꝛc. ꝛc. Was ist anbetungs-

*) So steht im Original statt Pfirsichblüthe.

würdig? Christus am Kreuz; eine Unschuld in Ketten ohne Klagen und Thränen; ein unerschrockenes Wort vor dem Tribunal blutbegieriger Richter; oder, wie Schiller sagt, Männerstolz vor Königsthronen ꝛc. ꝛc. Was ist tröstend? In den Himmel zu sehen; ein Herrenhuther Kirchhof; eine Erbschaft für den trauernden Nessen; ein Licht für den Verirrten in der Nacht. Was ist lächerlich? Im Mondschein über den Schatten eines Laternenpfahles zu springen, in der Meinung, es sei ein Graben; die ersten Versuche eines Kindes zu gehen (aber auf weichem Grase); ein ungeschickter Landjunker, der aus Liebe tanzt. Was ist unerträglich? Geschwätz für den Denker; Trostgründe für den Leidenden; Windstille unter der Linie ꝛc. ꝛc. Was ist Erwartung erregend? Ein Pfeifen im Walde; ferne Kanonenschüsse im Kriege; das Klingeln zum Aufziehen des Vorhangs im Theater ꝛc. ꝛc. Was ist einladend? Eine reife Fürsiche; eine aufgeblühte Rose; ein Mund wie eine Kirsche ꝛc. ꝛc. Was ist verführerisch? Schmeicheleien, und zwar für jeden, denn wer sich auch nicht gern schmeicheln hört, der nimmt doch nicht übel, wenn man ihm dies sagt ꝛc. ꝛc. Was ist abschreckend? Keine Antwort; ein großer Hund, der uns in die Beine springt, wenn wir in ein Haus treten. Was ist Zutrauen erweckend? Keine Umstände, auch wenn man mir eine Pfeife Taback anbietet ꝛc. ꝛc. Was ist majestätisch? Ein Sonnenaufgang über dem Meere; ein englisches Admiralsschiff, das mit vollem Winde segelt; ein Wasserfall; ein fernes Gebirge ꝛc. ꝛc. — — — — —

Genug, genug, genug. Auf diese Art kannst Du durch eine Menge von Antworten Deinen Verstand schärfen und üben. Das führt uns dann um so leichter ein Gleichniß herbei, wenn wir einmal gerade eines brauchen.

O mein liebes Minchen, wie weitläufig iſt es, dies Alles aufzuſchreiben, — o wenn wir einſt vereint ſein werden, und Du neben mir ſitzeſt und ich Dich unterrichte, und jede gute Lehre mir mit einem Kuſſe belohnt wird — o weg, weg mit dieſen Bildern — und doch iſt es das Einzige was ich für dieſe Erde wünſche — und doch iſt es ein ſo beſcheidener Wunſch — und doch nicht zu erfüllen? und warum nicht? O ich mag gar nicht daran denken, ſonſt verwünſche ich Stand, Geburt und die ganze elende Laſt von Vorurtheilen. — Aber ich hoffe. O, meine Hoffnung iſt das Einzige, was mich jetzt froh macht. — Gute Nacht, ich gehe zu Bett mit meiner Hoffnung. Ich küſſe Dein Bild, gute Nacht, gute Nacht. — —

Den 30. November.

Guten Morgen, guten Morgen, liebe, liebe, liebe Wilhelmine! Es iſt recht heiterer, friſcher Wintermorgen, und ich bin ſelbſt ſehr heiter und wäre ganz glücklich, wenn, wenn, wenn. — — — Adieu. Ich küſſe Dich von Herzen. Bleibe mir immer treu, und ſo lange uns auch das Schickſal äfft, liebe mich doch nie kälter, als in dieſer ſchönen Periode unſere Liebe. Ach, kalte Liebe iſt ſo gut wie keine. — Adieu, adieu. Schreibe nur bald wieder und überhaupt recht oft, Du weißt nicht, wozu das gut iſt. Adieu. 6 Fr.d'or will ich Dir wiedergeben, beſtimme nur ob ich ſie Dir oder der Randow ſchicken ſoll. Sei herzlich für dieſe Gefälligkeit bedankt und rechne auf mich in allen ähnlichen und nicht ähnlichen Fällen. Adieu, adieu, adieu!

XVII.

Berlin, den 11. Januar 1801.

Liebe, theure Wilhelmine!

Ja, wenn Du mir ſo aus Deinem Herzen zu meinem Herzen ſchreibſt, ſo muß ich Dir gleich antworten, und wenn ich noch zehn Mal mehr zu thun hätte. O wie ſchmerzt es mich, daß ich vorgeſtern in meiner üblen Laune jenen trüben Brief an Dich abſchickte, den Du gerade heute empfangen haben wirſt*), gerade heute, wo ich den Deinigen empfing, der mir ſo herrlich den Muth und die Liebe von Neuem belebte. Verzeihe mir dieſen letzten Ausbruch meiner Unzufriedenheit mit mir, antworte mir gar nicht auf dieſen Brief, verbrenne ihn lieber ganz und lies dafür dieſen recht oft durch, den ich froh und heiter und mit Innigkeit für Dich niederſchreibe.

— Als ich ſoweit geſchrieben hatte, klingelte Jemand; ich mache auf, und wer war es? Dein kleiner Bruder von den Cadetten, den ich noch nie ſah und jetzt zu ſehen mich ſehr freute. Er wollte Carln beſuchen, der aber nicht zu Hauſe war. Ich theilte ihm, an Carls Stelle, Nachrichten von ſeiner Familie mit, küßte dann den kleinen Schwager, (der Jettchen gleicht und deſſen Geſicht etwas Gutes verſpricht), leuchtete dann dem armen Jungen durch die öden, noch nicht bewohnten Zimmer und Treppen dieſes Hauſes, und kehre nun wieder zu Dir zurück. —

*) Dieſer Brief fehlt.

Ja, liebes Mädchen, ſo oft ich Dir gleich nach Empfang Deines Briefes antworte, kannſt Du immer überzeugt ſein, daß er mir herzliche Freude gewährt hat; nicht etwa, weil er ſchön oder künſtlich geſchrieben iſt — denn das achte ich wenig, und darum brauchſt Du Dir wenig Mühe zu geben — ſondern weil er Züge enthält, die mir Dein Herz liebenswürdiger und Deine Seele ehrwürdiger machen. Denn da ich Dich ſelbſt nicht ſehen und beurtheilen kann, was bleibt mir übrig, als aus Deinen Briefen auf Dich zu ſchließen? Denn das glaube ich thun zu dürfen, indem ich Deine Worte nicht bloß für Worte, ſondern für Deinen Schattenriß halte. Daher iſt mir jeder Gedanke, der Dich in ein ſchöneres Licht ſtellt, jede Empfindung, die Dich ſchmückt, theuer, wie das Unterpfand einer That, wie das Zeichen eines moraliſchen Werthes; und ein ſolcher Brief, der mir irgend eine ſchöne Seite Deiner Seele zeigt und dadurch unwillkürlich, unerwartet, überraſchend mir das Bewußtſein Dich zu beſitzen, plötzlich hell und froh macht, ein ſolcher Brief, ſage ich, wirkt auf meine Liebe, wie ein Oeltropfen auf die verlöſchende Flamme, die von ihm benetzt plötzlich hell und luſtig wieder herauflodert.

Ja, liebe Wilhelmine, wenn jemals die Erinnerung an Dich in mir immer kälter und kälter werden ſollte, ſo bin ich in meinem heiligſten Innern überzeugt, daß es einzig Deine Schuld ſein würde, nie die meinige. Nur dann könnte und müßte ich gleichgültig gegen Dich werden, wenn die Erfahrung mich lehrte, daß der Stein, den ich mit meiner ganzen Seele bearbeitete, den Glanz aus ihm hervorzulocken, kein Edelſtein wäre. Ich würde Dich darum nicht verlaſſen, — denn warum ſollteſt Du den Irrthum büßen, den ich beging? Aber unglücklich würde ich ſein und Du

würdeſt nicht glücklich ſein, weil ich es nicht ſein könnte; denn das Gemeine kann man nur brauchen, nur das Edlere kann man lieben, und nur die Liebe macht das Leben ſüß.

Aber ſei der Liebe würdig und nie wird es Dir daran fehlen. Nicht als ein Geſchenk fordere ſie von mir, Du kannſt ſie Dir erwerben, Du kannſt ſie von mir erzwingen — und nur ſo wird ſie Dich und mich glücklich machen; denn das Herz iſt das einzige Eigenthum, das wir uns lieber rauben laſſen, als auf Bitten und Geſuche verſchenken. Nie iſt es einem Mädchen leichter geweſen, ſich die Liebe ihres Geliebten zu erhalten als Dir, denn ganz unglücklich würde ich ſelbſt ſein, wenn ich ſie Dir je entziehen müßte. Ich würde Dich dann nicht verlaſſen — denn meine Pflicht iſt mir höher ſelbſt als mein Glück, aber eben das würde mich ganz unglücklich machen.

Daher kann ein Wechsler die Aechtheit der Banknote, die ſein Vermögen ſichern ſoll, nicht ängſtlicher unterſuchen, als ich Deine Seele; und jeder ſchöne Zug, den ich an ihr entdecke, iſt mir lieber, ja lieber ſelbſt als wenn ich ihn an mir ſelbſt entdeckte. Manches Mädchen habe ich ſchon mit Dir verglichen, und bin ernſt geworden, z. B. die L . . . ., die D . . . . . und manches iſt noch hier in Berlin, das ich gegen Dich halte, und ernſt macht mich jedesmal dieſe Vergleichung; aber Du haſt eine jahrelange Bekanntſchaft, die innigſte Vertraulichkeit, eine beiſpielloſe That und ebenſo beiſpielloſe Verzeihung für Dich, und wenn Du nur ein Weniges noch, nur die Aehnlichkeit mit meinem Ideale, nur den ernſten Willen, einſt es in Dir darzuſtellen, in Deine Wagſchale legſt, ſo ſinkt die andere mit allen Mädchen und mit allen Schätzen der Erde.

Ein Gedanke, Wilhelmine, ſteht in Deinem Briefe, der

mich mit unbeſchreiblicher Freude und Hoffnung erfüllt; ein Gedanke, nach dem meine Seele dürſtete, wie die Roſe in der Mittagsgluth nach dem Thau — den ich Dir aber nicht in die Seele zu pflanzen wagte, weil er, wie die Orange, keine Verpflanzung leidet und nur dann Früchte trägt, wenn ihn die Kraft des eigenen Bodens hervortreibt. — Du ſchreibſt mir, daß Dir jetzt ein Gefühl die Seele bewegte, als ob eine neue Epoche für Dich anheben würde. Liebe Wilhelmine! Soll ich Dir geſtehen, daß ich mich oft ſchon ſinnend mit Ernſt und Wehmuth fragte, warum ſie nicht ſchon längſt eingetreten war? So viele Erfahrungen hatten die Wahrheit in mir beſtätigt, daß die Liebe immer unglaubliche Veränderungen in dem Menſchen hervorbringt; ich habe ſchwache Jünglinge durch die Liebe ſtark werden ſehen, rohe ganz weichherzig, unempfindliche ganz zärtlich! Jünglinge, die durch Erziehung und Schickſal ganz vernachläſſigt waren, wurden fein, geſittet, edel, frei; ihr ganzes Weſen erlitt ſchnell eine große Reform und gewöhnlich fing ſie bei dem Anzuge an; ſie kleideten ſich ſorgſamer, geſchmackvoller, gewählter; dann kam die Reform an dem Körper, ſeine Haltung ward edler, ſein Gang ſicherer, ſeine Bewegung zierlicher, offener, freimüthiger, und hierbei blieb es, wenn die Liebe nicht von der höheren Art war; aber war ſie es, ſo kam nun auch die große Revolution an die Seele; Wünſche, Hoffnungen, Ausſichten, alles wechſelte; die alten, rohen Vergnügungen wurden verworfen, feinere traten an ihre Stelle; die vorher nur in dem lauten Gewühl der Geſellſchaft bei Spiel und Wein vergnügt waren, überließen ſich jetzt gern in der Einſamkeit ihren ſtillen Gefühlen; ſtatt der abenteuerlichen Ritterromane ward eine ſimple Erzählung von Lafontaine oder ein erhebendes Lied von Hölty die Lieblingslectüre;

nicht mehr wild mit dem Pferde ſtrichen ſie über die Landſtraße, ſtill und einſam beſuchten ſie ſchattige Ufer oder freie Hügel, und lernten Genüſſe kennen, von deren Daſein ſie ſonſt nichts ahndeten; tauſend ſchlummernde Gefühle erwachten, unter ihnen die Wohlthätigkeit meiſtens am lebhafteſten; wo ein Hülfloſer lag, da gingen ſie, ihm zu helfen; wo ein Auge in Thränen ſtand, da eilten ſie, ſie zu trocknen. Alles, was ſchön iſt und edel und gut und groß, das faßten ſie mit offener, empfänglicher Seele auf, es darzuſtellen in ſich; ihr Herz erweiterte ſich, die Seele hob ſich ihnen unter der Bruſt, ſie umfaßte irgend ein Ideal, dem ſie ſich verähnlichen wollte. Ich ſelbſt hatte etwas Aehnliches an mir erfahren und nun mußte ich mich wohl bei Dir fragen: Warum — warum —?

Das war meine erſte Frage; und die zweite: liebt ſie mich etwa nicht? War doch meine erſte Ahndung, daß ſie mich nur zu lieben glaube, weil ich ſie liebe, gegründet?

Das, liebes Mädchen, war, im Vorbeigehen geſagt, die eigentliche Urſache meiner Traurigkeit an jenem Abende. Damals wollte und konnte ich ſie Dir nicht ſagen, und auch jetzt würde ich ſie Dir verſchwiegen haben, wenn Du mir den Gedanken nicht ſelbſt aus der Seele genommen hätteſt. Du ſelbſt fühlſt nun, daß Dir eine Epoche bevorſtehe, und ich ahnde mit unausſprechlicher Freude, daß es die Liebe iſt, die ſie Dir eröffnet.

Unſere Väter und Mütter und Lehrer ſchelten immer ſo erbittert auf die Ideale und doch giebt es nichts, das den Menſchen wahrhaft erheben kann, als ſie allein. Würde wohl etwas Großes auf der Erde geſchehen, wenn es nicht Menſchen gäbe, denen ein hohes Bild vor der Seele ſteht, das ſie ſich anzueignen beſtreben? Poſa würde ſeinen Freund

nicht gerettet haben und Max nicht in die ſchwediſchen Haufen geritten ſein. Folge daher nie dem dunklen Triebe, der immer nur zu dem Gemeinen führt! Frage Dich immer in jeder Lage Deines Lebens, ehe Du handelſt: wie könnteſt Du hier am Edelſten, am Schönſten, am Vortrefflichſten handeln? — und was Dein erſtes Gefühl Dir antwortet, das thue! Das nenne ich das Ideal, das Dir immer vorſchweben ſoll.

Aber wenn Deine Seele dieſe Gedanken beſtätigt, ſo giebt es doch noch mehr für Dich zu thun. — Weißt Du, welchen Erfolg an jenem vorletzten Abend Dein guter, vernünftiger Rath hatte, doch zuweilen mit Deinem Vater ein wenig zu ſprechen? Ich that es auf der Stelle.

Daß Du endlich auch jenen guten Rath mit dem Tagebuche befolgſt, freut mich herzlich und ich verſpreche Dir davon in Voraus viel Gutes. An dem meinigen arbeite ich auch fleißig und aufmerkſam und gelegentlich können wir ſie einmal, wenigſtens ſtellenweiſe austauſchen.

Ich eile zum Schluſſe, liebes Minchen, denn es iſt ſpät, und morgen früh kann ich nicht ſchreiben.

Deine Gefühle auf dem Univerſitätsberge, Deine Erinnerungen an mich, Deine Gedanken bei dem trockenen Fuſſteige, der neben dem beſchwerlichen Pfad unbetreten blieb, ſind mir wie Perlen, die ich in Gold faſſen mögte.

Hier noch einige Nüſſe zum Knacken.

1. Wenn die Flamme ſich ſelbſt den Zugwind verſchafft und ſo immer höher heraufodert, in wiefern iſt ſie mit der Leidenſchaft zu vergleichen?

2. Wenn der Sturm kleine Flammen auslöſcht, große aber noch größer macht, in wiefern iſt er mit dem Unglück zu vergleichen?

3. Wenn Du den Nebel ſiehſt, der andere Gegenſtände verhüllt, aber nicht den, der Dich ſelbſt umgiebt, womit iſt das zu vergleichen?

Schreibe bald und lang und oft, Du weißt warum?

H. K.

Nachſchrift, den 12. Januar 1801.

Als ich eben dieſen Brief einſiegeln wollte, reichte mir Carl das Verſprochene.

Liebe Wilhelmine, ich küſſe Dich. Das Ideal, was Du für mich in Deiner Seele trägſt, macht Dich dem ähnlich das ich für Dich in der meinigen trage. Wir werden glücklich ſein, Wilhelmine — o fahre fort, mir dieſe Hoffnung immer gewiſſer und gewiſſer zu machen! Schenke mir oft einen ſolchen oder ähnlichen Aufſatz, der mir, wenn er ſo unerwartet kommt, wie dieſer, das Vergnügen ſeiner Leſung verdoppelt. Es athmet in dieſer Schrift ein Ernſt, eine Würde, eine Ruhe, eine Beſcheidenheit, die mich mit unbeſchreiblicher Freude erfüllt, wenn ich ſie mir an Deinem Weſen denke. — Hat Carl vielleicht noch einen Aufſatz bei ſich, den er mir erſt heute Abend oder morgen früh geben wird —?

XVIII.

Berlin, den 21. Januar 1801.

Liebe Wilhelmine, ich habe bei Clauſius zu Mittag geſpeiſt und mich gegen Abend (jetzt iſt es 7 Uhr) weggeſchlichen, um ein Stündchen mit Dir zu plaudern. Wie froh macht mich die ſtille Einſamkeit meines Zimmers gegen das laute Gewühl jener Geſellſchaft, der ich ſoeben entfloh! Ich ſaß bei Minna und das war das einzige Vergnügen das ich genoß — die andern waren lauter Menſchen, die man ſieht und wieder vergißt, ſobald man die Thür hinter ſich zugemacht hat. Eine magdeburgiſche Kaufmannsfamilie waren die Hauptperſonen des Feſtes. Der Vater, ein Hypochonder, geſteht, er ſei weit fröhlicher geweſen, als er ehemals nur 100,000 Thlr. beſaß. — Mutter und Tochter tragen ganz Amerika an ihrem Leibe, die Mutter das nördliche Labrador, die Tochter das ſüdliche Peru. Jene trägt auf ihrem Kopfe einen ganzen Himmel von Diamanten, Sonne, Mond und Sterne, und es ſcheint, als ob ſie mit dieſem Himmel zufrieden ſei, dieſe hat ihren Buſen in zehnfache Ketten von Gold geſchlagen, und es hat das Anſehen, als ob er unter dieſen Feſſeln nichts Höheres begehrte. Man wird, wenn man vor ihnen ſteht, ganz kalt, wie die Steine und Metall, womit ſie bepanzert ſind. Leckerbiſſen ſind es, die der Fiſcher über den Angelhaken zieht, damit der Fiſch ihn nicht ſehe — und auf

gut Glück wirft er ihn aus in den Strom — aber wer den Betrug kennt, ſchaudert: denn ſo ſchön der Schmuck auch iſt, ſo fürchte ich doch, daß er an ihnen das Schönſte iſt.

Doch nichts mehr von ihnen — von Dir, liebes Minchen, laß mich ſprechen; ihnen konnte ich aus meiner Seele kein Wort ſchenken — für Dich habe ich Tauſende aus dem Herzen.

Ich muß Dir auf zwei Briefe antworten; aber ich kann es nur kurz — o, über jeden Gedanken mögte ich tagelang mit Dir plaudern, aber Du kennſt es, das Einzige, was ich höher achte. — Nicht verloren nenne ich die Stunden, die ich Dir widme, aber ich ſollte ſie doch meinen, oder vielmehr unſern Zwecken nicht entziehen.

Daher hatte ich auch zu Anfange nur etwa auf einen Brief für jede 14 Tage gerechnet; aber wie könnte ich ſchweigen, wenn Du mir ſo ſchreibſt. Deinen erſten Brief (vom 15.) empfing ich 1/4 Stunde vorher, ehe Clauſius' Wagen vor meine Thüre fuhr, mich abzuholen zum Colonie-Ball — o, wie gerne hätte ich mich gleich niedergeſetzt, Dir zu antworten. So tief kannſt Du empfinden, Mädchen? Ich kenne die Erzählung vom las Casas nicht*) und weiß nicht, ob ſie ein ſo inniges Intereſſe verdient, obſchon es von einem Schriftſteller, wie Engel, zu erwarten iſt. Aber das iſt gleichviel — daß Du ſo tief und innig empfinden kannſt, war mir eine neue, frohe Entdeckung. Große Empfindungen zeigen eine ſtarke, umfaſſende Seele an. Wo der Wind das Meer nur flüchtig kräuſelt, da iſt es flach, aber wo er Wellen thürmt, da iſt es tief. — Ich umarme Dich mit Stolz, mein ſtarkes Mädchen. Der Zweifel, der Dir bei der Leſung des

*) Sie findet ſich in dem „Philoſoph für die Welt" von J. J. Engel, 2. Theil. (Sämmtliche Werke". 3. Band.) S. 153 ff.

Aetna*) einfiel, ob ich nämlich nicht gleichgültig gegen Dich werden würde, wenn mir Dein Beſitz gewiß wäre, möge Dich nicht beunruhigen. Laß nur Deine Liebe immer für mich den Preis der Tugend ſein, ſowie es die meinige für Dich ſein ſoll — dann wird es immer für uns Etwas geben, das des Beſtrebens würdig iſt, und wenn es nicht mehr das Geſchenk der Liebe ſelbſt iſt, die wir ſchon beſitzen, ſo iſt doch die Erhaltung derſelben, da wir ſie immer noch verlieren können.

Du haſt ein gutes Vertrauen zu dem Strome, der die Eisſcholle trug, ein Vertrauen, das wir Beide rechtfertigen können und wollen und werden. So weit auch die Klippe hervorragt in den Lauf des Stromes, die Scholle, die er trägt, ſcheiternd an ſich zu ziehen — ſein Lauf iſt zu ſicher, er führt ſie, wenn ſie auch die Klippe berührt, ruhig fort in's Meer. —

Ganz willige ich in Deinen Vorſchlag, eine oder ein paar Wochen mit Schreiben zu pauſiren, um nur dann deſto mehr ſchreiben zu können. Sorge und Mühe muß Dir dieſer Briefwechſel nie machen, der nur die Stelle eines Vergnügens, nämlich uns mündlich zu unterhalten, erſetzen ſoll. Die älteſte Schulz iſt allerdings ein Mädchen, das mir ſehr gefällt, und von dem Du viel lernen kannſt. Sie hat Nutzen gezogen aus dem Umgange mit aufgeklärten Leuten und gute Bücher nicht blos geleſen, ſondern auch empfunden.

Aber ich ſehe nach der Uhr, es iſt Zeit, daß ich wieder von Dir ſcheide. Ich muß wieder zu Clauſius, ſo gerne ich auch bei Dir bliebe. Wann werde ich mich nie von Dir trennen dürfen?

*) Ebenda, S. 3 ff.

Den 22. Januar.

Ich komme nun zu Deinem andern Briefe.

Schmerzhaft iſt es mir, wenn Du mir ſagſt, daß ich ſelbſt an der Vernachläſſigung Deines eigenen Aeußern Schuld bin. — So freilich, wie Du dieſen Gegenſtand betrachteſt, kannſt Du Recht haben. Du verſtehſt unter Deinem Aeußeren nur Deine Kleidung, und daß dieſe nicht mehr ſo gewählt und preciös iſt und nicht mehr ſo viel Geld, und was noch ſchlimmer iſt, ſo viel Zeit koſtet, daran mag ich freilich Schuld ſein und es reut mich nicht. Ich bin immer im Wohnzimmer lieber, als in der ſogenannten Putzſtube, wo ich mich eng und gepreßt fühle, weil ich kaum auftreten und nichts anrühren darf. Faſt auf eine ähnliche Art unterſcheide ich die bloß angezogenen und die geſchmückten Mädchen. Dieſer künſtliche Bau von Seide und Gold und Edelſteinen, die Sorge, die daraus hervorleuchtet, die vergangene für ſeine Ausführung, die gegenwärtige für ſeine Erhaltung, die hervorſtechende Abſicht, Augen auf ſich zu ziehen und in Ermangelung eigenen Glanzes durch etwas zu glänzen, das ganz fremdartig iſt und gar keinen innern Werth hat, das Alles führt die Seele auf einen Ideengang, der unmöglich den Mädchen günſtig ſein kann. Daher ſchaden ſie ſich meiſtens ſelbſt durch den Staat — daß Du aber dieſen abgelegt haſt, das habe ich nie an Dir getadelt. Ich habe Dich nie ordnungs- und geſchmacklos angezogen gefunden, und das würde ich Dir gewiß haben merken laſſen; denn eine einfache und gefällige Unterſtützung ihrer natürlichen Reize iſt dem Mädchen mehr als bloß erlaubt und die gänzliche Vernachläſſigung derſelben iſt gewiß tadelnswürdig. Aber, liebes Mädchen, an Deiner Kleidung habe ich ja nie etwas ausgeſetzt, und wenn ich einmal ſtillſchweigend

Dich fühlen ließ, daß mir an Deinem Aeußeren etwas zu wünschen übrig blieb, so verstand ich darunter etwas ganz anderes. — Doch dieses ist ja kein Gegenstand für die Sprache, noch viel weniger für die Belehrung. Dieses Aeußere kann nicht zugeschnitten werden, wie ein Kleid, es gründet sich in der Seele, von ihr muß es ausgehen, und sie muß es der Haltung, der Bewegung mittheilen, weil es sonst bloß theatralisch ist.

Wenn Du mich nicht verstehen solltest, so halte darum diese unverständliche Sprache nicht für Geschwätz. Fahre nur fort, Dich auszubilden, und wenn sich einst auch Dein Sinn für das Schöne erhöht und verfeinert hat, so lies dies einmal wieder, dann wirst Du es verstehen.

Deine Uebereilung in der Theegesellschaft bei Tante Massow darf ich nicht mehr richten; Du hast Dich selbst gerichtet. Fahre fort, so aufmerksam auf Dich selbst zu sein, und wenn auch jetzt zuweilen Blicke in Dein Inneres Dich schmerzen, künftig werden sie Dich entzücken. — Keine Tugend ist weiblicher als Duldsamkeit bei den Fehlern Anderer. Darüber will ich Dir künftig etwas schreiben. Erinnere mich daran!

Adieu. Ich danke für das Geld, bald empfängst Du es wieder.

H. K.

XIX.

Berlin, den 31. Januar 1801.

Liebe Wilhelmine, nicht, weil mir etwa Dein Brief weniger lieb gewesen wäre, als die anderen, nicht dieses, sage ich, war der Grund, daß ich Dir diesmal etwas später antworte, als auf Deine andern Briefe. — Denn das habe ich mir zum Gesetz gemacht, jedes Schreiben, das mir irgend eine schönere Seite von Dir zeigt, und mir darum inniger an das Herz greift, gleich und ohne Aufschub zu beantworten. Aber diesmal war es mir doch ganz unmöglich. Leopold ist hier, Huth hat mich in sein Interesse gezogen und mich aus meiner Einsamkeit ein wenig in die gelehrte Welt von Berlin eingeführt, — worin es mir aber, im Vorbeigehen gesagt, so wenig gefällt, als in der ungelehrten. Allein Du selbst kannst daraus schließen, wie karg ich mit der Zeit sein mußte, um nothwendige Arbeit nicht ganz zu versäumen. Gern möchte ich für Geld Stunden kaufen, wenn dies möglich wäre, und Manchem würde damit gedient sein, der davon einen Ueberfluß hat und nicht weiß, was er damit anfangen soll. Die wenigen Stunden, die mir nach so vielen Zerstreuungen übrig blieben, mußte ich ganz meinem Zweck widmen — heute endlich hat mir der Himmel einen freien Abend geschenkt und Dir soll er gewidmet sein. — Aber ich hebe das Gesetz nicht auf, und künftig beantworte ich jeden Brief

von Dir, wenn er so ist, wie der letzte, sogleich — Du mußt dann nur zuweilen mit Wenigem zufrieden sein.

Besonders der Blick, den Du mir diesmal in Dein Herz voll Liebe hast werfen lassen, hat mir unaussprechliche Freude gewährt — obschon das Ganze, um mir Vertrauen zu der Wahrheit Deiner Neigung einzuflößen, eigentlich nicht nöthig war. Wenn Du mich nicht liebtest, so müßtest Du verachtungswürdig sein und ich, wenn ich es von Dir nicht glaubte. Ich habe Dir schon einmal gesagt, warum? — Also dieses ist ein für allemal abgethan. Wir lieben uns, hoffe ich, herzlich und innig genug, um es uns nicht mehr sagen zu dürfen, und die Geschichte unserer Liebe macht alte Versicherungen durch Worte unnöthig.

Laß mich jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde Brokes reden, von dem mein Herz ganz voll ist. — Er hat mich verlassen, er ist nach Mecklenburg gegangen, dort ein Amt anzutreten, das seiner wartet — — und mit ihm habe ich den einzigen Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein Freund war, den einzigen, den ich recht wahrhaft ehrte und liebte, den einzigen, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte und der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte. Von keinem Andern kann ich dies Letzte sagen, Niemand versteht mich ganz, Niemand kann mich ganz verstehen, als er und Du — ja selbst Du vielleicht, liebe Wilhelmine, wirst mich und meine künftigen Handlungen, nie ganz verstehen, wenn Du nicht für das, was ich höher achte, als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst, als er.

Ich habe Dir schon oft versprochen, Dir etwas von diesem herrlichen Menschen mitzutheilen, der gewiß von den

Wenigen, die die Würde ihrer Gattung behaupten, Einer ist und nicht der ſchlechteſte unter dieſen Wenigen. — Eigentlich weiß ich jetzt gar nichts von ihm zu reden, als bloß ſein Lob, und ob ich ſchon gleich mich entſinne, zuweilen auch an dieſem den Charakter der Menſchheit, nämlich nicht ganz vollkommen zu ſein, entdeckt zu haben, ſo iſt doch jetzt mein Gedächtniß für ſeine Fehler ganz ausgeſtorben und ich habe nur eines für ſeine Tugenden. Ich füge dieſes hinzu, damit Du etwa nicht glaubſt, daß mein Lob aus einer verblendeten Seele entſprang. Wahr iſt es, daß die Menſchen uns, wie die Sterne, bei ihrem Verſchwinden höher erſcheinen, als ſie wirklich ſtehen; aber dieſer iſt in dem ganzen Zeitraume unſerer vertrauten Bekanntſchaft nie von der Stufe herabgeſtiegen, auf welcher ich ihn Dir jetzt zeigen werde. Ich habe ihn anhaltend beobachtet und in den verſchiedenſten Lagen geprüft und mir das Bild dieſes Menſchen mit meiner ganzen Seele angeeignet, als ob es eine Erſcheinung wäre, die man nur einmal, und nicht wieder ſieht.

Ja wenn Du unter den Mädchen wäreſt, was dieſer unter den Männern. — — Zwar, dann müßte ich freilich auch erſchrecken. Denn müßte ich nicht auch ſein, wie er, um von Dir geliebt zu werden?

Ich ſage Dir nichts von ſeiner Geſtalt, die nicht ſchön war, aber ſehr edel. Er iſt groß, nicht ſehr ſtark, hat ein gelbbräunliches Haar, ein blaues Auge, viel Ruhe und Sanftmuth im Geſicht, und ebenſo im Betragen.

Eben ſo wenig kann ich Dir von ſeiner Geſchichte ſagen. Er hatte eine ſehr gebildete und zärtlich liebende Mutter, ſeine Erziehung war ein wenig poetiſch, und ganz dahin abzweckend, ſein Herz weich und für alle Eindrücke des Schönen und Guten ſchnell empfänglich zu

machen. Er ſtudierte in Göttingen, lernte in Frankfurt am Main die Liebe kennen, die ihn nicht glücklich machte, gieng dann in däniſche Militairdienſte, wo es ſein freier Geiſt nicht lange aushielt, nahm dann den Abſchied, konnte ſich nicht wieder entſchließen, ein Amt zu nehmen, gieng, um doch Etwas Gutes zu ſtiften, mit einem jungen Manne zum zweitenmale auf die Univerſität, der ſich dort unter ſeiner Anleitung bildete, deſſen Eltern intereſſirten ſich für ihn am mecklenburgiſchen Hofe, der ihm nun jetzt ein Amt anträgt, das er freilich annehmen muß, weil es ſein Schickſal ſo will.

Auch von ſeinen Tugenden kann ich Dir nur Weniges im Allgemeinen ſagen, weil ſonſt dieſer Bogen nicht hinreichen würde. Er war durchaus immer edel, nicht bloß der äußeren Handlung nach, auch dem innerſten Bewegungsgrunde nach. Ein tiefes Gefühl für Recht war immer in ihm herrſchend, und wenn er es geltend machte, ſo zeigte er ſich zu gleicher Zeit immer ſo ſtark und doch ſo ſanft. Sanftheit war überhaupt die Baſis ſeines ganzen Weſens. Dabei war er von einer ganz reinen, ganz unbefleckten Sittlichkeit und ein Mädchen könnte nicht reiner, nicht unbefleckter ſein, als er. Frei war ſeine Seele und ohne Vorurtheil, voll Güte und Menſchenliebe, und nie ſtand ein Menſch ſo unſcheinbar unter den andern, über die er doch ſo unendlich erhaben war. Ein einziger Zug konnte ihn ſchnell für einen Menſchen gewinnen; denn ſo wie es ſein Bedürfniß war, Liebe zu finden, ſo war es auch ſein Bedürfniß, Liebe zu geben. Nur zuweilen gegen Gelehrte war er hart, nicht ſeine Handlung, ſondern ſein Wort, indem er ſie meiſtens Vielwiſſer nannte. Sein Grundſatz war: Handeln iſt beſſer als Wiſſen. Daher ſprach er ſelbſt zuweilen verächtlich von der Wiſſenſchaft und nach ſeiner Rede

zu urtheilen, ſo ſchien es, als wäre er immer vor Allem geflohen, was ihr ähnlich ſieht — — aber er meinte eigentlich bloß die Vielwiſſerei, und wenn er, ſtatt dieſer, wegwerfend von den Wiſſenſchaften ſprach, ſo bemerkte ich mitten in ſeiner Rede, daß er in keiner einzigen ganz fremd und in ſehr vielen ganz zu Hauſe war. Von den meiſten hatte er die Hauptzüge aufgefaßt und von den andern wenigſtens doch diejenigen Züge, die in ſein Ganzes paßten — denn dahin, nämlich Alles in ſich immer in Einheit zu bringen und zu erhalten, dahin gieng ſein unaufhörliches Beſtreben. Daher ſtand ſein Geiſt auf einer hohen Stufe von Bildung, ob gleich nur eigentlich, wie er ſagte, die Ausbildung ſeines Herzens ſein Geſchäft war. Denn zwiſchen dieſen beiden Partheien in dem menſchlichen Weſen, machte er einen ſcharfen, ſchneidenden Unterſchied. Immer nannte er den Verſtand kalt, und nur das Herz wirkend und ſchaffend. Daher hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen jenen, und hingegen ein eben ſo unerſchütterliches Vertrauen zu dieſem gefaßt. Immer ſeiner erſten Regung gab er ſich ganz hin, das nannte er ſeinen Geſichtsblick, und ich ſelbſt habe nie gefunden, daß dieſer ihn getäuſcht habe. Er ſprach immer wegwerfend von dem Verſtande, obgleich er in einer ſolchen Rede ſelbſt zeigte, daß er mehr habe, als Andere, die damit prahlen. Uebrigens war das Sprechen über ſeinen innern Zuſtand aber nicht, wie es ſcheinen mögte, ſein Bedürfniß, ſelten theilte er ſich Einzelnen mit, Vielen nie. In Geſellſchaften war er meiſt ſtill und leidend, wie überhaupt in dem ganzen Leben, und dennoch war er in Geſellſchaft immer gern geſehen. Ja, ich habe nie einen Menſchen geſehen, der ſo viel Liebe fand bei allen Weſen — und oft habe ich mich ſinnend in Gedanken vertieft, wenn ich ſah,

daß ſogar Deines Bruders Spitz, der gegen ſeinen Herrn und gegen mich nie recht zärtlich war, dagegen unbeſchreiblich freudig um dieſes Menſchen Knie ſprang, ſobald er in die Stube trat. Aber er war von einem ganz liebenden, kindlichen Weſen, ein natürlicher Freund aller Geſchöpfe, — liebe Wilhelmine, es iſt keine Sprache vorhanden, um das Bild dieſes Menſchen recht treu zu mahlen. —

Ich will daher von ſeinem Weſen nur noch das ganz charakteriſtiſche herausheben — das war ſeine Uneigennützigkeit. — Liebe Wilhelmine! Biſt Du wohl ſchon recht aufmerkſam geweſen auf Dich und auf andere? Weißt Du wohl, was es heißt, ganz uneigennützig ſein? Und weißt Du auch wohl, was es heißt, es immer, und aus der innerſten Seele und mit Freudigkeit es zu ſein? — Ach, es iſt ſchwer. — Wenn Du das nicht recht innig fühlſt, ſo widme einmal einen einzigen Tag dem Geſchäft, es an Dir und an Anderen zu unterſuchen. Sei einmal recht aufmerkſam auf Dich und auf die Dich umgebenden Menſchen. Du wirſt Dich und ſie oft, o ſehr oft, wenn auch nur in Kleinigkeiten, in Lagen ſehen, wo das eigene Intereſſe mit fremden ſtreitet — dann prüfe einmal das Betragen, aber beſonders den Grund, und oft wirſt Du vor Andern oder vor Dir ſelbſt erröthen müſſen. — Vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glücke verſagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, und mich ſelbſt, in ſeiner ganzen armſeligen Blöße, und der farbige Nebel verſchwindet und alle die gefällig geworfenen Schleier ſinken und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieſer Nacktheit. — O glücklich biſt Du, wenn Du das nicht verſtehſt. Aber glaube

mir, es iſt ſehr ſchwer **immer ganz** uneigennützig zu ſein.

Und dieſe ſchwerſte von allen Tugenden, o nie hat ihr Heiligenſchein dieſen Menſchen verlaſſen, ſo lange ich ihn kannte, auch nicht auf einen Augenblick. Immer von ſeiner liebenden Seele geführt, wählte er in jedem ſtreitenden Falle nie ſein eigenes, immer das fremde Intereſſe; und das that er nicht nur in wichtigen Lagen, nicht nur in ſolchen Lagen, wo die Augen der Menſchen auf ihn gerichtet waren, (denn da zeigt ſich freilich mancher durch eine Anſtrengung uneigennützig, der es ohne dieſe Anſtrengung nicht wäre) — auch in den unſcheinbarſten, unbemerkteſten Fällen (und das iſt bei Weitem mehr) zeigt ſich ſeine Seele immer von derſelben unbefleckten Uneigennützigkeit, ſelbſt in ſolchen Augenblicken, wo wir im gemeinen Leben gern einen kleinen Eigennutz verzeihen, und das immer ganz im Stillen, ganz anſpruchslos, ohne die mindeſte Rechnung auf Dank, ja ſelbſt dann, wenn es ohne meine, durch das Entzücken über dieſe nie erblickte Erſcheinung immer rege Aufmerkſamkeit gar nicht empfunden und verſtanden worden wäre.

Ich kann Dir zu dem Allen Beiſpiele geben. — Als ich ihm in Paſewalk meine Lage eröffnete, beſann er ſich nicht einen Augenblick, mir nach Wien zu folgen. Er ſollte ſchon damals ein Amt nehmen, er hieng innig an ſeiner Schweſter und ſie noch inniger an ihm. Ja es iſt eine traurige Gewißheit, daß dieſe plötzliche geheimnißvolle Abreiſe ihres Bruders, und das Gefühl, nun von ihrem einzigen Freunde verlaſſen zu ſein, einzig und allein das arme Weib bewogen hat, einen Gatten ſich zu wählen, mit dem ſie jetzt doch nicht recht glücklich iſt. — So theuer, Wilhelmine, ward

unſer Glück erkauft. Werden wir nicht auch etwas thun müſſen, es zu verdienen?

Doch ich kehre zurück. Er — ich brauche ihn doch nicht mehr zu nennen? Er vergaß ſein ganzes eigenes Intereſſe, und folgte mir. Um mir den Verdacht zu erſparen, als ſei ich der eigentliche Zweck der Reiſe, und als hätte ich ihn nur bewegt mir zu folgen, welches meiner Abſicht ſchaden konnte, gab er bei ſeiner Familie der ganzen Reiſe den Anſtrich, als geſchehe ſie nur um ſeinetwillen. Er ſelbſt hat nur ein kleines Capital, von mir wollte er ſich die Koſten der Reiſe nicht vergüten laſſen, er opferte 600 Rthlr. von ſeinem eigenen Vermögen, mir zu folgen, und uns Beide glücklich zu machen — Du liebſt ihn doch auch? —

Aber das iſt doch nicht die Uneigennützigkeit, die ich meine. Es iſt wahr, daß ich ihr die ganze glückliche Wendung meines Schickſals verdanke, aber doch iſt das nicht die Uneigennützigkeit, die mich entzückt. Das Alles, fühle ich, würde ich für ihn auch gethan haben — — aber er hat noch weit mehr gethan, o weit mehr! Es iſt ganz unſcheinbar, und Du wirſt vielleicht darüber lächeln, wenn Du es nicht verſtehſt — aber mich hat es entzückt. Höre!

Wenn wir beide in den Poſtwagen ſtiegen, ſo nahm er ſich immer den Platz, der am Wenigſten bequem war. — Von dem Stroh, das zuweilen in dem Fußboden lag, nahm er ſich nie etwas, wenn es nicht hinreichte, die Füße beider zu erwärmen. — Wenn ich in der Nacht zuweilen ſchlafend an ſeine Bruſt ſank, ſo hielt er mich, ohne ſelbſt zu ſchlafen. Wenn wir in ein Nachtquartier kamen, ſo wählte er für ſich immer das ſchlechteſte Bett. — Wenn wir zuſammen Früchte aßen, blieben immer die ſchönſten, ſaftvollſten für mich übrig. —

Wenn man uns in Würzburg Bücher aus der Lesegesellschaft brachte, so laß*) er nie in dem zuerst, das mir das liebste war. — Als man uns zum erstenmale die französischen und deutschen Zeitungen brachte, hatte ich, ohne Absicht, zuerst die französischen ergriffen. So oft die Zeitungen nun wieder kamen gab er mir immer die französischen. Ich merkte das, und nahm mir einmal die deutschen. Seitdem gab er mir immer die deutschen. — Um die Zeit, in welcher mein Arzt mich besuchte, gieng er immer spatzieren×) Ich hatte ihm nie etwas gesagt, aber es mogte schlechtes oder gutes Wetter sein, er verließ das Zimmer und gieng spatzieren. — Nie kam er in meine Kammer, auch darum hatte ich ihn nicht gebeten, aber er errieth es, und nie ließ er sich darin sehen. — Ich brannte während der Nacht Licht in meiner Kammer, und der Schein fiel durch die geöffnete Thür gerade auf sein Bett. Nachher habe ich gelegentlich erfahren, daß er viele Nächte deswegen gar nicht geschlafen habe; aber nie hatte er mir es gesagt.

O noch einen Zug werde ich Dir einst erzählen, aber jetzt nicht — noch ein Opfer, das ihn nöthigte jede Nacht mit dem bloßen übergeworfenen Mantel über den kalten Flur zu gehen, und von dem ich auch nicht das Mindeste erfuhr bis spät nachher. —

Aber Du lächelst wohl über diese Kleinigkeiten? — O Wilhelmine, wie schlecht verstehst Du Dich dann auf die Menschen! Große Opfer sind Kleinigkeiten, die kleinen sind es, die schwer sind; und es war leichter, mir nach Wien zu folgen, leichter, mir 600 Thlr. zu opfern, als mit nie ermüdendem Wohlwollen und mit immer stiller und anspruch-

*) So steht (statt: las) im Original.

loſer Beeiferung meinen Vortheil mit dem ſeinigen zu erkaufen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Lagen ſich nie, auch nicht auf einen Augenblick anders zu zeigen, als ganz uneigennützig.

Du glaubſt doch wohl nicht von mir, daß ich nur darum dieſer Uneigennützigkeit ſo lebhaft das Wort rede, weil ſie gerade meinem Vortheil ſchmeichelte —? O pfui. Ich gebe Dir darauf kein Wort zur Antwort.

O wenn Du ahnden könnteſt, warum ich gerade Dir das Alles ſchrieb! — Denke einmal an alle die Abſcheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menſchen treibt — denke Dir einmal die glückliche Welt, wenn jeder ſeinen eigenen Vortheil gegen den Vortheil des Andern vergäße — denke Dir wenigſtens die glückliche Ehe, in welcher dieſe innige, herrliche Uneigennützigkeit immer herrſchend wäre. — O Du ahndeſt gewiß die Abſicht dieſer Zeilen, die Du darum auch gewiß recht oft durchleſen wirſt — nicht, als ob ich Dich für eigennützig hielte, o behüte, ſo wenig als mich ſelbſt. Aber in mir ſelbſt finde ich doch nicht ein ſo reines, ſo hohes Wohlwollen für den Andern, keine ſolche innige unausgeſetzte Beeiferung für ſeinen Vortheil, keine ſo gänzliche Vergeſſenheit meines eigenen — und das iſt jetzt das hohe Bild, das ich mit meiner ganzen Seele mir anzueignen ſtrebe. O mögte es auch das Deinige werden — ja, Wilhelmine, ſagte ich nicht, daß unſer Glück theuer erkauft ward? Jetzt können wir es verdienen. Laß uns dem Beiſpiel jenes vortrefflichſten der Menſchen folgen — mein heiligſter Wille iſt es. Immer und in allen Fällen will ich meines eigenen Vortheils ganz vergeſſen, wie er, und nicht bloß gegen Dich, auch gegen Andere und wären es auch ganz Fremde ganz uneigennützig ſein, wie er. O mache dieſen herrlichen Vorſatz auch zu dem

Deinen. Verachte nur immer Deinen eigenen Vortheil, er sei groß oder klein, gegen jeden Andern, gegen Deine Schwestern, gegen Freunde, gegen Bekannte, gegen Diener, gegen Fremde, gegen Alle.

Was ist der Genuß eines Vortheils gegen die Entzückung eines freiwilligen Opfers! Auch in dem geringfügigsten Falle erfülle diese schöne Pflicht, ja geize sogar begierig auf Gelegenheit, wo Du sie erfüllen kannst. Rechne aber dabei niemals auf Dank, niemals, wie er. Auch wenn Dein stilles bescheidenes Opfer gar nicht verstanden würde, ja selbst dann wenn Du vorher wüßtest, daß es von Keinem verstanden werden würde, so bringe es dennoch — Du selbst verstehst es, und Dein Selbstgefühl möge Dich belohnen. Verlange aber nie ein Gleiches von den Andern, o niemals. Denn wahre Uneigennützigkeit zeigt sich in dem Talent, sich durch den Eigennutz Anderer nie gekränkt zu fühlen, eben so gut, ja selbst noch besser als in dem Talent, ihm immer zuvor zu kommen. Daher klage den Andern nie um dieser Untugend an. Wenn er Dein freiwilliges Opfer nicht versteht, so schweige und zürne nicht, und wenn er ein Opfer von Dir verlangt, vorausgesetzt daß es nur möglich ist, so thue es, und er mag es Dir danken, oder nicht, schweige wieder und zürne nicht. — O Wilhelmine! Giebt es etwas, das Dich mit so hohen Erwartungen in Deine neue Epoche einführen kann, als diese herrlichen Vorsätze? Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wieder kennen werde, wenn ich Dich wiedersehe. Auch Du sollst besser mit mir zufrieden sein.

Adieu. Dein Geliebter H. K.

XXI.

Berlin, d. 22. März 1801.

Liebe Herzens-Wilhelmine, diese Stunde ist seit unserer Trennung*) eine von den wenigen, die ich vergnügt nennen kann, ja vielleicht die erste. — Nach vielen unruhigen Tagen kam ich heute von einer Fußreise aus Potsdam zurück. Als ich zu Carln in das Zimmer trat, fragte ich nach Briefen von Dir, und als er mir den Deinigen gab, brach ich ihn nicht ganz ohne Besorgniß auf, indem ich fürchtete, er mögte voll Klagen und Scheltwörter über mein langes Stillschweigen sein. Aber Du hast mir einen Brief geschrieben, den ich in aller Hinsicht fast den liebsten nennen mögte. — Es war mir fast als müßte ich stolz darauf sein; denn, sagte ich zu mir selbst, wenn W.'s Gefühl sich so verfeinert, ihr Verstand sich so berichtigt, ihre Sprache sich so veredelt hat, was ist daran — — wem hat sie es zu — — — kurz, ich konnte mir den Genuß nicht verweigern, den Brief, sobald ich ihn gelesen hatte, Carln zu überreichen, welches ich noch nie gethan habe. — Ich küsse die Hand, die ihn schrieb, und das Herz, das ihn dictirte. Fahre so fort, nach dem Preise zu ringen, mein Bestreben soll es sein, ihn so beneidenswürdig zu machen, als möglich. Du sollst einst

*) Wie es scheint, war Kleist in der Zwischenzeit in Frankfurt a. O. gewesen.

einen Mann an Deine Bruſt drücken, den edle Menſchen ehren, und wenn jemals in Deinem Herzen ſich eine Sehnſucht nach etwas regt, das ich Dir nicht leiſte, ſo iſt mein Ziel verfehlt, ſo wie das Deinige, wenn Du nicht immer dieſes Beſtreben wach in mir erhältſt. Ja, Wilhelmine, meine Liebe iſt ganz in Deiner Gewalt. Schmerzhaft würde es mir ſein, wenn ich Dir jemals aus bloßer Pflicht treu ſein müßte. Gern mögte ich meine Treue immer nur der Neigung verdanken. Ich bin nicht flatterhaft, nicht leichtſinnig, nicht jede Schürze reizt mich und ich verachte den Reichthum; wenn ich doch jemals mein Herz Dir entzöge, Dir ſelbſt, nicht mir, würdeſt Du die Schuld zuzuſchreiben haben. Denn ſo wie meine Liebe Dein Werk, nicht das meinige war, ſo iſt auch die Erhaltung derſelben nur Dein Werk, nicht das meinige. Meine Sorge iſt nichts als Deine Gegenliebe, für meine eigene Neigung zu Dir kann ich nichts thun, gar nichts, Du aber Alles. Dich zu lieben wenn ich Dich nicht liebenswürdig fände, das wäre mir das Unmögliche. Die Hand könnte ich Dir geben, und ſo mein Wort erfüllen, aber das Herz nicht — denn Du weißt, daß es das ſeltene Eigenthum iſt, welches man ſich nur rauben laſſen darf, wenn es Zinſen tragen ſoll. Alſo ſorge nie, daß ich gleichgültig gegen Dich werden mögte, ſorge nur, daß Du mich nicht gleichgültig gegen Dich machſt.

Sei ruhig, ſo lange Du in Deinem Innerſten fühlſt, daß Du meiner Liebe werth biſt, und wenn Du an jedem Abend nach einem heiter verfloſſenen Tage in Deinem Tagebuche die Summe Deiner Handlungen zieheſt, und nach dem Abzuge ein Reſt bleibt für die guten, und ein ſtilles, ſüßes, mächtig ſchwellendes Gefühl Dir ſagt, daß Du eine Stufe höher getreten biſt als geſtern, ſo — — ſo lege Dich ruhig

auf Dein Lager, und denke mit Zuverſicht an mich, der vielleicht in demſelben Augenblicke mit derſelben Zuverſicht an Dich denkt, und **hoffe** — nicht zu heiß, aber auch nicht zu kalt — auf beſſere Augenblicke, als die ſchönſten in der Vergangenheit — — auf beſſere noch? — Ich ſehe das Bild, und die Nadeln, und Voſſens Luiſe und die Gartenlaube und die mondhellen Nächte, — und doch — — Still! — „Wer rief?" — Mir wars, als drückteſt Du mir den Mund mit Küſſen zu.

Ich wollte nun auf Deinen Brief Punct vor Punct. antworten, und laß ihn darum zum zweitenmale durch (immer noch mit derſelben Freude). — Aber Du haſt diesmal in jede Zeile ein beſonderes Intereſſe gelegt, und jede verdiente einen eigenen Bogen zur Antwort. Ich kann aber nur einen Gedanken herausheben, den, der mir der liebſte iſt. Ueber die anderen muß ich kurz wegeilen.

Fahre fort, dem ſchönen Beiſpiel zu folgen, das Dir die Blume an Deinem Fenſter giebt! So oft Du auf ein dîner oder souper oder Ball geheſt, kehre ſie um, und wenn ſie bei Deiner Rückkehr doch wieder den Kelch der Sonne entgegenneigt, ſo laß Dich nicht von ihr beſchämen, und thue ein Gleiches.

Ich wünſche Dir aus meinem Herzen Glück zu Deinem weiblichen Brokes. Nicht leicht würde ich in dieſe Vergleichung einſtimmen, aber dieſe muß ich doch billigen. Mir ſelbſt hat das Mädchen ſehr gefallen. Du haſt mir ein paar unbeſchreiblich rührende Züge von ihr aufgezeichnet, und wenngleich das Weſen, dem ſie eigen ſind ſehr viel werth iſt, ſo iſt doch auch das Weſen, das ſie verſtand etwas werth. Denn immer iſt es ein Zeichen der eigenen Vor-

trefflichkeit, wenn die Seele auch aus den unscheinbarsten Zügen Anderer das Schöne herauszufinden weiß.

Es hätte sich nicht leicht ein Umstand ereignen können, der im Stande wäre, Dich so schnell auf eine höhere Stufe zu führen, als Deine Neigung für Rousseau. Ich finde in Deinem ganzen Briefe schon etwas von seinem Geiste — das zweite Geschenk, das ich Dir von heute an gerechnet, machen werde, wird das Geschenk von Rousseaus sämmtlichen Werken sein. Ich werde Dir dann auch die Ordnung Deiner Lesung bezeichnen — für jetzt laß Dich nicht stören, den Emil ganz zu beendigen. —

Ich komme jetzt zu dem Gedanken aus Deinem Briefe, der mir in meiner Stimmung der theuerste sein mußte, und der meiner verwundeten Seele fast so wohl thut, wie Balsam einer körperlichen Wunde.

Du schreibst: „Wie sieht es aus in Deinem Innern? Du würdest mir viele Freude machen, wenn Du mir etwas mehr davon mittheiltest, als bisher; glaube mir, ich kann leicht fassen, was Du mir sagst, und ich mögte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen."

Liebe Wilhelmine, ich erkenne an diesen fünf Zeilen mehr als an irgend etwas, daß Du wahrhaft meine Freundin bist. Nur unsere äußern Schicksale interessiren die Menschen, die inneren nur den Freund. Unsere äußere Lage kann ganz ruhig sein, indessen unser Innerstes ganz bewegt ist. — Ach, ich kann Dir nicht beschreiben, wie wohl es mir thut, einmal jemandem, der mich versteht, mein Innerstes zu öffnen. Eine ängstliche Bangigkeit ergreift mich immer, wenn ich unter Menschen bin, die alle von dem Grundsatze ausgehen, daß man ein Narr sei, wenn man ohne Vermögen jedes

Amt ausſchlägt. Du wirſt nicht ſo hart über mich urtheilen — nicht wahr?

Ja, allerdings dreht ſich mein Weſen jetzt um einen Hauptgedanken, der mein Innerſtes ergriffen hat, er hat eine tiefe, erſchütternde Wirkung auf mich hervorgebracht. — Ich weiß nur nicht, wie ich das, was ſeit 3 Wochen durch meine Seele flog, auf dieſem Blatte zuſammenpreſſen ſoll. Aber Du ſagſt ja, Du kannſt mich faſſen — alſo darf ich mich ſchon etwas kürzer faſſen. Ich werde Dir den Urſprung und den ganzen Umfang dieſes Gedankens nebſt allen ſeinen Folgerungen einſt, wenn Du es wünſcheſt, weitläufiger mittheilen. Alſo jetzt nur ſoviel.

Ich hatte ſchon als Knabe, (mich dünkt am Rhein durch eine Schrift von Wieland) mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommnung, der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einſt nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf dieſem Sterne erreichten, auf einem andern weiter fortſchreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier ſammelten, auch dort einſt brauchen könnten. Aus dieſen Gedanken bildete ſich ſo nach und nach eine eigene Religion, und das Beſtreben, nie auf einen Augenblick hienieden ſtill zu ſtehen, und immer unaufhörlich einem höhern Grad von Bildung entgegenzuſchreiten, ward bald das einzige Princip meiner Thätigkeit. Bildung ſchien mir das einzige Ziel, das des Beſtrebens, Wahrheit der einzige Reichthum, der des Beſitzes würdig iſt.

Ich weiß nicht, liebe Wilhelmine, ob Du dieſe zwei Gedanken: Wahrheit und Bildung, mit einer ſolchen Heiligkeit denken kannſt, als ich. — Das freilich würde doch nöthig ſein, wenn Du den Verfolg dieſer Geſchichte meiner

Seele verſtehen willſt. Mir waren ſie ſo heilig, daß ich dieſen beiden Zwecken, Wahrheit zu ſammeln und Bildung mir zu erwerben, die koſtbarſten Opfer brachte — Du kennſt ſie. — Doch ich muß mich kurz faſſen.

Vor Kurzem ward ich mit der neuen ſogenannten Kantiſchen Philoſophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich ſo tief, ſo ſchmerzhaft erſchüttern wird, als mich. Auch kennſt Du das Ganze nicht hinlänglich, um ſein Intereſſe vollſtändig zu begreifen. Ich will indeſſen ſo deutlich ſprechen, als möglich.

Wenn alle Menſchen ſtatt der Augen grüne Gläſer hätten, ſo würden ſie urtheilen müſſen, die Gegenſtände, welche ſie dadurch erblicken, ſind grün — und nie würden ſie entſcheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt wie ſie ſind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthut, was nicht ihnen, ſondern dem Auge gehört. So iſt es mit dem Verſtande. Wir können nicht entſcheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, Wahrheit iſt, oder ob es uns nur ſo ſcheint. Iſt das letzte, ſo iſt die Wahrheit, die wir hier ſammeln, nach dem Tode nicht mehr — und alles Beſtreben, ein Eigenthum ſich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, iſt vergeblich. —

Ach Wilhelmine, wenn die Spitze dieſes Gedankens Dein Herz nicht trifft, ſo lache nicht über einen Andern, der ſich tief in ſeinem heiligſten Innern verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchſtes Ziel iſt geſunken, und ich habe nun keines mehr.

Seit dieſe Ueberzeugung, nämlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden iſt, vor meine Seele trat, habe ich nicht wieder ein Buch angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenſter

geſetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Caffeehäuſer, ich habe Schauſpiele und Concerte beſucht, um mich zu zerſtreuen, ich habe ſogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen, die Dir Carl lieber erzählen mag, als ich; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in dieſem äußeren Tumulte mit glühender Angſt bearbeitete, immer nur dieſer: dein einziges, dein höchſtes Ziel iſt geſunken.

An einem Morgen wollte ich mich zur Arbeit zwingen, aber ein innerlicher Ekel überwältigte meinen Willen. Ich hatte eine unbeſchreibliche Sehnſucht, an Deinem Halſe zu weinen, oder wenigſtens einen Freund an die Bruſt zu drücken. Ich lief, ſo ſchlecht das Wetter auch war, nach Potsdam, ganz durchnäßt kam ich dort an, drückte Leopold, Gleißberg, Rühl ans Herz, und mir ward wohler. — —

Rühl verſtand mich am beſten. Lieſs' doch, ſagte er mir, den Kettenträger, (ein Roman)*). Es herrſcht in dieſem Buche eine ſanfte, freundliche Philoſophie, die Dich gewiß ausſöhnen wird mit Allem, worüber Du zürnſt. Es iſt wahr, er ſelbſt hatte aus dieſem Buche einige Gedanken geſchöpft, die ihn ſichtbar ruhiger und weiſer gemacht hatten. Ich faßte den Muth, dieſen Roman zu leſen.

Die Rede war von Dingen, die meine Seele längſt ſchon ſelbſt bearbeitet hatte. Was darin geſagt ward, war von mir ſchon längſt im Voraus niedergelegt. Ich fing ſchon an unruhig zu blättern, als der Verfaſſer nun von ganz fremdartigen, politiſchen Händeln weitläufig zu raiſoniren anfing. — Und das ſoll die Nahrung ſein für meinen glühenden Durſt? — Ich legte ſtill und beklommen das

*) Der Roman iſt mir nicht bekannt.

Buch auf den Tiſch, ich drückte mein Haupt auf das Kiſſen des Sopha, eine unausſprechliche Leere erfüllte mein Inneres auch das letzte Mittel, mich zu heben, war fehlgeſchlagen. — Was ſollſt Du nun thun? rief ich. Nach Berlin zurückkehren ohne Entſchluß? Ach, es iſt der ſchmerzlichſte Zuſtand ganz ohne ein Ziel zu ſein, nach dem unſer Inneres froh beſchäftigt, fortſchreitet — und das war ich jetzt. — Du wirſt mich doch nicht falſch verſtehen, Wilhelmine? — Ich fürchte es nicht. In dieſer Angſt fiel mir ein Gedanke ein.

Liebe Wilhelmine, laß mich reiſen! Arbeiten kann ich nicht, das iſt nicht möglich, ich weiß nicht zu welchem Zwecke. Ich müßte, wenn ich zu Hauſe bliebe, die Hände in den Schoß legen, und denken. So will ich lieber ſpazieren gehen und denken. Die Bewegung auf der Reiſe wird mir zuträglicher ſein, als dieſes Brüten auf einem Flecke. Iſt es eine Verirrung, ſo läßt ſie ſich vergüten, und ſchützt mich vor einer andern, die vielleicht unwiderruflich wäre. Sobald ich einen Gedanken erſonnen habe, der mich tröſtet, ſobald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder ſtreben kann, ſo kehre ich um, ich ſchwöre es Dir. Mein Bild ſchicke ich Dir, und Deines nehme ich mit mir. Willſt Du es mir unter dieſen Bedingungen erlauben? Antworte bald darauf Deinem treuen Freunde Heinrich.

N. S. Heute ſchreibe ich Ulriken, daß ich wahrſcheinlich, wenn Du es mir erlaubſt, nach Frankreich reiſen würde. Ich habe ihr verſprochen, nicht das Vaterland zu verlaſſen, ohne es ihr vorher zu ſagen. Will ſie mitreiſen, ſo muß ich es mir gefallen laſſen. Ich zweifle aber, daß ſie die Bedingungen annehmen wird. Denn ich kehre um, ſobald ich weiß, was ich thun ſoll. Sei ruhig. Es muß etwas Gutes aus dieſem inneren Kampfe hervorgehen.

XXII.

Berlin den 28. März 1801.

Liebes Mädchen, ich antworte Dir, nach Deinem Wunſche ſogleich auf Deinen Brief, ob ich gleich vorausſehe, daß dieſe Antwort nicht lang werden kann, indem ich ſchon in einer Stunde zu dem Maler gehen und dann Leopold und ein Paar Freunde empfangen muß, die heute aus Potsdam hier ankommen werden, um mich vor meiner Abreiſe noch einmal zu ſehen.

Liebe Wilhelmine, ich ehre Dein Herz und Deine Bemühung, mich zu beobachten, und die Kühnheit, mit welcher Du Dich einer eignen Meinung nicht ſchämſt, wenn ſie auch einem berühmten Syſtem widerſpräche. — Aber der Irrthum liegt nicht im Herzen, er liegt im Verſtande und nur der Verſtand kann ihn heben. Ich habe mich unbeſchreiblich über den Aufwand von Scharfſinn gefreut, den Du bei dem Gegenſtande der Kriſtalllinſe anwendeſt; ich habe Dich beſſer verſtanden, als Du Dich ſelbſt ausdrückſt, und Alles, was Du darüber ſagſt, iſt wahr. Aber ich habe mich nur des Auges in meinem Briefe als eines erklärenden Beiſpiels bedient, weil ich Dir ſelbſt die trockene Sprache der Philoſophie nicht vortragen konnte. Alles, was Du mir nun dagegen einwendeſt, kann wahr ſein, ohne daß der Zweifel gehoben würde — liebe Wilhelmine, ich bin durch mich ſelbſt in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur durch mich

ſelbſt wieder heben. Dieſe Verirrung, wenn es eine iſt, wird unſrer Liebe nicht den Sturz drohen, ſei ganz ruhig. Wenn ich ewig in dieſem räthſelhaften Zuſtand bleiben müßte, mit einem innerlich heftigem Trieb zur Thätigkeit, und doch ohne Ziel — ja dann freilich, dann wäre ich ewig unglücklich, und ſelbſt Deine Liebe könnte mich dann nur zerſtreuen nicht mit Bewußtſein beglücken. Aber ich werde das Wort, welches das Räthſel löſt, ſchon finden, ſei davon überzeugt — nur ruhig kann ich jetzt nicht ſein, in der Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erſchrecken. Im Freien werde ich freier denken können. Hier in Berlin finde ich nichts, was mich auch nur auf Augenblicke erfreuen könnte. In der Natur wird es beſſer ſein. Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Einheimiſchen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage, mein Innerſtes zu zeigen. Lebe wohl. Dieſer Zettel gilt für keinen Brief. Bald, wenn ich Antwort von Ulrike habe, ſchreibe ich Dir wieder. Bleibe mir ſo treu, wie ich Dir bleiben werde. H. K.

XXIII.

Berlin, d. 9. April 1801.

Liebe Wilhelmine! Meine theure, meine einzige Freundinn! Ich nehme Abſchied von Dir! — Ach, mir iſt es, als wäre es auf ewig! Ich habe mich wie ein ſpielendes Kind auf die Mitte der See gewagt, es erheben ſich heftige Winde, gefährlich ſchaukelt das Fahrzeug über den Wellen, das Getöſe übertönt alle Beſinnung, ich kenne nicht einmal die Himmelsgegend, nach welcher ich ſteuern ſoll, und mir flüſtert eine Ahndung zu, daß mir mein Untergang bevorſteht. — Ach ich weiß es, dieſe Zeilen ſind nicht dazu gemacht, Dir den Abſchied zu erleichtern. Aber willſt Du nicht mitempfinden, wenn ich leide? O gewiß! Wärſt Du ſonſt meine Freundinn?

Ich will Dir erzählen, wie in dieſen Tagen das Schickſal mit mir geſpielt hat.

Du kennſt die erſte Veranlaſſung zu meiner bevorſtehenden Reiſe. Es war im Grunde nichts, als ein innerlicher Ekel vor aller wiſſenſchaftlichen Arbeit. Ich wollte nur nicht müßig die Hände in den Schooß legen und brüten, ſondern mir lieber unter der Bewegung einer Fußreiſe ein neues Ziel ſuchen, da ich das alte verloren hatte, und zurückkehren, ſobald ich es gefunden hätte. Die ganze Idee der Reiſe war alſo eigentlich nichts, als ein großer Spaziergang. Ich hatte aber Ulriken verſprochen, nicht über die Grenzen

des Vaterlandes zu reiſen, ohne ſie mitzunehmen. Ich kündigte ihr daher meinen Entſchluß an. Als ich dies aber that, hoffte ich zum Theil, daß ſie ihn wegen der großen Schnelligkeit und der außerordentlichen Koſten nicht annehmen würde, theils fürchtete ich auch nicht, daß, wenn ſie ihn annähme, dieſer Umſtand die eigentliche Abſicht meiner Reiſe verändern könnte. Doch höre, wie das blinde Verhängniß mit mir ſpielt. Ich erkundigte mich bei verſchiedenen Männern, ob ich Päſſe zur Reiſe haben müßte. Sie ſagten mir, daß wenn ich allein auf der Poſt reiſete, ich mit meiner Studenten Matrikel wohl durchkommen würde; in Geſellſchaft meiner Schweſter aber und eines Bedienten müßte ich durchaus einen Paß haben, weil ſonſt die Reiſe eines Studenten mit ſeiner unverheiratheten Schweſter gewiß auffallen würde, wie ich ſelbſt fürchte. Päſſe waren aber nicht anders zu bekommen, als bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn v. Alvensleben, und auch bei dieſem nicht anders, als wenn man einen hinreichenden Zweck zur Reiſe angeben kann. Welchen Zweck ſollte ich aber angeben? Den wahren? Konnte ich das? Einen falſchen? Durfte ich das? — ich wußte nun gar nicht, was ich thun ſollte. Ich war ſchon im Begriff, Ulriken die ganze Reiſe abzuſchreiben, als ich einen Brief bekam, daß ſie in 3 Tagen hier ſchon eintreffen würde. Vielleicht, dachte ich nun, läßt ſie ſich mit einer kleineren Reiſe begnügen, und war ſchon halb und halb willens, ihr dies vorzuſchlagen; aber Carl hatte ſchon an ſo viele Leute ſo viel von meiner Reiſe nach Paris erzählt, und ich ſelbſt war damit nicht ganz verſchwiegen geweſen, ſo daß nun die Leute ſchon anfingen, mir Aufträge zu geben — — ſollte ſich nun mein Entſchluß auf einmal wie ein Wetterhahn drehen? — Ach,

Wilhelmine, wir dünken uns frei, und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort. Ich mußte also nun reisen, ich mochte wollen oder nicht, und zwar nach Paris, ich mochte wollen oder nicht. Ich erzählte Carln diese ganze seltsame Veränderung meiner Lage, er tröstete mich und sagte, ich mögte mich jetzt nur in die Verhältnisse fügen, er hoffte, es würde vielleicht recht gut werden und besser, als ich es glaubte. Denn das ist sein Glaube, daß, wenn uns das Schicksal einen Strich durch die Rechnung macht, dies gerade oft zu unserm Besten ausfalle. Darf ich hoffen —? — Ich mußte also nun auch Pässe fordern. Aber welchen Zweck sollte ich angeben? Ach, meine liebe Freundin, kann man nicht in Lagen kommen, wo man selbst mit dem besten Willen doch etwas thun muß, was nicht ganz recht ist? Wenn ich nicht reisete, hätte ich da nicht Ulrike angeführt? Und wenn ich reisete und also Pässe haben mußte, mußte ich da nicht etwas Unwahres zum Zwecke angeben? — Ich gab also denjenigen Zweck an, der wenigstens nicht ganz unwahr ist, nämlich auf der Reise zu lernen, (welches eigentlich in meinem Sinne ganz wahr ist) wie ich mich ausdrückte: oder in Paris zu studieren, und zwar Mathematik und Naturwissenschaft. — — Ach, Wilhelmine, ich studieren? In dieser Stimmung? — — Doch es mußte so sein. Der Minister, und alle Professoren und alle Bekannten wünschen mir Glück — am Hofe wird es ohne Zweifel bekannt — soll ich nun zurückkehren über den Rhein, so wie ich hinüberging? Habe ich nicht selbst die Erwartung der Menschen gereizt? Werde ich nun nicht in Paris im Ernste etwas lernen müssen? Ach, Wilhelmine, in meiner Seele ziehen Gedanken durcheinander, wie Wolken im Ungewitter. Ich weiß nicht, was ich thun und lassen

ſoll — Alles, was die Menſchen von meinem Verſtande erwarten, ich kann es nicht leiſten. Die Mathematiker glauben, ich werde dort Mathematik ſtudieren, die Chemiker, ich werde von Paris große chemiſche Kenntniſſe zurückbringen — und doch wollte ich eigentlich nichts, als allem Wiſſen entfliehen. Ja ich habe mir ſogar Adreſſen an franzöſiſche Gelehrte müſſen mitgeben laſſen, und ſo komme ich denn wieder in jenen Kreis von kalten, trocknen, einſeitigen Menſchen, in deren Geſellſchaft ich mich nie wohl befand. — Ach liebe Freundin, ehemals dachte ich mit ſo großer Entzückung an eine Reiſe — jetzt nicht. Ich verſprach mir ſonſt ſo viel davon — jetzt nicht. Ich ahnde nichts gutes. — Ich hatte eine unbeſchreibliche Sehnſucht, Dich noch einmal zu ſehen, und war ſchon im Begriff, Dir ſelbſt zu Fuße das Bild zu bringen. Aber immer ein neues Verhältniß und wieder ein neues machte es mir unmöglich. Ja, hätte mir Carl ſein Pferd gegeben, ich hätte Dich doch noch einmal umarmt; aber er wollte und konnte auch nicht.

Und ſo lebe denn wohl! — Ach Wilhelmine, ſchenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reiſen, und alle Wiſſenſchaft, und allen Ehrgeiz auf immer auf! Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieſes ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in ſeiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele ſehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langſamer und langſamer rollenden Weltkörper ſtreben, nach Ruhe!

Liebe Wilhelmine, Deine Eltern werden die Köpfe ſchütteln, Ahlemann wird beſorgt ſein, die Mädchen werden flüſtern — wirſt Du irgend Jemandem jemals mehr Glauben beimeſſen, als mir? O dann, dann wäreſt Du

meiner nicht werth! Denn dieſen ganzen innerlichen Kampf, der eigentlich unſere Liebe gar nichts angeht, hat unaufhörlich der Wunſch, einſt in Deinen Armen davon auszuruhen, unterbrochen; und hell und lebendig iſt in mir das Bewußtſein, daß ich ſchnell lieber den Tod wählen mögte, als durch das ganze Leben das Gefühl, Dich betrogen zu haben, herum zu ſchleppen.

Ich werde Dir oft ſchreiben. Aber es mögen Briefe ausbleiben, ſo lange ſie wollen, Du wirſt immer überzeugt ſein, daß ich alle Abende und alle Morgen, wenn nicht öfter an Dich denke. Daſſelbe werde ich von Dir glauben. Alſo niemals Mißtrauen, oder Bangigkeit. Vertrauen auf uns, Einigkeit unter uns!

Und nun noch ein Paar Aufträge. Beifolgendes Bild konnte ich wegen Mangel an Geld, das ich ſehr nöthig brauche, nicht einfaſſen laſſen. Thue Du es auf meine Koſten. Einſt erſetze ich ſie Dir. Mögteſt Du es ähnlicher finden, als ich. Es liegt etwas Spöttiſches darin, das mir nicht gefällt, ich wollte, er hätte mich ehrlicher gemalt — Dir zu gefallen, habe ich fleißig während des Malens gelächelt, und ſo wenig ich auch dazu geſtimmt war, ſo gelang es mir doch, wenn ich an Dich dachte. Du haſt mir ſo oft mit der Hand die Runzeln von der Stirn geſtrichen, darum habe in dem Gemälde, wo es nicht möglich war, dafür geſorgt, daß es auch nicht nöthig war. So, ich meine, ſo freundlich werde ich immer ausſehen, wenn, wenn — — o Gott! Wenn? Küſſe das Bild auf die Stirn, da küſſe ich es jetzt auch.

Der zweite Auftrag iſt dieſer, mir anzukündigen, ob ich Dir 73 Rth., oder etwas weniger ſchuldig bin. Carl meint, ich hätte Dir ſchon etwas bezahlt, aber ich weiß von

nichts. Schreibe mir dies, ob ich das Geld der Randow, oder Carl geben oder Dir ſelbſt überſchicken ſoll.

Und nun lebewohl. — Wenn Du mir gleich antworteſt, ſo trifft mich Dein Brief noch in Berlin. Dann werde ich Dir zwar nicht mehr von hier, aber doch vielleicht ſchon von Potsdam ſchreiben.

Lebe wohl — Grüße Alles, wenigſtens Louiſe, der Du alle meine Briefe zeigen kannſt. Mache, wenn Du willſt, überhaupt gar kein Geheimniß mehr aus unſerer Liebe, trage das Bild öffentlich, ich ſelbſt habe es hier bei Clauſius, der Glogern*), Ulrike ꝛc. gezeigt, und Alle wiſſen, für wen es beſtimmt war. Nenne mich Deinen Geliebten, denn ich bin es — und lebe wohl, lebe wohl, — lebe wohl. — — Behalte mich lieb in Deinem innerſten Herzen, bleibe treu, traue feſt auf mich — lebe wohl — lebe wohl. —

Heinrich.

(Schicke mir doch das Bild-Futeral ſogleich zurück, denn es gehört zu Deinem Bilde.)

*) Das Wort iſt nicht deutlich geſchrieben; ich leſe: Glogern.

XXIV.

Berlin, d. 24. April 1801.

Liebe Freundin, die Paar Zeilen, die Du mir geschrieben haſt, athmen zugleich ſo viel Wehmuth und Würde, daß ſelbſt Dein Anblick mich kaum weniger hätte rühren können. Wenn ich mir Dich denke, wie Du in Deinem Zimmer ſitzeſt, mein Bild vor Dir, das Haupt auf die Arme gedrückt, die Augen voll Thränen — ach, Wilhelmine, dann kommt dieſer Gedanke noch zu meinem eignen Kummer, ihn zu verdoppeln. Dir hat die Liebe wenig von ihren Freuden, doch viel von ihrem Kummer zugetheilt, und Dir ſchon zwei Trennungen zugemeſſen, deren jede gleich gefährlich war. Du hätteſt ein ſo ruhiges Schickſal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den ſeine ſeltſamgeſpannte Seele ewig unruhig bewegt? Ach, Wilhelmine, Du biſt ſo vielen Glückes würdig, ich bin Dir ſchuldig. Du haſt mir durch ſo vielen Edelmuth die Schuld auferlegt — warum kann ich ſie nicht bezahlen? Warum kann ich Dir nichts geben zum Lohne, als Thränen? — O Gott gebe mir nur die Möglichkeit, dieſe Thränen einſt wieder mit Freuden vergüten zu können! — Liebe, theure Freundin, ich fordere nicht von Dir, daß Du mir den Kummer verheimlichſt, wenn Du ihn fühlſt, ſo wie ich ſelber immer das ſüßeſte Recht der Freundſchaft, nämlich das ſchwere Herz auszuſchütten, übe; aber laß uns beide uns bemühen, ſo

ruhig und so heiter unter den Gewitterwolken zu stehen, als es nur immer möglich ist. Verzeihe mir diese Reise — ja verzeihen, ich habe mich nicht in dem Ausdrucke vergriffen, denn ich fühle nun selbst, daß die erste Veranlassung dazu wohl nichts, als eine Uebertreibung war.

Lies doch meine Briefe von dieser Zeit an noch einmal durch und frage Carln recht über mich aus. — Mir ist diese Periode in meinem Leben und dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich bloß zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig. — Aber nun ist es unabänderlich geschehen und ich muß reisen. — Ach Wilhelmine, wie hätte sich mir noch vor drei Jahren die Brust gehoben unter der Vorempfindung einer solchen Reise! Und jetzt —! Ach Gott weiß, daß mir das Herz blutet! Frage nur Carln, der mich alle Augenblicke einmal fragt: was seufzest Du denn? — Aber nun will ich doch so viel Nutzen ziehen aus dieser Reise, wie ich kann, und auch in Paris etwas lernen, wenn es mir möglich sein wird. Vielleicht geht doch noch etwas Gutes aus dieser verwickelten Begebenheit meines Lebens hervor — liebe Wilhelmine, soll ich Dir sagen, daß ich es fast hoffe? Ach, ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe! Alles ist dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht was ich wünschen und hoffen und fürchten soll, ich fühle, daß mich weder die Ehre, noch der Reichthum, noch selbst die Wissenschaften allein ganz befriedigen können; nur ein einziger Wunsch ist mir ganz deutlich, Du bist es, Wilhelmine. — O Gott, wenn mir einst das bescheidene Loos fallen sollte, das ich begehre, ein Weib, ein eigenes Haus und Freiheit — o dann wäre es nicht zu theuer erkauft mit allen Thränen die ich, und mit allen, die Du vergießest, denn mit Entzücken wollte ich sie

Dir vergüten. Ja, laß uns hoffen. — Was ich begehre, genießen Millionen, der Himmel gewährt Wünsche gern, die in seinen Zweck eingreifen, warum sollte er gerade uns beide von seiner Güte ausschließen? Also Hoffnung und Vertrauen auf den Himmel und auf uns! Ich will mich bemühen, die ganze unselige Spitzfündigkeit zu vergessen, die Schuld an dieser innern Verwirrung ist. Vielleicht giebt es dann doch Augenblicke auf dieser Reise, in welchen ich vergnügt bin. O mögten sie auch Dir werden! Fahre nur fort, Dich immer auszubilden, ich müßte unsinnig sein, mit den Füßen von mir zu stoßen, was sich zu meinem eigenen Genuß von Tage zu Tage veredelt. Gewinne Deinen Rousseau so lieb, wie es Dir immer möglich ist, auf diesen Nebenbuhler werde ich nie zürnen. Ich werde Dir oft schreiben, das nächste mal von Dresden, etwa in 8 Tagen. Dahin schreibe mir, aber gleich, und scheue Dich nicht, mit eigner Hand die Adresse zu schreiben, unsere Liebe soll kein Geheimniß mehr sein. Den 28. April treffe ich ohngefähr in Leipzig ein, da kannst Du an Minna Clausius schreiben, die mit ihrem Vater dort zur Messe ist, und wieder einen Brief einlegen. Wohin Du auf der ganzen Reise schreibst, mußt Du aber immer den Brief bezeichnen, selbst abzuholen (in Frankreich französisch). — Und nun Adieu. Die 73 Rth., worauf Du vergessen hast, mir zu schreiben, habe ich Carln gegeben in der Meinung, daß es Dir so recht sein wird. Adieu, adieu, sei mein starkes Mädchen.

Heinrich K.

XXV.

Dreßden, d. 4. Mai 1801.

Liebe Wilhelmine, heute lag ich auf der Brühlſchen Terraſſe, ich hatte ein Buch mitgenommen, darin zu leſen, aber ich war zerſtreut und legte es weg. Ich blickte von dem hohen Ufer herab über das herrliche Elbthal, es lag da wie ein Gemälde von Claude Lorrain unter meinen Füßen — es ſchien mir wie eine Landſchaft auf einen Teppich geſtickt, grüne Fluren, Dörfer, ein breiter Strom, der ſich ſchnell wendet, Dreßden zu küſſen und, hat er es geküßt, ſchnell wieder flieht — und der prächtige Kranz von Bergen, der den Teppich wie eine Arabeskenborde umſchließt — und der reine blaue italieniſche Himmel, der über die ganze Gegend ſchwebt. — Mich dünkte, als ſchmeckte ſüß die Luft, holde Gerüche ſtreuten mir die Fruchtbäume zu, und überall Knospen und Blüthen, die ganze Natur ſah aus wie ein fünfzehnjähriges Mädchen. — Ach, Wilhelmine, ich hatte eine unausſprechliche Sehnſucht, nur einen Tropfen von Freude zu empfangen, es ſchien ein ganzes Meer davon über die Schöpfung ausgegoſſen, nur ich allein ging leer aus. — Ich wünſchte mir nur ſo viel Heiterkeit, und auch dieſe nur auf eine ſo kurze Zeit als nöthig wäre, Dir einen heitern, kurzen Brief zu ſchreiben. Aber der Himmel läßt auch meine beſcheidenſten Wünſche unerfüllt. Ich beſchloß auch für dieſen Tag noch zu ſchweigen. — Da ſah ich Dich im Geiſte, wie

Du täglich auf Nachrichten harreſt, täglich ſie erwarteſt und täglich getäuſcht wirſt, ich dachte mir, wie Du Dich härmſt und Dich mit falſchen Vorſtellungen quälſt, vielleicht mich krank glaubſt, oder wohl gar — Da ſtand ich ſchnell auf, rief Ulriken, die leſend hinter mir ſaß, zu folgen, ging in mein Zimmer, und ſitze nun am Tiſche, Dir wenigſtens zu ſchreiben, daß ich noch immer lebe und noch immer Dich liebe.

Liebe, theure Freundin, erlaß mir eine weitläufigere Mittheilung, ich kann Dir nichts Frohes ſchreiben und der Kummer iſt eine Laſt, die noch ſchwerer drückt, wenn mehrere daran tragen. Noch habe ich ſeit meiner Abreiſe von Berlin keine wahrhaft vergnügte Stunde genoſſen, zerſtreut bin ich wohl geweſen, aber nicht vergnügt. — Meine heiterſten Augenblicke ſind ſolche, wo ich mich ſelbſt vergeſſe — und doch, giebt es Freude, ohne ruhiges Selbſtbewußtſein? Ach, Wilhelmine, Du biſt glücklich gegen mich, weil Du eine Freundin haſt — ich kann Ulriken Alles mittheilen, nur nicht, was mir das Theuerſte iſt. Du glaubſt auch nicht, wie ihr luſtiges, zu allem Abentheuerlichen aufgewecktes Weſen gegen mein Bedürfniß abſticht. — Ach, könnte ich vier Monate aus meinem Leben zurücknehmen! Adieu, adieu, ich will vergeſſen, was nicht mehr zu ändern iſt. — Lebe wohl, mit dem erſten frohen Augenblick erhältſt Du einen recht langen Brief von mir. Bis dahin laß mich ſchweigen — wenn Du fürchteſt, daß ich Dich kälter lieben werde, ſo quälſt Du Dich vergeblich. O Gott, wenn mir ein einziger Wunſch erfüllt würde, mich aus dieſem Labyrinth zu retten. — Liebe Wilhelmine, ſchreibe mir doch gleich nach Leipzig. Umſtände haben uns verhindert, bereits dort zu ſein. Du wirſt aber wahrſcheinlich einen Brief für mich an Minna Clauſius geſchickt haben, den ſie nun, da ſie mich nicht in

Leipzig geſprochen hat, wieder nach Berlin zurückgenommen haben wird. Alſo würde ich jetzt, wenn Du nicht gleich ſchreibſt, keinen Brief von Dir in Leipzig finden, wo ich ungefähr in 10 Tagen einzutreffen denke. Schreibe alſo doch gleich, wenn Du kannſt und es Dir nicht auch ſo ſchwer wird wie mir — Adieu, grüße Louiſen und denke nur ein halb mal ſo oft an mich, wie ich an Dich denke, und zur beſtimmten Zeit. — Du weißt ſie doch noch! Vielleicht erhältſt Du noch von Dreßden aus einen Brief von mir.

H. K.

XXVI.

Leipzig d. 21. Mai 1801.

Liebe Wilhelmine, ich bin bei meiner Ankunft in dieſer Stadt in einer recht großen Hoffnung getäuſcht worden. Ich hatte nämlich Dir, und außer Dir noch Leopold, Rühle, Gleißenberg ꝛc. ꝛc. theils ſchriftlich, theils mündlich geſagt, daß ſie ihre Briefe an mich nach Leipzig adreſſiren mögten, weil ich die Meſſe hier beſuchen würde. Da ich mich aber in Dreßden ſo lange aufhielt, daß die Meſſe während dieſer Zeit vorüberging, ſo würde ich nun dieſen Umweg über Leipzig nicht gemacht haben, wenn ich nicht gehofft hätte, hier eine ganze Menge von Briefen vorzufinden, beſonders da ich in Dreßden keinen einzigen, außer vor 4 Wochen den Deinigen empfing. Nun aber denke Dir mein Erſtaunen, als ich auf der hieſigen Poſt nicht einen einzigen Brief fand, auch für Ulriken nicht, ſo daß es faſt ſcheint, als wären wir aus dem Gedächtniß unſerer Freunde und Verwandten ganz ausgelöſcht. — — Liebe Wilhelmine, bin ich es auch aus dem Deinigen? Zürnſt Du auf mich, weil ich von Dreßden aus nur einmal, und nur ſo wenige Zeilen an Dich ſchrieb? Willſt Du Dich darum mit Gleichem an mir rächen? Ach, laß dieſe Rache fahren. — Wenn Du Dir einbildeſt, daß Du mir nicht mehr lieb und werth biſt, ſo irrſt Du Dich, und wenn Du die Kürze meines einzigen Briefes für ein Zeichen davon hältſt, ſo verſtehſt Du Dich ganz falſch auf

meine Seele. — Sonſt, ja ſonſt war es meine Freude, mir ſelbſt oder Dir mein Herz zu öffnen, und meine Gedanken und Gefühle dem Papier anzuvertrauen; aber das iſt nicht mehr ſo. — Ich habe ſelbſt mein eigenes Tagebuch vernachläſſigt, weil mich vor allem Schreiben ekelt. Sonſt waren die Augenblicke, wo ich mich meiner ſelbſt bewußt ward, meine ſchönſten — jetzt muß ich ſie vermeiden, weil ich mich und meine Lage faſt nicht ohne Schaudern denken kann. — Doch nichts in dieſem Tone. Auch dieſes war ein Grund, warum ich Dir ſo ſelten ſchrieb, weil ich vorausſah, daß ich Dir doch nichts von mir ſchreiben könnte, was Dir Freude machen würde. In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Dresden hatte ich ſchon einen Brief an Dich bis zur Hälfte vollendet, als ich einſah, daß es beſſer war, ihn ganz zurückzuhalten, weil er Dir doch nichts als Kummer gewährt haben würde. Ach, warum kann ich dem Weſen, das ich glücklich machen ſollte, nichts gewähren, als Thränen? Warum bin ich, wie Tankred, verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen? — Doch davon laß mich ein für allemal ſchweigen. Das Bewußtſein, Dich durch meine Briefe, ſtatt zu erfreuen, zu betrüben, macht ſie mir ſelbſt ſo verhaßt, daß ich bei dieſen letzten Zeilen ſchon halb und halb Willens war, auch dieſes Schreiben zu zerreißen. — Doch Eines muß vollendet werden — und ich will Dir darum nur kürzlich die Geſchichte meines Aufenthaltes in Dreßden mittheilen, die Dich nicht betrüben wird, wenn ich Dir bloß erzähle, was ich ſah und hörte, nicht was ich dachte und empfand.

Ich zweifle, daß ich auf meiner ganzen bevorſtehenden Reiſe, ſelbſt Paris nicht ausgenommen, eine Stadt finden werde, in welcher die Zerſtreuung ſo leicht und angenehm

ist, als Dreßden. Nichts war so fähig mich so ganz ohne alte Erinnerung wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als die in dieser Stadt gehäuften Werke der Kunst. Die Bildergallerie, die Gipsabgüsse, das Antiken-Cabinet, die Kupferstichsammlung, die Kirchen-Musik in der katholischen Kirche, das Alles waren Gegenstände bei deren Genuß man den Verstand nicht braucht, die nur allein auf Sinn und Herz wirken. Mir war so wohl bei diesem ersten Eintrit in diese für mich ganz neue Welt voll Schönheit. Täglich habe ich die griechischen Ideale und die italienischen Meisterstücke besucht, und jedesmal, wenn ich in die Gallerie trat, stundenlang vor dem einzigen Raphael dieser Sammlung, vor jener Mutter Gottes gestanden, mit dem hohen Ernste, mit der stillen Größe, ach Wilhelmine, und mit Umrissen, die mich zugleich an zwei geliebte Wesen erinnerten. — Wie oft, wenn ich auf meinen Spaziergängen junge Künstler sitzen fand, mit dem Bret auf dem Schoß, den Stift in der Hand, beschäftigt die schöne Natur zu copiren, o wie oft habe ich diese glücklichen Menschen beneidet welche kein Zweifel um das Wahre, das sich nirgends findet, bekümmert, die nur in dem Schönen leben, das sich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal ihnen zeigt. Den Einen fragte ich einst, ob man, wenn man sonst nicht ohne Talent sei, sich wohl im 24. Jahre noch mit Erfolg der Kunst widmen könnte? Er antwortete mir, daß Wouvermann, einer der größten Landschafts-Maler, erst im 40. ein Künstler geworden sei. — Nirgends fand ich mich aber tiefer in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die grösste, erhabenste Musik noch zu den andern Künsten trit, das Herz gewaltsam zu bewegen. Ach, Wilhelmine, unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande, aber zu

allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen äußersten Stufen, kniete jedesmal, ganz isolirt von den Andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit Innbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubt. — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht mich neben ihn niederzuwerfen, und zu weinen. — Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit und mit Wollust würde ich katholisch werden. — Doch davon wollte ich ja aber schweigen. — Dreßden hat eine große, feierliche Lage, in der Mitte der umkränzten Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu treten wagten, es umlagern. Der Strom verläßt plötzlich sein rechtes Ufer, und wendet sich schnell nach Dreßden, seinen Liebling zu küssen. Von der Höhe des Zwingers kann man seinen Lauf fast bis nach Meißen verfolgen. Er wendet sich bald zu dem rechten, bald zu dem linken Ufer, als würde die Wahl ihm schwer, und wankt, wie vor Entzücken, und schlängelt sich spielend in tausend Umwegen durch das freundliche Thal, als wollte er nicht in das Meer. — Wir haben von Dreßden aus Morizburg, Pillnitz, Tharandt, das Du schon kennst, und Freiberg besucht. In Freiberg sind wir beide in das Bergwerk gestiegen. Ich mußte es, damit ich, wenn man mich fragt: sind Sie dort gewesen? doch antworten kann: ja. Ein weiteres Interesse hatte ich jetzt nicht dabei, so sehr mich die Kenntniß, die man sich hier erwerben kann, auch sonst interessirt hätte. Denn wenn das Herz ein Bedürfniß hat, so ist es kalt gegen Alles, was es nicht befriedigt, und nur mit halbem Ohre habe ich gehört, wie tief der Schacht ist, wohin der Gang streicht, wieviel Ausbeute er giebt, u. s. w. — Ich hatte ein Paar Adressen nach Dreßden mit, von denen ich aber nur eine gebraucht und

die andern verbrannt habe. Denn für ein Herz, das ſich gern jedem Eindruck hingiebt, iſt nichts gefährlicher, als Bekanntſchaften, weil ſie durch neue Verhältniſſe das Leben immer noch verwickelter machen, das ſchon verwickelt genug iſt. Doch dieſe Verſtandesregel war es eigentlich nicht, die mich davon abhielt. Ich fand aber in Dreßden ein Paar liebe Leute, daß ich über ſie alle Anderen vergaß. Denn ob ich gleich Menſchen, die ich kennen lerne, leicht lieb gewinne und dann gern unter ihnen bin, ſo habe ich doch kein Bedürfniß, viele kennen zu lernen. Dieſe lieben Leute waren zuerſt der Hauptmann von Zanthier, Gouvernerr bei dem jungen Grafen Stollberg und Prinzen von Pleß, ein Mann dem das Herz an einer guten Stelle ſitzt. Er machte uns zuerſt mit Dreßden bekannt und hat viel zu unſerm Vergnügen beigetragen. Außer ihm fanden wir noch in Dreßden ein Paar Verwandte, den Lieutn. v. Einſiedel und ſeine Frau, welche uns auch mit dem weiblichen Theile von Dreßden bekannt machte. Unter dieſem waren beſonders zwei Fräulein v. Schlieben, arm und freundlich und gut, die Eigenſchaften die zuſammengenommen mit zu dem Rührendſten gehören, das ich kenne. Wir ſind gern in ihrer Geſellſchaft geweſen, und zuletzt waren die Mädchen auch ſo gern in der unſrigen, daß die Eine am Abend bei unſerem Abſchied aus vollem Herzen weinte. — Von Dreßden aus machten wir auch noch eine große Streiferei, nach Töplitz, 8 Meilen, eine herrliche Gegend, beſonders von dem nahgelegenen Schloßberge aus, wo das ganze Land ausſieht, wie ein bewegtes Meer von Erde, die Berge wie coloſſaliſche Pyramiden, in den ſchönſten Linien geformt, als hätten die Engel im Sande geſpielt. — Von Töplitz fuhren wir tiefer in Böhmen nach Lowoſitz, das am ſüdlichen Fuße des Erzgebirges liegt, da, wo die

Elbe hineintrit. Wie eine Jungfrau unter Männern erſcheint, ſo trit ſie ſchlank und klar unter die Felſen! — Leiſe mit ſchüchternem Wanken naht ſie ſich — das rohe Geſchlecht drängt ſich, den Weg ihr verſperrend, um ſie herum, der Glänzenden, Reinen ins Antlitz zu ſchauen — ſie aber, ohne zu harren, windet ſich flüchtig erröthend, hindurch. — In Außig ließen wir den Wagen zu Lande fahren, und fuhren noch 10 Meilen auf der Elbe nach Dreßden. Ach, Wilhelmine, es war einer von jenen lauen, ſüßen, halbdämmernden Tagen, die jede Sehnſucht, und alle Wünſche des Herzens ins Leben rufen. —

Es war ſo ſtill auf der Fläche des Waſſers, ſo ernſt zwiſchen den hohen, dunkeln Felſenufern, die der Strom durchſchnitt. Einzelne Häuſer waren hie und da an den Felſen gelehnt, wo ein Fiſcher oder ein Weinbauer ſich angeſiedelt hatte. Mir ſchien ihr Loos unbeſchreiblich rührend und reizend — das kleine einſame Hüttchen unter dem ſchützenden Felſen, der Strom, der Kühlung und Nahrung zugleich herbeiführt, Freuden, die keine Idylle mahlen kann, Wünſche, die nicht über die Gipfel der umſchließenden Berge fliegen — ach, liebe Wilhelmine, iſt Dir das nicht auch alles ſo rührend und reizend wie mir? Könnteſt Du bei dieſem Glück nicht auch Alles aufgeben, was jenſeits der Berge liegt? Ich könnte es — ach, ich ſehne mich unausſprechlich nach Ruhe. Für die Zukunft leben zu wollen — ach, — iſt ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft. Ja wer erfüllt eigentlich getreuer ſeine Beſtimmung nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann? Ich malte mir ein ganzes künftiges Schickſal aus — ach, Wilhelmine, mit Freuden wollte ich um dieſes Glück allen Ruhm und allen Ehrgeiz

aufgeben. — Zwei Fiſcher ruderten gegen den Strom, und trieften von Schweiß. Ich nahm unſerm Schiffer das Ruder und fieng an aus Leibeskräften zu arbeiten. Ja, fiel mir ein, das iſt ein Scherz, wie aber, wenn es Ernſt wäre —? Auch das, antwortete ich mir, und beſchloß eine ganze Meile lang unaufhörlich zu arbeiten. Es gelang mir, doch nicht ohne Anſtrengung und Mühe — aber es gelang mir. Ich wiſchte mir den Schweiß ab, und ſetzte mich neben Ulriken, und faßte ihre Hand — ſie war kalt — ich dachte an den Lohn, an Dich. — —

Adieu, adieu. Schreibe mir nach Göttingen, aber gleich, und Dein ganzes Schickſal während der verfloſſenen Zeit, Deine Verhältniſſe, auch etwas von meiner Familie. Wenn es mir ſo leicht wird, wie heute, ſo ſchreibe ich bald wieder.

Dein treuer Freund Heinrich.

XXVII.

Göttingen, d. 3. Juni 1801.

Mein liebes Minchen, ich habe Deinen Brief, der mir aus mehr als einer Rückſicht herzlich wohl that, geſtern hier erhalten und eile ihn zu beantworten. — Du biſt nicht zufrieden, daß ich Dir das Aeußere meiner Lage beſchreibe, ich ſoll Dir auch etwas aus meinem Innern mittheilen? Ach, liebe Wilhelmine, leicht iſt das, wenn Alles in der Seele klar und hell iſt, wenn man nur in ſich ſelbſt zu blicken braucht, um deutlich darin zu leſen. Aber wo Gedanken mit Gedanken, Gefühle mit Gefühlen kämpfen, da iſt es ſchwer zu nennen, was in der Seele herrſcht, weil noch der Sieg unentſchieden iſt. Alles liegt in mir verworren, wie Werchfaſern im Spinnrocken, durcheinander, und ich bin vergebens bemüht mit der Hand des Verſtandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinaus ziehen ſoll, um die Spule des Gedächtniſſes zu ordnen. Ja ſelbſt meine Wünſche wechſeln, und bald trit der eine, bald der andere in's Dunkle, wie die Gegenſtände einer Landſchaft, wenn die Wolken drüber hinziehn. — Was Du mir zum Troſte ſagſt, iſt wirklich das Tröſtlichſte, das ich kenne. Ich ſelbſt fange an, zu glauben, daß der Menſch zu etwas mehr da iſt, als bloß zu denken — Arbeit, fühle ich, wird das Einzige ſein, was mich ruhiger machen kann.

Alles was mich beunruhigt, ist die Unmöglichkeit, mir ein Ziel des Bestrebens zu setzen, und die Besorgniß, wenn ich zu schnell ein falsches ergriffe, die Bestimmung zu verfehlen und so ein ganzes Leben zu verpfuschen. — Aber sei ruhig, ich werde das rechte schon finden. Falsch ist jedes Ziel, das nicht die reine Natur dem Menschen steckt. Ich habe fast eine Ahndung von dem rechten — wirst Du, Wilhelmine, mir dahin folgen, wenn Du Dich überzeugen kannst, daß es das rechte ist? — Doch laß mich lieber schweigen von dem, was selbst in mir noch ganz undeutlich ist. Die Geschichte Deines Lebens während der Abwesenheit Deiner Eltern, und besonders die Art von Freude, welche Du da genossen hast, hat mich ganz unbeschreiblich gerührt. — Diese Freude, Wilhelmine, ist Dir gewiß; aber wirst Du Dich mit dieser einzigen begnügen können —? Kann es ein Mädchen von Deinem Stande, so bist Du es, und dieser Gedanke stärkt mich ganz unbeschreiblich. — Sei zufrieden mit diesen wenigen Zügen aus meinem Innern. Es ist darin so wenig bestimmt, daß ich mich fürchten muß, etwas aufzuschreiben, weil es dadurch in gewisser Art bestimmt wird. Errathe daraus was Du willst — gewiß ist es, daß ich kein anderes Erdenglück wünsche, als durch Dich. Fahre fort, liebes Mädchen, Dich immer fähiger zu machen, zu beglücken. Rousseau ist mir der liebste, durch den ich Dich bilden lassen mag, da ich es selbst nicht mehr unmittelbar, wie sonst, kann. Ach, Wilhelmine, Du hast mich an frohe Zeiten erinnert, und Alles ist mir dabei eingefallen, auch das, woran Du mich nicht erinnert hast. Glaubst Du wohl, daß ein Tag vergeht, ohne daß ich an Dich dächte —? Dein Bild darf ich so oft nicht betrachten als ich wohl mögte, weil mir jeder unbescheidene Zeuge zuwider ist.

Mehr als einmal habe ich gewünscht, meinem ersten Entschluß, allein zu reisen, treu geblieben zu sein. — Ich ehre Ulrike ganz unbeschreiblich, sie trägt in ihrer Seele Alles, was achtungswürdig und bewunderungswerth ist, vieles mag sie besitzen, vieles geben können, aber es läßt sich, wie Göthe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen. — Doch dies bleibt, wie alles, unter uns. — Von unserer Reise kann ich Dir auch Manches wieder erzählen. Wir reisen, wie Du vielleicht noch nicht weißt, mit eigenen Pferden, die wir in Dresden gekauft haben. Johann leistet uns dabei treffliche Dienste, wir sind sehr mit ihm zufrieden, und denken oft mit Dankbarkeit an Carln, der ihn uns freiwillig abtrat. — Carl ist wohl jetzt in Frankfurt? Oder ist er in Magdeburg? Wenn Du ihn siehst oder schreibst, so sage ihm doch auch ein Wörtchen von mir. Ich hatte versprochen, ihm auch zuweilen zu schreiben, aber das Schreiben wird mir jetzt so schwer, daß ich oft selbst die nothwendigsten Briefe vernachlässige. Gestern endlich habe ich zum erstenmale an meine Familie nach Pommern geschrieben — sollte man wohl glauben, daß ein Mensch, der in seiner Familie Alles fand, was ein Herz binden kann, Liebe, Vertrauen, Schonung, Unterstützung mit Rath und That, sein Vaterland verlassen kann, ohne selbst einmal schriftlich Abschied zu nehmen von seinen Verwandten? — Und doch sind sie mir die liebsten und theuersten Menschen auf der Welt! So widersprechen sich in mir Handlung und Gefühl. — Ach, es ist ekelhaft zu leben. — — Schreibe also Carln, er solle nicht zürnen, wenn Briefe von mir ausbleiben, großmüthig sein, und zuweilen etwas von sich hören lassen, Neuigkeiten schreiben und dergleichen. Bitte ihn doch auch, er mögte sich einmal bei Rühle erkundigen, ob dieser denn gar keine Briefe von

mir erhalten hat, auch nicht die große Schrift, die ich ihm von Berlin aus ſchickte? Er mögte ihn doch antreiben, einmal an mich zu ſchreiben, da mir ſehr viel daran gelegen wäre, wenigſtens zu wiſſen, ob die Schrift nicht verloren gegangen iſt. — Ich will Dich doch von Leipzig nach Göttingen führen, aber ein wenig ſchneller, als wir reiſeten. Denn wir wandern, wie die alten Ritter, von Burg zu Burg, halten uns auf und wechſeln gern ein freundliches Wort mit den Leuten. Wir ſuchen uns in jeder Stadt immer die Würdigſten auf, in Leipzig Plattner, Hindenburg, in Halle Klügel, in Göttingen Blumenbach, Weisberg ꝛc. ꝛc. Aber Du kennſt wohl dieſe Namen nicht? Es ſind die Lehrer der Menſchheit. — In Leipzig fand endlich Ulrike Gelegenheit zu einem Abentheuer, und hörte verkleidet einer öffentlichen Vorleſung Plattners zu. Das geſchah aber mit Vorwiſſen des Hofraths, indem er ſelbſt wünſchte, daß ſie Störung zu vermeiden, lieber in Mannskleidern kommen mögte, als in Weiberröcken. Alles lief glücklich ab, der Hofrath und ich, wir waren die einzigen in dem Saale, die um das Geheimniß wußten. — In Halberſtadt beſuchten wir Gleim, den bekannten Dichter, einen der rührendſten und intereſſanteſten Greiſe, die ich kenne. An ihn waren wir zwar durch nichts addreſſirt, als durch unſeren Namen; aber es giebt keine beſſere Addreſſe als dieſen. Er war nämlich einſt ein vertrauter Freund Ewald Kleiſts, der bei Frankfurt fiel. Kurz vor ſeinem Tode hatte dieſer ihm noch einen Neffen Kleiſt empfohlen, für den jedoch Gleim niemals hatte etwas thun können, weil er ihn niemals ſah. Nun glaubte er, als ich mich melden ließ, ich ſei es, und die Freude mit der er uns entgegen kam war unbeſchreiblich. Doch ließ er es uns nicht empfinden, als er ſich getäuſcht.

denn alles, was Kleist heißt, ist ihm theuer. Er führte uns in sein Cabinet, geschmückt mit Gemälden seiner Freunde. Da ist keiner, sagte er, der nicht ein schönes Werk schrieb, oder eine große That beging. Kleist that beides und Kleist steht oben an. — Wehmüthig nannte er uns die Namen der vorangegangenen Freunde, trauernd, daß er noch zurück sei.

Aber er ist 83 Jahr und so die Reihe wohl auch bald an ihm. — Er besitzt einige hundert Briefe von Kleist, auch sein erstes Gedicht. Gleim war es eigentlich, der ihm zuerst die Aussicht nach dem Parnaß zeigte, und die Veranlassung ist seltsam und merkwürdig genug. Kleist war nämlich in einem Duell blessirt, und lag krank im Bette zu Potsdam. Gleim war damals Regimentsquartirmeister und besuchte den Kranken, ohne ihn weiter genau zu kennen. Ach, sagt Kleist, ich habe die größte Langweile, denn ich kann nicht lesen. Wissen Sie was, antwortete Gleim, ich will zuweilen herkommen und Ihnen etwas vorlesen. Damals aber hatte Gleim scherzhafte Gedichte gemacht, im Geschmack Anakreons, und las ihm unter andern eine Ode an den Tod vor, die ohngefähr so lautet: Tod, warum entführst Du mir mein Mädchen? Kannst Du Dich auch verlieben? — — Und so geht es fort. Am Ende heißt es: Was willst Du mit ihr machen? Kannst Du doch mit Zähnen ohne Lippen wohl die Mädchen beißen, doch nicht küssen. — Ueber diese Vorstellung, wie der Tod mit seinen nackten eckigen Zähnen vergebens sich in die weichen Rosenlippen drückt, einen Kuß zu versuchen, geräth Kleist so in's Lachen daß ihm bei der Erschütterung, das Band von der Wunde an der Hand abspringt. Man ruft einen Feldscheer. Es

iſt ein Glück, ſagt dieſer, daß ſie mich rufen laſſen, denn unbemerkt iſt der kalte Brand im Entſtehen und morgen wäre es zu ſpät geweſen. — Aus Dankbarkeit widmete Kleiſt der Dichtkunſt das Leben, das ſie ihm gerettet hatte. — In Wernigerode lernten wir eine ſehr liebenswürdige Familie kennen, die ſtollbergſche. — In Goſlar fuhren wir in den Rammelsberg, wo in großen Höhlen die Erze mit angezündeten Holzſtößen abgebrannt werden, und alles vor Hitze nackend arbeitet. Man glaubt in der Hölle, oder doch wenigſtens in der Werkſtatt der Cyklopen zu ſein. — Von Ilſenburg aus beſtiegen wir am Nachmittage des 31ten den Brocken, den Du ſchon aus meiner früheren Reiſebeſchreibung kennſt. Ich habe auch Quedlinburg lange wieder, aber nur von Weitem, angeſehen. — In Ilſenburg habe ich den Teich geſehen, auf welchem die Knobelsdorf als Kind herumgefahren iſt. Schreibe doch Carl, der alte Otto ließe die Knobelsdorf grüßen. — Und nun lebe wohl. Heute ſind wir hier auf einem Balle, wo die Füße ſpringen werden, indeſſen das Herz weint. Dann geht der Körper immer weiter und weiter von Dir, indeſſen die Seele immer zu Dir zurück ſtrebt. Bald an dieſen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geſchick, indeſſen ich kein innigeres Bedürfniß habe, als Ruhe. — Können ſo viele Widerſprüche in meinem engen Herzen wohnen? —? Lebe wohl. Hier haſt Du meine Reiſeroute. Morgen geht es nach Frankfurt, Mainz, Mannheim. Dahin ſchreibe mir, und theile dieſe Adreſſe Carln mit. Wir werden dann unſere Tour über die Schweiz und Südfrankreich nehmen — Südfrankreich! Du kennſt doch noch das Land? Und das alte Project? — In Paris werde ich ſchon das Studium der Naturwiſſenſchaft fortſetzen müſſen und ſo werde ich

wohl am Ende noch wieder in das alte Gleis kommen, vielleicht auch nicht, wer kann es wissen. — Ich bin an lauter Pariser Gelehrte addreſſirt, und die laſſen Einen nicht fort, ohne daß man etwas von ihnen lernt. Lebe wohl, grüße die goldne Schweſter, Carln, und alle die es gern hören, daß ich mich ihrer erinnere.

Heinrich Kleiſt.

XXVIII.

Straßburg, d. 21. Juni 1801.

Liebe Wilhelmine, ich habe wieder in Mannheim und in Straßburg vergebens nach Briefen von Dir gefragt, und weiß nun seit 5 Wochen nicht, wie Du Dich befindest, wie Du lebst, was Du thust, nichts, als daß Du mich liebst. Diese Nachricht bleibt treuen Liebenden nie aus, und ich hoffe, Du wirst sie auch von mir empfangen haben. Täglich habe ich mit der alten Innigkeit an Dich gedacht und jede einsame Stunde benutzt, meine Wünsche im Traume zu erfüllen. — Im Traume — denn in der Wirklichkeit —

Ach Wilhelmine, wird es nicht einst einen Augenblick geben, wo wir uns in die Arme drücken und rufen werden: endlich, endlich sind wir glücklich —?

Ich muß von andern Dingen reden. — Ich wollte Dir heute von Straßburg aus einen recht langen Brief schreiben, wozu ich auch so ziemlich gestimmt war. Aber höre, auf welche Art Du um diesen langen Brief gekommen bist. Man hat uns hier so viel von den Friedensfesten, die am 14. Juli in Paris gefeiert werden sollen*), vorerzählt, daß wir uns entschlossen haben, die Schweiz im Stiche zu lassen und

*) Sie galten dem am 9. Februar 1801 abgeschlossenen Frieden von Lüneville, durch welchen Frankreich von Oesterreich Belgien, vom deutschen Reiche das linke Rheinufer erhielt.

direct nach Paris zu gehen. Nun aber dürfen wir keinen Tag verlieren, um zur rechten Zeit hinzukommen. Wir reisen also in einer Stunde schon ab, und ich nutze diese Frist bloß, um Dir im Kurzen einige Nachricht von mir zu geben. Sobald in Paris das Friedensfest vorbei ist, schreibe ich Dir gleich, und zwar einen langen Brief. —

Ach Wilhelmine, von der einen Seite ist es mir lieb, endlich einmal wieder ein wenig zur Ruhe zu kommen, von der andern ist es mir, als ob sich mein Herz vor der Stadt die ich betreten soll, sträubte. Noch habe ich von den Franzosen nichts als ihre Gräuel, ihre Laster kennen gelernt. Und die Thoren werden denken, man komme nach Paris, um ihre Sitten abzulernen! Als ich in Halberstadt bei Gleim war, trauerte er, daß ich nach Frankreich ginge. Auf meine Frage: warum? antwortete er: weil ich ein Franzose werden würde. Ich versprach ihm aber, als ein Deutscher zurückzukehren.

Doch ich muß eilen, der Koffer ist eingepackt. Schreibe mir sogleich nach Paris: (A Mons. de Kleist, ci-devant lieutenant dans les gardes prussiennes; poste-restante) wohl viel von Dir, aber auch etwas von den Freunden. Du bist die Einzige, von der ich Briefe empfange aus meinem Vaterlande. Adieu.

Dein treuer Heinrich.

XXIX.

Paris, den 21. Juli 1801.

Mein liebes Minchen, recht mit herzlicher Liebe erinnere ich mich in diesem Augenblicke Deiner. — O sage, bist Du mir wohl noch mit so vieler Innigkeit, mit so vielem Vertrauen ergeben, als sonst? Meine schnelle Abreise von Berlin, ohne Abschied von Dir zu nehmen, der seltsame Dir halbunverständliche Grund, meine kurzen, trüben, verwirrten und dabei sparsamen Briefe, — o sage, hat Dir nicht zuweilen eine Ahndung von Mißtrauen ein wenig das Herz berührt? Ach, ich verzeihe es Dir und bin in meiner innersten Seele froh durch das Bewußtsein, besser zu sein, als zu scheinen. Ja, meine liebe Freundinn, wenn mein Betragen Dich ein wenig beängstigt hat, so war doch nicht mein Herz, sondern bloß meine Lage Schuld daran. Verwirrt durch die Sätze meiner traurigen Philosophie, unfähig mich zu beschäftigen, unfähig irgend etwas zu unternehmen, unfähig, mich um ein Amt zu bewerben, hatte ich Berlin verlassen, bloß weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe gerade am Wenigsten fand; und nun sehe ich mich auf einer Reise in's Ausland begriffen, ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin mich das führen würde. — Mir war es zuweilen auf dieser Reise, als ob ich meinem Abgrunde entgegen gienge. — Und nur das Gefühl, auch Dich mit mir hinabzuziehen, Dich, die sich mir

ganz hingegeben hat, weil ſie ihr Glück von mir erwartet — Ach, Wilhelmine, ich habe oft mit mir gekämpft — und warum ſollte ich nicht das Herz haben, Dir zu ſagen, was ich mich nicht ſchäme, mir ſelbſt einzugeſtehen? Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht ſei, Dich zu verlaſſen? Ob es nicht meine Pflicht ſei, Dich von dem zu trennen, der ſichtbar ſeinem Abgrunde entgegeneilt? — Doch höre, was ich mir antwortete. Wenn Du ſie verläſſeſt, ſagte ich mir, wird ſie dann wohl glücklicher ſein? Iſt ſie nicht doch auch dann um die Beſtimmung ihres Lebens betrogen? Wird ſich ein anderer Mann um ein Mädchen bewerben, deſſen Verbindung weltbekannt iſt? Und wird ſie einen andern Mann lieben können, wie mich —? Doch nicht Dein Glück allein, auch das meinige trat mir vor die Seele — ach, liebe Freundin, wer kann ſich erwehren, ein wenig eigennützig zu ſein? Soll ich mir denn, ſo fragte ich mich, die einzige Ausſicht in der Zukunft zerſtören, die mich noch ein wenig mit Lebenskraft erwärmt? Soll ich auch den einzigen Wunſch meiner Seele fahren laſſen, den Wunſch, Dich mein Weib zu nennen? Soll ich denn ohne Ziel, ohne Wunſch, ohne Kraft, ohne Lebensreiz umherwandeln auf dieſem Sterne, mit dem Bewußtſein, niemals ein Oertchen zu finden, wo das Glück für mich blüht? — Ach, Wilhelmine, es war mir nicht möglich, allen Anſprüchen auf Freude zu entſagen, und wenn ich ſie auch nur in der entfernteſten Zukunft fände. Und dann — iſt es denn auch ſo gewiß, daß ich meinem Abgrund entgegen eile? Wer kann die Wendungen des Schickſals errathen? Giebt es eine Nacht, die ewig dauert? So wie eine unbegreifliche Fügung mich ſchnell unglücklich machte, kann nicht eine ebenſo unbegreifliche Fügung mich ebenſo ſchnell glücklich machen?

Und wenn auch das nicht wäre, wenn auch der Himmel kein Wunder thäte, worauf man in unsern Tagen nicht eben sehr hoffen darf, habe ich denn nicht auch Hilfsmittel in mir selbst? Habe ich denn nicht Talent, und Herz und Geist, und ist meine gesunkene Kraft denn für immer gesunken? Ist diese Schwäche mehr als eine vorübergehende Krankheit, auf welche Gesundheit und Stärke folgen? Kann ich denn nicht arbeiten? Schäme ich mich der Arbeit? Bin ich stolz, eitel, voll Vorurtheile? Ist mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen und will ich einen größeren Preis, als Freiheit, ein eigenes Haus und Dich?

Küsse mein Bild, Wilhelmine, sowie ich soeben das Deinige geküßt habe. — Doch höre. Eins muß ich Dir noch sagen, ich bin es Dir schuldig. Es ist gewiß, daß früh oder spät, aber doch gewiß einmal ein heitrer Morgen für mich anbricht. Ich verdiene nicht unglücklich zu sein, und werde es nicht immer bleiben. Aber — es kann ein Weilchen dauern, und dazu gehört Treue. Auch werde ich die Blüthe des Glückes pflücken müssen, wo ich sie finde, überall, gleichviel in welchem Lande, und dazu gehört Liebe. — Was sagst Du dazu? Frage Dein Herz. Täusche mich nicht, sowie ich fest beschlossen habe, Dich niemals zu täuschen.

Jetzt muß ich Dir doch auch etwas von meiner Reise erzählen. — Weißt Du wohl, daß Dein Freund einmal dem Tode recht nahe war? Erschrick nicht, bloß nahe, und noch steht er mit allen seinen Füßen im Leben. Am folgenden Tage, nachdem ich meinen Brief an Dich in Göttingen auf die Post gegeben hatte, reiseten wir von dieser Stadt ab nach Frankfurt am Mayn. Fünf Meilen von diesem Orte, in Butzbach, einem kleinen Städtchen, hielten wir an einem Morgen an einem Wirthshause an, den Pferden Heu vor-

zulegen, wobei Johann ihnen die Zügel abnahm und wir beide sorglos sitzen blieben. Während Johann in dem Hause war, kommt ein Zug von Steineseln hinter uns her, und einer von ihnen erhebt ein so gräßliches Geschrei, daß wir selbst, wenn wir nicht so vernünftig wären, scheu geworden wären. Unsere Pferde aber, die das Unglück haben, keine Vernunft zu besitzen, hoben sich kerzengerade in die Höhe, und giengen dann spornstreichs mit uns über dem Steinpflaster durch. Ich grif nach der Leine — aber die Zügel lagen den Pferden aufgelöset über der Brust, und ehe wir Zeit hatten an die Größe der Gefahr zu denken, schlug unser leichter Wagen schon um und wir stürzten. — Also an ein Eselsgeschrei hieng ein Menschenleben? Und wenn es geschlossen gewesen wäre, darum hätte ich gelebt? Das wäre die Absicht des Schöpfers gewesen, bei diesem dunkeln, räthselhaften, irdischen Leben? Das hätte ich darin lernen und thun sollen und weiter nichts? — Doch, noch war es nicht geschlossen. Wozu der Himmel es mir gefristet hat, wer kann es wissen? — Kurz wir standen beide frisch und gesund von dem Steinpflaster auf, und umarmten uns. Der Wagen war ganz umgestürzt, die Räder zu oberst, ein Rad war ganz zertrümmert, die Deichsel zerbrochen, die Geschirre zerrissen. Das kostete uns 3 Louisd'or und 24 Stunden, dann gieng es weiter — wohin? Gott weiß es.

Von Mainz aus machten wir eine Rheinreise nach Bonn. — Ach, Wilhelmine, das ist eine Gegend, wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts Schöneres erdenken, als dieses Thal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt. Am ersten Tage, bis Coblenz, hatten wir gutes Wetter. Am zweiten, wo wir bis Cölln fahren wollten, erhob sich schon bei der

Abfahrt ein so starker Sturm in widriger Richtung, daß die Schiffer mit dem großen Postschiff, das ganz bedeckt ist, nicht weiter fahren wollten und in einem trierischen Dorfe*) am Ufer landeten. Da blieben wir von 10 Uhr Morgens den ganzen übrigen Tag, immer hoffend, daß sich der Sturm legen würde. Endlich um 11 Uhr in der Nacht schien es ein wenig ruhiger zu werden, und wir schifften uns mit der ganzen Gesellschaft wieder ein. Aber kaum waren wir auf der Mitte des Rheins, als wieder ein so unerhörter Sturm losbrach, daß die Schiffer das Fahrzeug gar nicht mehr regieren konnten. Die Wellen, die auf diesem breiten mächtigen Strome, nicht so unbedeutend sind, als die Wellen der Oder, ergriffen das Schiff an seiner Fläche, und schleuderten es so gewaltig, daß es durch sein höchst gefährliches Schwanken, die ganze Gesellschaft in Schrecken setzte. Ein jeder klammerte sich, alle Andren vergessend, an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten — Ach, es ist nichts ekelhafter, als die Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das nur dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nutzen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, nämlich es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, das unser Eigenthum ist, wir

*) Das Erzbisthum Trier reichte bekanntlich bis an den Mittelrhein. Coblenz war Residenz des Erzbischofs.

wissen nicht, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen mögte, wie ein unverständliches Buch, sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet noch erwärmt.

Das klang ja wohl recht finster? Geduld — es wird nicht immer so sein, und ich sehne mich nach einem Tage, wie der Hirsch in der Mittagshitze nach einem Strome, sich hinein zu stürzen. — Aber Geduld! — Geduld? — Kann der Himmel die von seinen Menschen verlangen, da er ihnen selbst ein Herz voll Sehnsucht gab? — Zerstreuung! Zerstreuung! — O wenn mir die Wahrheit des Forschens noch so würdig schiene, wie sonst, da wäre Beschäftigung hier in diesem Orte vollauf — Gott gebe mir nur Kraft! Ich will es versuchen. Ich habe hier schon durch Humboldt und Luchesini einige Bekanntschaften französischer Gelehrten gemacht, auch schon einige Vorlesungen besucht. — Ach, Wilhelmine, die Menschen sprechen mir von Alkalien und Säuren, indessen mir ein allgewaltiges Bedürfniß die Lippe trocknet — Lebe wohl, wohl, schreibe mir bald zum Troste.

Dein H. K.

(künftig etwas aus Paris.)

XXX.

Paris, d. 15. August 1801.

Mein liebes Minchen, Dein Brief, und die paar Zeilen von Carln und Louisen haben mir außerordentlich viele Freude gemacht. Es waren seit 10 Wochen wieder die ersten Zeilen, die ich von Deiner Hand laß; denn die Briefe, die Du mir, wie Du sagst, während dieser Zeit geschrieben hast, müssen verloren gegangen sein, weil ich sie nicht empfangen habe. Desto größer war meine Freude, als ich auf der Post meine Adresse und Deine Hand erkannte. — Aber denke Dir meinen Schreck, als der Postmeister meinen Paß zu sehen verlangte, und ich gewahr ward, daß ich ihn unglücklicherweise vergessen hatte. — Was war zu thun? Die Post ist eine starke halbe Meile von meiner Wohnung entfernt. — Sollte ich zurücklaufen, sollte ich noch zwei Stunden warten, einen Brief zu erbrechen, den ich schon in meiner Hand hielt? — Ich bat den Postmeister, er mögte einmal eine Ausnahme von der Regel machen, ich stellte ihm die Unbequemlichkeit des Zurücklaufens vor, ich vertraute ihm an, wie viele Freude es mir machen würde, wenn ich den Brief mit mir zurücknehmen könnte, ich schwor ihm zu, daß ich Meist sei und ihn nicht betrüge. — Umsonst! Der Mann war unerbittlich. Schwarz auf weiß wollte er sehen, Mienen konnte er nicht lesen. — Tausendfältig betrogen, glaubte er nicht mehr, daß in Paris Jemand ehrlich sein könnte. Ich

verachtete, oder vielmehr ich bemitleidete ihn, hohlte meinen Paß, und vergab ihm, als er mir Deinen Brief überlieferte. Ganz ermüdet lief ich in ein Caffeehaus und laß ihn — und der Ernſt, der in Deinem Hauſe herrſcht, Deine ſtille Bemühung, Dich immer mehr zu bilden, die Beſchreibung Deines Zuſtandes, in welchem Du Dich, ſo ſehr ich Dich auch betrübe, doch noch ſo ziemlich glücklich fühlſt, das Alles rührte mich ſo innig, daß ich es in dem Schauſpielhauſe, in welches ich gegangen war, ein groſſes Stück zu ſehen, gar nicht aushalten konnte, auch vor dem Anfang der Vorſtellung wieder herauslief, und jetzt, noch mit aller Wärme der erſten Empfindung, mich niederſetze, Dir zu antworten.

Du willſt, ich ſoll Dir etwas von meiner Seele mittheilen? Mein liebes Mädchen, wie gern thue ich das, wenn ich hoffen kann, daß es Dich erfreuen wird. Ja, ſeit einigen Wochen ſcheint es mir, als hätte ſich der Sturm ein wenig gelegt. — Kannſt Du Dir wohl vorſtellen, wie leicht, wie wehmüthig froh dem Schiffer zu Muthe ſein mag, deſſen Fahrzeug in einer langen, finſtern ſtürmenden Nacht, gefährlich wankend, umhergetrieben ward, wenn er nun an der ſanfteren Bewegung fühlt, daß ein ſtiller, heiterer Tag anbrechen wird? Etwas Aehnliches empfinde ich in meiner Seele. — O mögteſt Du auch ein wenig von der Ruhe genieſſen, die mir ſeit einiger Zeit zu Theil geworden iſt, mögteſt Du, wenn Du dieſen Brief lieſeſt, auch einmal ein wenig froh ſein, ſo wie ich es jetzt bin, da ich ihn ſchreibe. Ja, vielleicht werde ich dieſe Reiſe nach Paris, von welcher ich keinem Menſchen, ja ſogar mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben kann, doch noch ſegnen. Nicht wegen der Freuden, die ich genoß, denn ſparſam waren ſie mir zugemeſſen; aber alle Sinne beſtätigen mir hier, was längſt mein Gefühl mir ſagte, nämlich daß

uns die Wissenschaften weder besser noch glücklicher machen, und ich hoffe, daß mich das zu einer Entschließung führen wird.

O, ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft oft auf mich machte. Wohin das Schicksal diese Nation führen wird —? Gott weiß es. Sie ist reifer zum Untergange als irgend eine andere europäische Nation. Zuweilen, wenn ich die Bibliotheken ansehe, wo in prächtigen Sälen und in prächtigen Bänden die Werke Rousseaus, Helvetius, Voltaires stehen, so denke ich, was haben sie genutzt? Hat ein einziges seinen Zweck erreicht? Haben sie das Rad aufhalten können, das unaufhaltsam stürzend seinem Abgrund entgegeneilt? O hätten alle, die gute Werke geschrieben haben, die Hälfte von diesem Guten gethan, es stünde besser um die Welt. Ja selbst dieses Studium der Naturwissenschaft, auf welches der ganze Geist der französischen Nation mit fast vereinten Kräften gefallen ist, wohin wird es führen? Warum verschwendet der Staat Millionen an alle diese Anstalten zur Ausbreitung der Gelehrsamkeit? Ist es ihm um Wahrheit zu thun? Dem Staate? Ein Staat kennt keinen andern Vortheil, als den er nach Procenten berechnen kann. Er will die Wahrheit anwenden. — Und worauf? Auf Künste und Gewerbe. Er will das Bequeme noch bequemer machen, das Sinnliche noch versinnlichen, den raffinirtesten Luxus noch raffiniren. — Und wenn am Ende auch das üppigste und verwöhnteste Bedürfniß keinen Wunsch mehr ersinnen kann, was ist dann? — O wie unbegreiflich ist der Wille, der über die Menschengattung waltet! Ohne Wissenschaft zittern wir vor jeder Lufterscheinung, unser Leben ist jedem Raubthier ausgesetzt, eine Giftpflanze kann uns tödten — und sobald wir in das

Reich des Wissens treten, sobald wir unsere Kenntnisse anwenden, uns zu sichern und zu schützen, gleich ist der erste Schritt zu dem Luxus und mit ihm zu allen Lastern der Sinnlichkeit gethan. Denn wenn wir zum Beispiel die Wissenschaften nutzen, uns vor dem Genuß giftiger Pflanzen zu hüten, warum sollen wir sie nicht auch nutzen, wohlschmeckende zu sammeln, und wo ist nun die Grenze, hinter welcher die poulets à la suprême und alle diese raffinements der französischen Kochkunst liegen? Und doch — gesetzt, Rousseau hätte in der Beantwortung der Frage, ob die Wissenschaften den Menschen glücklicher gemacht haben, recht, wenn er sie mit nein beantwortet, welche seltsamen Widersprüche würden aus dieser Wahrheit folgen. Denn es mußten viele Jahrtausende vergehen, ehe so viele Kenntnisse gesammelt werden konnten, wie nöthig waren, einzusehen, daß man keine haben müßte. Nun also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen; und somit fienge das Elend wieder von vorne an. Denn der Mensch hat ein unwidersprechliches Bedürfniß sich aufzuklären. Ohne Aufklärung ist er nicht viel mehr als ein Thier. Sein moralisches Bedürfniß treibt ihn zu den Wissenschaften an, wenn dies auch kein physisches thäte. Er wäre also, wie Ixion, verdammt, ein Rad auf einen Berg zu wälzen, das halb erhoben, immer wieder in den Abgrund stürzt*). Auch ist immer Licht, wo Schatten ist, und umgekehrt. Wenn die Unwissenheit unsre Einfalt, unsre Unschuld und alle Genüsse der freundlichen Natur sichert, so öffnet sie dagegen allen Gräueln des Aberglaubens die Thore. — Wenn dagegen

*) Kleist verwechselt den auf ein Rad geschmiedeten Ixion mit dem den Stein immer von Neuem zu wälzen verurtheilten Sisyphus.

die Wissenschaften uns in das Labyrinth des Luxus führen, so schützen sie uns vor allen Gräueln des Aberglaubens. Jede reicht uns Tugenden und Laster, und wir mögen am Ende aufgeklärt oder unwissend sein, so haben wir dabei so viel verloren, als gewonnen. — Und so mögen wir denn vielleicht am Ende thun, was wir wollen, wir thun recht. — Ja, wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn niemand den Zweck seines Daseins und seiner Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich und die Seele und das Leben und die Dinge um sich zu begreifen, wenn man seit Jahrtausenden noch zweifelt, ob es ein Recht giebt, — kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern? Man sage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht sei. Dieselbe Stimme, die dem Christen zuruft, seinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seeländer zu, ihn zu braten und mit Andacht ißt er ihn auf. — Wenn die Ueberzeugung solche Thaten rechtfertigen kann, darf man ihr trauen? — Was heißt das auch, etwas Böses thun, der Wirkung nach? Was ist böse? **Absolut böse!** Tausendfältig verknüpft und verschlungen sind die Dinge der Welt, jede Handlung ist die Mutter von Millionen andren, und oft die schlechteste erzeugt die besten. Sage mir, wer auf dieser Erde hat schon etwas Böses gethan? Etwas, das böse wäre in alle Ewigkeit fort? — Und was uns auch die Geschichte von Nero, und Attila, und Cartouche, von den Hunnen, und den Kreuzzügen und der spanischen Inquisition erzählt, so rollt doch dieser Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum, und die

Frühlinge wiederholen ſich, und die Menſchen leben, genießen und ſterben nach wie vor. — Ja, thun, was der Himmel ſichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das iſt genug. — Leben, ſo lange die Bruſt ſich hebt, genießen, was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß iſt, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit ſie es wieder ſo machen und die Gattung erhalten werde — und dann ſterben. — Dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thuet und weiter nichts. Freiheit, ein eignes Haus und Weib, meine drei Wünſche, die ich mir beim Auf- und Untergange der Sonne wiederhole, wie ein Mönch ſeine drei Gelübde. O um dieſen Preis will ich allen Ehrgeiz fahren laſſen und alle Pracht der Reichen und allen Ruhm der Gelehrten — Nachruhm! Was iſt das für ein ſeltſames Ding, das man erſt genießen kann, wenn man nicht mehr iſt? O über den Irrthum, der die Menſchen um zwei Leben betrügt, der ſie ſelbſt nach dem Tode noch äfft! Denn wer kennt die Namen der Magier und ihre Weisheit? Wer wird nach Jahrtauſenden von uns und unſerm Ruhme reden? Was wiſſen Aſien und Afrika und Amerika von unſern Genien? Und nun die Planeten —? Und die Sonne? Und die Milchſtraße —? Und die Nebelflecke —? Ja, unſinnig iſt es, wenn wir nicht gerade für die Quadratruthe leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden. Genießen! Das iſt der Preis des Lebens! Ja, wahrlich, wenn wir ſeiner niemals froh werden, können wir nicht mit Recht den Schöpfer fragen, warum gabſt Du es mir? Lebensgenuß ſeinen Geſchöpfen zu geben, das iſt die Verpflichtung des Himmels; die Verpflichtung des Menſchen iſt es, ihn zu verdienen. Ja, es liegt eine Schuld auf den

Menſchen, etwas Gutes zu thun. — Ich werde das immer deutlicher und deutlicher einſehen, immer lebhafter und lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt meiner Seele einen Entſchluß bewirken. Sei ruhig! bis dahin. Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritte, der die ganze Bahn der Zukunft beſtimmen ſoll. Ich will mich nicht mehr übereilen — thue ich es noch einmal, ſo iſt es das letztemal — denn ich verachte entweder alsdann meine Seele oder die Erde, und trenne ſie. Aber ſei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. Dürfte ich auf meine eigene Bildung keine Kräfte verſchwenden, ſo würde ich vielleicht jetzt ſchon wählen. Aber noch fühle ich meine eignen Blößen.

Ich habe den Lauf meiner Studien plötzlich unterbrochen, und werde das Verſäumte hier nachholen, aber nicht mehr bloß um der Wahrheit willen, ſondern für einen menſchenfreundlicheren Zweck — Erlaß es mir, mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht beſtimmt und ein geſchriebenes Wort iſt ewig. Aber hoffe das Beßte. — Ich werde Dich endlich einmal erfreuen können, Wilhelmine, und Deine Sorge ſei es, mir die Innigkeit Deiner Liebe aufzubewahren, ohne welche ich in Deinen Armen niemals glücklich ſein würde. Kein Tag möge vergehen, ohne mich zu ſehen — Du kannſt mich leicht finden, wenn Du in die Gartenlaube oder in Carls Zimmer, oder an den Bach gehſt, der aus den Linden in die Oder flieſſt —. So möge die Vergangenheit und die Zukunft Dir die Gegenwart verſüßen, ſo mögeſt Du träumend glücklich ſein, bis — bis — — — Ja wer könnte das ausſprechen —?

Lebe wohl, ich drücke Dir einen langen Kuß auf die Lippen — Adieu Adieu —

N. S. Gieb das folgende Blat Louiſen, das Billet ſchicke Carln. Grüße Deine Eltern — ſage mir, warum bin ich unruhig ſo oft ich an ſie denke, und doch nicht, wenn ich an Dich denke? — Das macht, weil wir uns verſtehen. — O mögte doch die ganze Welt in mein Herz ſehen! Ja, grüße ſie und ſage ihnen, daß ich ſie ehre, ſie mögen auch von mir denken, was ſie wollen. — Schreibe bald (Ich habe Dir ſchon von Paris aus einmal geſchrieben) — aber nicht mehr poste restante, ſondern dans la rue Noyer no. 21.

Paris, d. 16. Auguſt 1801.

Empfangen Sie, goldnes Louiſchen*), zum Lohne für Ihren lieben, in Carls Schreiben eingeſchloſſenen Worte dieſen Brief aus Paris. Sie beneiden mich, wie es ſcheint, um meinen Aufenthalt und wünſchen an meiner Stelle zu ſein. Wenn Sie mir folgen wollen, ſo will ich Ihren Geiſt in die Nähe der Couliſſen führen, die aus der Ferne betrachtet, ſo reizend ſcheinen. Aber erſchrecken müſſen Sie nicht, wenn Sie die Geſtalten ein wenig mit Farben überladen und ein wenig grob gezeichnet finden.

Denken Sie ſich in der Mitte zwiſchen drei Hügeln, auf einem Flächenraum von ungefähr einer Quadratmeile, einen Haufen von übereinandergeſchobenen Häuſern, welche ſchnell in die Höhe wachſen, gleichſam den Boden zu vervielfachen, denken Sie ſich alle Häuſer durchgängig von jener blaßen, matten Modefarbe, welche man weder gelb noch grau nennen kann, und unter ihnen einige ſchöne, edle, aber einzeln

*) Luiſe war die nächſtälteſte Schweſter der Braut. Sie iſt unverheirathet als Domina des adligen Fräuleinſtiftes in Lindow geſtorben. Sie war die an Geiſt hervorragendſte unter den Schweſtern ſtand auch in Beziehungen zu den höchſten Kreiſen in Berlins.

in der Stadt verſtreut, denken Sie ſich enge, krumme, ſtinkende Straßen, in welchen oft an einem Tage Koth mit Staub, und Staub mit Koth abwechſeln, denken Sie ſich endlich einen Strom, der, wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in dieſe Stadt trit, aber ſchmuzig und mit tauſend Unrath geſchwängert, ſie verläßt, und der in faſt gerader Linie ſie durchſchneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er ſich verirrte, ſchnell auf dem kürzeſten Wege durcheilen — denken Sie ſich alle dieſe Züge in einem Bilde und Sie haben ohngefähr das Bild von einer Stadt, deren Aufenthalt Ihnen ſo reizend ſcheint.

Verrath, Mord und Diebſtahl ſind hier ganz unbedeutende Dinge, deren Nachricht niemanden afficirt. Ein Ehebruch des Vaters mit der Tochter, des Sohnes mit der Mutter, ein Todſchlag unter Freunden und Anverwandten, ſind Dinge, dont on a eu d'exemple*) und die der Nachbar kaum des Anhörens würdigt. Kürzlich wurden einer Frau 50000 Rth. geſtohlen, faſt täglich fallen Mordthaten vor, ja vor einigen Tagen ſtarb eine ganze Familie an der Vergiftung; aber das Alles iſt das langweiligſte Ding von der Welt, bei deren Erzählung ſich jedermann ennuyirt. Auch iſt es etwas ganz Gewöhnliches, einen todten Körper in der Seine oder auf der Straße zu finden. Ein ſolcher wird dann in einem**), an dem pont St. Michel dazu beſtimmten Gewölbe geworfen, wo immer ein ganzer Haufe übereinanderliegt, damit die Anverwandten, wenn ein Mitglied aus ihrer Mitte fehlt, hinkommen und es finden mögen. Jedes Nationalfeſt koſtet im Durchſchnitt zehn Menſchen das Leben. Das ſieht man

*) Dieſe nicht ganz correcte franzöſiſche Phraſe ſteht ſo im Original.

**) So ſteht im Original.

oft mit Gewißheit vorher, ohne darum dem Unglück vorzubeugen. Bei dem Friedensfeste am 14. Juli ſtieg in der Nacht ein Ballon mit einem eiſernen Reifen in die Höhe, an welchem ein Feuerwerk befeſtigt war, das in der Luft abbrennen und dann den Ballon entzünden ſollte. Das Schauſpiel war ſchön, aber es war voraus zu ſehen, daß wenn der Ballon im Feuer aufgegangen war, der Reifen auf ein Feld fallen würde, das vollgepfropft von Menſchen war. Aber ein Menſchenleben iſt hier ein Ding, von welchem man 800000 Exemplare hat — der Ballon ſtieg, der Reifen fiel, ein Paar ſchlug er todt, weiter war es nichts.

Zwei Antipoden können einander nicht fremder und unbekannter ſein, als zwei Nachbarn von Paris, und ein armer Fremdling kann ſich gar an niemanden knüpfen, niemand knüpft ſich an ihn — zuweilen gehe ich durch die langen, krummen, engen, ſchmutzigen, ſtinkenden Straßen, ich winde mich durch einen Haufen von Menſchen, welche ſchreien, laufen, keuchen, einander ſchieben, ſtoßen, umdrehen, ohne es übel zu nehmen, ich ſehe Einen fragend an, er ſieht mich wieder an, ich frage ihn ein Paar Worte, er antwortet mir höflich, ich werde warm, er ennuyirt ſich, wir ſind einander herzlich ſatt, er empfiehlt ſich, ich verbeuge mich, und wir haben einander vergeſſen, ſobald wir um die Ecke ſind. — Geſchwind laufe ich nach dem Louvre, und erwärme mich an dem Marmor, an dem Apoll von Belvedere, an der mediceiſchen Venus, oder trete unter die italieniſchen Tableaus, wo Menſchen auf Leinwand gemahlt ſind. —

Uebrigens muß man geſtehen, daß es vielleicht nirgends Unterhaltung giebt*), als unter den Franzoſen. Man nenne

*) Das „ſo viel", welches man vermißt, fehlt im Original.

einem Deutſchen ein Wort, oder zeige ihm ein Ding, darauf wird er kleben bleiben, er wird es tauſendmal mit ſeinem Geiſte anfaſſen, drehen und wenden, bis er es von allen Seiten kennet, und Alles, was ſich davon ſagen läßt, erſchöpft hat. Dagegen iſt der zweite Gedanke über ein und daſſelbe Ding dem Franzoſen langweilig. Er ſpringt von dem Wetter auf die Mode, von der Mode auf das Herz, von dem Herzen auf die Kunſt, gewinnt jedem Dinge die intereſſante Seite ab, ſpricht mit Ernſt von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernſthaften, und wenn man dem eine Viertelſtunde zugehört hat, ſo iſt es, als ob man in einem Kuckkaſten*) geſehen hätte. Man verſucht es, ſeinen Geiſt zwei Minuten lang an einen heiligen Gegenſtand zu feſſeln; er wird das Geſpräch kurzweg mit einem ah-ba!**) abbrechen. Der Deutſche ſpricht mit Verſtand, der Franzoſe mit Witz. Das Geſpräch des Erſteren iſt eine Reiſe zum Nutzen, das Geſpräch des Andern wie ein Spaziergang zum Vergnügen. Der Deutſche geht um das Ding herum, der Franzoſe fängt den Lichtſtrahl auf, den es ihm zuwirft und geht vorüber.

Zwei Reiſende, die zu zwei verſchiedenen Zeiten nach Paris kommen, ſehen zwei ganz verſchiedene Menſchenarten. Ein Aprillmonat kann kaum ſo ſchnell mit der Witterung wechſeln, als die Franzoſen mit der Kleidung. Bald iſt ein Rock zu eng für Einen, bald iſt er groß genug für zwei, und ein Kleid, das ſie heute einen Schlafrock nennen, tragen ſie morgen zum Tanze, und umgekehrt. Dabei ſitzt ihnen der Hintere bald unter dem Kopfe, bald über den Hacken, bald

*) So ſteht im Original.
**) Desgleichen.

haben ſie kurze Arme, bald keine Hände, die Füße ſcheinen bald einem Hottentotten, bald einem Sineſen anzugehören, und die Philoſophen mögen uns von der Menſchengattung erzählen, was ſie wollen, in Frankreich gleicht jede Generation weder der, von welcher ſie abſtammt, noch der, welche ihr folgt.

Seltſam iſt die Verachtung, in welcher der franzöſiſche Soldat bei dem franzöſchen Bürger ſteht. Wenn man die Sieger von Marengo mit den Siegern von Maraton, und ſelbſt mit den Ueberwundenen von Cannä vergleicht, ſo muß man geſtehen, daß ihnen ein trauriges Schickſal geworden iſt. Von allen Geſellſchaften, die man hier du ton nennt, ſind die franzöſiſchen Helden ausgeſchloſſen — warum? Weil ſie nicht artig genug ſind. Denn dem Franzoſen iſt es nicht genug, daß ein Menſch eine große, ſtarke, erhabene Seele zeigt, er will auch, daß er ſich zierlich betrage, und ein Officier möge eine That begangen haben die Bayards oder Turennes würdig wäre, ſo iſt das hinreichend, von ihm zu ſprechen, ihn zu loben und zu rühmen, nicht aber mit ihm in Geſellſchaften zu ſein. Tanzen ſoll er, er ſoll wenigſtens die 4 franzöſiſchen Poſitionen und die 15 Formeln kennen, die man hier Höflichkeiten nennt, und ſelbſt Achilles und Hektor würden hier kalt empfangen werden, weil ſie keine éducation hatten, und nicht amusant genug waren.

Eine ganz raſende Sucht nach Vergnügungen verfolgt die Franzoſen und treibt ſie von einem Orte zum andern. Sie ziehen den ganzen Tag mit allen ihren Sinnen auf die Jagd, den Genuß zu fangen, und kehren nicht eher heim, als bis die Jagdtaſche bis zum Ekel angefüllt iſt. Ganze Haufen von Affiſchen laden überall den Einwohner und Fremdling zu Feſten ein. An allen Ecken der Straßen und auf allen

öffentlichen Plätzen schreit irgend ein Possenreißer seine Künste aus, und lockt die Vorübergehenden vor seinen Kucklasten oder fesselt sie wenigstens auf ein Paar Minuten, durch seine Sprünge und Faxen. Selbst mit dem Schauspiele oder mit der Oper, die um 11 Uhr schließt, ist die Jagd noch nicht beendigt. Alles strömt nun nach öffentlichen Orten, der gemeinere Theil in das palais royal, und in die Caffeehäuser, wo entweder ein Concert von Blinden, oder ein Bauchredner oder irgend ein andrer Harlekin die Gesellschaft auf Kosten des Wirthes vergnügt, der vornehmere Theil nach Frascati oder dem pavillon d'Hannovre, zwei fürstlichen Hotels, welche seit der Emigration ihrer Besitzer das Eigenthum ihrer Köche geworden sind. Da wird dann der letzte Tropfen aus dem Becher der Freude vollständig eingeschlürft: eine prächtige Gruppe von Gemächern, die luxuriösesten Getränke, ein schöner Garten, eine Illumination und ein Feuerwerk. — Denn nichts hat der Franzose lieber, als wenn man ihm die Augen verblendet.

Das, goldnes Louischen, sind die Vergnügen dieser Stadt. Ist es nicht entzückend, ist es nicht beneidenswürdig, so viel zu genießen? —? Ach, zuweilen, wenn ich dem Fluge einer Rakete nachsehe, oder in den Schein einer Lampe blicke, oder ein künstliches Eis auf meiner Zunge zergehen lasse, wenn ich mich dann frage: genießest Du —? O dann fühle ich mich so leer, so arm, dann bewegen sich die Wünsche o unruhig, dann treibt es mich fort aus dem Getümmel unter den Himmel der Nacht, wo die Milchstraße und die Nebelflecke dämmern. —

Ja, zuweilen, wenn ich einmal einen Tag widmete, mit dem Haufen auf diese Jagd zu ziehen, die man doch auch kennen lernen muß, wenn ich dann, ohne Beute, ermüdet zurückkehre, und still stehe auf dem pont-neuf, über dem

Seine-strom, diesem einzigen schmalen Streifen Natur, der sich in diese unnatürliche Stadt verirrte, o dann habe ich eine unaussprechliche Sehnsucht, hinzufliegen nach jener Höhe, welche bläulich in der Ferne dämmert, und alle diese Dächer und Schornsteine aus dem Auge zu verlieren, und nichts zu sehen, als rundum den Himmel. — Aber — giebt es einen Ort in der Gegend dieser Stadt, wo man ihrer nicht gewahr würde?

Ueberdrüssig aller dieser Feuerwerke und Illuminationen und Schauspiele und Possenreißereien, hat ein Franzose den Einfall gehabt, den Einwohnern von Paris ein Vergnügen von einer ganz neuen Art zu bereiten, nämlich das Vergnügen an der Natur. Der Landgraf von Hessen-Kassel hat sich auf der Wilhelmshöhe eine gothische Ritterburg, und der Kurfürst von der Pfalz in Schwetzingen eine türkische Moschee erbaut. Sie besuchen zuweilen diese Orte, beobachten die fremden Gebräuche und versetzen sich so in Verhältnisse, von welchen sie durch Zeit und Raum getrennt sind. Auf eine ähnliche Art hat man hier in Paris die Natur nachgeahmt, von welcher die Franzosen weiter, als der Landgraf von der Ritterzeit und der Kurfürst von der Türkei entfernt sind. Von Zeit zu Zeit verläßt man die matte, fade, stinkende Stadt und geht? in die Vorstadt, die große, einfältige, rührende Natur zu genießen. Man bezahlt (im hameau de Chantilly) am Eingange 20 sols für die Erlaubniß, einen Tag in patriarchalischer Simplicität zu durchleben. Arm in Arm wandert man, so natürlich wie möglich, über Wiesen, an dem Ufer der Seen, unter dem Schatten der Erlen, hundert Schritte lang bis an die Mauer, wo die Unnatur anfängt — dann kehrt man wieder um. Gegen die Mittagszeit (das heißt um 5 Uhr) sucht jeder sich eine Hütte, der Eine die Hütte eines Fischers, der Andere die

eines Jägers, Schiffers, Schäfers etc. etc., jede mit den Insignien der Arbeit und einem Namen bezeichnet, welchen der Bewohner führt, so lange er sich darin aufhält. Fünfzig Laquaien, aber ganz natürlich gekleidet, springen umher, die Schäfer- oder die Fischer-Familie zu bedienen. Die raffinirtesten Speisen und die feinsten Weine werden aufgetragen, aber in hölzernen Näpfen und irdenen Gefäßen; und, damit nichts der Täuschung fehle, so ißt man mit Löffeln von Zinn. Gegen Abend schifft man sich zu zwei und zwei ein, und fährt, unter ländlicher Musik, eine Stunde lang spatzieren auf einem See, welcher 20 Scheite im Durchmesser hat. Dann ist es Nacht, ein Ball unter freiem Himmel beschließt das romantische Fest, und jeder eilt nun aus der Natur wieder in die Unnatur hinein. —

Große, stille, feierliche Natur, Du, die Cathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten sind, welche Düfte schwingen in den Rauchfässern der Blumen gegen die Altäre der Felder, an welchen Gott Messe lieset und Freuden austheilt zum Abendmahl unter der Kirchenmusik, welche die Stürme und die Gewitter rauschen, indessen die Seelen entzückt ihre Genüsse an dem Rosenkranze der Erinnerung zählen — so spielt man mit Dir —?

Zwei waren doch an diesem Abend in dem hameau de Chantilly, welche genossen; nämlich ein Jüngling und ein Mädchen, welche ohne zu tanzen, dem Spiele in einiger Entfernung zusahen. Sie saßen unter dem Dunkel der Bäume nur matt von den Lampen des Tanzplatzes erleuchtet — nebeneinander, versteht sich; und ob sie gleich niemals lachten, so schienen sie doch so vergnügt, daß ich mich selbst an ihrer Freude erfreute, und mich hinter sie setzte in der Ferne, wo

ſie mich nicht ſahen. Sie hatten beide die nachbarlichen Aerme auf ein Geländer gelehnt, das ihren Rücken halb deckte Das geſchah aber bloß, um ſich zu ſtützen. Die Kante war ſchmal, die warmen Hände mußten zuweilen einander berühren. Das geſchah aber ſo unmerklich, daß es niemand ſah. Sie ſehen ſich meiſtens an, und ſprachen wenig, oder viel, wie man will. Wenn ſie mit eigentlichen Worten ſprachen, ſo war es ein Laut, wie wenn eine Silberpappel im Winde zittert. Dabei neigten ſie einander mehr die Wangen als das Ohr zu, und es ſchien, als ob es ihnen mehr um den Athem, als um den Laut zu thun wäre. Ihr Antlitz glühte wie ein Wunſch. — Zuweilen ſahen ſie mit feuchten Blicken, träumend in den Schein der Lampen. — Es ſchien, als folgten ſie der Muſik in ein unbekanntes Land. — Dann, ſchüchtern, mit einemmale zählten ſie die Menſchen und wogen ihre Mienen. — Als ſie mich erblickten, warfen ſie ihre Augen auf den Boden, als ob ſie ihn ſuchten. Da ſtand ich auf und gieng weg. —

Wohin? Fragen Sie das? — Nach Frankfurt gieng ich. Ich wüßte nichts mehr hinzuzuſetzen. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren Freund H. K.

N. S. Weil doch kein Blatt unbeſchrieben die Reiſe von Paris nach Frankfurt machen ſoll, ſo ſchreibe ich Ihnen noch ein Paar Moden. Das iſt Ihnen doch lieb? Binden Sie die Bänder Ihrer Haube ſo, von dem Ohre an die Kante der Wangen entlang, daß die Schleife gerade die Mitte des Kinns ſchmückt — oder werfen Sie, wenn Sie ausgehen, den Schleier, der an Ihrem Haupte befeſtigt iſt, ſo um das Haupt Ihrer Schweſter, daß er, à l'inséparable, beide bedeckt — und Sie ſehen aus wie eine Pariſer Dame au dernier goût.

XXXI.

Paris, den 10. October 1801.

Liebe Wilhelmine. Alſo mein letzter Brief hat Dir ſo viel Freude gemacht? O mögte Dir auch dieſer unter ſo vielen trüben Tagen, ein Paar froher Stunden ſchenken! Andere beglücken, es iſt das reinſte Glück auf dieſer Erde. — Nur ſchwer iſt es, wenn wir ſelbſt nicht glücklich ſind, und Andere doch gerade in unſerm Glücke das ihrige ſetzen. — Indeſſen fühle ich mich doch wirklich von Tage zu Tage immer heiterer und heiterer, und hoffe, daß endlich die Natur auch mir einmal das Maas von Glück zumeſſen wird, das ſie allen ihren Weſen ſchuldig iſt. Auf welchem Wege ich es ſuchen ſoll, darüber bin ich freilich noch nicht recht einig, obgleich ſich mein Herz faſt überwiegend immer zu einem neigt — Aber ob auch Dein Herz ſich dazu neigen wird? —? Ach, Wilhelmine, da bin ich faſt ſchüchtern in der Mittheilung. Aber wenn ich denke, daß Du meine Freundinn biſt, ſo ſchwindet alle Zurückhaltung, und darum will ich Dir die mancherlei Gedanken, die meine Seele jetzt für die Zukunft bearbeitet, mittheilen.

Ein großes Bedürfniß iſt in mir rege geworden, ohne deſſen Befriedigung ich niemals glücklich ſein werde; es iſt dieſes, etwas Gutes zu thun. Ja, ich glaube faſt, daß dieſes Bedürfniß bis jetzt immer meiner Trauer dunkel zum Grunde lag, und daß ich mir jetzt bloß deutlich bewußt

geworden bin. Es liegt eine Schuld auf dem Menschen die, wie eine Ehrenschuld, jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt. Vielleicht kannst Du Dir, wie dringend dieses Bedürfniß ist, nicht lebhaft vorstellen. Aber das kommt, weil Dein Geschlecht ein leidendes ist. — Besonders seitdem mich die Wissenschaften gar nicht mehr befriedigen, ist dieses Bedürfniß in mir rege geworden. Kurz, es steht fest beschlossen in meiner Seele, ich will diese Schuld abtragen.

Wenn ich mich aber nun umsehe in der Welt und frage: wo giebt es denn wohl etwas Gutes zu thun!? — ach, Wilhelmine, darauf weiß ich nur eine einzige Antwort. Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen; aber — liebes Mädchen, Du mußt, was ich Dir auch sagen werde, mich nicht mehr nach dem Maßstabe der Welt beurtheilen. Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht, vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußern, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß der Welt zu passen. Ich finde viele ihrer Einrichtungen so wenig meinem Sinne gemäß, daß es mir unmöglich wäre, zu ihrer Erhaltung oder Ausbildung mitzuwirken. Dabei wüßte ich doch oft nichts Besseres an ihrer Stelle zu setzen. — Ach, es ist so schwer, zu bestimmen, was gut ist der Wirkung nach. Selbst manche von jenen Thaten, welche die Geschichte bewundert, waren sie wohl gut in diesem reinen Sinne? Ist nicht oft ein

Mann, der einem Volke nützlich ist, verderblich für zehn andere? — Ach ich kann Dir das Alles gar nicht aufschreiben, denn das ist ein endloses Thema. — Ich wäre auch in einer solchen Lage nicht glücklich, o gar nicht glücklich. Doch das sollte mich noch nicht abhalten, hinein zu treten, wüßte ich nur etwas wahrhaft Gutes, etwas, das mit meinen Forderungen übereinstimmt, zu leisten. — Dazu kommt, daß mir auch, vielleicht durch meine eigene Schuld, die Möglichkeit, eine neue Laufbahn in meinem Vaterlande zu betreten, benommen ist. Wenigstens würde ich ohne Erniedrigung kaum, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe*), wieder selbst darum anhalten können. Und doch würde ich auch dieses saure Mittel nicht scheuen, wenn es mich nur auch zum Lohne an meinen Zweck führte. — Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Werth haben, so ist es nur insofern sie vorbereiten zum Handeln. Aber unsere Gelehrten, kommen sie wohl vor allem Vorbereiten jemals zum Zweck? Sie schleifen unaufhörlich die Klinge, ohne sie jemals zu brauchen, sie lernen und lernen, und haben niemals Zeit, die Hauptsache zu thun. — Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinwegsetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beschеert wäre, das mich und Dich empfinge! — Du wirst mich wegen dieser Abhängigkeit von

*) Welches diese gewesen sein sollten, ist nicht klar. Zu einer Stelle im Finanzfach scheint ihm einmal (Ende 1800) Hoffnung gemacht worden zu sein (Koberstein, S. 40.); von einem zweiten Anerbieten einer Anstellung in dieser Zeit ist nichts bekannt.

dem Urtheile Anderer ſchwach nennen, und ich muß Dir darin Recht geben, ſo unangenehm mir das Gefühl auch iſt. Ich ſelbſt habe freilich durch einige ſeltſame Schritte die Erwartung der Menſchen gereizt. Was ſoll ich nun antworten, wenn ſie die Erfüllung von mir fordern? Und warum ſoll ich denn gerade ihre Erwartung erfüllen? O es iſt mir zur Laſt. — Es mag wahr ſein, daß ich ſo eine Art von verunglücktem Genie bin, wenn auch nicht in ihrem Sinne verunglückt, doch in dem meinen. Kenntniſſe, was ſind ſie? Und wenn Tauſende mich darin überträfen, übertreffen ſie mein Herz? Aber davon halten ſie nicht viel. — Ohne ein Amt in meinem Vaterlande zu leben, könnte ich jetzt wegen meiner Vermögensumſtände faſt nicht mehr. Ach, Wilhelmine, wie viele traurige Vorſtellungen ängſtigen mich jetzt unaufhörlich, und Du willſt, ich ſoll Dir vergnügt ſchreiben? Und doch — habe noch ein wenig Geduld. Vielleicht, wenn der Anfang dieſes Briefes nicht erfreulich iſt, ſo iſt es ſein Ende. — Nahrungsſorgen für mich allein ſind es doch nicht eigentlich, die mich ſo ſehr ängſtigen, denn wenn ich mich an das Bücherſchreiben machen wollte, ſo könnte ich mehr als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherſchreiben für Geld — o nichts davon! Ich habe mir, da ich unter den Menſchen in dieſer Stadt ſo wenig für mein Bedürfniß finde, in einſamer Stunde (denn ich gehe wenig aus) ein Ideal ausgearbeitet; aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Lied ſeiner Liebe einem ſo rohen Haufen, wie die Menſchen ſind, übergeben kann. Baſtard nennen ſie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine veſtaliſche Prieſterinn das ihrige, feierlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. — Alſo aus dieſem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen

Gründen, das ist genug. Denn nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen inneren Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche. — Nun, liebe Wilhelmine, komme ich auf das Erfreuliche. Fasse Muth, sieh mein Bild an und küsse es. — Da schwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor die Seele — aber wie werde ich ihn aussprechen, damit er Dir heiliger Ernst, und nicht kindisch — träumerisch erscheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. — Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn sie 50 Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Heerd nieder und bebauen ein Feld. Dann und dann erst nennen sie sich weise. — Sage mir, könnte man nicht klüger sein als sie, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? — Unter den persischen Magiern gab es ein religiöses Gesetz: ein Mensch könne nichts der Gottheit wohlgefälligeres thun, als dieses, ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen, und ein Kind zu zeugen. — Das nenne ich Weisheit, und keine Wahrheit hat noch so tief in meine Seele gegriffen, als diese. Das soll ich thun, das weiß ich bestimmt. — Ach, Wilhelmine, welch ein unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenschaften!! Ach der unseelige Ehrgeiz, er ist ein Gift für alle Freuden. — Darum will ich mich losreißen von allen Verhältnissen, die mich unaufhörlich zwingen zu streben, zu beneiden, zu wetteifern. Denn nur in der Welt ist es schmerzhaft, wenig zu sein, außer ihr nicht. — Was meinst Du, Wilhelmine, ich habe noch etwas von meinem Vermögen, wenig zwar, doch wird es hinreichen, mir

etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich habe Dir das so trocken hingeschrieben, weil ich Dich durch Deine Phantasie nicht bestechen wollte. Denn sonst giebt es wohl keine Lage, die für ein reines Herz so unüberschwänglich reich an Genüssen wäre als diese. Die Romane haben unsern Sinn verdorben. Denn durch sie hat das Heilige aufgehört, heilig zu sein, und das reinste, menschlichste, einfältigste Glück ist zu einer bloßen Träumerei herabgewürdigt worden. — Doch wie gesagt, ich will Deine Phantasie nicht bestechen. Ich will die schöne Seite dieses Standes gar nicht berühren, und dies einem künftigen Briefe aufbewahren, wenn Du Geschmack an diesem Gedanken finden kannst. Für jetzt prüfe bloß mit Deiner Vernunft. Ich will im eigentlichsten Verstande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderem Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden mögte, wird mich nicht irre führen. Ein jeder hat seine eigene Art, glücklich zu sein, und niemand darf verlangen, daß man es in der seinigen sein soll. Was ich thue, ist nichts Böses, und die Menschen mögen über mich spötteln so viel sie wollen, heimlich in ihrem Herzen werden sie mich ehren müssen. — Doch wenn auch das nicht wäre, ich selbst ehre mich. Meine Vernunft will es so, und das ist genug.

Aber nun, Wilhelmine, wenn ich diese Forderung meiner Vernunft erfülle, wenn ich mir ein Landgut kaufe, bleibt mir dann kein Wunsch übrig? Fehlt mir dann nichts mehr? Fehlt mir nicht noch ein Weib? Und giebt es ein anderes für mich, als Du? Ach, Wilhelmine, wenn es möglich wäre, wenn Deine Begriffe von Glück hier mit den meinigen zusammenfielen! Denke an die heiligen Augenblicke, die wir durchleben könnten. Doch nichts davon für jetzt — Denke

jetzt vielmehr nur an das, was Dir in dieſer Lage weniger reizend ſcheinen mögte. Denke an das Geſchäft, das Dir anheimfiele — aber dann denke auch an die Liebe, die es belohnen wird. — Wilhelmine! — Ach, viele Hinderniſſe ſchrecken mich faſt zurück. Aber wenn es möglich wäre ſie zu überſteigen! — Wilhelmine! Ich fühle, daß es unbeſcheiden iſt, ein ſolches Opfer von Dir zu verlangen. Aber wenn Du es mir bringen könnteſt! Deine Erziehung, Deine Seele, Dein ganzes bisheriges Leben iſt von der Art, daß es einen ſolchen Schritt nicht unmöglich macht. — Indeſſen, vielleicht iſt es doch anders. Aengſtige Dich darum nicht. Ich habe kein Recht auf ſolche Aufopferungen und wenn Du dies mir verweigerſt, ſo werde ich darum an Deiner Liebe nicht zweifeln. — Indeſſen, liebes Mädchen, weiß ich nur faſt keinen andern Ausweg. Ich habe mit Ulriken häufig meine Lage und die Zukunft überlegt, und das Mädchen thut Alles Mögliche, mich, wie ſie meint, auf den rechten Weg zurückzuführen, aber das iſt eben das Uebel, daß jeder ſeinen Weg für den rechten hält. — Wenn Du einſtimmen könnteſt in meinen innigſten Wunſch, dann, Wilhelmine, dann will ich Dir zeigen, welch' ein Glück uns bevorſteht, an das kein andres reicht. Dann erwarte einen froheren Brief von mir. — Wenn ein ſolcher Schrit wirklich Dein Glück begründen könnte, ſo wird auch Dein Vater nichts dagegen einwenden. — Antworte mir bald. Mein Plan iſt, den Winter noch in dieſer traurigen Stadt zuzubringen, dann auf das Frühjahr nach der Schweiz zu reiſen, und mir ein Oertchen auszuſuchen, wo es Dir und mir und unſern Kindern einſt wohlgefallen könnte. — Ich muß dieſen Brief auf die Poſt tragen, denn mit Sehnſucht ſehe ich Deiner Antwort entgegen. H. R.

XXXII.

Paris, d. 27. October 1801.

Liebe Wilhelmine, Du wirſt ohne Zweifel ſchon meinen letzten Brief, in welchem ich Dir meinen Plan für die Zukunft mittheilte, nämlich mich in der Schweiz anzukaufen, empfangen haben. Was ſagſt Du dazu? Freiheit, die edelſte Art der Arbeit, ein Eigenthum, ein Weib — ach, liebes Mädchen, für mich iſt kein Loos wünſchenswerther als dieſes. Aber auch für Dich? Stelle Dir Deine Lage nicht ſo reizlos vor. Sie iſt es freilich für jeden, dem der rechte Sinn fehlt. Aber darf ich das von Dir fürchten? Biſt Du an Pracht und Verſchwendung gewöhnt? Sind die Vergnügungen des Stadtlebens nicht auch flache Freuden für Dich? Kann Deine Seele ſie genießen? Und bleibt nicht immer noch ein Wunſch unerfüllt, den nur allein eine ſolche Zukunft, wie ich ſie Dir bereite, erfüllen kann? — Liebe Wilhelmine, ich habe, Deine Einbildungskraft nicht zu beſtechen, in meinem letzten Briefe Dich gebeten, für die erſte Zeit meinen Plan nur an ſeiner weniger reizenden Seite zu prüfen. Aber nun ſtelle Dir auch einmal ſeine reizende vor, und wenn Du mit dem rechten Sinn Vortheile und Nachtheile abwägſt, o tief, tief ſinkt die Schale des Glückes. Höre mich einmal an, oder vielmehr beantworte mir dieſe eine Frage: Welches iſt das höchſte Bedürfniß des Weibes? Ich müßte mich ſehr irren, wenn Du anders antworten

könnteſt als: die Liebe ihres Mannes. Und nun ſage mir, ob irgend eine Lage alle Genüſſe der Liebe ſo erhöhen, ob irgend ein Verhältniß zwei Herzen ſo fähig machen kann, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, als ein ſtilles Landleben? — Glaubſt Du, daß ſich die Leute in der Stadt lieben? Ja, ich glaube es, aber nur in der Zeit, wo ſie nichts Beſſeres zu thun wiſſen. Der Mann hat ein Amt, er ſtrebt nach Reichthum und Ehre, das koſtet ihm Zeit. Indeſſen würde ihm doch noch einige für die Liebe übrig bleiben. Aber er hat Freunde, er liebt Vergnügungen, das koſtet ihm Zeit. Indeſſen würde ihm doch noch einige für die Liebe übrig bleiben. Aber wenn er in ſeinem Hauſe iſt, ſo iſt ſein zerſtreuter Geiſt außer demſelben, und ſo bleiben nur ein Paar Stunden übrig, in welchen er ſeinem Weibe ein Paar karge Opfer bringt. — Etwas Aehnliches gilt von dem Weibe, und das iſt ein Grund, warum ich das Stadtleben fürchte. Aber nun das Landleben! Der Mann arbeitet; für wen? Für ſein Weib. Er ruht aus; wo? Bei ſeinem Weibe. Er geht in die Einſamkeit; wohin? Zu ſeinem Weibe. Er geht in Geſellſchaft; wohin? Zu ſeinem Weibe. Er trauert; wo? Bei ſeinem Weibe. Er vergnügt ſich; wo? Bei ſeinem Weibe. Das Weib iſt ihm Alles — und wenn ein Mädchen ein ſolches Loos ziehen kann, wird ſie ſäumen? — Ich ſehe mit Sehnſucht einem Briefe von Dir entgegen. Deine Antwort auf meinen letzten Brief wird mich ſchwerlich noch in Paris treffen. Ich habe überlegt, daß es ſowohl meines Vermögens, als der Zeit wegen nothwendig ſei, mit der Ausführung meines Planes zu eilen. Ueberdies feſſelt mich Paris durch gar nichts, und ich werde daher noch vor dem Winter nach der Schweiz reiſen, um den Winter ſelbſt für Erkundigungen und

Anſtalten zu nutzen. — Sei nicht unruhig. Deine Einſtimmung iſt ein Haupterforderniß. Ich werde nichts Entſcheidendes unternehmen, bis ich Nachricht von Dir erhalten habe. Auch wenn aus der Ausführung dieſes Planes nichts werden ſollte, iſt es mir doch lieb, aus dieſer Stadt zu kommen, von der ich faſt ſagen mögte, daß ſie mir ekelhaft iſt. — Schreibe mir alſo ſogleich nach Bern, und ſollteſt Du mir auch ſchon nach Paris geſchrieben haben. Ich werde mir dieſen Brief nachſchicken laſſen. Mit Ulriken hat es mir große Kämpfe gekoſtet. Sie hält die Ausführung meines Planes nicht für möglich, und glaubt auch nicht einmal, daß er mich glücklich machen wird. Aber ich hoffe ſie von Beidem durch die Erfahrung zu überzeugen. — So gern ſie auch die Schweiz ſehen mögte, ſo iſt es doch im Winter nicht rathſam. Sie geht alſo nach Frankfurt zurück, ich begleite ſie bis Frankfurt am Main. — Aber dies Alles, liebe Wilhelmine, mußt Du aufs Sorgfältigſte verſchweigen; ſage auch noch Deinem Vater nichts von meinem Plane, er ſoll ihn erſt erfahren, wenn er ausgeführt iſt. Auch bei uns ſage nichts von dem ganzen Inhalt dieſes Briefes. Sie mögten ſich ſeltſame Dinge vorſtellen, und es iſt genug, daß Du im Voraus von Allem unterrichtet biſt. Ulrike wird ſie überraſchen und es ihnen beibringen. — Lebe wohl, und wünſche mir Glück. Ich kann nicht länger ſchreiben, denn der Brief muß auf die Poſt. — Schreibe Carln, daß er ſich gefaßt machen mögte, ſeinen Johann wieder aufzunehmen. Ende Novembers iſt er in Frankfurt a/Oder. H. K.

XXXIII.

Frankfurt a. M., d. 2. December 1801.

Liebe Wilhelmine, ich fürchte nicht, daß Dich Ulrikens Ankunft ohne mich schmerzhaft überraschen wird, da ich Dich bereits von Paris aus darauf vorbereitet und Dir meinen Plan, noch in diesem Winter nach der Schweiz zu reisen, darin mitgetheilt habe.

Deinen Brief habe ich noch in Paris, noch an dem Morgen meiner Abreise, fast kaum eine Stunde, ehe ich mich in den Wagen setzte, erhalten. — Ob er mir Freude gemacht hat?

Liebe Freundin, ich mögte nicht gern an Deiner Liebe zweifeln müssen, und noch wankt mein Glaube nicht. Wenn es auch keine hohe Neigung ist, innig ist sie doch immer, und noch immer, trotz Deines Briefes, kann sie mich glücklich machen.

Ich wüßte kein besseres, herzlicheres Mittel, uns Beide wieder auf die alte Bahn zu führen, als dieses: Laß uns Beide Deinen letzten Brief vergessen!

Herzlich lieb ist es mir, daß ich ihn nicht gleich in der ersten Stimmung beantwortete, und daß ich auf einer Reise von 15 Tagen Zeit genug gehabt habe, Dich zu entschuldigen. Ich fühle nun, daß ich doch immer noch auf Deine Liebe rechnen kann, und daß Deine Weigerung, mir

nach der Schweiz zu folgen, auf vielen Gründen beruhen kann, die unserer Vereinigung gar keinen Abbruch thun.

Deine Anhänglichkeit an Dein väterliches Haus ist mir so ehrwürdig und wird mir doch, wenn Du mich nur wahrhaft liebst, so wenig schaden, daß es gar nicht nöthig ist, das mindeste dagegen einzuwenden. Sind nicht fast alle Töchter in demselben Falle, und folgen sie nicht doch, so schwer es ihnen auch scheint, dem weisen Spruche aus der Bibel: Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne anhangen?

Wenn Du mich nur wahrhaft liebst, wenn Du nur wahrhaft bei mir glücklich zu werden hoffst. — Und da mogte freilich in meiner ersten Einladung, aus Furcht Dich bloß zu überreden, zu wenig Ueberzeugendes, zu wenig Einladendes liegen.

Deine ganze Weigerung scheint daher mehr ein Mißverständniß, als die Frucht einer ruhigen Prüfung zu sein. Du schreibst, Dein Körper sei zu schwach für die Pflichten einer Bauersfrau — und dabei hast Du Dir wahrscheinlich die niedrigsten, ekelhaftesten gedacht. Aber denke Dir die besseren, angenehmeren, denke, daß Dir in einer solchen Wirthschaft, wie ich sie unternehmen werde, wenigstens zwei oder drei Mägde zur Seite gehen, wirst Du auch jetzt noch zu schwach sein?

Liebe Wilhelmine, wenn Du Dich jetzt nicht recht gesund fühlst, so denke, daß vielleicht Dein städtisches Leben an manchem Schuld sei, und daß gewiß die Art der Arbeit, die ich Dir vorschlage, statt Deine Kräfte zu übersteigen, sie vielmehr stärken wird. Aufblühen wirst Du vielleicht. — Doch ich verschweige Alles, was nur irgend einer Ueberredung ähnlich sehen könnte. Freiwillig und gern mußt

Du mir folgen können, wenn nicht jeder trübe Blick mir ein Vorwurf sein soll. — Dennoch würde ich mehr hinzufügen, wenn ich nur mit voller Ueberzeugung wüßte, daß Du mich nicht weniger innig liebst, als ich es doch nothwendig bedarf. Manche Deiner Gründe der Weigerung sind so seltsam. — Du schreibst, Kopfschmerzen bekämst Du im Sonnenschein. — Doch nichts davon! Alles ist vergessen, wenn Du Dich noch in Fröhlichkeit und Heiterkeit entschließen kannst. Ich habe Dir kurz vor meiner Abreise von Paris Alles gezeigt, was auf dem Wege, den ich Dich führen will, Herrliches und Vortreffliches für Dich liegt. Die Antwort auf diesen Brief soll entscheidend sein. Du wirst ihn wahrscheinlich schon nach Bern geschickt haben, und ich ihn dort bei meiner Durchreise empfangen. Es wird der Augenblick sein, der über das Glück der Zukunft entscheidet.

Heinrich Kleist.

N. S. Louisens Vorschlag ist mir um des Wohlwollens willen, das ihn gebildet hat, innig rührend. Aber wenn ich auch, als ich Deinen Brief erhielt, meinen Koffer noch nicht durch die Post nach Bern geschickt gehabt hätte, so würde ich doch nicht haben nach Frkft. zurückkehren können, wenigstens jetzt noch nicht. Denn, ob ich gleich alle die falschen Urtheile, die von Gelehrten und Ungelehrten über mich ergehen werden, in der Ferne ertragen kann, so wäre es mir doch unerträglich gewesen, sie anzuhören oder aus Mienen zu lesen. Ich kann nicht ohne Kränkung an alle die Hoffnungen denken, die ich erst geweckt, dann getäuscht habe — und ich sollte nach Frkft. zurückkehren? Ja, wenn Frkft. nicht größer wäre, als der Nonnenwinkel. —

Küsse Louisen und bitte sie, ein gutes Wort für mich bei Dir einzulegen. Sage ihr, daß wenn mir keine Jugendfreundin zur Gattin würde, ich nie eine besitzen würde. Das wird sie bewegen.

Carln hätte ich eigentlich nothwendig schreiben müssen wegen Johann. Es ist mir aber unmöglich und ich bitte Dich, ihn zu benachrichtigen, daß dieser Mensch mich auf eine unwürdige Art, 2 Tage vor der Abreise, da schon die Pferde gekauft waren, in Paris verlassen hat. Wäre er mir nur halb so gut gewesen, als ich ihm, er wäre bei mir geblieben. — Giebt es denn nirgends Treue? — Ach Wilhelmine!

Brief der Braut an Kleist.

Frankfurth a. O., am 10. April 1812.

Mein lieber Heinrich! Wo Dein jetziger Aufenthalt ist, weiß ich zwar nicht bestimmt, auch ist es sehr ungewiß, ob das, was ich jetzt schreibe, Dich dort noch treffen wird, wo ich hörte, daß Du Dich aufhältst; doch ich kann unmöglich länger schweigen. Mag ich auch einmal vergebens schreiben, so ist es doch nicht meine Schuld, wenn Du von mir keine Nachricht erhältst. Ueber zwei Monate war Deine Familie in Gulben, und ich konnte auch nicht einmal durch sie erfahren, ob Du noch unter den Sterblichen wandelst, oder vielleicht auch schon die engen Kleider dieser Welt mit bessern vertauscht hast.

Endlich sind sie wieder hier, und, da ich schmerzlich erfahren habe, wie wehe es thut, gar nichts zu wissen von dem, was uns über alles am Herzen liegt, so will ich auch nicht länger säumen, Dir zu sagen, wie mir es geht. Viel Gutes wirst Du nicht erfahren.

Ulrike wird Dir geschrieben haben, daß ich das Unglück hatte, ganz plötzlich meinen liebsten Bruder zu verlieren — wie schmerzlich das für mich war, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Du weißt, daß wir von der frühesten Jugend an immer recht gute Freunde waren und uns recht herzlich liebten. Vor kurzem waren wir auf der silbernen Hochzeit unserer Eltern so froh zusammen, er hatte uns ganz gesund verlassen und auf einmal erhalten wir die Nachricht von seinem Tode. — Die erste Zeit war ich ganz wie

erstarrt, ich sprach und weinte nicht. Ahlemann, der während dieser traurigen Zeit oft bei uns war, versichert, er habe sich über mein starres Lächeln sehr erschreckt. Die Natur erlag diesem schrecklichen Zustande, und ich wurde sehr krank. Eine Nacht, da Louise nach dem Arzt schickte, weil ich einen sehr starken Krampf in der Brust hatte und jeden Augenblick glaubte, zu ersticken, war der Gedanke an den Tod mir gar nicht schrecklich.

Doch der Zuruf aus meinem Herzen: „es werden geliebte Menschen um Dich trauern, Einen kannst Du noch glücklich machen!" der belebte mich auf's neue, und ich freute mich, daß die Medicin mich wieder herstellte. Damals, lieber Heinrich, hätte ein Brief von Dir meinen Zustand sehr erleichtern können, doch Dein Schweigen vermehrte meinen Schmerz.

Meine Eltern, die ich gewohnt war immer froh zu sehn, nun mit einmal so ganz niedergeschlagen und besonders meine Mutter immer in Thränen zu sehn — das war zu viel für mich. Dabei hatte ich noch einen grosen Kampf zu überstehn. In Lindow war die Domina gestorben. Und da man auf die älteste im Kloster viel zu sagen hatte, und ich die zweite war, konnte ich erwarten, daß ich Domina werden würde. Ich wurde auch wirklich angefragt, ob ich es sein wollte; Mutter redete mir sehr zu, da dieser Posten für mich sehr vortheilhaft sein würde, und ich doch meine Zukunft nicht bestimmen könnte. Doch der Gedanke, in Lindow leben zu müssen, (was dann nothwendig war) und die Erinnerung an das Versprechen, was ich Dir gab, nicht da zu wohnen, bestimmten mich, das Fräulein von Randow zur Domina zu wählen, welche nun bald ihren Posten antreten wird.

*) Es ist das derselbe Bruder Carl, der in Kleists Briefen so oft erwähnt wird. Er war in Kleists Alter (geb. den 23. Aug. 1777), und starb am 30. Januar 1802 an einer Hautentzündung.

Bedauerst Du mich nicht? ich habe viel ertragen müssen. Tröste mich bald durch eine erfreuliche Nachricht von Dir, schenke mir einmal ein paar Stunden und schreibe mir recht viel!

Von Deinen Schwestern höre ich nur, daß Du nicht oft an sie schreibst, höchstens noch den Namen Deines Aufenthaltes. Du kannst Dir also leicht vorstellen, wie sehr mir verlangt, etwas mehr von Dir zu hören.

Freuden giebt es für mich sehr wenig; — unsere kleine Emilie*) macht mir zuweilen frohe Stunden. Sie fängt schon an zu sprechen; wenn ich frage: „was macht Dein Herz?" so sagt sie ganz deutlich: „mon coeur palpite" und dabei hält sie die rechte Hand auf's Herz. Frage ich: „wo ist Kleist?" so macht sie das Buch voneinander und küßt Dein Bild.

Mache Du mich bald froher durch einen Brief von Dir, ich bedarf es sehr, von Dir getröstet zu werden.

Der Frühling ist wiedergekehrt, aber nicht mit ihm die frohen Stunden, die er mir raubte! Doch ich will hoffen! Der Strom, der nie wiederkehrt, führt durch Klippen und Wüsten endlich zu fruchtbaren, schönen Gegenden, warum soll ich nicht auch vom Strom der Zeit erwarten, daß er auch mich endlich schöneren Gefilden zuführe? Ich wünsche Dir recht viel frohe Tage auf Deiner Reise und dann bald einen glücklichen Ruhepunkt.

Ich habe die beiden Gemälde von L. und ein Buch, worin Gedichte stehn, in meiner Verwahrung. Das übrige von Deinen Sachen hat Dein Bruder. Man glaubte, das gehörte Carln und schickte mir es heimlich zu.

Schreibe recht recht bald an Deine Wilhelmine!

*) Wohl eine kleine Verwandte der Braut.

XXXIV.

Kleists letzter Brief an seine Braut.

Auf der Marinsel bei Thun, d. 20. Mai 1802.

Liebe Wilhelmine, um die Zeit des Jahreswechsels erhielt ich den letzten Brief von Dir, in welchem Du noch einmal mit vieler Herzlichkeit auf mich einstürmst, zurückzukehren ins Vaterland, mich dann mit vieler Zartheit an Dein Vaterhaus und die Schwächlichkeit Deines Körpers erinnerst, als Gründe, die es Dir unmöglich machen, mir in die Schweiz zu folgen, dann mit den Worten schließest: „Wenn Du dies Alles gelesen hast, so thue was Du willst!" Nun hatte ich es wirklich, in der Absicht, mich in diesem Lande anzukaufen, in einer Menge von vorhergehenden Briefen an Bitten und Erklärungen von meiner Seite nicht fehlen lassen, so daß von einem neuen Briefe kein besserer Erfolg zu erwarten war; und da mir eben aus jenen Worten einzuleuchten schien, Du selbst erwartetest keine weiteren Bestürmungen, so ersparte ich mir und Dir das Widrige einer schriftlichen Erklärung, die mir nun aber Dein jüngst empfangener Brief doch nothwendig macht.

Ich werde wahrscheinlicher Weise niemals in mein Vaterland zurückkehren. Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt: Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall, in welchem ich zurückkehre,

wenn ich der Erwartung der Menſchen, die ich thörichter Weiſe durch eine Menge von prahleriſchen Schritten gereizt habe, entſprechen kann. Der Fall iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterlande erſcheinen, geſchieht es nie. Das iſt entſchieden, wie die Natur meiner Seele.

Ich war im Begriff, mir ein kleines Gut in der Schweiz zu kaufen, und Pannwitz*) hatte mir ſchon den Reſt meines ganzen Vermögens dazu überſchickt, als ein abſcheulicher Volksaufſtand mich plötzlich, acht Tage ehe ich das Geld empfing, davon abſchreckte. Ich fing es nun an für ein Glück anzuſehen, daß Du mir nicht hatteſt in die Schweiz folgen wollen, zog in ein einſames Häuschen auf einer Inſel in der Aar, wo ich mich nun, mit Luſt oder Unluſt, gleichviel, an die Schriftſtellerei machen muß.

Indeſſen geht, bis mir dieſes glückt, wenn es mir überhaupt glückt, mein kleines Vermögen gänzlich darauf, und ich bin wahrſcheinlicher Weiſe in einem Jahre ganz arm. Und in dieſer Lage, da ich noch außer dem Kummer, den ich mit Dir theile, ganz andere Sorgen habe, die Du gar nicht kennſt, kommt Dein Brief und weckt wieder die Erinnerung an Dich, die glücklicher, glücklicher Weiſe ein wenig ins Dunkel getreten war.

Liebes Mädchen, ſchreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen anderen Wunſch, als: bald zu ſterben!

H. K.

*) Ein Schwager Kleiſts.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Beilagen.

A.

Brief der Braut an eine Freundin über die von dieser zur Mittheilung an Tieck erbetenen Briefe*).

„Liebe Frau Professorin! Sie waren so gütig mir den Brief meiner Schwester**) mitzutheilen, welchen ich Ihnen mit vielem Dank wieder zustelle. Ich habe die Schilderung von meinem unglücklichen Jugendfreunde mit großem Interesse gelesen; doch finde ich, daß Louise von dem Gange seines inneren Lebens zu wenig und von mir zu viel gesagt hat! Wenn man sein schreckliches Ende entschuldigen will, muß man sein unglückliches Gemüth genau gekannt haben. Meine Schwester hat mich schon längst gebeten, dem Dr. Tieck einige von Kleists Briefen mitzutheilen; ich konnte mich nicht dazu entschließen, da von mir so viel darin die Rede ist. Doch diese Briefe sind der treueste Spiegel seiner Seele, und da ich wünsche, daß die schrecklichen Urtheile, welche man nach seinem Tode über ihn fällte, durch einen Blick in sein Inneres möchten gemildert werden, so will ich mich selbst vergessen und Ihnen einige Briefe zuschicken, welche mir die interessantesten zu sein scheinen. Ich überlasse es Ihrem Zart-

---

*) Jedenfalls dieselben, wie ich schon im Vorwort bemerkt habe, die dann Bülow von Tieck erhielt und veröffentlichte.

**) Louise.

gefühl, was Sie davon Herrn Tieck mittheilen wollen. Wunderbare Fügungen des Himmels haben mich von Kleist getrennt; doch wird er meinem Herzen immer werth bleiben. Mein größter Wunsch war es, daß er an der Seite eines anderen weiblichen Wesens glücklich werden möchte; doch wurde auch dieser Wunsch nicht erfüllt. Von den letzten Jahren seines Lebens weiß ich wenig. Einmal hat er uns in Leipzig besucht. Er soll die letzte Zeit körperlich und geistig krank gewesen sein, sogar mit Mangel gekämpft haben, was ich erst nach seinem Tode erfuhr."

B.

Ein Gedicht, von Kleists Hand geschrieben und mit seiner Chiffre H. K. unterzeichnet*).

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erndtetag sich selbst bereiten,
Und Thaten in die offnen Furchen streun.

*) Welche Bewandtniß es mit diesen Versen hat, ist nicht klar. Nach Ton und Inhalt könnten sie von Kleist sein; auch steht, wie bemerkt, sein Zeichen, womit er fast alle seine Briefe unterschrieb, H. K., darunter, und sie sind von seiner Hand geschrieben. Allein er selbst sagt in dem Briefe vom 21. August 1811, nachdem er zur Bekräftigung seines Entschlusses, etwas zu wagen, und zur Beschwichtigung mancher von der Braut dagegen erhobenen Bedenken ein paar jener Verse citirt hat, wörtlich — ganz so als ob er von

Er ſoll des Glückes heilgen Tempel ſich
Nicht mit Hermens Caduceus[1]) öffnen,
Nicht wie ein Nabob ſeinen trägen Arm
Nach der Erfüllung jedes Wunſches ſtrecken.
Er ſoll mit Etwas den Genuß erkaufen,
Wärs auch mit des Genuſſes Sehnſucht nur.

---

einem fremden Dichter ſpräche: „Das ſind herrliche, wahre Gedanken! Ich habe ſie oft durchgeleſen, und ſie ſcheinen mir ſo ganz aus Deiner Seele genommen, daß Deine Schrift das Uebrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem Andern, als von Dir. So oft ich es wieder leſe, fühle ich mich geſtärkt ſelbſt zu dem Größten, und ſo gehe ich denn mit Zuverſicht meinem Ziele entgegen.“ Obgleich nun Kleiſts Braut von ſinnigem Weſen und nicht ohne dichteriſche Begabung war, ſo möchte ich doch — bei dem entſchieden männlichen Charakter gerade dieſes Gedichts — an ein weibliche Verfaſſerſchaft deſſelben ſchwer glauben. Wohl aber halte ich es für möglich, daß das Gedicht weder von Kleiſt noch von ſeiner Braut, ſondern von einem Dritten herrührt, daß die Braut, der es in die Hände kam und auf die es, vielleicht als beziehungsreich für Kleiſt, einen lebhaften Eindruck machte, es für Kleiſt abſchrieb, und da dieſer wiederum eine Copie davon machte, welche er ſeiner Braut im Umtauſch gegen ihre Abſchrift des Gedichts, die er behielt, überſandte. Das H. K. darunter würde dann nur etwa als eine Erinnerung daran, daß eben er ihr das Gedicht gleichſam zugeeignet habe, zu betrachten ſein. Als das Werk eines bekannten Dichters wüßte ich übrigens das Gedicht nicht zu bezeichnen. Wie Bülow dazu gekommen iſt, dem Gedicht die Ueberſchrift „An Wilhelmine“ zu geben, wovon im Original nichts ſteht, weiß ich nicht. Zuerſt abgedruckt war das Gedicht, wie Wilbrandt berichtet, in einem Muſenalmanach vom Jahre 1830.

[1]) Merkurs Zauberſtab, der alle Schlöſſer löſte. (Dem Gedicht beigefügte Anmerkung.)

Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch und wendet
Die Scheibe seiner Brust dem Pfeile zu;
Der Jäger muß in Feld und Wald ihn suchen,
Wenn er daheim mit Beute kehren will.
Er muß mit jedem Halme sich berathen,
Ob er des Hirsches leichte Schenkel trug,
An jedes Baums entreistem Aste prüfen,
Ob ihn sein königlich Geweih berührt.
Er muß die Spur durch Thal und Berg verfolgen,
Sich rastlos durch des Moors Gestrüppe drehn,
Sich auf des Felsens Gipfel schwingen, sich
Hinab in tiefer Schlünde Absturz stürzen,
Bis in der Wildniß dichten Mitternacht
Er kraftlos neben seine Beute sinkt.

Der Schwalbe Nest hangt an des Knaben Hütte,
Allein die leichte Beute reizt ihn nicht.
Er will des Adlers königliche Brut,
Die in der Eiche hohem Wipfel thronet.
Denn das Erworb'ne — wärs mit einem Tropfen Schweiß
Auch nur erworben — ist uns mehr, als das
Gefundne werth. Den wir mit unsres Lebens
Gefahr erretteten, der ist uns theuer,
So wie dem Araber der theuer ist,
Dem er ein Stück von seinem Brote gab.

Am Ufer glänzt die helle Perlenmutter,
Und des Agats buntfarbiges Gestein;
Allein der Perlenfischer achtet
Nicht was die Erde bietet, stürzt

Sich lieber in des Meeres Wogen, ſenkt
Sich nieder in die dunkle Tiefe, und
Kehrt ſtolzer, als der Bergmann mit dem Golde,
Mit einer Auſter blaſſem Schleim zurück.

Den Bergmann ſoll die Wünſchelruthe nicht
Mit blindem Glück an goldne Schätze führen,
Er ſoll durch Erd' und Stein ſich einen Weg
Bis zu des Erzes edlem Gange bahnen,
Damit er an dem Körnchen Gold, das er
Mit Schweiß erwarb, ſich mehr, als an dem Schatze,
Den ihm die Wünſchelruthe zeigt, erfreue.

Des Künſtlers Meißel übt ſich an Kriſtallen,
Die ſchon von ſelbſt mit Farben ſpielen, nicht.
Er übt ſich an dem rohen Kieſel, den
Des Knaben Fußtritt nicht verſchonte, wühlet
Sich durch die Rinde, lockt den Feuerfunken,
Der in des Kieſels kaltem Buſen ſchlummert,
In tauſend Blitzen aus dem Stein hervor,
Und ſchmückt mit ihm der Herrſcher Diadem.

Nicht zu dem Schiffer ſchwimmet aus der Ferne
Des Indiers goldner Ueberfluß heran,
Er muß auf ungewiſſen Brettern ſich
Dem trügeriſchen Meere anvertraun.
Er muß der Sandbank hohe Fläche meiden,
Der Klippe ſpitzgeſchliffnen Dolch umgehn,
Sich mühſam durch der Meere Strudel winden,
Mit Stürmen kämpfen, ſich mit Wogen ſchlagen,
Bis ihn der Küſte ſichrer Port empfängt.

Auch zu der Liebe ſchwimmt nicht ſtets das Glück,
Wie zu dem Kaufmann nicht der Indus ſchwimmt.
Sie muß ſich ruhig in des Lebens Schiff
Des Schickſals wildem Meere anvertraun,
Dem Wind des Zufalls ſeine Segel öffnen,
Es an der Hoffnung Steuerruder lenken,
Und, ſtürmt es, vor der Treue Anker gehn.
Sie muß des Wankelmuthes Sandbank meiden,
Geſchickt des Mißtrauns ſpitzen Fels umgehn,
Und mit des Schickſals wilden Wogen kämpfen,
Bis in des Glückes ſichern Port ſie läuft.*)

H. K.

*) In dem Original finden ſich an zwei Stellen des Gedichts Correcturen. Der Vers: S. 242 Z. 1 von oben hieß zuerſt:

„Nicht vor den Bogen trit der Hirſch, dem Jäger", die letzten beiden Worte waren aber ausgeſtrichen und ſtatt deren die Worte: „und wendet" darüber geſchrieben. Ebenſo war S. 243 Z. 14 von unten ſtatt „verſchonte" erſt geſchrieben „verſchonet" und ſtatt „wühlet: wählet"; beides war dann corrigirt. Ein Kleiſt-Verehrer, dem ich die Anſicht des Originals verſchaffte, wollte aus dieſen Correcturen ſchließen, daß Kleiſt der Verfaſſer des Gedichtes ſein müßte, weil beim bloßen Abſchreiben keine Textänderungen vorkämen. Ich würde dies zugeben, wenn die beiden angeführten Correcturen (die einzigen, die ſich finden!) wirklich inhaltliche Aenderungen enthielten, ſo daß man ſähe, Kleiſt habe erſt einen Gedanken im Sinne gehabt, den er dann aber durch einen andern erſetzt habe. Allein ſo iſt es nicht; vielmehr hat Kleiſt beide Male offenbar nur beim Abſchreiben ſich verſehen und dieſes Verſehen durch die Correctur gut gemacht.

C.

Fragezettel*).

1. Wenn der Mann sein brutales Recht des Stärkeren mit den Waffen der Gewalt gegen die Frau ausübt, hat nicht auch die Frau ein Recht gegen den Mann, das man das Recht des Schwächeren nennen könnte, und das sie mit den Waffen der Sanftmuth geltend machen kann?
2. Was knüpft die Menschen mehr mit Banden des Vertrauens aneinander, Tugenden oder Schwächen?
3. Darf die Frau niemandem gefallen, als dem Manne?
4. Welche Eifersucht stört den Frieden in der Ehe?

Damit indessen nicht immer bloß Dein Verstand geübt wird, liebe Wilhelmine, sondern auch andere Seelenkräfte, so will ich auch einmal Deiner Einbildungskraft eine kleine Aufgabe geben. Du sollst mir nämlich die Lage beschreiben, die Deinen Erwartungen von dem künftigen Glücke der Ehe am Meisten entsprechen könnte. Du kannst dabei Deiner Einbildungskraft freien Lauf lassen, den Schauplatz des ehelichen Glückes ganz nach Deinen Begriffen vom Schönen bilden, das Haus ganz nach Deiner Willkühr ordnen und einrichten, die Geschäfte bestimmen, denen Du Dich am liebsten

*) Die folgenden Fragezettel, welche Kleist seiner Braut zur Beantwortung als „Denkübungen" zustellte, gebe ich ohne eine bestimmte (etwa chronologische) Reihenfolge, da für eine solche sich kein Anhalt findet. Einige Male hat, wie man sieht, Kleist seinen Fragen selbst die Antworten beigefügt, jedenfalls um der Braut ein Muster und eine Andeutung zu geben, wie sie es zu machen habe. Auch in seinen Briefen kamen schon eben solche Andeutungen vor.

unterziehen würdeſt und die Vergnügungen nennen, die Du Dir oder mir oder Anderen am liebſten darin bereiten mögteſt.

Frage.

Eine Frau, die achtungswürdig iſt, iſt darum noch nicht intereſſant. Wodurch erwirbt und erhält ſich nun wohl eine Frau das Intereſſe ihres Mannes?

Antwort.

Es iſt mit dem Intereſſe wie mit allen Dingen dieſer Erde. Es iſt nicht genug, daß der Himmel ſie erſchaffen hat, er muß ſie auch unterhalten, wenn ſie fortdauern ſollen. Und nichts bedarf der Nahrung, der ſorgfältigſten, mehr, als das räthſelhafte Ding, das ſich erzeugt, wir wiſſen nicht wie, und wieder verſchwindet, wir wiſſen nicht wie — das Intereſſe.

Intereſſe erwecken und es ſich ſelbſt überlaſſen, heißt einem Kinde das Leben geben, und es ſich ſelbſt überlaſſen. Das Eine ſtirbt wie das Andere dahin, nicht, weil man ihm etwas Schädliches zufügt, ſondern weil man ihm nichts zufügt.

Aber das Kind iſt nicht ſo ekel in der Ernährung als das Intereſſe. Das Kind begnügt ſich mit einer Nahrung, das Intereſſe will immer eine ausgeſuchte, verfeinerte, wechſelnde Nahrung. Es ſtirbt, wenn man ihm heute und morgen vorſetzt, was es ſchon geſtern und vorgeſtern genoß.

Denn nichts iſt dem Intereſſe ſo zuwider, als Einförmigkeit, und nichts ihm dagegen ſo günſtig, als Wechſel und Neuheit. Daher macht uns das Reiſen ſo vieles Vergnügen, weil mit den immer wechſelnden Standorten auch die Anſichten der Natur immer wechſeln und daher hat überhaupt das Leben ein ſo hohes, ja das höchſte Intereſſe, weil es gleichſam eine große Reiſe iſt und weil jeder Augenblick

etwas Neues herbeiführt, uns eine neue Ansicht zeigt oder eine neue Aussicht eröffnet.

Nun ist aber nichts so fähig, eine immerwechselnde Gestalt anzunehmen, als Talente. Die Tugend und die Liebe tragen ihrer Natur nach immer nur ein Gewand, und dürfen es ihrer Natur nach nicht wechseln. Talente hingegen können mit Form und Einkleidung unaufhörlich wechseln und gefallen vielleicht eben nur darum, weil sie das können.

Daher wird eine Frau, die sich das Interesse ihres Mannes erhalten will, ihre Talente, wenn sie von der Natur damit beschenkt ist, immer ausbilden und üben müssen, damit der Mann immer bei ihr den Genuß des Schönen finde, den er nie ganz entbehren kann, und den er sonst bei Fremden suchen müßte. Denn Tugend und Liebe begründen zwar das Familienglück, aber nur Talente machen es wirklich anziehend. Dabei ist nicht eben nothwendig, daß die Talente des Zeichnens, der Musik, des Vorlesens ꝛc. bis zur Vollkommenheit ausgebildet sind, wenn nur überhaupt der Sinn für das wahre Schöne dabei herrschend ist.

Fragen.

1. Darf man jeden irrigen Grundsatz anderer Menschen bekämpfen oder muß man nicht unschädliche Grundsätze dulden und ehren, wenn an ihnen die Ruhe eines Menschen hängt?
2. Darf man wohl von einem Menschen immer mit unerbittlicher Strenge die Erfüllung seiner Pflichten verlangen, oder kann man nicht schon mit ihm zufrieden sein, wenn er seine Pflichten nur immer anerkennt und den guten Willen, sie zu erfüllen, nie verliert?
3. Darf der Mensch wohl Alles thun, was recht ist, oder

muß er ſich nicht damit begnügen, daß nur Alles recht ſei, was er thut?

4. Darf man ſich in dieſer Welt wohl beſtreben, das Vollkommene wirklich zu machen, oder muß man ſich nicht begnügen, nur das Vorhandene vollkommen zu machen?
5. Was iſt beſſer, gut ſein oder gut handeln?

Wenn ein Mädchen gefragt wird, was ſie von einer zukünftigen Ehe fordert, um am Glücklichſten darin zu ſein, ſo muß ſie zuerſt beſtimmen:

I. Welche Eigenſchaften ihr künftiger Gatte haben ſoll, ob er an Geiſt und Körper außerordentlich, oder gewöhnlich, und in welchem Grade er dies ſein ſoll ꝛc., ferner ob reich, vornehm ꝛc.

II. Welch ein Amt er bekleiden ſoll, ob ein militairiſches oder ein Civilamt, oder gar keines.

III. Wo der Schauplatz der Ehe ſein ſoll, ob in der Stadt oder auf dem Lande, und wie er in einem dieſer Fälle ſeinen einzelnen Beſtimmungen nach beſchaffen ſein ſoll, ob er im Gebirge, oder in der Ebene, oder am Meere liegen ſoll ꝛc.

IV. Wie das Haus ſelbſt eingerichtet ſein ſoll, ob groß und prächtig, oder nur geräumig, bequem ꝛc. ꝛc.

V. Ob Luxus in der Wirthſchaft herrſchen ſoll, oder Wohlſtand ꝛc.

VI. Welche Geſchäfte ſie führen will, welche nicht ꝛc.

VII. Welche Vergnügungen in dem Hauſe herrſchen ſollen, ob geräuſchvolle, oder ſtille, prächtige oder edle, moderne oder ſinnreiche ꝛc. ꝛc.

VIII. Welchen Grad von Herrschaft sie darin führen und welchen sie ihrem Gatten überlassen will?

IX. Wie ihr Gatte sich überhaupt gegen sie betragen soll, ob schmeichelnd oder wahr, demüthig oder stolz; ob er im Hause lustig, oder froh, oder ernst sein soll; ob er sie außer dem Hause mit Glat ehren soll, oder ob es genug sei, wenn dies zu Hause im Stillen geschieht; ob überhaupt außer dem Hause vor den Menschen viel geschehen müsse, oder ob es nicht genug sei, ganz im Stillen desto mehr zu genießen?

Da das Ganze nichts als ein Wunsch ist, so hat die Phantasie ihren uneingeschränkten Spielraum, und darf sich an keine Fessel der Wirklichkeit binden. —

Frage. Was ist wünschenswerther, auf eine kurze Zeit, oder nie glücklich gewesen zu sein?

Antwort.

Wenn man den Zustand dessen, der ein Glück verlor, mit dem Zustande dessen vergleicht, der nie ein Glück genoß, so schwanken die Schaalen unter den Gewichten fast gleicher Uebel und es ist schwer die Frage zu entscheiden. Doch scheint es, als ob sich die Waage auf die Seite des letzteren neigte.

Wer einst an den Brüsten des Glückes den goldnen Traum des Lebens träumte, der streckt zwar, wenn ihn das Schicksal mit rauher Stimme weckt, wehmüthig die Arme aus nach den göttlichen Gestalten, die nun auf immer entfliehen, und sein Schmerz ist um so größer, je größer das Glück war, dessen er genoß; aber ihm ist doch aus dem Füllhorn des Seegens, das von oben herab sich öffnet, auch ein Blümchen zugefallen, das ihn selbst in der Erinnerung

noch erfreuen kann, wenn es gleich längst verblüht ist. Ihm sind doch die Ansprüche, die er an dies Leben zu machen hatte, nicht ganz unerfüllt geblieben, nicht mit allen seinen Forderungen ist er von der großen Erbschaft abgewiesen worden, welche der Himmel den Kindern der Erde vermacht hat, nicht murren wird er mit dem Vater der Menschen, der ihn von seiner Liebe nicht ausschloß, nicht mit bitterm Groll seine Geschwister beneiden, die mit ihm nur zu gleichen Theilen gingen, nicht zürnen auf den Genuß seines Glückes, weil er nicht ewig währte, so wie man dem Frühlinge nicht zürnt, weil er kurz ist und den Tag nicht verwünscht, weil ihn die Nacht ablöset. Muthiger und sicherer, als wenn er nie auf hellem Pfade gewandelt wäre, wird er nun auch die dunkeln Wege seines Lebens durchwandeln und in der Erinnerung zuweilen mit wehmüthiger Freude die bemooften Ruinen seines ehemaligen Glückes besuchen, um das Herbstblümchen der Weisheit zu pflücken.

Aber wenn von allen seinen brennenden Wünschen auch nicht der bescheidenste erfüllt wurde, wer von jenem großen Vermächtniß, von dessen Ueberfluß alle seine Brüder schwelgen, auch nicht einmal den Pflichttheil erhalten hat, der steht da wie ein verstoßener Sohn, ausgeschlossen von der Liebe des Allvaters, der sein Vater nicht ist — und die Schaale, auf welcher sein Zustand ruht, neigt sich tief gegen die Schaale des Andern.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

1840 — 1870.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte.

Vom Thronwechsel in Preußen
bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums.

[illegible] auf die Zeit von 1815 bis 1840.

Von

Karl Biedermann,
ord. Honorarprofessor an der Universität zu Leipzig.

Zweite Auflage.

2 Bände. Elegant broschirt ℳ 10.—; fein gebunden in 2 Bände ℳ 13.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Phöbus.

Ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Müller.*

Erster Jahrgang.

Erstes Stück. Januar 1808.

Dresden,

gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

Prolog.

Wettre hinein, o du, mit deinen flammenden Rossen,
Phöbus, Bringer des Tags, in den unendlichen Raum!
Gieb den Horen dich hin! Nicht um dich, neben, noch rückwärts,
Vorwärts wende den Blick, wo das Geschwader sich regt!
Donn' einher, gleichviel, ob über die Länder der Menschen,
Achtlos, welchem du steigst, welchem Geschlecht du versinkst,
Hier jetzt lenke, jetzt dort, so wie die Faust sich dir stellet,
Weil die Kraft dich, der Kraft spielende Übung, erfreut.
Fehlen nicht wirst du, du triffst, es ist der Tanz um die Erde,
Und auch vom Wartthurm entdeckt unten ein Späher das Maas.

H. v. K.

I. Organisches Fragment

aus dem Trauerspiel:

Penthesilea.

Personen.

Penthesilea, Königinn } der Amazonen.
Prothoe, } Fürstinnen }
Asteria, }
Die Oberpriesterinn der Diana.
Achilles, }
Ulysses, }
Diomedes, } Könige des Griechenvolks.
Antilochus, }
Amazonen und Griechen.

Scene: Schlachtfeld bei Troja.

A. Erster Auftritt.

Ulysses und *Diomedes* (von der einen Seite) *Antilochus* (von der andern) *Gefolge* (treten auf)

Antilochus. Seid mir gegrüßt, ihr Könige! Wie geht's?

Ulysses. Schlecht, Antiloch. Du siehst auf diesen Feldern
Der Griechen und der Amazonen Heer
Wie zwei erboste Wölfe sich umkämpfen:
Beim Jupiter! sie wissen nicht warum?
Wenn Mars entrüstet, oder Delius,
Den Stecken nicht ergreift, der Wolkenrüttler
Mit Donnerkeilen nicht dazwischen wettert:
Todt sinken die Verbissnen heut noch nieder,
Des Einen Zahn im Schlund' des Anderen.
— Schafft einen Helm mit Wasser!

Antiochus. Element!
Was wollen diese Amazonen uns?

Ulysses. Wir zogen aus, auf des Atriden Rath,
Mit einem Häuflein muthiger Argiver,
Achill und ich: Penthesilea, hiefs es,
Sei in den scythischen Wäldern aufgestanden,
Und fuhr' ein Heer, bedeckt mit Schlangenhäuten,
Von Amazonen, heifser Kampflust voll,
Durch der Gebirge Windungen heran,
Den Priamus in Troja zu entsetzen.
An des Simoendros Ufer hören wir,
Troilus auch, der Priamide, sei
Mit einer Schaar aus Ilium gezogen,
Die Bundsverwandte, die ihm hülfreich naht,
Nach Themiskyra zu grüfsen. Wir verschlingen
Die Strafse jetzt, uns zwischen dieser Gegner
Heilosem Bundnifs wehrend aufzupflanzen:
Die ganze Nacht durch windet sich der Zug.
Doch, bei des Morgens erster Dämmerröthe,
Welch' ein Erstaunen fafst uns, Antiloch,
Da wir, in einem duftgen Thal vor uns,
Mit den Troilus Hiern im Kampf
Die Amazonen sehn. Penthesilea,
Wie Sturmwind ein zerrissenes Gewölk,
Weht der Trojaner Reihen vor sich her,
Als gält es, über'n Hellespont hinaus,
Hinweg vom Rand' der Erde sie zu blasen.

Antiochus. Seltsam, bei unserm Gott!

Ulysses. Wir sammeln uns,
Der Trojer Flucht, die wetternd auf uns ein,
Gleich einem Anfall heilt, zu widerstehen,
Und dicht zur Mauer drangen wir die Spiefse.
Auf diesen Anblick stutzt der Priamide:
Und wir, im hurtgen Rath, beschliefsen gleich,
Die Amazonenfürstinn zu begrüfsen:
Sie hat auch ihren Siegeslauf gehemmt,
Doch eh' der Bote, den wir senden wollen,
Den Staub noch von der Rüstung abgeschüttelt,
Stürzt die Centaurinn mit verhängtem Zügel,

Auf sie und uns schon, Griech' und Trojer, ein,
Mit eines Waldstroms wüthendem Erguls,
Die Einen, wie die Andern, niederbrausend.

Antilochus. Von diesem Allen gabst du Bothschaft uns.
Doch keiner rings im Heer, der deinen Boten,
Und sein Geschwätz, begriff.

Ulysses. Jetzt hebt ein Kampf an,
Wie er, so lang Hephästos Waffen schmiedet,
Noch nicht gekämpft ward auf der Erde Rucken.
Soviel ich weifs, giebt es in der Natur
Kraft blofs und ihren Widerstand, nichts Drittes.
Was Glut des Feuers löscht, löst Wasser siedend
Zu Dampf nicht auf, und umgekehrt; doch hier
Zeigt ein ergrimmter Feind von beiden sich,
Bei dessen Anblick nicht das Feuer weifs,
Ob's mit dem Wasser rieseln soll, das Wasser,
Ob's mit dem Feuer himmelan soll lodern.
Der Trojer wirft, gedrängt von Amazonen,
Sich hinter eines Griechen Schild, der Grieche
Befreit ihn von der Jungfrau, die ihn drängte,
Und Griech' und Trojer müssen jetzt sich fast,
Dem Raub der Helena zum Trotz, vereinen,
Um dem gemeinen Feinde zu begegnen.

(Ein Grieche bringt Wasser.)

Dank! Meine Zunge lechzt.

Diomedes. Seit jenem Tage
Schwebt über dieser Ebne unbeweglich
Die Schlacht, mit immer reger Wuth, wie ein
Gewitter, zwischen waldgekrönter Felsen Gipfeln
Geklemmt. Als ich mit den Atoliern gestern
Erschien, der Unsern Reihen zu verstärken,
Schlug sie mit Donnerkrachen eben ein,
Als wollte sie den ganzen Griechenstamm
Bis auf den Grund, die Wuthende, zerspalten.
Der Krone ganze Blüthe liegt, Arieton,
Astyanax, vom Sturm herabgerüttelt,
Menandros, auf dem Schlachtfeld da, den Lorbeer
Mit ihren jungen, schönen Leibern, grofs,
Für diese kühne Tochter Ares, dungend.
Mehr der Gefangnen siegreich nahm sie schon,

Als sie uns Augen, sie zu missen, Arme,
Sie wieder zu befrei'n, uns übrig liefs.

Antilochus. Und niemand kann, was sie uns will, ergründen?

Diomedes. Kein Mensch, das eben ist's: wohin wir spähend
Auch des Gedankens Senkblei fallen lassen!
— Oft, aus der sonderbaren Wuth zu schliefsen,
Mit welcher sie, im Kampfgewühl, den Sohn
Der Thetis sucht, scheint's uns, als ob ein Hafs
Persönlich wider ihn die Brust ihr fullte.
So folgt, so hungerheifs, die Wölfinn nicht,
Durch Wald und Fehl und Flur, der Beute gierig,
Die sich ihr Auge einmal auserkohr,
Als sie, durch unsre Schlachtreihn, dem Achill.
Doch jüngst, in einem Augenblick, da schon
Sein Leben war in ihre Macht gegeben,
Gab sie es lächelnd, ein Geschenk, ihm wieder;
Er war verloren, wenn sie ihn nicht hielt.

Antilochus. Wie? Diese Königinn, sagst du?

Diomedes. Sie selbst.
Denn als sie, um die Abenddämm'rung gestern,
Im Kampf, Penthesilea und Achill,
Einander trafen, stürmt Troil daher,
Und auf der Jungfrau Seite hingestellt,
Der Teukrische, trifft er dem Peleiden
Mit einem tückschen Schlag die Rüstung prasselnd,
Dafs rings der Ormen Wipfel wiederhallten.
Die Königinn, entfärbt, lafst zwei Minuten
Die Arme sinken: und die Locken dann
Entrüstet um entflammte Wangen schüttelnd,
Hebt sie vom Pferdesrücken hoch sich auf,
Und senkt, wie aus dem Firmament geholt,
Das Schwerdt ihm wetterstrahlend in den Hals,
Dafs er zu Fufsen hin, der Unberufne,
Dem Sohn, dem göttlichen, der Thetis rollt.
Er jetzt, zum Dank, will ihr, der Peleide,
Ein Gleiches thun; doch sie, bis auf den Hals
Gebückt, den mähnumflossenen, des Schecken,
Der, in den Goldzaum beifsend, sich herumwirft,
Weicht seinem Mordhieb aus, und schiefst die Zügel,
Und sieht sich um, und lächelt, und ist fort.

Antilochus. Ganz wunderbar.

Ulysses. Was bringst du uns von Troja?

Antilochus. Mich sendet, weiser Sohn des Sysiphus,
Dir Agamemnon her, und läßt dich fragen,
Ob Klugheit nicht, bei so gewandelten
Verhältnissen, den Rückzug dir gebiete.
Uns gelt' es, Ilions Mauern einzustürzen,
Nicht einer freien Fürstinn Heereszug,
Nach einem uns gleichgült'gen Ziel, zu stören.
Falls du daher Gewißheit dir verschafft,
Daß nicht mit Hülfe der Dardanerburg
Penthesilea naht, will' er, daß ihr
Sogleich, um welchen Preis, gleichviel, euch wieder
In die argivische Verschanzung werft.
Verfolgt sie euch, so werd' er, der Atride,
Dann an des Heeres Spitze selber selbst,
Wozu sich diese räthselhafte Sphynx
Im Angesicht von Troja wird entscheiden.

Ulysses. Beim Jupiter! Der Meinung bin ich auch.
Meint ihr, daß der Laertiade sich
In diesem sinnentblößten Kampf gefällt?
Schallt den Peliden weg von diesem Platze!
Denn wie die Dogg' entkoppelt, mit Geheul,
In das Geweih des Hirsches fällt: der Jäger,
Erfüllt von Sorge, lockt und ruft sie ab;
Jedoch, verbissen in des Prachtthiers Nacken,
Tanzt sie durch Berge neben ihm, und Ströme,
Fern in des Waldes Nacht hinein: so er,
Der Rasende, seit in der Forst des Krieges
Dies Wild sich von so seltner Art ihm zeigte,
Durchbohrt mit einem Pfeilschuß, ihn zu fesseln,
Die Schenkel ihm: er weicht, so schwört er, eher
Von dieser Amazone Ferse nicht,
Bis er bei ihren seidnen Haaren sie
Von dem gefleckten Tigerpferd gerissen.
Versuchs, o Antiloch, wenn dir's beliebt,
Und sieh, was deine rednerische Kunst,
Wenn seine Lippe schäumt, bei ihm vermag.

Diomedes. Laßt uns vereint, ihr Könige, noch einmal
Vernunft keilförmig, mit Gelassenheit,

Auf seine rasende Entschliefsung setzen.
Du wirst, erfindungsreicher Lariss'er,
Den Rifs schon, den er beut, zu finden wissen.
Weicht er dir nicht, wohlan, so will ich ihn
Mit zwei Atoliern auf den Rücken nehmen,
Und, einem Klotz gleich, weil der Sinn ihm fehlt,
In dem Argiverlager niederwerfen.

B. Fünfter Auftritt.

(Zur Erklärung: Die Griechen sind von Neuem geschlagen worden. Achill ist nur durch eine geschickte Wendung, mit seiner Quadriga, der Penthesilea entkommen, wobei diese mit dem Pferde gestürzt ist.)

Penthesilea, Prothoe, Asteria, Gefolge von Amazonen (treten auf)

Die Amazonen. Heil dir, du Sieg'rinn! Überwinderinn!
Des Rosenfestes Königinn! Triumph dir!

Penthesilea. Nichts von Triumph mir! Nichts vom Rosenfeste!
Es ruft die Schlacht noch einmal mich ins Feld!
Den jungen trotz'gen Kriegsgott bänd'g' ich mir,
Gefährtinnen, zehntausend Sonnen dunken,
Zu einem Glutball eingeschmelzt, so glanzvoll
Nicht, als ein Sieg, ein Sieg mir über ihn!

Prothoe. Geliebte, ich beschwöre dich.

Penthesilea. Lafs mich!
Du hörst, was ich beschlofs, eh wurdest du
Den Strom, wenn er herab von Bergen schiefst,
Als meiner Seele Donnersturz regieren.
Ich will zu meiner Füfse Staub ihn sehen,
Den Übermüthigen, der mir an diesem
Glorwürd'gen Schlachtentag, wie keiner noch,
Das kriegerische Hochgefühl verwirrt.
Ist das die Siegerinn, die schreckliche,
Der Amazonen stolze Königinn,
Die seines Busens erzne Rüstung mir,
Wenn sich mein Fufs ihm naht, zurückespiegelt?
Fühl' ich, ich Fluchbeladene, mich nicht,
Indessen rings das Heer der Griechen flieht,
Bei seines einz'gen Federbusches Anblick,

Gelähmt, mich in dem Innersten getroffen,
Mich, mich die Überwundene, Besiegte?
Wo ist der Sitz mir, der kein Busen ward,
Auch des Gefühls, das mich zu Boden wirft?
In's Schlachtgetümmel stürzen will ich mich,
Wo der Hohnlacheude mein harrt, und ihn
Mir überwinden, oder leben nicht!

Prothoe. Wenn du dein Haupt doch, theure Königinn,
An diesem treuen Busen ruhen wolltest.
Der Sturz, der dir die Brust gewaltsam traf,
Hat dir das Blut entflammt, den Sinn empört:
An allen jungen Gliedern zitterst du!
Beschliefse nichts, wir Alle flehen dich,
Bis heitrer dir der Geist zurückgekehrt.
Komm, ruhe dich bei mir ein wenig aus.

Penthesilea. Warum? Weshalb? Was ist geschehn? Was sagt' ich?
Hab' ich — ? Was hab' ich denn — ?

Prothoe. Um eines Siegs,
Der deine junge Seele flüchtig reizt,
Willst du das Spiel der Schlachten neu beginnen?
Weil unerfüllt ein Wunsch, ich weifs nicht welcher,
Dir im geheimen Herzen blieb, den Seegen,
Gleich einem übellaun'gen Kind', hinweg,
Der deines Volks Gebete krönte, werfen?

Penthesilea. Ha, sieh! Verwünscht das Loos mir dieses Tages!
Wie mit dem Schicksal heut, dem tückischen,
Sich meiner Seele liebste Freundinnen
Verbünden, mir zu schaden, mich zu kränken!
Wo sich die Hand, die lüsterne, nur regt,
Den Ruhm, wenn er bei mir vorüberleucht,
Bei seinem goldnen Lockenhaar zu fassen,
Tritt eine Macht mir hämisch in den Weg —
Und Trotz ist, Widerspruch, die Seele mir!
Hinweg!

Prothoe (für sich) Ihr Himmlischen, beschützet sie!

Penthesilea. Denk' ich blofs mich, sind's meine Wünsche blofs,
Die mich zurück auf's Feld der Schlachten rufen?
Ist's das Verderben nicht, Kurzsichtige,
Das in des Siegs wahnsinniger Berauschung,

Hörbaren Flügelschlage, dem Volke nah?
Was ist geschehn, daß wir zur Vesper schon
Wie nach vollbrachter Arbeit, ruhen wollen?
Gemäht liegt uns, zu Garben eingebunden,
Der Ernte üpp'ger Schatz, in Scheuern hoch,
Die in den Himmel ragen, aufgethürmt:
Jedoch die Wolke heillos überschwebt ihn,
Und den Vernichtungsstrahl droht sie herab.
Die Jünglingsschaar, die überwundene,
Ihr werdet sie bekränzt mit Blumen nicht,
Bei der Posaunen und der Cymbeln Klang,
Zu euren duft'gen Heimathsthälern führen.
Aus jedem tückschen Hinterhalt hervor,
Der sich ihm beut, seh' ich den Peliden
Auf euren frohen Jubelzug sich stürzen;
Euch, und dem Trosse der Gefangenen,
Bis zu den Mauern Themiscyra's folgen:
Ja, in dem Tempel Aphroditens sogleich
Die Ketten noch, die rosenblüthenen,
Von ihren Gliedern reißen, und die unsern
Mit erzgegoßner Fessel Last bewuchten.
Soll ich von seiner Fers', ich Rasende,
Die nun fünf schweißerfüllte Sonnen schon
An seinem Sturze rüttelte, entweichen:
Da er vom Windzug eines Streiches muß,
Getroffen, unter meines Rosses Huf,
Wie eine reife Südfrucht niederfallen?
Nein, eh' ich, was so herrlich mir begonnen,
So groß, nicht endige, eh' ich nicht völlig
Den Kranz, der mir die Stirn umrauscht, erfasse,
Eh' ich Mars Töchter nicht, wie ich versprach,
Jetzt auf des Glückes Gipfel jauchzend führe,
Eh möge seine Pyramide schmetternd
Zusammenbrechen über mich und sie:
Verflucht das Herz, das sich nicht mäß'gen kann!

Prothoe. O Königinn!
U. s. w.

C. Sechster Auftritt.

(Zur Erklärung: Penthesilea und Achill treffen sich während dieses Auftritts im Felde.)

Die *Oberpriesterinn der Diana* (mit ihren) *Priesterinnen* (treten auf. Ihnen folgen) *eine Schaar junger Mädchen* (mit Rosen in Kocken auf den Kopfen, und) die *Gefangenen* (geführt von einigen bewaffneten) *Amazonen.*

Die Oberpriesterinn. Nun, ihr geliebten, kleinen Rosenjungfrau'n,
Laßt jetzt die Frucht mich eurer Wandrung sehn.
Hier, wo die Felsenquelle einsam schäumt,
Beschattet von der Pinie, sind wir sicher:
Hier schüttet eure Erndte vor mir aus.

Ein junges Mädchen (ihren Korb ausschüttend) Sieh, diese Rosen pflückt' ich, heil'ge Mutter!

Ein Anderes (eben so) Hier diesen Schooßvoll ich!

Ein Drittes. Und diesen ich!

Ein Viertes. Und diesen ganzen üpp'gen Frühling ich!

Die anderen jungen Mädchen (folgen)

Die Oberpriesterinn. Das blüht ja wie der Gipfel von Hymetta!
Nun solch ein Tag des Segens, o Diana,
Gieng deinem Volke herrlich noch nicht auf.
Die Mütter bringen mir, die Töchter, Gaben;
Nicht, von der Pracht, der doppelten, geblendet,
Weiß ich, wem schön'rer Dank gebühren mag. —
Doch ist dies euer ganzer Vorrath, Kinder?

Das erste Mädchen. Mehr nicht, als du hier siehst, war aufzufinden.

Die Oberpriesterinn. So waren eure Mütter fleißiger.

Das zweite Mädchen. Auf diesen Feldern, heil'ge Priest'rinn, erndten
Gefangne leichter auch, als Rosen sich.
Wenn dichtgedrängt, auf allen Hügeln rings,
Die Saat der jungen Griechen steht, die Sichel
Nur einer muntren Schnitterinn erwartend,
So blüht so sparsam, in den Thälern rings,
Und so verschanzt, versicht' ich dich, die Rose,
Daß man durch Pfeile sich und Lanzen lieber,
Als ihr Geflecht der Dornen schlagen möchte.
— Sieh nur die Finger an, ich bitte dich.

Das dritte Mädchen. Auf eines Felsens Vorsprung wagt' ich mich,
Um eine einz'ge Rose dir zu pflücken.
Und blals nur, durch des Kelches Dunkelgrün,
Erschimmerte sie noch, ein Knösplein nur,
Für volle Liebe noch nicht aufgeblüht.
Doch greif' ich sie, und strauchl' und sinke plötzlich
In einen Abgrund hin, der Nacht des Todes
Glaubt' ich, Verlorne, in den Schoos zu sinken.
Mein Glück doch war's, denn eine Rosenpracht
Stand hier im Flor, daſs wir zehn Siege noch
Der Amazonen hätten feiern können.

Das vierte Mädchen. Ich pflückte dir, du heil'ge Priesterinn,
Die pflückt' ich eine Rose nur, nur Eine;
Doch eine Rose ist's, hier diese, sieh!
In einen Königs Fesselkranz zu flechten:
Nicht schöner wünscht Penthesilea sie,
Wenn sie Achill, den Göttersohn, sich fällt.

Die Oberpriesterinn. Wohlan, wenn ihn Penthesilea fällt,
Sollst du die königliche Ros' ihr reichen.
Verwahre sie nur sorgsam, bis sie kömmt.

Das erste Mädchen. Zukünftig, wenn, beim Cymbelschall, von Neuem
Das Amazonenheer in's Schlachtfeld zieht,
Ziehn wir zwar mit, doch nicht mehr, das versprichst du,
Durch Rosenflechten Mals und Eisenwinden
Den Sieg der Mutter zu verherrlichen.
Sieh, diesen Arm, er schwingt den Wurfspieſs schon,
Und sausend trifft die Schleuder mir das Ziel:
Was gilt's? mir selbst schon blüht ein Kranz zusammen
— Und tapfer im Gedräng' schon mag er klimpfen,
Der Jüngling, dem sich diese Schnur straft!

Die Oberpriesterinn. Meinst du? Nun freilich weiſs, du müſst es wissen,
— Hast du die Rosen schon drauf angesehen?
— — Den welchsten Lenz, sobald sie wieder reif,
Sollst du den Jüngling im Gedräng' dir suchen.
— Doch jetzt, der Mutter frohe Herzen dringen;
Die Rosen rasch zu Kränzen eingewunden!

Die Mädchen (durcheinander) Fort zum Geschäft! Wie greifen wir es an?

Das erste Mädchen (zum zweiten) Komm her, Glaukothoe!

Das Dritte (zum vierten) Komm, Charmion!
(sie setzen sich paarweise)

Das erste Mädchen. Wir — der Oroythia winden wir den Kranz.
Die sich Alcest, mit hohen Buschen, fällte.

Das Dritte. Und wir, Parthenion, Schwester; Athenäus,
Mit der Medus' im Schilde, soll sie fesseln.

Die Oberpriesterinn (zu den bewaffneten Amazonen) Nun? Wollt ihr eure Gäste nicht erheitern?
— Steht ihr nicht unbehülflich da, ihr Jungfrau'n,
Als müfst' ich das Geschäft der Lieb' euch lehren!
— Wollt ihr das Wort nicht freundlich ihnen wagen?
Nicht hören, was die Schlachtermüdeten,
Was sie begehren? Wünschen? Was sie brauchen?

Die erste Amazone. Sie sagen, sie bedürfen nichts, Ehrwürd'ge.

Die Zweite. Bös' sind sie uns.

Die Dritte. Wenn man sich ihnen naht,
So wenden sich die Trotz'gen schmäh'nd hinweg.

Die Oberpriesterinn. Ei, wenn sie bös' euch sind, bei unsrer Göttinn,
So macht sie wieder gut! Warum auch habt ihr
So heftig sie im Kampfgewühl getroffen?
Sagt ihnen, was geschehn wird, sie zu trösten:
So werden sie nicht unerbittlich sein.

Die erste Amazone (zu einem Gefangenen) Willst du auf weichen Teppichen, o Jüngling,
Die Glieder ruhn? Soll ich von Frühlingsblumen,
Denn müde scheinst du sehr, ein Lager dir,
Im Schatten jenes Lorbeerbaums, bereiten?

Die Zweite (eben so) Soll ich das Duftendste der Perseride
In Wasser mischen, frisch dem Quell entschöpft,
Und dir den staubbedeckten Fufs erquicken?

Die Dritte. Doch der Orange Saft verschmähst du nicht,
Mit eigner Hand dir liebend dargebracht?

Die drei Amazonen. Sprecht! Redet! Womit dient man euch!

Ein Grieche. Mit nichts.

Die erste Amazone. Ihr sonderbaren Fremdlinge, was härmt euch?
Was ist's, da uns der Pfeil im Köcher ruht,

Hats ihr vor unserm Anblick noch erschreckt?
Du, mit dem Gurte!, spricht! Was fürchtest du?

Der Grieche. Wem winden jene Kränze sich? Sagt an!

Die erste Amazone. Wem? Euch! Wem sonst?

Der Grieche. Uns! Und das sagt ihr noch,
Unmenschliche! Wollt ihr geschmückt mit Blumen,
Gleich Opferthieren, uns zur Schlachtbank führen?

Die erste Amazone. Zum Tempel Aphrodite's euch! Was denkt ihr?
Zu Amors heiligem Altar, wo eurer
Entrücken ohne Maas und Ordnung wartet!

Der Grieche (zu den Gefangenen) War je ein Traum so bunt, als was hier wahr ist?

D. Neunter Auftritt.

(Zur Erklärung: Penthesilea kann ihres Gegners nicht mächtig werden. Sie ist im Kampf mit dem Achill gefallen, man hat sie aus seinen Händen gerettet. Er verfolgt sie.)

Penthesilea (bleich, mit zerstörten Haaren, zum Versinken matt) *Prothoe* und *Asteria* (fassen sie) *Gefolge von Amazonen.*

Penthesilea. Hetzt alle Hund' auf ihn! Mit Feuerbüschela
Die Elephanten peitschet auf ihn los!
Rhinoceros und Schakals führt herbei,
Und laßt sie seine Glieder niedertreten!

Prothoe. Geliebte! Hör mich! Ich beschwöre dich!

Asteria. Achilles naht!

Prothoe. Wenn dir dein Leben lieb,
So säume keinen Augenblick und flieh!

Penthesilea. Mit diesen Busen zu zerschmettern, Prothoe!
Die Brust, so voll Gesang, Asteria,
Ein Lied jedweder Saitengriff auf ihn!
Dem Riesen kauert' ich zu Füßen mich,
Und streichelte das Pantherthier, das mir
In solcher Regung nahte, wie ich ihm.

Prothoe. So willst du nicht entweichen?

Asteria. Nicht dich retten?

Prothoe. Das Ungeheuerste, o Königinn,
Hier soll es sich, auf diesem Platz, vollbringen?

Penthesilea. War's meine Schuld, daſs ich im Schlachtfeld muſste,
Mit Erz und Stahl umschient, den Fuſs ihm nahn?
Was will ich denn, wenn ich das Schwerdt ihm zücke?
Will ich ihn denn zum Orkus niederschleudern?
Ich will ihn ja, ihr ew'gen Götter, nur,
An diese Brust will ich ihn niederziehn!

Prothoe. Sie rast —

Die Oberpriesterinn. Unglückliche!

Asteria. Sie ist von Sinnen —

Prothoe. Indeſs der Schrecklichste stets weiter dringt —
Was ist zu thun?

Asteria. Ehrwürdigste der Mutter!

Die Oberpriesterinn. Bringt sie in jenes Thal geschlafft!

Penthesilea (einen Rosenkranz in zweier Mädchen Hand erblickend) Ha, sieh!
Wer gab Befehl, die Rosen einzupflücken?

Die Oberpriesterinn. Warst du's nicht selbst, Verlorene — ?

Penthesilea. Wer? Ich!

Die Oberpriesterinn. Es sollte sich das Fest des Siegs, nun ja!
Das heiſs ersehnte deiner Jungfrau'n, feiern.

Penthesilea. Verflucht mir diese schnöde Ungeduld!
Verflucht, im blutumschäumten Mordgetümmel,
Mir der Gedanke an die Orgien!
Verflucht, im Busen keuscher Amazonen,
Begierden, die, wie losgelaſsne Hunde,
Mir der Drommete ernste Lunge bellend,
Und aller Feldherrn Rufen, überschrei'n!
— Der Sieg, ist er erkämpft mir schon, daſs, mit
Der Hölle Hohn, schon der Triumph mir naht?
— Mir aus den Augen!
(sie zerhaun die Rosenkränze)

Das erste Mädchen. Herrscherin, was thut's du?

Das Zweite (die Rosen wieder zusammenlesend) Der Frühling bringt dir einige, auf Meilenweite,
Nichts für das Fest mehr —

Penthesilea. Daſs der ganze Frühling
Verdorrte! Daſs der Stern, auf dem wir athmen,
Geknickt, gleich Einer dieser Rosen, läge!

Daſs ich den ganzen Kranz der Welten so,
Wie dies Geflecht der Blumen lösen könnte!
— O Aphrodite!

Die Oberpriesterinn. Die Unselige.

Prothoe. Verloren ist sie!

Asteria. Den Erynnien
Zum Raub' ist ihre Seele hingegeben.

Eine Amazone (auf einem Hügel) Ihr Jungfrau'n! Rettet euch! Der Sohn des Peleus,
Im Schuſs der Pfeile naht er schon heran!

Prothoe. So fleh' ich dich auf meinen Knieen, folge uns!

Penthesilea. Ach, meine Seel' ist matt bis in den Tod.
(sie setzt sich)
U. s. w.

E. Vierzehnter Auftritt.

(Zur Nachricht: Penthesilea ist, in einem Anfall von Wahnsinn, in Ohnmacht gefallen, und, während der Ohnmacht, vom Achill gefangen genommen worden. Da sie erwacht, verschweigt man ihr, was vorgegangen: sie hält den Sohn des Peleus, von Allem, was sie umringt, getrennt, für ihren Gefangenen)

Penthesilea (am Fuſs einer Eiche, beschäftigt, Kränze zu flechten. Ihr zur Seite, eben so) *Prothoe. Achilles* (gedankenvoll im Vordergrunde sitzend)

Penthesilea. Komm jetzt, du süſser Nereidensohn,
Komm — lege dich zu Füſsen mir — Ganz her!
Nur dreist heran! — Du fürchtest mich doch nicht?
Du thust es gern?

Achilles (indem er sich zu ihren Füſsen niederläſst) Wie Blumen Sonnenschein.

Penthesilea. So sieh mich auch wie deine Sonne an.
— Diana, meine Herrscherin, er ist
Verletzt!

Achilles. Geritzt, von einem Pfeil, nichts weiter.

Penthesilea. — Ich bitte dich, Pelide, glaube nicht,
Daſs ich jemals nach deinem Leben zielte.
Zwar gern, mit diesem Arm hier, traf ich dich;
Doch als du niedersankst, bewaidete
Hier diese Brust den Staub, der dich empfing.

Achilles. Wenn du mich liebst, so sprichst du nicht davon.
Du siehst, es heilt schon.

Penthesilea. So verzeihst du mir?

Achilles. Von ganzem Herzen.

Penthesilea (indem sie die Krone nimmt) Jetzt — kannst du mir sagen,
Wie es die Liebe macht, der Flügelknabe,
Wenn sie den störr'gen Leun in Fesseln schlägt?

Achilles. Sie streichelt, denk' ich, seine rauhen Wangen.
So hält er still.

Penthesilea. Nun denn, so wirst du dich
Nicht mehr, als eine junge Taube regen,
Um deren Hals ein Mädchen Schlingen legt.
Denn die Gefühle dieser Brust, o Jüngling,
Wie Hände sind sie, und sie streicheln dich.
(sie umschlingt ihn mit den Armen)

Achilles. Wer bist du, wunderbares Weib?

Penthesilea. Gieb her. —
Ich sagte, still! — Du wirst es schon erfahren.
— Hier diese leichte Rosenwindung nur
Um deinen weißen Nacken hin —
Zu deinen Armen, deinen Füßen nieder —
Und wieder auf zum Haupt — — so ist's geschehn.
— Was athmest du?

Achilles. Duft deiner süßen Lippen.

Penthesilea (indem sie sich zurückbeugt) Es sind die Rosen, die Gerüche streu'n.
— Nichts, nichts!

Achilles. Ich wollte sie am Stocke kosten.

Penthesilea. Jetzt ist's geschehn! — O sieh, ich bitte dich,
Wie der zerflossne Rosenglanz ihm steht!
Wie sein gewitterdunkles Antlitz schimmert!
Der junge Tag, wahrhaftig, liebste Freundinn,
Wenn ihn die Horen von den Bergen führen,
Demanten perlen unter seinen Tritten:
Er sieht so weich und mild nicht drein, als er. —
Ist's nicht, o sprich, als ob sein Auge glänzte?
— Beim Styx! Man möchte, wenn er so erscheint, fast zweifeln,
Daß er es sei.

Prothoe. Wer, meinst du?

Penthesilea. Der Pelide! —
Sprich, wer den Gröfsesten der Priamiden
Vor Troja's Mauern fällte, warst das du?
Hast du ihm wirklich, du, mit diesen Händen,
Den flücht'gen Fufs durchbeilt, an deiner Axe
Ihn häuptlings um die Vaterstadt geschleift? —
Sprich! Rede! Was bewegt dich so? Was fehlt dir?

Achilles. Ich bin's,

Penthesilea (nachdem sie ihn scharf angesehen hat) Er sagt, er sei's.

Prothoe. Er ist es, Königinn;
An diesem Schmuck hier kannst du ihn erkennen.

Penthesilea. Woher?

Prothoe. Es ist der Kriegsschmuck, sieh nur her,
Den Thetis ihm, die hohe Göttermutter,
Bei dem Hephast, des Feuers Gott, erschmeichelt.

Penthesilea. Nun denn, so grüfs' ich dich mit diesem Kufs,
Unbändigster der Menschen, mein! Ich bin's,
Du junger Kriegsgott, der du angehörst;
Wenn man im Volk dich fragt, so nennst du mich.

Achilles. O du, die eine Glanzerscheinung mir,
Als hätte sich das Aethereich eröffnet,
Herabsteigst, Unbegreifliche, wer bist du?
Wie nenn' ich dich, wenn meine eigne Seele
Sich, die entzückte, fragt, wem sie gehört?

Penthesilea. Wenn sie dich fragt, so nenne diese Züge,
Das sei der Nam', in welchem du mich denkst.
Zwar diesen guldnen Ring hier schenk' ich dir,
Mit jedem Merkmal, das dich sicher stellt,
Und zeigst du ihn, so weis't man dich zu mir.
Jedoch ein Ring vermifst sich, Namen schwinden;
Wenn dir der Nam' entschwand', der Ring sich mifste:
Fand'st du mein Bild in die wohl wieder aus?
Kannst du's wohl mit geschlossnen Augen denken?

Achilles. Es steht so fest, wie Züg' in Diamanten.

Penthesilea. Ich bin die Königinn der Amazonen,
Es nennt sich Marserzeugt, mein Völkerstamm,

Orere war die grofse Mutter mir,
Und mich begrüfst das Volk: Penthesilea.

Achilles. Penthesilea.

Penthesilea. Ja, so sagt' ich dir.
U. s. w.

Achilles. Was ist's, du wunderbares Weib, dafs du,
Bellona gleich, an eines Kriegsheers Spitze,
Wie aus den Wolken nieder, unbeleidigt,
In unsern Streit vor Troja plötzlich fallst?
Was treibt, von Kopf zu Fufs in Erz gerüstet,
So unbegriffner Wuth voll, Furien ähnlich,
Dich gegen das Geschlecht der Griechen an;
Du, die sich blofs, in ihrer Schöne, ruhig
Zu zeigen brauchte, Liebliche, das ganze
Geschlecht der Männer dir im Staub zu sehn?

Penthesilea. Ach, Nereidensohn! — Sie ist mir nicht,
Die Kunst vergönnt, die sanftere, der Frauen,
Nicht bei dem Fest, wie deines Landes Töchter,
Wenn zu wetteifernd frohen Übungen
Die ganze Jugendpracht zusammenströmt,
Darf ich mir den Geliebten auserseln;
Nicht mit dem Strauls, so oder so gestellt,
Und dem verschämten Blick, ihn zu mir locken;
Nicht in dem nachtigall-durchschmetterten
Granatwald, wenn der Morgen glüht, ihm sagen,
An seine Brust gesunken, dafs er's sei;
Im blut'gen Feld der Schlacht mufs ich ihn suchen,
Den Jüngling, den mein Herz sich auserkohr,
Und ihn mit eh'rnen Armen mir ergreifen,
Den diese weiche Brust empfangen soll.

Achilles. Und woher quillt, von wannen, ein Gesetz,
Unweiblich, du vergiebst mir, unnatürlich,
Dem übrigen Geschlecht der Menschen fremd?

Penthesilea. Fern aus der Urne alles Heiligen,
O Jüngling: von der Zeiten Gipfeln nieder,
Den unbetret'nen, die der Himmel ewig
Mit Wolkenduft geheimnifsvoll verhüllt,
Der ersten Mutter Wort entschied es also,

Und dem verstummen wir, Neridensohn,
Wie deiner ersten Vater Worten du.

Achilles. Sei deutlicher.

Penthesilea. Wohlan! So höre mich. —
Wo jetzt das Volk der Amazonen herrschet,
Da lebte sonst, den Göttern unterthan,
Ein Stamm der Scythen, frei und kriegerisch,
Jedwedem andern Volk der Erde gleich.
Durch Reih'n schon nannt' er von Jahrhunderten
Den Kaukasus, den fruchtumblühten, sein:
Als Vexoris, der Äthioper König,
An seinem Fufs erschien, die Männer rasch,
Die kampfverbanden, vor sich niederwarf,
Sich durch die Thäler gofs, und Greis' und Knaben,
Wo sein gezückter Stahl sie traf, erschlug:
Das ganze Frachtgeschlecht der Welt gieng aus.
Die Sieger bürgerten, barbarenartig,
In unsre Hütten frech sich ein, ernährten
Von unsrer reichen Felder Früchten sich,
Und, voll der Schande Maas uns zuzumessen,
Ertrutzten sie der Liebe Gruſs sich noch:
Sie rissen, von den Gräbern ihrer Männer,
Die Frau'n zu ihren schnöden Betten hin.

Achilles. Vernichtend war, und schrecklich, Königinn,
Das Schicksal, das dein Frauenvolk gebahr.

Penthesilea. Doch Alles schüttelt, was ihm unerträglich,
Der Mensch von seinen Schultern sträubend ab;
Den Druck nur mufs'ger Leiden duldet er.
Durch ganze Nächte lagen, still und heimlich,
Die Frau'n im Tempel Mars, und höhlten weinend
Die Stufen mit Gebet um Rettung aus.
Die Betten füllten, die entweihten, sich
Mit blankgeschliffnen Dolchen an, geheilt
Aus Schmuckgeräthen, bei des Heerdes Flamme,
Aus Senkeln, Ringen, Spangen: nur die Hochzeit
Ward, des Äthioperkönigs Vexoris
Mit Tanais, der Königinn, erharrt,
Der Gäste Brust zusammt damit zu küssen.
Und als das Hochzeitfest erschienen war,

Stiefs ihm die Kön'ginn ihren in das Herz;
Mars, an des Schnöden Statt, vollzog die Ehe,
Und das gesammte Mordgeschlecht, mit Dolchen,
In einer Nacht, ward es zu Tod gekitzelt.

Achilles. Solch eine That der Weiber läfst sich denken.

Penthesilea. Und dies jetzt ward im Rath des Volks beschlossen:
Frei, wie der Wind auf offnem Blachfeld, sind
Die Frau'n, die solche Heldenthat vollbracht,
Und dem Geschlecht der Männer nicht mehr dienstbar.
Ein Staat, ein mündiger, sei aufgestellt,
Ein Frauenstaat, den furder keine andre
Herrschsücht'ge Mannerstimme mehr durchtrotzt,
Der das Gesetz sich würdig selber gebe,
Sich selbst gehorche, selber auch beschütze:
Und Tanais sei seine Königinn!
Der Mann, dess' Auge diesen Staat erschaut,
Der soll das Auge gleich auf ewig schliefsen;
Und wo ein Knabe noch geboren wird,
Von der Tyrannen Rufs, da folg' er gleich
Zum Orkus noch den wilden Vätern nach.
Der Tempel Ares füllte sich sogleich
Gedrängt mit Volk, die grofse Tanais,
Zu solcher Satzung Schirmerinn, zu krönen,
Gerad' als sie, im festlichsten Moment,
Die Altarstuf' erstieg, um dort den Bogen,
Den grofsen, goldenen, des Scythenreichs,
Den sonst die Könige geführt, zu greifen,
Von der geschmückten Oberpriest'rinn Hand,
Liefs eine Stimme also sich vernehmen:
„Den Spott der Männer werd' er reizen nur,
Ein Staat, wie der, und gleich dem ersten Anfall
Des kriegerischen Nachbarvolks erliegen;
Weil doch die Kraft des Bogens nimmermehr
Von schwachen Frau'n, beengt durch volle Brüste,
Leicht, wie von Männern, sich regieren würde."
Die Königinn stand einen Augenblick,
Und harrte still auf solcher Rede Glück;
Doch als die feige Regung um sich griff,
Rifs sie die rechte Brust sich ab, und taufte
Die Frauen, über die sie herrschen würde,

Und fiel zusammen, eh' sie noch vollendet:
Die Amazonen oder Busenlosen!

Achilles. Nun denn, beim Zevs, die brauchte keine Brüste!
Die war der Krone eures Reiches werth,
Und meine Mannerseele beugt sich ihr.

Penthesilea. Still auch, auf diese That, ward's, Peleïde,
Kein Laut vernahm sich, als der Bogen nur,
Der aus der Hand, geöffnet im Entsetzen,
Der Priesterinn, wie jauchzend, niederfiel.
Er stürzt', der grofse, goldene, des Reichs,
Und klirrte, von der Marmorstufe, dreimal,
Mit dem Gedröhn der Glocken, auf, und legte,
Stumm wie der Tod, zu ihren Fufsen sich.
Hierauf ward ihr die Krone aufgesetzt.

Achilles. Man folgt' ihr, hoff' ich, doch im Beispiel nicht?

Penthesilea. Nicht — allerdings: so heftig nicht, als sie.
Man war gescheut.

Achilles (mit Erstaunen) Wie! Also doch — ?

Penthesilea. Was sagst du?

Achilles. Die ungeheure Sage wäre wahr?
Und alle diese blühenden Gestalten,
Die dich umstehn, die Zierden des Geschlechts,
Sie sind beraubt, wie Tempel, allzusammt — ?

Penthesilea. Hast du das nicht gewufst?

Achilles (indem er sein Gesicht an ihre Hand drückt) O Königinn!
Der Sitz der jungen, lieblichen Gefühle,
Um eines Wahns barbarisch —

Penthesilea. Sei ganz ruhig.
Sie retteten in diese Linke sich,
Wo sie dem Herzen um so näher wohnen.
Du wirst, mein junger Freund, mir keins vermissen.

Achilles. — Fürwahr, ein Traum, geträumt in Morgenstunden,
Scheint mir wahrhaft'ger, als der Augenblick.
— Doch sehr begierig bin ich, weiter, Königinn!
Auf deiner Rede Schlufs.

Penthesilea. Wie? Auf den Schlufs — .

Achilles. Denn dieser stolze Frauenstaat, sag' an,
Der ohn' der Männer Hulf' entstand, wie pflanzt er
Doch ohne Hülfe sich der Männer fort?
Wirft euch Deukalion, von Zeit zu Zeit,
Noch seiner Schollen Eine hauptlings zu?

Penthesilea. So oft —
U. s. w.

F. Neunzehnter Auftritt.

(Zur Erklärung: Penthesilea ist, in dem Augenblick, da sie von ihrer wahren Lage (nämlich, dafs nicht Achill der ihrige, sondern sie die Gefangne Achill's war) unterrichtet worden, von den Amazonen befreit und aus seinen Armen gerissen worden. Sie ruft ihn, in der ersten Regung des Schmerzes zurück: doch, von der Oberpriesterinn bitter und schonungslos darüber gestraft, steht sie jetzt beschämt und zitternd, im Gefühl gänzlicher Vernichtung, vor ihrem Volke da, das noch obendrein, in diesem Gefecht um ihre Freiheit, seine eigenen Gefangenen eingebüfst hat.)

Penthesilea (ihr Haupt am Busen der) *Prothoe* (verbergend) *Die Oberpriesterinn. Das Volk. Ein Herold* (tritt auf)

Eine Amazone. Dort kömmt ein Herold uns.

Prothoe. Was bringst du? Rede!

Der Herold. Mich sendet dir Achilleus, Königinn,
Der schilfumkränzten Nereide Sohn,
Und läfst durch meinen Mund dir kündigen:
Weil dich Gelüst treibt, als Gefangnen ihn
Nach deinen Heimathfluren abzuführen,
Ihn aber auch hinwiederum Gelüst,
Nach seinen heimathlichen Fluren dich;
So fordert er zum Kampf, auf Tod und Leben,
Noch einmal dich in's Feld hinaus, auf dafs
Das Schwerdt, des Schicksals ehrne Zung', entscheide,
In der gerechten Götter Angesicht,
Wer würdig sei, du oder er, von beiden,
Den Staub, nach ihrem heiligen Beschlufs,
Zu seines Gegners Fufsen aufzulecken.
Hast du's auf solchen Strauls zu wagen Lust?

Penthesilea (nach einer Pause) Mein Schwesterherz! Was sagte dieser Mann —
Ist's der Pelide, der so mit mir spricht?

Prothoe. Verweigre ihm den Zweikampf, Königinn.

Penthesilea. Er ruft, o Diana! mich, der mich zu schwach,
Um sich mit ihm im Kampf zu messen, weiſs,
Zum Kampf ruft er auf Tod und Leben mich?
Die Brust hier, erst zerschmettern will er sie,
Mit seiner weiſsen Pferde Tritt, und dann
Auf ihrem bleichen Kissen fröhlich ruhn?
Was ich vom Fest der Rosen ihm gesagt,
Und unserm Tempel, in der Eichen Dunkel,
Hat ihn mit der Musik der Rede bloſs,
Wie eines Felsens starres Ohr, getroffen?
Es rührt' ihn nicht, er dachte nichts dabei,
Es rührt' ihn nicht, sein Bild aus Marmor hätt' ich
Gleich gut mit meinen Rosen kränzen können?

Prothoe. Vergiſs den Unempfindlichen.

Penthesilea. Nun ist's aus.

Prothoe. Wie?

Penthesilea (verstört) Gut, gut, gut.

Prothoe. Geliebte meiner Seele!

Penthesilea. Ihr sollt all' die Gefang'nen wieder haben.

Der Herold. Du willst den Kampf — ?

Penthesilea. Ich will's, sag's ihm, o Herold:
Er soll im Angesicht der Götter mich,
Die Furien auch ruf' ich herab, mich treffen!
(Der Donner rollt)

Die Oberpriesterinn. Wenn dich mein Wort gereizt, Penthesilea,
So wirst du mir den Schmerz —

Penthesilea (ihre Thränen unterdrückend) Laſs mich, du Heil'ge!
Ich will den Bogen wieder reinigen.

Eine Amazone (aus ihrem Gefolge) Ehrwürd'ge Priesterinn! Dein Ansehn brauche.

Die Oberpriesterinn. Hörst du ihn, Königinn, der dir zürnt?

Penthesilea. Ihn ruf' ich
Mit allen seinen Donnern mir herab!

Die erste Amazone (in Bewegung) Ihr Fürstinnen!

Die Zweite. Unmöglich ist's!

Die Dritte. Es kann nicht!

Penthesilea (mit zuckender Wildheit) Herbei, Ananke, Führerin der Hunde!

Die erste Amazone. Wir sind zerstreut, geschwacht —

Die Zweite. Wir sind ermüdet —

Penthesilea. Halkyonia, grämelvolle Schnitterinn,
Die du des Schlachtfelds Erndtefest bestellst,
Mit deinen Sichelwagen mir herbei!

Die Oberpriesterinn. Erscheint man so zum Zweikampf, Unglückseel'ge?

Penthesilea. Und ihr, die ihr der Menschen Saat zerdrescht,
Daſs Korn und Halm auf ewig untergehen,
Ihr Elephanten-Reihen, stampft heran!
Ihr Reuterschaaren und ihr Bogenschützen,
Zum Stoppellesen geizig hinterher!
Du ganzer Schreckenspomp des Kriegs, dich ruf' ich,
Vernichtender, entsetzlicher, herbei!
(sie ergreift den grofsen Bogen des Reichs aus einer Amazone Hand)

Amazonen (mit Meuten gekoppelter Hunde, Elephanten, Sichelwagen, Fackeln, u. s. w.)

Prothoe. O, meine grofse Königinn, höre mich!

Penthesilea (sich zu den Hunden wendend) Auf, Tigris, jetzt, dich brauch' ich!
Auf, Leäne!
Auf, mit der Zoddelmähne du, Melampus!
Auf, Ahle, die den Fuchs erhascht, auf, Sphynx,
Und, der die Hirschkuh übereilt, Alektor,
Auf, Oxus, der den Eber niederreifst,
Und der dem Leuen nicht erbebt, Hyrkon!
(der Donner rollt heftig)

Prothoe. O! Sie ist aufser sich — !

Die Oberpriesterinn. Sie ist wahnsinnig!

Penthesilea (kniet nieder, mit allen Zeichen der Raserei, während die Hunde ein gräfsliches Geheul anstimmen)
Dich, Ares, ruf' ich jetzt, dich, Schrecklichen,
Dich, meines Hauses hohen Gründer, an!
Oh! — — deinen ernen Wagen mir herab:
Wo du der Städte Mauern auch und Thore
Zermalmst, Vertilgergott, geheilt in Strafsen,
Der Menschen Reihen jetzt auch niedertrittst;
Oh! — — deinen ernen Wagen mir herab:

Daſs ich den Fuſs in seine Muschel setze,
Die Zügel greife, durch die Felder rolle,
Und, wie ein Donnerkeil aus Wetterwolken,
Auf dieses Griechen Scheitel niederfalle!
(sie steht auf)

Die erste Amazone (ihr in den Weg tretend) Auf! Wehrt der Rasenden! Herbei!

Penthesilea (indem sie den Bogen spannt) Ei, lustig!
So muſs ich sehn, ob mir der Pfeil noch trifft.
(sie legt auf die Amazone an)

Die Amazone (niederstürzend) Ihr Himmlischen!

Eine Priesterinn (stellt sich rasch hinter die Königinn) Achill ruft!

Eine zweite Amazone. Der Pelide!

Die Priesterinn. Hier steht er hinter dir.

Penthesilea (wendet sich) Wo?

Die Priesterinn. War er's nicht? —

Penthesilea. Nein, hier sind noch die Furien nicht versammelt.
— Folg' mir, Ananke! Folgt, ihr Freundinnen!
(ab, mit dem ganzen Kriegstroſs, unter heftigen Gewitterschlägen)

Die Oberpriesterinn. Seht, die Wahnsinnige!
U. s. w.

---

6. Ein und zwanzigster Auftritt.

Achilles und *Diomedes* (treten auf. Späterhin) *Ulysses.* (zuletzt) *der Herold.*

Achilles. Hör', thu mir den Gefallen, Diomed,
Und sag' dem Sittenrichter nichts, dem grämlichen
Odyſs, von dem, was ich dir anvertraue;
Mir widersteht's, es macht mir Uebelkeiten,
Wenn ich den Zug um seine Lippe sehe.

Diomedes. Hast du den Herold ihr gesandt, Pelide?
Ist's wahr? Ist's wirklich?

Achilles. Ich will dir sagen, Freund:
— Du aber, du erwiederst nichts, verstehst du?
Gar nichts, kein Wort! — — Dies wunderbare Weib,
Halb Furie, halb Grazie, sie liebt mich. —

Und allen Weibern Hellas ich zum Trotz,
Beim Styx! Beim ganzen Hades! — Ich sie auch.

Diomedes. Was?

Achilles. Ja. Doch eine Grille, die ihr heilig,
Will, daſs ich ihrem Schwerdt im Kampf erliege;
Eh nicht in Liebe kann sie mich umfangen.
Nun schickt ich —

Diomedes. Rasender!

Achilles (das Blut schießt ihm in's Gesicht) Er hört mich nicht!
Was er im Weltkreis noch, so lang' er lebt,
Mit seinen blauen Augen nicht gesehn,
Das kann er in Gedanken auch nicht fassen.

Diomedes. Du willst — ? — Nein, sprich! Du willst — ?

Achilles. — Was also will ich?
Was ist's, das ich so Ungeheures will?

Diomedes. Der Herold ward ihr bloſs geschickt, Wahnsinn'ger,
Um ihr — ?

Achilles. Beim wolkenrütteluden Kroniden,
Sie thut mir nichts, sag' ich! Eh wird ihr Arm
Im Zweikampf gegen ihren Busen wüthen,
Und rufen: Sieg! wenn er von Herzblut trieft,
Als wider mich! — Auf einen Mond bloſs will ich ihr,
In dem was sie begehrt zu Willen sein;
Auf einen oder zwei, mehr nicht: das wird
Euch ja den alten meerzerriss'nen Isthmus
Nicht gleich zusammenstürzen. — Frei bin ich dann,
Wie ich aus ihrem eignen Munde weiſs,
Wie Wild auf Haiden wieder; und folgt sie mir,
Beim Jupiter! ich wär' ein Seeliger,
Könnt' ich auf meiner Väter Thron sie setzen.

Ulysses (kommt)

Diomedes. Komm her, Ulyſs', ich bitte dich.

Ulysses. Pelide!
Du hast die Königinn zum Kampf gefordert;
Willst du, ermüdet, wie die Schaaren sind,
Von Neu'm das ungeheure Wagstück wagen?

Diomedes. Nichts, Freund, von Wagestücken, nichts von Kämpfen;
Er will sich bloſs ihr zu gefangen geben.

Ulysses. Was!

Achilles (das Blut schieſst ihm in's Gesicht) Thu mir dein Gesicht weg, bitt' ich dich!

Ulysses. Er will — ?

Diomedes. Du hörst's, ja! Ihr den Helm zerkeilen,
Gleich einem Fechter, grimmig sehn und wüthen,
Dem Schild aufdonnern, daſs die Funken sprühen,
Und stumm sich, als ein Überwundener,
Zu ihren kleinen Füſsen niederlegen.

Ulysses. Ist dieser Mann bei Sinnen, Sohn des Peleus?
Hast du gehört, was er — ?

Achilles. Ich bitte dich,
Halt deine Oberlippe fest, Ulyſs.
Es steckt mich an, bei den gerechten Göttern,
Und bis zur Faust gleich zuckt es mir herab.

Ulysses. Tydide! Sei so gut, und kräftige,
Mit einem Eid, daſs ich auf's Reine komme,
Mir jegliches, was ich dich fragen werde. —
Er will der Königinn sich gefangen geben?

Diomedes. Du hörst's.

Ulysses. Nach Themiscyra will er gehn?

Diomedes. So ist's.

Ulysses. Und unseren Helenenstreit,
Vor der Dardanerburg, der Sinnenblöſste,
Den will er, wie ein Kinderspiel, weil sich
Was anders Buntes zeigt, im Stiche lassen?

Diomedes. Beim Jupiter! Ich schwör's.

Ulysses (indem er die Arme verschränkt) — Ich kann's nicht glauben.

Achilles. Er spricht von der Dardanerburg.

Ulysses. Was?

Achilles. Was?

Ulysses. Mich dunkt, du sagtest was?

Achilles. Ich?

Ulysses. Du!

Achilles. — Ich sagte.
Er spricht von der Dardanerburg.

Ulysses. Nun ja.
Wie ein Besess'ner frag' ich, ob der ganze
Helenenstreit, vor der Dardanerburg,
Gleich einem Morgentraum, vergessen sei?

Achilles. Wenn die Dardanerburg, Laertiade,
Versänke, du verstehst, so, dafs ein See,
Ein blaulicher, an ihre Stelle träte;
Wenn graue Fischer, bei dem Schein des Monds,
Den Kahn an ihre Wetterhahne knüpften;
Wenn im Pallast des Priamus ein Hecht
Regiert', ein Ottern- oder Ratzenpaar
Im Bette sich der Helena umarmten:
So war's für mich gerad' so viel, als jetzt.

Ulysses. Beim Styx! Es ist sein voller Ernst, Tydide!

Achilles. Beim Styx! Bei dem Lernäersumpf! Beim Hades!
Der ganzen Oberwelt und Unterwelt
Und jedem dritten Ort: es ist mein Ernst;
Ich will den Tempel der Diana sehn!

Ulysses (halb in's Ohr) Lafs ihn nicht von der Stelle, Diomed,
Wenn du so gut willst sein.

Diomedes. Wenn ich — ich glaube!
Sei doch so gut, und leih mir deine Arme.

Der Herold (tritt auf)

Achilles. Ha! Stellt sie sich? Was bringst du? Stellt sie sich?

Der Herold. Sie stellt sich, ja, Neridensohn, sie naht schon;
Jedoch mit Hunden auch und Elephanten,
Und einem ganzen wilden Reuterrofs:
Was die beim Zweikampf sollen, weifs ich nicht.

Achilles. Gut. Dem Gesetz war sie das schuldig. Folgt mir! —
O, sie ist listig, bei den ew'gen Göttern!
— Mit Hunden, sagst du?

Der Herold. Ja.

Achilles. Und Elephanten?

Der Herold. Dafs es ein Schrecken ist zu sehn, Pelide!
Galt' es, die Atreiden anzugreifen,

Im Lager vor der Trojerburg, sie könnte
In keiner finstrern Gräuelrüstung nahn.

Achilles (in den Bart) Die fressen aus der Hand wahrscheinlich — Folgt mir!
O beim Kroniden — Folgt! (ab mit den Seinigen)

Diomedes. Der Rasende!

Ulysses. Lafst uns ihn knebeln, binden — hört, ihr Griechen!

Diomedes. Hier nahn die Amazonen schon — hinweg!
(Alle ab)

H. Zwei und zwanzigster Auftritt.

Die Oberpriesterinn (tritt in grofser Bewegung auf) *Priesterinnen* und *Amazonen* (folgen ihr)

Die Oberpriesterinn (vor Schrecken bleich) Schafft Stricke her, ihr Frau'n!

Eine Priesterinn. Was ist geschehn?

Die Oberpriesterinn. Reifst sie zu Boden nieder! Bindet sie!

Eine Amazone. Die Königinn, saget du?

Die Oberpriesterinn. Die Hündinn, sag' ich!
Der Menschen Hände bänd'gen sie nicht mehr.

Die Priesterinn. Hochwürd'ge Priest'rinn, du bist aufser dir.

Die Oberpriesterinn. Mit einem Stein drei Jungfrau'n warf sie nieder,
Die wir geschickt, sie aufzuhalten; Prothoe,
Weil sie auf Knie'n sich in den Weg ihr warf,
Bei jedem aufsen Namen sie beschwörend,
Mit Hunden hat sie sie hinweggehetzt.
Als ich von fern der Rasenden nur nahte,
Den grofsen Bogen gleich erspannte sie,
Auf mich gestellt ward er — verloren war ich,
Wenn ich im Haufen nicht des Volks verschwand.

Die erste Amazone. Es ist entsetzlich!

Die Zweite. Gräfslich ist's, ihr Jungfrau'n!

Die Oberpriesterinn. Jetzt unter ihren Hunden wüthet sie,
Mit schaumbedeckter Lipp', und nennt sie Schwestern,
Die heulenden, und, der Mänade gleich,
Mit ihrem Bogen durch die Felder tanzend,
Hetzt sie die Meute, die mordathmende,

Die sie umringt, das schönste Wild zu fangen,
Das je die Erde, wie sie sagt, durchschweift.

Die Priesterinn. Ihr Orkusgötter, wie bestraft ihr sie!

Die Oberpriesterinn. Drum mit dem Strick jetzt heimlich, Töchter Mars,
Mir auf den Kreuzweg hin; legt Schlingen ihr,
Bedeckt mit Sträuchern, vor der Füfse Tritt.
Und reifst, wenn sich ihr Fufs darin verfängt,
Dem wuthgetroffnen Hunde gleich, sie nieder:
Dafs wir sie binden, in die Heimath bringen,
Und sehen, ob sie noch zu retten sei.

Das Heer der Amazonen (aufserhalb der Scene) Triumph! Triumph! Triumph!
Achilleus stürzt!

Gefangen ist der Held! Die Siegerinn,
Mit Rosen wird sie seine Scheitel kränzen!
U. s. w.

H. v. K.

II. Über die Bedeutung des Tanzes.

Schutz für die zarten Blüten der Kunst gegen den Druck einer beschränkenden Theorie bedarf vorzüglich Musik und Tanz. Ein Kunstrichter, der in einer Reihe von Bewegungen und Tönen nur ein vollständig bestimmtes Object der Darstellung aufsucht, erklärt alles, was sich durch Worte nicht aussprechen läfst, für leer an Bedeutung. Fühlt sich der Künstler dadurch gedemüthigt, und hält er es für schimpflich, den Verstand nicht zu befriedigen; so verkennt er leicht die eigenthümlichen Schätze seiner Kunst und glaubt sie durch fremde Beihülfe bereichern zu müssen. Die Musik erborgt ein Object von der Poesie, der Tanz von der Malerei und der Mimik.

Einer Vereinigung mehrerer Musen verdanken wir manches Prachtwerk in der ästhetischen Welt; aber das gemeinschaftliche Ziel konnte nicht ohne gegenseitige Opfer erreicht werden. Um auf einmal so vielerlei zu empfangen, mufsten wir vieles entbehren. Daher manches harte Urtheil über die Totalwirkung einer Oper, die aus irgend einem einseitigen Gesichtspuncte betrachtet wurde. Wer nur den poetischen Werth zu schätzen wufste, vermifste in den Gesängen und Tänzen oft Wahrheit und Stärke des Ausdrucks, während dafs ein andrer die Darstellung trocken und dürftig fand, wenn blofs der Gedanke des Dichters darin erschien.

In einem Ballet, das unsern Sinn für Schönheit der Bewegung befriedigt, erfreut uns vieles, das zu der Handlung, die versinnlicht werden soll, gar nicht eigentlich gehört, und gleichwohl möchten wir diesen Genufs gerade am wenigsten aufgeben.

Auch besteht er nicht in einem blofsen Reize der Sinnlichkeit, sondern ist von edlerer Art und erhebt uns anstatt uns herabzuwürdigen. Der Tanz mufs also doch in sich selbst eine Bedeutung haben, und scheint sich zur Mimik zu verhalten, wie der Gesang zur Rede. Sollte es vielleicht Töne und Bewegungen geben, die eben deswegen nichts Bestimmtes bezeichnen, weil sie etwas Unendliches andeuten?

Um zu einem würdigen Begriffe von irgend einer Kunst zu gelangen, dürfen wir bei dem nicht stehen bleiben, was sie in ihrem gegenwärtigen Zustande leistet. Ihre Ausartung hat oft schon angefangen, während ihr äufserer Glanz uns noch blendet. Der Wirkungskreis ist erweitert, gröfsere Fertigkeiten sind erworben und vielfältige Schwierigkeiten überwunden; aber es zeigt sich ein falscher Geschmack, der die Kunst mit Zierrathen überladet, es werden ihr fremdartige Zwecke aufgedrungen und beim Verfall der Sitten wird sie zum Dienst verächtlicher Leidenschaften gemifsbraucht. In einer solchen Lage konnten ihr die warnenden Stimmen der Philosophie und Geschichte sehr wohlthatig seyn. Aber der practische Künstler sträubt sich gewöhnlich gegen den Anschein von Willkühr in den Gesetzen einer abstracten Theorie, und dunkt sich mündig genug, einer solchen Leitung nicht zu bedurfen. Wirksamer ist es vielleicht, ihn an das Blüthenalter der Kunst zu erinnern, wo sie selbstständig und rein als ein freies Product der schönen menschlichen Natur erschien.

Der Tanz gehört nicht zu den Künsten, deren Geschenke nur wenigen glücklichen Volkern zu Theil wurden. Auch unter den rohesten Wilden gab es Feste, wo der Mensch sich über den thierischen Zustand erhob, und im berauschenden Gefühl seiner Kraft die Schranken seines dürftigen Lebens vergafs. Was in ihm vorgieng, verkündigte sich durch Bewegungen und Töne, und in beiden zeigte sich eine gewisse Auswahl. Das Gemeine und Alltägliche wurde vermieden, es entstand ein Bedurfnis der Pracht, und der tobende Sprung bildete sich allmählig zum Tanz, so wie das Jauchzen des frohen Taumels zum Gesang.

Was in einem solchen Falle dargestellt wird, ist ein **Ideal des Lebens**, eine festliche Stimmung, ein Zustand der Begeisterung, die menschliche Natur auf einer höheren Stufe. Für eine solche Bedeutung der Kunst hat auch der Tanz seine besondere Sprache.

Das freie Spiel des lebenden Wesens in seiner Welt wird durch den Sieg der Form über die Masse in der Bewegung bezeichnet. Die Gestalt schwebt im Raume ohne Anstrengung und ohne Widerstand. Sie wird nicht durch Schwere an den Boden gefesselt; sie haftet an ihm aus Neigung. Jede Muskel behält ihre eigne Reizbarkeit und Elasticität, aber alle stehen unter der milden Herrschaft einer innern Kraft, der sie freiwillig zu gehorchen scheinen.

Je gröfser die **Bestimmtheit** ohne Spur eines äufseren Zwangs, desto vollständiger erscheint die Freiheit. Das Unbestimmte in der Erscheinung deutet auf Unvermögen in der bestimmenden Kraft.

Für die Bewegungen des menschlichen Körpers giebt es eine Art von Scala, worin man Grade der Spannung und Nachlassung, wie in der Tonleiter Höhe und Tiefe, unterscheidet. Die äufsersten Gränzen dieser Scala sind ein Emporschweben, ein Streben ins Unendliche — und ein Zusammensinken, eine Hingebung gegen äufsere Eindrücke. Zwischen diesen Gränzen sind vielfaltige Abstufungen möglich und aus diesen besteht die Melodie des Tanzes. Sind diese Abstufungen deutlich wahrzunehmen, so ist die Ausführung präcis, und befriedigt die Foderung der Bestimmtheit, so wie die reine Intonation in der Musik.

Je mannichfaltigere Abstufungen der Bestandtheile des Tanzes bestimmt erscheinen, desto reicher ist die Sprache der Kunst, aber bei diesem Reichthum soll die Einheit nicht vernachlässigt werden. Einheit erhält der Tanz durch Character, dem es ebenfalls nicht an Bestimmtheit fehlen darf.

Für die Characterdarstellung leistet der Tanz, so wie die Musik und Poesie, viel durch den Rhythmus. Das Regelmäfsige in der Ausfüllung der Zeit ist ein Symbol eines innern beharrlichen Gesetzes. Der Tanz hat seine Spondeen, Jamben, Dactylen, sein Metrum, seine Strophen. An die Stelle der längern und kürzern Sylben treten Bewegungen von verschiedner Dauer, und in ihrer Verknüpfung erscheint gleichsam ein Umrifs der Seele.

Aber auch in der Melodie des Tanzes kann der Character sich aussprechen. Für jedes Gefühl giebt es einen natürlichen Ausdruck in irgend einer bestimmten Gebehrde. Aber diese Gebehrde ist nur der rohe Stoff, der durch die Kunst erst gestaltet werden soll. Das Persönliche und der Zustand des Menschen stehen in Wechselwirkung. Das Resultat beider zur Anschauung zu bringen, ist das Geschäft der Tanzkunst und der Mimik.

In einer Reihe von Bewegungen soll das Leben nicht erstarren, damit der Character herrsche, aber einzelne Momente, in denen er über die Leidenschaften siegt, werden durch die Stellung versinnlicht. Sie ist desto bedeutender, jemehr sich ein Streben nach Bewegung in ihr wahrnehmen lafst, das nur durch eine höhere Kraft zurückgehalten wird.

Eine Annäherung zur Stellung bemerken wir in jeder leidenschaftlichen Bewegung, die durch Würde oder Grazie gemildert ist. In dem Eckigten, Gewaltsamen und Krampfhaften der Gebehrde erscheint eine rohe Natur, die sich ganz dem Gefühl ihres Zustandes überlafst. Die wellenförmigen Linien bezeichnen das Überirdische einer Seele, die auch den heftigsten Stürmen nicht unterliegt.

In dem Ideale des Characters sind Kraft und Anmuth vereinigt, und die unendliche Verschiedenheit ihrer Verhältnisse gegeneinander giebt einen reichen Stoff für die Darstellung. Ein Schritt weiter und die Kunst benutzt den Geschlechtsunterschied zu der Wirkung des Contrasts; es entsteht das männliche und das weibliche Ideal.

Um die Pracht zu erhöhen, verbinden sich sodann mehrere Personen zu einem Ganzen, so wie mehrere Stimmen zu einer Reihe von Harmonien. Es erscheinen tanzende Chöre, bald nach Geschlecht und Alter von einander getrennt, bald in einer einzigen Gruppe als Bild eines Volks. Die Kunst hat nur darüber zu wachen, dafs bei der gröfsten Mannichfaltigkeit des Ausdrucks in den einzelnen Bewegungen die Einheit der Totalwirkung nicht aufgeopfert werde.

Die Erhaltung dieser Einheit wird erleichtert, wenn das Eigenthümliche eines besondern Festes dem Tanze eine bestimmte Bedeutung giebt. So lange die Lebenskraft eines Volks noch ungeschwacht ist, so fehlt es nicht an Anlässen, um gleichgestimmte Seelen zu der Feier einer beglückenden Naturerscheinung, eines wohlthätigen Ereignisses, einer begeisternden That zu vereinigen.

Gesänge und Tänze, die die Stimmung eines solchen Festes aussprechen, bleiben noch innerhalb der Gattung des Lyrischen. Aber wenn nunmehr die Poesie zum Dramatischen übergieng, so wagte sich auch die Tanzkunst an die Darstellung einer bestimmten Handlung. In dem ältern griechischen Schauspiel hatte indessen der Tanz nur eine untergeordnete Rolle. Der Chor bewegte sich, weil das Stillstehen lebendiger Wesen einen widrigen Eindruck gemacht haben würde. Seine Bewegung war alsdann dem Character gemafs und den Gesetzen der Schönheit unterworfen, aber der Dichter führte das Wort.

In der Folge glaubte man das Wort des Dichters entbehren zu können. Man gab dem Tanz einen Namen, in einem bestimmten Costum traten bekannte Personen auf, und ihre Bewegungen wurden sprechend durch Hulfe der Mimik. Der Geist einer Reihe von Gemälden sollte in lebenden Gestalten erscheinen.

Auf diese Gattung von Kunstwerken wurden aufserordentliche Talente verwendet, und der Eindruck war auf den ersten Blick bezaubernd. Aber bei einer ruhigern Betrachtung entdeckte die strengere Critik manche Unvollkommenheiten der Darstellung. Die Situation foderte den höchsten Affect, und dieser ist starr, oder convulsivisch. Der Tanz hat für ihn keine Zeichen. Der Ausdruck war also entweder schwach, oder ein Verstofs gegen die Gesetze der Kunst. Auch war die Erscheinung nicht durchaus in sich selbst verständlich. Die Uberschrift des Ballets und die Bekanntschaft mit der Fabel des Stucks mufste ihr zur Erklärung dienen.

Aber der dramatische Tanz ist gar nicht genöthigt, in dem Gebiete der Poesie und Mimik sein Object der Darstellung zu suchen. Ein aufserst reichhaltiger Stoff liegt ihm sehr nahe, und ist in dem Inhalte der meisten Nationaltänze gegeben.

Das männliche und das weibliche Ideal dürfen einander nur gegenüber gestellt werden. Aus dem Verhältnisse der beiden Geschlechter entsteht alsdann eine Situation, die für die mannichfaltigste Characterdarstellung unerschöpflich ist. Es bedarf keiner historischen oder mythologischen Personen und keiner künstlichen Dichtung. Aber das allgemein-menschliche Drama gewinnt an Individualität, wenn es durch das

Nationelle des Volkstanzes irgend eine bestimmte, willkührlich-scheinende Form erhält.

Jener französische Kunstkenner, der bei Betrachtung eines tanzenden Paars voll Begeisterung ausrief: „Que de choses dans un menuet!“ wurde von wenigen verstanden. Gleichwohl ist die Bedeutung des Menuet-Tanzes nichts anders, als ein Roman im Geiste der Chevalerie. Ritter und Dame treten auf in der Mitte eines glänzenden Hofes. Was sie zuerst ausdrücken, ist Ehrerbietung gegen den Zirkel, von dem sie sich umgeben sehen; aber in der Art ihrer Verbeugung zeigt sich das Gefühl ihres eignen Werths. Prangend schreiten sie neben einander einher, als ob sie den Neid auffoderten, und trennen sich sodann, um das Drama zu beginnen. Ihre Bewegung ist annähernd, aber in langsamen Fortschritten, und nach der gröfsten Annäherung verschwindet eines für das andre. Man erblickt sich wieder, aber in der Entfernung, und diese Entfernung wird immer weiter. Nach einigen Wiederholungen dieser Scene darf endlich der Ritter die Hand der Dame berühren, die Liebenden scheinen am Ziele, aber sie werden aufs neue getrennt. Annäherungen und Entfernungen folgen auf einander, bis zuletzt dem Ritter beide Hände gereicht werden.

Von ganz andrer Art ist der Tanz des Engländers. Er stellt sich seinem Mädchen gegenüber und fliegt mit ihr durch die Reihen. Aber die Freunde und Freundinnen, die ihn umgeben, sollen auch an seiner Freude Theil nehmen. Er verlafst sogar auf Augenblicke seine Schöne, um alles um sich her zu beleben.

Der kosackische Tanz gleicht einem Wechselgesang, worin ein Theil den andern durch Reichthum, Stärke und Feinheit des Ausdrucks zu übertreffen sucht. Der deutsche Tänzer scheint nichts weiter darstellen zu wollen, als die Nähe der Geliebten. Das glückliche Paar bildet eine unzertrennliche Gruppe, und die ganze übrige Welt ist ihm verschwunden. Bald dreht es sich in langsamern oder schnellern Kreisen, bald erkünstelt es in der innigsten Vereinigung kleine Entfernungen, die in den sanftesten Übergängen mit Annäherungen abwechseln.

Ähnliche Darstellungen sind in andern Nationaltänzen noch in ihrer Reinheit enthalten, aber in einigen entdeckt man Spuren der Ausartung. Die Kunst war nicht selten herabgewürdigt worden, um die niedere Sinnlichkeit zu reizen, oder sie hatte sich ganz der Herrschaft des Verstandes oder der Mode unterworfen, und ihre Producte wurden trocken und geistlos. Im letzteren Falle suchte sie vergebens durch überwundne Schwierigkeiten, oder durch neue Zusammensetzungen der gegebenen Bestandtheile sich ein Verdienst zu erwerben. Trotz aller angewandten Mühe glich das Ganze nur einem Gewebe von hochtönenden aber sinnlosen Phrasen.

Um den Tanz vor solchen Abwegen zu verwahren, hat die Theorie noch wenig geleistet. Sie beschäftigte sich fast blofs mit dem theatralischen Tanze, und der gesellschaftliche wurde entweder ganz seinem Schicksal überlassen, oder aus der Classe der schönen Künste unter die angenehmen Spiele herabgesetzt, oder durch Vor-

schläge zu verbessern gesucht, die theils nicht ausführbar waren, theils die Sphäre der Kunst beschränkten.

Durch eine Theorie kann die todte Kunst nicht wieder belebt werden, aber für die lebendige sind die Warnungen der Critik nicht ohne Nutzen. Die achte Critik ist bis zur Ängstlichkeit schonend gegen den Geist der Kunst, aber streng gegen alles, was diesen Geist entstellt. Sie duldet nicht, dafs ein Symbol für die Schönheit der Seele zur Uppigkeit entweiht werde. Aber der Sinnlichkeit soll nicht durch den Verstand, sondern durch die Phantasie entgegengewirkt werden, die den vorhandenen Trieb nicht unterdrückt, sondern veredelt. Und wehe dem Zeitalter, das an der Veredlung dieses Triebes verzweifelt!

Auch der besondere Character des Nationaltanzes fodert sorgfältige Schonung. In ihm verkörpert sich gleichsam das männliche und weibliche Ideal, und der Gedanke wird zur lebendigen Erscheinung. Wer wollte sich nicht an dem Reichthum der menschlichen Natur erfreuen, die in höchst mannichfaltigen Bildern den innern Streit zwischen Leidenschaft und holder Sittlichkeit aufstellt?

Ein minderer Grad von Kunstfertigkeit kann auf Nachsicht Anspruch machen, wenn es nur der Geist der Kunst ist, der durch das unvollkommne Organ sich versinnlicht. Die glänzende Ausführung entschädigt nicht für die Dürftigkeit der Idee. Wer bei einem ausgezeichneten Talent keine andre Triebfeder kennt, als Coketterie, steht tief unter dem weniger ausgebildeten Dilettanten, den die reine Liebe zur Kunst beseelt.

Neigung zum Tanz ist ein liebenswürdiger Characterzug der Jugend, der sich bei egoistischen Seelen nicht findet. Dieser Genufs darf ihr nicht erschwert werden. Die Kunst hebt ihre Freude auf eine höhere Stufe, und zu einer Zeit, da die festliche Stimmung so selten geworden ist, erzeugt sie dadurch ein Fest für jeden Freund der schönen menschlichen Natur.

* * r.

III. Der Engel am Grabe des Herrn.

Als still und kalt, mit sieben Todeswunden,
Der Herr in seinem Grabe lag; das Grab,
Als sollt' es zehn lebend'ge Riesen fesseln,
In eine Felskluft schmetternd eingehauen;
Gewälzet, mit der Männer Kraft, verschlofs
Ein Sandstein, der Bestechung taub, die Thüre;
Rings war des Landvoigts Siegel aufgedrückt:
Es hatte der Gedanke selber nicht
Der Höhle unbemerkt entschlüpfen können;
Und gleichwohl noch, als ob zu furchten sei,
Es könn' auch der Granitblock sich bekehren,

Gieng eine Schaar von Hütern auf und ab,
Und starrte nach des Siegels Bildern hin:
Da kamen, bei des Morgens Strahl,
Des ew'gen Glaubens voll, die drei Marien her,
Zu sehn, ob Jesus noch darinnen sei:
Denn Er, versprochen hatt' er Ihnen,
Er werd' am dritten Tage auferstehn.
Da nun die Frau'n, die gläubigen, sich nahten
Der Grabeshöhle: was erblickten sie?
Die Hüter, die das Grab bewachen sollten,
Gestürzt, das Angesicht in Staub,
Wie Todte, um den Felsen lagen sie;
Der Stein war weit hinweggewälzt vom Eingang;
Und auf dem Rande safs, das Flügelpaar noch regend,
Ein Engel, wie der Blitz erscheint,
Und sein Gewand so weifs wie junger Schnee.
Da stürzten sie, wie Leichen, selbst, getroffen,
Zu Boden hin, und fühlten sich wie Staub,
Und meinten, gleich im Glanze zu vergehn:
Doch er, er sprach, der Cherub: „Fürchtet nicht!
Ihr suchtet Jesum, den Gekreuzigten —
Der aber ist nicht hier, er ist erstanden:
Kommt her, und schaut die öde Stätte an."
Und fuhr, als sie, mit hocherhobnen Handen,
Sprachlos die Grabesstätte leer erschaut,
In seiner hehren Milde also fort:
„Geht hin, ihr Frau'n, und kündigt es nunmehr
Den Jüngern an, die er sich auserkohren,
Dafs sie es allen Erdenvölkern lehren,
Und thun also, wie er gethan: und schwand.

H. v. K.

Anm. Wir enthalten uns für jetzt aller Bemerkungen über das vortreffliche Bild, welches vorstehende poetische Behandlung desselben Stoffes veranlafst hat. Der Umrifs des Hartmannischen Gemäldes, welchen wir unsern Lesern in dem gegenwärtigen Hefte mittheilen, bleibt, da seine Ausführung durch die Umstände sehr beschleunigt worden, weit hinter den Forderungen zurück, die wir selbst an uns machen: aber der gelungenste Umrifs selbst würde nur eine schwache Vorstellung von dem einfachen und frommen Geiste geben können, der im Bilde waltet. Deshalb versprechen wir eine ausgeführte Beschreibung desselben, die uns Gelegenheit geben wird, die Natur der Malerei an dem grofsartigen Streben unsers Freundes zu entwickeln. Wo es irgend angeht, wird der in diesen Blättern monatlich ausgestellte Umrifs durch eine poetische Darstellung des Stoffes begleitet werden, damit eine Sammlung von Beispielen vorliege, an denen, vielleicht gegen Ende des Jahres, die alte wichtige Frage: von den Grenzen der Malerei und Poesie, deutlich erörtert werden könne.

IV. An Dorothee.

Zum Dank für das reizende Bild meiner Julie.

1. Soll dieser Blick voll Huld und Güte
Ein schnell verglimmter Funken seyn?
Webt keines dieser Mädchenblüthe
In einen ew'gen Schleier ein?
Bleibt dies Gesicht der Treu und Milde
Zum Trost der Nachwelt nicht zurück?
Verklärt dies himmlische Gebilde
Nur einen Ort und Augenblick?

2. Die Wehmuth fließet in tiefen Tönen
Ins frohe Lied der Zärtlichkeit.
Niemals wird sich ein Herz gewöhnen
An die Mysterien der Zeit.
O! diese Knospe süßer Stunden,
Dies edle Bild im Heil'genschein,
Dies soll auf immer bald verschwunden,
Bald ausgelöscht auf ewig seyn?

3. Der Dichter klagt, und die Geliebte
Naht der Zypresse, wo er liegt.
Kaum birgt die Thränen der Betrübte,
Wie sie sich innig an ihn schmiegt,
Er heftet unverwandte Blicke
Auf diese liebliche Gestalt,
Daß er in sein Gemüth sie drücke,
Eh sie zur Nacht hinüber wallt.

4. Wie, spricht die Holde, du in Thränen?
Sag, welche Sorge flog dich an?
Du bist so gut, ich darf nicht wähnen,
Daß meine Hand dir weh gethan.
Sei heiter, denn es kommt so eben
Ein Mädchen, wie die gute Zeit,
Sie wird ein seltsam Blatt dir geben,
Ein Blatt, das dich vielleicht erfreut.

5. Wie, ruft der Dichter, halb erschrocken
Wie wohl mir jetzt zu Muthe ward!
Den Puls des Trübsinns fühl' ich stocken
Und eine schöne Gegenwart.
Die Muse tritt ihm schon entgegen
Als hätte sie ein Gott gesandt,
Und reicht, wie alte Freunde pflegen,
Das Blatt ihm und die Lilienhand.

6. Du kannst nun deine Klagen sparen,
Dein innrer Wunsch ist dir gewährt.
Die Kunst vermag das zu bewahren,
Was einmal die Natur verklärt.
Nimm hier die festgehaltne Blüthe
Sieh ewig die Geliebte jung:
Einst Erd' und Himmel, Frucht und Blüthe
In reizender Vereinigung.

7. Wirst du gerührt vor diesen Zügen
Im späten Herbst noch stille stehn,
So wirst du leicht die Zeit besiegen
Und einst das ew'ge Urbild sehn.
Die Kunst in ihren Zauberspiegel
Hat treu den Schatten aufgefaßt,
Nur ist der Schimmer seiner Flügel
Und auch der Strahlenkranz verblaßt.

8. Kann jetzt der Liebende wohl danken?
Er sieht die Braut, er sieht das Blatt.
Voll überschwänglicher Gedanken
Sieht er sich ewig hier nicht satt.
Sie schlüpft hinweg und hört von weiten
Noch freundlich seinen Nachgesang,
Doch bleibt ihr wohl zu allen Zeiten
Der Freundinn Glück der liebste Dank.

Novalis.

V. Fragmente über die dramatische Poesie und Kunst.

I. Monologische, dialogische und dramatische Naturen.

Wir können für den Zweck, den wir uns vorgesetzt, die einzelnen menschlichen Gestalten, die das Leben, die Gesellschaft, die Geschäfte an uns vorüberführen, in drei grofse, leicht zu unterscheidende Classen abtheilen. Die Naturen der einen Gattung sind monolog; sie sprechen und lehren, ohne selbst wieder zu hören, oder ohne eigentlich eines Hörers zu bedurfen, die ganze Welt wird von ihnen abgehandelt, ohne je behandelt zu werden; wenn man den Spuren der gesellschaftlichen Langenweile nachgeht, wird man meistentheils als Veranlassung auf eine dogmatische Creatur der Art stofsen, die aus der fröhlichen, reichen, sonnigen Natur nichts weiter zu machen weifs, als einen Catheder für ihre finstre, einsame Weisheit. Um ihre Stirne spielt vergebens in tausend Farben die Poesie und alle Lebenslust: sie wissen von nichts als von weifs und schwarz, und nur wo etwa ihre Eitelkeit schmeichelnd ergriffen wird, meldet sich einiges Gehör bei ihnen: der schmeichelnde Widersprecher wird als Curiosität, als zu den sonderbaren Spielarten der Natur gehörig, abgefertigt, und der Faden der Behauptungen wieder angeknüpft ohne Ende. Die zweite Gattung möchte ich aus den dialogischen Naturen bilden: ein leichtblütigeres, lockeres Geschlecht: ohne ferneren Wunsch, die Welt weiter zu fordern, übt es sich, der Thorheit und der Weisheit gleich falslich und mundrecht zu sprechen. Diesen vielfragenden, wifsbegierigen Wesen ist jeder andre in seiner Art, wie sie sich auszudrücken pflegen, der wahre und rechte, wie sie denn auch den Triumph ihrer Umganglichkeit und Beweglichkeit darin setzen, sich in die Welt zu schicken, und die Menschen zu nehmen, wie sie sind. Das allzuernste, allzubestimmte, besonders die recht characteristischen Exemplare der ersten Gattung mit ihren Behauptungen und Abhandlungen widerstehn ihnen, und sie haben eine Virtuosität darin, jene in sich selbst zu verwickeln oder sie inmitten des Vortrags im Stich zu lassen. In sich etwas entwickeln, sich durch die Einsamkeit zu erheben und auszuweiten für umfassende Geschäfte oder lang nachklingende Werke ist ihre Sache nicht: was der Augenblick erwirbt, mufs der Augenblick verzehren; wie der Gedanke sich meldet, mufs er gesagt werden und ergreifen. Daher ihre Geselligkeit, ihre Unschädlichkeit, ihre zierliche Unruhe, ihre Flüchtigkeit, ihre Entzündbarkeit; daher die Gemeinsprüche meistentheils von ihrer Seite herklingen: alles in der Welt ist relativ, jede Sache hat zwei Seiten, es kommt auf den Standpunct an, aus dem man die Dinge betrachtet.

Uber diesen beiden Gattungen, in ihrer Mitte, oder wie wir wollen, erhebt sich eine dritte, seltene und unvergleichliche: möge sie einstweilen die dramatische heifsen. Gleich weit entfernt von der Versteinerung der monologischen, und von der Zerschmolzenheit der dialogischen Naturen, dennoch fester als Stein, flüssiger und

beweglicher als Wasser: der Einsamkeit der ersteren und der Vielsamkeit der letzteren auf gleiche Weise abgeneigt und dennoch allein, eigenthümlich zugleich, und durch das ganze Reich des Lebendigen verbreitet, allgegenwärtig möchte ich sagen, wenn ich des Shakespear gedenke — so stehn und wandeln sie weder blos aufser aller Zeit, und abstrahirend von aller Zeit wie jene Prediger in der Wüste, noch blofs in ihrer Zeit, wie die in der zweiten Gattung beschriebenen farben- und tonreichen, federleichten, gesprächigen Seelen.

Ihr Gespräch, oder soll ich es Rede nennen, denn es ist beides, verweilt weder blo[illegible]h bewegt es sich blos: es ist lehrreich und nachgiebig, tief und leicht, ernst und spielend zugleich, und wenn die monologischen Naturen zurückschrecken, die dialogischen hingegen verführen, so zwingen und reizen die dramatischen, dahin, wohin man gern folgt und wo man auch ewig bleiben kann. — Für das am dritten höheren Orte hier aufgestellte Ideal vereinigen sich unbedingt alle Stimmen der Leser um so mehr, da die Ideale des dramatischen Dichters, des Schauspielers und des Menschen, darin aneinandergeknüpft, in einem Bilde erscheinen: des Menschen, sage ich, auf den ich, wie auf die dramatische Poesie und Kunst, durch die Überschrift nicht erst besonders eingeladen habe, weil er, von dessen Lebenskunst alle anderen Künste nur einzelne Glieder sind, sich selbst ohnehin nie vergessen darf. —

II. Monologisches Interesse für die Bühne.

Das Interesse, welches wir alle bei dramatischen Vorstellungen empfinden, möchte sich aufs natürlichste nach unserm erwähnten Eintheilungsgrunde, unter dreierlei Gestalten betrachten lassen. Wir brauchen nur das monologische Interesse an der dramatischen Poesie in's Auge zu fassen, so ergeben sich die beiden andern Gestalten von selbst: besonders dem weiblichen Character ist dieser monologische Antheil eigen. Empfänglicher für das Mitleiden und zur Hingebung fähiger folgen die Frauen gar zu leicht ausschliefsend den Schicksalen eines Lieblingshelden, der unter den übrigen Personen des Drama's ihrer Neigung und dem Ideale in ihnen vornehmlich entspricht. Der Dichter verlangt für sein ganzes Drama und jeden einzelnen Character darin ein ungetheiltes Interesse: das feinere und zartere Urtheil der Frauen ganz besonders, sei es Eitelkeit oder achter Kunststolz in ihm, möchte er für sich und sein ganzes Werk gewinnen, dies wünscht er, möge noch mehr als der einzelne Held interessiren. In den meisten Fällen wird indefs nicht der Dichter, sondern sein Held mit der weiblichen Gunst belohnt: hingerissen von der Schönheit des einzelnen Characters, unwillig über die vielen und harten Schläge des Schicksals, die der Dichter über seinen Helden herführt, bange um die endliche Lösung des traurigen Knotens, versäumen die Frauen oft die ganze schöne Umgebung des Helden, entschlossen sich lieber in Thränen aufzulösen, als seine Feinde oder das ihn verfolgende Schicksal irgend eines Antheils zu würdigen. — Ophelien, die einzige Erscheinung, die neben dem Hamlet sie zu interessiren vermochte, hat Wahnsinn und Tod schon verzehrt: allen An-

theil, der ihr geweiht seyn mufste, erbt Hamlet, der liebe, weiche, unentschlossene Grübler; die Zuschauerinnen verfolgen ihn mit unverwandtem Blicke, sie möchten lieber, dafs er sich nie entschlösse, nie die Rache für den ermordeten Vater ausführte; wie gern sähen sie ihn eingeschifft nach England und in Sicherheit. Aber der bösartige Dichter nöthigt ihn zur That.

Wenn nun endlich die ganze Familie von Leichen auf dem Boden gestreckt daliegt und der geliebte, blonde Schwärmer dahin ist, und der Dichter den Fortinbras kommen, und kalt und gleichgültig vom ausgestorbenen verödeten Throne Besitz nehmen läfst, — verläfst der Theil der Zuschauer, um dessen Beifall der Dichter am eifrigsten buhlte, die Bühne unbefriedigt und mit zerrissenem Herzen. Wie wenn nun der Dichter mehr ausdrücken wollte, als einen reizenden Jüngling, der nach hohem Ideale des Lebens vergeblich ringt, und, weil dieses sich nicht ergreifen läfst, sich schauerlich in Gedanken von Verbrechen, Wahnsinn und Tod vertieft: Wie wenn dem Dichter jene häfslichen Schlingen des Schicksals eben so werth wären, als der jugendliche Held, der sich darin verwickelt: wie, wenn er am Schlufs mit der Aussicht auf eine glückliche Regierung eines thronbesteigenden Hamlets nicht zufrieden wäre, wenn er eine Aussicht in die Unendlichkeit, in das Universum der Schönheit grade dadurch eröffnen wollte, dafs er den einzelnen Helden und die irdische Schönheit hinopfert, um das Heldenthum und eine himmlische Schönheit siegreich zu erhöhen. Dann wäre er dennoch zu rechtfertigen wegen der Angst, die er in schönen weiblichen Herzen entzündet. — Möge es also monologisches Interesse heifsen, das den Hamlet lieber entführen, einzeln und allein herausheben möchte aus seiner ganzen Umgebung, ehe es ihn für einen grofsen Gedanken untergehen läfst. Ich habe meine Beschuldigungen an Frauen gerichtet, um das Beispiel zu veredeln. Beim männlichen Geschlecht, so oft es auch die hier beschriebene Schwäche für den Helden des Stücks theilen mag, drückt sich der monologische Antheil noch auf eine andre minder reizende und menschliche, als characteristische Weise aus.

Dieses Geschlecht nemlich von der Natur zum Erwerbe bestimmt, mag nicht leicht einen Schritt ohne bestimmten Zweck und augenscheinlichen Nutzen thun. Wenn es sich also in das Theater begiebt, so setzt es voraus, dafs der Dichter durch sein Werk irgend eine wichtige und gemeinnützige Wahrheit wie an Beispielen erläutern werde, dafs der Dichter wirklich keine höhere Absicht haben könne, als irgend eine Lebensregel oder Klugheitsmaxime gleichsam auf eine spielende Weise seinem Publicum beizubringen. Jede Sentenz, die der Dichter, Gott weifs in welcher andern Absicht, seinen Personen in den Mund legt, wird gierig zum fernern Hausgebrauch bei Seite gesteckt. Zeigt sich am Ende, wie es sich denn oft trifft, dafs sich aus dem Drama wichtige und neue Lehren ergeben, als z. B., dafs das Gute belohnt und das Böse bestraft werden müsse, dafs alle Verbrechen endlich an den Tag kommen, und deshalb die Tugend geübt zu werden verdiene u. s. f., so geht unser lernbegieriger Zuschauer mit dem handgreiflich herausgebrachten Nutzen zufrieden nach

Hause. — Aus diesem trocknen und ich darf es wohl sagen, unedlen monologischen Interesse an einem kalten Sittenspruch, dem zu Ehren der Dichter eine grofse, colossale, kleinen Herzen freilich zu überschwengliche Handlung in allen ihren unendlichen Zügen und grofsartigen Wendungen über die Bühne führen soll, aus diesem Interesse sind alle die alberne Fragen über den moralischen Nutzen des Theaters, und das ganze Heer langweiliger Predigten über den Werth des Hausfriedens, über die Schädlichkeit der Hazardspiele und des Schuldenmachens u. s. f., mit denen Iffland nun schon seit zwanzig Jahren langweilt, entsprungen. Wenn der Dichter in andre Zeiten, zu andern, gewaltigern Naturen hinreifsend, erhebt, die Seele aus ihren alten, engen Fugen herausdehnt, aus dem dumpfen Alltagsleben, aus unnatürlicher Verkenkerung des Gesichtskreises fortführt in eine freie schrankenlose Weite, hier eine Aussicht auf hohe Laufbahnen menschlicher Grofse, dort eine andre in das unermefsliche Meer menschlicher Schicksale eröffnet, hier in die Tiefe der Brust mit erschütternder, fast vernichtender Allmacht greift, dort eine unergründliche Verwicklung erhabner Leiden mit sanftem Finger leicht und natürlich löst — wenn ferner die Ideen, die sich aus den tragischen Schauern wie aus dem Taumel der Fröhlichkeit erzeugen, endlich wie ein einziger Sternenhimmel den weiten Horizont umspannen, wenn der Held, gleichsam die Sonne des Drama's, welche die ganze reiche Gegend beleuchtete, nun untergegangen ist; wenn jede der einzelnen Ideen, die das Drama erweckt, nach dem Fallen des Vorhangs, wie ein einzelnes Gestirn zurückbleibt, und alle diese Gestirne deuten auf die unsichtbare, einfache, heilige Nothwendigkeit, die diesen grofsen Schauplatz des Lebens mit dem Gedanken der Schönheit beseelt — wenn also die Seele von dem Geiste des Drama's erfüllt ist, dann lafst die Krämer kommen, mit ihren ökonomischen Fragen, was wohl der Dichter mit seinem Werke habe sagen wollen, welchen philosophischen Satz beweisen, welche historische Begebenheit in ihr gehöriges Licht setzen, welche Thorheit bestrafen, welchen sitten- und weltverbessernden Plan an's Herz legen — welches reine Gemüth wird dann nicht von diesem monologischen und monotonen Interesse verletzt werden.

III. Elemente des Drama's.

Das Drama hat zwei nothwendige Bestandtheile: ich nannte sie den Monolog und den Dialog: eine Handlung, ein Held erscheint in mannichfaltigen Situationen, im bunten, wechselnden Verkehr mit sehr verschiedenartigen Naturen. Man sieht eine Handlung, hört ein Wort, einen heiligen Gedanken durch das ganze Drama hindurchklingen (monologisches Element des Drama) behält auch einen einzigen tiefen und einfachen Eindruck zurück; und dennoch sieht man auch wieder viele Handlungen, vernimmt sehr verschieden gestaltete Worte und das Spiel unendlicher, kreuzender Gedanken (dialogisches Element des Drama). Der wahre Zuschauer hat ein Auge für beides: er sieht nicht blos die einzelnen Scenen, die in raschem Wechsel auf den Flügeln des Dialogs vor ihm hinschweben, er sieht aber auch nicht blos den einen Gedanken, den einen Helden, den der Dichter hat darstellen wollen. Er

interessirt sich so gut für das veränderliche als für das bleibende; er interessirt sich so gut für die Johanna von Orleans und ihren heiligen Entschluſs, den König zu retten und zu krönen, als für alle die groſsen Charactere und Begebenheiten, die sich der heldenmüthigen Jungfrau bald mit Waffen des Arms, bald mit Waffen des Reizes und der Schönheit in den Weg stellen. Das ist der wahre Zuschauer: diesen nennen wir den dramatischen Zuschauer, weil er mit dem Kunstwerke beschäftigt ist, und in demselben lebt, grade eben so, wie der dramatische Dichter, der es hervorgebracht.

IV. Von der monologischen Liebe.

Die beiden Arten der Einseitigkeit in Behandlung der Welt, des Menschen, der Wissenschaften und des Drama's, die wir oben durch den Unterschied des monologischen und dialogischen erläuterten, treten nirgends deutlicher an den Tag, als in der von allen Dramen, Romanen, Novellen und Sonnetten, besonders der neuern Welt gefeierten Handlung par excellence, der Liebe nemlich. Die Art der Liebe, welche sich in ihren Gegenstand versenkt und verliert, die ihn sich so nahe vor die Augen treten läfst, dafs er ihr die ganze übrige Welt mit ihren Reizen und Heiligthümern verbirgt, verdient gewifs den Namen der monologischen Liebe. In der natürlichen Ordnung der Dinge ist die steigende Anhänglichkeit zu einem schönen Gegenstande, nichts weiter als die wachsende Erkenntnifs seiner Schönheit und seines ungewöhnlichen Glanzes; da pflegt er denn der umgebenden Welt von seinem Schimmer mitzutheilen, in manche dunkle verborgene Stelle des Herzens wie des Lebens Licht zu verbreiten, der Genufs seiner Gegenwart erhebt alle Fähigkeit, die übrige Gegenwart zu geniefsen, und giebt erst das Bewufstsein vom Reichthume und der mannichfaltigen Fülle des Lebens überhaupt. Nicht so die monologische Liebe! Ob sie nun vom ungewöhnlichen Glanze so geblendet ist, oder ob sie nur eines und immer nur eines zu tragen, zu halten, zu lieben weifs, genug sie vergeht, sie zerrinnt wie Semele vor dem erscheinenden Jupiter: die übrige Welt erscheint ihr schaal, trub und abgeschmackt: damit das eine geliebte Bild nur recht vergöttert werde, mag nicht blos sondern mufs die ganze Natur in Staub zerfallen. Bleiben vielleicht noch Empfänglichkeit und Reize für anderweites Schöne und Groſse in dem Liebenden nach monologischer Manier zurück, so macht er sich vielleicht eine tolle Gewissenspflicht daraus, die Empfänglichkeit dafür als eine Art von Untreue zu unterdrücken, wo sie sich meldet: Zwang, meint er, Casteiungen, Selbstpeinigungen, die dem geliebten Gegenstand um so widriger erscheinen müssen, die um so sicherere Beweise der erstorbenen Liebe sind, je gröfser das Verdienst und die Überwindung des Selbstpeinigers ist — dies wähnt er, seien Opfer, die man dem Schönen auf Erden bringen müsse. Was aber diesen monologischen Liebhaber mehr als alles andre characterisirt, ist der seltsame Umstand, dafs, wenn wir es recht betrachten, zu seiner Liebe der Besitz seines Gegenstandes gar nicht eben nothwendig ist. Er begnügt sich mit Anbetung aus der Ferne und oft hat es es mit einer Composition idealisirter Züge zu thun,

die der ganzen Welt ähnlich sehen mag, nur dem einen nicht, dem zu Ehren er die ganze Welt vergifst und vernichtet. —

Erfolgt die Gegenliebe nicht, so steht es schlimm — erfolgt sie, so steht es auch nicht besser, denn nun wird alles einzelne, dem Gegenstande angedichtete gesucht und nicht nur nicht, sondern ganz anders gefunden: ein Zug des voreilig abgefafsten Ideals nach dem andern mufs ausgelöscht werden, weil nun einmal die Wirklichkeit eine Widersprecherin ist; aber an das Ganze wird demungeachtet immerfort noch geglaubt — und so entsteht das ganze Heer von Qualen, und Verwicklungen, die ein Kind auflösen könnte und die den Liebenden unauflöslich wie gordische Knoten erscheinen. Der ruhige Zeuge eines Gesprächs zwischen denen auf solche Weise an einander gerathenen, wird die Wahrheit meiner Bezeichnung fühlen: jeder von beiden spricht im Grunde für sich, hält einen Monolog an sein Ideal, in den die Worte des andern ihm gegenüberstehenden Monologs ungeschickt hineinstolpern und so viel ihrer sind, mifsverstanden werden: die beiden unglücklichen Seelen bannen sich durch diese gegenseitigen Zauberformeln immer fester; der Dialog, den sie eigentlich wollen, der zarte, bewegliche Geist der Liebe entweicht mehr und mehr, und einer oder der andre sehnt sich vielleicht gar nach der Zeit zurück, wo er ohne Gegenliebe, d. h. recht seinem Charakter gemafs liebte.

V. Der monologische Naturfreund.

Lassen Sie uns betrachten, wie der monologische Dichter mit seiner Geliebten, mit der Natur umzugehen pflegt. Dieser scheint freilich minder einseitig, weil er tausend einzelne Schönheiten im Reiche der Natur und Kunst sammelt, und aus ihnen sein s. g. Ideal der schönen Natur bildet: aber betrachten wir ihn näher, so werden wir inne werden, wie bald auch er geneigt ist, das was ihm einmal als schön vorgekommen ist, auf eine unkünstlerische Weise festzuhalten. Recht im Character eines orientalischen Despoten organisirt er die Welt um sich her nach einer Art von Favoritensystem. In der freien unendlich schönen Natur sucht er seine Lieblingsplätzchen aus: Tivoli, Vaucluse; nach Italien geht sein Streben; Lorbeern, Pinien müssen es seyn — die nordischen Tannen werden nicht mehr angesehn. Ferner hat er seine s. g. Lieblingsdichter; wer das monotone, einsylbige und doch so weichliche Herz nicht zu beruhren vermag, der kann und soll gar kein Dichter seyn. Hiernächst hat er seine Lieblingsheiden in der Geschichte; die allzu unbändigen und überschwenglichen, werden als Barbaren bei Seite gesetzt. Endlich hat er auch seine Lieblingsbeschäftigung und diese ist dann eben das Dichten, eben diese unglückliche monologische, sentimentale Liebe der Natur, die durch die Sprache ans Licht soll. — Auf Reisen, im Umgang mit den Lieblingsdichtern, wo der junge Poet seine Geliebte wie aus der Ferne anbetete, da ward die Liebe noch genährt von der einzigen Kost die ihr bereitet ist, von der Hoffnung der Gegenliebe — da ahndete ihr noch nicht dafs sie dereinst die Wolke statt der Juno ergreifen würde. Nun soll der erhabene Umgang mit dem Ideal, oder der Muse, oder wie sie heissen mag, wirklich angehen;

es soll mit ihr gesprochen werden und sie soll antworten, aber da will sich kein Wort in das andre fügen und eingreifen: wir haben doch ihr zu gefallen die ganze Welt verachtet, alles übrige ausser ihr rein vernichtet oder mit Ekelnamen bei Seite gesetzt als, z. B. rohe, gefühllose Wirklichkeit, traurige Schranken des conventionellen oder Geschäfts-Lebens, elende Sorge um Brod und Familie. Trotz alle dem schweigt sie und gebehrdet sich bei unsern Versen zu ihrem Lobe, wie bei einem Monolog den wir an uns selbst hielten. So löst sich die monologische Leidenschaft zur Kunst endlich auf in dumpfe Hoffnungslosigkeit, in dieselbe an der monologischen Liebe dargestellte Selbstpeinigung, die sich anfänglich noch auszuschütten vermag in harmonischen Klagen über die entflohenen Ideale, endlich aber welkt und mit ihrem Eigner dahin stirbt. Ich brauche nicht die Namen der vielen jungen und hoffnungsvollen deutschen Dichter zu nennen, die auf diese Weise für die höhere Kunst verloren gegangen. Bemerken wir nur für den gegenwärtigen Zweck, wie hauptsächlich die lyrische Poesie, in den ersten Tagen solcher unglücklichen Leidenschaft für die Muse, wo Hoffnung und Erinnerung noch rege sind, sich am willfährigsten zeigt, und die jungen, nachher (wie man das höhere von ihnen erwartete) ausgestorbenen Dichter, noch im Stande waren, uns mit sapphischen Oden wenigstens, mit Liedern, Elegien und dann neuerdings besonders mit Sonnetten zu bedienen. An dramatische Poesie dachten sie kaum. — Unsre grossen Dichter selbst, unter ihnen vornehmlich Schiller, hatten auch in früheren Jahren eine ähnliche unglückliche Leidenschaft für die Muse, unglücklich nenne ich sie trotz dem reizenden und verführerischen Klange ihrer damaligen Klagen, aber wie bald ward sie bei Schiller von religiösem Streben nach dem Ideale verdrängt, und blieb blos als Erinnerung, als wohlthätiges Glied in der Bildungsgeschichte des Dichters zurück. Auch ihm kam es einst vor als seien die Ideale zerronnen: möge jedes grosse Talent solche Klage so würdig und schweigend zurücknehmen, als er es durch die Bildung seines Wallenstein gethan. Immer, durch einzelnes Mislingen nicht zu zerstörender Drang nach der dramatischen Poesie, wie Schillers, ist das sicherste Kennzeichen wahren poetischen Strebens. So viel von monologischer Liebe im Leben und in der Kunst. Wir können ihr nachrufen: sie solle das Leben nicht allzu ernsthaft nehmen, sie soll das schöne und gute, was sie in einzelnen Momenten ergriffen, nicht voreilig als einzig schönes und gutes ergreifen. Auch das Spiel verlange seine Rechte neben dem Ernst. — Jenen dialogischen Naturen hingegen, die aus leichtsinnigem Schwanken von einer Schönheit zur andern, aus raschem unstäten Geniefs des Lebens und der Kunst, aus der Freude am Neuen und an den unendlichen Veränderungen der Welt ihren Beruf machen, die ohne festen Wohnsitz für ihr Herz, ohne Auszeichnung für irgend ein besonderes Schöne, jedem huldigen, was sie beschäftigt und allenthalben ihre Rechnung finden — diesen immer spielenden, gleichsam demokratischen Naturen, möchten wir wieder einen gewissen monarchischen Ernst empfehlen. Vielleicht finden sie sowohl, als die monologischen, sich mit allem, was ihnen werth ist, in verklärter Gestalt in der dramatischen Natur wieder.

Es könnte mir vorgeworfen werden, daſs in der bisherigen Darstellung das monologische Interesse am Leben, am Drama und an einzelnen Personen, einer ganz besondern Aufmerksamkeit gewürdigt worden sei, das dialogische Interesse hingegen nur leicht und im Vorübergehn berührt. Indeſs hängt der deutsche Character vornehmlich nach der monologischen Seite hinüber: geneigt, zu einförmigem Umgange mit sich selbst und nicht eben tief in der Treue, aber ängstlich und scrupulös darin, rechtfertigt er zu leicht eine ungesellige Härte seiner Natur, und sein ganzes monologisches Wesen mit dem Grundsatze der Beharrlichkeit. Die wahre höhere Treue schlieſst das ins unendliche fortgesetzte Aneignen alles Schönheit, alles neuen und wahren nicht aus: weil wir festhalten wollen, was wir einmal erworben, so werden wir deshalb warlich nicht aufgeben, immer neues zu erwerben.

VI. Vom dramatischen Antheil.

Betrachten wir das dramatische Interesse zuerst ohne alle weitere Anwendung auf Leben und Kunst, an einer theatralischen Darstellung, und versetzen wir uns gemeinschaftlich vor irgend eine deutsche Bühne, die Göthes Egmont zu geben im Begriff ist.

Der Schauspieldirektor, der auf ein monologisches Publicum, nicht aber eben auf unsern Brauch gefaſst ist, hat die Rollen Egmonts und Klärchens mit besonderer Auswahl besetzt, die zwischen beiden vorfallenden Scenen mit vorzüglicher Aufmerksamkeit probirt, und so erscheint uns diese an und für sich schöne und graziöse Nebenhandlung ungebührlich heraus gehoben auf dem verworrenen Hintergrunde, in dem die rebellischen Niederländer und der teuflische Alba ihr Wesen treiben. Die ernste Amazone, Margarethe von Parma, wenn sie nicht gar wegen unnützer Verzögerung des Stücks ganz herausgeworfen wird, sagt die Stellen, in denen sich leise Spuren einer unterdrückten Leidenschaft für Egmont finden, ihrem Publicum zu gefallen, mit einem besonders anzüglichen Accent; und so wird dieses erhabene Wesen, in dem sich die angeerbte Herrschsucht, die kluge Kälte ihrer Vorfahren und Menschlichkeit und Weiblichkeit auf eine so eigne Weise berühren — sie wird herabgewürdigt zu einer Würze für Egmonts geheime Liebschaft. Alba, der Thürsteher der alten Welt, Engel des Todes für alle Verächter des Königs und der Kirche, die Treue selbst in ihrem Übergange zur Versteinerung: was spricht er vom Throne, von Gesetzen und Freiheiten in dem unausstehlich lang gedehnten Gespräch mit Egmont am Schlusse des vierten Acts; wir wollen wissen, was aus Egmont und Klärchen wird. Wir kennen den Bösewicht schon: er hat gestern den Amtmann in den Jägern gespielt: die Präsidenten und vornehmen Verbrecher aller Art sind sein Fach; von dem ist nichts Gutes zu erwarten: Halt! er fordert Egmont seinen Degen ab und der Vorhang fällt.

Nun entstehn im Publicum vielfache Vermuthungen über den fünften Act: im Ganzen ist man darin einig, daſs wahrscheinlich, was auch schon Egmont vermuthet habe, der König Philipp plötzlich ankommen werde, die Unschuld Egmonts erkennen, den Bösewicht Alba entlarven und stürzen und daſs dann die Sache zwischen Klärchen

und Egmont auf irgend eine anschauliche Weise, auch zur Zufriedenheit des armen Brackenburg arrangirt werden, und dergestalt jedem sein Recht widerfahren werde. Nichts von allem erfolgt: der König bleibt aus, Alba selbst erscheint nicht wieder, von dem doch wenigstens einige Gewissensbisse als Satisfaction zu erwarten wären. Klärchen stirbt an Gift, Egmont auf dem Schafot und das Publicum geht murrend auseinander. Von den derben, tröstlichen Gerichtsbildern in Iffland's und Kotzebue's fünften Acten, wo das Laster mit Verachtung bestraft und die Tugend mit Pensionen und Avancement belohnt wird — keine Spur. Der Procefs wird an einen höheren, himmlischen Gerichtshof verwiesen.

Dieser himmlische Gerichtshof alles schönen und großen, vor dem das juristisch zu rechtfertigende und das ökonomisch-nützliche und brauchbare nur eine schwache Stimme hat; vor dem Egmont, Alba und Klärchen gehört werden, wie der Schneider Jetter, Vansen und Brackenburg: dieser himmlische Gerichtshof ist es, den das wahre, dramatische Interesse im Auge hat. Die poetische Gerechtigkeit, die der Dichter und der Zuschauer gewähren müssen, ist die, daß der eine ein bis in seine kleinsten Theile zusammenhängendes, einfaches Ganzes gebe, und daß der andre es als solches empfange. Damit es ein Ganzes sein könne, muß das Drama einen Mittelpunct haben, (in unserm Beispiele den Helden: Egmont) auf den sich alles übrige bezieht, gleichsam eine goldne Axe, um die sich das ganze schöne Werk herumbewegt: einer darin muß ruhig bleiben, immer von neuem erinnern, daß sich um ihn, wie um den Grundton des Werks, die ganze harmonische Welt bewege: nur so, durch Betrachtung und Gefühl der Bewegung und des Fortschreitens, in denen allein die Schönheit zu erscheinen vermag, wird der Zuschauer in dieselbe harmonische Bewegung fortgerissen, die nicht nachläßt, obwohl das Werk endlich den irdischen Augen verschwindet. Der Held ist dann freilich dahin, aber das Heldengefühl harmonischen Ergreifens chaotischer Zustände und mächtiger, roher Massen zu einem erfreulichen und segensreichen Ganzen ist zurückgeblieben, und nur dieses Heldengefühl allein ist Egmont uns werth geworden. Die Axt, die den Egmont der Bühne trifft, scheidet jenen freilich von uns ab, aber er selbst ist erneuert und erhöht in unserm Herzen; dem Pantheon der Schönheit in unserm Gemüth, den edelsten, begeisterndsten Erinnerungen unsers Lebens beigefügt, so in den schönsten würdigsten Tempel gesetzt und die höchste Gerechtigkeit erlangen. So erscheint hier in veredelter Gestalt innerhalb des dramatischen Interesse der rechte Antheil an dem Helden wieder, den wir vorher in der einseitigen monologischen Form verurtheilen mußten.

Aber nicht Egmont allein ist in unserm Herzen verklärt: Untersuchen wir jetzt, wie das dialogische Interesse an dem Wechsel der Erscheinungen sich in dem dramatischen Interesse geläutert wieder erkennt, wie der französische Zuschauer mit seiner Todesangst vor dem ennui, der die Liebe in ihren tausend wechselnden Farben verlangt, und der deutsche monologische Zuschauer mit seinem Sinn für die Treue, mit seiner Scheu vor aller Ungerechtigkeit und Erniedrigung seines Helden in der höhern

dramatischen Sphäre, wenn sie sich nur bequemen wollen, beide ihre Rechnung finden. Egmont stand nicht da, wie die Axe eines Mühlrades, dieselben Speichen und Schaufeln, dieselben großen Gesinnungen und Handlungsweisen in todter Einförmigkeit um sich her drehend, sondern wie die Axe eines Weltkörpers, die muntre Bewegung eines freien Volkes, den Zwiespalt der Partheien, Oranicus sinnende Klugheit, Alba's Härte, Klärchens kindliche Unschuld und Margarethes Melancholie, mit sich und dicht in sein Leben verwebt an uns vorüberführend. — Mannichfaltige Naturen treten in Verhältnisse zum Helden, stellen sich ihm entgegen, stehen ihm bei; sollte nun nicht das, was durch seinen Beitritt oder seine Herausforderung alle große Handlungen im Helden veranlaßt, das, wodurch er erst zum Helden wird, eben so viel werth sein, als er, eben den Antheil verdienen. So wandelte dann der Held als steigender Monolog durch die fünf Acte hin; aber dieser Monolog lebt und wirkt und entwickelt sich in dem durch immer neue Gestalten angefrischten Dialog: eines ohne das andre wäre nichts, als höchstens die Form eines einseitigen, unkünstlerischen Lebens.

VII. Von der schlechten, von der s. g. guten und von der schönen Gesellschaft.

In den gewöhnlichen Mittheilungen des Lebens zeigt sich ganz dasselbe: entweder wird monologisch um das Rechthaben, um den Sieg dieser oder jener Meinung, um den Triumph dieses oder jenes Helden, dieser oder jener Parthei gestritten; oder dialogisch, wo hinüber und herüber künstlich und zierlich mit Worten gespielt, mit Sophismen gewechselt und völlig gleichgültig gegen irgend ein Resultat, die Lust des Sprechens an sich, und der wunderlichen, zeitverkürzenden Sprünge gewandter Köpfe genossen wird. — In dem ächten dramatischen Gespräch hingegen mag immerhin der Streit um den Sieg einer einzelnen Sache beginnen: unter den Händen der kunstreichen Redner wächst aber allmählig diese Sache, wie der Held im fortschreitenden Drama. Es läuft nicht darauf hinaus, daß endlich eine der beiden streitenden Partheien zum Stillschweigen gebracht sei, und die andre den gewonnenen Satz beisteche und nach Hause gehe: es läuft auch nicht darauf hinaus, daß beide wie nach dialogischem Gespräch in wohlthätige Schwingung und Seelenmotion versetzt sich trennen. Sondern wachsend über alle persönliche Schranken der ersten Erscheinung hinaus reinigt sich, läutert sich der Gegenstand des dramatischen Gesprächs zu einer Art von Schutzgott des edelgeführten Streits, der jeden Streiter mit eigenthümlichem Kranze belohnt, beide einander nähert, sie gegenseitig verständigt und mildert, sie erinnert, daß der Streit wohl ein unendlicher sei, daß aber er, der Schutzgott des Streits, die gemeinschaftlich erstrittene Idee, oder wie wir ihn sonst nennen mögen, in immer schönerer Gestalt dabei zugegen sein, an welcher Stelle sie sich wieder treffen möchten, sie schon erwarten werde.

Guter Ton mag es immerhin sein, sich in guter Gesellschaft auf keinen Gegenstand zu fixiren und zu appesantiren, und keine Materie zu appesantiren, im reizen-

den, geflügelten Dialog an der Oberfläche gleichgültiger Scenen nur so hinzugleiten, und wie im Eleriana den Feuer, die Strenge, die Tiefe und den ennui auf gleiche Weise zu vermeiden: schlechter Ton mag es sein, immer nur Recht haben zu wollen, und wo sich die Gelegenheit zeigt, zugleich mit Reden, Abhandlungen, Monologen und schneidenden Urtheilen aufzuwarten; aber schöner Ton verdient nur die dramatische Form einer Gesellschaft zu heißen, die Form, die wir zu dramatischen Gespräch beschrieben haben, und bei der der Genius präsidirt. Caricaturen dieses Genius, dieses Geistes der Gesellschaft, finden sich auch da, wo der gute und der schlechte Ton herrscht: in der guten Gesellschaft ist es die s. g. Grazie und der gute Geschmack; in der schlechten Gesellschaft ist es Recht und Gerechtigkeit, oder Convenienz, Respect vor dem Alter, Rang und Stand. Der Schutzgeist des schönen Tons vermeidet weder blos das Unanständige, noch ist er ein bloser kalter Rechtsprecher: er gestattet einzelnen Helden, einzelnen großen Angelegenheiten von Welt und Zeit nicht blos das Wort, er teilt sie vielmehr breiter, belebt alle, selbst die unbedeutendsten Scenen, daß sie in ihrer Art mitspielen, eingreifen, auch durch ihre besondere Eigenthümlichkeit den Gegenstand gestalten helfen, und wenn dieser auch endlich die Hauptsache von den Helden der Gesellschaft an sich trägt, so findet doch jeder schwächere darin wieder, womit er ihn verschönert, jeder fühlt, daß er wesentlich zu dem schönen Ganzen gehöre, und beugt sich um so williger vor den Helden, als mit ihrer Erhebung auch die Theilnehmer ihres Verdienstes geadelt werden. Ein Gefühl, eine Ahndung des Höhern ist es, was die schöne Gesellschaft zurücklassen muß: keine Maler, keine Bewunderung der ausgezeichnetsten Glieder; diese und nur die höheren Sprossen der Leiter, auf der das Ganze zu einem reinern, freiern Dasein hinaufgetragen wird. Die schöne Gesellschaft hat einen monarchischen Anfang: einzelne Mitglieder ragen hervor, imponiren; sobald aber ihr Leben um sich greift, wird alles durchdrungen von der Lust, sich auszuschließen, hinzusteigen, und so wird gegen das Ende hin das ganze Wesen immer republikanischer, bis sich alles in eine einzige gemeinschaftliche schöne Empfindung auflöst, und jeder einzelne seine eigne Kraft und die Gleichheit Aller vor dem Schönen und Guten fühlt. — So auch im Drama: anfangs ragt in der langsamer schreitenden Handlung der Held allein hervor: die stillern Charactere haben Zeit, sich zu entwickeln, bis sie ihre Kraft fühlen und wie Titanen gegen den Jupiter aufstehen: alles fängt nun republikanisch an zu gelten, die Handlungen, die Begebenheiten drängen sich, bis der Held siegt oder untergeht. Es ist besser, es falle: daß er der Fluth der Begebenheiten unterliegt, schändet ihn nicht: und es ist wesentlich, daß den schwächeren selbst die Möglichkeit der Abgötterei mit seiner Person abgeschnitten werde, und daß in allen Gemüthern zurückbleibe — allein — der Gedanke des ewigen Friedens der Natur, erhoben durch das Schauspiel eines recht heldenmüthigen Streites. — Die Hauptpointe des dramatischen Interesse vor der Scene ist, daß der Held und seine Gegner gleich wichtig erscheinen, bis, daß man fähig sei, in dem ganzen Drama, nicht blos in einzelnen begeisterten Personen, oder in den mit einem monologischen Kunstnamen s. g. schönen Stellen zu leben;

dafs man nicht verlange am Ende, weder dafs der Held Recht behalte und gerochen werde, wenn ihm Unrecht geschehn, noch dafs die beiden Liebenden zusammen gebracht werden, sondern dafs man zufrieden sei mit der Erhebung zu höheren Ideen der Kunst, d. h. des Lebens, dessen Blüthe die Kunst ist.

Das Wesen des Dramatischen wäre demnach charakterisirt: in der Gesellschaft, in aller Mittheilung überhaupt, in der wahrhaften und edlen Anhänglichkeit an bestimmte Personen, im schönen Antheil an den Darstellungen der wirklichen Bühne haben wir es wieder gefunden und so zuletzt die Welt selbst auf die Schaubühne gestellt, oder dafs ich es bescheidener ausdrücke, das Publicum mit seinen einseitigen Gliedern gleichsam von der Bühne aus betrachtet. Manche Verbindungen mit entfernter liegenden Regionen sind angeknüpft und jetzt, da uns die Mauern des Theaters nicht mehr ganz hoffnungslos von der übrigen Welt trennen, da das wirkliche Leben mit dem idealischen Treiben des Theaters in Beziehung gebracht, und ein freier weiter Standpunct gewonnen ist, jetzt darf ich einladen, mit mir vom Parterre aus die Bühne zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI. Popularität und Mysticismus.

Frei soll der Geist walten in dieser Zeitschrift: dem einen hat die Natur leichtere Flügel und ungebundenes Wesen gegeben, den andern reizt Zurückgezogenheit und tieferes Verständnifs mit auserlesenen Freunden. Und so möge das Haus eröffnet sein für allerlei Sinn: stille dämmernde Gemächer für das ernste Gespräch und Saal, voller Licht und Spiegel für solche, die sich am liebsten in bunter Gemeinschaft mit vielen freuen mögen. Aber keine Thüre verschlossen, und wie es sich gebühret und wie in Tempeln der Gebrauch ist, das grofse Portal weder mystisch vermauert, noch allzueinladend oder herbeizwingend für den Pöbel, sondern nur zugänglich für alle.

Im Namen der Dichter und Critiker, welche sich hier verbunden, sei es gesagt: Eine weltumfassende Idee populär vorzutragen, kann nichts anderes heifsen, als sie in jedem noch so untergeordneten Kreise des Lebens wiederfinden, menschlichen Geist, in welcher rohen rufserer Gestalt er sich darbiete, leicht und natürlich an sie anknüpfen, den Zusammenhang der ernsten Bedürfnisse jedes Lebens mit jener ernstesten Idee zeigen und so jeden Einzelnen seines Bürgerrechts im Weltreiche der Idee theilhaftig machen. Eine schwierige Aufgabe, die ein vollständiges Verständnifs jener, welche verstehen sollen, voraussetzt. Darum ist Fichten und so vielen andern der redlichere Vorsatz der Popularität nie gelungen, weil sie nicht vor allen Dingen die begriffen, welche begreifen sollten.

Wenn an einen Autor die Aufforderung der Popularität ergeht, so denkt man diese gewöhnlich als eine Eigenschaft, welche nach der bereits fertigen Darstellung der

Idee hinzugefügt werden solle. — Ist denn aber die bloße Entwicklung einer Idee etwas anders als unendliches Populärisiren derselben? Vom ersten Augenblick der Entstehung, vom ersten Selbstgespräch, aus dem sie entspringt, durch unendliche Gespräche der entgegengesetztesten Naturen wandelt sie immer vernehmlicher sprechend, immer persönlicher, körperlicher, herrschender hindurch.

In jeder neuen größeren Sphäre bleibt sie dieselbe, aber sie lebt nur, indem sie fortschreitend sich populärisirt. Und so ist Popularität, im ächten Sinne, nichts anderes als der nothwendig, und ohne irgend einen Vorsatz, aller wissenschaftlichen und künstlerischen Wirksamkeit inwohnende Geist der Bewegung und des Fortschreitens. Bei dem immer mißlingenden, hochmüthigen Herablassen der Autoren wird nichts begünstigt als gerade der faule Egoismus der Zeitgenossen, ihr Scheinleben und Scheinwissen. Deshalb habe alles Wissen eine persönliche Gestalt, ein unabhängiges Leben, Fleisch und Mark — es sei nur von Hause aus gemüthlich, das heißt heftig, das heißt künstlerisch: und es wird von selbst schon wachsen, und ergreifen und befruchten. Ein Werk des Geistes wird auf jeder Stufe seiner Ausbildung schon in sich so mystisch oder popular sein, als es seine stillere oder geselligere Natur gestattet.

Die Wissenschaft, im vollen Bewußtsein ihrer Zugänglichkeit für alle, darf ihre Lehrlinge unterscheiden nach der Leichtigkeit und der Schwierigkeit des gegenseitigen Verständnisses, in Exoteriker und Esoteriker, wie einst im Pythagoräischen Bunde; aber sie darf nie vergessen, daß ihr ganzes Geschäft das allmähliche Vorrücken und Aufheben der Grenze ist, welche sie zwischen ihnen gezogen. — Jede Lehre wird beim höchsten Streben nach Allgemeingültigkeit dennoch in ihrer ersten Erscheinung das Ansehn der Mysterie haben, und ganz durch die Natur ihrer Entwicklung eine esoterische Sphäre um sich bilden. Existirt diese Sphäre, so ist nicht blos die falsche Richtung der Lehre erwiesen, aber ihr Tod ist schon erfolgt; zeigen sich die Esoteriker hingegen als wahre Mittelgestalten, als ächte Apostel, durch deren verschiedenartige Eigenthümlichkeiten die Verständlichkeit ergänzt, und jede absolute Begrenzung zwischen dem Meister und dem Universum verwischt wird, so hat sie das ewige Leben ausgedrückt und muß selbst ewig leben.

Nur dem vorsätzlichen Mystiker kommt mitunter der Vorsatz der Popularität, nur dem Hochmüthigen kann die Absicht kommen, sich herabzulassen: Falsche Mystik und falsche Popularität sind correspondirende, einander bedingende Gebrechen derselben Zeit und derselben Personen. Nur dem, der gewöhnlich die Thür seines Hauses verschließt, kann es zuweilen beifallen, sie nun auch wieder allem Pöbel zu öffnen.

Gedenken wir des unsterblichen Wortes: „des wahren Geheimnisses Eingeweihter ist jeder, der es versteht," und so übersetzen wir es den falschen Mystikern unsrer Zeit: Es giebt keine Entweihung des Wahren und Schönen, also ist auch die Einweihung nicht vonnöthen.

VII. Über den schriftstellerischen Character der Frau von Stael-Holstein.

Das vorsorgliche Gefühl und der mannichfache Antheil, den diese berühmte Frau gegen die deutsche Nation und Literatur äußert, kann ihr nicht besser vergolten werden, als durch ein deutsches, unbefangenes Wort über ihren Character und ihre Werke. Als Frau ist sie über alle persönliche Beleidigung erhaben und als Schriftstellerinn hat sie den Lichtstrahl ihres Wesens zu oft schon in die verschiedenartigsten Farben zu brechen gewußt, hat sie die Ansichten fremdartiger Naturen sich zu sittlich schon angeeignet, um noch durch die bestimmte nationelle Farbe irgend eines Urtheils verletzt zu werden. Wer ganz Europa über sich urtheilen sieht, wird die einseitige Critik nicht mehr scheuen, denn es wird ihm niemals an Trost und Gegengift fehlen.

Der Geist der Frau von Stael hat — es läßt sich nicht besser ausdrücken als mit ihren eignen Worten über Herrn Necker — un clavier d'une singulière étendue. Der Umfang des Instruments, auf dem sie spielt, ist außerordentlich: die streitendsten Empfindungen stehn ihr zu Gebot; für jede ist die Saite schon gespannt und gestimmt, und erwartet nur noch die Berührung. Gegen das musikalische Gehör der Seele ist auch nichts einzuwenden: welche Melodie ihr irgend ein Herz vorempfunden hat, weiß sie mit großer Präcision nachzuspielen. Nur gegen die Resonanz des Instruments und gegen die Manier, in welcher die Meisterinn darauf phantasirt, ist viel zu sagen. Es ist ein sonderbarer Nachhall der Töne im Innern des Instruments: unter den feinsten Modulationen der Künstlerinn laufen klagende Accorde her, deren sie nicht mächtig werden kann, und welche die Welt bald dem Instrument, bald der Neigung und der Manier der Frau von Stael angeschrieben hat. Je mehr sie, um durch den Umfang des Instruments zu glänzen, alle Tonarten und Bewegungen geltend machen will, um so schneidender ist der Contrast zwischen der Fertigkeit, der Gewandtheit ihres Geistes und der Einförmigkeit des Grundgefühls, welches sich nicht zum Schweigen bringen läßt.

Ja selbst die Ruhe, den Frieden des Gemüths kann sie nicht denken ohne diese alles begleitende Melancholie. Von der Musik, welche in der letzten Krankheit der Madame Necker in den Abendstunden herbeigerufen wurde, sagt Frau von Stael: als diese Töne erhabne Gedanken in der Seele der Sterbenden hätten erwecken sollen — um ihr Gemüth zu beruhigen, würde jeder andre denken — Nein! um dem Tode zu geben un caractère de *mélancolie* et de paix. Um alles in der Welt läßt sich Frau von Stael diese Melancholie nicht nehmen.

Ferner: da sie die Liebe ihres Vaters zu seiner Gemahlinn beschreibt — in ihren Augen die höchste Liebe, welche allen Jahrhunderten, die dieses heiligste Verhältniß darzustellen und zu beschreiben nicht müde werden, gelungen ist und gelingen wird — legt sie den letzten Druck in die begeisterte Schilderung mit den Worten: plein de *remords* sans avoir commis de fautes.

Also keine Liebe und keine Tugend ohne remords, kein Glück und keine Ruhe ohne melancolie. Solche Eigenheiten eines Autors sind leicht entdeckt, und eben so leicht mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnet: edler und unsrer Absichten würdiger ist das Bemühn, sie in der Eigenthümlichkeit der Frau von Stael zu erklären.

Ihre Werke drücken sehr deutlich die Umwandlung aus, in der die ganze französische Literatur begriffen ist, denn allenthalben sieht man die durch Sitte und vornehme Gewohnheit längst verschlossenen Sinne sich wieder öffnen, und die eigenthümlichen Formen fremder Nationen, Gesinnungen und Zeiten ihnen klar werden. In den Werken der Frau von Stael läßt sich der Einfluß der altfranzösischen Erziehung nur noch in den verborgenen Adern, in den geheimsten, ihrem Bewußtsein selbst geheim gebliebenen Stellen des Herzens spüren: die äußere Neigung und Handelsweise verräth es nicht. — Die ihr in frühester Jugend angebildete Form ist dem ungewöhnlich lebhaften

Geiste frühe verdächtig geworden, und wiewohl sich noch immer eine innere Behaglichkeit über den Besitz der ihr angebornen Sprache und Sitte wahrnehmen läßt, so scheint sie doch dies Gefühl in sich kaum zu kennen, verlangnet es vielmehr und strebt auf höchst ungemeine Weise nach einer gewissen Paradoxie der Empfindungen. — Die Empfindungen der seltsamsten Zustände, der entlegensten Zeiten will sie ihrem Gemüthe geläufig machen, wie die Sprachen dem Munde; und wie einst die Franzosen nur wahrzunehmen wußten das Abweichende, Nichtfranzösische, so will sie vielmehr mit der Gerechtigkeit, die dem poetischen Genie eigen ist, das Fremde in seiner eigenthümlichen und lebendigen Schönheit, d. h. gerade das Antifranzösische erkennen. — Demnach in der Freude des Gelingens gefällt sie sich in recht grellen Contrasten von Empfindungsweisen: wie ein junger Schauspieler, der sich der Fähigkeit, die entgegengesetztesten Charactere darzustellen, zuerst bewußt wird, so schmeichelt sie sich und der Welt mit einem zauberhaften Wechsel unzähliger Geisteszustände. Daher ihre Werke, ohne eigentliches Colorit, dennoch zeigen, welche Welt von Farben ihr zu Gebot steht.

Das Element nun, welches diesen oft ermüdenden Gestaltenwechsel durchdringt, welches wie Atmosphäre das ungleichartigste in ihr verbindet, ist vielleicht unkünstlerisch, aber gewiß nicht unmenschlich: es ist eben ihre Melancholie. Wenn sie einen außerordentlichen Menschen, un être supérieur, oder ein recht wunderbares Gefühl darstellen will, so greift sie zuerst nach Ausdrücken, wie: réunion de contrastes, réunion de qualités opposées, mélange de respect et d'intérêt u. s. f. Sie ahndet richtig, daß es bei allem Großen und Schönen auf Erden auf eine Vereinigung des Entgegengesetzten ankomme, aber dieses Verschiedenartige attaquirt sie vielmehr durch ein immer wiederkehrendes Gewürz, als daß sie es vereinigend beseelte. Wir kennen alle Gemeinplätze gegen die Oeffentlichkeit und besonders gegen die Schriftstellerei der Frauen, gestehen aber dennoch, daß wir Frau von Stael in ihrer Melancholie oft sehr weiblich finden: in diesem sonderbaren Heimweh nach einer Stelle der Welt, die man nicht zu nennen, oder auf der Landcharte zu zeigen weiß, und die man doch versichert zu haben glaubt, indem man den vielfachen und schönen Lockungen eines neuen Zeitgeistes folgte — indem man mit einer Lust, deren Befriedigung damals das reinste Herz nicht zu tadeln vermochte, der von den Vätern angemutheten steifen Einförmigkeit des Lebens entwich. Die gegenwärtige Generation ist überhaupt abtrünnig geworden von der Generation ihrer Väter; sie ist ihren Vätern ungleichen als irgend eine frühere. Und so ist es also nicht blos der Vater, wie Frau von Stael glaubt; nicht blos das Vaterland, wie andre in ähnlicher Schwermuth befangene meinen: in diesem Heimweh, welches den verlornen Vater, oder das verlorne Vaterland zu verklären strebt, verbirgt sich das schöne Verlangen, allen Reichthum, der uns so rasch überkommen ist, mit der entflohenen Ureinfalt des Genusses, mit einem gewissen väterlichen, patriarchalischen Geiste zu verschönen. So, als eine Luft, die unbegreiflich aus dem vergangnen Leben herweht, fühlen wir sie in der Corinna; recht weiblich wird ihr Ursprung von dem wirklichen Vater, dem Herrn Necker, hergeleitet. Dieser aber ist in allen Werken der Frau von Stael viel mehr, als sie glaubt; er ist eine echt allegorische Person.

So erklären wir uns ihr Wesen und überlassen der Welt die gemeine Auslegung, da man sagt: sie stehe mit ihrem Geiste und ihrem äußeren Glück als orpheline in der Welt und strebe deshalb und als Gegengewicht gegen die Ahnen andrer die Apotheose ihres Vaters zu Stande zu bringen. Aber nun ein deutsches Wort gegen diese Melancholie:

In der Schrift über ihren Vater ruft Frau v. St. begeistert aus: Délicieuse protection que celle de la génération qui nous précède — Ah! quand elle tombe cette génération — wenn eine neue aufsteigt, zu der wir uns verhalten, wie sich einst die dahin gesunkene zu uns verhielt — was ist natürlicher, als daß wir den väterlichen Character nun gegen die neue behaupten, und uns in unserem Stande so gefallen und betragen als unsre Väter einst in dem ihrigen — so wird die Väterlichkeit verewigt, deren Idee Frau v. Stael in ihrem Vater anbeten sollte. Es giebt in jedem Leben einen Wen-

dopunct, wo sich das Herz von der Vergangenheit und ihrem Repräsentanten dem Vater, hinwendet auf die Zukunft und ihrem Repräsentanten dem eignen Kinde: eine Mutter mufs vornehmlich das Geheimnifs dieses Weitergebens der heiligsten Gefühle begreifen. — So viel über die schriftstellerische Persönlichkeit der Frau von Stael: in unserem nächsten Hefte wird die Betrachtung ihrer Corinne uns zu einer interessanten Vergleichung der deutschen und der französischen Sentimentalität Gelegenheit geben. Um besonders denen verständlich zu werden, die eine Vorliebe für die französische Literatur hegen, und um für sie einen Vergleichungspunct festzustellen, theilen wir das vortreffliche Fragment einer französischen Uebersetzung des Schillerschen Gedichtes: Resignation mit, welches uns von einem erleuchteten Beschützer der Kunst mitgetheilt worden. Unsre Absicht dabei wird erst im zweiten Hefte vollständig klar werden:

Je vis aussi, le jour en Arcadie,
Et le droit au bonheur, me fut aussi donné,
Mais quoi? déjà sitôt ma carrière est fournie,
Et je vécus infortuné.

Il est du moins pour tous, un printemps dans la vie;
Pour moi de fleurs avare, à peine il a paru,
Sur ma tête du tems la main appesantie,
M'annonce en m'accablant, que mon terme est venu.

Me voilà, je suis prêt à subir ta puissance,
Reçois moi dans ton sein, auguste eternité;
Je te resigne ma créance
Qui m'assurait des droits, à la félicité.

Ce titre m'appartient du jour de ma naissance
Intact je te l'ai rapporté
C'en est fait, et je vois terminer l'existence
Etranger au bonheur et sans l'avoir goûté.

Epilog.

Ruhig! Ruhig! Nur sacht! Das saus't ja, Kronion, als wollten
Lenker und Wagen und Rofs, stürzend einschmettern zu Staub!
Niemand, ersuch' ich, übergepresch't! Wir lieben die Fahrt schon,
Munter gestellt, doch es sind Häls' uns und Beine uns lieb.
Dir fehlt nichts, als hinten der Schweif; auf der Warte zum Mindsten
Weifs noch versammelt die Zunft, nicht wo das aus will, wo ein.
Fahr' in die Stall', ich litte dich sehr, und lafs jetzt verschnaufen,
Dafs wir erwägen zu Nacht, was wir gehört und gesehn.
Weit noch ist, die vorliegt, die Bahn, und mit Wasser, o Phobus,
Was du den Rossen auch giebst, kochst du zuletzt doch, wie wir.
Dich auch seh' ich noch schrittweis einher die Prustenden führen,
Und nicht immer, beim Zeus, sticht sie der Haber, wie heut.

H. v. K.

Inhaltsanzeige.

Erstes Heft. Januar 1808.

Prolog von H. v. Kleist.

I. Organisches Fragment aus dem Trauerspiel Penthesilea, von H. v. Kleist.

II. Über die Bedeutung des Tanzes, von **r.

III. Der Engel am Grabe des Herrn, v. H. v. Kleist.

IV. An Dorothee, von Novalis.

V. Fragmente über dramatische Poesie und Kunst, von A. H. Müller.

VI. Popularität und Mysticismus.

VII. Über den schriftstellerischen Character der Frau von Stael-Holstein.

Epilog von H. v. Kleist.

r h ö b u s.

Ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Müller.*

Erster Jahrgang.

Mit Kupfern.

Zweites Stück. Februar 1808.

Dresden,

gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

I. Die Marquise von O....

In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, liefs die verwittwete Marquise von O...., eine Dame von vortrefflichem Ruf, und Mutter von mehreren wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen: dafs sie, ohne ihr Wissen, in andre Umstände gekommen sey; dafs der Vater zu dem Kinde, das sie gebähren würde, sich melden solle; und dafs sie, aus Familien-Rücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heirathen. Die Dame, die einen so sonderbaren, den Spott der Welt reizenden Schritt, beim Drang unabänderlicher Umstände, mit dieser Sicherheit that, war die Tochter des Herrn von G...., Commendanten der Citadelle bei M. Sie hatte, vor ohngefähr drei Jahren, ihren Gemahl, den Marquis von O...., dem sie auf das Innigste und Zärtlichste zugethan war, auf einer Reise verloren, die er, in Geschäften der Familie, nach Paris gemacht hatte. Auf Frau von G....s, ihrer würdigen Mutter, Wunsch, hatte sie, nach seinem Tode, den Landsitz verlassen, den sie bisher bei V.... bewohnt hatte, und war, mit ihren beiden Kindern, in das Commendantenhaus, zu ihrem Vater, zurückgekehrt. Hier hatte sie die nächsten Jahre, mit Kunst, Lectüre, mit Erziehung, und ihrer Eltern Pflege beschäftigt, in der gröfsten Eingezogenheit zugebracht: bis der .... Krieg plötzlich die Gegend umher mit den Truppen fast aller Mächte, und auch mit russischen, erfüllte. Der Obrist von G...., welcher den Platz zu vertheidigen Ordre hatte, forderte seine Gemahlinn und seine Tochter auf, sich auf das Landgut, entweder der Letzteren, oder seines Sohnes, das bei V.... lag, zurückzuziehen. Doch ehe sich die Abschätzung noch, hier der Bedrängnisse, denen man in der Festung, dort der Gräuel, denen man auf dem platten Lande ausgesetzt sein konnte, auf der Waage der weiblichen Überlegung entschieden hatte: war die Citadelle von den russischen Truppen schon berennt, und aufgefordert, sich zu ergeben. Der Obrist erklärte gegen seine Familie, dafs er sich nunmehr verhalten würde, als ob sie nicht vorhanden wäre; und antwortete mit Kugeln und Granaten. Der Feind, seinerseits, bombardirte die Citadelle. Er steckte die Magazine in Brand, eroberte ein Aufsenwerk, und als der Commendant, nach einer nochmaligen Aufforderung, noch mit der Übergabe zauderte, so ordnete er einen nächtlichen Überfall an, und eroberte die Festung mit Sturm.

Eben als die russischen Truppen, unter einem heftigen Haubitzenspiel, von aufsen eindrangen, fieng der linke Flugel des Commendantenhauses Feuer und nöthigte die Frauen, ihn zu verlassen. Die Obristinn, indem sie der Tochter, die mit den Kindern die Treppe hinabfloh, nacheilte, rief, dafs man zusammenbleiben, und sich in die untern Gewölbe flüchten möchte; doch eine Granate, die, eben in diesem Augenblicke, in dem Hause zerplatzte, vollendete die gänzliche Verwirrung derselben. Die Marquise kam, mit ihren beiden Kindern, auf den Vorplatz des Schlosses, wo die Schüsse schon, im heftigsten Kampf, durch die Nacht blitzten, und sie, besinnungslos, wohin sie sich wenden solle, wieder in das brennende Gebäude zurückjagten. Hier, unglücklicher Weise, begegnete ihr, da sie eben durch eine Hinterthür entschlupfen wollte, ein Trupp feindlicher Scharfschützen, der, bei ihrem Anblick, plötzlich still ward, die Gewehre über die Schultern hieng, und sie, unter abscheulichen Gebährden, mit sich fortführte. Vergebens rief die Marquise, von der entsetzlichen, sich unter einander selbst bekämpfenden, Rotte bald hier, bald dorthin gezerrt, ihre zitternden, durch die Pforte zurückfliehenden Frauen, zu Hülfe. Man schleppte sie in den hinteren Schlofshof, wo sie eben, unter den schändlichsten Mifshandlungen, zu Boden sinken wollte, als, von dem Zetergeschrei der Dame herbeigerufen, ein russischer Officier erschien, und die Hunde, die nach solchem Raub lüstern waren, mit wüthenden Hieben zerstreute. Der Marquise schien er ein Engel des Himmels zu sein. Er stiefs noch dem letzten viehischen Mordknecht, der ihren schlanken Leib umfafst hielt, mit dem Griff des Degens ins Gesicht, dafs er, mit aus dem Mund vorquellendem Blut, zurücktaumelte; bot der Dame, unter einer verbindlichen, französischen Anrede den Arm; und führte sie, die von allen solchen Auftritten sprachlos war, in den anderen, von der Flamme noch nicht ergriffenen, Flügel des Pallastes, wo sie auch völlig bewufstlos niedersank. Hier — traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten, einen Arzt zu rufen; versicherte, indem er sich den Hut aufsetzte, dafs sie sich bald erholen würde; und kehrte in den Kampf zurück.

Der Platz war in kurzer Zeit völlig erobert, und der Commendant, der sich nur noch wehrte, weil man ihm keinen Pardon geben wollte, zog sich eben mit sinkenden Kräften nach dem Portal des Hauses zurück, als der russische Officier, sehr erhitzt im Gesicht, aus demselben hervortrat, und ihm zurief, sich zu ergeben. Der Commendant antwortete, dafs er auf diese Aufforderung nur gewartet habe, reichte ihm seinen Degen dar, und bat sich die Erlaubnifs aus, sich ins Schlofs begeben und nach seiner Familie umsehen zu dürfen. Der russische Officier, der, nach der Rolle zu urtheilen, die er spielte, Einer der Anführer des Sturms zu sein schien, gab ihm, unter Begleitung einer Wache, diese Freiheit; setzte sich, mit einiger Eilfertigkeit, an die Spitze eines Detaschements, entschied, wo er noch zweifelhaft sein mochte, den Kampf, und bemannte schleunigst die

festen Puncte des Forts. Bald darauf kehrte er auf den Waffenplatz zurück, gab Befehl, der Flamme, welche wüthend um sich zu greifen anfieng, Einhalt zu thun, und leistete selbst hierbei Wunder der Anstrengung, als man seine Befehle nicht mit dem gehörigen Eifer befolgte. Bald kletterte er, den Schlauch in der Hand, mitten unter brennenden Giebeln umher, und regierte den Wasserstrahl; bald steckte er, die Naturen der Asiaten mit Schaudern erfullend, in den Arsenälen, und wälzte Pulverfasser und gefüllte Bomben heraus. Der Commendant, der inzwischen in das Haus getreten war, gerieth auf die Nachricht von dem Unfall, der die Marquise betroffen hatte, in die äufserste Bestürzung. Die Marquise, die sich schon völlig, ohne Beihülfe des Arztes, wie der russische Officier vorher gesagt hatte, aus ihrer Ohnmacht wieder erholt hatte, und bei der Freude, alle die Ihrigen gesund und wohl zu sehen, nur noch, die übermäfsige Sorge derselben zu beschwichtigen, das Bett hütete, versicherte ihn, dafs sie keinen andern Wunsch habe, als aufstehen zu dürfen, um ihrem Retter ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Sie wufste schon, dafs er der Graf F..., Obristlieutenant vom t...n Jägercorps, und Ritter eines Verdienst- und mehrerer anderen Orden war. Sie bat ihren Vater, ihn inständigst zu ersuchen, dafs er die Citadelle nicht verlasse, ohne sich einen Augenblick im Schlofs gezeigt zu haben. Der Commendant, der das Gefühl seiner Tochter ehrte, kehrte auch ungesäumt in das Fort zurück, und trug ihm, da er unter unaufhörlichen Kriegsanordnungen umherschweifte, und keine bessere Gelegenheit zu finden war, auf den Wällen, wo er eben die zerschossenen Rotten revidirte, den Wunsch seiner gerührten Tochter vor. Der Graf versicherte ihn, dafs er nur auf den Augenblick warte, den er seinen Geschäften würde abmüfsigen können, um ihr seine Ehrerbietigkeit zu bezeugen. Er wollte noch hören, wie sich die Frau Marquise befinde? als ihn die Rapporte mehrerer Officiere schon wieder in das Gewühl des Krieges zurückrissen. Als der Tag anbrach, erschien der Befehlshaber der russischen Truppen, und besichtigte das Fort. Er bezeugte dem Commendanten seine Hochachtung, bedauerte, dafs das Glück seinen Muth nicht besser unterstützt habe, und gab ihm, auf sein Ehrenwort, die Freiheit, sich hinzubegeben, wohin er wolle. Der Commendant versicherte ihn seiner Dankbarkeit, und äufserte, wie viel er, an diesem Tage, den Russen überhaupt, und besonders dem jungen Grafen F..., Obristlieutenant vom t...n Jägercorps, schuldig geworden sei. Der General fragte, was vorgefallen sei; und als man ihn von dem frevelhaften Anschlag auf die Tochter desselben unterrichtete, zeigte er sich auf das Äufserste entrüstet. Er rief den Grafen F... bei Namen vor. Nachdem er ihm zuvörderst wegen seines eignen edelmüthigen Verhaltens eine kurze Lobrede gehalten hatte: wobei der Graf über das ganze Gesicht roth ward; schlofs er, dafs er die Schandkerle, die den Namen des Kaisers brandmarkten, niederschiefsen lassen wolle; und befahl ihm, zu sagen, wer sie seien? Der Graf F... antwortete, in einer verwirrten Rede, dafs er nicht im Stande sei, ihre Namen anzugeben, indem es ihm, bei dem schwachen Schimmer der

Reverberen im Schlofshof, unmöglich gewesen wäre, ihre Gesichter zu erkennen. Der General, welcher gehört hatte, dafs damals schon das Schlofs in Flammen stand, wunderte sich darüber: er bemerkte, wie man wohlbekannte Leute in der Nacht an ihren Stimmen erkennen könnte; und gab ihm, da er mit einem verlegenen Gesicht die Achseln zuckte, auf, der Sache auf das Allereifrigste und Strengste nachzuspüren. In diesem Augenblick berichtete jemand, der sich aus dem hintern Kreise hervordrängte, dafs Einer von den, durch den Grafen F... verwundeten, Frevlern, da er in dem Corridor niedergesunken, von den Leuten des Commendanten in ein Behältnifs geschleppt worden, und darin noch befindlich sei. Der General liefs diesen hierauf durch eine Wache herbeifuhren, ein kurzes Verhör über ihn halten; und die ganze Rotte, nachdem er sie genannt hatte, funf an der Zahl zusammen, erschiefsen. Dies abgemacht, gab der General, nach Zurücklassung einer kleinen Besatzung, Befehl zum allgemeinen Aufbruch der übrigen Truppen; die Officiere zerstreuten sich eiligst zu ihren Corps; der Graf trat, durch die Verwirrung der Auseinander-Eilenden, zum Commandanten, und bedauerte, dafs er sich der Frau Marquise unter diesen Umständen gehorsamst empfehlen musse: und in weniger, als einer Stunde, war das ganze Fort von Russen wieder leer.

Die Familie dachte nun darauf, wie sie, in der Zukunft, eine Gelegenheit finden würde, dem Grafen irgend eine Äufserung ihrer Dankbarkeit zu geben; doch wie grofs war ihr Schrecken, als sie erfuhr, dafs derselbe noch am Tage seines Aufbruchs aus dem Fort, in einem Gefecht mit den feindlichen Truppen seinen Tod gefunden habe. Der Courier, der diese Nachricht nach M... brachte, hatte ihn mit eignen Augen, tödtlich durch die Brust geschossen, nach P.... tragen sehen, wo er, wie man sichere Nachricht hatte, in dem Augenblick, da ihn die Trager von den Schultern nehmen wollten, verblichen war. Der Commandant, der sich selbst auf das Posthaus verfügte, und sich nach den näheren Umständen dieses Vorfalls erkundigte, erfuhr noch, dafs er auf dem Schlachtfeld, in dem Moment, da ihn der Schufs traf, gerufen hatte: Julietta! Diese Kugel rächt dich! und nachher seine Lippen auf immer geschlossen hatte. Die Marquise war untröstlich, dafs sie die Gelegenheit hatte vorbeigehen lassen, sich zu seinen Füfsen zu werfen. Sie machte sich die lebhaftesten Vorwürfe, dafs sie ihn, bei seiner, vielleicht aus Bescheidenheit, wie sie meinte, herrührenden Weigerung, im Schlosse zu erscheinen, nicht selbst aufgesucht habe; bedauerte die Unglückliche, ihre Namensschwester, an die er noch im Tode gedacht hatte; bemühte sich vergebens, ihren Aufenthalt zu erforschen, um sie von diesem unglücklichen und rührenden Vorfall zu unterrichten; und mehrere Monden vergiengen, ehe sie selbst ihn vergessen konnte.

Die Familie mufste nun das Commandantenhaus räumen, um dem russischen Befehlshaber darin Platz zu machen. Man stritt anfangs, ob man sich nicht auf

die Güter des Commendanten begeben sollte, wozu sie Marquise einen grofsen Hang hatte; doch da der Obrist das Landleben nicht liebte, so bezog die Familie ein Haus in der Stadt, und richtete sich dasselbe zu einer immerwährenden Wohnung ein. Alles kehrte nun in die alte Ordnung der Dinge zurück: die Marquise knüpfte den lange unterbrochenen Unterricht ihrer Kinder wieder an, und suchte, für die Feierstunden, ihre Staffelei und Bücher hervor: als sie sich, sonst die Göttinn der Gesundheit selbst, von wiederholten Unpäfslichkeiten befallen fühlte, die sie, ganze Wochen lang, für die Gesellschaft untauglich machten. Sie litt an Übelkeiten, Schwindeln und Ohnmachten, und wufste nicht, was sie aus diesem sonderbaren Zustand machen solle. Eines Morgens, da die Familie beim Thee safs, und der Vater sich, auf einen Augenblick, aus dem Zimmer entfernt hatte, sagte die Marquise, aus einer langen Gedankenlosigkeit erwachend, zu ihrer Mutter: wenn mir eine Frau sagte, dafs sie ein Gefühl hätte, eben so, wie ich jetzt, da ich die Tasse ergriff, so würde ich bei mir denken, dafs sie in gesegneten Leibesumständen wäre. Frau von G.... sagte, sie verstände sie nicht. Die Marquise erklärte sich noch einmal, dafs sie eben jetzt eine Sensation gehabt hätte, wie damals, als sie mit ihrer zweiten Tochter schwanger war. Frau von G.... sagte, sie würde vielleicht den Phantasus gebähren, und lachte. Der Traum wenigstens, versetzte die Marquise, würde sein Vater sein; und scherzte gleichfalls. Doch der Obrist kam, das Gespräch ward abgebrochen, und der ganze Gegenstand, da die Marquise sich in einigen Tagen wieder erholte, vergessen.

Bald darauf ward der Familie, eben zu einer Zeit, da sich auch der Forstmeister von G...., des Commendanten Sohn, in dem Hause eingefunden hatte, der sonderbare Schrecken, durch einen Kammerdiener, der in's Zimmer trat, den Grafen F... anmelden zu hören. Der Graf F...! sagte der Vater und die Tochter zugleich; und das Erstaunen machte Alle sprachlos. Der Kammerdiener versicherte, dafs er recht gesehen und gehört habe; und dafs der Graf schon im Vorzimmer stehe, und warte. Der Commendant sprang sogleich selbst auf, ihm zu öffnen, worauf er, schön, wie ein junger Gott, ein wenig bleich im Gesicht, eintrat. Nachdem die Scene unbegreiflicher Verwunderung vorüber war, und der Graf, auf die Anschuldigung der Eltern, dafs er ja todt sei, versichert hatte, dafs er lebe; wandte er sich, mit vieler Rührung im Gesicht, zur Tochter, und seine erste Frage war gleich, wie sie sich befinde? Die Marquise versicherte, sehr wohl, und wollte nur wissen, wie er in's Leben erstanden sei? Doch er, auf seinen Gegenstand beharrend, erwiederte: dafs sie ihm nicht die Wahrheit sage; auf ihrem Antlitz drücke sich eine seltsame Mattigkeit aus; ihn müsse Alles trügen, oder sie sei unpäfslich, und leide. Die Marquise, durch die Herzlichkeit, womit er dies vorbrachte, gut gestimmt, versetzte: nun ja, diese Mattigkeit, wenn er wolle, könne für die Spur einer Kränklichkeit gelten, an welcher sie vor einigen Wochen gelitten hätte; sie fürchte inzwischen nicht, dafs diese weiter von Folgen sein würde. Worauf er, mit

einer aufflammenden Freude, erwiederte: er auch nicht! und hinzusetzte, ob sie ihn heirathen wolle? Die Marquise wufste nicht, was sie von dieser Aufführung denken solle. Sie sah, über und über roth, ihre Mutter, und diese, mit Verlegenheit, den Sohn und den Vater an; während der Graf vor die Marquise trat, und indem er ihre Hand nahm, als ob er sie küssen wolle, wiederholte: ob sie ihn verstanden hätte? Der Commendant sagte: ob er nicht Platz nehmen wolle; und setzte ihm, auf eine verbindliche, obschon etwas ernsthafte, Art einen Stuhl hin. Die Obristinn sprach: in der That, wir werden glauben, dafs Sie ein Geist sind, bis Sie uns werden eröffnet haben, wie Sie aus dem Grabe, in welches man Sie zu P... gelegt hatte, erstanden sind. Der Graf setzte sich, indem er die Hand der Dame fahren liefs, nieder, und sagte, dafs er, durch die Umstände gezwungen, sich sehr kurz fassen müsse; dafs er, todtlich durch die Brust geschossen, nach P... gebracht worden wäre; dafs er mehrere Monate daselbst an seinem Leben verzweifelt hätte; dafs während dessen die Frau Marquise sein einziger Gedanke gewesen wäre; dafs er die Lust und den Schmerz nicht beschreiben konnte, die sich in dieser Vorstellung umarmt hatten; dafs er endlich, nach seiner Wiederherstellung, wieder zur Armee gegangen wäre; dafs er daselbst die lebhafteste Unruhe empfunden hatte; dafs er mehrere Male die Feder ergriffen, um in einem Briefe, an den Herrn Obristen und die Frau Marquise, seinem Herzen Luft zu machen; dafs er plötzlich mit Depeschen nach Neapel geschickt worden wäre, dafs er nicht wisse, ob er nicht von dort weiter nach Constantinopel werde abgeordnet werden; dafs er vielleicht gar nach St. Petersburg werde gehen müssen, dafs ihm inzwischen unmöglich wäre, länger zu leben, ohne über eine nothwendige Forderung seiner Seele ins Reine zu sein; dafs er dem Drang bei seiner Durchreise durch M..., einige Schritte zu diesem Zweck zu thun, nicht habe widerstehen können; kurz, dafs er den Wunsch hege, mit der Hand der Frau Marquise beglückt zu werden, und dafs er auf das Ehrfurchtvollste, Inständigste und Dringendste bitte, sich ihm hierüber gütig zu erklären. — Der Commendant, nach einer langen Pause, erwiederte: dafs ihm dieser Antrag zwar, wenn er, wie er nicht zweifle, ernsthaft gemeint sei, sehr schmeichelhaft wäre. Bei dem Tode ihres Gemahls, des Marquis von O..., hätte sich seine Tochter aber entschlossen, in keine zweite Vermählung einzugehen. Da ihr jedoch kürzlich von ihm eine so grofse Verbindlichkeit auferlegt worden sei: so wäre es nicht unmöglich, dafs ihr Entschlufs dadurch, seinen Wünschen gemäfs, eine Abänderung erleide; er bitte sich inzwischen die Erlaubnifs für sie aus, darüber im Stillen während einiger Zeit nachdenken zu dürfen. Der Graf versicherte, dafs diese gütige Erklärung zwar alle seine Hoffnungen befriedige; dafs sie ihn, unter anderen Umständen, auch völlig beglücken würde; dafs er die ganze Unschicklichkeit fühle, sich mit derselben nicht zu beruhigen: dafs dringende Verhältnisse jedoch, über welche er sich näher auszulassen nicht im Stande sei, ihm eine bestimmtere Erklärung äufserst wünschenswerth machten; dafs die Pferde, die ihn nach Neapel tragen sollten, vor seinem Wagen stünden; und dafs er inständigst bitte wenn irgend etwas in diesem Hause günstig für ihn spreche, — wobei er die Ma

quise ansah — ihn nicht, ohne eine gütige Äufserung darüber, abreisen zu lassen. Der Obrist, durch diese Aufführung ein wenig betreten, antwortete, dafs die Dankbarkeit, die die Marquise für ihn empfände, ihn zwar zu grofsen Voraussetzungen berechtige; doch nicht zu so grofsen, sie werde bei einem Schritte, bei welchem es das Glück ihres Lebens gelte, ohne die gehörige Klugheit verfahren. Es wäre unerlafslich, dafs seiner Tochter, bevor sie sich erkläre, das Glück seiner näheren Bekanntschaft würde. Er lade ihn ein, nach Vollendung seiner Geschäftsreise, nach M... zurückzukehren, und auf einige Zeit der Gast seines Hauses zu sein. Wenn alsdann die Frau Marquise hoffen könne, durch ihn glücklich zu werden, so werde er, doch eher nicht, mit Freuden vernehmen, dafs sie ihm eine bestimmte Antwort gegeben habe. Der Graf äufserte, indem ihm eine Röthe in's Gesicht stieg, dafs er seinen ungeduldigen Wünschen, während seiner ganzen Reise, dies Schicksal vorausgesagt habe; dafs er sich inzwischen dadurch in die äu'serste Bekümmernifs gestürzt sehe; dafs ihm, bei der ungünstigen Rolle, die er eben jetzt zu spielen gezwungen sei, eine nähere Bekanntschaft nicht anders, als vortheilhaft, sein könne; dafs er für seinen Ruf, wenn anders diese zweideutigste aller Eigenschaften in Erwägung gezogen werden solle, einstehen zu dürfen glaube; dafs die einzige nichtswürdige Handlung, die er in seinem Leben begangen hätte, der Welt unbekannt, und er schon im Begriff sei, sie wieder gut zu machen; dafs er, mit einem Wort, ein ehrlicher Mann sei, und die Versicherung anzunehmen bitte, dafs diese Versicherung wahrhaftig sei. — Der Commendant erwiederte, indem er ein wenig, obschon ohne Ironie, lächelte, dafs er alle diese Äufserungen unterschreibe. Noch hätte er keines jungen Mannes Bekanntschaft gemacht, der, in so kurzer Zeit, so viele vortreffliche Eigenschaften des Characters entwickelt hätte. Er glaube fast, dafs eine kurze Bedenkzeit die Unschlüssigkeit, die noch obwalte, heben würde; bevor er jedoch Rücksprache genommen hätte, mit seiner sowohl, als des Herrn Grafen Familie, könne keine andere Erklärung, als die gegebene, erfolgen. Hierauf äufserte der Graf, dafs er ohne Eltern, und frei sei. Sein Onkel sei der General K..., für dessen Einwilligung er stehe. Er setzte hinzu, dafs er Herr eines ansehnlichen Vermögens wäre, und sich würde entschliefsen können, Italien zu seinem Vaterlande zu machen. — Der Commendant machte ihm eine verbindliche Verbeugung, erklärte seinen Willen noch einmal; und bat ihn, bis nach vollendeter Reise, von dieser Sache abzubrechen. Der Graf, nach einer kurzen Pause, in welcher er alle Merkmale der gröfsten Unruhe gegeben hatte, sagte, indem er sich zur Mutter wandte, dafs er sein Äufserstes gethan hätte, um dieser Geschäftsreise auszuweichen; dafs die Schritte, die er deshalb beim General en Chef, und dem General K..., seinem Onkel, gewagt hätte, die Entscheidendsten gewesen wären, die sich hätten thun lassen; dafs man aber geglaubt hätte, ihn dadurch aus einer Schwermuth aufzurütteln, die ihm von seiner Krankheit noch zurückgeblieben wäre; und dafs er sich jetzt völlig dadurch ins Elend gestürzt sehe. — Die Familie wufste nicht, was sie zu dieser Äufserung sagen sollte. Der Graf fuhr fort, indem er sich die Stirn rieb, dafs wenn irgend Hoffnung wäre, dem Ziele seiner Wünsche dadurch näher zu kom-

men, er seine Reise, auf einen Tag, auch wohl noch etwas darüber, aussetzen würde, um es zu versuchen. — Hierbei sah er, nach der Reihe, den Commendanten, die Marquise und die Mutter an. Der Commendant blickte mifsvergnügt vor sich nieder, und antwortete ihm nicht. Die Obristinn sagte: gehn Sie, gehn Sie, Herr Graf; reisen Sie nach Neapel; schenken Sie uns, wenn Sie wiederkehren, auf einige Zeit das Glück Ihrer Gegenwart; so wird sich das Übrige finden. — Der Graf safs einen Augenblick, und schien zu suchen, was er zu thun habe. Drauf, indem er sich erhob, und seinen Stuhl wegsetzte: da er die Hoffnungen, sprach er, mit denen er in dies Haus getreten sei, als übereilt erkennen müsse, und die Familie, wie er nicht mifsbillige, auf eine nähere Bekanntschaft bestehe: so werde er seine Depeschen, zu einer anderweitigen Expedition, nach Z..., in das Hauptquartier, zurückschicken, und das gütige Anerbieten, der Gast dieses Hauses zu sein, auf einige Wochen annehmen. Worauf er noch, den Stuhl in der Hand, an der Wand stehend, einen Augenblick verharrte, und den Commendanten ansah. Der Commendant versetzte, dafs es ihm aufserst leid thun würde, wenn die Leidenschaft, die er zu seiner Tochter gefafst zu haben scheine, ihm Unannehmlichkeiten von der ernsthaftesten Art zuzöge: dafs er inzwischen wissen müsse, was er zu thun und zu lassen habe, die Depeschen abschicken, und die für ihn bestimmten Zimmer beziehen möchte. Man sah ihn bei diesen Worten sich entfärben, der Mutter ehrerbietig die Hand küssen, sich gegen die Übrigen verneigen und sich entfernen.

Als er das Zimmer verlassen hatte, wufste die Familie nicht, was sie aus dieser Erscheinung machen solle. Die Mutter sagte, es wäre wohl nicht möglich, dafs er Depeschen, mit denen er nach Neapel gienge, nach Z..., zurückschicken wolle, blofs, weil es ihm nicht gelungen wäre, auf seiner Durchreise durch M..., in einer fünf Minuten langen Unterredung, von einer ihm ganz unbekannten Dame ein Jawort zu erhalten. Der Forstmeister aufserte, dafs eine so leichtsinnige That ja mit nichts Geringerem, als Festungsarrest, bestraft werden würde! Und Cassation obendrein, setzte der Commendant hinzu. Es habe aber damit keine Gefahr, fuhr er fort. Es sei ein blofser Schreckschufs beim Sturm; er werde sich wohl noch, ehe er die Depeschen abgeschickt, wieder besinnen. Die Mutter, als sie von dieser Gefahr unterrichtet ward, äufserte die lebhafteste Besorgnifs, dafs er sie abschicken werde. Sein heftiger, auf einen Punct hintreibender Wille, meinte sie, scheine ihr grade einer solchen That fähig. Sie bat den Forstmeister auf das Dringendste, ihm sogleich nachzugehen, und ihn von einer so unglücksvollen Handlung abzuhalten. Der Forstmeister erwiederte, dafs ein solcher Schritt gerade das Gegentheil bewirken, und ihn nur in der Hoffnung, durch seine Kriegslist zu siegen, bestärken würde. Die Marquise war derselben Meinung, obschon sie versicherte, dafs ohne ihn die Absendung der Depeschen unfehlbar erfolgen würde, indem er lieber werde unglücklich werden, als sich eine Blöfse geben wollen. Alle kamen darin überein, dafs sein Betragen sehr sonderbar sei, und dafs er Damenherzen durch Anlauf, wie Festungen, zu erobern gewohnt

scheine. In diesem Augenblick bemerkte der Commendant den angespannten Wagen des Grafen vor seiner Thür. Er rief die Familie an's Fenster, und fragte einen eben eintretenden Bedienten, erstaunt, ob der Graf noch im Hause sei? Der Bediente antwortete, dafs er unten, in der Domestikenstube, in Gesellschaft eines Adjutanten, Briefe schreibe und Pakete versiegle. Der Commendant, der seine Bestürzung unterdrückte, eilte mit dem Forstmeister hinunter, und fragte den Grafen, da er ihn auf dazu nicht schicklichen Tischen seine Geschafte betreiben sah, ob er nicht in seine Zimmer treten wolle? Und ob er sonst irgend etwas befehle? Der Graf erwiederte, indem er mit Eilfertigkeit fortschrieb, dafs er unterthänigst danke; dafs sein Geschäft abgemacht sei; fragte noch, indem er den Brief zusiegelte, nach der Uhr; und wünschte dem Adjutanten, nachdem er ihm das ganze Portefeuille übergeben hatte, eine glückliche Reise. Der Commendant, der seinen Augen nicht traute, sagte, indem der Adjutant zum Hause hinausgieng: Herr Graf, wenn Sie nicht sehr wichtige Gründe haben — Entscheidende! fiel ihm der Graf in's Wort; begleitete den Adjutanten zum Wagen, und öffnete ihm die Thür. In diesem Fall würde ich wenigstens, fuhr der Commendant fort, die Depeschen — Es ist nicht möglich, antwortete der Graf, indem er den Adjutanten in den Sitz hob. Die Depeschen gelten nichts in Neapel ohne mich. Ich habe auch daran gedacht. Fahr zu! — Und die Briefe Ihres Herrn Onkels? rief der Adjutant, sich aus der Thür hervorbeugend. Treffen mich, erwiederte der Graf, in M.... Fahr zu, sagte der Adjutant, und rollte mit dem Wagen dahin.

Hierauf fragte der Graf F...., indem er sich zum Commendanten wandte, ob er ihm gefalligst sein Zimmer anweisen lassen wolle? Er würde gleich selbst die Ehre haben, antwortete der verwirrte Obrist; rief seinen und des Grafen Leuten, das Gepäck desselben aufzunehmen; und führte ihn in die für fremden Besuch bestimmten Gemächer des Hauses; wo er sich ihm mit einem trocknen Gesicht empfahl. Der Graf kleidete sich um; verliefs das Haus, um sich bei dem Gouverneur des Platzes zu melden; und für den ganzen weiteren Rest des Tages im Hause unsichtbar, kehrte er erst kurz vor der Abendtafel dahin zurück.

Inzwischen war die Familie in der lebhaftesten Unruhe. Der Forstmeister erzählte, wie bestimmt, auf einige Vorstellungen des Commendanten, des Grafen Antworten ausgefallen wären; meinte, dafs sein Verhalten einem völlig überlegten Schritt ähnlich sehe; und fragte, in aller Welt, nach den Ursachen einer so auf Courierpferden gehenden Bewerbung. Der Commendant sagte, dafs er von der Sache nichts verstehe, und forderte die Familie auf, davon weiter nicht in seiner Gegenwart zu sprechen. Die Mutter sah alle Augenblicke aus dem Fenster, ob er nicht kommen, seine leichtsinnige That bereuen, und wieder gut machen werde. Endlich, da es finster ward, setzte sie sich zur Marquise nieder, welche, mit vieler Emsigkeit, an einem Tisch arbeitete, und das Gespräch zu vermeiden schien. Sie fragte sie halblaut, während der Vater auf- und niedergieng, ob sie begreife, was aus dieser Sache werden

solle? Die Marquise antwortete, mit einem, schüchtern nach dem Commendanten gewandten, Blick: wenn der Vater bewirkt hätte, dafs er nach Neapel gereis't wäre, so wäre Alles gut. Nach Neapel! rief der Commendant, der dies gehört hatte. Sollt' ich den Priester holen lassen? Oder hatt' ich ihn binden lassen und arretiren, und mit Bewachung nach Neapel schicken sollen? — Nein, antwortete die Marquise; aber lebhafte und eindringliche Vorstellungen thun ihre Wirkung, und sah, ein wenig unwillig, wieder auf ihre Arbeit nieder. — Endlich gegen die Nacht erschien der Graf. Man erwartete nur, nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, dafs dieser Gegenstand zur Sprache kommen würde, um ihn mit vereinter Macht zu bestürmen, den Schritt, den er gewagt hatte, wenn es noch möglich sei, wieder zurückzunehmen. Doch vergebens, während der ganzen Abendtafel, erharrte man diesen Augenblick. Geflissentlich Alles, was darauf führen konnte, vermeidend, unterhielt er den Commendanten vom Kriege und den Forstmeister von der Jagd. Als er des Gefechts bei P..., in welchem er verwundet worden war, erwähnte, verwickelte ihn die Mutter bei der Geschichte seiner Krankheit, fragte ihn, wie es ihm an diesem kleinen Orte ergangen sei, und ob er die gehörigen Bequemlichkeiten gefunden hätte. Hierauf erzählte er mehrere, durch seine Leidenschaft zur Marquise interessanten, Züge: wie sie beständig, während seiner Krankheit, an seinem Bette gesessen hatte; wie er die Vorstellung von ihr, in der Hitze des Wundfiebers, immer mit der Vorstellung eines Schwans verwechselt hatte, den er, als Knabe, auf seines Onkels Gütern gesehen; dafs ihm besonders eine Erinnerung rührend gewesen wäre, da er diesen Schwan einst mit Koth beworfen, worauf dieser still untergetaucht, und rein wieder aus der Fluth emporgekommen sei; dafs sie immer auf feurigen Fluthen umhergeschwommen wäre, und es Thinka geraten hätte, welches der Name jenes Schwans gewesen wäre, aber nicht im Stande gewesen wäre, sie an sich locken, indem sie ihre Freude gehabt hätte blos am Rudern und In-die-Brust-sich-werfen; versicherte plötzlich, blutroth im Gesicht, dafs er sie aufserordentlich liebe: sah wieder auf seinen Teller nieder, und schwieg. Man mufste endlich von der Tafel aufstehen; und da der Graf, nach einem kurzen Gespräch mit der Mutter, sich sogleich gegen die Gesellschaft verneigte, und wieder in sein Zimmer zurückzog: so standen die Mitglieder derselben wieder, und wufsten nicht, was sie sagen sollten. Der Commendant meinte: man müsse der Sache ihren Lauf lassen. Er rechne wahrscheinlich auf seine Verwandten bei diesem Schritte. Infame Cassation stünde sonst darauf. Frau von G.... fragte ihre Tochter, was sie denn von ihm halte? Und ob sie sich wohl zu irgend einer Aufserung, die ein Unglück vermiede, würde verstehen können? Die Marquise antwortete: Liebste Mutter! Das ist nicht möglich. Es thut mir leid, dafs meine Dankbarkeit auf eine so harte Probe gestellt wird. Doch es war mein Entschlufs, mich nicht wieder zu vermählen; ich mag mein Glück nicht, und nicht so unüberlegt, auf ein zweites Spiel setzen. Der Forstmeister bemerkte, dafs wenn dies ihr fester Wille wäre; auch diese Erklärung ihm Nutzen schaffen könne, und dafs es fast nothwendig scheine, ihm irgend eine bestimmte zu geben. Die Obristinn

versetzte, dafs da dieser junge Mann, den so viele aufserordentliche Eigenschaften empfehlen, seinen Aufenthalt in Italien nehmen zu wollen, erklärt habe, sein Antrag, nach ihrer Meinung, einige Rücksicht, und der Entschlufs der Marquise Prüfung verdiene. Der Forstmeister, indem er sich bei ihr niederliefs, fragte, wie er ihr denn, was seine Person anbetreffe, gefalle? Die Marquise antwortete, mit einiger Verlegenheit: er gefällt und mifsfällt mir; und berief sich auf das Gefühl der Anderen. Die Obristinn sagte: wenn er von Neapel zurückkehrte, und die Erkundigungen, die wir inzwischen über ihn einziehen könnten, dem Gesammteindruck, den du von ihm empfangen hast, nicht widersprechen: wie würdest du dich, falls er alsdann seinen Antrag wiederholte, erklären? In diesem Fall, versetzte die Marquise, würd' ich — da in der That seine Wünsche so lebhaft scheinen, diese Wünsche — sie schwieg, und ihre Augen glänzten, indem sie dies sagte — um der Verbindlichkeit willen, die ich ihm schuldig bin, erfüllen. Die Mutter, die eine zweite Vermählung ihrer Tochter immer gewünscht hatte, hatte Mühe, ihre Freude über diese Erklärung zu verbergen, und sann, was sich wohl daraus machen lasse. Der Forstmeister sagte, indem er unruhig vom Sitz wieder aufstand, dafs wenn die Marquise irgend an die Möglichkeit denke, ihn einst mit ihrer Hand zu erfreuen, jetzt gleich nothwendig ein Schritt dazu geschehen müsse, um den Folgen seiner rasenden That vorzubeugen. Die Mutter war derselben Meinung, und behauptete, dafs zuletzt das Wagstück nicht allzugrofs wäre, indem bei so vielen vortrefflichen Eigenschaften, die er in jener Nacht, da das Fort von den Russen erstürmt ward, entwickelte, kaum, dafs sein übriger Lebenswandel ihnen nicht entsprechen sollte, zu fürchten sei. Die Marquise sah, mit dem Ausdruck der lebhaftesten Unruhe, vor sich nieder. Man könnte ihm ja, fuhr die Mutter fort, indem sie ihre Hand ergriff, etwa eine Erklärung, dafs du, bis zu seiner Rückkehr von Neapel, in keine andre Verbindung eingehen wollest, zukommen lassen. Die Marquise sagte: diese Erklärung, liebste Mutter, kann ich ihm geben; ich fürchte nur, dafs sie ihn nicht beruhigen, und uns verwickeln wird. Das sei meine Sorge! erwiederte die Mutter, mit lebhafter Freude; und sah sich nach dem Commendanten um. Lorenzo! fragte sie, was meinst du? und machte Anstalten, sich vom Sitz zu erheben. Der Commendant, der Alles gehört hatte, stand am Fenster, sah auf die Strafse hinaus, und sagte nichts. Der Forstmeister versicherte, dafs er, mit dieser unschädlichen Erklärung, den Grafen aus dem Hause zu schaffen sich anheischig mache. Nun so macht! macht! macht! rief der Vater, indem er sich umkehrte: ich mufs mich diesem Russen schon zum zweitenmal ergeben! — Hierauf sprang die Mutter auf, küfste ihn und die Tochter, und fragte, indem der Vater über ihre Geschäftigkeit lächelte, wie man dem Grafen jetzt diese Erklärung augenblicklich hinterbringen solle? Man beschlofs, auf den Vorschlag des Forstmeisters, ihn bitten zu lassen, sich, falls er noch nicht entkleidet sei, gefälligst auf einen Augenblick zur Familie zu verfügen. Er werde gleich die Ehre haben zu erscheinen! liefs der Graf antworten, und kaum war der Kammerdiener mit dieser Meldung zurück, als er schon selbst, mit Schritten, die die Freude beflügelte, in's Zimmer trat, und zu den

Füfsen der Marquise, in der allerlebhaftesten Rührung, niedersank. Der Commendant wollte etwas sagen: doch er, indem er aufstand, versetzte, es wisse genug! kufste ihm und der Mutter die Hand, umarmte den Bruder, und bat nur um die Gefälligkeit, ihm sogleich zu einem Reisewagen zu verhelfen. Die Marquise, obschon von diesem Auftritt bewegt, sagte doch: ich fürchte nicht, Herr Graf, dafs Ihre rasche Hoffnung Sie zu weit — Nichts! Nichts! versetzte der Graf; es ist nichts geschehen, wenn die Erkundigungen, die Sie über mich einziehen mögen, dem Gefühl widersprechen, das mich zu Ihnen in dies Zimmer zurückberief. Hierauf umarmte der Commendant ihn auf das Herzlichste, der Forstmeister bot ihm sogleich seinen eignen Reisewagen an, ein Jäger flog auf die Post, Courierpferde auf Ihamien zu bestellen, und Freude war bei dieser Abreise, wie noch niemals bei einem Empfang. Er hoffe, sagte der Graf, die Depeschen in B... einzuholen, von wo er jetzt einen näheren Weg nach Neapel, als über M..., einschlagen würde; in Neapel würde er sein Möglichstes thun, die fernere Geschäftsreise nach Constantinopel abzulehnen; und da er, auf den äufsersten Fall, entschlossen wäre, sich krank anzugeben, so versicherte er, dafs wenn nicht unvermeidliche Hindernisse ihn abhielten, er in Zeit von vier bis sechs Wochen unfehlbar wieder in M... sein würde. Hierauf meldete sein Jäger, dafs der Wagen angespannt, und Alles zur Abreise bereit sei. Der Graf nahm seinen Huth, trat vor die Marquise, und ergriff ihre Hand. Nun denn, sprach er, Julietta, so bin ich einigermafsen beruhigt; und legte seine Hand in die ihrige; obschon es mein sehnlicher Wunsch war, mich noch vor meiner Abreise mit Ihnen zu vermählen. Vermählen! riefen alle Mitglieder der Familie aus. Vermählen, wiederholte der Graf, kufste der Marquise die Hand, und versicherte, da diese fragte, ob er von Sinnen sei: es würde ein Tag kommen, wo sie ihn verstehen würde! Die Familie wollte auf ihn böse werden; doch er nahm gleich hierauf auf das Wärmste von Allen Abschied, bat sie, über diese Äufserung nicht nachzudenken, und reis'te ab.

Mehrere Wochen, in welchen die Familie, mit sehr verschiedenen Empfindungen, auf den Ausgang dieser sonderbaren Sache gespannt war, verstrichen: der Commendant empfieng vom General K..., dem Onkel des Grafen, eine höfliche Zuschrift; der Graf selbst schrieb aus Neapel; die Erkundigungen, die man über ihn einzog, sprachen ziemlich zu seinem Vortheil; kurz, man hielt die Verlobung schon für so gut, wie abgemacht: als sich die Kränklichkeiten der Marquise, mit gröfserer Lebhaftigkeit, als jemals, wieder einstellten. Sie bemerkte eine unbegreifliche Veränderung ihrer Gestalt. Sie entdeckte sich mit völliger Freimüthigkeit ihrer Mutter, und sagte, sie wisse nicht, was sie von ihrem Zustand denken solle. Die Mutter, welche so sonderbare Zufälle für die Gesundheit ihrer Tochter äufserst besorgtmachten, verlangte, dafs sie einen Arzt zu Rathe ziehe. Die Marquise, die durch ihre Natur zu siegen hoffte, sträubte sich dagegen; sie brachte mehrere Tage noch, ohne dem Rath der Mutter zu folgen, unter den empfindlichsten Leiden zu: bis Gefühle, immer wiederkehrende, und von so wunderbarer Art, sie in die lebhafteste Unruhe stürzten.

Sie liefs einen Arzt rufen, der das Vertrauen ihres Vaters besafs, nöthigte ihn, da gerade die Mutter abwesend war, auf den Divan nieder, und eröffnete ihm, nach einer kurzen Einleitung, scherzend, was sie von sich glaube. Der Arzt warf einen forschenden Blick auf sie; schwieg noch, nachdem er eine genaue Untersuchung vollendet hatte, eine Zeitlang: und antwortete dann, mit einer sehr ernsthaften Miene, dafs sich die Frau Marquise ganz richtig beurtheile. Nachdem er sich, auf die Frage der Dame, wie er dies verstehe? ganz deutlich erklärt, und mit einem Lächeln, das er nicht unterdrücken konnte, gesagt hatte, dafs sie ganz gesund sei, und keinen Arzt brauche: zog die Marquise, und sah ihn sehr streng von der Seite an, die Klingel, und bat ihn, sich zu entfernen. Sie äufserte halblaut, als ob er der Rede nicht werth wäre, vor sich nieder murmelnd: dafs sie nicht Lust hätte, mit ihm über Gegenstände dieser Art zu scherzen. Der Doctor erwiederte empfindlich: er müsse wünschen, dafs sie immer zum Scherz so wenig aufgelegt gewesen wäre, wie jetzt; nahm Stock und Huth, und machte Anstalten, sich sogleich zu empfehlen. Die Marquise versicherte, dafs sie von diesen Beleidigungen ihren Vater unterrichten würde. Der Arzt antwortete, er würde eher Berge, als seine feste Meinung von ihr, versetzen können; öffnete die Thür, verneigte sich, und wollte das Zimmer verlassen. Die Marquise fragte, da er noch einen Handschuh, den er hatte fallen lassen, von der Erde aufnahm: und die Möglichkeit davon, Herr Doctor? Der Arzt erwiederte, dafs er ihr die letzten Gründe der Dinge nicht werde zu erklären brauchen; verneigte sich ihr noch einmal, und gieng ab.

Die Marquise stand, wie vom Donner gerührt. Sie raffte sich auf, und wollte zu ihrem Vater eilen; doch der sonderbare Ernst des Mannes, von dem sie sich beleidigt sah, lähmte alle ihre Glieder. Sie warf sich in der gröfsten Bewegung auf den Divan nieder. Sie durchlief, gegen sich selbst mifstrauisch, alle Momente des verflossenen Jahres, und hielt sich für verrückt, wenn sie an den letzten dachte. Endlich erschien die Mutter; und auf die bestürzte Frage, weshalb sie so unruhig sei? erzählte ihr die Tochter, was ihr der Arzt so eben eröffnet hatte. Frau von G.... nannte ihn einen Unverschämten und Nichtswürdigen, und bestärkte die Tochter in dem Entschlufs, diese Beleidigung dem Vater zu entdecken. Die Marquise versicherte, dafs es sein völliger Ernst gewesen sei, und dafs er entschlossen scheine, dem Vater in's Gesicht seine rasende Behauptung zu wiederholen. Frau von G.... fragte, nicht wenig erschrocken, ob sie denn an die Möglichkeit eines solchen Zustandes glaube? Eher, antwortete die Marquise, dafs die Gräber befruchtet werden, und sich dem Schoofse der Leichen eine Geburt entwickeln wird! Nun, du liebes, wunderliches Weib, sagte die Obristinn, indem sie sie fest an sich drückte; was beunruhigt dich denn? Wenn dein Bewufstsein dich rein spricht: wie kann dich das Urtheil, und wäre es einer ganzen Consulta von Ärzten, nur kümmern? Ob das Seinige aus Irthum, ob es aus Bosheit entsprang: gilt es dir nicht völlig gleichviel? Doch schicklich ist es, dafs wir es dem Vater entdecken. — O Gott! sagte die Marquise,

mit einer convulsivischen Bewegung: wie kann ich mich beruhigen. Hab' ich nicht mein eignes, innerliches, mir nur allzuwohlbekanntes Gefühl gegen mich? Wurd' ich nicht, wenn ich einer Andern meine Empfindung wüßte, von ihr selbst urtheilen, daß es damit seine Richtigkeit habe? Es ist entsetzlich, versetzte die Obristinn. Bosheit! Irrthum! fuhr die Marquise fort. Was kann dieser Mann, der uns bis auf den heutigen Tag schätzenswürdig erschien, für Gründe haben, mich auf eine so muthwillige und niederträchtige Art zu kränken? Mich, die ihn nicht beleidigt hatte? Die ihn mit Vertrauen, und dem Vorgefühl zukünftiger Dankbarkeit, empfieng? Bei der er, wie seine ersten Worte zeugten, mit dem reinen und unverfälschten Willen erschien, zu helfen, nicht Schmerzen, grimmigere, als ich empfand, erst zu erregen? Und wenn ich in der Nothwendigkeit der Wahl, fuhr sie fort, während die Mutter sie unverwandt ansah, an einen Irrthum glauben wollte: ist es wohl möglich, daß ein Arzt, auch nur von mittelmäßiger Geschicklichkeit, in solchem Falle irre? — Die Obristinn sagte ein wenig spitz: und gleichwohl muß es doch nothwendig Eins oder das Andere gewesen sein. Ja! versetzte die Marquise, meine theuerste Mutter, indem sie ihr, mit dem Ausdruck der gekränkten Würde, hochroth im Gesicht glühend, die Hand küßte: das muß es! Obschon die Umstände so außerordentlich sind, daß es mir erlaubt ist, daran zu zweifeln. Ich schwöre, weil es doch einer Versicherung bedarf, daß mein Bewußtsein, wie meiner Kinder ist; nicht reiner, Verehrungswürdigste, kann das Ihrige sein. Gleichwohl bitte ich Sie, mir eine Hebamme rufen zu lassen, damit ich mich von dem, was ist, überzeuge, und gleichviel alsdann, was es sei, beruhige. Eine Hebamme! rief Frau von G.... mit Entwürdigung. Ein reines Bewußtsein, und eine Hebamme! Und die Sprache gieng ihr aus. Eine Hebamme, meine theuerste Mutter, wiederholte die Marquise, indem sie sich auf Knieen vor ihr niederließ; und das augenblicklich, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. O sehr gern, versetzte die Obristinn. Nur bitte ich, das Wochenlager nicht in meinem Hause zu halten. Und damit stand sie auf, und wollte das Zimmer verlassen. Die Marquise, ihr mit ausgestreckten Armen folgend, fiel ganz auf das Gesicht nieder, und umfaßte ihre Kniee. Wenn irgend ein musterliches Leben, rief sie, mit der Beredtsamkeit des Schmerzes, ein Leben, nach Ihrem Muster geführt, mir ein Recht auf Ihre Achtung giebt, wenn irgend ein mütterliches Gefühl auch nur, so lange meine Schuld nicht sonnenklar entschieden ist, in Ihrem Busen für mich spricht: so verlassen Sie mich in diesen entsetzlichen Augenblicken nicht. — Was ist es, das dich beunruhigt? fragte die Mutter. Ist es weiter nichts, als der Ausspruch des Arztes? Weiter nichts, als dein innerliches Gefühl? Nichts weiter, meine Mutter, versetzte die Marquise, und legte ihre Hand auf die Brust. Nichts, Julietta? fuhr die Mutter fort. Besinne dich. Ein Fehltritt, so unsäglich er mich schmerzen würde, er ließe sich, und ich müßt' ihn zuletzt verzeihn; doch wenn du, um einem mütterlichen Verweis auszuweichen, ein Mährchen von der Umwälzung der Weltordnung ersinnen, und gotteslästerliche Schwüre häufen könntest, um es meinem, dir nur allzugernglaubigen, Herzen aufzubürden: so wäre das schändlich: ich würde dir

niemals wieder gut werden. — Möge das Reich der Erlösung einst so offen vor mir liegen, wie meine Seele vor Ihnen, rief die Marquise. Ich verschweige Ihnen nichts, meine Mutter. — Diese Aeusserung, voll Pathos gethan, erschütterte die Mutter. O Himmel! rief sie: mein liebenswürdiges Kind! Wie rührst du mich! Und hob sie auf, und küsste sie, und drückte sie an ihre Brust. Was denn, in aller Welt, fürchtest du? Komm, du bist sehr krank. Sie wollte sie in ein Bett führen. Doch die Marquise, welcher die Thränen häufig flossen, versicherte, dafs sie sehr gesund wäre, und dafs ihr gar nichts fehle, ausser jenem sonderbaren und unbegreiflichen Zustand. — Zustand! rief die Mutter wieder. Welch ein Zustand? Wenn dein Gedächtnifs über die Vergangenheit so sicher ist, welch ein Wahnsinn der Furcht ergriff dich? Kann ein innerliches Gefühl denn, das doch nur dunkel sich regt, nicht trügen? Nein! Nein! sagte die Marquise, es trügt mich nicht! Und wenn Sie die Hebamme rufen lassen wollen, so werden sie hören, dafs das Entsetzliche, mich Vernichtende, wahr ist. — Komm, meine liebste Tochter, sagte Frau von G...., die für ihren Verstand zu fürchten anfieng. Komm, folge mir, und lege dich zu Bett. Was meintest du, dafs dir der Arzt gesagt hat? Wie dein Gesicht glüht! Wie du an allen Gliedern so zitterst! Was war es schon, dafs dir der Arzt gesagt hat? Und damit zog sie die Marquise, ungläubig nunmehr an den ganzen Auftritt, den sie ihr erzählt hatte, mit sich fort. — Die Marquise sagte: Liebe! Vortreffliche! indem sie mit weinenden Augen lächelte. Ich bin meiner Sinne mächtig. Der Arzt hat mir gesagt, dafs ich in gesegneten Umständen bin. Lassen Sie die Hebamme rufen: und sobald sie sagt, dafs es nicht wahr ist, bin ich wieder ruhig. Gut, gut! erwiederte die Obristinn, die ihre Angst unterdrückte. Sie soll gleich kommen. Sie soll gleich, wenn du dich von ihr willst auslachen lassen, erscheinen, und dir sagen, dafs du eine Träumerinn, und nicht recht klug bist. Und damit zog sie die Klingel, und schickte augenblicklich einen ihrer Leute, der die Hebamme rufe.

Die Marquise lag noch, mit unruhig sich hebender Brust, in den Armen ihrer Mutter, als diese Frau erschien, und die Obristinn ihr, an welcher seltsamen Vorstellung ihre Tochter krank liege, erröthete. Die Frau Marquise schwöre, dafs sie sich tugendhaft verhalten habe, und gleichwohl halte sie, von einer unbegreiflichen Empfindung getäuscht, für nöthig, dafs eine sachverständige Frau ihren Zustand untersuche. Die Hebamme, während sie sich von demselben unterrichtete, sprach von jungem Blut und der Arglist der Welt; äufserte, als sie ihr Geschäft vollendet hatte, dergleichen Fälle wären ihr schon vorgekommen; die jungen Wittwen, die in ihre Lage kämen, meinten alle auf wüsten Inseln gelebt zu haben; beruhigte inzwischen die Frau Marquise, und versicherte sie, dafs sich der muntere Corsar, der zur Nachtzeit gelandet, schon finden würde. Bei diesen Worten fiel die Marquise in Ohnmacht. Die Obristinn, die ihr mütterliches Gefühl nicht überwältigen konnte, brachte sie zwar, mit Hülfe der Hebamme, wieder ins Leben zurück. Doch die Entrüstung siegte, da sie erwacht war. Julietta! rief die Mutter mit dem lebhaftesten Schmerz.

Willst du dich mir entdecken? Willst du den Vater mir nennen? Und schien noch zur Versöhnung geneigt. Doch als die Marquise sagte, dafs sie wahnsinnig werden würde, sprach die Mutter, indem sie sich vom Divan erhob: geh! geh! du bist nichtswürdig! Verflucht die Stunde, da ich dich gebahr! und verliefs das Zimmer.

Die Marquise, der das Tageslicht von Neuem schwinden wollte, zog die Geburtshelferinn vor sich nieder, und legte ihr Haupt heftig zitternd an ihre Brust. Sie fragte, mit gebrochener Stimme, wie denn die Natur auf ihren Wegen walte? Und ob die Möglichkeit einer unwissentlichen Empfängnifs sei? — Die Hebamme lächelte, machte ihr das Tuch los, und sagte, das würde ja doch der Frau Marquise Fall nicht sein. Nein, nein, antwortete die Marquise, sie habe wissentlich empfangen, sie wolle nur im Allgemeinen wissen, ob diese Erscheinung im Reiche der Natur sei? Die Hebamme versetzte, dafs dies, soviel ihr bekannt sei, noch keinem Weibe auf Erden zugestofsen wäre. Die Marquise zitterte immer heftiger. Sie glaubte, dafs sie augenblicklich niederkommen würde, und bat die Geburtshelferinn, indem sie sich mit krampfhafter Beängstigung an sie schlofs, sie nicht zu verlassen. Die Hebamme beruhigte sie. Sie versicherte, dafs das Wochenbett noch beträchtlich entfernt wäre, gab ihr auch die Mittel an, wie man, in solchen Fällen, dem Leumund der Welt ausweichen könne, und meinte, es würde noch Alles gut werden. Doch da diese Trostgründe der unglücklichen Dame völlig wie Messerstiche durch die Brust fuhren, so sammelte sie sich, sagte, sie befände sich besser, und bat ihre Gesellschafterinn, sich zu entfernen.

Kaum war die Hebamme aus dem Zimmer, als ihr ein Schreiben von der Mutter gebracht ward, in welchem diese sich ausliefs: „Herr von G.... wünsche, unter den obwaltenden Umständen, dafs sie sein Haus verlasse. Er sende ihr hierbei die über ihr Vermögen lautenden Papiere, und hoffe, dafs ihm Gott den Jammer ersparen werde, sie wieder zu sehen." — Der Brief war inzwischen von Thränen benetzt; und in einem Winkel stand ein verwischtes Wort: dictirt. — Der Marquise stürzte der Schmerz aus den Augen. Sie gieng, heftig über den Irrthum ihrer Eltern weinend, und über die Ungerechtigkeit, zu welcher diese vortrefflichen Menschen verführt wurden, nach den Gemächern ihrer Mutter. Es hiefs, sie sei bei ihrem Vater: sie wankte nach den Gemächern ihres Vaters. Sie sank, als sie die Thüre verschlossen fand, mit jammernder Stimme, alle Heiligen zu Zeugen ihrer Unschuld anrufend, vor derselben nieder. Sie mochte wohl schon einige Minuten hier gelegen haben, als der Forstmeister aus derselben hervortrat, und mit flammendem Gesicht sagte, sie höre, dafs der Commendant sie nicht sehen wolle. Die Marquise rief: mein liebster Bruder! unter vielem Schluchzen; drängte sich ins Zimmer, und rief: mein theuerster Vater! und streckte die Arme nach ihm aus. Der Commendant wandte ihr, bei ihrem Anblick, den Rücken zu, und eilte in sein Schlafgemach. Er rief, als sie ihn dahin verfolgte, hinweg! und wollte die Thüre zuwerfen; doch da sie, unter Jammern und Flehen, dafs er sie schlefse, verhinderte, so gab er plötzlich nach und eilte, während die

Marquise zu ihm hineintrat, nach der Wand. Sie warf sich ihm, der ihr den Rücken zugekehrt hatte, eben zu Füfsen, und umfafste zitternd seine Kniee, als ein Pistol, das er ergriffen hatte, in dem Augenblick, da er es von der Wand herabrifs, losging, und der Schufs schmetternd in die Decke fuhr. Herr meines Lebens! rief die Marquise, erhob sich leichenblafs von ihren Knieen, und eilte aus seinen Gemächern wieder hinweg. Man soll sogleich anspannen! sagte sie, indem sie in die ihrigen trat; setzte sich, matt bis in den Tod, auf einen Sessel nieder, zog ihre Kinder eilfertig an, und liefs die Sachen einpacken. Sie hatte eben ihr Kleinstes zwischen den Knieen, und schlug ihm noch ein Tuch um, um nunmehr, da Alles zur Abreise bereit war, in den Wagen zu steigen: als der Forstmeister eintrat, und auf Befehl des Commendanten die Zurücklassung und Uberlieferung der Kinder von ihr forderte. Dieser Kinder? fragte sie; und stand auf. Sag deinem unmenschlichen Vater, dafs er kommen, und mich niederschiefsen: nicht aber mir meine Kinder entreifsen könne! Und hob, mit dem ganzen Stolz der Unschuld gerüstet, ihre Kinder auf, trug sie, ohne dafs der Bruder gewagt hätte, sie anzuhalten, in den Wagen, und fuhr ab.

Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eignen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor. Der Aufruhr, der ihre Brust zerrifs, legte sich, als sie im Freien war, sie küfste häufig die Kinder, diese ihre liebe Beute, und mit grofser Selbstzufriedenheit gedachte sie, welch einen Sieg sie, durch die Kraft ihres schuldfreien Bewufstseins, über ihren Bruder davon getragen hatte. Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reifsen, gab sich ganz unter der grofsen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen. Sie sah die Unmöglichkeit ein, ihre Familie von ihrer Unschuld zu überzeugen, begriff, dafs sie sich darüber trösten müsse, falls sie nicht untergehen wolle, und wenige Tage nach ihrer Ankunft in V.... verflossen: so machte der Schmerz ganz und gar dem heldenmüthigen Vorsatz Platz, sich mit Stolz gegen die Anfalle der Welt zu rüsten. Sie beschlofs, sich ganz in ihr Innerstes zurückzuziehen, sich, mit ausschliefsendem Eifer, der Erziehung ihrer beiden Kinder zu widmen, und des Geschenks, das ihr Gott mit dem Dritten gemacht hatte, mit voller, mütterlichen Liebe zu pflegen. Sie machte Anstalten, gleich nach ihrer Niederkunft, ihren schönen, aber durch die lange Abwesenheit ein wenig verfallenen, Landsitz wieder herzustellen; safs in der Gartenlaube, und dachte, während sie kleine Mützen und Strümpfe für kleine Beine strickte, wie sie die Zimmer bequem vertheilen würde, auch, welches sie mit Büchern füllen, und in welchem die Staffelei am Schicklichsten stehen würde: und noch war der Zeitpunct, da der Graf F... von Neapel wiederkehren sollte, nicht abgelaufen, da sie schon völlig mit dem Schicksal, in ewig klösterlicher Eingezogenheit zu leben, vertraut war. Der Portier erhielt Befehl, keinen Menschen im Hause vorzulassen. Nur der Gedanke war ihr unerträglich, dafs dem jungen Wesen, das sie in der gröfsten Unschuld und Reinheit empfangen hatte, ein Schandfleck in der bürgerlichen Gesell-

schaft anhleben sollte. Ein sonderbares Mittel war ihr eingefallen, den Vater zu entdecken: ein Mittel, bei dem sie, als sie es zuerst dachte, das Strickzeug selbst vor Schrecken aus der Hand fallen liefs. Durch ganze Nächte, in unruhiger Schlaflosigkeit durchwacht, ward es gedreht und gewendet, um sich an seine, ihr innerstes Gefühl verletzende, Natur zu gewöhnen. Immer noch sträubte sie sich, mit dem Menschen, der sie so hintergangen hatte, in irgend ein Verhältnifs zu treten: indem sie sehr richtig schlofs, dafs derselbe doch, ohne alle Rettung, zum Auswurf seiner Gattung geboren musse, und, auf welchem Platz der Welt man ihn auch denken wolle, nur aus dem zertretensten und unfathigsten Schlamm derselben hervorgegangen sein könne. Doch da das Gefuhl ihrer Selbstständigkeit immer lebhafter in ihr wurde, und sie bedachte, dafs der Stein seinen Werth behält, er mag auch eingefafst sein, wie er wolle, so griff sie eines Morgens, da sich das junge Leben wieder in ihr regte, ein Herz, und liefs jene sonderbare Aufforderung in die Intelligenzblätter von M... rucken, die man am Eingang dieser Erzählung gelesen hat.

Der Graf F..., den unvermeidliche Geschäfte in Neapel aufhielten, hatte inzwischen zum zweitenmal an die Marquise geschrieben, und sie aufgefordert, es möchten fremde Umstände eintreten, welche da wollten, ihrer, ihm gegebenen, stillschweigenden Erklarung getreu zu bleiben. Sobald es ihm geglückt war, seine fernere Geschäftsreise nach Constantinopel abzulehnen, und es seine übrigen Verhältnisse gestatteten, gieng er augenblicklich von Neapel ab, und kam auch richtig, nur wenige Tage nach der von ihm bestimmten Frist, in M... an. Der Commendant empfieng ihn mit einem verlegenen Gesicht, sagte, dafs ein nothwendiges Geschäft ihn aus dem Hause nöthige, und forderte den Forstmeister auf, ihn inzwischen zu unterhalten. Der Forstmeister zog ihn auf sein Zimmer, und fragte ihn, nach einer kurzen Begrufsung, ob er schon wisse, was sich während seiner Abwesenheit in dem Hause des Commendanten zugetragen habe. Der Graf antwortete, mit einer flüchtigen Blasse: nein. Hierauf unterrichtete ihn der Forstmeister von der Schande, die die Marquise über die Familie gebracht hatte, und gab ihm die Geschichtserzählung dessen, was unsre Leser so eben erfahren haben. Der Graf schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Warum legte man mir so viele Hindernisse in den Weg! rief er in der Vergessenheit seiner. Wenn die Vermählung erfolgt wäre: so wäre alle Schmach und jedes Unglück uns erspart! Der Forstmeister fragte, indem er ihn anglotzte, ob er rasend genug wäre: zu wünschen, mit dieser Nichtswürdigen vermählt zu sein? Der Graf erwiederte, dafs sie mehr werth wäre, als die ganze Welt, die sie verachtete; dafs ihre Erklärung über ihre Unschuld vollkommnen Glauben bei ihm fände; und dafs er noch heute nach V... gehen, und seinen Antrag bei ihr wiederholen würde. Er ergriff auch sogleich seinen Huth, empfahl sich dem Forstmeister, der ihn für seiner Sinne völlig beraubt hielt, und gieng ab.

Er bestieg ein Pferd und sprengte nach V... hinaus. Als er am Thore abgestiegen war, und in den Vorplatz treten wollte, sagte ihm der Portier, dafs die

Frau Marquise keinen Menschen spräche. Der Graf fragte, ob diese, für Fremde getroffene, Maßregel auch einen Freund des Hauses gelte; worauf der Portier antwortete, daß er von keiner Ausnahme wisse, und bald darauf, auf eine zweideutige Art, hinzusetzte: ob er vielleicht der Graf F... wäre? Der Graf erwiederte, nach einem forschenden Blick, nein; und äußerte, zu seinem Bedienten gewandt, doch so, daß jener es hören konnte, er werde, unter solchen Umständen, in einem Gasthofe absteigen, und sich bei der Frau Marquise schriftlich anmelden. Sobald er inzwischen dem Portier aus den Augen war, bog er um eine Ecke, und umschlich die Mauer eines weitläufigen Gartens, der sich hinter dem Hause ausbreitete. Er trat, durch eine Pforte, die er offen fand, in den Garten, durchstrich die Gänge desselben, und wollte eben die hintere Rampe hinaufsteigen, als er, in einer Laube, die zur Seite lag, die Marquise, in ihrer lieblichen und geheimnißvollen Gestalt, an einem kleinen Tischchen emsig arbeiten sah. Er näherte sich ihr so, daß sie ihn nicht früher erblicken konnte, als bis er am Eingange der Laube, drei kleine Schritte von ihren Füßen, stand. Der Graf F...! sagte die Marquise, als sie die Augen aufschlug, und die Röthe der Überraschung überflog ihr Gesicht. Der Graf lächelte, blieb noch eine Zeitlang, ohne sich im Eingang zu rühren, stehen, setzte sich dann, mit so bescheidener Zudringlichkeit, als sie nicht zu erschrecken nöthig war, neben ihr nieder, und schlug, ehe sie noch, in ihrer sonderbaren Lage, einen Entschluß gefaßt hatte, seinen Arm sanft um ihren lieben Leib. Von wo, Herr Graf, ist es möglich, fragte die Marquise — und sah schüchtern vor sich auf die Erde nieder. Der Graf sagte: von M...., und drückte sie ganz leise an sich; durch eine hintere Pforte, die ich offen fand. Ich glaubte auf Ihre Verzeihung rechnen zu dürfen, und trat ein. Hat man Ihnen denn in M... nicht gesagt — ? — fragte sie, und rührte noch kein Glied in seinen Armen. Alles, geliebte Frau, versetzte der Graf; doch von Ihrer Unschuld völlig überzeugt — Wie! rief die Marquise, indem sie aufstand, und sich loswickelte; und Sie kommen gleichwohl —? Der Welt zum Trotz, fuhr er fort, indem er sie festhielt, und Ihrer Familie zum Trotz, und dieser lieblichen Erscheinung sogar zum Trotz; wobei er auf ihre Brust glühend niedersah — Hinweg! rief die Marquise — So überzeugt, sagte er, Julietta, als ob ich allwissend wäre, als ob meine Seele in deiner Brust wohnte — Die Marquise rief: Lassen Sie mich! Komme, schloß er, und ließ sie nicht: meinen Antrag zu wiederholen, und das Loos der Seeligen, wenn sie mich erhören wollen, von Ihrer Hand zu empfangen. Lassen Sie mich augenblicklich! rief die Marquise; ich befehl's Ihnen! riß sich gewaltsam aus seinen Armen, und entfloh. Geliebte! Vortreffliche! flüsterte er, indem er wieder aufstand und ihr folgte — Sie hören! rief die Marquise, und wandte sich, und wich ihm aus. Ein einziges, heimliches, geflüstertes — ! sagte der Graf, und griff hastig nach ihrem glatten, ihm entschlüpfenden Arm — Ich will nichts wissen, versetzte die Marquise, stieß ihn heftig vor die Brust zurück, eilte auf die Rampe, und verschwand.

Er war schon halb auf die Rampe gekommen, um sich, es koste, was es wolle, bei ihr Gehör zu verschaffen, als die Thür vor ihm zuflog, und der Riegel heftig, mit

erstörter Beeiferung, vor seinen Schritten zurasselte. Unschlüssig, einen Augenblick, was unter solchen Umständen zu thun sei, stand er, und überlegte, ob er durch ein, zur Seite offen stehendes, Fenster einsteigen, und seinen Zweck, bis er ihn erreicht, verfolgen solle; doch so schwer es ihm auch in jedem Sinne war, umzukehren, diesmal schien es die Nothwendigkeit zu erfordern, und grimmig erbittert über sich, dafs er sie aus seinen Armen gelassen hatte, schlich er die Rampe hinab und verliefs den Garten, um seine Pferde aufzusuchen. Er fühlte, dafs der Versuch, sich an ihrem Busen zu erklären, für immer fehlgeschlagen sei, und ritt schrittweis, indem er einen Brief überlegte, den er jetzt zu schreiben verdammt war, nach M... zurück. Abends, da er sich, in der übelsten Laune von der Welt, bei einer öffentlichen Tafel eingefunden hatte, traf er den Forstmeister an, der ihn auch sogleich befragte, ob er seinen Antrag in V... glücklich angebracht habe? Der Graf antwortete kurz: nein! und war sehr gestimmt, ihn mit einer bitterern Wendung abzufertigen; doch um der Höflichkeit ein Genüge zu thun, setzte er nach einer Weile hinzu: er habe sich entschlossen, sich schriftlich an sie zu wenden, und werde damit in Kurzem zu s Reine sein. Der Forstmeister sagte: er sehe mit Bedauern, dafs eine Leidenschaft für die Marquise ihn seiner Sinne beraube. Er müsse ihm inzwischen versichern, dafs sie bereits auf dem Wege sei, eine andere Wahl zu treffen; zückte nach den neuesten Zeitungen, und gab ihm das Blatt, in welchem die Aufforderung derselben an den Vater ihres Kindes eingerückt war. Der Graf durchlief, indem ihm das Blut in's Gesicht schofs, die Schrift. Eine Verwirrung von Gefühlen ergriff ihn. Der Forstmeister fragte, ob er nicht glaube, dafs die Person, die die Frau Marquise suche, sich finden werde? — Unzweifelhaft! versetzte der Graf; indessen seine Seele über dem Papier lag, und den Sinn desselben verschlang, und wiederkaute. Drauf, nachdem er einen Augenblick, während er das Blatt zusammenfaltete, an das Fenster getreten war: nun ist es gut! kehrte er sich um; nun weifs ich, was ich zu thun habe! fragte den Forstmeister noch, auf eine verbindliche Art, ob man ihn bald wiedersehen werde; empfahl sich ihm, und gieng, völlig ausgesöhnt mit seinem Schicksal, fort. —

Inzwischen waren in dem Hause des Commendanten die lebhaftesten Auftritte vorgefallen. Die Obristinn war über die zerstörende Heftigkeit desselben, und über die Schwäche, mit welcher sie sich, bei der tyrannischen Verstofsung der Tochter, von ihm hatte unterjochen lassen, äufserst erbittert. Sie war, als der Schufs in des Commendanten Schlafgemach fiel, und die Tochter aus demselben hervorstürzte, in eine Ohnmacht gesunken, aus der sie sich zwar bald wieder erholte. Doch der Commendant hatte, in dem Augenblick ihres Erwachens, weiter nichts gesagt, als, es thäte ihm leid, dafs sie diesen Schrecken umsonst gehabt, und das abgeschossene Pistol auf einen Tisch geworfen. Nachher, da von der Abforderung der Kinder die Rede war, wagte sie schüchtern, zu erklären, dafs man zu einem solchen Schritt ein Recht habe; sie hat mit einer, durch die gehabte Anwandlung, schwachen und

rührenden Stimme, heftige Auftritte im Hause zu vermeiden; doch der Commendant erwiederte weiter nichts, als, indem er sich zum Forstmeister wandte, vor Wuth schäumend: geh! und schaff sie mir! Als der zweite Brief des Grafen F... ankam, hatte der Commendant befohlen, dafs er nach V... zur Marquise herausgeschickt werden solle, welche ihn, wie man nachher durch den Boten erfuhr, bei Seite gelegt, und gesagt hatte, es wäre gut. Die Obristinn, der in der ganzen Begebenheit so vieles, und besonders die Geneigtheit der Marquise, eine neue, ihr ganz gleichgültige, Vermählung einzugehen, dunkel war, suchte vergebens, diesen Umstand zur Sprache zu bringen. Der Commendant bat immer, auf eine Art, die einem Befehle gleich sah, zu schweigen; versicherte, indem er einst, bei einer solchen Gelegenheit, ein Portrait herabnahm, das noch von ihr an der Wand hieng, dafs er sein Gedächtnifs ihrer ganz zu vertilgen wünsche, und meinte, er hätte keine Tochter mehr. Drauf erschien der sonderbare Aufsatz der Marquise in den Zeitungen. Die Obristinn, die auf das Lebhafteste darüber betroffen war, gieng mit dem Zeitungsblatt, das sie von dem Commendanten erhalten hatte, in sein Zimmer, wo sie ihn an einem Tisch arbeitend fand, und fragte ihn, was er in aller Welt davon halte? Der Commendant sagte, indem er fortschrieb: o! sie ist unschuldig. Wie! rief Frau von G....., mit dem alleräufsersten Erstaunen: unschuldig? Sie hat es im Schlaf gethan, sagte der Commendant, ohne aufzusehen. Im Schlafe! versetzte Frau von G.... Und ein so ungeheurer Vorfall wäre —? Die Narrinn! rief der Commendant, schob die Papiere über einander, und gieng weg.

Am nächsten Zeitungstage las die Obristinn, da beide beim Frühstück safsen, in einem Intelligenzblatt, das eben ganz feucht von der Presse kam, folgende Antwort darauf:

„Wenn die Frau Marquise von G.... sich, am 3ten ... zu Uhr Morgens, im Hause des Herrn von G....., ihres Vaters, einfinden will: so wird sich derjenige, den sie sucht, ihr daselbst zu Fufsen werfen.“ —

Der Obristinn vergieng, ehe sie noch auf die Hälfte dieses unerhörten Artikels gekommen war, die Sprache, sie überflog das Ende, und reichte das Blatt dem Commendanten dar. Der Obrist durchlas das Blatt dreimal, als ob er seinen eignen Augen nicht traute. Nun sage mir, um des Himmels Willen, Lorenzo, rief die Obristinn, was hälst du davon? O die Schändliche! versetzte der Commendant, und stand auf; o die verschmitzte Heuchlerinn! Zehnmal die Schamlosigkeit einer Hündinn, mit zehnfacher List des Fuchses gepaart, reichen noch an die ihrige nicht! Solch eine Miene! Zwei solche Augen! Ein Cherub hat sie nicht treuer! — und jammerte und konnte sich nicht beruhigen. Aber was in aller Welt, fragte die Obristinn, wenn es eine List ist, kann sie damit bezwecken? — Was sie damit bezweckt? Ihre nichtswürdige Betrügerei, mit Gewalt will sie sie durchsetzen, erwiederte der Obrist. Auswendig gelernt ist sie schon, die Fabel, die sie uns beide, sie und er, am 3ten

11 Uhr Morgens hier aufbürden wollen. Mein liebes Töchterchen, soll ich sagen, das wußte ich nicht, wer konnte das denken, vergieb mir, nimm meinen Seegen, und sei wieder gut. Aber die Kugel dem, der am 3ten Morgens über meine Schwelle tritt! Es müßte denn schicklicher sein, ihn mir durch Bedienten aus dem Hause zu schaffen. — Frau von G.... sagte, nach einer nochmaligen Überlesung des Zeitungsblattes, daß wenn sie, von zwei unbegreiflichen Dingen, Einem Glauben beimessen solle, sie lieber an ein unerhörtes Spiel des Schicksals, als an diese Niederträchtigkeit ihrer sonst so vortrefflichen Tochter glauben wolle. Doch eh sie noch vollendet hatte, rief der Commendant schon: thu mir den Gefallen und schweig! und verließ das Zimmer. Es ist mir verhaßt, wenn ich nur davon höre.

Wenige Tage nachher erhielt der Commendant, in Beziehung auf diesen Zeitungsartikel, einen Brief von der Marquise, in welchem sie ihn, da ihr die Gnade versagt wäre, in seinem Hause erscheinen zu dürfen, auf eine ehrfurchtsvolle und rührende Art bat, denjenigen, der sich am 3ten Morgens bei ihm zeigen würde, gefälligst zu ihr nach V... hinauszuschicken. Die Obristinn war gerade gegenwärtig, als der Commendant diesen Brief empfieng; und da sie auf seinem Gesicht deutlich bemerkte, daß er in seiner Empfindung irre geworden war: denn welch ein Motiv jetzt, falls es eine Betrügerei war, sollte er ihr unterlegen, da sie auf seine Verzeihung gar keine Ansprüche zu machen schien? so rückte sie, dadurch dreist gemacht, mit einem Plan hervor, den sie schon lange, in ihrer von Zweifeln bewegten Brust, mit sich herum getragen hatte. Sie sagte, während der Obrist noch, mit einer nichtssagenden Miene, in das Papier hineinsah: sie habe einen Einfall. Ob er ihr erlauben wolle, auf ein oder zwei Tage, nach V... hinauszufahren? Sie werde die Marquise, falls sie wirklich denjenigen, der ihr durch die Zeitungen, als ein Unbekannter, geantwortet, schon kenne, in eine Lage zu versetzen wissen, in welcher sich ihre Seele verrathen müßte, und wenn sie die abgefeimteste Verrätherinn wäre. Der Commendant erwiederte, indem er, mit einer plötzlich heftigen Bewegung, den Brief zerriß: sie wisse, daß er mit ihr nichts zu schaffen haben wolle, und er verbiete ihr, in irgend eine Gemeinschaft mit ihr zu treten. Er siegelte die zerrissenen Stücken ein, schrieb eine Adresse an die Marquise, und gab sie dem Boten, als Antwort, zurück. Die Obristinn, durch diesen hartnäckigen Eigensinn, der alle Möglichkeit der Aufklärung vernichtete, heimlich erbittert, beschloß ihren Plan jetzt, gegen seinen Willen, auszuführen. Sie nahm einen von den Jägern des Commendanten, und fuhr am nächstfolgenden Morgen, da ihr Gemahl noch im Bette lag, mit demselben nach V... hinaus. Als sie am Thore des Landsitzes angekommen war, sagte ihr der Portier, daß niemand bei der Frau Marquise vorgelassen würde. Frau von G... antwortete, daß sie von dieser Maßregel unterrichtet wäre, daß er aber gleichwohl nur gehen, und die Obristinn von G... bei ihr anmelden mögte. Der Portier versetzte, daß dies zu nichts helfen würde, indem die Frau Marquise keinen Menschen auf der Welt spräche. Frau von G.., antwortete, daß sie von ihr gesprochen werden würde, indem sie ihre Mutter

wäre, und dafs er nur nicht länger säumen, und sein Geschäft verrichten möchte. Kaum noch war der Portier zu diesem, wie er meinte, gleichwohl vergeblichen, Unternehmen ins Haus gegangen, als man schon die Marquise daraus hervortreten, nach dem Thore eilen, und sich auf Knieen vor dem Wagen der Obristinn niederstürzen sah. Frau von G.... stieg, von ihrem Jäger unterstützt, aus, und hob die Marquise, nicht ohne einige Bewegung, vom Boden auf. Die Marquise drückte sich, von Gefühlen überwältigt, tief auf ihre Hand hinab, und führte sie, indem ihr die Thränen häufig flossen, ehrfurchtsvoll in die Zimmer ihres Hauses. Meine theuerste Mutter! rief sie, nachdem sie ihr den Divan angewiesen hatte, und noch vor ihr stehen blieb und sich die Augen trocknete: welch ein glücklicher Zufall ist es, dem ich Ihre, mir unschätzbare, Erscheinung verdanke? Frau von G.... sagte, indem sie ihre Tochter vertraulich faßte, sie müsse ihr nur sagen, dafs sie komme, sie wegen der Härte, mit welcher sie aus dem väterlichen Hause verstofsen worden sei, um Verzeihung zu bitten. Verzeihung! fiel ihr die Marquise ins Wort, und wollte ihre Hände küssen. Doch diese: denn nicht nur, fuhr sie fort, indem sie den Handkufs vermied, dafs die, in den letzten öffentlichen Blättern eingerückte, Antwort auf die bewufste Bekanntmachung, mir sowohl, als dem Vater, die Überzeugung von deiner Unschuld gegeben hat; ich mufs dir nur eröffnen, dafs er sich selbst schon, zu unserm grofsen und freudigen Erstaunen, gestern im Hause gezeigt hat. Wer hat sich — ? fragte die Marquise, und setzte sich bei ihrer Mutter nieder; welcher er selbst hat sich gezeigt — ? und Erwartung spannte jede ihrer Mienen. Er, erwiederte Frau von G..., der Verfasser jener Antwort, er persönlich selbst, an welchen dein Aufruf gerichtet war. — Nun denn, sagte die Marquise, mit unruhig arbeitender Brust: wer ist es? Und noch einmal: wer ist es? — Das, erwiederte Frau von G...., möchte ich dich errathen lassen. Denn denke, dafs sich gestern, da wir beim Thee sitzen, und eben das sonderbare Zeitungsblatt lesen, ein Mensch, von unsrer genauesten Bekanntschaft, mit Gebärden der Verzweiflung, ins Zimmer stürzt, und deinem Vater, und bald darauf auch mir, zu Füfsen fällt. Wir, unwissend, was wir davon denken sollen, fordern ihn auf, zu reden; drauf er: sein Gewissen, spricht er, lasse ihm keine Ruhe, er sei der Schändliche, der die Frau Marquise betrogen, er müsse wissen, wie man sein Verbrechen beurtheile, und wenn Rache über ihn verhängt werden solle, so komme er, sich ihr selbst darzubieten. Aber wer? wer? wer? versetzte die Marquise. Wie gesagt, fuhr Frau von C.... fort, ein junger, sonst wohlerzogener Mensch, dem wir eine solche Nichtswürdigkeit niemals zugetraut hätten. Doch erschrecken wirst du nicht, meine Tochter, wenn du erfährst, dafs er von niedrigem Stande, und von allen Forderungen, die man sonst an deinen Gemahl machen durfte, entblöfst ist. Gleichviel, meine vortreffliche Mutter, sagte die Marquise, er kann nicht ganz unwürdig sein, da er sich Ihnen zuerst zu Füfsen geworfen hat. Aber, wer? wer? Sagen Sie mir nur: wer? Nun denn, versetzte die Mutter, es ist Leopardo, der Jäger, den sich der Vater jüngst aus Tyrol verschrieb, und den ich, wenn du ihn wahrnahmst, schon mitgebracht habe, um ihn dir als Bräutigam vorzustellen. Leopardo, der Jäger! rief die Marquise, und drückte

ihre Hand, mit dem Ausdruck der Verzweiflung, vor die Stirn. Was erschreckt dich? fragte die Obristinn. Hast du Gründe, daran zu zweifeln? — Wie? Wo? Wann? fragte die Marquise verwirrt. Das, antwortete jene, will er nur dir anvertrauen. Schaam und Liebe, meinte er, machten es ihm unmöglich, sich einer Andern hierüber zu erklaren, als dir. Doch wenn du willst, so öffnen wir das Vorzimmer, wo er, mit klopfendem Herzen, auf den Ausgang wartet; und du magst sehen, ob du ihm sein Geheimniſs, indessen ich abtrete, entlockst. — Gott, mein Vater! rief die Marquise; ich war einst in der Mittagshitze eingeschlummert, und sah ihn von meinem Divan gehen, als ich erwachte! — Und damit legte sie ihre kleinen Hände vor ihr, in Schaam erglühendes, Gesicht. Bei diesen Worten sank die Mutter auf Knieen vor ihr nieder. O meine Tochter! rief sie; o du Vortreffliche! und schlug die Arme um sie. Und o ich Nichtswürdige! und verbarg das Antlitz in ihren Schoofs. Die Marquise fragte bestürzt: was ist Ihnen, meine Mutter? Denn begreife, fuhr diese fort, o du Reinere als Engel sind, daſs von Allem, was ich dir sagte, nichts wahr ist; daſs meine verderbte Seele an solche Unschuld nicht, als von der du umstrahlt bist, glauben konnte, und daſs ich dieser schändlichen List erst bedurfte, um mich davon zu überzeugen. Meine theuerste Mutter, rief die Marquise, und neigte sich voll froher Rührung zu ihr herab, und wollte sie aufheben. Doch jene: nein, eher nicht von deinen Fuſsen weich' ich, sprach sie, bis du mir sagst, ob du mir die Niedrigkeit meines Verhaltens, o du Himmlische, verzeihen kannst. Ich Ihnen verzeihen, meine Mutter! Stehen Sie auf, rief die Marquise, ich beschwöre Sie — Du hörst, sagte Frau von G..... ich will wissen, ob du mich noch lieben, und so aufrichtig verehren kannst, als sonst? Meine angebetete Mutter! rief die Marquise, und legte sich gleichfalls auf Knieen vor ihr nieder; Ehrfurcht und Liebe sind nie aus meinem Herzen gewichen. Wer konnte mir, unter so unerhörten Umständen, Vertrauen schenken? Wie glücklich bin ich, daſs Sie von meiner Unsträflichkeit überzeugt sind! Nun denn, versetzte Frau von G....., indem sie, von ihrer Tochter unterstützt, aufstand: so will ich dich auf Händen tragen, mein liebstes Kind. Du sollst bei mir dein Wochenlager halten; und wären die Verhältnisse so, daſs ich einen jungen Fürsten von dir erwartete, mit gröſserer Zärtlichkeit nicht und Würdigkeit könnt' ich dein pflegen. Die Tage meines Lebens nicht mehr von deiner Seite weich' ich. Ich biete deinem unmenschlichen Vater Trotz, ich biete deinem Bruder, ich biete der ganzen Welt Trotz, ich will keine andre Ehre mehr, als deine Schande: wenn du mir nur wieder gut wirst, und der Härte nicht, mit welcher ich dich verstieſs, mehr gedenkst. Die Marquise suchte sie mit Liebkosungen und Beschwörungen ohne Ende zu trösten; doch der Abend kam heran, und Mitternacht schlug, ehe es ihr gelang. Am folgenden Tage, da sich der Affect der alten Dame, der ihr während der Nacht eine Fieberhitze zugezogen hatte, ein wenig gelegt hatte, fuhren Mutter und Tochter und Enkel, wie im Triumph, wieder nach M... zurück. Sie waren äuſserst vergnügt auf der Reise, scherzten über Leopardo, den Jäger, der vorn auf dem Bock saſs; und die Mutter sagte zur Marquise, sie bemerke, daſs sie roth würde, so oft sie

seinen breiten Rücken ansähe. Die Marquise antwortete, mit einer Regung, die halb ein Seufzer, halb ein Lächeln war: wer weifs, wer zuletzt noch am 3ten 11 Uhr Morgens bei uns erscheint! — Drauf, je mehr man sich M... näherte, je ernsthafter stimmten sich wieder die Gemüther, in der Vorahndung entscheidender Auftritte, die ihnen noch bevorstanden. Frau von G....., die sich von ihren Planen nichts merken liefs, führte ihre Tochter, da sie vor dem Hause ausgestiegen waren, wieder in ihre alten Zimmer ein; sagte, sie möchte es sich nur bequem machen, sie würde gleich wieder bei ihr sein und schlüpfte ab. Nach einer Stunde kam sie mit einem ganz erhitzten Gesicht wieder. Nein, solch ein Thomas! sprach sie mit heimlich vergnügter Seele; solch ein unglaubiger Thomas! Hab' ich nicht eine Seigerstunde gebraucht, ihn zu überzeugen. Aber nun sitzt er, und weint. Wer? fragte die Marquise. Er, antwortete die Mutter. Wer sonst, als wer die gröfste Ursache dazu hat. Der Vater doch nicht? rief die Marquise. Wie ein Kind, erwiederte die Mutter; dafs ich, wenn ich mir nicht selbst hätte die Thränen aus den Augen wischen müssen, gelacht hätte, so wie ich nur aus der Thüre heraus war. Und das wegen meiner? fragte die Marquise; und stand auf. Und ich sollte hier — ? Nicht von der Stelle! sagte Frau von G.... Warum dictirte er mir den Brief. Hier sucht er dich auf, wenn er mich, so lang' ich lebe, wiederfinden will. Meine theuerste Mutter, flehte die Marquise —. Unerbittlich! fiel ihr die Obristinn in's Wort. Warum griff er nach der Pistole. — Aber ich beschwöre Sie — Du sollst nicht, versetzte Frau von G...., indem sie die Tochter wieder auf ihren Sessel niederdrückte. Und wenn er nicht heut vor Abend noch kommt, zieh' ich morgen mit dir weiter. Die Marquise nannte dies Verfahren hart und ungerecht. Doch die Mutter erwiederte: Beruhige dich — denn eben hörte sie jemand von Weitem heranschluchzen: er kömmt schon! Wo? fragte die Marquise, und horchte. Ist wer hier draufsen vor der Thür dies heftige — ? Allerdings, versetzte Frau von G.... Er will, dafs wir ihm die Thüre öffnen. Lassen Sie mich! rief die Marquise, und rifs sich vom Stuhl empor. Doch: wenn du mir gut bist, Julietta, versetzte die Obristinn, so bleib; und in dem Augenblick trat auch der Commendant schon, das Tuch vor das Gesicht haltend, ein. Die Mutter stellte sich breit vor ihre Tochter, und kehrte ihm den Rücken zu. Mein theuerster Vater! rief die Marquise, und streckte ihre Arme nach ihm aus. Nicht von der Stelle, sagte Frau von G....., du hörst! Der Commendant stand in der Stube und weinte. Er soll dir abbitten, fuhr Frau von G.... fort. Warum ist er so heftig! Und warum ist er so hartnäckig! Ich liebe ihn, aber dich auch; ich ehre ihn, aber dich auch. Und mufs ich eine Wahl treffen, so bist du vortrefflicher, als er, und ich bleibe bei dir. Der Commendant beugte sich ganz krumm, und heulte, dafs die Wände erschallten. Aber mein Gott! rief die Marquise, gab der Mutter plötzlich nach, und nahm ihr Tuch, ihre eigenen Thränen fliefsen zu lassen. Frau von G.... sagte —: er kann nur nicht sprechen! und wich ein wenig zur Seite aus. Hierauf erhob sich die Marquise, umarmte den Commendanten, und bat ihn, sich zu beruhigen. Sie weinte selbst heftig. Sie fragte ihn, ob er sich nicht setzen wolle? sie

wollte ihn auf einen Sessel niederziehen; sie schob ihm einen Sessel hin, damit er sich darauf setze: doch er antwortete nicht; er war nicht von der Stelle zu bringen; er setzte sich auch nicht: er stand blofs, das Gesicht tief zur Erde gebeugt, und weinte. Die Marquise sagte, indem sie ihn aufrecht hielt, halb zur Mutter gewandt: er werde krank werden; die Mutter selbst schien, da er sich ganz convulsivisch gebährdete, ihre Standhaftigkeit verlieren zu wollen. Doch da der Commendant sich endlich, auf die wiederholten Aufforderungen der Tochter, niedergesetzt hatte, und diese ihm, mit unendlichen Liebkosungen, zu Fufsen gesunken war: so nahm sie wieder das Wort, sagte, es geschehe ihm ganz Recht, er werde nun wohl zur Vernunft kommen, entfernte sich aus dem Zimmer, und liefs sie allein.

Sobald sie draufsen war, wischte sie sich selbst die Thranen ab, dachte, ob ihm die heftige Erschutterung nicht doch, in welche sie ihn versetzt hatte, gefährlich sein könnte, und ob es wohl rathsam sei, einen Arzt rufen zu lassen? Sie kochte ihm fur den Abend Alles, was sie nur Starkendes und Beruhigendes aufzutreiben wufste, in der Kuche zusammen, bereitete und wärmte ihm das Bett, um ihn sogleich hineinzulegen, sobald er nur, an der Hand der Tochter, erscheinen würde, und schlich, da er immer nicht kam, und schon die Abendtafel gedeckt war, dem Zimmer der Marquise zu, um doch zu hören, was sich zutrage? Sie vernahm, da sie mit sanft an die Thur gelegtem Ohr horchte, ein leises, eben verhallendes Gelispel, das, wie es ihr schien, von der Marquise kam; und, wie sie durch's Schlusselloch bemerkte, safs sie auch auf des Commendanten Schoofs, was er in seinem Leben nicht zugegeben hatte. Drauf endlich öffnete sie die Thur, und sah nun — und das Herz quoll ihr vor Freuden empor: die Tochter still, mit zurückgebeugtem Nacken, die Augen fest geschlossen, in des Vaters Armen liegen; indessen dieser, auf dem Lehnstuhl sitzend, lange, heifse und lechzende Küsse, das grofse Auge voll glanzender Thranen, auf ihren Mund druckte: gerade wie ein Verliebter! Die Tochter sprach nicht, er sprach nicht; mit über sie gebeugtem Antlitz safs er, wie über das Madchen seiner ersten Liebe, und legte ihr den Mund zurecht, und kufste sie. Die Mutter fuhlte sich, wie eine Seelige; ungesehen, wie sie hinter seinem Stuhle stand, säumte sie, die Lust der himmeltrohen Versöhnung, die ihrem Hause wieder geworden war, zu storen. Sie nahte sich dem Vater endlich, und sah ihn, da er eben wieder mit Fingern und Lippen in unsaglicher Lust über den Mund seiner Tochter beschaftigt war, sich um den Stuhl herumbeugend, von der Seite an. Der Commendant schlug, bei ihrem Anblick, das Gesicht schon wieder ganz kraus nieder und wollte etwas sagen; doch sie: o was fur ein Gesicht! rief sie, kufste es jetzt auch ihrerseits in Ordnung, und machte der Rührung durch Scherzen ein Ende. Sie lud und führte beide, die wie Brautleute giengen, zur Abendtafel, an welcher der Commendant zwar sehr heiter war, aber noch von Zeit zu Zeit schluchzte, wenig afs und sprach, auf den Teller niedersah, und mit der Hand seiner Tochter spielte.

Nun galt es, beim Anbruch des nächsten Tages, die Frage, wer nur, in aller Welt, morgen um 11 Uhr sich zeigen würde; denn morgen war der gefürchtete

Dritte. Vater und Mutter, und auch der Bruder, der sich mit seiner Versöhnung eingefunden hatte, stimmten unbedingt, falls die Person nur von einiger Erträglichkeit sein würde, für Vermählung; Alles, was nur immer möglich war, sollte geschehen, um die Lage der Marquise glücklich zu machen. Sollten die Verhältnisse derselben jedoch so beschaffen sein, dafs sie selbst dann, wenn man ihnen durch Begünstigungen zu Hülfe kommen wollte, zu weit hinter den Verhältnissen der Marquise zurückblieben, so widersetzten sich die Eltern der Heirath; sie beschlossen, die Marquise nach wie vor bei sich zu behalten, und das Kind zu adoptiren. Die Marquise hingegen schien willens, in jedem Falle, wenn die Person nur nicht ruchlos wäre, ihr gegebenes Wort in Erfüllung zu bringen, und dem Kinde, es koste, was es wolle, einen Vater zu verschaffen. Am Abend fragte die Mutter, wie es denn mit dem Empfang der Person gehalten werden solle? Der Commendant meinte, dafs es am Schicklichsten sein würde, wenn man die Marquise um 11 Uhr allein liefse. Die Marquise hingegen bestand darauf, dafs beide Eltern, und auch der Bruder, gegenwärtig sein möchten, indem sie keine Art des Geheimnisses mit dieser Person zu theilen haben wolle. Auch meinte sie, dafs dieser Wunsch sogar in der Antwort der Person, dadurch, dafs sie das Haus des Commendanten zur Zusammenkunft vorgeschlagen, ausgedrückt scheine; ein Umstand, um dessentwillen ihr gerade diese Antwort, wie sie frei gestehen müsse, sehr gefallen habe. Die Mutter bemerkte die Unschicklichkeit der Rollen, die der Vater und der Bruder dabei zu spielen haben würden, bat die Tochter, die Entfernung der Männer zuzulassen, wogegen sie in ihren Wunsch willigen, und bei dem Empfang der Person gegenwärtig sein wolle. Nach einer kurzen Besinnung der Tochter ward dieser letzte Vorschlag endlich angenommen. Drauf nun erschien, nach einer, unter den gespanntesten Erwartungen zugebrachten, Nacht der Morgen des gefürchteten Dritten. Als die Glocke eilf Uhr schlug, safsen beide Frauen, festlich, wie zur Verlobung angekleidet, im Besuchzimmer; das Herz klopfte ihnen, dafs man es gehört haben würde, wenn das Geräusch des Tages geschwiegen hätte. Der eilfte Glockenschlag summte noch, als Leopardo, der Jager, eintrat, den der Vater aus Tyrol verschrieben hatte. Die Weiber erblafsten bei diesem Anblick. Der Graf F..., sprach er, ist vorgefahren, und läfst sich anmelden. Der Graf F...! riefen beide zugleich, von einer Art der Besturzung in die andre geworfen. Die Marquise rief: Verschliefst die Thüren! Wir sind für ihn nicht zu Hause; stand auf, das Zimmer gleich selbst zu verriegeln, und wollte eben den Jäger, der ihr im Wege stand, hinausdrängen, als der Graf schon, in genau demselben Kriegsrock, mit Orden und Waffen, wie er sie bei der Eroberung des Forts getragen hatte, zu ihr eintrat. Die Marquise glaubte vor Verwirrung in die Erde zu sinken; sie griff nach einem Tuch, das sie auf dem Stuhl hatte liegen lassen, und wollte eben in ein Seitenzimmer entfliehn; doch Frau von G....., indem sie die Hand derselben ergriff, rief: Julietta — ! und wie erstickt von Gedanken, gieng ihr die Sprache aus. Sie heftete die Augen fest auf den Grafen und wiederholte: ich bitte dich, Julietta! indem sie sie nach sich zog: Wen erwarten wir denn — ? Die Marquise rief, indem sie

sich plötzlich wandte: nun? doch ihn nicht —? und schlug mit einem Blick funkelnd, wie ein Wetterstrahl, auf ihn ein, indessen Blässe des Todes ihr Antlitz überflog. Der Graf hatte ein Knie vor ihr gesenkt; die rechte Hand lag auf seinem Herzen, das Haupt sanft auf seine Brust gebeugt, lag er, und blickte hochglühend vor sich nieder, und schwieg. Wen sonst, rief die Obristin mit beklemmter Stimme, wen sonst, wir Sinnberaubten, als ihn —? Die Marquise stand starr über ihm, und sagte: ich werde wahnsinnig werden, meine Mutter! Du Thörinn, erwiederte die Mutter, zog sie zu sich, und flüsterte ihr etwas in das Ohr. Die Marquise wandte sich, und stürzte, beide Hände vor das Gesicht, auf den Sopha nieder. Die Mutter rief: Unglückliche! Was fehlt dir? Was ist geschehn, worauf du nicht vorbereitet warst? — Der Graf wich nicht von der Seite der Obristinn; er faßte, immer noch auf seinen Knieen liegend, den äußersten Saum ihres Kleides, und küßte ihn. Liebe! Gnädige! Verehrungswürdigste! flüsterte er: eine Thräne rollte ihm die Wangen herab. Die Obristinn sagte: stehn Sie auf, Herr Graf, stehn Sie auf! Trösten Sie jene; so sind wir Alle versöhnt, so ist Alles vergeben und vergessen. Der Graf erhob sich weinend. Er ließ sich von Neuem vor der Marquise nieder, er faßte leise ihre Hand, als ob sie von Gold wäre, und der Duft der seinigen sie trüben könnte. Doch diese —: gehn Sie! gehn Sie! gehn Sie! rief sie, indem sie aufstand; auf einen Lasterhaften war ich gefaßt, aber auf keinen — — — Teufel! öffnete, indem sie ihm dabei, gleich einem Pestvergifteten, auswich, die Thür des Zimmers, und sagte: ruft den Obristen! Julietta! rief die Obristinn mit Erstaunen. Die Marquise blickte, mit tödtender Wildheit, bald auf den Grafen, bald auf die Mutter, ein; ihre Brust flog, ihr Antlitz loderte: eine Furie sieht nicht schrecklicher. Der Obrist und der Forstmeister kamen. Diesem Mann, Vater, sprach sie, als jene noch unter dem Eingang waren, kann ich mich nicht vermählen! griff in ein Gefäß mit Weihwasser, das an der hinteren Thür befestigt war, besprengte, in einem großen Wurf, Vater und Mutter und Bruder damit, und verschwand.

Der Commendant, von dieser seltsamen Erscheinung betroffen, fragte, was vorgefallen sei, und erbläßte, da er, in diesem entscheidenden Augenblick, den Grafen F... im Zimmer erblickte. Die Mutter nahm den Grafen bei der Hand und sagte: frage nicht; dieser junge Mann bereut von Herzen Alles, was geschehen ist; gieb deinen Seegen, gieb, gieb: so wird sich Alles noch glücklich endigen. Der Graf stand wie vernichtet. Der Commendant legte seine Hand auf ihn; seine Augenwimpern zuckten, seine Lippen waren weiß, wie Kreide. Möge der Fluch des Himmels von diesen Scheiteln weichen! rief er: wann gedenken Sie zu heirathen? — Morgen, antwortete die Mutter für ihn, denn er konnte kein Wort hervorbringen, morgen oder heute, wie du willst; dem Herrn Grafen, der so viel schöne Beeiferung gezeigt hat, sein Vergehen wieder gut zu machen, wird immer die nächste Stunde die liebste sein. — So habe ich das Vergnügen, Sie morgen um 11 Uhr in der Augustinerkirche zu finden! sagte der Commendant; verneigte sich gegen ihn, rief Frau und Sohn ab, um sich in das Zimmer der Marquise zu verfügen, und ließ ihn stehen.

Man bemühte sich vergebens, von der Marquise den Grund ihres sonderbaren Betragens zu erfahren; sie lag im heftigsten Fieber, wollte durchaus von Vermählung nichts wissen, und bat, sie allein zu lassen. Auf die Frage: warum sie denn ihren Entschluss plötzlich geändert habe? und was ihr den Grafen gehässiger mache, als einen Anderen? sah sie den Vater mit grossen, zerstreuten Augen an, und antwortete nichts. Die Obristinn sprach: ob sie vergessen habe, dass sie Mutter sei? worauf sie erwiederte, dass sie, in diesem Falle, mehr an sich, als ihr Kind, denken müsse, und nochmals, indem sie alle Engel und Heiligen zu Zeugen anrief, versicherte, dass sie nicht heirathen würde. Der Vater, der sie offenbar in einem überreizten Gemüthszustande sah, erklärte, dass sie ihr Wort halten müsse; verliess sie, und ordnete Alles, nach gehöriger Rücksprache schriftlich mit dem Grafen, zur Vermählung an. Er legte demselben einen Heirathscontract vor, in welchem dieser auf alle Rechte eines Gemahls Verzicht that, dagegen sich zu allen Pflichten, die man von ihm fordern würde, verstehen sollte. Der Graf sandte das Blatt, ganz von Thränen durchfeuchtet, mit seiner Unterschrift zurück. Als der Commendant am andern Morgen der Marquise dieses Papier überreichte, hatten sich ihre Geister ein wenig beruhigt. Sie durchlas es, noch im Bette sitzend, mehrere Male, legte es sinnend zusammen, öffnete es, und durchlas es wieder; und erklärte hierauf, dass sie sich um 11 Uhr in der Augustinerkirche einfinden würde. Sie stand auf, zog sich, ohne ein Wort zu sprechen, an, stieg, als die Glocke schlug, mit allen Ihrigen in den Wagen und fuhr dahin ab.

Erst an dem Portal der Kirche war es dem Grafen erlaubt, sich an die Familie anzuschliessen. Die Marquise sah, während der Feierlichkeit, starr auf das Altarbild; nicht ein flüchtiger Blick ward dem Manne zu Theil, mit welchem sie die Ringe wechselte. Der Graf bot ihr, als die Trauung vorbei war, den Arm; doch sobald sie wieder aus der Kirche heraus waren, verneigte sich die Gräfinn vor ihm: der Commendant fragte, ob er die Ehre haben würde, ihn zuweilen in den Gemächern seiner Tochter zu sehn, worauf der Graf etwas stammelte, das niemand verstand, den Huth vor der Gesellschaft abnahm, und verschwand. Er bezog eine Wohnung in M..., in welcher er mehrere Monate zubrachte, ohne auch nur den Fuss in des Commendanten Haus zu setzen, bei welchem die Gräfinn zurückgeblieben war. Nur seinem zarten, würdigen und völlig musterhaften Betragen überall, wo er mit der Familie in irgend eine Berührung kam, hatte er es zu verdanken, dass er, nach der nunmehr erfolgten Entbindung der Gräfinn von einem jungen Sohne, zur Taufe desselben eingeladen ward. Die Gräfinn, die, mit Teppichen bedeckt, auf dem Wochenbette sass, sah ihn nur auf einen Augenblick, da er unter die Thür trat, und sie von Weitem ehrfurchtsvoll grüsste. Er warf unter den Geschenken, womit die Gäste den Neugebohrnen bewillkommten, zwei Papiere auf die Wiege desselben, deren Eines, wie sich nach seiner Entfernung auswies, eine Schenkung von 20000 Rubel an den Knaben, und das Andere ein Testament war, in dem er die Mutter, falls er stürbe, zur Erbinn seines ganzen Vermögens einsetzte. Von diesem Tage an ward er öfter eingeladen;

das Haus stand seinem Eintritt offen, es vergieng bald kein Abend, da er sich nicht darin gezeigt hatte. Er fieng, da sein Gefühl ihm sagte, daſs ihm von allen Seiten, um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen, verziehen sei, seine Bewerbung um die Gräfinn, seine Gemahlinn, von Neuem an, erhielt, nach Verlauf eines Jahres, ein zweites Jawort von ihr, und auch eine zweite Hochzeit ward gefeiert, froher, als die erste, nach deren Abschluſs die ganze Familie nach V... hinauszog. Eine ganze Reihe von jungen Russen folgten jetzt noch dem ersten; und da der Graf, in einer glücklichen Stunde, seine Frau einst fragte, warum sie, an jenem fürchterlichen Dritten, da sie auf jeden Lasterhaften gefaſst gewesen war, vor ihm, gleich einem Teufel, geflohen wäre, antwortete sie, indem sie ihm um den Hals fiel: er würde ihr damals nicht ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht, bei seiner ersten Erscheinung, wie ein Engel vorgekommen wäre.

II. Die beiden Tauben,

eine Fabel
nach Lafontaine.

Zwei Täubchen liebten sich mit zarter Liebe.
Jedoch, der weichen Ruhe überdrüſsig,
Ersann der Tauber eine Reise sich.
Die Taube rief: „Was unternimmst du, Lieber?
Von mir willst du, der süſsen Freundinn, scheiden:
Der Übel Gröſstes, ist's die Trennung nicht?
Für dich nicht, leider, Unempfindlicher!
Denn selbst nicht Mühen können, und Gefahren,
Die schreckenden, an diese Brust dich fesseln.
Ja, wenn die Jahrszeit freundlicher dir wäre!
Doch bei des Winters immer regen Stürmen
Dich in das Meer hinaus der Lüfte wagen!
Erwarte mindestens den Lenz: was treibt dich?
Ein Rab' auch, der den Himmelsplan durchschweifte,
Schien mir ein Unglück anzukündigen.
Ach, nichts als Unheil zitternd werd' ich träumen,
Und nur das Netz stets und den Falken sehn.
Jetzt, ruf' ich aus, jetzt stürmt's: mein süſser Liebling,
Hat er jetzt Alles auch was er bedarf,
Schutz und die goldne Nahrung, die er braucht,

Weich auch und warm, ein Lager für die Nacht,
Und alles Weitre, was dazu gehört?" —
Dies Wort bewegte einen Augenblick
Den raschen Vorsatz unsers jungen Thoren;
Doch die Begierde trug, die Welt zu sehn,
Und das unruh'ge Herz, den Sieg davon.
Er sagte: „Weine nicht! Zwei kurze Monden
Befriedigen jedweden Wunsch in mir.
Ich kehre wieder, Liebchen, um ein Kleines,
Jedweden Abentheuer, Zug vor Zug,
Das mir begegnete, dir mitzutheilen.
Es wird dich unterhalten, glaube mir!
Ach, wer nichts sieht, kann wenig auch erzählen.
Hier, wird es heifsen, war ich; dies erlebt' ich;
Dort auch hat mich die Reise hingeführt:
Und du, im süfsen Wahnsinn der Gedanken,
Ein Zeuge dessen wähnen wirst du dich." —
Kurz, dies und mehr des Trostes zart erfindend,
Kufst er, und unterdrückt was sich ihm regt,
Das Taubchen, das die Flügel niederhangt,
Und fleucht. —

Und aus des Horizontes Tiefe
Steigt mitternächtliches Gewölk empor,
Gewitterregen häufig niedersendend.
Ergrimmte Winde brechen los: der Tauber
Kreucht unter'n ersten Strauch, der sich ihm beut.
Und während er, von stiller Od' umrauscht,
Die Fluth von den durchweichten Federn schüttelt,
Die strömende, und seufzend um sich blickt,
Denkt er, nach Wandrerart, sich zu zerstreun,
Des blonden Taubchens heim, das er verliefs.
Und sieht erst jetzt, wie sie beim Abschied schweigend
Das Köpfchen niederhieng, die Flügel senkte,
Den weifsen Schoos mit stillen Thränen netzend:
Und selbst, was seine Brust noch nie empfand,
Ein Tropfen, grofs und glänzend, steigt ihm auf.
Getrocknet doch, beim ersten Sonnenstrahl,
So Aug' wie Leib, setzt er die Reise fort,
Und kehrt, wohin ein Freund ihn warm empfohlen,
In eines Städters reiche Wohnung ein.

Von Moos und duft'gen Kräutern zubereitet,
Wird ihm ein Nest, an Nahrung fehlt es nicht,
Viel Höflichkeit, um dessen, der ihn sandte,
Wird ihm zu Theil, viel Güt' und Artigkeit:
Der lieblichen Gefühle keins für sich.
Und sieht die Pracht der Welt und Herrlichkeiten,
Die schimmernden, die ihm der Ruhm genannt,
Und kennt nun Alles, was sie Würd'ges beut,
Und fühlt unseel'ger sich, als je, der Arme,
Und steht, in Oden steht man öder nicht,
Umringt von allen ihren Freuden, da.
Und fleucht, das Paar der Flügel emsig regend,
Unausgesetzt, auf keinen Thurm mehr achtend,
Zum Täubchen hin, und sinkt zu Füßen ihr,
Und schluchzt, in endlos heftiger Bewegung,
Und küsset sie, und weiß ihr nichts zu sagen —
Ihr, die sein armes Herz auch wohl versteht!

Ihr Seel'gen, die ihr liebt; ihr wollt verreisen?
O laßt es in die nächste Grotte sein!
Seid euch die Welt einander selbst und achtet,
Nicht eines Wunsches werth, das Übrige!
Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte:
Ich hätte nicht um Rom und seine Tempel,
Nicht um des Firmamentes Prachtgebäude,
Des lieben Mädchens Laube hingetauscht!
Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz ertheilt?
So viele jungen, lieblichen Gestalten,
Mit unempfundnem Zauber sollen sie
An mir vorübergehn? Ach, dieses Herz!
Wenn es doch einmal noch erwarmen könnte!
Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der
Mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe —?

H. v. K.

III. Vorlesungen über das Schöne.

I.

Die Leute sagen: in dieser bunten, aus den widersprechendsten Gegenständen zusammengesetzten Welt, gebe es aufser vielen sehr unbequemen Dingen, z. B. aufser der Tugend, die dem Menschen eine höchst wunderliche Selbstverläugnung zumuthe, aufser der Wahrheit, deren Dienst mit mancherlei Zeitverlust und Kopfzerbrechens verknüpft sei, aufser dem bürgerlichen und öconomischen Verdienst, worin eigentlich der Hauptlebenszweck bestehe — aufser allen diesen ehrenwerthen aber beschwerlichen Dingen gebe es nun auch ein bequemes, angenehmes, den übrigen zur Erfrischung, zur Erholung beigemischtes Wesen, die Schönheit. Wenn man den Reden der Leute nachgeht, so möchte man glauben, dieses Wesen sei ein höchst seltnes Phänomen, man müsse am Leben wie an der Aloe ein halbes Jahrhundert mit schroffen, stachlichten Blättern vorliebnehmen, bis sich einmal eine Blüthe zeige. — Wenn diese seltne Erscheinung nun da ist, oder vielmehr wenn einige leichtgläubige, gute, kindliche Seelen sich überredet haben, dieser Mensch, dieses Kunstwerk, dieser Wohnsitz sei schön, so haben die Leute eine bewundernswürdige Fertigkeit darin, einem diesen Glauben auszureden: da ist keiner so schlecht, dafs er nicht schon etwas viel schöneres gesehn hätte, oder sich nicht gar etwas unendlich schöneres denken könne. Wenn ihr da und da gewesen wär't, so würden euch diese Elbthäler nicht weiter reizen: wenn ihr jene verstorbene oder abwesende Dame gesehn hättet, so könnte euch dieses Gesicht nicht gefallen u. s. f. Da sieht es dann wirklich so aus, als sei die Schönheit überall gewesen, man habe nur allein unter allen Menschen das Unglück gehabt, sie nie zu Hause zu treffen: wo wir hinkommen mögen, erfahren wir, dafs sie so eben abgereist sei. — Die Natur bleibt denn doch aber stärker, wie die Menschen: plötzlich wirft sie eine glänzende Erscheinung in ihre Mitte, die durch die Gewalt ihrer Gegenwart alle die abwesenden Schönheiten, die jeder einzelne gesehn haben will, augenblicklich verdunkelt: alles liegt auf den Knieen, niemand kann begreifen, wie die herrliche Bezauberung nicht ewig währen soll. Daran haltet euch nur, ihr gutmüthigen und treuen Seelen! lafst der Welt nur Zeit, und sie fängt an, das Göttliche zu zerschneiden und zernagen, und ruht nicht, bis sie es in den Staub gezogen. Ihr mög't treu bleiben, aber das schöne Band vieler bewundernder Gemüther ist längst aufgelöst, die tempelähnliche Empfindung bei der ersten Ankunft des Göttlichen ist vorüber wie ein Rausch, der Weihrauch ist verdampft; überall unerträglich nüchterne Gesichter, und nun läuft die Klugheit in allen Gassen bei Freunden, Vettern und Verwandten, und protestirt, dafs sie gleich den grofsen Mund, den braunen Teint und das geniirte Betragen bemerkt habe: sie habe nur aus Höflichkeit der allgemeinen Empfindung nachgegeben, übrigens seien ihr aber

ganz andre Dinge im Leben schon vorgekommen. — Was will ich mit diesen Worten? — Klagen über die Unbeständigkeit, den Neid, und die Störungen der Welt? Bewahre! Dieser Alltagsgesang möchte sich schlecht zu Reden eignen, die heraustreten sollen aus dem gewöhnlichen und erfreuen und erheben. Wie viele falsche Gröfse, wie viel unächte Schönheit ist in der Welt aufgetreten, mit blendendem Glanze, und durch denselbigen geschäftigen Trieb der Menschen das Grofse zu verkleinern, und das Schöne zu zernagen glücklich bei Seite gebracht worden. Wer darüber klagen kann; wem das Schöne, was er ergriffen hat, erst andre Leute gönnen müssen; wer erst mit den möglichen Störern einen Contract darüber schliefsen mufs, dafs sie ihn in Ruhe lassen; wer erst eine feststehende, auf Verabredungen der Gelehrten beruhende Kritik oder Gesetzgebung für das Schöne braucht, der besitzt es nicht und ergriff es nie. Ein sehr richtiger Instinkt — im gemeinen Leben nennt man ihn Egoismus, aber es ist eben so gut edles Freiheitsgefühl — treibt die Menschen an, den Einzelnen, der von seinem Sorgenstuhl aus die Schönheit der Welt in gemächlicher Ruhe bewundern will, oder den, der die zerstreuten Schönheiten des Lebens und der Kunst in seinem Zimmer wie seltne Münzen versammeln möchte, oder den überhaupt, der an seinem Götzen mit fauler Genügsamkeit klebt — keine Ruhe zu lassen, sie fort zu locken, bis eine Sehnsucht sie ergreift nach immer höherer Schönheit, und sie treibt bald zu den Mausoleen der Vorwelt, dann zu der auferstandenen Pracht ihrer Museen und Kunstsale, dann in die Theater, dann wieder in die Sphäre des lebendigen, regsamen Handelns und Gewerbes, bis sie einen Kreis der Sehnsucht rund um die Erde gezogen, nun wieder auf der alten Stelle ankommen, und wenn man sie frägt, wo die Schönheit wohne, ermattet antworten müssen: Überall oder nirgends. — Darin lag eben der Irrthum: So lange einzelne im ausschliefsenden Besitz der Schönheit zu sein vorgaben, durfte es niemand leiden: jeder mufste mit der Glücksbeglaubigung, die ihm die Natur auf seine Lebensreise mitgegeben hatte, mit der Schönheit, die ihn vorzüglich reizte, und wenn es auch nur eine volle Scheune, oder Braten und Torten waren, auftreten gegen den vatikanischen Apoll, der als einzig Schönes ihm zugemuthet wurde. Man hat im gemeinen Leben einen ungemein characteristischen Ausdruck für die belobte, schlaffe Ansicht von der Schönheit, da man sie wie eine angenehme Zuthat oder Würze zu der übrigens geschmacklosen und odiösen Sorgenbewirthung dieser Welt, kurz da man sie wie den Zucker auf den Brei des Lebens betrachtete, und die alte Sage von ihrer Allgegenwart in Luft und Meer und bei allen Lebendigen gänzlich verklungen war. Nemlich man verglich die Schönheit gemeiniglich mit einem Gewande, das der allzutrocknen Wahrheit und der allzustrengen Tugend zuletzt umgehängt wurde, um den erwachsenen Kindern durch eine Art von Täuschung die Bitterkeiten des Lebens beizubringen, und die Künstler waren dann eben die vermeintlichen Gewandschneider, die Directoren und die Entwerfer dieser Täuschungen. Mit dem nackten Leben hatten sie eigentlich nichts zu thun; dies mufste, wie es Gott gegeben hatte, verbraucht werden. Da hiefs es dann: eine Wahrheit in geschmackvollem Gewande darstellen, eine Idee ästhetisch-schön ein-

kleiden u. s. f., und jene himmlische Schönheit, die eins ist mit der Wahrheit, die die Seele aller Ideen ist, mufste herauskommen, und die Aufsenseiten des todten Gedankens mit Zierrathen, und Stuccaturen, und Schnörkeleien, und Farben verkleben, um die Neigung schlaffer Seelen zu reizen. Auf die gemeinschaftliche Betrachtung dieser Schönheit, die ein gutgeartetes Gemüth nicht begehrt, weil es sie nicht begehren kann ohne das Geständnifs, dafs ihm das Leben an und für sich zu herbe schmecke — habe ich sie nicht einladen können. Vielmehr ist von der himmlischen Schönheit die Rede, die, so weit verbreitet, als das Leben, auch durch das ganze Leben im grofsen und im kleinen empfunden werden kann; von dem Geiste der Schönheit, den die schönen Künste festhalten, und in bleibenden Ausdrücken und Mustern aufstellen; wodurch die vergangenen Generationen ihren herrlichsten Erwerb den nachfolgenden überliefern; und durch den sich jede anscheinend vergänglichste Handlung des Lebens an den uralten Stamm der Kunst anschliefsen und so verewigen kann. Wem ist es z. B. bei den musikalischen Darstellungen, die wir Opern nennen, worin die kleinsten Züge einer reichen und grazieusen Handlung von angemefsnen Tönen begleitet werden, und die deshalb von alten wohlbestallten Kunstrichtern, als unnatürlich verdammt wurden, — nicht beigefallen, dafs die Natur, die in der Tiefe unsers Innern spricht, gerade verlangt, dafs jede kleinste Handlung unsers Lebens von eben solchen, wenn auch unhörbaren Accorden begleitet werden müfste, und dafs, wenn auch jedesmal von uns nur eine einzelne Handlung gethan, ein einzelnes Wort ausgesprochen werden könne, dennoch immer ein Orchester von Gefühlen in unsrer Brust harmonisch mit anklingen, und sich so neben der einzelnen Handlung, und dem einzelnen Worte immer in unserm Innern wieder offenbaren müsse der ganze Mensch, wie sich die Gegenwart der ganzen Natur und des ganzen Reiches der Schönheit im Orchester offenbart, und die Leidenstöne, die der menschlichen Brust entfahren, dergestalt, durch harmonische Begleitung wieder besänftigt werden. Der Wein, der Ruhm, die Liebe, der Gesang, das Mitleid und das Glück versetzen uns in schöne Zustande, wo solche Töne in unserm Herzen vernommen werden. Jeder von uns erinnert sich daran und versteht was ich meine. Wir sind nie in solchen Zuständen gewesen, ohne den Wunsch sie festzuhalten, ohne schmerzliches Gefühl, wenn sie entwichen waren. Nehmen Sie nun an, es gäbe eine Fähigkeit des Menschen ohne äufsere Veranlassung, ohne Wein und ohne Ruhm, ohne Liebe und ohne Gesang, den das leibliche Gehör empfindet, ohne Mitleid und ohne Glück, das innerste und heiligste, welches durch jene Anlässe erzeugt wird, von selbst durch Kraft der Seele und durch Grazie der Seele zu erzeugen, so haben sie den Dichter, den Künstler. Gehn sie noch einen Schritt weiter, und denken sie sich, diese Fähigkeit sich selbst überall musikalisch zu begleiten, als bleibenden Zustand im Menschen, so haben sie vor sich das Bild einer schönen Seele. Dies ist der natürliche Zustand des Menschen, der erste und älteste, dessen wir uns erinnern können, der Zustand der Kindheit, von dem (wie uns die Welt auch nachher mifshandeln mag, durch welche Disharmonieen wir auch späterhin hindurch müssen) dennoch durchs

ganze schmerzenvolle Leben eine gewisse Grundlage von Wohlbehagen zurückbleibt. Das Wesen aller dieser vorübergehenden und bleibenden Zustände ist die Schönheit, von der ich rede. —

Warum entbehrt die Poesie zu ihrer vollen Wirkung so ungern der Verse und des Rhythmus? Es kommt ihr, da sie die Schönheit, d. h. mehr als den blofsen Sinn der Worte und Gedanken, mehr als den blofsen Umrifs der Gestalten, ausdrücken will, darauf an, darzuthun, dafs der ganze Dichter, wie vorher der ganze Mensch, allenthalben zugegen sei; deshalb bringt die Poesie ihre noch so verschiedenartig bewegten Bilder und Gestalten alle in eine gemeinschaftliche Bewegung: nach wie verschiedenen Tacten sich die Glieder der Handlung bewegen mögen, die ganze Handlung bewegt sich dennoch nach einem einzigen Tact; wie sich die Hand und der Fufs bewegen mögen, ein einziger, gleichförmiger, hör- und fühlbarer Puls schlägt durch das ganze Werk, und dieser Pulsschlag greift wieder ein in den gröfseren Pulsschlag der ganzen Natur und so offenbart sich allgegenwärtig der Dichter, und mehr als der Dichter, der allgemeine Geist der Poesie und des Lebens. Welches grofse Trauerspiel uns der Erdgeist zeigen möge, und wenn es der Kampf zwischen Cäsar und Pompejus um die Weltherrschaft wäre, der grofse, allgemeine Pulsschlag der Natur, der Wechsel von Tag und Nacht dauert anscheinend unbekümmert um die Unternehmungen jener Helden fort, und wer hat nicht schon einmal in seinem Leben gefühlt, wie dieser ruhige und rhythmische Wechsel der Tage, der Jahrszeiten und Jahre, die Betrachtung der schauerlichsten Catastrophen der Zeit still besänftigt, und den Betrachter mit einem heiligen Gefühle von der Schönheit der Welt erfüllt. Deshalb glaube niemand, dafs er das Wesen der Poesie empfunden, so lange ihm noch die Verse unwesentlich erscheinen, so lange er die Bewegung verachtet, welche ihn in den heiligen Schlaf, Traum oder Wahnsinn der Poesie einwiegt.

Die Erklärung der Schönheit, da man sagt, sie sei überall da, wo sich ein Mannichfaltiges in einem Einfachen, oder in Einheit offenbart, ist also so uneben nicht: eine mannichfaltige Bewegung in einer einfachen, die Unruhe in der Ruhe, die Leidenschaft in der Gemüthsstille. — Aber wo ist denn die Schönheit, fragen die Leute, damit wir sie ergreifen, uns aneignen, oder davon Nutzen ziehen können: wir möchten sie uns gern einfangen, und sie nachher sehen lassen, und beneidet werden. Mit unsrer Antwort: Überall oder Nirgends, dürfen wir nicht kommen. Wohlan! es hat ja Leute gegeben, welche Profession von der Schönheitslehre, von der Ästhetik machten; geschmackvolle Kunstrichter, welche von der Verfertigung und Fabrication des Schönen Rechenschaft gaben. Befragen wir diese, so antworten sie: schön kommt her von scheinen, was zweckmäfsig scheint, ist Schön, und die Kunst ist die Fertigkeit, schönen Schein hervorzubringen. Sie erklären, dafs derselbe kalte Verstand, welcher den reellen, zweckmäfsigen und klugen Anordnungen des Lebens seine Billigung gebe, sich auch durch diese Täuschungen, diesen Schein von Zweckmäfsigkeit zufrieden stellen lasse, vorausgesetzt, dafs die betrachtende Seele nur nie

vergesse, wie alles Schein, bloſser Schein sei. Eine gewisse Gründlichkeit ist diesen Kunstrichtern nicht abzusprechen, aber an der Schönheit des Gegenstandes selbst gehn sie unaufhörlich vorüber. Die Natur muſs ihnen beständig zweckmäſsiger erscheinen als die Kunst, und so kann die Befriedigung, welche der Genuſs des Schönen in sich trägt, in ihrem Herzen nie Raum finden. Ihr Auge ist in den Gegenstand versenkt, ein Motiv des Künstlers nach dem andern wird aufgefunden, alle Glieder in der Kette seiner Composition werden zart gesondert, aber das ganze bleibt verborgen, das unsichtbare oder doch nur den feineren Sinnen ansprechende Band, worin gerade sich der Schönheitssinn des Künstlers offenbart, ist für sie nicht vorhanden. Sie sind zufrieden, wenn sich das erste und das letzte Glied der Kette des Werks nur unmittelbar wieder an die Natur anschlieſst, und wenn das Ganze nicht mehr oder weniger gewesen, als ein aus der Natur herausgeschnittener Moment. Jener Pulsschlag des Dichters oder Künstlers, die Töne jenes Orchesters in seiner Brust, das eigenthümliche Gesetz der Bewegung in dem Werke ist für sie gänzlich abwesend. Wie könnte es auch anders, da der Betrachter eines Kunstwerks in das wahre Wesen desselben nicht eher eingeht, als bis auch er, neben den äuſseren Eindrücken, welche er vom Werke empfängt, jene innere Musik empfindet, ohne welche alle Romane und Tragödien der Welt nichts sind, als Capitel aus der Naturgeschichte des Menschen, der Laokoon und die berühmten venetianischen Pferde nichts anders als erläuternde Bilder zum Büffon. — Das Auge dieses Kunstrichters ist geübt, scharf und in hohem Grade thätig, aber anstatt jenes Mitklingens der Gefühle in der Brust, treiben Herz und Lunge unempfindlich ihr animalisches Wesen fort, und so muſs wohl die Schönheit unempfunden bleiben. Dadurch, daſs ich also dir, der du mich fragst, wo die Schönheit sei, antworte: dort ist sie! — wird dir nicht geholfen. Entweder siehst du in ihr nichts weiter, als eben wieder ein Stück Welt, wie es dir von jedem Tage deines Lebens schon zugeschnitten wird, und was hast du dann davon: oder du siehst wirklich eine Welt für sich, die eigenthümliche Bewegung des Kunstwerkes theilt sich deiner Seele mit, und so wirst du mir erwiedern: dort im Kunstwerke, mein Freund, ist sie nicht allein! Sie ist eben so gut auch in meinem, des Betrachters, Gemüthe. — — Wir alle haben die Erfahrung gemacht, daſs gewisse Gesichtszüge und Gestalten der Menschen uns auf eine eigenthümliche Weise ansprechen und reizen, und wenn wir auf diesen Reiz hin, uns auf den Markt hinstellten, auf diese eigenthümlich reizende Gestalt hinwiesen und riefen: dort, ihr Leute, ist die Schönheit! — so würde uns vielleicht niemand begreifen und alles an uns, wie an einem Wahnsinnigen, vorübergehn. Jede menschliche Gestalt, kann man sagen, findet, auf diese Weise, ein Herz, das sie in die ihr correspondirende Bewegung zu versetzen versteht; es ist ja nichts so häſsliches, das nicht, in wiefern es nur lebt, einige schöne, sinnige, tief ausdrucksvolle Momente darbietet, und da hat dann immer die Natur eines ihrer Geschöpfe wieder mit einer besondern Empfänglichkeit gerade für diesen Reiz ausgestattet — und das ist das groſse Geheimniſs, wie im Ganzen doch endlich alle noch so bizarre Schönheit, welche die Erde

trägt, an den Mann gebracht wird, und kein Roman so schlecht, kein Bild, keine menschliche Gestalt so häfslich ist, dafs sie nicht endlich, wenn sie den Moment nur abwarten können, doch noch ihre uneigennützigen Liebhaber fänden. — Die s. g. gebildeten Leute klagen darüber, dafs es in der Welt so unendlich viel häfsliches, widriges und ekelhaftes und so weniges schöne gebe, und wenn andern etwas lebhaft gefallt, so können sie nie begreifen, wie es zugeht. Woher käme das? Daher, weil sie immer nur den Gegenstand ansehn, welcher gefällt, und den andern, welcher das Gefallen empfindet, ganz aufser Acht lassen. Wie nun, wenn einmal jemand mit der armeeligen Eitelkeit, dafs er einen sehr verfeinerten Geschmack habe und dafs ihm unendlich wenig gefiele, nicht zufrieden wäre, und sich eine eigne Politik bildete, damit ihm recht vieles gefallen möchte. Wenn er z. B. allenthalben, wo er jenes unbegreifliche Wohlgefallen zweier s. g. häfslichen Naturen an einander wahrnähme, dies als eine höchst interessante, lehrreiche Erscheinung festhielte, und durch unaufhörliche Wechselblicke, die immerfort zwischen den beiden so sonderbar bezauberten herliefen, endlich das Geheimnifs ihrer Liebe auffände. Eingeweihter solcher Mysterien zu sein ist nichts geringes, und wenn es eine Schule der Schönheit giebt, so ist es diese! Hier mufs das Wesen, die Seele des Wohlgefallens ergriffen werden, und gerade die Aufserlichkeiten, der Schein, die Täuschungen, welche das Urtheil über die Schönheit so oft bewölken, dürfen über den, der hier etwas wahrnehmen will, durchaus nichts vermögen.

Wir machen häufig die Erfahrung, dafs Personen, welche wir in unsrer früheren Kindheit mit Hingebung geliebt haben, deren körperliche Gestalt wir damals ohne Einwendung so hinnahmen wie sie eben war, dafs diese, wenn wir sie in späteren Jahren wiedersehn, uns ungemein häfslich vorkommen. Es ist nemlich in dem Zwischenraum zwischen der Kindheit und den reiferen Jahren, ein gewisser ekler Geist der Auswahl über uns gekommen, wir haben uns ein unbefriedigtes Wesen angewöhnt, kurz wir haben das Geheimnifs der Liebe verlernt, und für das ganze verlohrne Paradies nichts weiter gewonnen als ein tiefes unergründliches Gefühl der Scham, womit kein Lebensgenufs der Welt bestehen kann. — Wer nun den Geist der Schönheit, ohne alle falsche Rücksicht auf gewisse Aufserlichkeiten der Erscheinung, wieder erobert, wer jenes Wohlgefallen am anscheinend Häfslichen ergründet, der gewinnt zugleich die göttliche Macht, die dunkelsten Erscheinungen, welche sein Leben an ihm vorüberfuhren mag, so zu berühren, dafs sie ihm ihre Sonnenseite zukehren müssen: er bezaubert die Welt, weil sie ihn wieder bezaubern kann. — Gegen diese Lehre von der allgemeinen Schönheit der Welt höre ich eine wichtige Einwendung: Du hast recht, sagt man mir, wenn du deine Reden von der Schönheit beginnst, mit einem Tadel jener falschen und flachen Delicatesse der Welt, jenes Vorurtheils gegen gewisse Formen der bildenden Kunst, welche ganz conventionell mit dem Namen der Häfslichen gestempelt worden, jenes andern Vorurtheils gegen gewisse Begriffe, ja gegen Worte in der Poesie. Wenn man

wie der französische Zuschauer kein Blut auf der Bühne sehn kann, wenn die Hexen und der blutbefleckte Geist des Banko im Macbeth als absolut häfslich nicht gelitten werden, und nur solche Sujets und Behandlungsweisen auf der Bühne und in den übrigen Künsten geduldet werden sollen, welche eine ohnmächtige, weichliche, verzärtelte öffentliche Kunstmeinung privilegirt hat, dann ist die Kunst gar bald am Ende. Aber wenn du verlangst, dafs wir Alles Schön nennen sollen, so willst du uns zwar zu Göttern erheben, die alle ihre Werke gut finden, aber des schönen menschlichen Vorzugs des Unterscheidens, Wählens und Richtens berauben: wir sind endliche Wesen, und immer steht uns ein Schönes näher als das andre, das eine schmiegt sich leichter an uns als das andre, ohne Vorliebe können und mögen wir nicht lieben. Sei du doch so gut, könnte man noch spitzfindig aber wahr hinzufügen, du, der du alles, wie es ist, schön finden willst, handle doch selbst nach deinem Grundsatz und finde doch unser Häfslichfinden gewisser Dinge auch natürlich und schön. — Durch diese richtige Einwendung komme ich zu den grofsen Resultaten dieser einleitenden Vorlesung: Die Schönheit wohnt weder allein in dem schönen Gegenstande, der unser Wohlgefallen erweckt, noch wohnt sie allein in der Brust des Betrachters, dessen, der das Wohlgefallen empfindet, und der nicht etwa den Gegenstand erst zum schönen macht, sondern ihn blos mit schönem Gefühle begleitet, aber mit seiner Begleitung ganz unentbehrlich ist. Sie ist weder blos objectiv noch blos subjectiv. Die Schönheit ist demnach jene rhythmische Bewegung, Harmonie, oder wie soll ich sie nennen, zwischen zweien, zwischen Mensch und Mensch, zwischen Geist und Gefühl, zwischen Ruhe und Bewegung, die das Universum, die Weltgeschichte, das Leben, wenn wir es mit Stille und Kraft, d. h. wieder mit Schönheit betrachten, unserm Gemüthe mittheilt; und welche in beschränktem Umkreise jedes Kunstwerk darstellt. Dieses Geistes, der das Universum beseelt, ist alles und jedes theilhaftig, was sich mit seinem Leben an das Leben des Ganzen anschliefst, und die Empfänglichkeit für seine Offenbarungen mufs jeder in sich beleben und erhöhen, wie er vermag. — Die einzelnen Schönheiten dieser Welt sind die Repräsentanten dieses Geistes der Schönheit, seine Statthalter auf Erden, welche bald deutlicher, vollständiger und klarer, bald wieder dunkler, enger und unverständlicher das ewige Wort in der endlichen Sprache ausdrücken. So lassen sie uns denn einen Unterschied machen zwischen der endlichen Schönheit, die vielen und mannichfaltigen Naturen leicht und dauernd anspricht, wie die grofsen Kunstwerke in Sprache und Bild, die das Alterthum hinterlassen; die unser Gemüth in den Rhythmus der Schönheit hineinzieht, und der andern Schönheit, die die Welt nur darum für Häfslich ausschreit, weil wir, die Betrachter, sie erst in jenen Rhythmus der Schönheit hineinziehen müssen; weil ihre Schönheit von einer Rinde verdeckt wird, die uns nicht reizt; weil wir erst werden müssen, wie die Kinder, um sie in ihrer Eigenthümlichkeit zu fühlen. Nennen wir die erste Gattung der Schönheit, die uns an sich zieht, und von der unser Schönheitssinn entzündet wird, gesellige Schönheit, weil sich um ihren Reiz die Menschen gesellig, wie die Planeten um die Sonne versammeln. Um die andre Art

von Schönheit, welche im Gegensatze der geselligen individuelle Schönheit heifsen soll, die wir im gemeinen Leben so oft voreilig häfslich nennen, um diese zu empfinden, mufs der betrachtende Mensch selbst die Sonne werden und jene wie Planeten, die von ihm ihr Licht empfangen, um sich versammeln. — Und so läfst der wahre Mensch sich freilich von jener geselligen Schönheit entzünden, aber nur um alle individuelle, verborgene Schönheit des Lebens wieder zu entzünden, um durch die dunklen Rinden, welche sie verdecken möchten, und durch alle äufseren Verzauberungen des Vorurtheils hindurch zu leuchten. Er stellt dann durch sich selbst, durch seine Erscheinung jene gesellige Schönheit dar und mag nun zu wechselseitigem Anschauen jener ewigen Kunstwerke, die seines Gleichen sind, gereinigt von allem unedlen Anflage der Welt zurückkehren. —

IV. Corinne ou l'Italie

par Madame de Stael-Holstein.

Grofse und dauernde Werke des Geistes, vornehmlich des dichtenden, entstehn da, wo sich die Aufsenwelt des Lebens und die Innenwelt des Herzens berührt haben, wo beide gemeinschaftlich wirken und wie in ein und dasselbe Schicksal verflochten sind. Solche Werke tragen Tiefe und Empfindung an sich, als ein Erbtheil des Herzens; aber sie wirken auch auf die Welt zurück, denn das Herz, welches sie hervorbrachte, war vom Leben selbst und unmittelbar befruchtet worden. Es ist nur Täuschung, dafs die Einsamkeit allein die Bildungen des Geistes begünstige: sie ist vielmehr hinterher nur da zuträglich, wo die Welt mehr Begebenheiten über die Seele gehäuft hat, als diese bestreiten kann. — Und so möchten wir die merkwürdige Opposition zwischen deutscher und französischer Literatur ungefähr mit folgenden Worten feststellen: die deutschen Autoren haben im Ganzen vielmehr nach Entäufserung, nach Zurückgezogenheit des Herzens auf Kosten der Welt, die französischen Autoren hingegen mehr nach Verherrlichung der Welt auf Kosten des Herzens oder nach dem gestrebt, was wir Entinnerung nennen möchten. — Offenbar neigen beide Nationen sich aus diesen Extremen wieder zu den Schranken und zur Vereinigung zurück, und wie wir deutscherseits Nachsicht erwarten für das, was uns an äufserer Gefälligkeit, Verstandlichkeit und Allgemeingültigkeit, welche nur die Welt gewähren kann, abgeht, eben so wenig können wir der Frau von Stael einen Vorwurf daraus machen, dafs sie bei ihrem höchst ungemeinen Streben der Sicherheit des Geistes entbehrt, an welcher das Herz gröfseren Antheil hat. —

Dafs sie mit zu grofser Emsigkeit öffentlich zu machen oder auszusprechen strebt, was in ihrer Brust neues, und in dem Geist ihrer Nation unerlebtes, und in ihrer

Muttersprache seit langen Jahren ungesagtes, vorgeht — das ist die Schuld, welche sie der Zeit, dem Ort, und den Umständen, unter welchen sie erzogen worden, bezahlen mufs. Und soll um die Weiblichkeit gestritten werden, wer möchte ihr, die doch in ihrer Sphäre bleibt und aus ihrem eignen Leben herausspricht, nicht den Vorzug geben vor jenen deutschen Schriftstellerinnen, die mit unnatürlicher Entäufserung nach Kränzen ringen, welche vor Jahrhunderten schon würdigere Häupter belohnt haben, und die sich demnach dem Teufel, oder der Öffentlichkeit für nichts ergeben. — Konnte es einst ein versammeltes Volk ohne Ärgernifs bezeugen, wie eine Griechinn ihre körperlichen Reize vor aller Augen enthüllte; warum sollte Europa sich spröde beweisen, da sich ihm eine weibliche Seele von vielfaltiger Schönheit, wenn nicht entkleidet, doch in so mannichfaltigen öffentlichen Umkleidungen zeigen will, dafs von der Form ihrer Glieder nichts verborgen bleiben kann. Die Welt erklärt sich ein solches Verfahren sehr bald durch irgend ein nichtssagendes Wort, z. B. durch Eitelkeit: wir freuen uns viel lieber der merkwürdigen Erscheinung, der wunderbaren Empfänglichkeit, der schönen Unruhe dieser Frau, und folgen ihr gern in die Schule ihres uns sehr begreiflichen Schmerzens und ihrer uns sehr ansprechenden Empfindungen, da sie uns einladet. Sollte Anmafsung, übertriebenes Selbstgefühl, oder gar hochmüthiges Mitleid mit den Deutschen, in diesen oder künftigen Werken der Frau von Stael sichtbar seyn, so kann dies unser Urtheil weiter nicht bestimmen, da wir zu gut wissen, wie natürlich und wie vorübergehend auch solche Anwandlungen in einem so schön zerrissenen Gemüthe sind.

Frau von Stael, wohlwissend, wie alle Gegenstände von den Gefühlen, mit welchen sie betrachtet werden, ihre Farbe erhalten, entsagte, da sie Italien darstellen wollte, dem nur zu oft gemifsbrauchten Vorrecht der Reisebeschreiber auf eine reine, absprechende, aber eben so kalte Beschreibung. Der Wifsbegierde zu genügen, hatte sie ihr Herz und ihre Schmerzen in Copet nicht zurückgelassen: und so zeigen sich auch wirklich die Denkmäler der alten und neuen Kunst in dem Spiegel ihrer Gefühle viel deutlicher und eigenthümlicher, als in der unbefangensten Zergliederung, und in der ihnen angepafsten Begeisterung der bisherigen deutschen Beschreibungen. Die Kunstwerke der Vorwelt lieben es, wenn ihre Betrachter ein bereits angeregtes Herz mit sich bringen, wie die Sonnenstrahlen sich in dem Duft kräuterreicher Thäler besser gefallen, als an den reinen, kahlen Häuptern der Berge, welche ihnen wohl den Strahl aber keine eigenthümliche Antwort zurückgeben. Zwischen jenen ewigen Werken, und den tragischen Stimmungen unsers Lebens, was diese auch erregt haben möge und dafern sie nur menschlich sind, ist kein Widerspruch, keine Eifersucht; wohl aber ist der Geist der Kunst mit jener Nüchternheit, und unpartheiischen Wifsbegierde, die wir ihm gewöhnlich entgegengebracht haben, ewig unverträglich. Es giebt eine allgemeine, göttliche Aufregung des Herzens und seiner Zeugungskräfte, aber von dieser, von Winkelmann, von Göthe, von den Künstlern ist hier die Rede nicht, sondern nur von den bekannten Beschreibungen Italiens, und dafs auf die

Empfindeleien des Dupaty hier Rücksicht genommen werden soll, wird niemand verlangen.

Der Gedanke des vorliegenden Romans ist höchst natürlich und einfach: „über dem Grabe der Welt" webt die Dichterinn aus aller Fülle ihrer Phantasie eine Liebe; stattet sie aus mit allem, was ihr das Leben gelehrt; unbesorgt darüber, ob nicht vielleicht das Bild ihr allzuähnlich sei, giebt sie sich selbst, wenigstens alle ihre einzelnen Eigenheiten, und diese noch gesteigert und verklärt und geschmückt, so weit ihre Vorstellung reichen will, um nur das beste und persönlichste zu geben, was sie geben kann — und begräbt endlich die ganze Herrlichkeit zu dem übrigen untergegangenen. — „Ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom": was sich an einander erfreute und entzündete, das Gefühl, welches sie mitbrachte, und Rom, mufs sich nun auch miteinander verzehren; sie läfs nicht nach, sie mufs von der Asche ihres Herzens mischen unter die Asche Roms. — Bei der Darstellung vom Tode der Corinna, wir gestehen es, konnten wir uns der Erinnrung an jene Begräbnifsceremonie, welche Kaiser Carl der fünfte mit sich selbst lebendigen Leibes vornehmen liefs, nicht erwehren: so ähnlich ist die Sterbende, der Dichterinn, welche sie sterben läfst. — Wenn es auch eben nicht als Bufsübung geschieht, wie bei jenem Kaiser, es hat immer etwas reizendes, zu sterben, und doch wieder als Leidtragender an dem eignen Sterbebett zu stehn, remords und melancolie ohne Ende in den Gemüthern der übrigen zu hinterlassen.

Die Persönlichkeit der Frau von Stael ist zu merkwürdig, Europa spricht zu laut von ihr — als dafs die Ähnlichkeit zwischen ihr und der Corinna irgend einem Leser entgehen könnte; überdies hat die Verfasserinn von ihrem ungemeinen Wesen noch deß übrigen Personen Eigenschaften mitgetheilt, welche die schon allzuüberladene Corinna nicht mehr tragen konnte; Oswald hat die sehr schwierige Partie der Gewissensscrupel erhalten; Lucile, die sich, mit wie unvergleichlichen Zügen sie auch gemalt sei, doch zur Corinna wie die Soubrette zur Prima Donna verhält, scheint ihr die Weiblichkeit wie einen Shawl oder einen Fächer nachzutragen; sogar d'Erfeuil, der gelungenste und von der Person der Verfasserinn unabhängigste Character im ganzen Werk mufs eine Grundlage von Melancholie haben, aus der die ganze Welt des Romans zu entspringen scheint. Aber wie uns die Eigenheit der Frau von Stael werther ist, als ihre Eigenschaften, so hätten wir sie lieber in recht neuer und fremder Gestalt wiedergefunden, oder auch nur sie allein sehen mögen, statt dessen jetzt unser Interesse zwischen ihr und der Corinna, wie zwischen zwei Zwillingsschwestern getheilt bleibt: wir müssen ganz andre Dinge in diesem Romane lieben und bewundern, als die, welche uns zur Liebe und Bewundrung dargereicht werden; wir finden die Verfasserinn poetisch gerade wo sie am wenigsten die Absicht zu dichten hat, und wir finden sie unerträglich prosaisch, wo sie uns schleppende Sermonen, bei denen ihr bald Pindar und bald Rousseau vorzuschweben scheint, für Improvisationen einer aufserordentlichen Dichterinn giebt; wir finden sie rührend, aber durchaus nicht an

den Stellen, die mit wirklichem Anspruch auf unsre Thränen geschrieben sind. — Kurz wir müssen uns Frau von Stael, mit Einschluss der Corinna, erst selbst wieder als einen Roman irgend eines anderen gröfseren Dichters denken, um uns mit einfacher, ungestörter Empfindung ihrer freuen zu können; wir müssen den unzähligen kleinen und grofsen mit einander streitenden Absichten der Schriftstellerinn, von denen der gutmüthige Leser nach Herzenslust umhergeschüttelt und geworfen wird, erst eine Hauptabsicht, einen Grundgedanken unterlegen, um endlich ahnden zu können, wie Frau von Stael schreibt und lebt, wenn sie ohne alle Absicht schreibt und lebt.

Dem sei wie ihm wolle: auch die blose äufsere Erscheinung ist interessant genug — ein weibliches Gemüth, das mitten im Schmerz nicht vergifst, wie schön er steht, und das nicht allein in der ersten Potenz über die Sache selbst, sondern vielmehr in der zweiten, darüber gerührt ist, dafs diese Rührung in den Augen andrer etwas so rührendes sei. — Im Character der Corinna, vornehmlich wie er sich gegen das Ende zeigt, war so viel kräftiges und unmittelbares, ihr Schmerz schien so grofsartig zu werden, ihre Seele schien nur um sich selbst zu weinen — und dennoch erfahren wir, dafs sie sich in dem ganzen Apparat ihrer Trauer habe malen lassen. Die Reflexion über den Schmerz ist stärker als der Schmerz: die Seele steht als nächster Leidtragender und Anverwandter zur Seite des leidenden Herzens, und schmeichelt ihm wie einem schönen weinenden Kinde, welches immer heftiger weint, je mehr es getröstet wird, und in eine Art von wollüstiger Rührung über sich selbst geräth.

Die Sentimentalität im gewöhnlichen Verstande ist ein Wucher, ein Luxus, der mit dem Schmerz getrieben wird; sie ist in so fern unmenschlich, als es um alle tiefen Empfindungen der Seele, um allen gründlichen Schmerz gethan ist, sobald man, um der Theilnahme der übrigen willen, sich im Schmerz wohlzugefallen anfangt. — Der Anblick des Menschen kann nie merkwürdiger sein, als wenn er im Kampf mit dem Schmerze begriffen ist: darin liegt die unergründlich tiefe Lust der Tragödie; Leiden fordern die Seele heraus, bewaffnen sie, und diese hat nichts gröfseres zu bekämpfen und zu besiegen, als ihre Leiden. Nichts also ist unmenschlicher als eine Parodie dieses göttlichen Kampfes, da ein ohnmächtiges Gemüth die Maske des Schmerzes vor sich nimmt, um den Zuschauer zu reizen und zu rühren, welcher glauben mufs, wie grofse Bewegung, wie viel innerer Streit hinter diesem Schmerz verborgen sei. — Ist dieses Fastnachtspiel mit dem Schmerz eine Zeitlang von den Menschen getrieben worden, so verlieren die grofsen Catastrophen des Lebens, der Tod, der Untergang der menschlichen Werke, das Scheitern grofser Entwürfe — ihren hohen, zermalmenden und erhebenden Character: ein weiches, schlaffes, wehmüthiges Wesen verdünnet und verwässert alle Empfindungen; die Schicksale der Welt laufen zügellos fort: in keiner Seele der Stolz, sie zu lenken und zu richten; in allen das kleine Bestreben, sich nur theatralisch zu gebärden, möglichst rührend zu sprechen und zu agiren. — Man berufe sich nicht auf die Thränen, auf den Aus-

druck des Schmerzes, der endlich allen gemein ist, als deute die Natur damit an, sie wolle eine so ohnmächtige Gemeinschaft der Klage, des unbestimmten Verlangens und der buhlerischen Sehnsucht. Auch die wahren Thränen kennt man nicht mehr; denn sie zeigen ja nur an, dafs der Schmerz aufgelöst worden, dafs er sich nun musikalisch ausdrückt, — aber wie unendlich mannichfaltig ist der Character dieser Musik, und wie einförmig sind jene weinerlichen Rührungen einer sentimentalen Zeit. —

Aber es giebt eine zweite höhere Gattung der Sentimentalität: Anständig ist es nie, aber erlaubt zuweilen, wenn die Wege des Schicksals ganz unerforschlich werden, wenn die Seele der überwiegenden Gewalt ihres Feindes nachgeben mufs, dann allen Anspruch auf Sieg fahren zu lassen und von dem tyrannischen Erdgeist wie an eine unbekannte höhere Macht zu appelliren. Der Glaube an diese Macht ist dann zwar nicht verschwunden, aber der Muth ist dahin, durch sich selbst sie auszudrücken, der Muth, sie herabzuziehn in seine Brust. Keine Spur von weltlicher Coquetterie, vielmehr Innigkeit und Frömmigkeit ist in den Klagen, die dann ausbrechen; sie sind um so wohlklingender, je gröfser und kräftiger die Bestrebungen waren, unter denen die Seele endlich ihre Niederlage erlitten. Die Werke des Menschen bleiben unvollendet, aber eine gütige Gottheit giebt ihm eine Leier in die Hand, damit niemandem um seinen Untergang zu klagen gestattet sei, als ihm selbst. — Diese Sentimentalität findet sich bei Schiller, und vornehmlich ausgedrückt in dem berühmten Gedichte Resignation, von dem wir ein Fragment in vortrefflicher Uebersetzung mitgetheilt haben. Der Dichter klagt, aber um sein selbst willen, nicht um des Effects willen: diese innige Sentimentalität ist den Deutschen angemessener, wie sich jene Coquetterie der Sentimentalität bei den französischen Dichtern häufiger nachweisen läfst. — Frau von Stael schwankt auf die merkwürdigste Weise zwischen beiden: sie ist tiefer Empfindungen fähig, sogar des erhabenen Grames darüber, dafs die Reflexion den Schmerz gar nicht mehr zum Ausbruch kommen lasse.

Es giebt nichts rührenderes, als ihren Ausruf, da sie kurz nach dem Tode ihres Vaters, von der Erinnrung seiner Liebe zu ihr überwältigt, sagte: Mon Dieu! si l'on avoit une nature vraiment profonde, de tels souvenirs tueroient à l'instant! — Aber sie weifs, die Ungluckliche, wie wir andere eben auch, von so unendlich vielen Dingen und Gefühlen und Schmerzen, ohne sie erlebt zu haben, daher sie uns so manches vorempfindet, was sie andern wieder nachempfunden hat, daher jedes Gefühl ihrer Brust eine eigne theatralische Rolle spielt, und wir die meisten Eindrucke ihrer Werke erst durch die zweite, dritte Hand erhalten, während wir am liebsten hätten, was unmittelbar von ihr selbst käme.

Alle diese gerechten Beschwerden über die Werke der Frau von Stael werden besänftigt, durch die Bemerkung, wie ihre Romane an innerm Gleichgewichte zunehmen. Nicht an äufserem; denn die ungleichartige Natur der Corinna wird manchen Leser abgeschreckt haben: man ist von Reflexionen ermüdet, und von allen Pointen,

mit denen die einzelnen Capitel schliefsen und an denen nur die ihrer bedürftigen Improvisationen Mangel leiden, völlig abgestumpft, ehe man an den eigentlichen Roman gelangt; Italien steht der Corinna, die Beschreibung steht dem Roman im Wege und der Titel würde passender Corinne et l'Italie, als Corinne ou l'Italie heifsen. — Aber innerlich im Roman ist mehr Gleichgewicht als in der Delphine. Im Romane und im Drama schwebt der Dichter über den handelnden Personen, er enthüllt die entgegengesetzten Gemüthszustände, sieht in das Herz des einen so tief als in das des andern. Dieses fast göttliche Vorrecht mufs er bewähren durch poetische Gerechtigkeit, welche sich äufsert in der unpartheiischen Ruhe der Darstellung, und in dem befriedigten Gefühl, welches ihre Betrachtung zurückläfst. Kann er die streitenden Personen und Schicksale untereinander vereinigen, so hat er seine Herrschaft über sie und was dasselbe ist sein Kunstvermögen bewiesen. — In den Romanen der Frau von Stael ist das Schwanken eines männlichen Herzens zwischen einer weiblichen und einer geistreichen Frau die immerwiederkehrende, die Lieblings-Crise. Das Hauptgewicht fällt noch immer auf Seiten der geistreichen Frau, weil „von sich selbst der Mensch nicht lassen kann", aber mit steigender Liebe werden die weiblichen Frauen behandelt, immer mehrere von den kleinen Gewichten fallen in ihre Schale: man vergleiche nur die Gegnerin der Delphine mit der Lucile. Eben so hat in der Opposition zwischen Neigung und Pflicht, das Aussehn der Pflicht, wiewohl es noch immer zu trocken und tyrannisch erscheint, und deshalb die Neigung und nicht die Tugend zu verklären dient, dennoch viel an Menschlichkeit gewonnen.

Unverkennbar aber ist die grofse Revolution, welche in dem Gemüthe der Verfasserinn seit Vollendung der Delphine vorgegangen. An künstlerischer Ganzheit stehn alle einzelne Personen in der Corinna denen der Delphine nach: Oswald vor allen andern wird zu hundert verschiedenen Malen, mitten in der Darstellung, ganz von neuem und nach einem immer wieder abweichenden Plane gezeichnet; er ist der zusammengesetzte König aus Göthe's Mährchen. Wie unerträglich aber und monströs wir ihn finden mögen, die Unruhe der Dichterinn in dieser Darstellung eines männlichen Characters, des höchsten Problems, welches ihr aufgelegt werden kann, ist überaus merkwürdig Es ist, als 'wäre sie mit neuen Elementen des Lebens bekannt geworden; als wäre sie in eine gröfsere Schule gekommen. Der Tod ihres Vaters allein erklärt die gewaltige Veränderung nicht: irren wir uns nicht, — — so hat sie Deutschland in diesen Tagen zuerst kennen gelernt.

Inhaltsanzeige.

Zweites Heft. Februar 1808.

I. Die Marquise von O.... von Heinrich von Kleist (nach einer wahren Begebenheit, deren Schauplatz vom Norden nach dem Süden verlegt worden).

II. Die Tauben, Fabel nach Lafontaine, von demselben.

III. Vorlesungen über das Schöne, von Adam H. Müller.

IV. Über die Corinna der Frau von Stael-Holstein, von demselben.

Der diesem Hefte beigefügte Umriss stellt den jungen Cimon dar, welcher sich nach dem Tode des Miltiades an seiner Statt in das Gefängniss begiebt, und die Schwester, welche gegen den blühenden Bruder die Leiche des Vaters austauscht. Die Zeichnung ist nach einem vortrefflichen Bilde von Wächter und wird im März-Hefte des Phobus, zugleich mit den Ausstellungen des ersten Heftes einer näheren Betrachtung unterzogen werden.

Phöbus.

Ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Müller.*

Erster Jahrgang.

Mit Kupfern.

Drittes Stück. März 1808.

Dresden,

gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

I. Vorlesungen über das Schöne.

(Fortsetzung.)

II.

Die Wesen, in deren Umfange dasjenige vorgeht, wodurch wir in unsrer neulichen Unterhaltung die Schönheit erklärten, nennen wir Lebendige oder Organische, mit andern Worten, die Kennzeichen des Lebens und die Kennzeichen der Schönheit, sind dieselbigen. Kann ich Ihnen diese etwas auffallende Behauptung erweisen und wird wirklich Leben und Schönheit an denselbigen natürlichen Merkmalen erkannt, so werden Sie mir dann auch leicht die andre Behauptung zugeben: alles was lebt, ist, in wiefern es lebt, auch schön. Ich bitte Sie nur vorläufig zu bemerken, dafs selbst durch den vollständigsten Triumph dieses meines Satzes, das Häfsliche noch nicht vollständig überwunden wäre: es könnte nemlich ja darauf hinauskommen, dafs der Gedanke des Todes die Urquelle alles Häfslichen wäre, und wie das Widerwärtige in der Vorstellung des Todes nicht in dem Begriffe, Sterben, sondern in dem andern und vom Sterben sehr verschiedenen Begriffe des Todtseins, eines Seins, das doch zugleich auch wieder nicht sein ist, wie in diesem verfluchten, heillosen Widerspruche, wie in der impertinenten Zumuthung an unsern Verstand, dafs wir diesen Widerspruch begreifen sollen, der Grund der empfindlichsten Qualen unsers Lebens liegt, so könnte bei allen Erscheinungen, die wir häfslich fänden, folgendes die Veranlassung unsrer unangenehmen Empfindung sein: es habe sich nemlich uns ein Wesen gezeigt, dem wir zwar die Eigenschaft des Lebens zugestehen mufsten, dessen Leben wir aber nicht verständen und begriffen, dessen Leben wir zwar empfänden aber nicht erkannten, kurz ein Leben, das aus unserm Standpuncte angesehn, zugleich auch wieder todt wäre. In diesem Widerspruche, dafs etwas für uns zu gleicher Zeit lebte und doch auch wieder todt wäre, hätte dann sowohl der Abscheu vor dem Todtsein, als vor dem Häfslichen seinen Grund; das Todtsein und das Häfsliche würden demnach an einerlei Merkmalen erkannt: die Liebe zu dem Lebendigen oder Schönen, und der Abscheu vor dem Todten oder Häfslichen flöfsen aus derselbigen Stelle in unsrer Brust her.

Wir sprachen neulich in dunkeln aber deutungsvollen Tönen von einer fühlbaren Harmonie, die unsre äufserlichen Handlungen, leider nur zuweilen, innerlich begleite; von einem hörbaren Rhythmus, der neben und in den gewaltigen Bewegungen

der Poesie vernommen werde: ich hätte noch manchem Kunstfreunde in dieser Versammlung sehr verständlich von einem sichtbaren Totalaccord der Farben, neben und in den einzelnen Farben eines Gemäldes, sprechen, und so fort meinen Satz durch alle einzelnen Künste hindurchführen können. So kamen wir auf die Ahndung, dafs die Seele bei allen einzelnen Gedanken, Gefühlen und Bildern, die sie wahrnähme, begleitet zu werden liebte, von einem Gedanken, Gefühle und Bilde des Ganzen, von einem Gesetz, einem Grundtone, einem Weltbilde. Es ist, als vermeidete die Seele nichts so sehr als den Gedanken des Alleinseins, und als wolle sie, wenn ihr die Bilder dieser Welt noch so einzeln und körperlich zugezählt werden, immer noch aufserdem von der Allgegenwart eines die Einzelnen umfassenden Ganzen, eines die Körper beherrschenden Geistes überzeugt sein. Unsre Väter mochten es nicht, wenn ein fremder Mensch wie vom Himmel in ihre Häuser fiel; sie waren nicht eher beruhigt, als bis sie erfahren hatten, woher, wes Standes und welcherlei Eltern Erzeugter, und liefs sich dann nur irgend ein schwacher Faden, irgend eine leise Beziehung anspinnen, war irgend eine Person oder auch der Familienname nur einmal im Leben flüchtig an ihnen vorübergegangen, so war der Gast nun freundlich empfangen. Eben so die Seele: sie will neben jedem Fremdling, der bei ihr einkehren will, auch seine Familie, seine Herkunft, das Ganze, dahin er als Theil gehört, vernehmen und empfinden: Gefühle der Einsamkeit und des Todes ergreifen sie, wenn diese Anklänge des Ganzen und des Universum verstummen. — So hiefs von jeher ein schönes Menschenleben dasjenige, was im Gefühl und in steter Erinnerung der ganzen Menschheit geführt wurde; und das war in allen Zeiten der beste Burger des Staates, der am treusten um des Gemeinwesens willen zu leben, und sich ihm hinzugeben wufste. An allen diesen Gegenständen hat aus denselbigen Gründen die beschauende Seele ihre innigste Freude.

Nun fragen Sie bei der Naturwissenschaft an: welches das Kennzeichen des Lebens sei, so werden Sie hören, dafs dasjenige lebendig zu nennen sei, was neben vielen einzelnen, veränderlichen Offenbarungen, zugleich ein bleibendes, eigenthümliches Gesetz wahrnehmen lasse. Auch sie wird ihnen antworten, dafs allenthalben, wo Harmonie zwischen zweien, zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Bleibendem und Vorübergehendem, zwischen Gesetz und Erscheinung erkannt werde, dafs da Leben sei und erzeugt werde. Wir, mit menschlichen, häuslichen, geselligen Bildern erfüllt, nennen es Schönheit: die Naturwissenschaft, in einem andern gröfseren Tempel erzogen, nennt es Leben. Wir nennen die Harmonie der Welt weicher und fröhlicher nach dem Lieblingsverlangen unsers Herzens: die Naturwissenschaft nennt sie strenger und ernster, nach dem Gebot des Gottes oder unsres Geistes. Wie nun die Schönheitslehrer des vorigen Jahrhunderts von einer grofsen Masse von Gegenständen behaupteten, dafs sie durchaus, absolut und in jeder Rücksicht häfslich wären, so erkannten die Naturforscher eine unzählige Menge von Naturgegenständen für schlechthin todt an. Die majestätische Bewegung des Meeres war für sie nichts als ein Spiel

s. g. todter Kräfte, der tiefsinnige Bau der Gebirge, ein Haufen todter Masse und die grofse Trägerinn alles übrigen Lebens, die Erde, ein todtes Stück eines durch Gott weifs welchen Stofs erschütterten Chaos. Unorganisch im Gegensatz des Thier- und Pflanzenlebens hiefsen alle diese Gegenstände, weil der einzelne Sterbliche von der Hufe des festen Landes, die er gerade bewohnte und abweidete, die einzelnen Offenbarungen der Erde, im Feuer, im Sturm, im Blitz, im Erdbeben wohl vernahm, aber (wie der Leser eines Gedichts, der jede einzelne Stelle desselben in ihrem Wortsinne hinnimmt, und nie den Gedanken, das Gesetz und den Rhythmus des Ganzen fühlt) so ebenfalls der Naturforscher nie die innerliche und gänzliche Natur des Planeten neben und in den äufseren Buchstaben seiner Offenbarungen im Feuer, Sturm, Blitz, Erdbeben u. s. f. zu vernehmen wufste. Die einzelnen Naturerscheinungen wurden einsam für sich hingenommen, da aber der Totalaccord, die Begleitung des Weltorchesters fehlte; so kam bei der ganzen Naturforschung nichts heraus, als die Erkenntnifs eines durchaus sinnlosen Kampfes todter Kräfte und das Geheimnifs des Lebens blieb verborgen. Eine neue Generation erwachte, und auf die engherzige Frage der Welt, wo das Leben sei, antwortete sie, wie wir, unsre Betrachtungen vorbereitend, auf die ängstliche Frage, wo die Schönheit gefunden werde, antworten mufsten: Überall oder Nirgends. Eine Entdeckung, wie diese, falls wir die Wiederherstellung ewiger Wahrheiten nach den kleinen, vergänglichen Wiederherstellern, Entdeckung nennen dürfen, mufste alle ihre Bekenner entzücken: daher der Ton würdiger Begeisterung, mit dem sie der Welt verkündigt wurde. Schönheit und Leben hatten sich als ein und dasselbige gezeigt, daher die Nähe der Poesie in allen Verkündigungen der neueren Naturphilosophie. Die Naturphilosophie sieht neben und in den einzelnen Lebendigen und Lebenserscheinungen allezeit eine Totalität des Lebens; in ihrer Sprache, sie sieht neben und in den Handlungen, Spielen und Äufserungen der einzelnen Organe, immer ein Ganzes, einen Organismus. Bei den früheren Naturforschern wurden Feuer, Licht, Magnet, Wärme, Luft u. s. f. einzeln für sich, jedes als Äufserung irgend eines abgesonderten Organes betrachtet: daher der Tod, und ich darf hinzufügen die Häfslichkeit dieser Erscheinungen: die neue Lehre untersucht die Natur in Wechselblicken, die unaufhörlich bald den Theil, bald das Ganze; bald das Organ, bald den Organismus treffen, und wie wir das Geheimnifs der Liebe oder der Schönheit zu erkennen, in unsrer neulichen Unterhaltung abrathen mufsten, dafs man ausschliefsend den geliebten und schönen Gegenstand betrachte, eben so, dafs man ausschliefsend idealistisch den betrachte, der die Schönheit des Gegenstandes empfände, wie wir auf beide und auf die Harmonie zwischen beiden, als dem Sitze der Schönheit, hinzeigen mufsten, auf diese und keine andre Weise will jene das Geheimnifs des Lebens erfinden, oder vielmehr desselben in unendlichem Umgange theilhaftig werden.

Wohlan also! lassen Sie uns den Gang durch einzelne Künste beginnen: die innere und unendliche Schönheit des Menschen, der Widerstrahl jener unendlichen

Schönheit der Welt, soll sich offenbaren in und neben jeder einzelnen Handlung des Menschen. Sehen wir den ganzen Menschen in Harmonie mit seiner einzelnen Handlung, so nennen wir ihn Künstler: die Künstler sondern wir nach den bestimmten Stoffen, welche sie behandeln, nach den Organen, durch welche sie sich ausdrücken und nach den entgegengesetzten Organen, auf welche sie einwirken, in Wortkünstler, Tonkünstler, bildende Künstler, Staatskünstler, Erziehungskünstler: möchten unsre Vorlesungen und das darin gelegte Streben Sie ahnden lassen, dafs es dereinst auch Wissenschaftskünstler geben wird. Wenn ich eine Rangordnung, eine Subordination unter allen diesen Künsten feststellen wollte, so würde ich mein eignes Werk zerstören; denn alle, in wiefern sie nur, gleichviel in welchem Stoffe, das Geheimnifs der Schönheit empfinden und erkennen lassen, sind eines grofsen Reiches vollbürtige, gleich stimmfähige Bürger. Lassen Sie uns indefs unter allen andern von dem Organ handeln, wodurch sowohl das Gefühl als der Verstand des Menschen sich vornehmlich mittheilt, von dem Organ der Sprache und der Musik. Ich rede von der Sprache, welche gesprochen wird: das Handwerk des Chiffrirens dieser Sprache auf dem Papier, und des Dechiffrirens, welches wir gemeinhin Lesen nennen, gehört noch nicht hierher. Auch entfernte, durch weite Raume getrennte Menschen haben einander etwas zu sagen, und jede Generation denkt und empfindet tausend Dinge, welche erst in spätnachfolgenden Generationen ein geneigtes Ohr finden, aber deshalb um nicht weniger mittheilungswürdig sind: und so giebt es eine herrliche Kunst, die Schreibkunst, welche ich indefs jetzt bei Seite gestellt lasse, weil sie erst gehörig unterschieden werden mufs von dem gegenwärtig üblichen Schreibhandwerk, bevor sie in diesen Vorlesungen auftreten kann. Was heifst schön sprechen? — Im gemeinen Leben meinen wir darunter immer die Schönheit der Rede, welche ich, nach der in meiner letzten Vorlesung angegebenen Unterscheidung, gesellige Schönheit, im Gegensatz der individuellen Schönheit des Sprechens, des z. g. Redens, wie einem der Schnabel gewachsen ist, nennen möchte. Jeder Mensch fühlt den Unterschied zwischen edler Sprache und gemeiner Sprache: nur die meisten Menschen stellen sich die Sache so vor, als wenn das Edle oder Gemeine in den einzelnen Worten, Redensarten und Wendungen lage. So ist der Wahn von der Unbrauchbarkeit einer ungeheuern Anzahl von Wörtern und Redensarten zur schönen Rede entstanden. Man dachte sich den Redner vor einem ungeheuren Topfe, worin alle möglichen Worte und Sprachwendungen wie Treffer und Nieten zusammengeschüttet würden, und meinte nun, die Redekunst bestände darin, mit einer gewissen Addresse der Hand zu gelegener Zeit die Treffer zu finden und auszufischen. Man meinte, das ganze Reden bestande in einer Auswahl der Wörter, daher das Sprüchwort: der Mann spricht in gewählten Ausdrücken. Eben so dachte man sich den Dichter vor einem ungeheuren Kasten mit Bildern, edlen und unedlen, anziehenden und ekelhaften, und auch sein Kunststück bestände darin, unter diesen Bildern eine kluge und decente Auswahl zu treffen. Schlagen Sie die Berliner Bibliothek und das erste beste Compendium der Poetik aus dem 18ten Jahrhunderte nach, so werden Sie finden, dafs ich nicht übertreibe und dafs das Capitel von der

Bilderwahl Hauptstück der ganzen damaligen Poetik ist. Einige Aesthetiker traten auf, fühlten den Uebelstand, und da sie der Sache doch nicht gänzlich abhelfen konnten, meinten sie, der Zuhörer müfste es wenigstens nicht merken, dafs gewählt worden sei unter den Bildern und Wörtern; nach aller Anstrengung müsse es endlich dennoch ganz natürlich herauskommen: das finden und wählen müsse man sich zwar gefallen lassen, das solle aber hinter den Coulissen geschehn, von dem Suchen wolle der Hörer durchaus nichts wissen. Daher entwickelte sich ein allgemeiner, ehrlicher und wohlgemeinter Widerwille gegen die gesuchten Wörter, Bilder und Redensarten; aber auch dieser lohnte weiter nicht: nach diesem Verfahren bildeten sich weder Redner und Dichter. — In Frankreich zuerst ward diese Industrie im grofsen getrieben, nachher gründlicher aber noch unglücklicher in Deutschland. Eine Gesellschaft von Dichtern und Rednern, die wohl oft die grofse Noth und die allgemein sogar in Sprüchwörtern verwünschte Qual des Wählens und Suchens empfunden haben mochten, kam auf folgenden so colossalen als sinnreichen Gedanken: Wie wäre es, meinten sie, wenn wir den ganzen Topf einmal ausschütteten, und ein für allemal zu unsrer und der Nachwelt Frommen den Haufen sichteten. Auf dem grofsen Nationalboden, sagten sie, sind bis jetzt, wie auf einem schlechtbearbeiteten Acker Erbsen, Wicken und Spreu wild durcheinander, so hier edle, unedle und Provinzialwörter gewachsen. Lafst uns ein für allemal die Erbsen herauslesen und die Spreu wegwerfen. In dem grofsen Sprach- und Bildergefafs sollen nichts als Treffer bleiben: so entstand das Dictionnaire de l'Academie. Aber der Geist der Welt und der Zeiten war mächtiger, und das Leben und die Kunst nicht so leicht, als jene dachten: in jede neue Saat führten die Winde Gottes die s. g. Spreu wieder zurück, und wir haben eine fast allgemeine Sprachumwälzung in jenem Lande erlebt, das sich so schwer in die hohe Gerechtigkeit des Sprachgeists gegen jedes seiner Kinder, gegen das s. g. gemeinste und gegen das edelste fügen wollte.

Welches war der Irrthum? Jene Leute hatten sich die Frage: wo die Schönheit der Rede sei, unrichtig beantwortet. Sie richteten ihr Auge einseitig auf das schöne Object, auf den geliebten Gegenstand und fafsten nicht zugleich mit den von mir schon öfter gepriesenen Wechselblicken, den eben so wesentlichen Liebhaber, das Subject ins Auge: Auch hier liegt die Schönheit vornehmlich in der Harmonie des Sprechers oder Dichters mit seinem geliebten Instrument, oder Stoffe, der Sprache. Wie begleitet der ganze Mensch musikalisch seine Worte? das mufste die Frage sein, und dafs ich damit nicht blos die hörbare Musik der Töne, sondern die fühlbare seines ganzen Wesens, den Geist, das Gesetz seiner Eigenthümlichkeit meine, versteht sich von selbst. Der Redner soll nicht blos ein von der ganzen Sprache mechanisch abstrahirter Redeschatz sein, sondern er soll ganz eigenthümlich, wie es seine Person, seine Zeit und der Augenblick fordern, sprechen. Ist dann nur seine Person eine geselig schöne, so wird auch seine Rede in und neben jener Eigenthümlichkeit sich als allgemein gültig und gesellig bewähren.

Damit sie aber sehn, dafs ich in meiner Darstellung jener Wort- und Bilderwähler nicht blos einen einzelnen Irrthum, sondern eine durch die ganze Zeit verbreitete Unart vor Augen hatte, so lassen Sie mich in folgenden erläuternden Beispielen meinen Gedanken verfolgen. Wer gedenkt nicht des Verfahrens unsrer Schulmeister mit der gelehrten Sprache insonderheit, der Lateinischen? Welches kräftige Gemüth hat sich nicht gesträubt, als in seiner Jugend eine kümmerliche Blumenlese Ciceronischer Wendungen ihm als einzig schöne Latinität aufgedrungen wurde; als ihm eine Cultur der römischen Sprache aufgedrungen wurde, die darin bestand, die für sich schon steifen und gezierten Gelenke des Cicero, dieses eben nicht sehr Römischen Römers, in Holz nachzuschnitzeln, und nun diese spanischen Stiefeln hinzunehmen, für die Schule jener freien, erhabenen, grofsartig gegliederten Weltsprache, in der die verschiedenartigsten Naturen der Welt, das alte weltliche und das neue geistliche Rom sich zu unterreden vermochten. Unseliger Irrthum, dafs ihr meint die Schönheit zu verstehn, wenn ihr nach irgend einem angeeigneten, d. h. nicht ursprünglichen Princip, schöne Gegenstände zu versammlen oder auszuwählen wifst! dafs ihr meint, die Schönheit liefse sich lernen, dadurch dafs man sich nur fest, ja hartnäckig hielte an dem, was die Welt in irgend einem leicht vorliegenden Moment schön nennt?

Lassen Sie uns rasch die Werkstätten dieser Pedanten verlassen, und um unsre Sünde gegen die Damen wieder gut zu machen, einen Augenblick an einem Orte verweilen, wo sie sich besser gefallen, in der Gesellschaft! Dafs ich mit der Beweglichkeit, welche die Seele aller Wissenschaft ist, in dem jetzt auftretenden Beispiele wieder Menschen statt Worte setze, darf sie nicht befremden. Im Leben selbst gleiten im raschen Wechsel Menschen, Worte, Bilder an uns vorüber, und soll es ein schönes Leben sein, so müssen alle diese Übergänge musikalisch sein; wie möchten wir uns der Empfindung von der ewigen Schönheit der Welt, auf die es vornehmlich ankommt, nähern, wenn wir noch durch die Contraste gestört werden möchten. Jenem Verweilen, Haften und Klebenbleiben an bestimmten schönen Gegenständen entweicht der Geist der Schönheit. Also geschwind zur Verwandlung geschritten: dieselbe Schönheit erwartet uns auch wieder in der neuen Form; derselbe Mifsbrauch der Schönheit findet auch hier wieder statt. Eine gute Gesellschaft ist ein Gedicht in Menschen, statt in Worten, so wie ein gutes Gedicht eine Gesellschaft in Worten statt der Menschen sein mufs. Auch unter den Menschen giebt es anscheinend Treffer und Nieten, Erbsen und Spreu. Derselbe Mifsbrauch, der in dem Dictionnaire de l'Academie mit den Wörtern getrieben wurde, mufs also auch irgendwo, und wahrscheinlich zuerst in Frankreich mit den Menschen in Rücksicht auf die Gesellschaft getrieben worden sein. So ist es! Es wird eine allgemeine Auswahl getroffen: nach der am Hofe Ludwig des vierzehnten geltenden und übrigens keineswegs absolut zu verdammenden Ansicht von der gesellschaftlichen Schönheit, oder dem guten Ton werden die Menschen gesichtet, die s. g. vornehme Gesellschaft, societé par excellence herausgeschieden, und die Spreu d. h. alle besonders kernichte Naturen, die zu-

mal die Majorität ausmachten, unter der Kategorie von Provinzialleuten, Kleinstädtern, grenadiers und Dorfteufeln aller Art ausgeschlossen. Solche steife Absonderungen der Gesellschaft halten einmal ein Jahrhundert aus, endlich werden die Barrieren zerbrochen, und die individuelle Schönheit aufserhalb fängt wieder an, sich mit der geselligen Schönheit innerhalb der Barrieren zu vermischen, nur dafs es etwas unsanfter und barbarischer dabei hergeht, als wenn die gute Gesellschaft immerfort und allmählig, und ohne sich eben gemein zu machen, milde eingewirkt hätte auf die schlechte, den Triumph ihrer Güte gerade darin gesetzt hätte, die ganze Nation nach und nach zur guten Gesellschaft zu erheben. Wie es gewöhnlich zu ergehen pflegt, so gab damals, als die Schranken gebrochen wurden, die gemeine Gesellschaft vor, sie kämpfe gegen die Idee der geselligen Schönheit, gegen die erhabene Idee des Adels, während sie es nur mit der Carricatur, mit dem Mifsbrauch derselbigen, mit der fixirten vornehmen Gesellschaft zu thun hatte: gleicherweise meinte die vornehme Gesellschaft, sie habe es mit der Idee der individuellen Schönheit, nemlich dem Bürgerstand, dem tiersétat zu thun, während auch sie nur die Carricatur derselbigen, die fixirte gemeine Gesellschaft, die dem Bürgerstande unähnlicher sahe als eine Windmühle einem Riesen, gegenüber hatte, und dergestalt auf beiden Seiten, wie wir sagen, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. — Wie würde ich mifsverstanden werden, wenn man meinte, ich, der über die Schönheit vor Ihnen zu reden wage, sei unempfindlich für den Reiz der schönen gesellschaftlichen Formen, welche das alte Frankreich der Welt gelehrt hatte. Gerade weil ich finde, dafs die Wörtergesellschaft im Dictionnaire de l'Academie wirklich eine gute Gesellschaft war, finde ich es doppelt tyrannisch und häfslich, sie zu fixiren, einzusperren und dem erfrischenden Einflufs der Zeiten, wie der weiterschreitenden Welt zu entziehn. Auch die schöne Form in der Gesellschaft klebt ja nicht, wie ein unverwüstliches Kleid an einzelnen Personen und den ausschliefsend in ihrer Schule gebildeten: der gute Ton liegt ja in der Harmonie, mit der sich eine solche Person in ihrer Sphäre bewegt, und diese Harmonie zwischen der Person und ihrer Sphäre mufs ja allenthalben möglich sein; wie kann man also glauben, dafs man die Schönheit festhält dadurch, dafs man gewisse Personen, Sphären und Manieren als einzige Repräsentationen der Schönheit fixirt. Jede schöne Bewegung stellt sich im Laufe der Zeiten endlich im Raume, als wirklich ergreifbare, fühlbare Gestalt dar: so der innre Rhythmus, der in der Ilias und Odyssee vernommen wird, tritt fortgesungen und fortgelebt endlich als Jupiter des Phidias, und als Laokoon an den Tag dergestalt, dafs ihn der begehrungsvollste Sinn mit Befriedigung umfassen kann. So auf einer kleineren Bühne die chevalereske Galanterie des Mittelalters in den graziosen Repräsentanten des guten Tons am Hofe Ludwig XIV. — Aber ehe die herrlichste Kunstgestalt des Lebens oder der Poesie festgehalten, und die gute Gesellschaft allmählig, je mehr der Geist entweicht, zu kalter Manier oder Nachahmung verdammt, ehe die schlechte Gesellschaft unter dem Drucke der Sittentyrannei planmäfsig barbarisirt werden soll, lieber möge doch das ganze Kunstzeitalter in unvermeidlichen Revolutionen zu Grunde gehn. Aber damit hat es keine Noth. Das

innerlich schöne in den Formen des siècle de Louis XIV. wird so wenig verlohren werden, als die Antike, die einst ja auch schon untergegangen, und vom Sturme der Zeiten gestürzt, ja von der unwilligen Erde geraubt und verdeckt zu sein schien.

Auch uns Deutschen, damit ich sanft zu dem besondern Gegenstand dieser Vorlesungen zurückkehre, ist es einst eingefallen, nicht in der Gesellschaft, was sich wohl von selbst versteht, sondern in der Sprache die Vornehmen zu spielen. Über ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Entwurfe des Dictionnaire de l'Academie theilte sich das Princip desselben auch der deutschen gelehrten Welt mit. Auch hier sollte im Mittelpuncte einer tausendstämmigen Nation und einer in unzählige Dialecte gebrochenen Sprache, ein Bezirk für das wahre, ächte und schöne Deutsch abgesteckt werden. Auch hier wähnte man, die gesellige, allgemeingültige Schönheit gewisser Schriftsteller und Sprecher bestände hauptsächlich in ihrer Reinheit von Provinzialismen oder individuellen Sprachschönheiten aller Art. Demnach, wie in einem Lande, wo bisher ohne allen Plan, blos nach Maafsgabe des unmittelbaren Bedürfnisses, Courant und Scheidemünze geprägt worden wäre und cursirt hätte, und wo nun mit einemmale an gewissen Orten, z B. bei den öffentlichen Cassen, die Scheidemünze wegen des ihr häufiger anklebenden Schmutzes aufser Cours gesetzt würde, eben so glaubte man auch hier den Cours jener Sprachscheidemünze, jener deutschen Provinzialismen und Dialecte wenigstens in den öffentlichen Cassen der Literatur, in den gedruckten Schriften verbieten zu können. An der Spitze dieser Scheidemünztilgungscommission stand ein Dresdner Gelehrter schätzbar, ja verehrungswürdig wegen seltener, wissenschaftlicher Anstrengungen, aber mit der erhabenen Station eines Sprachgesetzgebers, eines Königs der Literatur, die Adelung sich selbst anmafste, durch seine engherzige, unbeholfene und linkische Natur im lächerlichsten Widerspruche. Nebenbei etablirte sich, noch patriotischer gesinnt, eine andre Commission, welche die Jagd auf die fremden Münzen, welche sich auf den vielfachen, literarischen Märkten unsrer Nation ins Land schleichen mochten, mit unbeschreiblicher Emsigkeit, und die Umprägung solcher Überläufer, da ihnen ein gewisser innrer Gehalt einmal nicht abzusprechen war, mit eben so unbeschreiblicher Eilfertigkeit und Industrie betrieb: Solches Verfahren haben wir eben nicht zu unserm Ruhme dem Dictionnaire de l'Academie und seinen Urhebern entgegen zu setzen. Der Wahn, als läge die Schönheit der Sprache in dem Einmauern und Ausfegen eines gewissen Sprachbezirks, konnte bei einer gemüthsfreien Nation nicht Wurzel fassen: die Autorität des siecle de Louis XIV., unsers damaligen Vorbildes, ward ungestofsen, wenigstens in die wahren Schranken zurückgewiesen: das armselige Verdienst der Correctheit und der mechanischen Politur, dem Schriftsteller wie Engel alle ihre innere Energie aufgeopfert und dafür allen ihren kurzen, eben nicht beneidenswerthen Ruhm erlangt hatten, ward von der Nation nicht weiter honorirt; die einzelnen Dialecte wurden sogar für sich in Meisterwerken, welche die Literatur ohne sich selbst zu ver-

nichten nicht zurückweisen durfte und von denen ich nur Johannes Müllers Schweizergeschichte, Vossens niedersächsische Idyllen und Hebels vortreffliche allemanische Gedichte nennen will, ausgebildet sind, es dauerte eine ganz kurze Zeit, so begriff jeder Schulknabe, dafs weder die Schönheit der Rede in der blosen correcten Wahl der Wörter und Wendungen, noch die Schönheit der Poesie in der blosen Bilderwahl bestehe.

Worin besteht sie denn? — Übersehen Sie nicht, dafs ich hier nur gegen die falsche und absolute Beschränkung der Freiheit der Sprache gesprochen habe. Jeder Mensch fühlt in der Gesellschaft den Unterschied zwischen einem genirten und zwischen einem durch Maafs und Tact edel beschränkten Betragen. Also mufs er auch im Leben wie in Literatur und Kunst und allenthalben den Unterschied zwischen eleganter, vornehmer und so häufig noch dazu genirter Nullität und zwischen kraftvoller, geselliger Schönheit fühlen. Lassen Sie uns also das ganze Geheimnifs der Sprachschönheit nach dem Schema unsers Gegensatzes von geselliger und individueller Schönheit mit besondrer Rücksicht auf die deutsche Sprache zusammenfassen. In einem grofsen Lande, wie Deutschland, das noch dazu seine Wurzeln in alle übrigen Länder Europa's, ja der Welt ausbreitet, wird sich nothwendig gegen den Mittelpunct hin eine mittlere, allgemeiner verständliche Mundart der Sprache bilden; gegen die Grenzen hin, da wo die Ströme und Gebirge der Nachbarn einwirken, werden sich besondere und abweichende Formen der Sprache (Dialecte) bilden; auch der Ton wird sich gegen die Grenzen hin immer mehr und eigenthümlicher und abweichender individualisiren, dahingegen derselbe im Mittelpunct zwischen den Extremen an den Grenzen das Mittel halten wird. Die Sprache wird gegen die Mitte hin mild, elegant, gesellig-schöner gegen die Grenzen hin, kräftig, rauh und individuell schöner erscheinen. Und so giebt es allerdings in der Richtung von Meifsen, Thüringen bis Nürnberg, im Herzen von Deutschland eine mittlere, geselligschöne Mundart, das Hochdeutsche, die Sonne gleichsam, von der die individuellen Schönheiten der Dialecte, die sich wie Planeten um sie her bewegen, ihr Licht empfangen, die demnach auch Schriftsprache insonderheit sein mag. Aber vergessen wir doch nicht, dafs die Sonne auch wieder die Planeten nicht entbehren kann, und dafs der Geist des Lebens nicht allein in der Sonne, sondern in dem Verhältnifs, in dem Bunde, in der gemeinschaftlichen, rhythmischen Bewegung zwischen Sonne und Planeten, liegt. In ewiger gegenseitiger Einwirkung möge die Kraft von den Grenzen her auf den Mittelpunct einströmen, und die Klarheit und das Licht wieder vom Mittelpunct auf den Umkreis zurückströmen. Nicht umsonst liegt das ganze Geheimnifs der Schönheit und des Lebens in sehr vernehmlichen Zügen eingeschrieben in die Sternenwelt: das Sonnensystem in seiner Bewegung gedacht, ist ewiges Muster aller irrdischen Geschäfte, der Philosophie, der Sprachkunst, der Staatskunst und aller Künste: und hiermit sei die häufige Wiederkehr dieses, nicht Gleichnisses, sondern bestimmten Vorbildes von Sonne und Planeten in meinen Darstellungen gerechtfertigt.

Das Leben und die Schönheit der Sprache liegt also nicht in der geselligen Schönheit im Mittelpuncte allein, nicht allein in der individuellen Schönheit an den Grenzen, welche die correcten Leute häfslich nennen und andre jugendlich ausschweifende Schwärmer in der Sturm-, Drang-, Ritter- und Kraftgenieperiode unsrer Literatur für die einzig schöne ergriffen, sondern sie liegt in der unaufhörlichen liebevollen Wechselwirkung zwischen geselliger und individueller Sprachschönheit, zwischen dem Hochdeutschen und den Dialecten, zwischen den adlichen und bürgerlichen Wörtern und Sprachwendungen, zwischen dem Sprachcourant und der Sprachscheidemünze. Wollen sie diese harmonische, vermittelnde Bewegung in einer ergreifbaren körperlichen Gestalt auf einen Augenblick fixirt haben, wie ich sagte, dafs der Homerische Rhythmus später in dem Jupiter des Phidias und in dem Laokoon festgestellt werden sei, so bilden Sie sich das Ideal eines deutschen Redners in Wort und Klang, der allen Stämmen der Deutschen bis an den Umkreis verständlich wäre und zugleich ihrem Ohre und Gemüth vaterländisch, heimlich, kraftvoll, treuherzig und doch anmuthig zusagte, von welchem aber niemand nach Klang und Wort urtheilen könnte, dafs er in dem und dem bestimmten Winkel von Deutschland geboren, sondern überhaupt nur gesagt werden könnte, dafs er ein Deutscher sei. So etwas kann es dereinst geben in einem geistesfreien Lande, dem der Himmel ein sichtbares Centrum der geselligen Schönheit, eine Hauptstadt, d. h. eine wirkliche vollständige Nationalexistenz nicht eher geben will, als bis es sie durch ungeheure Leiden, und durch Erfahrungen von allen Extremen des Lebens und des Schicksals, vor allem aber durch tiefen Gemeingeist, der weder Sprache, noch Poesie, noch Sitten, noch Individualitäten, noch Wissenschaften durch Academie, vornehmen Ton oder tyrannische Gesetzgebung irgend einer Art unterjochen will, vollständig verdient hat. — Wer sagt mir nun, ob der in's Ideal gezeichnete Redner gesellig schön, oder individuell schön sei? Er ist beides allen verständlich, weil er alle versteht; von allen geliebt, weil er alle, jede vaterländische Eigenthümlichkeit zu lieben versteht. Und hier ist nur von denen gesprochen, die in Holstein oder den demokratischen Cantonen der Schweiz seine Zeitgenossen sind: was hindert uns, ihn zu denken, dafs er eben so verständlich inmitten der vergangenen und der nachfolgenden Generationen stände, dafs die individuelle Redeschönheit des grofsen vorangegangenen Luther, und die andre individuelle eines ihm in künftigen Zeiten nachfolgenden Autors, durch seine gesellige Schönheit vermittelt würde. Ist dies Ideal für den Redner zu hochgestellt, so gilt es wenigstens für die Sprache und den Sprachgeist; so mufs sie werden, so mufs sie wenigstens immer mehr werden.

Es ist falsch und abermals falsch, dafs wir um so viel an unsrer Eigenthümlichkeit verlören, als wir an Geselligkeit, Allgemeingültigkeit und Universalität gewönnen, im deutschen Sinne der Worte: es ist wahr und abermals wahr, dafs wir eben so viel an unsrer kräftigen Eigenthümlichkeit verlieren, als wir an geselliger Nullität, Eleganz und Correctheit im altfranzösischen und Adelung-Engelschen Sinne der

Worte, gewinnen. Hemmt das Fortleben der Schönheit nicht, und wenn ihr auch das bestimmteste, herrlichste, göttlichste Schöne gefunden habt, so werdet ihr ohne Ende eure Herrschaft im Reiche der Schönheit erweitern, ohne doch von eurem alten Eigenthum, oder eurer alten Eigenthümlichkeit zu verlieren. Und somit wäre auch der pädagogische Sprachmeister abgefertigt! Lafst doch die fremden Worte herein, wenn sie das lebendige Schönheitsgesetz der deutschen Sprache annehmen. Alle Europäischen Sprachen, ja alle Sprachen der Welt sind ja nur Dialecte einer Grundsprache der Menschheit; die wirthbarste, zugänglichste, gastfreiste (unter diesen Sprachen und in ihrer Mitte) wird dereinst die wahre Mittelmundart werden für alle: das Land, welches diese Sprache reden, welches den Redner, und mehr als Redner, aufstellen wird, den wir uns oben einbildeten —, dieses Land wird auch Hauptstadt der Welt werden dereinst, in meinem milden und aller Freiheit günstigen Sinne des Worts! —

III.

Wenn Schönheit und Leben eins ist, so mufs die schöne Rede zugleich eine lebendige Rede sein. Vor dreifsig Jahren begnügte man sich damit, einer Rede und einem Gedichte Schönheit zuzuerkennen, wenn sie nur mit einer gewissen Lebhaftigkeit der s. g. Einbildungskraft ansprachen. Die vielgerühmte Deutlichkeit und Bestimmtheit der französischen Sprache bestand darin, dafs jedem Worte ein für allemal eine feste unabänderliche Bedeutung angeheftet war; und so hatte man denken sollen, dafs irgend ein bestimmter Sinn nicht nur nicht lebhafter, sondern überhaupt gar nicht weiter ausgedrückt werden könne, als durch das ihm angewiesene Wort. Weit gefehlt! dieselben durchaus deutlichen und bestimmten Sprecher behaupteten, dafs es noch eine andre viel lebhaftere Darstellung gebe, da man nemlich vermittelst eines Anlaufes, eines gewissen Schwunges und verwegener Anwendung sinnlicher Bilder die Sache der Einbildungskraft näher rückte, worauf doch am Ende die ganze Kunst des Sprechens hinauswollte: so wurden denn zwei Gattungen der Rede angenommen, eine zahme, deutliche und kalte und eine wilde, lebhaftere und warme: die letztere beehrte man mit dem alten ehrwürdigen Namen der Poesie. Es gab damals wenige schöne Rede unter den Menschen, weil selten der ganze Mensch zum ganzen Menschen sprach, sondern sich entweder der blose Verstand an den blosen Verstand, oder die blose Phantasie an die blose Phantasie, also immer nur ein Stück Mensch an das andre Stück Mensch mit seiner Rede richtete. Lassen Sie uns dies Unwesen noch etwas näher betrachten: Sie werden mir beipflichten, wenn ich einstweilen die gesammten Wörter einer Sprache in zwei grofse Gattungen eintheile, deren eine mehr die ergreifbaren Sachen, die andre mehr die abstracten Begriffe bezeichnete: über die Bedeutung der Worte erster Gattung, z. B. Baum, Pferd, Gold, sind alle Menschen sehr einig, desto uneiniger sind sie über die Bedeutung der Worte aus der andern Gattung: von den Worten, Tugend, Freiheit und Recht giebt es sicher eben so viel Erklärungen als es Menschen giebt, welche sich ihrer bedienen. Die

Worte, Pferd, Baum, Gold haben einen bestimmten Character und eben so deutliche Umrisse als die Sachen, welche damit bezeichnet werden; je allgemeiner indefs der Begriff der Worte wird, um so mehr scheinen sie an Umrifs, Deutlichkeit und Character zu verlieren. Den individuellen Worten und Begriffen scheint eine rohe Bestimmtheit anzuhängen, den abstracten oder geselligen Worten, wie Tugend, Freiheit und Recht dagegen eine policirte Characterlosigkeit. Beide verhalten sich ungefähr zu einander wie die Güter und Waaren zum Gelde: Was sich die Menschen unter einem Landgute, Equipage, einer Loge im Theater denken sollen, darüber sind sie so ziemlich einig; wenn wir aber die höchst verschiedenartigen Bilder, welche dem Begriffe hunderttausend Thaler von ihnen untergelegt werden, auf einen Blick übersehen könnten, wir würden erstaunen über die Unbestimmtheit des Begriffs und über die Uneinigkeit der Menschen. — Wenn ich nun behaupte und beweise, dafs die abstracten, geselligen Begriffe, z. B. Freiheit und hunderttausend Thaler, unter dem Scheine der Unbestimmtheit und Characterlosigkeit eine Eigenschaft in sich verborgen tragen, die allen Mangel wieder ersetzt, nemlich die Beweglichkeit, die allgemeine Anwendbarkeit, so würde klar sein, dafs die Begriffe Pferd und Loge im Theater, wie sie jene auch an individueller Bestimmtheit übertreffen möchten, es dennoch mit ihnen an allgemeiner Verständlichkeit nicht aufnehmen könnten. Wo hunderttausend Thaler verschenkt werden sollen, versammeln sich Millionen Menschen zu aller Zeit, wie verschieden auch das Glück gestaltet sein möge, das sie sich darunter denken, während nur wenige und diese auch nur zu gewisser Zeit eine Loge im Theater begehren: um eine Fahne, auf der der Name Freiheit geschrieben steht, rangiren sich ganze Völker, indefs das Wort Pferd doch nur die wenigen Kenner, und die, welche wirklich reiten können, wahrhaft zu ergreifen vermag. Greifen wir alle Resultate in eine Anschauung zusammen: Einige Worte, wie Baum, Pferd, Gold, sind festerer Natur, andere wie Tugend, Freiheit, Recht, möchten eher mit flüssigen Substanzen, z. B. der Luft, verglichen werden, welche sich zwar nicht ergreifen läfst, aber dennoch um nichts weniger da ist und unzählige andre Körper durchdringt. — Wenn ich Ihnen nun sage: es hat in neueren Zeiten zweierlei Redner gegeben, die einen, welche schwerfälliger gebaut, gleichsam dem festen Erdelemente mit Leib und Seele anklebend von der Sprache verlangten, dafs alle Worte den Character der unbedingten Bestimmtheit und Festigkeit an sich tragen sollten, welcher doch nur das Erbtheil eines Theiles der Sprachwelt sein kann — und wer erkennt hier nicht das Bestreben der Verfasser des Dictionnaire de l'Academie: die anderen, welche leichter, ätherischer geformt, jenen ersteren zum Trotz, allen Worten den beweglichen, durchdringenden, flüssigen Character der Luft, welcher doch nur gewissen abstracten Worten ausschliefsend zukommt, mittheilen wollten. Diese andern mufsten kommen; eine grofse genialische Reaction gegen die Handwerker, welche den lebendigen Worten einzeln bornirte Begriffe aufklebten, und nun meinten, dafs diese todten, höchstens einbalsamirten Wesen, diese Mumien dennoch fortleben sollten in der Philosophie, der Poesie und dem Leben — eine Reaction gegen diese mufste erfolgen. Wer wa-

ren sie aber, diese andern! So wenig mein Angriff des Dictionnaire de l'Academie und Consorten auf die von vielen Seiten vortrefflichen Autoren desselben, sondern nur auf die falsche, tyrannische Richtung in ihnen geht, mit deren Beförderung sie dem Zeitalter ihre Schuld bezahlen mufsten, noch weniger kann ich die Urheber der Reaction gegen das französische Sprach- und Dichtungsprincip, die ausgezeichneten Genien verdammen, welche der Sprache das Leben zurückgaben, welches ihr geraubt war. Wenn Lessing, Novalis, die Gebruder Schlegel und Schleiermacher im ersten Feuereifer einer gerechten Opposition auch zu weit giengen, und den Falken, der bisher angebunden war, nun wieder sich zu hoch in die Lüfte versteigen liefsen — so konnte doch nur auf diese Weise der erhabene Geist der Sprache für die ihm angethane Schmach Satisfaction erhalten. Die Gestirne heifsen im Dictionnaire de l'Academie: corps lumineux qui brillent au ciel pendant la nuit, und ein Thier heifst ebendaselbst: être organisé et doué de sensibilité: wie müssen nun die in der Schule jener Academie erzogenen zurückscheuen, wenn Schelling dieselben Gestirne seelige Thiere nennt, und damit nicht blofs ein Bild gebrauchen, sondern ihr Wesen bezeichnen will. Begriff und Wort, wie Dame und Chapeaux, waren bei jenen Academisten, wie ein Paar guteingefahrne Pferde zusammengespannt: zu Schimmeln die Schimmel, zu Rappen die Rappen u. s. f. Wenn man das vortreffliche Athenäum oder die Fragmente des unvergefslichen Novalis liest, so ist einem als flögen Chapeaux und Dame plötzlich befreit auseinander, die Dame schwebte wie im Tanze von einem Chapeaux zum andern, der Chapeaux wieder eben so von einer Dame zur andern; der Begriff flöge durch den ganzen Cirkel der Worte, das Wort durch den ganzen Cirkel der Begriffe, sowohl Wort als Begriff, sowohl Dame als Chapeaux hätten ganz die ursprüngliche Gespannschaft und Genossenschaft, scheint es, vergessen. — Vorher erschienen die Worte, wie die festen Körper an der Oberfläche der Erde, und wurden wie die Steine zu einem Bau, so jene zu einer Rede zusammenfügt; nun erschienen die Worte blos in beweglichen Umrissen, wie die Wellen eines beunruhigten Meeres, deren jede, da sie kaum entstanden war, wieder in das grofse Element zurücksank. — Der Geist der Sprache nun will weder jene absolute Befestigung der Worte, die die französischen Academiker sogar auf die abstracten Begriffe ausdehnten, welche todt niederfallen, sobald man ihnen ihre Beweglichkeit nimmt, noch will er die absolute Beweglichkeit der Worte, die so manchen Freund der guten Sache gegen das Schlegelsche Unternehmen einnahm, so wenig auch das eine Extrem ohne das vollständig durchgeführte andre, entgegengesetzte Extrem zu überwinden war.

Wir sind hinlänglich vorbereitet: vom Begriff und vom Worte Poesie ist die Rede! Was meinen jene Academiker mit ihrem Grundsatz von den fixirten Begriffen und Worten; was meinen jene gefügelten Geister mit ihrem Streben nach unendlich bewegten Worten und Begriffen, unter der Poesie? — Die Academiker sind schnell bei der Hand und mit den wenigen Worten, la poesie est l'art de faire des ouvrages en vers, steht das Gespann vor dem Wagen: Es giebt nur eine Poesie, und das ist

die Poesie der Verse. Wie verändert sich alles, wenn wir auf die andre Seite sehn und die Stimme jener neuen deutschen Kunstrichter vernehmen: Poesie ist der Geist der Welt, ist das Wesen der Frauen: es giebt eine Poesie des Lebens, eine Poesie der Jugend, eine Poesie der Liebe: die ganze Welt, das ganze Leben soll ein einziges grofses Gedicht sein u. s. f. — Die ersten geben uns den Begrifs der Poesie in seiner engsten und ängstlichsten Gebundenheit, die andern in der schrankenlosesten Freiheit. Der Begriff der Poesie bei jenen ist fix und beschränkt; bei diesen beweglich und unendlich weit: wer von beiden hat recht? — Hierauf erfolgt unsre schon oft gegebene Antwort: Keiner oder Beide, mag der Begriff der Poesie, sich von seinem Worte der göttlichen Verskunst einstweilen fröhlich trennen und im muntern Reigen von einer Dame zur andern, von einer Schönheit der Welt zur andern fliegen, mit jeder den Tanz versuchen, mit jeder vereint eine Weile in dem Himmel von Wohllaut schweben, der ihnen allen aufgethan ist, wenn er nur — und das ist das Zeichen, ob es ein ordentlicher Tanz gewesen ist — wenn er nur zuletzt, nachdem er den ganzen Cirkel durchflogen, verschönert und verklärt zu seiner früheren Freundinn zurückkehrt. Seine Beweglichkeit hat er bewiesen, und erhöht; jeder neuen Tänzerinn gegenüber eine neue eigenthümliche Grazie bewährt und so mag seine geprüfte und sinnreiche Treue nun erst recht seiner ersten und letzten Dame gefallen. Wenn sich das Wort auf eben die grazieuse Weise vom seinem Begriff zu trennen und mit ihm wieder zu vereinigen versteht, dann kann man sagen, die Sprache werde mit Anmuth und Schönheit gesprochen. Wenn aber in einem Gespräch, wie es oft geschieht, jemand einen Begriff mit einem bestimmten ihm fast aufgenagelten Worte, ein für allemal bezeichnet wissen, oder bei einem Worte sich nur einen einzigen, fixen Gedanken denken will: Mit andern Worten, wenn der Begriff erklärt, dafs er nur mit einer einzigen Dame, das Wort, dafs es nur mit einem bestimmten Chapeaux tanzen wolle und könne, so bleibt alles bei höchst langweiligen pas de deux und der eigentliche gesellige Tanz kann nie zu Stande kommen. — Und wer möchte auch mit todten Chiffern, nach einem noch lebloseren Mechanismus, das schönste darstellen, was die Seele erzeugen kann. Nein! sie leben auch ihr unsterbliches und unendliches Leben, diese Worte, eben so gut als die Dinge, welche sie bezeichnen. Der Dichter nun, dem es die Natur vor allen andern verlieh, den ewigen Einklang der Dinge wahrzunehmen, er ist es auch, welcher das unendliche Leben der Sprache zu erwecken und zu schonen weifs. Denken Sie ihn Sich nun, wie er zugegen ist oder es darstellt; da ein Kind eine Blume betrachtet. Beständig fühlend, dafs die Schönheit in allen ihren Erscheinungen dieselbige ist, mag er sich etwa folgendermafsen ausdrücken: eine Blume sieht die andre an, oder ein Kind sieht das andre an. — Dagegen mufs sich natürlich der Academiker auflehnen: nach ihm müfste der Dichter vorsichtiger also sprechen: an Frische und Jugend und Fülle und Farbe kann man dieses Kind der Blume vergleichen, welche es ansieht; indem doch keineswegs Kind und Blume ein und dasselbe, oder auch nur von einer Gattung wären, vielmehr nur Gleichnifsweise geredet werde. — Beim Academiker nun sehn sich Kind und Blume an

wie ein Fels den andern, die man zwar an Form und Gestalt mit einander vergleichen, aber nicht von der Stelle rücken darf: in dem Ausdruck des Dichters steigen Kind und Blume wie zwei verschwisterte Wellen auf und senken sich eben so sanft in das allgemeine Meer der Schönheit wieder zurück. — Der Academiker hält sich an die äufsere Erscheinung: den Schritt, die Bewegung des Geistes, da der Blume ebenfalls Augen zugeschrieben werden, bringt er nicht zu Stande. Wenn nun gar Tasso in seinem berühmten Madrigal die Augen seiner Geliebten und die Gestirne der Nacht sich gegenseitig beschauen läfst, so verliert der Academiker den Dichter völlig aus dem Gesicht. Freilich hat der Begriff: Augen seinen bestimmten ihm angewiesenen Körper, nemlich jene schöngeformten, lebendigen Organe des Sehens, die an Menschen und an Thieren wahrgenommen werden. Aber das innerste und heiligste dieses Sinnes, die Fähigkeit, irgend ein Schönes wahrzunehmen, mufs den Gestirnen und den Blumen wie überhaupt allem was lebt eigen sein. Gestirne und Augen, Blumen und Kinder, und jedes Paar möglicher Wesen wird durch ein herrliches Band verknüpft. Welches ist dieses Band? die Schönheit oder das Leben, in welchen grofsen Gedanken sich alles Irrdische und Himmlische berührt. Wodurch wird dir denn ein schönes Auge in der Betrachtung werth? dadurch, dafs du in diesem Auge tausend verschiedene ernste und heitere Ausdrücke wahrgenommen; jede neue Begebenheit mufs dir das Auge, welches du betrachtest, in neuem Glanz und neuer Schönheit zeigen. Demnach ist der Begriff des Auges ein unendlicher, eben so auch das Wort: der Dichter stellt es in tausend grazieuse Beziehungen zum Himmel, zu den Sternen, zu den Blumen und führt es endlich seinem ersten Ritter, dem ebenfalls verherrlichten Begriff des Auges, verschönert wieder zu.

Zerschlagen wir demnach das Gerüst dieser Vorlesung, welches jetzt entbehrt werden kann. Der Unterschied zwischen abstracten und concreten, oder zwischen geselligen Wörtern, wie Wahrheit, Tugend, Freiheit, und individuellen Wörtern, wie Baum, Pferd, Gold, ist keinesweges ein absoluter. Es giebt kein einziges Wort, welches blos Begriffe, kein andres, welches blos Sachen bezeichnete; kein Wort, welches blos flüssiger, kein andres, welches blos fester Natur wäre; sondern wie auf dem herrlichen Erdkörper, welchen wir bewohnen, so auch in dem Sprachkörper, worin unser Geist lebt, ist allenthalben festes und flüssiges in der herrlichsten Mischung da. Jedes Wort hat einen Körper, d. h. einen bestimmten festen Begriff, den es als Seele bewohnt; aber wie dieser Begriff durch den Philosophen in Beziehung auf alle andere Begriffe des Universums gebracht werden kann, eben so das Wort durch den Dichter auf alle andre Worte. Demnach ist sowohl Wort als Begriff, wie treu sie auch ihrem ursprünglichen Sinn und Gehalt bleiben mögen, einer unendlichen Erweiterung fähig, und damit erwiesen, dafs das Wort wie der Begriff ein lebendiges Wesen sei. — Denken Sie nun, dafs dieser Begriff vom Leben der Worte, worin alle Schönheit der Poesie, wie der andre vom Leben der Begriffe, worin alle Schönheit der Philosophie ihren Grund hat, in der französischen Schule fast gänzlich verloren gegangen war:

und Sie werden Sich nicht weiter wundern, dafs, als durch neue deutsche Kunstrichter plötzlich der Gedanke jenes allgemeinen, lebendigen Tanzes, welchen ich oben beschrieben habe, aufgefafst wurde, dafs damals, im ersten Feuer des wiedergewonnenen Lebens, manche Dame zu ihrem Chapeaux, manches Wort zu seinem Begriffe nicht wieder zurückkehrte, sondern in der Schwelgerei der Freiheit durch die Welt fortgaukelte bis es ganz die ursprüngliche Gestalt verloren hatte, und nun, da der Maafsstab entwichen war, auch sogar die Beweglichkeit und Verwandelbarkeit nicht mehr wahrgenommen werden konnte. — Jetzt, da wir aus diesem warnenden Beispiel gesehn haben, wie die Bewegung von der Verirrung verschieden ist, wie die Bewegung der Begriffe nichts ist, wenn sie nicht zu dem ursprünglichen Worte endlich zurückkehrt; jetzt vermögen wir denn auch mit wahrem Maafse und wahrer Beweglichkeit den Begriff des Wortes Poesie aufzufassen.

Wer von der dramatischen Poesie und Kunst, wie ich im Anfange des gegenwärtigen Jahres, handelt, mufs sich nach dem Gesetze jenes Tanzes betragen, den ich im Anfange der heutigen Vorlesung beschrieben habe. Die dramatische Poesie steht zuförderst neben dem ihr angewiesenen Chapeaux, dem wirklichen Theater: vielfache grofse Lebenserscheinungen, z. B. gesellschaftliches Leben, Staat, Religion u. s. w. stehn im Kreise umher den Tanz erwartend, und so fliegt die Dame in natürlicher und gracieuser Bewegung durch ihre Reihen, die dramatische Poesie tritt nach einander in Beziehungen mit dem Leben, dem Staate, der Religion, so dafs die Zuschauer des Tanzes, während diese Dame tanzt, lauter dramatische Formen erblicken, und die verschiedenartigsten Gestalten des Lebens nicht anders erscheinen, denn als Modificationen des Drama's. Die ganze Welt erscheint in dem Augenblick als eine einzige Schaubühne, und so erhöht und verschönert kehrt die Dame sanft zu ihrem ursprünglichen Tänzer, der wirklichen Schaubühne zurück. Ehe der Tanz begann, sahe der Zuschauer nichts weiter, als die trockne und leblose Gestalt der Tänzer: wenn das Wort Theater ausgesprochen wurde, dachte er dabei nichts als an: lieu, ou l'on représente des spectacles dramatiques. Nachdem der Tanz vorbei ist, sieht der Zuschauer freilich auch wieder dieselben Personen, Drama und Schaubühne: aber er versteht nun das Leben dieser Begriffe, denn er hat das Gesetz ihrer Bewegung und ihres Fortschrittes gesehn, indem er diese Sonnen einen ganzen Thierkreis des Lebens durchlaufen sah. — Eben so kann niemand Vorlesungen über die Schönheit halten, der nicht alles als schön darzustellen im Stande ist, der nicht die Idee der Schönheit in Beziehung auf die entgegengesetztesten Formen des Lebens zu bringen weifs. — Beauté, heifst es im Dictionnaire de l'Academie: ist die juste proportion des parties du corps, avec un agréable melange des couleurs. Wir gehen ebenfalls aus von dem Begriff der Schönheit, wie er sich auf das natürlichste und nächste in der menschlichen Gestalt ausdrückt, lassen ihn hierauf mit allen einzelnen, erhabensten und unscheinbarsten Künsten des Lebens einen Tanz beginnen; so erweitert und verklärt sich der Begriff der Schönheit und kehrt zuletzt zu seiner ursprünglichen Ge-

nossenschaft mit dem wohlgeformten menschlichen Korper zurück. Dieses Beleben der Worte und Begriffe ist das ganze Geheimnifs der Wissenschaft und Poesie. — Wer das Wesen der Poesie darstellen wollte, würde eben so von der Versknnst ausgehn, dann einen Cyklus von Welterscheinungen durchlaufen, alle in Beziehung auf die Poesie bringen und so würden eine Poesie der Natur, eine Poesie der Liebe, eine Poesie der Blumen, eine Poesie der Jugend vor dem Zuschauer dargestellt werden, die ganze Welt vielleicht als ein grofses Gedicht erscheinen, und doch endlich das Wort, erhobenen Geistes, zu der ursprünglichen Bedeutung zurückkehren. Nun erscheint das Wort Poesie als ein Wort des Lebens; es ist fest und dennoch unendlich beweglich. Wir sind in unsrer Darstellung von der Beschreibung des unendlich bewegten Geistes der Schönheit, und des alles durchdringenden Geistes des Lebens ausgegangen; wir haben uns jene oft gepriesenen Wechselblicke von dem Ruhenden auf das Bewegte, von dem Bleibenden auf das Vorübergehende angewöhnt, weil wir einsahen, dafs die Schönheit allenthalben aus der Wechselumarmung zweier Dinge, zweier Ideen hervorgieng. So haben wir die Schönheit und das Leben der Worte begriffen in Wechselblicken, die wir warfen, bald auf den bleibenden Sinn der Worte, bald auf ihre Bewegung und Verwandlung. Und so werden wir in der Beschreibung des Begriffes der Poesie uns weder in den blosen Tanz, in die blose Bewegung schwärmend verlieren, noch mit unsrer Dame ausschliefsend allein tanzen wollen. — Poesie ist geschlossene Kunstdarstellung des Lebens durch das Wort. Unser Wort Dichtkunst ist gegen das Wort Poesie gehalten ein elendes Wort, vornehmlich weil es die Leute immer noch durch die Ähnlichkeit der Klänge in dem Wahne bestärkt, als hienge das Dichten doch endlich ganz genau mit dem Erdichten und sofort mit dem Lügen zusammen. Das griechische viel sinnigere Wort bedeutet blos ein gewisses, zweckmäfsiges, schönes Thun und Machen, ohne alle weitere Falschheit und Täuschung; ein Thun und Machen insonderheit, das allem übrigen Handeln zum Muster dienen kann. Ein Gedicht ist eine ganze, geschlossene, gemachte Welt: eine Erdichtung ist ein halbes, ungeschlossenes, schlecht gemachtes Stück Welt. Eben weil ein Gedicht gut gemacht ist, und weil das Organ der Rede, wodurch das Gedicht ausgedrückt wird, das mittelste, ansprechendste Organ des Menschen ist, soll alles Menschenwerk dem gutgemachten, oder unschuldiger ausgedrückt, dem was eben nur gemacht ist, der Poesie gleichen.

Das Dasein einer Ilias, einer divina comedia, eines Macbeth, wurde in den letzten Jahrzehnden des verflossenen Jahrhunderts erklärt, wie das Dasein der Welt — durch einen mystischen Begriff von Erschaffung und Schöpfer. *) Innerhalb eines Werkes der Poesie, wie auch recht innerhalb der Welt zu leben, war jenes ohnmächtige Geschlecht unfähig: durch äufseren, mechanischen Anstofs, nicht durch

*) Es bedarf für sinnvolle Leser kaum der Erinnerung, dafs die hier folgende Kritik des Begriffes einer schaffenden Gottheit nur gegen herzlose Aufklärer gerichtet ist. Die Idee der Schopfung, wie selbige von der alten achten Theologie in der Lehre von der Dreieinigkeit gegeben worden, ist über allen Angriff erhaben. Nach ihrem erhabenen Bilde sind alle die

inneren, sich selbst genügenden Schlag des Herzens mufste die Bewegung der Welt, wie der Poesie erklärt werden, wenn sie von den Aufklärern begriffen werden sollte. — Freilich! vernehmt ihr Gott nicht, ganz deutlich, ganz nahe, in den Klängen, in den Wohllauten seiner Welt, müfst ihr ihn schlechterdings neben dem Werke fabricirend, hämmernd, meifselnd denken, so ist es allerdings besser, ihr gebt euch mit dem ganzen Nachdenken über das Machen nicht weiter ab; vernehmt ihr den Ruderschlag der Poesie nicht, mit dem diese Argo queer durch die breiten, unstäten Wellen des Lebens auf sichrer, eigenthümlicher Bahn nach ihrem goldnen Vliefse steuert, so thut ihr besser, kurzweg zu erklären: es ist nun einmal so, die Kraft des Schiffchens kommt nun einmal aus nichts, denn ich sehe nichts, was sie bewegt. So wurden denn nun aus Welt und Religion alle Wunder mit Feuer und Schwerdt ausgetrieben und zuletzt in ein grofses Hauptwunder zusammengeballt, in ein wirkliches Welt-Wunder Repositorium zusammengestellt, und dieses sollte nun Gott heifsen: so wurden gleichergestalt alle wunderbaren Offenbarungen des Dichters in seinen Werken unerbittlich verfolgt, aber das Wunder, dafs es überhaupt einen Dichter gebe, desto anmäfsiger, hirn- und sinnloser construirt. — In der Natur und in der Poesie sind die Spuren des Meisters unendlich verwebt in dem Werk: wer demnach dort das Werk und den Meister zugleich in dem Werke zu schauen weifs, der wird einen neben dem Werk stehenden ergreifbaren Meister mit wirklichen Händen und Füfsen nicht weiter vermissen. Indem wir nun ein Werk der Poesie hören, tritt hörbar, sagte ich neulich, neben unendlich verschiedenartigen Tönen, das Gefühl eines dem ganzen Werke mitgetheilten Rhythmus oder Gleichmaafses, nemlich der Vers hervor: dies ist die Spur, die hörbare des Meisters; wer zu vernehmen weifs, wie diese Spur die kleinsten Organe des Werks durchdringt, der hat das herrlichste vom Meister; und begehrt den wirklichen Arbeiter weiter nicht zu sehn. — Ich würde den für keinen Irreligiosen halten, der sich dächte: die heilige, unendliche Bewegung seiner Welt, das sei nun Gott; der stille Schlag des menschlichen Herzens, das Wellenrauschen des Meeres, das Wechselgespräch, oder der Wechseltanz, wie wir es darstellten, der unendlichen Naturen, der ernste Gang der Gestirne, alle diese verschiedenen Bewegungen wären nur Offenbarungen eines Grundtacts, eines Grundrhythmus, der dem übrigen allen zum Grunde läge. Ich will in meinen Vorlesungen über die Schönheit weiter nichts als die einzelnen Bewegungen der Künste wie der Geister hier und dort in ihrem Gesetze auffassen, und in dem Grundrhythmus, der aus der Verbindung aller einzelnen Bewegungen hervorgeht, die höchste und schönste Bewegung wahrnehmen lassen, in der ich mir Gott zu denken weifs: nennen Sie dies Eine höchste, das ich zu erschwingen im Stande bin, Gott, Schönheit, Leben, Liebe, Poesie — wie sie wollen — ich bin zufrieden, wenn sie das beste empfangen haben, was ich geben konnte.

einzelnen über das Wesen der Poesie hier aufgestellten Ideen entwerfen: Ort und Umstände erlauben nicht, zu zeigen, in welcher nahen Beziehung die wahre Theologie mit aller Lehre von der Schönheit stehe.

In jedem poetischen Werke sind die Rhythmen sehr verschiedenartiger Naturen verbunden, und liebend unterworfen einem grofsen Grundrhythmus. *) Ich habe in den Vorlesungen über die dramatische Poesie beschrieben, wie die Idee oder der Held des Gedichts nach vielfachen Kämpfen mit den entgegengesetztesten Naturen endlich gereinigt und verklärt in sich selbst zurückkehrt; mitten im Gewühl der allerentgegengesetztesten Naturen wird er seines Rhythmus sicher und sich bewufst. — Das ganze Geheimnifs der Poesie liegt demnach in der Verbindung mehrerer streitenden Bewegungen zu einer ruhigen. — Ich kehre wieder zu dem Bilde des Tanzes zurück, das mich verfolgt: was ist der Tanz anders als die Verbindung mehrerer streitenden Bewegungen zu einer ruhigen. Welches menschliche Werk die Natur dieses Tanzes hat, von dem kann man sagen, dafs es wahrhaft gemacht sei: der Macher möge übrigens für sich gestaltet sein wie er wolle; ich erkenne ihn im Werke eben an der ruhigen Bewegung in den streitenden Bewegungen. Ein solches Werk ist auch wahr, ohne alle Täuschung und Lüge, denn es trägt ja das Wesen der Schönheit in sich und ist eben dadurch schon fest verwebt in alle Herrlichkeit der Welt, und mit ihr unsterblich: es greift ein in den ewigen Tanz aller Naturen, wie sollte es untergehn können? — Dafs nun derjenige, welcher diesen heiligen Tanz zuerst und vornehmlich in den Worten oder in der Poesie erkannt hat, z. B. Fr. Schlegel, dafs ein solcher auf alle reizenden Erscheinungen der Welt, auf alle andere unendlichen Formen, unter denen der Mensch immer wieder diesen Tanz wahrnimmt, immer wieder den Begriff der Poesie überträgt und von der Poesie des Lebens, der Liebe, der Jugend, der Natur u. s. f. spricht, — dafs er die Erinnerung an seine erste Liebe nicht und nirgends vergessen kann, ist natürlich und schön. Sein ganzes Leben ist eine Vorlesung über die Poesie. Die Ideen der Schönheit, der Poesie, der Liebe, der Wahrheit, des Lebens, von denen eine jeder Mensch besonders im Munde und im Herzen trägt, in dem er jedoch allen übrigen dieselbe Macht und Herrlichkeit zugesteht, sind wieder den Gestirnen zu vergleichen, von denen ich in meiner ersten Vorlesung über die dramatische Poesie sagte, dafs sie alle dasselbe unsichtbare und unaussprechliche andeuten, welches sie trägt und führt. — Wem es aber vorkommt, als bewege sich die ganze Welt um seine Lieblings-Idee, der ganze Himmel um sein Lieblingsgestirn; wer, da er dieses erreicht und gefunden, allen übrigen es als einzige Schönheit aufdringen will, der ist um nichts besser, als hätte er eine kräftige irrdische Schönheit gefafst und ein für allemal wie ein französischer Academiker erklärt, dafs er nur mit ihr tanzen wolle. So hätte es den vortrefflichen Urhebern der deutschen Reaction gegen die französische Academie ergehen können, welche zwar die

*) Je einförmiger das Werk, desto künstlicher der Rhythmus; und je reicher, je gestalteter dasselbe, desto einfacher und ruhiger der Rhythmus. In dem reichen Drama, wo die Gestalten alle eigenthümlich heraustreten, der einfache Rhythmus des Jambus: in der lyrischen Poesie, welche mehr die einfache Empfindung, als die vielfache und bestimmte Gestalt der Dinge giebt, ist der Rhythmus höchst künstlich. Im Epos sind Gestalten und Rhythmus im Gleichgewicht.

irrdische Verskunst verliefsen, den Begriff der Poesie erweiterten und erhöhten, bis sie endlich an einer Weltidee von der Poesie kleben blieben, und nun um nichts gebessert erklärten, dafs sie nur mit ihr tanzen wollten. Die Freude der schönen Rückkehr zu der Stelle, von der man ausgegangen ist, gewährten sie nicht, und darum zerstreuten sich ihre einst so glänzenden Gestalten, da man gerade erst das höchste von ihnen erwartete. Deshalb ist es auch spät noch sehr beruhigend zu sehn, wie August Wilhelm Schlegel, der an dem ersten Sturm auf die französische Academie einen lebhaften und geistreichen Antheil nahm, in seiner eben erschienenen comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide, wiewohl er dem Griechen den Kranz lassen mufs, dennoch zu einer wahren und milden Würdigung der Franzosen zurückkehrt, und sich sogar zu ihrer Sprache bequemt. — Der ahndende Geist des unvergleichlichen Novalis, eines der gröfsten Menschen, welchen die letzten Jahrhunderte hervorgebracht, kannte vor allen seinen Freunden dies Geheimnifs der Rückkehr. Er erzählt ein Mährchen von einem jungen Menschen, der Hyacinth hiefs; dieser liebte ein artiges Mädchen, Rosenblüthchen genannt. Aber mitten in der Liebe ergreift ihn ein Sehnen nach fernen Landen, nach den Geheimnissen der Natur. Er wandert und schaut und strebt und fragt die mannichfaltigsten Naturen, die ihm begegnen, nach dem Tempel der Natur, der Isis. Endlich erreicht er seine Wünsche, die Stufen des Tempels; nach vielen Einweihungen und Vorbereitungen wird er eingelassen in das Heiligthum, der Vorhang, der die Göttinn verhüllt, fällt und — Rosenblüthchen sinkt in seine Arme.

IV.

In den Kunstmonumenten des griechischen Alterthums wollten einige Kunstrichter den Character vermissen: sie behaupteten, die Schönheit in der Form jener Denkmale sei so rein, dafs aller bestimmte Character darin untergegangen sei. Andre minder für den Schönheitszauber empfängliche Betrachter, welchen dafür aber die historische Schärfe des Urtheils zu Theil geworden war, wollten wieder in denselben Antiken nichts bewundern, als den höchst bestimmten Ausdruck des Characters oder der Individualität. Da findet nun freilich eine Opposition statt, bei der man der einen Parthei der Kunstrichter völlig Augen und Urtheil absprechen mufs, wenn die andre Recht behalten soll. — Indefs ist der ganze Streit leicht zu lösen: Göttliches ist keineswegs dasjenige, welches des Irrdischen entbehrt. Ihr haltet das göttliche Feuer, welches den Menschen bewohnt, die Seele nicht fest, dadurch, dafs ihr den Körper davon losreifst, eben so wenig könnt ihr das Irrdische, die äufsere Gestalt mit ihren bestimmten, individuellen Umrissen ergreifen, wenn ihr sie von der Gemeinschaft des Göttlichen trennt, — also ist auch das nicht wahrhaft Irrdisches zu nennen, welches des Göttlichen entbehrt. — So wie der Mensch aufrecht auf der Erde steht, über ihm der unendlich bewegte Aether, unter ihm die dauerhafte feste Erde, wie es ihn zieht nach oben und unten zugleich, wie er nicht in das freie Gebiet über sich hinauf verlangen kann, ohne dafs es ihn unten mit tausend

Armen der Begierde und des Genusses wieder festhielte — so dem Himmel und der Erde zugleich angehören mufs auch seine Ansicht der Dinge. Was ist besser, oben oder unten? vor oder nach mir? wesenlose Fragen. Hier in der Mitte schlägt mein Herz und dort treffen alle Einflüsse von oben und unten, von diesseits und jenseits zusammen, da ist der Sitz des höchsten Wohlgefallens, welches ich zu erschwingen vermag. — Alles was ich Mensch auf dieser Stelle zwischen Himmel und Erde erbaue, bilde und verfasse: seien es Statuen, Gemälde, Reden, Gedichte, philosophische Werke, Staaten — alles soll bestehen aus Geist und Fleisch, wie ich; an allen meinen Werken, oder an den Werken andrer, wenn sie mir gefallen sollen, will ich spüren, die Einflüsse von oben und von unten, die wechselsweise hinab- und heraufströmend allmählig sich gestalten, und immer dichter und kernigter sich gestalten um einen Mittelpunct, um ein Herz — das dem meinen gleiche. Nun fragt einmal, ob das, was ich so erzeuge, dem Himmel angehört oder der Erde, ob es blos menschlich oder blos göttlich sei, ob es blos allgemeine Schönheit oder blos individuellen Character an sich trage? — Die ganze Schönheit des Werks liegt ja blos in der harmonischen Vereinigung beider, oder im Herzen, wie wir es nannten. Dafs also an den Römischen Antiken nach dem,begeisterten Winkelmann, der sich mehr der characterfreien Idee der Schönheit hingab, auch wieder trocknere, prosaische Naturen wie Hirt in Berlin vorübergiengen, welche von den Antiken nichts zu sagen und zu entwickeln wufsten, als den darin aufgefafsten Naturcharacter oder ihre Individualität — dies mögen sich jene herrlichen Wesen wohl gefallen lassen. Wenn uns der eine lehrt mehr, was der Geist der Künstler reines und göttliches erstrebt, der andre mehr, was die Hand derselben irrdisch tüchtiges erreicht, so ist zwischen diesen Extremen desto leichter von nachfolgenden sinnigen Betrachtern dasjenige zu erkennen, was jene Künstler und ihre Werke nun eigentlich waren, in ihrem Herzen. — Man wende mir nicht ein, dafs der vortreffliche Winkelmann ja auch nicht nach körperlosen Idealen gestrebt habe, sondern dafs er eben die allgemeine, gesellige, abstractere Gestaltung der Kunst gemeint habe, von der er nur das ausgeschlossen wissen wollte, was wir im gemeinen Leben scharfgeschnittene, markirte Individualität, Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und Characters nennen. Ich weifs sehr wohl, wie edel und grofs er es gemeint, und wie klein und nichtswürdig die Ansicht der Kunst ist, welcher er sich entgegenstellte: hier aber ist von dem Winkelmann die Rede, den sich nachfolgende Künstler und Kunstliebhaber bei der Nennung seines grofsen Namens dachten, nicht von ihm selbst. — Wir haben schon in einer früheren Unterhaltung den Irrthum beleuchtet, in den die gute Gesellschaft verfiel: auch sie meinte, dafs ihre grazieusesten Mitglieder die wären, welche blos eine allgemeine characterlose Form der Schönheit aufstellten: und dafs man schlechthin an Persönlichkeit und bestimmten Umrissen des individuellen Lebens verlieren müsse, was man an Allgemeingefälligkeit gewinne. Wie weit nun dieser Irrthum greife, dafs der Mensch nur eines von beiden sein könne, entweder ein tüchtiges, characteristisches Individuum oder ein geselliges, allgemein ansprechendes Schönheitswesen, dies habe ich noch mit

allen Kräften zu zeigen. Die Kunst mufs beständig sagen: je individueller, natürlicher mein Werk ist, desto allgemeiner, göttlicher ist eben dasselbe, und umgekehrt, je göttlicher desto irrdisch tüchtiger. — Ermüden Sie nicht an der Fülle und Verschiedenartigkeit der Beispiele, die jetzt auftreten: der Geist der Kunst soll von jeder einzelnen menschlichen Natur ergriffen werden, und da bedarf es mancher Umstaltungen, wenn so verschiedenartige mit ihm in Berührung kommen sollen. — Zuerst ein gemeinverständliches Bild: Denken Sie Sich nach Art der Schattenrisse ein Bild in Papier ausgeschnitten, und vergleichen sie das ausgeschnittene Bild mit der leeren Stelle, die in dem Papiere, von wo herausgeschnitten worden, zurückbleibt. Ein Kind giebt mir zu, dafs das herausgeschnittene Bild und die leere Stelle in dem Bogen Papier ein und denselben Umrifs darstellen. Je bestimmter und richtiger sie die gegebene Gestalt herausschneiden, um so bestimmter und richtiger drückt auch die leere Stelle im Papier dieselbe Gestalt aus. — Sie schneiden mit einem Schnitt, wenn Sie es vorsichtig machen, zwei Silhouetten aus: eine positive und eine negative Silhouette. Vergleichen Sie mit diesem Kinderspiel das ernstere Geschäft, da ihr Auge, ihr Seelenauge möchte ich sagen, irgend einen Gegenstand aus dem unendlich zusammenhängenden Universum herausschneidet, da sie den Character irgend eines Dinges, eines Menschen auffassen — so ist es ganz gleichgültig, ob sie den Menschen für sich in allen seinen Umrissen herausschneiden, oder ob sie die Natur betrachten, wie sie sich von allen Seiten in eben so bestimmten Umrissen um die leere Stelle herlegt, da sie den Menschen herausgenommen haben. Die meisten Menschen machen es wie die Silhouetteurs, sie werfen wie jene das Papier weg, daraus sie ausgeschnitten haben, und so versäumen sie die ernste Betrachtung, dafs das Ding, wie es als leere Stelle im grofsen Papiere erscheint, ja nichts anders bedeuten könne, als es wieder in der herausgenommenen Silhouette für sich bedeutet. Nennen wir das Bild, welches herausgeschnitten worden, die individuelle Silhouette und die leere Stelle im Universum des grofsen Papieres die universelle Silhouette. — Je künstlicher, bestimmter und characteristischer du die individuelle Silhouette zu Stande bringst, um so reiner und natürlicher wird die universelle Silhouette in dem Schnitt von selbst zu Stande kommen. Ob du den Gegenstand, den du portraitiren sollst, für sich abgesondert betrachtest, oder die Natur betrachtest, wie sie sich nach allen Seiten an deinen Gegenstand anschliefst und ihn begrenzt, scheint gleichgültig: dir kommt es hauptsächlich an auf die Grenzen zwischen beiden: je deutlicher und bestimmter die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes, um so mehr ist er auch in seiner Beziehung auf das Universum auf die Natur aufgefafst. — Wozu nun dieses kindische Beispiel? — Dazu! der Blick des Kunstbetrachters mufs vor allen Dingen so gestellt werden, dafs er es einsieht, wie er überhaupt das individuelle Kunstwerk nie betrachten, und weder durch die Betrachtung noch mit den wirklichen Händen hervorbringen kann, als mit Wechselblicken, welche auf das individuelle Werk und dann wieder auf die universelle Kunstwelt geworfen werden, aus deren Schoofs sich die besondre Kunsterscheinung entwindet: das Kind neben und in der Mutter, die Mutter neben und in

dem Kinde. Vertiefe dich in dein Kunstwerk, ausschliefsend in das Fleisch, in die irrdische Gestaltung desselben noch so tief, deshalb wird es um nichts schöner: schwärme du andrerseits noch so ausschliefsend in dem Liebesgedanken der Mutter, oder in dem Ideal in der himmlischen Bedeutung des Werks, so wirst du vielleicht einen geheimnifsvollen Gesang vernehmen, der deinem Ohre unbestimmt schmeichelt, aber nie ein Werk hervorbringen und aussprechen können. — Denken Sie Sich jene Grenzlinie der Kunst weder zu hart noch zu weich: vor allen Dingen übertragen sie nicht den Nebenbegriff der Schärfe, aus jenem Beispiele von einer kunstreichen Scheere, auf die Kunstbildung überhaupt: betrachten sie lieber der Silhouette zum Gegengewicht die weiche Begränzung der Töne in der Musik. Allerdings vernimmt das Ohr auch hier bestimmte Umrisse und Gestaltung, aber eben weil der bewegte Hörer nicht zu sagen weifs, ob die Harmonie des Universums in den Menschen hinein oder ob die Harmonie des Menschen in das Universum hinausklingt, deshalb ist die Bezauberung so grofs und so innig. — Jeder Künstler nun hat solche Begränzungen aufzufassen: mit leiser, milder Hand trennt er die Gestalt von der Gestalt, damit der Betrachter eben in der bestimmteren Trennung der Töne die tiefere Harmonie empfinde. Das Resultat aller dieser Anschauungen demnach ist: je individueller, desto universeller. — Aber noch mehr! ich mufs Sie zur Erkenntnifs meines Gegenstandes in eine ganz andre Welt hinüberreifsen. — In diesem Augenblick hält der Professor Fichte Vorlesungen in Berlin über die gegenwärtige Zeit und ihren Character. Er will zeigen, wie die Unglücksfälle des Nordens von Deutschland, des aufgeklärtesten Theiles der Welt deshalb von der Natur verhängt sind, damit die Menschen ihre Selbstsucht vollständig vernichten, und rein und allein im Allgemeinen von nun an leben sollen; wie sie alles Einflusses des irrdischen Elements, irrdischen Verlangens und Antheils sich entschlagen sollen, um allein und ausschliefsend in der göttlichen Idee zu leben. — Längst ist es geahndet und von dem vortrefflichen Verfasser des Woldemar, Friedrich Heinrich Jacobi, ausgesprochen worden, dafs die Moral nichts anders sein könne, denn eine wirkliche und ächte schöne Kunst, dafs jede Handlung des Menschen, falls sie schön sein solle, Fleisch und Geist, bestimmte Kraft und unendliche Bedeutung in sich vereinigen müsse, eben so gut als ein schönes Gedicht oder ein Werk bildender Kunst, dafs menschlicher Antheil an irrdischen, und göttlicher Sinn für die ewigen Dinge zu einem schönen Werke werden müssen, und dafs Gott und der Welt mit derselben Handlung gedient werden soll; dafs der Mensch sich selbst eine schöne Grenze zeichnen, oder mit andern Worten himmlischen Glauben und irrdischen Genufs in sich harmonisch vereinigen könne. Dies ist die wahre und ewige Moral!

In einer so wohlklingenden Klage, wie in dem berühmten Schillerschen Gedichte: Resignation, läfst man sich mitseufzend die Worte gefallen: Zwei Blumen blühen für den weisen Finder, sie heifsen Hoffnung und Genufs, wer dieser Blumen eine brach, begehre der andern nicht, die Lehre ist ewig wie die Welt, geniefse, wer nicht glauben kann, wer glauben kann, entbehre.

Wer möchte es verleugnen, dafs es Stimmungen der Wehmuth in der Einsamkeit giebt, in denen uns diese Lehre ewig wie die Welt erscheint: wer dankt alsdann dem Dichter nicht, dafs er die herbe Lehre in sanften Klängen ausspricht, und den Schmerz der Seele durch die Bezauberung des Ohres gewissermafsen ausgleicht. Aber die Philosophie soll diese Lehre nicht predigen, denn in ihrem Munde wird sie barbarisch. Eine gute und schöne Handlung wird nicht erzeugt, dadurch, dafs ihr euch des irrdischen entäufsert: nehmt ihr mir mein irrdisches Instrument, aus diesem Holze geschnitten, mit diesen irrdischen Saiten bezogen, so verlangt auch nicht weiter Töne und Harmonien von mir. Was meint Herr Fichte mit dieser Selbstsucht: etwa den eben so göttlichen als irrdischen Instinct der Menschen ihre Eigenheit, ihre Persönlichkeit, ihren Character, ihren Besitz, und alle Anhänglichkeit an geliebtes, einmal ergriffenes, wie eine Festung zu vertheidigen? — Überhaupt noch immer lebt in der deutschen Wissenschaft und Philosophie der unglückliche Wahn, dafs eine bessere Welt, besseres Glauben und Wissen erlangt werden könne, durch ein Vernichten des eignen Selbst, durch ein absolutes Erheben zu Ideen, kurz dafs die Lebenskunst und alle Künste beständen in ein pures Wegwerfen des Häfslichen, Störenden und s. g. Schlechten; dafs die schönen Handlungen und Werke im Grunde schon in dem allgemeinen Magazine der Natur zubereitet da lägen, dafs es wie im Dictionnaire de l'Academie nur auf ein gewisses Säubern, Läutern, Schleifen, Wegwerfen der Schlacken, Potenziiren, Sublimiren und Sichten ankäme, um die Schönheit und das Gute, wie es leibt und lebt zu Tage zu fördern. Fragt doch nur einfach, was ein Herz will? Nicht wahr: behalten, was es besitzt, bleiben in der alten Behausung unter den bestimmten, lieben, alten Gegenständen. Aber was noch mehr? was noch andres will das Herz? Es will, da sich all das Geliebte bewegt und verändert, mitgehn und sanft ohne Vernichtung, ohne Zerstörung in die Umstaltungen eingreifen, die das Schicksal einmal unerbittlich verhängt. — Wenn ich euch Philosophen folge, und alles, was mich zwar genirt aber doch auch wieder unendlich erfreut, kurzweg fortwerfe, so dafs am Ende von meiner ganzen, reichen, schönen Erscheinung nichts weiter übrig bleibt, als ein leerer, abstracter Begriff der Tugend oder ein Seufzer der Sehnsucht nach oben, so mache ich in dieser letzten, traurigsten Gestalt wahrlich kein bedeutendes Kunststück, wenn ich als Begriff, auf alle einzelnen Fälle ohne weitern Erfolg, mich wirklich anwenden lasse, oder wenn ich als Seufzer der Sehnsucht leer und kalt mich auch wirklich dahinauf begebe, weil ich nun einmal nichts weiter bin als ein Streben dahinauf. Alle leere Begriffe und im Grunde auch alle hohle Gefühle haben die wächsernen Nasen, die man ehemals der Justiz beilegte. — Also wollen wir, damit die Kunst des Lebens und überhaupt alle Kunst nicht getödtet werde, um Gotteswillen diese Selbstsucht nicht vernichten, diese Anhänglichkeit an irrdische Gestalten und Character: jeder halte das Instrument des Wohllauts fest, das ihm der Gott in die Hände gegeben, und der Philosoph spiele uns viel lieber auf seinem Instrumente vor, damit in einem Vorbilde von Geist und Fleisch der Geist der Harmonie sich unserm Fleische und Geiste mittheilen könne. Setze dein Dasein, sagte Herr Fichte,

an das Allgemeine; lafs es im Allgemeinen aufgehn, wirf deine Farbe, dein Kleid, deine Parthei, dein Vaterland, ja deinen Leib, deinen Namen sogar weg und lebe im göttlichen Begriff. Ich weifs sehr wohl, dafs dieser Philosoph seine höchstspitzfindigen Anstalten trifft, um denn doch auch wieder manches von diesen Dingen zurückzubehalten, oder wenigstens, um nach der Entäufserung manches zurück zu bekommen, als Belohnung für den Entschlufs. Aber es ist hier nicht um so kleine Dinge als um einen deutschen Philosophen, und um seine Erklärung und Rechtfertigung zu thun: es geht um den grofsen Gedanken der Kunst, der da erkannt wird, wo sich das Göttliche an das Menschliche anschliefst, mit ihm vereinigt, wo sich beide gegenseitig begränzen und die universelle Bedeutung, der Gedanke der Kunst nicht anders geschaut werden kann, als neben und in der recht individuellen, irrdisch reichen Gestaltung. Je deutlicher, bestimmter, inniger, absichtsvoller dein Werk, deine Handlung — um so naturgemäfsiger, allgemeiner und schöner ist sie. Nicht im Göttlichen allein ist die Schönheit, nach der ich als Mensch strebe, nicht im Menschlichen allein, sondern in der liebevollen Umarmung zwischen dem Gott und dem Menschen. — Darum hat der mönchische ausschliefsend orientalische und mystische Geist, womit im ganzen Mittelalter bei aller Frömmigkeit und Poesie dieser schönen Zeit das Christenthum verstanden worden, für jedes reine und harmonische Gemüth etwas zerschneidendes und zurückschreckendes. Es war die Lehre des Mittelalters: Geniefse, wer nicht glauben kann (wie die Griechen und Römer, überhaupt die Heiden in der Vorstellung des Mittelalters) wer glauben kann, entbehre (wie die Märtyrer, Einsiedler dieser Zeit.) So lange die Liebe und die Innigkeit des frommen Herzens alle diese Entsagungen und Entäufserungen begleitete, ungefähr wie der schöne Klang im Schillerschen Gedicht neben der grausamen Lehre vernommen wird — so lange waren diese Märtyrerhandlungen schön zu nennen; der herrlichste Geist des irrdisch schönen Lebens, und dieses ist eben die Liebe, war mit dem göttlichen Gedanken vermählt. Aber die Verse schweigen, die Liebe erkaltet, das Herz, welches die Liebesleere nicht dulden kann, baut sich näher an der Erde wieder an, und nun soll der Zwang, der leere Begriff, ein Entschlufs sich und die Hörer und die Zuschauer zu zwingen — diese Tyrannen sollen nun die öde, ausgestorbene Lehre ausführen: Wer glauben kann, entbehre. Es ist entschieden, wir wollen weder die Religion, noch die Moral, noch die Philosophie, noch das Schöne — wenn sie Vernichtung, Zerstörung unsrer und unsrer Neigungen, und alles Irrdischen, und schnödes Wegwerfen irgend einer Blume des Genusses von uns fordern — kurz wenn sie etwas anders von uns begehren als Opfer, d. h. als eine stille, sanfte Umstaltung aller dieser Dinge, damit keines das andre zerstöre und alle einzelnen Neigungen zusammentreten können in ein Band der Liebe, in eine gemeinschaftliche Neigung, in ein gemeinsames Streben des entgegengesetztesten Verlangens nicht nach dem Höheren, nicht nach dem Entfernteren, weder nach der Vergangenheit zurück, noch in die Zukunft hinaus — sondern nach dem besseren und schöneren, nach dem eigenthümlicheren und allgemeineren zugleich. — Wir sind wie das Kind, wenn es ge-

fragt wird: willst du mit dem Vater gehn oder bei der Mutter bleiben? — Sicher wird es antworten: mit dem Vater gehn und bei der Mutter bleiben. In einer kindlichen, liebevollen Seele vertragt sich ganz still das entgegengesetzteste, während der Philosoph sich schlechthin mit absolutem Entschlufs auf die eine Seite herüberwerfen, und entweder den Vater oder die Mutter, wenn er am Scheidewege steht, fahren lassen oder vielmehr vernichten mufs. — Jeder wahre Kunstfreund wird mich für einen Thoren halten, wenn ich ihm die Frage vorlege, kann eine reiche Composition, z. B. eines Gemäldes, eines Gedichts, zugleich auch wieder eine einfache Composition sein, oder ist ein Kunstwerk entweder blos reich oder blos einfach? Eben so wird mich der Weltmann verachten, wenn ich ihn frage, kann ein reicher Mann, der seinen Reichthum in recht vielfachen Anwendungen geniefst, in demselben Verstande auch wieder erkannt werden, als ein einfach und ordentlich lebender? — Dafs ihr Gelehrten, würde er mir antworten, doch niemals Luxus von Reichthum, und Mangel von Einfalt zu unterscheiden wifst: je vielfacher meine Bedürfnisse sind, um so mehr kann ich ja meinen Geist der Einfalt, der Gerechtigkeit und der Ordnung in ihrem Genusse beweisen, desto gröfser ist, desto mehr bewährt sich ja meine Kunst in ihrer Befriedigung: den gröfsten Theil des Reichthums wegwerfen, und dann wenige Bedürfnisse mit wenigen Mitteln befriedigen, kann jeder. Nicht Reichthum oder Einfalt, sondern wie das Kind, Reichthum und Einfalt. — So auch in der Kunst: nicht die Individualität oder Allgemeingültigkeit, nicht Character oder Ideal, sondern durchaus (denn darin liegt das ganze Problem der Kunst, welches mit kindlichem, reinem, natürlichem Herzen am besten gelöst wird) Individualität und Allgemeingültigkeit, Character und Ideal in demselben Werke. — Wollen Sie nun sehn, was aus dem Philosophen wird, der nicht das kindliche und, sondern nur das männliche oder kennt, wenn er im Grofsen operirt. Er hat nur eines von beiden, die Welt oder den Gott, den Vater oder die Mutter ins Auge gefasset; das andre liegt abwärts zum Tode bestimmt hinter ihm auf der Schlachtbank. Er hat es im Grunde schon abgethan; wie leicht also der Wahn, dafs die gesammten Zeitgenossen durch einen tüchtigen Stofs, durch eine Schlacht von Jena etwa zur Besinnung gebracht, seinen Entschlufs ergreifen, und die Armeen den zerbrechlichen Staat mit allem Zubehör vernichten, und auch nach seinem Plan der puren, butten, göttlichen Idee zufolge einen total neuen Zustand errichten werden, bei dem die Selbstsucht nun nicht weiter statt finden könne. So geht es den Moralisten, die bei ihrem Handeln und Wirken immer am Scheidewege stehn: ist das Recht oder das Recht, während (trotz diesen armen Casuisten, die nie ohne den Zwang einer Wahl, nie ohne den Anlauf eines Entschlusses handeln können), während die Natur ihnen still mit ihrem ewigen Und, mit dem ewigen Bande aller ihrer Kinder, andeutet, alles kann mit einander bestehn, wenn es sich fügt, und alles ist recht, wenn es in dem rechten Geiste gethan wird. — Solche Philosophen legen sich denn auch die Frage vor, was zu erwählen sei, die Alte oder die Neue Zeit? Sobald für die Neue Zeit entschieden ist: Ruck! bricht die Alte Zeit ab und die Neue Zeit ist da, während die Natur ganz

allmählig die Greise der alten Generation unter die Kinder der neuen mischt, beide Zeiten unaufhörlich nicht leise genug in einander weben kann, und immerfort ruft: alte Zeit und neue Zeit. — Nicht blos für den Staat gilt es, was Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung so vortrefflich sagte, dafs in dieser grofsen Uhr, das schadhafte Rad, indem es umrollte, ohne Stillstand der Uhr ausgetauscht werden müsse: der Mensch selbst ist eine solche Uhr, die sich leise mitten im Fortlaufen reinigen und veredlen soll. Fichte und viele Zeitgenossen meinen das anders: in irgend einem Lebensmoment wird ein grofser Entschlufs gefafst: die ganze Maschine mufs still stehn, und wird nach einem kalten Entwurf, den sie Lebensplan nennen, wieder aufgebaut. Kaum aber ist sie im Gange, so treten allmählig alle die alten Sünden wieder ein und die Uhr geht um nichts richtiger als vorher. — Habe ich mich, und mit dieser Frage richte ich mich an das Gefühl meiner hochzuverehrenden Zuhörer, von meinem Gegenstande, den Untersuchungen über das Schöne, entfernt. Ergreifen wir die Zügel wieder. Körper und Geist, davon giengen wir aus, Individualität und Allgemeingültigkeit, Character und Schönheit, individuelle Schönheit und gesellige Schönheit. — Das Unendliche, was sich hier anschliefst, geben sie mir gewifs zu, z. B. schöne Theile, schöne Stellen im Gedicht und schönes Ganze des Gedichts; reiche Composition und einfacher Eindruck des Gedichts und nun noch einzigen aber wichtigen Schritt weiter: Lebenskunst und Dichtkunst, Weltmann und Dichter. Da meinen sie in der Welt umher, der Dichter bilde nach Innen herein eine eigne abgesonderte Welt, in der es zwar besser und wohlfeiler, aber auch luftiger hergienge als in der wirklichen Welt — der Weltmann habe wieder sein abgesondertes Departement draufsen in der Aufsenwelt, treibe ein reelleres, solideres aber etwas nüchternes Geschäft. Jener verkehre im Geist, im Ideal; dieser im Fleisch und im Realen. Dem Jüngling nun, der seiner selbst bewufst wird, dem wird dann diese grausame Alternative vorgelegt, während er so gern nach beiden griffe und nur in beiden finden kann, was sein Herz begehrt. — Wer in meiner heutigen Darstellung den Künstler und den Menschen, oder den Dichter und den practischen Weltmann, nicht beide als Abdrücke derselbigen Menschheit erkannt hat, wer nicht die bildende Kunst und die Moral, als Kinder einer gemeinschaftlichen Mutter, der allgemeinen ewigen Lebenskunst anerkennt, dem kann ich nichts weiter sagen. Mir lag ob, das heilige unsichtbare Band zwischen der Mutter und den Kindern, zwischen der Kunst und den Künsten, nemlich die Schönheit darzustellen, und dies ist geschehn. — Aber es besteht doch, höre ich mit Recht einwenden, ein ewiger generischer Unterschied zwischen dem Weltmann und dem Dichter, und überhaupt zwischen den einzelnen Künsten; wie eng auch die Schönheit sie verknüpfen möge, es sind doch zwei verschiedene Naturen, und wie die Kinder einer und derselben Mutter freilich alle der Mutter nachstammen, so hat sich doch dieser Grundstoff in jedem einzelnen wieder auf eigenthümliche Weise gestaltet! Recht! Jetzt, nachdem das falsche oder beseitigt, und das wahre und ergriffen worden, kann uns auch die Erkenntnifs des wahren oder, der wahren Geschlechtsverschiedenheit nicht schwer fallen. Wogegen ha-

ben wir uns denn gesperrt? waren es nicht die falschen, traurigen Philosophen, die uns eine Wahl zwischen dem Geist und dem Fleische zumuthen wollen, zwischen Wesen, die *sind*, und überhaupt nur sind, in wiefern sie, zwar nicht im ewigen Stillstande vereinigt, aber in ewiger bewegter Vereinigung begriffen sind. Das Fleisch ist die unendliche, characteristische Verschiedenheit der einzelnen Glieder dieser schönen Welt, wo jedes andre Geschäfte besorgt und sich wieder in anderen Formen ausprägt: diese unendliche Verschiedenartigkeit, behaupteten wir, müsse der Welt gelassen werden, damit der eine einfache Geist, das Band, das ewige *und*, welches die Dinge vereinigend beseelt, ein recht grofses, allgemeines Geschäft habe: damit der Gott in seiner Einheit sich recht siegreich zeigen könne, behaupteten wir, müfsten die Dinge, welche er beseelt, und mit Einheit durchdringt, recht verschiedenartig sein; indem es ein schlechtes Kunststück sei, Dinge, welche ohnedies schon alle einander auf ein Haar ähnlich sähen, in eine gemeinschaftliche Einheit und Ordnung zu bringen. So der Künstler könne nicht genug entgegengesetzte Elemente in ein Ganzes vereinigen, sein Werk könne nicht reich, nicht grofs, nicht eigenthümlich genug sein, wenn es recht allgemein verständlich, recht einfach, recht bedeutend, recht universell sein soll. Kurz wie die Silhouette deutlicher, klarer und bestimmter heraustrete, in wiefern das sie begränzende Papieruniversum bestimmter dieselbigen Umrisse zeigte, eben so nehme der Künstler an wahrer Allgemeingültigkeit zu, in wiefern sich seine wahre Individualität schärfer bestimmte, der Mensch an Gemüthsschönheit und Geselligkeit in dem Maafse als sich sein Character, der Schriftsteller an Popularität und Deutlichkeit in dem Maafse als sich in der Schrift seine Persönlichkeit klarer ausspräche. Wenn der Schauspieler einzelne characteristische Züge seiner Rolle zu laut heraustreten läfst, so versäumt er darüber andre eben so wesentliche; giebt er sie indefs durchaus characteristisch, so giebt er sie gewifs in dem Maafse schön und schöner als diese Characteristik deutlicher heraustritt, der Dichter müfste sie denn so einseitig gebildet haben, dafs die ganze Rolle von Hause aus nur ein Characterzug und nicht ein Character zu nennen ist, wie es denn freilich oft vorkömmt. — So der Künstler mit seinem Werk! Betrachten wir nun einmal eine ganze Kunst, z. B. die Malerei: war sie nicht allgemein anerkannte *schöne* Malerkunst in jenen Zeiten des Raphael und Leonardo da Vinci, wo sie auch recht characteristisch *malerisch* war. Je eigenthümlicher und naturgemäfser, je angemessener dem Stoff gemalt wurde, desto schöner wurde auch gemalt: je bestimmter die Schranken einer Kunst sind (wohlverstanden, ich sage nicht je enger), je characteristischer die Schranken einer Kunst sind, desto mehr und gröfseren Eindruck vermag sie auch. Das wahre *oder*, die ächte und deutliche und characteristische Unterscheidung der Dinge liegt enthalten in dem wahren *und*, in der wahren Vereinigung der Dinge: wer das Gemeinschaftliche unter ihnen recht kennt, der und niemand besser kennt auch das Verschiedenartige. Also es bleibt dabei, je universeller, desto individueller, und je individueller, desto universeller das Bilden und Leben. — Nun lassen Sie uns zurückkehren zur Betrachtung des bestimmten Stoffes, *der Sprache*. Die Sprache

soll auf ihre eigenthümliche Weise das Leben, und was heifst Leben anders, als Schönheit darstellen dem Ohr. So erzeugt sie, die Sprache, als Mutter zwei von einander characteristisch verschiedene Kinder, indem sie von dem wahren Weltmann und von dem ächten Dichter gesprochen wird. Diese beiden Kinder in denen beiden, nur auf entgegengesetzte Weise der Lebensgeist der Mutter erkannt wird, heifsen: Beredtsamkeit und Poesie. —

Von der Beredtsamkeit möchte ich sagen, dafs sie vielmehr männlicher, von der Poesie, dafs sie mehr weiblicher Natur sei. Worin besteht das eigentliche Leben der Frauen: offenbar in dem ruhigen, stillen Bereiten des neuen Lebens. In sich selbst verschlossen bilden sie den Stoff, den sie von der Natur empfangen, ohne weitere Beihülfe einer unmittelbar eingreifenden Aufsenwelt, aus, stellen das Wort ans Licht und ziehen es grofs; lebendig und geschlossen lebt es nun für sich in eigner Eigenthümlichkeit fort. Die männliche Natur hingegen wird ewig unmittelbar von der Aufsenwelt ergriffen, und mufs ohne Rast wieder zurückwirken; sie vollendet ihr Werk nie wie die Frauen es vollenden; und so ist das Geschäft der Frauen die Erzeugung des recht Endlichen, während die Männer die unendliche Flamme des Lebens in allen ihren Geschäften anschüren, und wach erhalten. Eben so weiblich bildet der Dichter eine eigenthümliche Welt nach dem Gesetz des Ganzen, aber dennoch wieder mit eigenthümlichem Ausdruck dieses Gesetzes, welcher sich in der Versform, in dem Rhythmus vom Ohre wahrnehmen läfst. Der Redner hingegen nicht so unabhängig braucht immerfort eine Aufsenwelt, einen andern ihm gegenüber, und so in beständiger Wechselrede mit der Welt begriffen, ist er der Bewahrer und Erhalter des ewigen Gesprächs, und da sein Gespräch mit beständiger Rücksicht auf den Gegner gesprochen wird, der nach anderem Gesetz auf ihn einwirkt, so kann die Rede kein eigenthümliches Gesetz oder Versmaafs hören lassen; sie ist Prosa. Daher ist die Poesie, wie hoch ihr Begriff auch gestellt werde, zuletzt doch immer wieder l'art de faire des ouvrages en vers. Die Beredtsamkeit hingegen ist ihrer Natur nach ungeschlossen, wie die ganze Wirksamkeit des Mannes, und vornehmlich des practischen Weltmannes, und ganz vornehmlich des Mannes *insonderheit*, nemlich des wahren Philosophen. In keinem Werke der Beredtsamkeit, in keinem der Philosophie ist die Natur der männlichen Rede characteristischer zu erkennen als im Platon; und dort, gerade aus meinen oben angeführten Gründen, erscheinen Männliches Wirken, Beredtsamkeit und Philosophie *in der Gesprächsform*. Die männliche Natur hängt mehr herüber nach dem Streite und dem *oder*, die weibliche mehr nach der Liebe und dem *und*, und dennoch vereinigt diese beiden entgegengesetzten Naturen: Mann und Weib, Redner und Dichter eine tiefe unergründliche Liebe; wer die vortrefflichere Natur sei, läfst sich nicht sagen; nur so viel kann behauptet werden, dafs in der Vereinigung beider sich das wahre Ideal der Menschheit und die wahre Idee der Sprache erzeuge und offenbare. —

II. Fragmente aus dem Lustspiel:

der zerbrochne Krug. *)

Personen:

Walter, Gerichtsrath.
Adam, Dorfrichter.
Licht, Schreiber.
Frau Marthe Rull,
Eve, ihre Tochter.
Veit Tümpel, ein Bauer.
Ruprecht, sein Sohn.

Scene: Gerichtsstube in einem niederländischen Dorf.

A. Erster Auftritt.

Adam (sitzt und verbindet sich ein Bein) *Licht* (tritt auf)

Licht. Ei, was zum Henker, sagt, Gevatter Adam!
Was ist mit euch geschehn? Wie seht ihr aus!

Adam. Ja, seht. Zum Straucheln braucht's doch nichts als Füfse.
Auf diesem glatten Boden, ist ein Strauch hier?
Gestrauchelt bin ich hier, und jeder trägt
Den leid'gen Stein zum Anstofs in sich selbst.

Licht. Wie meint ihr das? Wie Teufel, meint ihr das?
Den Stein, behauptet ihr, trüg jeglicher — ?

Adam. Zum Fallen, ja, in sich.

Licht (ihn scharf ins Auge fassend) Verflucht das!

*) Wir waren nach dem ersten Plane unsrer Zeitschrift willens, hier das Fragment eines gröfsern Werkes einzurücken (Robert Guiskard, Herzog der Normänner, ein Trauerspiel von dem Verf. der Penthesilea); doch da dieses kleine, vor mehrern Jahren zusammengesetzte, Lustspiel eben jetzt auf der Bühne von Weimar verunglückt ist: so wird es unsere Leser vielleicht interessiren, einigermafsen prüfen zu können, worin dies seinen Grund habe. Und so mag es, als eine Art von Neuigkeit des Tages, hier seinen Platz finden.

Adam. Was?

Licht. Ihr stammt von einem lockern Ältervater,
Der so beim Anbeginn der Dinge fiel,
Und wegen seines Falls berühmt geworden;
Jetzt wär't ihr — ?

Adam. Was?

Licht. Gleichfalls — ?

Adam. Ob ich — ? Ich glaube — !
Hier bin ich hingefallen, sag' ich euch.

Licht. Unbildlich hingeschlagen?

Adam. Ja, unbildlich.
Es mag ein schlechtes Bild gewesen sein.

Licht. Bei meiner Treu! Und keiner malt's euch nach.
— Wann trug der Vorfall sich denn zu?

Adam. Jetzt, jetzt,
Im Augenblick, da ich dem Bett' entsteig'.
Ich hatte noch das Morgenlied im Munde,
Da stolpr' ich häuptlings in den Morgen schon,
Und eh' ich noch den Lauf des Tags beginne,
Renkt mir der Kuckuck hier den Fuls schon aus.

Licht. Und wohl den Linken obenein noch?

Adam. Was?

Licht. Hier, den gesetzten Fuls, den würdigen,
Der ohnhin schwer den Weg der Sünde wandelt?

Adam. Ach! Schwer! Warum?

Licht. Der Klumpfuls?

Adam. Klumpfuls! Was?
Ein Fuls ist, wie der andere, ein Klumpen.

Licht. Verzeiht! Da thut ihr eurem Rechten Unrecht.
Der Rechte kann sich dieser — Wucht nicht rühmen,
Und wagt sich eh'r auf's schlüpfrige.

Adam. Ach! Possen!
Wo sich der Eine hinwagt, folgt der Andre. —

Licht. Und was hat das Gesicht euch so verrenkt?

Adam. Mir das Gesicht?

Licht. Wie? Davon wilst ihr nichts?

Adam. Ich müfst' ein Lügner sein — wie sieht's denn aus?

Licht. Wie's aussieht?

Adam. Ja, Gevatterchen.

Licht. Abscheulich!

Adam. Erklärt euch deutlicher.

Licht. Geschunden ist's,
Ein Gräul zu sehn. Ein Stück fehlt von der Wange,
Wie grofs? Nicht ohne Waage kann ich's schätzen.

Adam. Den Teufel auch.

Licht (holt einen Spiegel) Hier. Überzeugt euch selbst.
Ein Schaaf, das, eingehetzt von Hunden, sich
Durch Dornen drängt, läfst nicht mehr Wolle sitzen,
Als ihr, Gott weifs wo? Fleisch habt sitzen lassen.

Adam. Hm! Ja: 's ist wahr. Unlieblich sieht es aus.
Die Nas' hat auch gelitten.

Licht. Und das Auge.

Adam. Das Auge nicht, Gevatter.

Licht. Ei, hier liegt
Querfeld ein Schlag, im Angesicht, blutrünstig,
Geballt, wie eine Faust grofs, hol's der Henker,
Kein Grofsknecht trifft im ganzen Dorfe besser.

Adam. Das ist der Augenknochen. — Ja, nun seht,
Das Alles hatt' ich nicht einmal gespürt.

Licht. Ja, ja. So geht's im Feuer des Gefechtes.

Adam. Im Feuer des Gefecht's — schamlose Reden!
Mit dem verfluchten Bockgesicht focht' ich,
Der an der Ofenkante eingefugt.
Jetzt weifs ich es. Da ich, beim Auferstehn,
Das Gleichgewicht verlier' und gleichsam wie
Ertrunken in den Lüften um mich greife,
Fass' ich — zuerst die Hosen, die ich gestern
Durchnäfst an das Gestell des Ofens hieng.
Nun fass' ich sie, versteht ihr, denke mich,
Ich Thor, daran zu halten, und nun reifst
Der Bund, es stürzt die Hos' und das Gestell,
Ich stürz' — und mit dem Stirnblatt schmettr' ich wüthend
Just auf dem Ofen, wo ein Ziegenbock
Die Nase an der Ecke vorgestreckt.

Licht (lacht) Gut, gut.

Adam. Verdammt, sag ich!

Licht. Lafst's gut sein, Vetter.

Adam. Ich mufs es wohl. — Doch was ich sagen wollte,
Was giebt es Neues!

Licht. Ja, sieh da! hätt' ich's
Doch bald vergessen.

Adam. Nun?

Licht. Macht euch gefafst,
Auf unerwarteten Besuch aus Utrecht.

Adam. Nun? Und von wem?

Licht. Rath Walter kömmt.

Adam (erschrocken) Wer kömmt?

Licht. Der Herr Gerichtsrath Walter kömmt aus Utrecht.

Adam. Was sagt ihr!
U. s. w.

B. Vierter Auftritt.

(Zur Erklärung: Ehe sich der Richter noch von seinem Schrecken erholt hat, erscheint der Gerichtsrath Walter schon, um die Rechtspflege zu controlliren, und lafst die Partheien, die er auf dem Vorsaal fand, eintreten. Der Richter, der nicht ahndet, was dies für Leute sind, geht, sich in den Ornat zu werfen; während der Gerichtsrath sich, mit seiner Schreibtafel beschäftigt, an einem Tisch, im Hintergrunde der Bühne, niederlafst.)

Frau Marthe, Eve, Veit, Ruprecht (treten auf)

Frau Marthe. Ihr krugzertrümmerndes Gesindel, ihr!
Ihr loses Pack, das an die Schenken mir,
Und jeden Pfeiler guter Ordnung rüttelt!
Ihr sollt mir büfsen, ihr!

Veit. Sei sie nur ruhig,
Frau Marth'! Es wird sich alles hier entscheiden.

Frau Marthe. O ja. Entscheiden. Seht doch. Den Klugschwätzer.
Den Krug mir, den zerbrochenen, entscheiden.
Wer wird mir den geschied'nen Krug entscheiden?
Hier wird entschieden werden, dafs geschieden
Der Krug mir bleiben soll. Für so 'n Schiedsurtheil
Geb' ich noch die geschied'nen Scherben nicht.

Veit. Wenn sie sich Recht erstreiten kann, sie hört's,
Ersetz' ich ihn.

Frau Marthe. Er mir den Krug ersetzen.

Wenn ich mir Recht erstreiten kann, ersetzen.
Setz' er den Krug mal hin, versuch' er's mal,
Setz' er'n mal hin auf das Gesimse! Ersetzen!
Den Krug, der kein Gebein zum Stehen hat,
Zum Liegen hat und Sitzen hat, ersetzen!

Veit. Sie hört's. Was geifert sie? Kann man mehr thun?
Wenn Einer ihr von uns den Krug zerbrochen,
Soll sie entschädigt werden.

Frau Marthe. Ich entschädigt!
Als ob ein Stück von meinem Hornvieh spräche.
Meint er, dafs die Justiz ein Töpfer ist?
Und kämen die Hochmögenden und bänden
Die Schürze vor, und trügen ihn zum Ofen,
Die könnten sonst was in den Krug mir thun,
Als ihn entschädigen. Entschädigen!

Ruprecht. Lafs er sie, Vater. Folg' er mir. Der Drachen!
'S ist der zerbrochne Krug nicht, der sie wurmt,
Die Hochzeit ist es, die ein Loch bekommen,
Und mit Gewalt hier denkt sie sie zu flicken.
Ich aber setze noch den Fufs Eins drauf:
Verflucht bin ich, wenn ich die Metze nehme.

Frau Marthe. Der Laffe! Seht! Die Hochzeit ich hier flicken!
Die Hochzeit, nicht des Flickdraths, unzerbrochen
Nicht Einen von des Kruges Scherben werth.
Und stünd' die Hochzeit blankgescheuert vor mir,
Wie noch der Krug auf dem Gesimse gestern,
So fafst' ich sie beim Griff jetzt, sieht er, so,
Und schlüg' sie gellend ihm am Kopf entzwei,
Nicht aber hier die Scherben möcht' ich flicken!
Sie flicken!

Eve. Ruprecht!

Ruprecht. Fort du —!

Eve. Liebster Ruprecht!

Ruprecht. Mir aus den Augen!

Eve. Ich beschwöre dich.

Ruprecht. Die lüderliche —! Ich mag nicht sagen, was.

Eve. Lafs mich ein einz'ges Wort dir heimlich —

Ruprecht. Nichts!

U. s. w.

C. Fünfter Auftritt.

Adam (im Ornat, doch ohne Perücke, tritt auf) *Die Vorigen.*

Adam (für sich) Ei, Evchen sieh! Und der vierschröt'ge Schlingel,
Der Ruprecht! Ei, was Teufel, sieh! Die ganze Sippschaft!
— Die werden mich doch nicht bei mir verklagen?

Eve. O liebste Mutter, folgt mir, ich beschwör' euch,
Laßt diesem Ort des Unheils uns entfliehn!

Adam. Gevatter! sagt mir doch. Was bringen die?

Licht. Was weiß ich? Lärm um nichts. Lappalien.
Es ist ein Krug zerbrochen worden, hör' ich.

Adam. Ein Krug! So! Ei! — Ei, wer zerbrach den Krug?

Licht. Wer ihn zerbrochen?

Adam. Ja, Gevatterchen.

Licht. Mein Seel, setzt euch: so werdet ihr's erfahren.

Adam (heimlich) Evchen.

Eve (gleichfalls) Geh er.

Adam. Ein Wort.

Eve. Ich will nichts wissen.

Adam. Was bringt ihr mir?

Eve. Ich sag' ihm, er soll gehn.

Adam. Evchen! Ich bitte dich! Was soll mir das bedeuten?

Eve. Wenn er nicht gleich — ! Ich sag's ihm, laß er mich.

Adam (zu Licht) Gevatter, hört, mein Seel, ich halt's nicht aus.
Die Wund' am Schienbein macht mir Übelkeiten,
Führt ihr die Sach; ich muß zu Bette gehn.

Licht. Zu Bett — ? Ihr wollt — ? Ich glaub', ihr seid verrückt.

Adam. Der Henker hol's. Ich muß mich übergeben.

Licht. Ich glaub', ihr ras't, im Ernst. So eben kommt ihr —
Meinthalben. Sagt's dem Herrn Gerichtsrath dort.
Vielleicht erlaubt er's. — Ich weiß nicht, was euch fehlt.

Adam (wieder zu Even) Evchen! Ich flehe dich! Um alle Wunden!
Was ist's, das ihr mir bringt?

Eve. Er wird's schon hören.

Adam. Ist's nur der Krug dort, den die Mutter hält,
Den ich, so viel ich weiſs — ?

Eve. Ja, hier der Krug nur.

Adam. Und weiter nichts?

Eve. Nichts weiter.

Adam. Nichts? Gewiſs nicht?

Eve. Ich sag' ihm, geh er. Laſs er mich zufrieden.

Adam. Hör du, bei Gott, sei klug, ich rath' es dir.

Eve. Er, Unverschämter!

Adam. In dem Attest steht,
Der Name jetzt, Fracturschrift, Ruprecht Tümpel.
Hier trag' ichs fix und fertig in der Tasche.
Hörst du es knackern, Evchen? Sieh, das kannst du,
Bei meiner Treu, heut über's Jahr dir holen,
Die Trauerschürz, und Mieder auszuschneiden,
Wenn's heiſst: der Ruprecht in Batavia
Krepiert' — ich weiſs, an welchem Fieber nicht,
War's gelb, war's scharlach, oder war es faul.

Walter. Sprecht nicht mit den Parthei'n, Herr Richter Adam,
Vor der Session! Hier setzt euch, und befragt sie.

Adam. Was sagt er? — Was befehlen Ew. Gnaden?

Walter. Was ich befehl'? — Ich sagte deutlich euch,
Daſs ihr nicht heimlich vor der Sitzung sollt
Mit den Parthei'n zweideut'ge Sprache führen.
Hier ist der Platz, der eurem Amt gebührt,
Und öffentlich Verhör, was ich erwarte.

Adam (für sich) Verflucht! Ich kann mich nicht dazu entschlieſsen —
— Es klirrte etwas, da ich Abschied nahm:

Licht (ihn aufschreckend) Herr Richter! Seid ihr — ?

Adam. Ich? Auf Ehre nicht?
Ich hatte sie behutsam drauf gehängt,
Und muſst' ein Ochs gewesen sein —

Licht. Was?

Adam. Was!

Licht. Ich fragte —!

Adam. Ihr fragtet, ob ich —?

Licht. Ob ihr taub seid, fragt' ich.
Dort Sr. Gnaden haben euch gerufen.

Adam. Ich glaubte —! Wer ruft?

Licht. Der Herr Gerichtsrath dort.

Adam (für sich) Ei! hol's der Henker auch! Zwei Fälle giebts,
Mein Seel, nicht mehr, und wenn's nicht biegt, so brichts.
— Gleich! Gleich! Gleich! Was befehlen Ew. Gnaden?
Soll jetzt die Procedur beginnen?

Walter. Ihr seid ja sonderbar zerstreut. Was fehlt euch?

Adam. — Auf Ehr'! Verzeiht. Es hat ein Perlhuhn mir,
Das jüngst ein Indienfahrer mir geschenkt,
Schwarz, wie ein Rab', mit goldner Toll und Flügeln,
Den Pips: jetzt soll ich's nudeln, und versteh's nicht,
Und fragte blos die Jungfer dort um Rath.
Ich bin ein Narr in solchen Dingen, seht,
Und meine Hühner nenn' ich meine Kinder.

Walter. Hier. Setzt euch. Ruft den Kläger und vernehmt ihn.
Und ihr, Herr Schreiber, führt das Protocoll.

Adam. Befehlen Ew. Gnaden den Proceß
Nach den Formalitäten, oder so,
Wie er in Huisum üblich ist, zu halten?

Walter. Nach den gesetzlichen Formalitäten:
So, wie er hier wird üblich sein, nicht anders.

Adam. Gut, gut. Ich werd' euch zu bedienen wissen.
Seid ihr bereit, Herr Schreiber?

Licht. Zu euren Diensten.

Adam. — So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf!
Klägere trete vor.

Frau Marthe. Hier, Herr Dorfrichter!

Adam. Wer seid ihr?

Frau Marthe. Wer —?

Adam. Ihr.

Frau Marthe. Wer ich — ?

Adam. Wer ihr seid!
Wes Namens, Standes, Wohnorts, und so weiter.

Frau Marthe. Ich glaub' er spafst, Herr Richter.

Adam. Spafsen, was!
Ich sitz' im Namen der Justiz, Frau Marthe,
Und die Justiz mufs wissen, wer ihr seid.

Licht (halblaut) Lafst doch die sonderbare Frag' —

Frau Marthe. Ihr kuckt
Mir alle Sonntag' in die Fenster ja,
Wenn ihr auf's Vorwerk geht.

Walter. Kennt ihr die Frau?

Adam. Sie wohnt hier um die Ecke, Ew. Gnaden,
Wenn man den Fufssteig durch die Hecken geht;
Wittw' eines Castellans, Hebamme jetzt,
Sonst eine ehrliche Frau, von gutem Rufe.

Walter. Wenn ihr so unterrichtet seid, Herr Richter,
So sind dergleichen Fragen überflüssig.
Setzt ihren Namen in das Protocoll,
Und schreibt dabei: dem Amte wohlbekannt.

Adam. Auch das. Ihr seid nicht für Formalitäten.
Thut so, wie Sr. Gnaden anbefohlen.

Walter. Fragt nach dem Gegenstand der Klage jetzt.

Adam. Jetzt soll ich — ?

Walter (ungeduldig) Ja, den Gegenstand ermitteln.

Adam. Das ist gleichfalls ein Krug, verzeiht.

Walter. Wie! Gleichfalls —

Adam. Ein Krug. Ein blofser Krug. Setzt einen Krug,
Und schreibt dabei: dem Amte wohlbekannt.

Licht. Auf meine hingeworfene Vermuthung
Wollt ihr, Herr Richter — ?

Adam. Mein Seel, wenn ich's euch sage,
So schreibt ihr's hin. Ist's nicht ein Krug, Frau Martha?

Frau Marthe. Ja, hier der Krug —

Adam. Da habt ihr's.

Frau Marthe. Der zerbrochne —

Adam. Pedantische Bedenklichkeit.

Licht. Ich bitt' euch —

Adam. Und wer zerbrach den Krug? Gewifs der Schlingel?

Frau Marthe. Ja, er, der Schlingel dort —

Adam (für sich) Mehr brauch' ich nicht.

Ruprecht. Das ist nicht wahr, Herr Richter.

Adam (für sich) Auf, aufgelebt, du alter Adam!

Ruprecht. Das lügt sie in den Hals hinein —

Adam. Schweig, Maulaffe!
Du steckst den Hals noch früh genug ins Eisen.
— Setzt einen Krug, Herr Schreiber, wie gesagt,
Zusammt dem Namen dess', der ihn zerschlagen:
Jetzt wird die Sache gleich ermittelt sein.

Walter. Herr Richter! Ei, welch ein gewaltsames Verfahren!

Adam. Wie so?

Licht. Wollt ihr nicht förmlich — ?

Adam. Nein! sag' ich.
Ihr Gnaden lieben Förmlichkeiten nicht.

Walter. Wenn ihr die Instruction, Herr Richter Adam,
Nicht des Processes einzuleiten wifst,
Ist hier der Ort jetzt nicht, es euch zu lehren.
Wenn ihr Recht anders nicht, als so, könnt geben,
So tretet ab: vielleicht kann's euer Schreiber.

Adam. Erlaubt! Ich gab's, wie's hier in Huisum üblich!
Ew. Gnaden haben's also mir befohlen.

Walter. Ich hätt' — ?

Adam. Auf meine Ehre!

Walter. Ich befahl euch,
Recht hier nach den Gesetzen zu ertheilen;
Und hier in Huisum glaubt' ich die Gesetze,
Wie anderswo in den vereinten Staaten.

Adam. Da muſs submiſs ich um Verzeihung bitten.
Wir haben hier, mit euerer Erlaubniſs,
Statuten, eigenthümliche, in Huisum,
Nicht aufgeschriebene, muſs ich gestehn, doch durch
Bewährte Tradition uns überliefert.
Von dieser Form, getrau ich mir zu hoffen,
Bin ich noch heut kein Jota abgewichen.
Doch auch in eurer andern Form bin ich,
Wie sie im Reich mag üblich sein, zu Hause.
Verlangt ihr den Beweis? Wohlan, befehlt.
Ich kann Recht so jetzt, jetzo so ertheilen.

Walter. Ihr gebt mir schlechte Meinungen, Herr Richter.
Es sei. Ihr fangt von vorn die Sache an.

Adam. Auf Ehr! Gebt Acht, ihr sollt zufrieden sein.
— Frau Marthe Rull! bringt eure Klage vor.

Frau Marthe. Ich klag', ihr wiſst's, hier wegen dieses Kruges.
Jedoch vergönnt, daſs ich, bevor ich melde,
Was diesem Krug hier böslich widerfahren,
Genau vorher, auf jedem Zug euch sage,
Was er mir war.

Adam. Das Reden ist an euch.

Frau Marthe. Seht ihr den Krug, ihr werthgeschätzten Herren?
Seht ihr den Krug?

Adam. O ja, wir sehen ihn.

Frau Marthe. Nichts seht ihr, mit Verlaub, die Scherben seht ihr,
Der Krüge schönster ist entzwei geschlagen.
Hier grade auf dem Loch, wo jetzo nichts,
Sind die gesammten — — — — Provinzen
— — — — übergeben worden.
U. s. w.
(Hier folgt die Beschreibung des Kruges)

Walter. Nun gut. Nun kennen wir den Krug. Nun wissen
Wir Alles, was dem Krug geschehn, was nicht.
Was giebt's jetzt weiter?

Frau Marthe. Nun diesen Krug jetzt seht,
Den Krug, zertrümmert einen Krug noch werth,
Den Krug, für eines Fräuleins Mund, die Lippe
Nicht der Frau Erbstatthalterinn zu schlecht,

Den Krug, ihr hohen Herren Richter beide,
Den Krug hat jener Schlingel mir zerbrochen.

Adam. Wer?

Frau Marthe. Er, der Ruprecht dort.

Ruprecht. Das ist gelogen,
Herr Richter.

Adam. Schweig' e., bis man ihn fragen wird.
Auch heut an ihn noch wird die Reihe kommen.
— Habt ihr's im Protocoll bemerkt.

Licht. O ja.

Adam. Erzählt den Hergang, würdige Frau Marthe.

Frau Marthe. Es war Uhr eilfe gestern —

Adam. Wann, sagt ihr?

Frau Marthe. Uhr eilf.

Adam. Am Morgen!

Frau Marthe. Nein, verzeiht! am Abend —

Adam (wendet sich mit der Gebährde des Erschreckens)

Frau Marthe (fortfahrend) Und schon die Lamp' im Bette wollt' ich löschen,
Als laute Männerstimmen, ein Tumult,
In meiner Tochter abgeleg'nen Kammer
Als ob der Feind einbräche, mich erschreckt.
Geschwind' die Trepp' eil' ich hinab, ich finde
Die Kammerthür gewaltsam eingesprengt,
Schimpfreden schallen wüthend mir entgegen,
Und da ich mir den Auftritt jetzt beleuchte,
Was find' ich jetzt, Herr Richter, was jetzt find' ich?
Den Krug find' ich zerscherbt im Zimmer liegen,
In jedem Winkel brüchig liegt ein Stück,
Das Mädchen ringt die Händ', und er, der Flaps dort,
Der trotzt, wie toll, euch in des Zimmers Mitte.

Adam (bankrott) Ei, Wetter!

Frau Marthe. Was?

Adam. Sieh da, Frau Marthe!

Frau Marthe. Ja.
Drauf ist's, als ob, in so gerechtem Zorn,

Mir noch zehn Arme wüchsen, jeglichen
Fühl' ich mir, wie ein Geier, ausgerüstet.
Ihn stell' ich dort zur Rede, was er hier
In später Nacht zu suchen, mir die Krüge
Des Hauses tobend einzuschlagen habe:
Und er, zur Antwort gieht er mir, jetzt rathet?
Der Unverschämte! Der Hallunke, der!
Auf's Rad will ich ihn sehen, oder mich
Nicht mehr geduldig auf den Rücken legen:
Er spricht, es hab' ein Anderer den Krug
Vom Sims' gestürzt — ein Anderer, ich bitt' euch,
Der vor ihm aus der Kammer nur entwichen;
— Und überhäuft mit Schimpf mir da das Mädchen.

Adam. O! Faule Fische — hierauf!

Frau Marthe. Auf dies Wort
Seh ich das Mädchen fragend an, die steht
Gleich einer Leiche da, ich sage: Eve! —
Sie setzt sich: ist's ein Anderer gewesen,
Frag' ich? Und Joseph und Marie, ruft sie,
Was denkt ihr Mutter euch? — So sprich! Wer war's?
Wer sonst, sagt sie, — und wer auch konnt es anders?
Und schwört mir zu, dafs er's gewesen ist.

Eve. Was schwor' ich euch? Was hab' ich euch geschworen?
Nichts schwor' ich, nichts euch —

Frau Marthe. Eve!

Eve. Nein! Dies lügt ihr —

Ruprecht. Da hört ihr's.

Adam. Hund, jetzt, verfluchter, schweig.
Soll hier die Faust den Rachen dir nicht stopfen!
Nachher ist Zeit für dich, nicht jetzt.

Frau Marthe. Du hättest nicht — ?

Eve. Nein Mutter! Dies verfälscht ihr.
Seht, leid thut's in der That mir tief zur Seele,
Dafs ich es öffentlich erklären mufs:
Doch nichts schwor ich, nichts, nichts hab' ich beschworen.

Adam. Seid doch vernünftig, Kinder.

Licht. Das ist ja seltsam.

Frau Marthe. Du hättest mir, o Eve, nicht versichert — ?
Nicht Joseph und Marie angerufen?

Eve. Beim Schwur nicht! Schwörend nicht! Seht dies jetzt schwör' ich,
Und Joseph und Marie ruf' ich an.

Adam. Ei, Leutchen! Ei, Frau Marthe! Was auch macht sie?
Wie schüchtert sie das gute Kind euch ein.
Wenn sich die Jungfer wird besonnen haben,
Erinnert ruhig dessen, was geschehen,
— Ich sage, was geschehen ist, und was,
Spricht sie nicht, wie sie soll, geschehn noch kann:
Gebt Acht, so sagt sie heut uns aus, wie gestern,
Gleichviel, ob sie's beschwören kann, ob nicht,
Lafst Joseph und Marie aus dem Spiele.

Walter. Nicht doch, Herr Richter, nicht! Wer wollte den
Partheien so zweideut'ge Lehren geben.
Man legt die Worte niemand in den Mund.

Frau Marthe. Wenn sie ins Angesicht mir sagen kann,
Schamlos, die liederliche Dirne, die,
Dafs es ein Andrer als der Ruprecht war,
So mag meinetwegen sie — ich mag nicht sagen, was.
Ich aber, ich versichr' es euch, Herr Richter,
Und kann ich gleich nicht, dafs sie's schwor, behaupten,
Dafs sie's gesagt hat gestern, das beschwör' ich,
Und Joseph und Marie ruf' ich an.

Adam. Nun weiter will ja auch die Jungfer —

Walter. Herr Richter!

Adam. Ew. Gnaden? — Was sagt er? — Nicht, Herzens-Evchen?

Frau Marthe. Hinaus damit! Hast du's mir nicht gesagt?
Hast du's mir gestern nicht, mir nicht gesagt?

Eve. Wer leugnet euch, dafs ich' gesagt —

Adam. Da habt ihr's.

Ruprecht. Die Metze, die!

Adam. Schreibt auf.

Veit. Pfui, schäm' sie sich.

Walter. Von eurer Aufführung, Herr Richter Adam,
Weifs ich nicht, was ich denken soll. Wenn ihr selbst

Den Krug zerschlagen hätte, könntet ihr
Von euch ab den Verdacht nicht eifriger
Hinwälzen auf den jungen Mann als jetzt. —
Ihr setzt nicht mehr in ins Protokoll, Herr Schreiber,
Als nur der Jungfer Eingeständniſs, hoff' ich,
Vom gestrigen Geständniſs, nicht vom Facto.
— Ist's an die Jungfer jetzt schon auszusagen?

Adam. Mein Seel, wenn's ihre Reihe noch nicht ist,
In solchen Dingen irrt der Mensch, Ew. Gnaden;
Wen hätt' ich fragen sollen jetzt? Beklagten?
Auf Ehr'! ich nehme gute Lehre an.

Walter. Wie unbefangen! — Ja, fragt den Beklagten.
Fragt, macht ein Ende, fragt, ich bitt' euch sehr:
Dies ist die letzte Sache, die ihr führt.

Adam. Die letzte! Was! Ei, freilich! Den Beklagten!
Wohin auch, alter Richter, dachtest du?
Verflucht, das pips'ge Perlhuhn mir! Daſs es
Krepirt wär' an der Pest in Indien!
Stets liegt der Kloſs von Nudeln mir im Sinn.

Walter. Was liegt — Was für ein Kloſs liegt euch —?

Adam. Der Nudelkloſs,
Verzeiht, den ich dem Huhne geben soll.
Schlucht mir das Aas die Pille nicht herunter,
Mein Seel, so weiſs ich nicht, wie's werden wird.

Walter. Thut eure Schuldigkeit, sag' ich, zum Henker!

III. Fabeln.

1. Die Hunde und der Vogel.

Zwei ehrliche Hühnerhunde, die, in der Schule des Hungers zu Schlauköpfen gemacht, Alles griffen, was sich auf der Erde blicken lieſs, stieſsen auf einen Vogel. Der Vogel, verlegen, weil er sich nicht in seinem Element befand, wich hüpfend bald hier, bald dorthin aus, und seine Gegner triumphirten schon; doch bald darauf, zu hitzig gedrängt, regte er die Flügel und schwang sich in die Luft; da standen

sie, wie Austern, die Hehlen der Triften, und klemmten den Schwanz ein, und gallten ihm nach.

Witz, wenn du dich in die Luft erhebst: wie stehen die Weisen und blicken dir nach!

---

2. Die Fabel ohne Moral.

Wenn ich dich nur hätte, sagte der Mensch zu einem Pferde, das mit Sattel und Gebiss vor ihm stand, und ihn nicht aufsitzen lassen wollte; wenn ich dich nur hätte, wie du zuerst, das unerzogene Kind der Natur, aus den Wäldern kamst! Ich wollte dich schon führen, leicht, wie ein Vogel, dahin, über Berg und Thal, wie es mich gut dünkte; und dir und mir sollte dabei wohl sein. Aber da haben sie dir Künste gelehrt, Künste, von welchen ich, nackt, wie ich vor dir stehe, nichts weiss; und ich müsste zu dir in die Reitbahn hinein (wovor mich doch Gott bewahre) wenn wir uns verständigen wollten.

H. v. K.

IV. Othar's Brautwerbung,

eine Sage des Saxo Grammaticus,

in Romanzen.

Sywald und Syritha.

Hoch im alten Dänenlande,
Wo man Lethra sieht und Roschild,
Und viel andre feste Burgen,
Herrschte Sywald, mächt'ger König,
Ob der Waffen, ob der Schätze,
Mehr ob seiner Tochter Huldlich,
Ob der schönsten aller Mädchen;
Von der Jugend Anhauch rothlich
Ihre Wangen, blau der Augen
Klare Lichter, unaufhaltlich
All' der Reize seel'ger Zauber.
Und von süsser Macht genöthigt,
Kamen aus den fernsten Landen
Helden, opfernd solcher Göttinn.
Doch Syritha, keuschen Herzens,
Blieb dem Liebeschmeicheln stornig,
Kalt der glüh'nden Liebesbitte,
Liebesmächten unversöhnlich.
Das vernahm der alte Vater,
Sywald der geehrte König,
Sprach: „Syritha, holde Tochter,
Was mich sehr bekümmert, hör' ich:
Willst dich keinem Mann ergeben,
Bist den Helden streng und höhnisch."
„Höhnisch nicht, mein edler Vater,
„Doch in banger Scham erröth' ich,
„Kann die Augen nicht erheben,
„Bin vor Männern blöd' und scheuche."
„Lehr' die Augen bessre Sitte!
Lehn' sie's noch, so lang' sie schön sind,
Denn die Jahre ziehn vorüber,
Und ihr schneller Flug verschwört sich
Gegen dich wie gegen andre,
Bist du gleich der schönsten Eine."
„Lass sie ziehn, und lass sie fliegen;
„Ihre Drohung überhör' ich,
„Rauben sie die Maienblüthe
„Diesem Angesicht auch völlig,
„Hier als Jungfrau zu verweilen
„Bei Euch im Pallaste gönnt mir."
„Nach dem Trotze folgt die Reue,
Stolz und eitler Wahn bethört dich,
Kennst das Alter dir nicht denken,
Fühlst es nicht so gar unsterblich.

Laſs doch Jugend nicht verſtreichen!
Wenn dir wer gefällt, erbor' ihn."
„Keiner mochte mir gefallen,
„Keinen aus der Schaar erbor' ich,
„Glanzt' er ſchon auch wie der Morgen,
„Wär' an Wuchs und Bildung gottlich,
„Schlöſs ich Allen ja die Augen,
„Komm nur ihre Worte hör' ich."
„Worte führen ſelten Kräfte,
Wandeln Sinn und Regung plötzlich.
Schlieſs du nur die Strahlenaugen!
Wohl ein glücklich Wort beſchwört ſie,
Und die Schönheit eines Helden
Trifft den kalten Hochmuth tödtlich."
„Glaubt Ihr das, geliebter Vater,
„Trauter Vater, ſo erbort mich,
„Gebt mir keinen zum Gemahle,
„Der mich nicht mit Worten nöthige,
„Ihm die Augen zu erſchlieſsen."
„Tochter ja, und das beſchwor' ich."
„Hattet Ihr die höchſten Burgen,
„Lehen mir verliehn und Roſchild,
„Und die beſten ſonſt im Lande,
„Nimmer ſahe Ihr mich ſo fröhlich,
„Als da nun ich bei Euch bleibe,
„Trauter Vater, mächt'ger König."

Othar's Bitten.

Jüngling mit den reichen Waffen,
Du in Schmuck und Lieb' erglühend,
Warum ziehſt du, ſchöner Wandrer,
Schnell herunter vom Gebürge?
„Halte nicht mit deinen Fragen
Den, ſo Lieb' und Sehnſucht flügeln,
Kann dir's nicht die glüh'nde Wange,
Nicht der reiche Schmuck verkünden?
Werbend zieh' ich fort, Syritha,
Syward's Tochter zu begrüſsen."
Armer Knabe gehſt ſo munter,
Kommſt ſo munter nicht zurücke;
Nimmer wird verliebtes Schmeicheln
Deiner Lieben Herz entzünden. —
Doch er hörte nicht die Warnung,
Flog an Allem ſchnell vorüber,
Stand nun in der hohen Lehen
Vor des Königsſchloſſes Thüren.
„Wer auf ſeinem muth'gen Roſſe
Hält da bei des Grabens Brücken?"
„Othar bin ich, lieber Wächter,
Viel der reichen Gaben führend,
Komm' ich, ob Syritha's Augen
Mich als Freier milde grüſsen."
Gaſtlich flogen auf die Thore,
Gern des Freiers Zug begünſt'gend,
Ach, wenn doch Syritha's Augen
Gleiche Huld am Jüngling übten!
Auf dem hohen Throne ſaſs ſie,
Zarte Roſ' am Gold erblühend,
Und die Schönheit und die Jugend
Schwebend über ihren Zügen,
Schmiegend ſich zu ihre Glieder,
Spielend in der Locken Fülle,
Nur des Reizes höchſte Lichter,
Nur der Liebe ſchnellſte Fahrer,
Die geprieſ'nen Strahlenaugen,
Schloſſen feſt ſich vor dem Kühnen,
Zitternd, glühend, hoffend, zagend
Hub er an mit Schmeichelkünſten:

Auf Ihr Freudebringer,
Jugendliche Sonnen,
Auf, der Welt Geſtaltung
Funkelnd zu vergolden,
Sonnen, ſteigt hervor!
Denn der Liebe Dämm'rung
Kündet nahen Morgen,
Spielt mit Nebelbildern,
Schickt als freud'ge Boten
Lieder Euch entgegen,
Lieder, ſüſser Wonne,
Süſser Wehmuth voll.
Euch nur gilt ihr Schmeicheln,
Euch nur gilt ihr Locken;
Mochtet nicht erſpähen,
Wer am Himmelsbogen,
Frohe Liebeslerche,
Noch in Nacht verborgen,
Euch entgegenflog?
Blickt nur auf, Ihr ſchönen,
Denn der Jugend Roſen
Blühn auf meinen Wangen,
Und im reichen Chore
Junger Dänenhelden
Prang' ich, kühn erhoben,
Tanne ſchlank und groſs.
Auf, Ihr Freudebringer,
Auf, mich zu vergolden,
Sonnen, ſteigt hervor!

Doch der langen Wimpern Schatten,
Des erzürnten Lichtes Hüter,
Lagen still und sonder Regung
Auf der Wange zarten Blüthen.
Othar sann begann von Neuem,
Hoffend dennoch, was er wünschte:
Sterne, wie so lange,
Hinter Nebeln weilend?
Dunkel ist die Nacht,
Freudelos die Haine,
Bang die schwarze Flut,
All' in Nah' und Weite
Banges Grau'n sich lagernd,
Ungewisser Zweifel —
Sterne, kommt hervor!
Daß in Eurem Scheine
Burg und Hütte schimmern,
Auf der Wogen Gleiten
Silberlichter tanzen,
Rings ein froher Reigen,
Huld'gend eurer Macht,
Eure Milde feiernd. —
Alles bleibt verschlossen
An des Himmels Kreisen,
Keine lichte Blicke,
Kein erheiternd Neigen!
Sterne, seid Ihr stolz?
Wollt vor Eures Gleichen
Nur die süßen Strahlen
Hüllenlos entschleiern?
Wohl, so blickt herunter,
Blickt auf ernste Zeichen
Reich in Farben spielend,
Blickt auf edle Steine,
Dieser Erde Sterne,
Die, sich darzureichen
Euern holden Blitzen,
Hier auf Silber gleißen
Und auf rothem Golde,
Künstlich auch verbreitet
Auf gewürkten Decken
Und auf Purpurkleidern.
Sterne, süße Sterne,
Unverhüllt an Reizen
Kommt, ein würd'ges Opfer
Günstig zu bescheinen.
Ach, der langen Wimpern Schatten,
Des erzürnten Lichtes Hüter,
Lagen still und sonder Regung
Auf der Wange zarten Blüthen.
Othar dann begann von Neuem,
Kaum noch hoffend, was er wünschte:
Ob ergrimmten Wogen
Brüllt der Schlachten Zorngeist,
Schiff an Schiff gesteuert,
Todfeind nah' dem Todfeind,
Schnellgeworfne Lanze,
Hochgeschwungnes Mordbeil?
Wer vor all' den Kriegern
Prangt in stolzer Hoheit?
Trifft die kühnsten Helden
Aus dem fernen Ostreich?
Wo der feige Krieger,
Den es nicht mit fortreißt,
Wie, voran den Seinen
Er an Feindes Bord steigt?
Wo des Widersachers
Hoch gepries'ner Vortheil?
Viel der Schiffe waren's,
All' die Schiffe volkreich,
Doch vor Othar's Grimme
Sinkend sie all' der Tod ein.
Mädchen lieben Helden,
Drum vom eitlen Wortstreit
Laß ich ab, mit Thaten
Lockend dich zur Hochzeit,
Auf, Ihr süßen Augen!
Helden müßt Ihr hold sein.
Weh! Der langen Wimpern Schatten,
Des erzürnten Lichtes Hüter,
Lagen still und sonder Regung
Auf der Wange zarten Blüthen.
Othar zog von dannen, klagend:
Arge Hoffnung, lügst den Wünschen!

Der Riese.

An der hohen Lethe Thore
Donnert ein gewalt'ger Faustschlag.
Rief's mit ungestümer Drohung:
„Ho, wer aufmacht! Ho, wer aufmacht!
Laßt nicht warten. Warten haßt' ich,
Oeffne selbst mir wohl die Laufbahn.“
Staunend gieng hervor der Wächter,
Als er kaum vom Thurm hinwankt,
Von dem hohen Thurm der Veste,
Sah er ein gewalt'ges Haupthaar
Nahe fast an seiner Zinne.

Hörte, wie der Ries' hinaufsprach:
„Männlein kleine, Männlein kleine,
Bist wohl kaum zum Wächter brauchbar,
Lagst im Schlaf und stehst nun zitternd,
Läfst mich warten auf der Brautfahrt.
Komm herunter, schnell herunter,
Dafs mein Arm nicht zu dir auflangt."
Und der Wächter kam mit Zittern;
Riesen, wufst' er schon, sind grausam,
Und nicht Mauern und nicht Wälle
Sind für ihren Zug ein Aufhalt.
„Eh' die Krieger kämen, sprach er,
Rifs mir der gewifs das Haupt ab."
Durch die Thore zog der Riese,
Bückte tief sich in der Auffahrt
Bogenwölbung, stand im Hof nun,
Schrie, dafs durch die Hallen 's laut klang:
„Leute! Ries' ist angekommen,
Mal herunter in das Bauland
Aus den Bergen, aus den Wäldern,
Geht dem schönsten Kind als Braut nach,
Sagt's der Kleinen, sagt's Syrithen,
Und dafs sie die Augen aufmacht. — "
Das vernahm man in den Sälen,
Wo bei'm Fest noch Alles auf war,
Und die bleichen Diener sagten's,
Welch ein Ungethüm in's Haus trat;
Krieger griffen zu den Waffen,
Frauen sanken in den Staub fast,
Und die Schönst' in ihren Schleiern
Mit dem goldnen Strahlenhaupthaar,
Mit verhüllten süfsen Lichtern,
Suchte bebend nach dem Ausgang,
Wollt' in ihre Kammer flüchten,
Scheuend so gewalt'gen Brautmann,
Doch der König sprach: „Verweile!
Königswort, das Keinen ausnahm,
Hab' ich aller Welt gegeben,
In der Welt sind Riesen auch da.
Lafst ihn ein, Ihr wackern Helden,
Doch wie eben Jeder aufstand,
Bleib' er auch bei seinen Waffen,
Zu verhindern kühne Raubthat."
Schweren Tritt, wie ehrner Füfse
Hörte man, als Ries' heraufkam,
Und nun stand er in der Halle,
Schreckensbild aus banger Traumnacht.
Fester, fester schlofs Syritha
Ihres Blicks süfsen Aufgang,
Sonst von Schaam allein gehalten,
Jetzt von Schrecken auch, da lautbar
Des unsitt'gen Gastes Worte
Zu dem König klangen: „Graubart,
Alter Graubart, zeig' dein Mädchen,
Die, so alle Männer auslacht.
Lafs nur sein; braucht nicht des Zeigens:
Die dort mit dem goldnen Haupthaar,
Seh' ich, mufs es sein vor Andern.
Munter Kind, du bist im Brautstand'.
Andre Männer sind nur Zwerge,
Hier ist aller Männer Hauptmann.
Hör' nur, eh du, mich zu grüfsen,
Deine klaren Äuglein aufmachst,
Beug' den Kopf nach hinten über,
Dafs dein Blick den Bräut'gam auffafst,
Denn ich reich' hier bis an Balken,
Rühr' die Simse mit dem Krausbart.
Munter Mädchen, kleines Mädchen,
Heute noch ist unsre Brautnacht.
Morgens treten dann wir beide
Nach den Bergen unsern Lauf an.
Kind, da sollst dich mal verwundern,
Findest dort 'nen schönen Haushalt;
Hölen tief, voll blanker Steine,
Berge, d'raus ein stäter Rauch wallt,
Rauch aus Küchen und aus Schmieden,
Ew'ges Feu'r ist dort die Hausmagd,
Reinigt, kocht und härtet Alles,
Keinen andern Diener braucht man,
Brauchst nicht Zofen mehr noch Knappen,
Wenn der Riese dich zur Frau macht.
Ganz allein in dunkeln Hölen
Wohnen wir, ein lust'ges Brautpaar.
Denn ich weifs der Künste viele,
Künste, drob du laut noch auflachst,
Ruf' hervor des Berges Gnomen,
Zwinge sie zu Schlacht und Ausfall,
Und zu Tänzen, und zu Sprüngen,
Droll'ges Volk, zu Spässen brauchbar.
Willst du schmaufsen? Ich gewinne
Jedem Wilde Preis im Lauf ab;
Hirsche, Rehe, Gemsen, Uhre
Fang' ich dir bei jeder Ausfahrt,
Lebend jene, diese zuckend
Bring' ich zu des Mahles Aufwand.
Ho du Mädchen, kleines Mädchen,
Heute noch ist unsre Brautnacht.
Hörst nicht? Siehst nicht? Willst nicht schauen?

Nicht dem Riesen? Machet den Ausgang
Aus den Bergen mir zum Spotte?
Machet mich zum verschmähten Brautmann?
Wart' nur, wart'. Ich komme wieder,
Sol' dann, wer den Andern auslacht!"
Und er stürmt' hinab die Stiegen,
Brach das Thor, wie er hinausgesprungen,
Rief noch fern aus den Gebürgen:
Riese bin ich, komm' auf Brautfahrt
Aus den Bergen bald zurücke,
Riese, welcher Lust am Raub hat!

Der Gang in's Gebürge.

Auf den Wiesen spielt Syritha,
Schöne Blume, mild sich beugend
Zu den andern kleinen Blumen,
Windet Kränze mit der theuern,
Der vertraulichen Gefährtinn,
Die auf Meeren wilden Schäumen
Erst vor wenig Tagen herschwammen,
Reich an Künsten und an neuen
Spielen, daſs Syritha ihrer
Vor den Andern sich erfreute.
Nun in seinen hellsten Schimmern
Abendroth die Wolken säumte,
Fing Syritha dieses Lied an,
Froh der Blumen, Gräser, Bäume:
Gold, in Gold und Blau gewoben,
Grün und Gold in grünen Flammen
Spielt auf klarem Himmelsgrunde,
Spielt auf lebenfrischen Matten;
Und die Knospen, und die Blätter
In den Gärten, aus dem Walde,
Schau'n herauf und schau'n herunter,
Holen Licht und geben Schatten.
Das sind meine besten Spiele,
Diese sucht mein sorglos Wandeln,
Die besing' ich, denen öffn' ich
Nur allein des Auges Strahlen.
Frühling ist mein Allerliebster,
Wenn er in des Thales Armen
Liebeslicht entfaltet.
Viel im andern Ton beginnend,
Sinnen und Auge kühn befeuernd,
Sang entgegen die Gespielinn,
Nicht des Liedes Wettlauf scheuend!
O Ihr Berge, o Ihr Klippen,
Die ich kühnlich einst durchzog!
Ihr Genossen rein'rer Lüfte,
Ihr in Himmelsnähe stolz!
Will von Farbe jetzt und Schönheit,
Will von Blüte nun und Gold,
Will von Wolken auch die Ebne
Prahlen, Euch zum frechen Hohn?
Wie Ihr aus der Fern' herüber
Feierlich und mahnend droht,
In dem alten Prachtgewande,
Das die Schultern Euch umwog,
Seit der ersten Fluthen Zürnen
Machtlos an Euch niederfloſs!
Zeigt uns, Berge, zeigt uns, Klippen,
Rechte Farb' und rechtes Gold!
Hebt uns auf zu Euern Gipfeln,
Hebt uns auf im Abendroth.
Königstochter, tritt den Lauf an,
Mit mir nach dem höchsten Thron
Des Gebürgs empor!
Schüchtern sagte drauf Syritha:
„Laſs es in den Bergen leuchten
So von Gold aus tiefen Klüften,
Als von naher Wolkenblaue,
Nimmer wag' ich da hinein mich,
Denn den Riesen muſs ich scheuen,
Den verschmähten argen Brautmann,
Das ergrimmte Ungeheuer."
„Komm nur, lachte die Gespielinn,
Komm nur 'mal aus deinen Zäunen,
Deinen Zimmern, deinen Gärtchen,
Und dein Grausen wird zur Freude,
Sollte Rüse' uns je begegnen,
Will ich bald ihn von uns scheuchen,
Denn ich weiſs der Sprüch' und Lieder,
Denen Serene selbst sich beugen." —
Weit hinaus, hinaus in's Freie,
Weit in Abends spätem Leuchten
Ziehn die Mädchen nun selbander,
Wandeln schon durch dichtrer Bäume
Dunkel, schon auf engern Pfaden,
Schon in hohern Grases Feuchte.
Königstochter, schöner Wandrer,
Hörst die Waldgewässer schäumen?
Was so spät noch in's Gebürge?
Ferne sind der Ebne Häuser. —
Zur Gefährtinn spricht Syritha:
„Laſs nun ab von all' den Träumen,
Die als Märchen du mir sangest,
Laſs doch ab. Ich muſs mich scheuen."

„Ho! das Beste wird noch kommen,
Tont's zurück, die rechte Freude,
Von den Zwergen in den Klüften,
Und von Grundes tiefen Feuern."
„Nein, lass ab, lass ab. Ich zittre.
Sag', was will das dumpfe Heulen?"
„Sind die Wölfe, sind die Uhre,
Ängstlich schon vor meinem Dräuen
Denn die schnellsten fang' im Lauf ich.
Treff die Stärksten mit den Fäusten,
Bring' sie dir zum reichen Mahle.
Feuer kocht's in tiefen Räumen."
„Weh' mir, weh'! Du bist verwandelt!
Gräßlich deiner Augen Leuchten,
Furchtbar deiner Stimme Donnern.
Weh' Gespielinn, einst mir theure!"
„Bin der Ries' und bin die Jungfrau,
Fing dich ein durch list'ges Täuschen.
Ho! Du schließ'st die Stahlenaugen?
Hilft nun nichts, Bist doch mein Bräutchen.
Ho! Wohlauf! Liegst gar in Ohnmacht?
Kam' wohl noch ein list'ger Zeuge.
Gut. Ich faß' dein goldnes Haupthaar,
Trag' dich hoch ob Fels und Bäumen,
Trag' dich tief in meine Herrschaft,
Jauchzend, ein beglückter Räuber.
Immer fort an goldnen Locken,
Du noch mehr als goldne Beute!

Der Sieg.

„Heb die Augen, schönes Mädchen,
Die du fern am Felsen weilst.
Scheuend das Geklirr der Waffen,
Und das rauhe Kampfgeschrei.
Heb' die Augen, o Syritha,
Königstochter! Bist befreit,
Denn am Boden liegt der Riese,
Purpurfarbend das Gestein,
Und mit seinen wilden Locken
Spielt des Stromes Wandeln leicht.
Heb' die Augen, schönes Mädchen,
Die du fern am Felsen weilst! —
Durch die Lande kam herüber
Kunde von der Schönheit Preis,
Von Syritha, der Erlesnen,
Und des Riesen Feindlichkeit,
Wie er in des Berges Klüften,
Von der trauten Heimath weit,
Des geraubten Mädchens Liebreis
Eifersüchtig schlosse ein.
Meine Waffen hieß' ich bringen,
Schwang auf's wilde Roß mich leicht,
Hörte kaum der edlen Mutter
Warnung, die mit Klaggeschrei
Nach mir rief: Ach, Othar, Othar,
Wie du ins Verderben eilst!
Zauberkunste weiß der Riese,
Ist gewaltig auch im Streit.
Mutter, rief ich noch zurücke,
Liebe weiß von Zauberei,
Lieb' ist mächtig in den Waffen,
Liebe macht die Holde frei.
Durch des Berges verschlungne Gründe
Zog ich suchend nun allein,
Tief im Abgrund, wo der Sonne
Licht das Dunkel nimmer theilt,
Wo die alten Schrecken wohnen,
Allen Menschenkindern feind.
Dann hinauf die höchsten Klippen,
Schwindelnd oben am Gestein,
Unter mir im schroffen Neste
Mit den grimmen Kindern Greif,
Horst vorbei an meinen Locken
Nächt'ger Lüfte dunkler Geist.
So hinan, hinab gezogen,
Lang' in Wald und Berg daheim,
Traf ich auf des Räubers Wohnung,
Sah der Schönheit milden Schein,
O wie freudevoll entbrannte
Zwischen ihm und mir der Streit!
Was vermochten Riesenkräfte?
Was der Keule schwerster Streich?
Schlimm berath sich, wer Verliebten
Ihren Weg zu sperren meint!
Riese hat es bald erfahren,
Liegt am Felsen starr und bleich.
Du, o Mädchen, winst von kühner
That des Retters nun erweicht,
Lenkst auf ihn der holden Blicke
Jungfräulichen Morgenschein,
Und als Braut und Bräut'gam wandeln
Othar und Syritha heim."
Also sprach der freud'ge Jüngling,
Hoffend auf des Sieges Preis.
Armer! Mit verhüllten Augen
Flog sie, scheuer Reh! waldein.

Die Waldfrau.

Schaurig ist's im wald'gen Runde,
Schaurig in den Thälern unten,
Wenn, vom Wolkenschleier umwunden,
Mitternacht auf ihrem Zuge
Hoch und ernst herniedersteigt.
Eichen selbst und mächt'ge Buchen
Beben, unberührt vom Sturme,
Rauschen, wie vor grauser Kunde,
Wild, in seinen Höhlen ruhend,
Starrt empor vom tiefen Schlummer,
Schmiegt sich näher, wie zum Schutze,
Den Genossen, Adler ducken
Scheu das Haupt dem Flügel unter,
Wie nun dir, o zarte, junge
Königstochter, holde Blume?
Wie nun dir allein im Dunkel,
Pfadlos auf dem feuchten Grunde?
Licht der Helden, sonst so Wunder,
Strahlenauge, soll dein Funkeln
Hier erbleichen, sonder Spuren
In dem nächt'gen Wald verschwunden?
Nein, Sprüche, noch des Muthes
Wahr' in deinem zarten Busen,
Schaue, nein, du gehst nicht unter.
Siehst du nicht des Lichtes Funken
Schimmernd aus dem finstern Busche?
Auf nun, auf, das Licht zu suchen!
Licht ist ja dem Reis verbunden.
Zwischen Ästen, über Wurzeln
Schwankt sie fort mit scheuem Fuße,
Klimmt bergan und klimmt bergunter,
Hat zuletzt ihr Ziel gefunden,
Sieht als wie vor einem Thurme,
Wie vor eines Felsens Kuppe,
Weiß nicht, rollten's wilde Fluthen
So zusammen aus dem Grunde?
Brecht' es Menschenhand in Fugen?
Oder hat sich's vor dem Grause
Bösen Zaubers so gerundet?
Ängstlich blickt sie durch die Luken,
Sieht ein gräßlich Weib, mit braunen
Fellen wilder Thier' umwunden,
Riesengroß der Leib, der Busen
Gelb und hager; über Gluthen,
Halberloschnen, auf dem Grunde
Beugt sie sich, und kocht und kostet,
Zitternd wendet nach dem Busche
Sich das Mägdlein, doch ein Rufen
Brachte ihr drohend nach vom Thurme:
„Halt! Halt an, du kleine Junge!
Halt! Du kommst mir recht zu Gute.
Hier herein! Ich brauch' 'ne munre
Hausmagd, brauch' 'ne leichtbeschuhte
Hirtinn, die durch Wald und Schluften,
Durch der wilden Bäche Fluthen
Meiner Ziegen Spur erkundet.
Nur herein! Zu schlimmem Grause
Kommst' ich sonst hinaus ins Dunkel,
Messend deiner Schrittchen Hundert
Leicht mit drei'n von meinem Zuge.
Gienget in Wald zur bösen Stunde,
Zartes Mägdlein. Hast 'nen Buhlen?
Wirst nichts mehr von ihm erkunden.
Küss' er her, dich aufzusuchen,
Trank' ich bald vom seinem Blute.
Stehst nun in der Waldfrau Bande.
Siehst nicht Vater mehr, nicht Bruder.
Spendest meinem Dienst die Jugend.
Munter, Magd und Hirtinn, munter!"

Die Befreiung.

Nun, o Eichen, nun o Felsen,
Nun ihr waldumkränzte Wiesen,
Länger haltet ihr die Jungfrau
Nicht im menschenleeren Ringe!
Flüchtig geht's an Euch vorüber
Kaum gesehn, bleibt ihr dahinten;
Other hält sein Lieb' im Arme,
Führt es, trägt es, hebt es, schwingt es
Leicht am Bergeshang hinunter.
Hoch ob schneller Bache Rieseln.
Schlimme Waldfrau, hast das Nachsehn!
Wahre selbst nun deiner Ziegen,
Schüre selbst des Heerdes Flammen,
Kehre selbst des Hauses Winkel!
Hell schon durch des Thales Oeffnung
Strahlt das Meer in blauem Schimmern;
Da beginnt der schnelle Retter
Schmeichelworte zur Geliebten:
„Schönes Mägdlein, zartes Mägdlein,
Leicht dich nur im Arme wiegend,
Hast nun lang' genug der Wälder,
Der Gebürge Nacht durchstrichen?
Lang' genug vor Riss' und Waldfrau
In der Wüst' allein gezittert?

Oeffn', o öffne mir die Augen,
Strahlt mich an, ihr sufsen Lichter!
Seht schon nah die weifsen Segel
Flattern, und die bunten Wimpel!
Das ist Othar's mächt'ge Flotte,
Schätze drauf und mächt'ge Krieger,
Allbereit, o Königstochter,
Deinen Worten, deinen Winken.
Kühn des Meeres Ebnen pflügend
Eilen wir mit günst'gem Winde,
Fort und fort zur hohen Lethra,
Ziehn an's Thor mit Jubelliedern.
Andere wird man uns empfangen,
Als vordem den wilden Riesen,
Andere auch, als er hinwegritt,
Kehrt der freud'ge Othar wieder."
So noch hofft' er, so noch sang er,
Aber schon vom Arm geglitten
War ihm schon die zarte Jungfrau,
Wandte mit geschlossnen Wimpern
Ab sich vom betrübten Retter.
Der (was half ihm That und Bitte?)
Gieng in Leid und Scham errothend
Still hinab zu seinen Schiffen.

Der Gast.

Gold und Purpurfäden webend
Safs im herrenhellen Saal
Die geehrte Frau des Hauses
Mit der Dienerinnen Schaar,
Als der Laut wehmuth'ger Bitte
Durch die hohen Pforten klang:
„Lafst mich ruhn in Eurem Vorhof,
Edle Frau, bis an den Tag;
Geister schweifen durch die Lüfte,
Wölfe heulen durch den Wald,
Irregegangen, armes Mädchen,
Wegemüd' und schreckensmatt,
Flieh' ich Schutz von Eurem Hause,
Ach, nur für die eine Nacht.
Besser wär' ich aufgehoben,
Fehlt es Euch an einer Magd.
Sticken kann ich, kann auch weben,
Schöne Kleider bunt und zart,
Meiner Herrschaft Zier und Freude,
Preis der kunstgeübten Hand;
Oft auch hört' ich schon mich loben,
Wenn beim festlich reichen Mahl
Das Gerichte, von mir bereitet,
Würzig vor den Helden stand."
„Du mit lieblich süfser Stimme,
Mit der hellen Augen Strahl,
Dafs der Sturm den Othem anhält,
Freundlich wird die alte Nacht,
Tritt herein, du zartes Wunder,
Schmücke meines Hauses Saal.
Sprich, von wannen kommst herüber
Mir die herrliche Gestalt?
Welche Eltern freu'n sich deiner,
Welch ein hochbeglücktes Land?"
„Spottet nicht des blöden Mägdleins:
Vater sind und Mutter arm,
Würdig nicht, genannt zu werden
Vor so hoher Gegenwart.
Mühsam ist ihr hartes Tagwerk,
Niedrig ihr bemoostes Dach."
„Klage Jungfrau'n in der Fremde
Bergen oft, den hohen Stand.
Willst du's, gut; er sei verborgen,
Du hinfohro nicht befragt.
Aber weilen, sollst du, Schöne,
Mir als Tochter im Pallast.
Schnell, ihr Jungfrau'n, Schleier, Mäntel,
Ringe, Kleider holt heran,
Draus die herrlichsten zu wählen
Diesen Gliedern schlank und zart."
Und die Jungfrau'n eilten, flogen,
Schmückten Pracht mit neuer Pracht,
Dafs die Reichst' an eigner Schönheit
Reich auch in Gewändern stand.
Plötzlich klang herauf den Schlofsberg
Eines Rächt'gen Rosses Trab,
Und die Hausfrau gieng zur Pforte,
Sprach: gegrüfst nach langer Fahrt,
Othar, lieber Sohn und Erbe!
Fiel ihm weinend um den Hals,
Doch die Jungfrau liefs den Schleier
Vor dem Jüngling schnell herab,
Der trat näherhin und fragte:
Was verbirgst du deinen Glanz?
Still die Jungfrau unterm Schleier,
Glühend roth von heifser Scham,
Aber Othar lachte heimlich,
Kannte wohl den sufsen Gast.

Die Hochzeit.

Fackeln lodern, Lichter scheinen,
Gäste grüßen, Boten reiten,
Ringe Musik und lust'ge Reigen,
Alles zu der Hochzeitfeier
Othar's wunderschön bereitet!
Bald wird auch die Braut sich zeigen,
Die er (hochbeglückter Freier!)
Sich gewann in fernen Weiten,
Gold (so rühmt' er sie den Seinen),
Gold an Locken, Schnee an Weiße,
Huld im Wandeln, Stehn und Neigen,
Alles freut sich, nur die Einz'ge
Hüllt sich trauernd in den Schleier,
Du Syritha, der sein Schmeicheln,
Der sein heldenkühnes Streiten,
Der sein feuumschweifend Reisen
Ehmals sich vergeblich weihte,
Du nun viel zu spät Erweichte!
Dennoch stehst du in den Reihen
Andrer Mädchen um das reiche
Brautbett, prangst in Gold und Seide,
Hältst die Kerze ernst und schweigend.
Weh! das Wachs hernieder gleitend,
Aufgezehrt vom lichten Scheine,
Trifft die Hand, die zarte, weiche!
Nicht den heißen Schmerz vermeidet,
Nein, ihn fühlt nicht vor dem heißen,
Innern Glühen die Versteinte.
Othar sagt mit süßem Schmeicheln:
„Wie nur darf die Flamme peinigend
Diesen zarten Schnee befeinden?
Hüt', ihn, Laß die Kerz' erbleichen,
Leucht' entschleiert selbst dem Kreise."
Länger nicht die Sehnsucht meisternd,
Sank der Schleier von dem reichen
Goldnen Haar, Im sanften Weinen
Sahn die Augen, nichts mehr weigernd,
Auf zum hochbeglückten Freier:
„Liebessterne, Liebespfeile,
Ruft nun der, Ihr seid die meinen!
Dir, Syritha, galt die Feier,
Dich gewann ich in der Weite,
Gold an Locken, Schnee an Weiße,
Huld im Wandeln, Stehn und Neigen,
Nun im Blick ein Himmelszeichen!"
Und die Jungfrau'n zu den Saiten
Tanzten den verschlungnen Reigen,
Lockten dann, von hinnen schleichend,
All' die Kerzen, hell an Scheine,
Daß, geheimnisvoll verbreitet,
Nacht umfing die seel'gen Beide.

Die Versöhnung.

„Habt Ihr ihn, den kecken Räuber?
Fingt Ihr ihn, den frechen Othar?
Der mein Kind aus dem Pallaste
Mir mit Zauberränken fortstahl,
Daß ich Alter einsam traure,
Daß verödet ward mein Wohnplatz?
Fort mit ihm! Er ist gerichtet.
Schmachvoll thut Ihr Knecht' ihm Tod an."
Also ruft der alte König
Eywald, jung in wilder Zornkraft,
Und sie fassen schon den Helden,
Und der Pöbel gafft und hohnlacht,
Aber eh' die laute Menge
Zu dem grimmen Feste fortwallt,
Fleht Syritha vor dem Vater,
Flatternd ihr das reiche Goldhaar,
Strömend ihr die schönen Augen.
„König, ruft sie, keine Mordthat,
Keine Mordthat an dem Jüngling,
Der mir immer lieb und hold war.
Im Gebürge liegt der Riese,
Liegt in seinem Blut am Stromfall,
Tief im Haine zürnt die Waldfrau,
Ruft umsonst der Hirtinn oftmals.
Er ist, der den Riesen fällte,
Mir von schlimmer Herrschaft Joshalf,
Ihm ließ ich den Trotz erbleichen,
Ihm entschwinden Kalt' und Hoffarth.
Schenk' ihn mir, den Herzgeliebten,
Knieend fass' ich deinen Thron an."
Das erfreut den alten König,
Willig läßt er nun vom Zorn ab,
Nimmt der Tochter edlen Retter
Ehrend auf in seinen Hofhalt;
Doch Syritha spricht zum Gatten:
„Hätt' er mir das ganze Nordland,
Lethra mir verliehn und Roschild,
Nimmer schaut' ich ihn so froh an,
Als da nun ich bei dir bleibe,
Süßer Liebling, holder Othar!"

P.

Inhaltsanzeige.

Drittes Heft. März 1808.

I. Vorlesungen über das Schöne, von Adam H. Müller.

II. Fragmente aus dem Lustspiel: Der zerbrochne Krug, v. H. v. Kleist.

III. Fabeln von H. v. Kleist.

IV. Othar's Brautwerbung, eine Sage nach Saxo Grammaticus, in Romanzen, von F.

(Das April- und May-Heft dieses Journals werden vereinigt, und in den ersten Tagen des Mays ausgegeben).

r h ö b u s.

Ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Müller.*

Erster Jahrgang.

Mit Kupfern.

Viertes und fünftes Stück. April und Mai 1808.

Dresden,

gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

I. Fragment aus dem Trauerspiel:

Robert Guiskard,

Herzog der Normänner.

Personen:

Robert Guiskard, Herzog der Normänner.
Robert, sein Sohn, } Normännerprinzen.
Abälard, sein Neffe, }
Cäcilia, Herzogin der Normänner, Guiskard's Gemahlinn.
Helena, verwittwete Kaiserinn von Griechenland, Guiskard's Tochter und Verlobte Abälard's.
Ein Greis }
Ein Ausschuss von Kriegern } der Normänner.
Das Volk }

Scene: Cypressen vor einem Hügel, auf welchem das Zelt Guiskard's steht, im Lager der Normänner vor Constantinopel. Es brennen auf dem Vorplatz einige Feuer, welche von Zeit zu Zeit mit Weihrauch, und andern starkduftenden Kräutern, genährt werden. Im Hintergrunde die Flotte.

Erster Auftritt.

Ein Ausschuss von Normännern (tritt auf, festlich im Kriegsschmuck. Ihn begleitet) *Volk, jeden Alters und Geschlechts.*

Das Volk (in unruhiger Bewegung)

Mit heifsem Segenswunsch, ihr würd'gen Väter,
Begleiten wir zum Zelte Guiskard's euch!
Euch führt ein Cherub an, von Gottes Rechten,
Wenn ihr den Felsen zu erschüttern geht,
Den angstempört die ganze Heereswog'
Umsonst umschäumt! Schicht einen Donnerkeil

Auf ihn hernieder, daſs ein Pfad sich uns
Eröffne, der aus diesen Schreckniſsen
Des gräuelerfüllten Lagerplatzes führt!
Wenn er der Pest nicht schleunig uns entreiſst,
Die uns die Hölle grausend zugeschickt,
So steigt der Leiche seines ganzen Volkes
Dies Land ein Grabeshügel aus der See!
Mit weit ausgreifenden Entsetzensschritten
Geht sie durch die erschrocknen Schaaren hin,
Und haucht von den geschwollnen Lippen ihnen
Des Busens Giftqualm in das Angesicht!
Zu Asche gleich, wohin ihr Fuſs sich wendet,
Zerfallen Roſs und Reuter hinter ihr,
Vom Freund den Freund hinweg, die Braut vom Bräut'gam,
Vom eignen Kind' hinweg die Mutter schreckend!
Auf eines Hügels Rücken hingeworfen,
Aus ferner Öde jammern hört man sie,
Wo schauerliches Raubgeflügel flattert,
Und den Gewölken gleich, den Tag verfinsternd,
Auf die Hülflosen kämpfend niederrauscht!
Auch ihn ereilt, den Furchtlos-Trotzenden,
Zuletzt das Schemsal noch, und er erobert,
Wenn er nicht weicht, an jener Kaiserstadt
Sich nichts, als einen prächt'gen Leichenstein!
Und statt des Seegens unsrer Kinder setzt
Einst ihres Fluches Miſsgestalt sich drauf,
Und heul'nd aus ehrner Brust Verwünschungen
Auf den Verderber ihrer Vater hin,
Wühlt sie das silberne Gebein ihm frech
Mit hörnern Klauen aus der Erd' hervor!

Zweiter Auftritt.

Ein Greis (tritt auf) *Die Vorigen.*

Ein Krieger. Komm her, Armin, ich bitte dich.

Ein Anderer. Das heult,
Gepeitscht vom Sturm der Angst und schäumt und gischt,
Dem offnen Weltmeer gleich.

Ein Dritter. Schaff Ordnung hier!
Sie wogen noch das Zelt des Guiskard um.

Der Greis (zum Volk) Fort hier mit dem, was unnütz ist! Was soll's
Mit Weibern mir und Kindern hier? Den Ausschuſs,
Die zwölf bewehrten Männer braucht's, sonst nichts.

Ein Normann (aus dem Volk) Laſs uns —

Ein Weib. Laſs jammernd uns —

Der Greis. Hinweg! sag' ich
Wollt ihr etwa, ihr scheint mir gut gestimmt,
Das Haupt ihm der Rebellion erheben?
Soll ich mit Guiskard reden hier, wollt ihr's?

Der Normann. Du sollst, du würd'ger Greis, die Stimme führen,
Du Einziger und keiner sonst. Doch wenn er
Nicht hört, der Unerbittliche, so setze,
Den Jammer dieses ganzen Volks, setz' ihn,
Gleich einem ernen Sprachrohr an, und donn're,
Was seine Pflicht sei, in die Ohren ihm — !
Wir litten, was ein Volk erdulden kann.

Der erste Krieger. Schaut! Horcht!

Der Zweite. Das Guiskardszelt eröffnet sich —

Der Dritte. Sieh da — die Kaiserinn von Griechenland!

Der Erste. Nun, diesen Zufall, Freunde, nenn' ich günstig! —
Jetzt bringt sich das Gesuch gleich an.

Der Greis. Still denn!
Daſs keiner einen Laut mir wagt! Ihr hört's,
Dem Flehn will ich, ich sag' es noch einmal,
Nicht der Empörung meine Stimme leihn.

Dritter Auftritt.

Helena (tritt auf) *Die Vorigen.*

Helena. Ihr Kinder, Volk des besten Vaters, das
Von allen Hügeln rauschend niederströmt,
Was treibt mit soviel Zungen euch, da kaum
Im Osten sich der junge Tag verkündet,
Zu den Cypressen dieses Zeltes her?
Habt ihr das ernste Kriegsgesetz vergessen,
Das Stille in der Nacht gebeut, und ist

Die Kriegersitt' euch fremd, dafs euch ein Weib
Mufs lehren, wie man dem Bezirk sich naht,
Wo sich der kühne Schlachtgedank' ersinnt?
Ist das, ihr ew'gen Mächte dort, die Liebe,
Die eurer Lippe stets entströmt, wenn ihr
Den Vater mir, den alten, trefflichen,
Mit Waffenklirrn und lautem Namensruf,
Emporschreckt aus des Schlummers Arm, der eben
Auf eine Morgenstund' ihn eingewiegt?
Ihn, der, ihr wifst's, drei schweifserfüllte Nächte
Auf offnem Seuchenfelde zugebracht,
Verderben, wüthendem, entgegenkämpfend,
Das ringsum ein von allen Seiten bricht! —
Traun! Dringendes, was es auch immer sei,
Führt euch hierher, und hören mufs ich es;
Denn Männer eurer Art, sie geben doch
Stets was zu denken, wenn sie etwas thun.

Der Greis. Erhabne Guiskard'stochter, du vergiebst uns!
Wenn dieser Ausschufs hier, vom Volk begleitet,
Ein wenig überlaut dem Zelt genaht,
So straft es mein Gefühl: doch dies erwäge,
Wir glaubten Guiskard nicht im Schlummer mehr.
Die Sonne steht, blick auf, dir hoch im Scheitel,
Und seit der Normann denkt, erstand sein Haupt
Um Stunden, weifst du, früher stets, als sie.
Noth führt uns, länger nicht erträgliche,
Auf diesen Vorplatz her, und seine Kniee,
Um Rettung jammernd, werden wir umfassen;
Doch wenn der Schlaf ihn jetzt noch, wie du sagst,
In Armen hält, ihn, den endlose Mühe
Entkräftet auf das Lager niederwarf:
So harren wir in Ehrfurcht lautlos hier,
Bis er das Licht begrüfset, mit Gebet
Die Zeit für seine Heiterkeit erfüllend.

Helena. Wollt ihr nicht lieber wiederkehren, Freunde?
Ein Volk, in soviel Häuptern rings versammelt,
Bleibt einem Meere gleich, wenn es auch ruht,
Und immer rauschet seiner Wellen Schlag.
Stellt euch, so wie ihr seid, in Festlichkeit
Bei den Panieren eures Lagers auf:

So wie des Vaters erste Wimper zuckt,
Den eignen Sohn send' ich, und meld' es euch.

Der Greis. Lafs, lafs uns, Theuerste! Wenn dich kein Andrer
Verhaltner Grund bestimmt, uns fortzuschicken:
Für deines Vaters Ruhe sorge nicht.
Sieh, deines holden Angesichtes Strahl
Hat uns beschwichtiget: die See fortan,
Wenn rings der Winde muntre Schaar entflohn;
Die Wimpel hängen von den Masten nieder,
Und an dem Schleppthau wird das Schiff geführt:
Sie ist dem Ohr vernehmlicher, als wir.
Vergönn' uns, hier auf diesem Platz zu harren,
Bis Guiskard aus dem Schlafe auferwacht.

Helena. Gut denn. Es sei, ihr Freund'. Und irr' ich nicht,
Hör' ich im Zelt auch seine Tritte schon.
(ab)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen (ohne *Helena*)

Der Greis. Seltsam!

Der erste Krieger. Jetzt hört sie seinen Tritt im Zelte,
Und eben lag er noch im festen Schlaf.

Der Zweite. Es schien, sie wünschte unsrer los zu sein.

Der Dritte. Beim Himmel, ja; das sag' ich auch. Sie gieng
Um diesen Wunsch herum, mit Worten wedelnd:
Mir fiel das Sprichwort ein vom heifsen Brei.

Der Greis. — Und sonst schien es, sie wünschte, dafs wir nahten.

Fünfter Auftritt.

Ein Normann (tritt auf) *Die Vorigen.*

Der Normann (dem Greise winkend)
Armin!

Der Greis. Gott grüfs' dich, Frana! Was giebt's?

Der Normann (dem ersten Krieger, eben so) Maria!

Der erste Krieger. Bringst du was Neues?

Der Normann. — Einen Gruſs von Hause.
Ein Wandrer aus Calabrien kam an.

Der Greis. So! aus Neapel?

Der erste Krieger. — Was siehst du so verstört dich um?

Der Normann (die beiden Männer bei der Hand fassend)
Verstört? Ihr seid wohl toll? Ich bin vergnügt.

Der Greis. Mann! Deine Lipp' ist bleich. Was fehlt dir? Rede!

Der Normann (nachdem er sich wieder umgesehen)
Hört. Aber was ihr hört, auch nicht mit Mienen
Antwortet ihr, vielweniger mit Worten.

Der Greis. Mensch, du bist fürchterlich. Was ist geschehn?

Der Normann (laut zu dem Volk, das ihn beobachtet)
Nun, wie auch stets? Der Herzog kommt, ihr Freunde?

Einer (aus dem Haufen) Ja, wir erhoffen's.

Ein Andrer. Die Kaiserinn will ihn rufen.

Der Normann (geheimnisvoll, indem er die beiden Männer vorführt)
Da ich die Wache heut um Mitternacht,
Am Eingang hier des Guiskard'szeltes halte,
Fängt's plötzlich jammervoll zu stöhnen drin,
Zu ächzen an, als haucht' ein kranker Löwe
Die Seele von sich. Drauf sogleich beginnt
Ein ängstlich heftig Treiben, selber wecket
Die Herzoginn sich einen Knecht, der schnell
Die Kerzenstöcke zündet, dann hinaus
Stürzt aus dem Zelt. Nun auf sein Rufen schiefst
Die ganze Sippschaft wildverstört herbei:
Die Kaiserinn, im Nachtgewand, die beiden
Reichsprinzen an der Hand; des Herzogs Neffe,
In einen Mantel flüchtig eingehüllt;
Der Sohn, im bloſsen Hemde fast, zuletzt —
Der Knecht, mit einem eingemummten Dinge, das,
Auf meine Frag', sich einen Ritter nennt.
Nun zieht mir Weiberröcke an, so gleich'
Ich einer Jungfrau eben so, und mehr;
Denn Alles, Mantel, Stiefeln, Pickelhaube,
Hieng an dem Kerl, wie an dem Nagelstift.

Drauf faſs' ich, schon von Ahndungen beklemmt,
Beim Ärmel ihn, dreh' ihm das Angesicht
In's Mondenlicht, und nun erkenn' ich — wen?
Des Herzogs Leibarzt, den Jeronimus.

Der Greis. Den Leibarzt, was!

Der erste Krieger. Ihr Ewigen!

Der Greis. Und nun
Meinst du, er sei unpäfslich, krank vielleicht — ?

Der erste Krieger. Krank? Angesteckt — !

Der Greis (indem er ihm den Mund zuhält) Dafs du verstummen müfstest!

Der Normann (nach einer Pause voll Schrecken)
Ich sagt' es nicht. Ich geb's euch, zu erwägen.

Robert und *Abälard* (lassen sich, mit einander sprechend, im Eingang des Zeltes sehn)

Der erste Krieger. Das Zelt geht auf! Die beiden Prinzen kommen!

Sechster Auftritt.

Robert und *Abälard* (treten auf) *Die Vorigen.*

Robert (bis an den Rand des Hügels vorschreitend)
Wer an der Spitze stehet dieser Schaar,
Als Wortesführer, trete vor.

Der Greis. — Ich bin's.

Robert. Du bist's! — Dein Geist ist jünger, als dein Haupt,
Und deine ganze Weisheit steckt im Haar!
Dein Alter steht, du Hundertjähr'ger, vor dir,
Du würdest sonst nicht ohne Züchtigung,
Hinweg von deines Prinzen Antlitz gehn.
Denn eine Jünglingsthat hast du gethan,
Und scheinst, fürwahr! der wackre Hausfreund nicht,
Der einst die Wiege Guiskard's hütete,
Wenn du als Führer dieser Schaar dich beutst,
Die mit gezückten Waffen hellen Aufruhrs,
Wie mir die Schwester sagt, durch's Lager schweift,
Und mit lautdonnernden Verwünschungen,
Die aus dem Schlaf der Gruft ihn schrecken könnten,
Aus seinem Zelt hervor den Feldherrn fordert.
Ist's wahr? Was denk' ich? Was beschliefs' ich? — Sprich?

Der Greis. Wahr ist's, dafs wir den Feldherrn forderten;
Doch dafs wir's donnernd, mit Verwünschungen,
Gethan, hat dir die Schwester nicht gesagt,
Die gegen uns, so lang' ich denken kann,
Wohlwollend war und wahrhaft gegen dich!
In meinem Alter wüfstest du es nicht,
Wie man den Feldherrn ehrt, wohl aber ich
Gewifs in deinem, was ein Krieger sei.
Geh hin zu deinem Vater, und horch' auf,
Wenn du willst wissen, wie man mit mir spricht;
Und ich, vergäfs' ich redend ja, was ich
Dir schuldig, will danach schaamroth bei meinen
Urenkeln mich erkundigen: denn die
In Windeln haben sie's von mir gelernt.
Mit Demuth haben wir, wie's längst, o Herr!
Im Heer des Normanns Brauch und Sitte war,
Gefleht, dafs Guiskard uns erscheinen möge;
Und nicht das Erstemal wär's, wenn er uns
In Huld es zugestände, aber, traun!
Wenn er's uns, so wie du, verweigerte.

Robert. Ich höre dich, du grauer Thor, bestät'gen,
Was deine Rede widerlegen soll.
Denn eines Buben Keckheit würde nicht
Verwegner, als dein ungebändigtes
Gemüth sich zeigen. Lernen mufst du's doch
Noch, was gehorchen sei, und dafs ich es
Dich lehren kann, das höre gleich. Du hättest
Auf meine Rüge, ohne Widerrede,
Die Schaar sogleich vom Platze führen sollen;
Das war die Antwort einzig, die dir ziemte;
Und wenn ich jetzt befehle, dafs du gehst,
So thust du's, hoff' ich, nach der eignen Lehre,
Thust's augenblicklich, lautlos, thust es gleich!

Abälard. Mit Zürnen seh' ich dich und mit Befehlen,
Freigebiger, als es dein Vater lehrt;
Und unbefremdet bin ich, nimmt die Schaar
Kalt deine heifsen Schmähungsworte auf;
Denn dem Geräusch des Tags vergleich' ich sie,
Das keiner hört, weil's stets sich hören läfst.
Noch, find' ich, ist nichts Tadelnswürdiges

Sogar geschehn, bis auf den Augenblick!
Dafs kühn die Rede dieses Greises war,
Und dafs sie stolz war, steht nicht übel ihm,
Denn zwei Geschlechter haben ihn geehrt,
Und eine Spanne von der Gruft soll nicht
Des Dritten Einer ihn beleidigen.
Wär' mein das kecke Volk, das dir mifsfällt,
Ich möcht' es anders wahrlich nicht, als keck;
Denn seine Freiheit ist des Normanns Weib,
Und heilig wäre mir das Ehepaar,
Das mir den Ruhm im Bette zeugt der Schlacht.
Das weifs der Guiskard wohl, und mag es gern
Wenn ihm der Krieger in den Mähnen spielt;
Allein der glatte Nacken seines Sohnes
Der schüttelt gleich sich, wenn ihm Eins nur naht.
Meinst du, es könne dir die Normannskrone
Nicht fehlen, dafs du dich so trotzig zeigst?
Durch Liebe, hör' es, mufst du sie erwerben,
Das Recht giebt sie dir nicht, die Liebe kann's!
Allein von Guiskard ruht kein Funk' auf dir,
Und diesen Namen *) mindestens erbst du nicht;
Denn in der Stunde, da es eben gilt,
Schlägst du sie schnöd' ins Angesicht, die jetzt
Dich auf des Ruhmes Gipfel heben könnten.
Doch ganz verlassen ist, wie du wohl wähnst,
Das Normannsheer, ganz ohne Freund, noch nicht.
Und bist du's nicht, wohlan, ich bin es gern.
Zu hören, was der Flehende begehrt,
Ist leicht, Erhörung nicht, das Hören ist's:
Und wenn dein Feldherrnwort die Schaar vertreibt,
Meins will, dafs sie noch bleib'! — Ihr hört's, ihr Männer!
Ich will vor Guiskard es verantworten.

Robert (mit Bedeutung, halblaut) Dich jetzt erkenn' ich, und ich danke dir,
Als meinen bösen Geist! — Doch ganz gewonnen,
Ist, wie geschickt du's führst, noch nicht dein Spiel.
— Willst du ein Beispiel sehn, wie sicher meins,
Die Karten mögen liegen, wie sie wollen?

Abälard. Was willst du?

*) Guiskard heifst Schlauhopf: ein Zuname, den die Normänner dem Herzog gaben.

Robert. Nun, merk' nur auf. Du sollst's gleich fassen.

(er wendet sich zum Volk)

Ihr Guiskard'ssöhne, die mein Wort vertreibt,
Und seines schmeichlerisch hier fesseln soll,
Euch selber ruf' ich mir zu Richtern auf!
Entscheiden sollt' ihr zwischen mir und ihm,
Und übertreten ein Gebot von zwei'n.
Und einen Laut mehr feig' setz' ich hinzu:
Des Herrschers Sohn, durch Gottes Gunst, bin ich,
Ein Prinz der, von dem Zufall grofs gezogen:
Das Unerhörte will ich blos erprüfen,
Erprüfen, ob sein Wort gewichtiger
In eurer Seelen Waage fällt, als meins!

Abälard. Des Herrschers Sohn? — Der bin ich so wie du!
Mein Vater safs vor deinem auf dem Thron!
Er that's mit seinem Ruhm, that's mit mehr Recht:
Und näher noch verwandt ist mir das Volk,
Mir, Otto's Sohn, gekrönt vom Erbgesetz,
Als dir — dem Sohne meines Vormunds blos,
Bestimmt von dem, mein Reich nur zu verwalten! — *)
Und nun, wie du's begehrt, so ist's mir recht.
Entscheidet, Männer, zwischen mir und ihm.
Auf mein Geheifs zu bleiben, steht euch frei,
Und wollt ihr, sprecht, als wär' ich Otto selbst.

Der Greis. Du zeigst, o Herr, dich deines Vaters werth,
Und jauchzen wahrlich, in der Todesstunde,
Würd' einst dein Oheim, unser hoher Fürst,
War' ihm ein Sohn geworden, so wie du.
Dein Anblick, sieh, verjüngt mich wunderbar;
Denn in Gestalt und Red' und Art dir gleich,
Wie du, ein Freund des Volks, jetzt vor uns stehst,
Stand Guiskard einst, als Otto hingegangen,

*) Wilhelm von der Normandie, Stifter des Normännerstaats in Italien, hatte drei Brüder, die einander, in Ermangelung der Kinder, rechtmäfsig in der Regierung folgten. Abälard, der Sohn des dritten, ein Kind, als derselbe starb, hätte nun zum Regenten ausgerufen werden sollen; doch Guiskard, der vierte Bruder, von dem dritten zum Vormund eingesetzt — sei es, weil die Folgereihe der Brüder für ihn sprach, sei es, weil das Volk ihn sehr liebte, ward gekrönt, und die Mittel, die angewendet wurden, dies zu bewerkstelligen, vergessen. — Kurz, Guiskard war seit dreifsig Jahren als Herzog, und Robert, als Thronerbe, anerkannt. — Diese Umstände liegen wenigstens hier zum Grunde.

Des Volkes Abgott, herrlich vor uns da!
Nun jeder Segen schütte, der in Wolken
Die Tugenden umschwebt, sich auf dich nieder,
Und ziehe deines Glückes Pflanze grofs!
Die Gunst des Oheims, lafs sie, deine Sonne,
Nur immer, wie bis heute, dich bestrahlen:
Das, was der Grund vermag, auf dem sie steht,
Das zweifle nicht, o Herr, das wird geschehn! —
Doch eines Düngers, mifslichen Geschlechts,
Bedarf es nicht, vergieb, um sie zu treiben;
Der Acker, wenn es sein kann, bleibe rein.
In manchem andern Wettstreit siegest du,
In diesem Einen, Herr, stehst du ihm nach;
Und weil dein Feldherrnwort erlaubend blofs,
Gebietend seins, so giebst du uns wohl zu,
Dafs wir dem dringenderen hier gehorchen.
(zu Robert, kalt)
Wenn du befiehlst zu gehn, wir trotzen nicht.
Du bist der Guiskard'ssohn, das ist genug!
Sag', ob wir wiederkommen dürfen, sag'
Uns wann, so führ' ich diese Schaar zurück.

Robert (seine Verlegenheit verbergend)
Kehrt morgen wieder. — Oder heut, ihr Freunde.
Vielleicht zu Mittag, wenn's die Zeit erlaubt. — —
— Ganz recht. So geht's. Ein ernst Geschäft hält eben
Den Guiskard nur auf eine Stunde fest;
Will er euch sprechen, wenn es abgethan,
Wohlan, so komm' ich selbst, und ruf' euch her.

Abälard. Thust du doch mit dem Heer, als wär's ein Weib,
Ein schwangeres, das niemand schrecken darf!
Warum hehlst du die Wahrheit? Fürchtest du
Die Niederkunft? — —
(zum Volk gewandt)
Der Guiskard fühlt sich krank.

Der Greis (erschrocken) Beim grofsen Gott des Himmels und der Erde,
Hat er die Pest?

Abälard. Das nicht. Das fürcht' ich nicht. —
Obschon der Arzt Besorgnifs äufsert: ja.

Robert. Daſs dir ein Wetterstrahl aus heitrer Luft
Die Zunge lähmte, du Verräther, du!
(ab ans Zelt)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Robert)

Eine Stimme (aus dem Volk) Ihr Himmelsscharen, ihr geflügelten,
So steht uns bei!

Eine Andere. Verloren ist das Volk!

Eine Dritte. Verloren ohne Guiskard rettungslos!

Eine Vierte. Verloren rettungslos!

Eine Fünfte. Errettungslos,
In diesem meerumgebnen Griechenland! —

Der Greis (zu Abälard, mit erhobenen Händen)
Nein, sprich! Ist's wahr? — — Du Bote des Verderbens!
Hat ihn die Seuche wirklich angesteckt? —

Abälard (von dem Hügel herabsteigend)
Ich sagt' es euch, gewiſs ist es noch nicht.
Denn weil's kein andres sichres Zeichen giebt,
Als nur den schnellen Tod, so leugnet er's,
Ihr kennt ihn, wird's im Tode leugnen noch.
Jedoch dem Arzt, der Mutter ist's, der Tochter,
Dem Sohne selbst, ihr seht's, unzweifelhaft —

Der Greis. Fühlt er sich kraftlos, Herr? Das ist ein Zeichen.

Der erste Krieger. Fühlt er sein Innerstes erhitzt?

Der Zweite. Und Durst?

Der Greis. Fühlt er sich kraftlos? Das erled'ge erst.

Abälard. — Noch eben, da er auf dem Teppich lag,
Trat ich zu ihm und sprach: Wie geht's dir, Guiskard?
Drauf er: „Ei nun," erwiedert' er, „erträglich! —
Obschon ich die Giganten rufen möchte,
Um diese kleine Hand hier zu bewegen."
Er sprach: „dem Ätna wedelst du, laſs sein!"
Als ihm von fern, mit einer Reiherfeder,

Die Herzoginn den Busen fächelte;
Und als die Kaiserinn, mit feuchtem Blick,
Ihm einen Becher brachte, und ihn fragte,
Ob er auch trinken woll'? antwortet' er:
„Die Dardanellen, liebes Kind!“ und trank.

Der Greis. Es ist entsetzlich!

Abälard. Doch das hindert nicht,
Dafs er nicht stets nach jener Kaiserinne,
Die dort erglänzt, wie ein gekrümmter Tieger,
Aus seinem offnen Zelt hinüberschaut.
Man sieht ihn still, die Karte in der Hand,
Entschlüsse im Busen wälzen, ungeheure,
Als ob er heut das Leben erst beträte.
Nessus und Loxias, den Griechenfürsten,
— Gesonnen längst, ihr wifst, auf Einen Punct,
Die Schlüssel heimlich ihm zu überliefern,
— Auf Einen Punct, sag' ich, von ihm bis heut
Mit würdiger Hartnäckigkeit verweigert —
Heut' einen Boten sandt' er ihnen zu,
Mit einer Schrift, die diesen Punct *) bewilligt.
Kurz, wenn die Nacht ihn lebend trifft, ihr Männer,
Das Rasende, ihr sollt es sehn, vollstrecht sich,
Und einen Hauptsturm ordnet er noch an;
Den Sohn schon fragt' er, den die Aussicht reizt,
Was er von solcher Unternehmung halte?

Der Greis. O möcht' er doch!

Der erste Krieger. O könnten wir ihm folgen!

Der zweite Krieger. O führt' er lang' uns noch, der theure Held,
In Kampf und Sieg und Tod!

Abälard. Das sag' ich auch!
Doch eh' wird Guiskard's Stiefel rücken vor
Byzanz, eh' wird an ihre eh'rnen Thore
Sein Handschuh klopfen, eh' die stolze Zinne
Vor seinem blassen Hemde sich verneigen,
Als dieser Sohn, wenn Guiskard fehlt, die Krone
Alexius, dem Rebellen dort, entreifsen!

---

*) Dieser Punct war (wie sich in der Folge ausgewiesen haben würde,) die Forderung der Verräther in Constantinopel: dafs nicht die, von dem Alexius Komnenes vertriebene, Kaiserinn von Griechenland, im Namen ihrer Kinder, sondern Guiskard selbst, die Krone ergreifen solle.

Achter Auftritt.

Robert (aus dem Zelt zurück) *Die Vorigen.*

Robert. Normänner, hört's. Es hat der Guiskard sein
Geschäft beendigt, gleich erscheint er jetzt!

Abälard (erschrocken) Erscheint? Unmöglich ist's!

Robert. Dir, Heuchlerherz,
Deck' ich den Schleier jetzt von der Mifsgestalt!
(wieder ab in's Zelt)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Robert)

Der Greis. O Abälard! O was hast du gethan?

Abälard (mit einer fliegenden Blässe)
Die Wahrheit sagt' ich euch, und dieses Haupt
Verpfänd' ich kühn der Rache täuscht' ich euch!
Als ich das Zelt verliefs, lag hingestreckt
Der Guiskard, und nicht eines Gliedes schien
Er mächtig. Doch sein Geist bezwingt sich selbst
Und das Geschick, nichts Neues sag' ich euch!

Ein Knabe (halb auf den Hügel gestiegen)
Seht her, seht her! Sie öffnen schon das Zelt!

Der Greis. O du geliebter Knabe, siehst du ihn?
Sprich, siehst du ihn?

Der Knabe. Wohl, Vater, seh' ich ihn!
Frei in des Zeltes Mitte seh' ich ihn!
Der hohen Brust legt er den Panzer um!
Dem breiten Schulternpaar das Gnadenkettlein!
Dem weitgewölbten Haupt drückt er, mit Kraft,
Den mächtig-wankend-hohen Helmbusch auf!
Jetzt seht, o seht doch her! — Da ist er selbst!

Zehnter Auftritt.

Guiskard (tritt auf) *Die Herzoginn, Helena, Robert, Gefolge* (hinter ihm) *Die Vorigen.*

Das Volk (jubelnd) Triumph! Er ist's! Der Guiskard ist's! Leb' hoch!
(einige Mützen fliegen in die Höhe)

Der Greis (noch während des Jubelgeschrei's)
O Guiskard! Wir begrüfsen dich, o Fürst!
Als stiegst du uns von Himmelshöhen nieder!
Denn in den Sternen glaubten wir dich schon — — !

Guiskard (mit erhobener Hand) Wo ist der Prinz, mein Neffe?
(Allgemeines Stillschweigen)
Tritt hinter mich.
(Der Prinz, der sich unter das Volk gemischt hatte, steigt auf den Hügel, und stellt sich hinter Guiskard, während dieser ihn unverwandt mit den Augen verfolgt)
Hier bleibst du stehn, und lautlos. — Du verstehst mich?
— Ich sprech nachher ein eignes Wort mit dir.
(er wendet sich zum Greise)
Du führst, Armin, das Wort für diese Schaar?

Der Greis. Ich führ's, mein Feldherr!

Guiskard (zum Ausschufs) Seht, als ich das hörte,
Hat's lebhaft mich im Zelt bestürzt, ihr Leute!
Denn nicht die schlechtsten Männer seh' ich vor mir,
Und nichts Bedeutungsloses bringt ihr mir,
Und nicht von einem Dritten mag ich's hören,
Was euch so dringend mir vor's Antlitz führt. —
Thu's schnell, du alter Knabe, thu mir's kund!
Ist's eine neue Noth? Ist es ein Wunsch?
Und womit helf' ich? Oder tröst' ich? Sprich!

Der Greis. Ein Wunsch, mein hoher Herzog, führt uns her. —
Jedoch nicht ihm gehört, wie du wohl wähnst,
Der Ungestüm, mit dem wir dein begehrt,
Und sehr beschämen würd' uns deine Milde;
Wenn du das glauben könntest von der Schaar.
Der Jubel, als du aus dem Zelte tratst,
Von ganz was Anderm, glaub' es, rührt er her:
Nicht von der Lust blos, selbst dich zu erblicken;
Ach, von dem Wahn, du Angebeteter!

Wir würden nie dein Antlitz wiedersehn;
Von nichts Geringerm, als dem rasenden
Gerücht, dafs ich's nur ganz dir anvertraue,
Du, Guiskard, seist vom Pesthauch angeweht —!

Guiskard (lachend) Vom Pesthauch angeweht! Ihr seid wohl toll, ihr
Ob ich wie Einer aussch', der die Pest hat?
Der ich in Lebensfull' hier vor euch stehe?
Der seiner Glieder jegliches beherrscht?
Dess' reine Stimme aus der freien Brust,
Gleich dem Gelaut der Glocken, euch umhallt?
Das lafst der Angesteckte bleiben, das!
Ihr wollt mich, traun! mich Blühenden, doch nicht
Hinschleppen zu den Faulenden auf's Feld?
Ei, was zum Henker, nein! Ich wehre mich —
Im Lager hier kriegt ihr mich nicht in's Grab:
In Stambul halt' ich still, und eher nicht!

Der Greis. O du geliebter Fürst! Dein heitres Wort
Giebt uns ein aufgegebnes Leben wieder!
Wenn keine Gruft doch wäre, die dich deckte!
Warst du unsterblich doch, o Herr! unsterblich,
Unsterblich, wie es deine Thaten sind!

Guiskard. — Zwar trifft sich's seltsam just, an diesem Tage,
Dafs ich so lebhaft mich nicht fühl', als sonst:
Doch nicht unpäfslich möcht' ich nennen das,
Vielwen'ger pesthrank! Denn was weiter ist's,
Als nur ein Mifsbehagen, nach der Qual
Der letzten Tage, um mein armes Heer.

Der Greis. So sagst du — ?

Guiskard (ihn unterbrechend) S' ist der Red' nicht werth, sag' ich!
Hier diesem alten Scheitel, wifst ihr selbst,
Hat seiner Haare keins noch wehgethan!
Mein Leib ward jeder Krankheit mächtig noch.
Und wär's die Pest auch, so versichr' ich euch:
An diesen Knochen nagt sie selbst sich krank!

Der Greis. Wenn du doch mindestens von heute an,
Die Kranken unserer Sorge lassen wolltest!
Nicht Einer ist, o Guiskard, unter ihnen,
Der hülflos nicht, verworfen lieber läge,
Jedwedem Übel sterbend ausgesetzt,

Als dafs er Hülf', von dir, du Einziger,
Du Ewig-Unersetzlicher, empfienge,
In immer reger Furcht, den gräfslichsten
Der Tode dir zum Lohne hinzugeben.

Guiskard. Ich hab's, ihr Leut', euch schon so oft gesagt,
Seit wann denn gilt mein Guiskard'swort nicht mehr?
Kein Leichtsinn ist's, wenn ich Berührung nicht
Der Kranken scheue, und kein Ohngefähr,
Wenn's ungestraft geschieht. Es hat damit
Sein eigenes Bewenden — kurz, zum Schlufs:
Furcht meinetwegen spart! —
Zur Sache jetzt!
Was bringst du mir? sag' an! Sei kurz und bündig;
Geschäfte rufen mich in's Zelt zurück.

Der Greis (nach einer kurzen Pause)
Du weifst's, o Herr! du fühlst es so, wie wir —
Ach, auf wem ruht die Noth so schwer, als dir?
In dem entscheidenden Moment, da schon — —

Guiskard (sieht sich um, der Greis stockt)

Die Herzoginn (leise) Willst du — ?

Robert. Begehrst du — ?

Abälard. Fehlt dir?

Die Herzoginn. Gott im Himmel!

Abälard. Was ist?

Robert. Was hast du?

Die Herzoginn. Guiskard! Sprich ein Wort!

Die Kaiserinn (zieht eine grofse Heerpauke herbei und schiebt sie hinter ihn)

Guiskard (indem er sich sanft niederlafst, halblaut)
Mein liebes Kind! —
Was also giebt's Armin?
Bring deine Sache vor, und lafs es frei
Hinströmen, bange Worte lieb' ich nicht!

Der Greis (sieht gedankenvoll vor sich nieder)

Eine Stimme (aus dem Volk) Nun, was auch säumt er?

Eine andere. Alter, du! So sprich.

Der Greis (gesammelt) Du weifst's, o Herr — und wem ist's so bekannt?

Und auf wem ruht des Schicksals Hand so schwer?
Auf deinem Fluge rasch, die Brust voll Flammen,
In's Bett der Braut, der du die Arme schon
Entgegenstreckst zu dem Vermählungsfest,
Tritt, o du Bräutigam der Siegesgöttinn,
Die Seuche grauenvoll dir in den Weg — !
Zwar du bist, wie du sagst, noch unberührt;
Jedoch dein Volk ist, deiner Lenden Mark,
Vergiftet, keiner Thaten fähig mehr,
Und täglich, wie vor Sturmwind Tannen, sinken
Die Häupter deiner Treuen in den Staub.
Der Hingestreckt' ist's auferstehungslos,
Und wo er hinsank, sank er in sein Grab.
Er sträubt, und wieder, mit unsäglicher
Anstrengung sich empor: es ist umsonst!
Die giftgesäten Knochen brechen ihm,
Und wieder nieder sinkt er in sein Grab.
Ja, in des Sinn's entsetzlicher Verwirrung,
Die ihn zuletzt befällt, sieht man ihn scheußlich
Die Zähne gegen Gott und Menschen fletschen,
Dem Freund, dem Bruder, Vater, Mutter, Kindern,
Der Braut selbst, die ihm naht, entgegenwüthend.

Die Herzoginn (indem sie an der Tochter Brust niedersinkt)
O Himmel!

Helena. Meine vielgeliebte Mutter!

Guiskard (sich langsam umsehend)
Was fehlet ihr?

Helena (zögernd) Es scheint —

Guiskard. Bringt sie in's Zelt!

Helena (führt die Herzoginn ab)

Der Greis. Und weil du denn die kurzen Worte liebst:
O führ uns fort aus diesem Jammerthal!
Du Retter in der Noth, der du so Manchem
Schon halfst, versage deinem ganzen Heere
Den einz'gen Trank nicht, der ihm Heilung bringt,
Versag' uns nicht Italiens Himmelslüfte,
Führ uns zurück, zurück, in's Vaterland!

H. v. K.

II. Der Alte und sein Übersetzer.

Übersetzer an seinem Schreibtisch mit einer neuen Ausgabe des Alten beschäftigt.

Es pocht.

Übersetzer. Wer da nun wieder kommen mag!
So gehts den lieben langen Tag!
Jung', schau doch 'mal zur Thür' hinaus,
Sag' nur, ich bin heut nicht zu Haus.

Junge kommt erschrocken zurück und spricht:
Papa! ach welch entsetzlich Bild!
Mit Feueraugen grofs und wild,
Ein Bart, schlofsweifs bis an das Knie,
Solch Ungethüm sah' ich noch nie!
Ein Riese! Knochen wie von Eisen,
Will zu dir, läfst sich nicht abweisen,
Spricht griechisch das seltsame Thier,
Und in Hexametern, däucht es mir,
Vor Schreck konnt' ich kein'n Finger biegen, (dactylus)
Kein'n Fufs schier von der Stelle kriegen. (pes)

Übersetzer. Ei, ei! du bist doch sonst nicht faul,
Tummelst tüchtig des Hexameters Gaul,
Mufst ja selbst Göthe's Hermann die Stiefel putzen,
Dorotheen die Füfse zum Tanze stutzen —
Nun, lafs den seltnen Gast nur ein —
(für sich)
Mein! sollt's der höllische Wolf wohl sein?

Junge. Ja! ja! der höllische Wolf, Papa!

Übersetzer (sich in die Lippen beifsend) Dummkopf! es giebt keinen Teufel ja!
(Junge ab)

Der Alte (eintretend) Friede sei mit dir! ein alter Mann
Spricht um einen Trunk dich an.

Übersetzer. Hier ist keine Schenke, wie Er wohl meint —
(den Alten mit den Augen messend)
Wer ist Er denn, mein lieber Freund?

Der Alte. Dein Gastfreund rühm' ich mich zu sein,
Drum kehr' ich freundlich bei dir ein.

Dort, wo in sel'ger Götter Kreis
Ich jetzo sing' Achilleus Preis,
Odysseus auch, der Griechen Zier,
Kam eine Stimme fern zu mir,
Du machtest deinem Vaterland
In deutscher Zunge mich bekannt.
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Am besten, du gehst selber hin,
Wenn ihm mein Angesicht erscheint,
Vielleicht merkt Er's, wie ich's gemeint —
Gieb her das Blatt —

(er liest sehr aufmerksam in dem Buche — nach einer langen Pause das Buch weglegend — kopfschüttelnd)

Mein Schatten blos,
Zwar zielt er, doch er schießt nicht los.

Übersetzer. Hilf Himmel! wie? du warst Homer?
Es ist unmöglich! Nimmermehr!
Für solchen tollen Geisterspuck,
Mein Lieber, sind wir jetzt zu klug;
Drum weg die Larve! sei gescheidt!
Hab' zum Narriren keine Zeit.

Der Alte. Wie aber mochtest du dich erkühnen,
Zu schreiben, ich sei dir schon erschienen?

Übersetzer. Ich weiß, vor meiner Ilias
Da stehts! allein das ist nur Spaß.
Auch siehst du dort gar anders aus,
Erscheinst in vollem Saus und Braus,
In Morgenrothes Glorie,
Daß Feld und Wald rings leuchtete.

Der Alte. Ach, Bester! nein, an solche Pracht,
Hab' ich mein Lebtag nicht gedacht.
Ich lobt' und sang, was ich gehört,
Und was die Muse mir gelehrt,
Denn sie ja liebt nach ew'gem Recht
Der Sänger heiliges Geschlecht.

Übersetzer. Die Muse? wie? dran glaubst du noch?
In meiner Weihe sagt' ich doch,
Du seist jetzt viel mehr aufgeklärt,
Habst dich vom Heidenthum bekehrt,
Und sängest vor Allvaters Thron
Erbaulich mit Isai's Sohn.

Der Alte. O du höchst wunderlich Gesicht!
Verständest du doch mein Gedicht,
Und könntest meine Seele fassen,
Hätt'st solch Nachmachen bleiben lassen,
Wurd'st hinterdrein nicht ausgelacht,
Dafs du vorher dich breit gemacht,
Du sähst an meiner Seite dich
Im Himmel schon sitzen gar ehrbarlich.
Mir stets nur menschlich Wort erschallt,
Dein kostbar Steingut nur behalt!

Übersetzer. Wie soll man dich denn übersetzen,
Dafs auch das Volk dich lerne schätzen?

Der Alte. Nur durch lebendig Hauch und Wort
Pflanzt sich mein Lied lebendig fort,
Wollt ihr mich in Buchstaben zwingen,
Fürwahr, es wird euch nicht gelingen!
Es geh' mein Lied von Mund zu Munde,
Wie's glücklich ausgebiert die Stunde,
Der Geist durchsichtig, flüchtig zart
Auf dem Papier zu Eis erstarrt,
Der goldne Flufs im Sand verkrochen,
Dem Wort die Flügel entzwei gebrochen.
So lob' ich deine Künstlerhand,
Geglättet, gefeilt mit viel Verstand,
Die Verse richtig nachgezählt,
Für jedes Wort der Platz gewählt,
Ein Werk von deutschem Schweifs und Fleifs,
Doch, dafs Echo bin, macht mir nicht weifs.
Mein Haar hieng schlicht mir um den Kopf,
Du drehtest mir ein'n steifen Zopf,
Nicht schön und hoch genug war ich dir,
Du gabest Schmink' und Stelzen mir,
Übersetztest jeden Alltagswind
In Donner- und Feuerorkan geschwind,
Das poltert und rollt und blitzt und kracht,
In centnerschwerer Gallapracht,
Die einfach göttliche Gestalt
Mit Rauschgold und Katzensilber bemalt,
Des Wortes freie Götterwelt
Mit dem Stock in Reih' und Glied gestellt,
Ja Kindlein gar und Jungfrau'n zart

Reden nach Professoren-Art —
Und o wo ist dein schöner Leib,
O Sprache, göttergleiches Weib!
Der Seele seelengleiche Hülle?
Der Glieder blühend süfse Fülle?
Dein Mund so tonreich und so rund?
Die Brüste voll und kerngesund?
Daran mit ewigem Ergötzen
Sich Herz und Auge mochte letzen —
Wo deiner Füfse goldner Reigen,
Dem Well' und Wind gehorsam schweigen? —
Ach auf der metrischen Tortur
Krummt sich die herrliche Natur,
Seh' ich den holden Leib verrenken
An allen Gliedern und Gelenken!
Das alte Kleid pafst ihr wohl an,
Doch ist und bleibt's ein hölzern Mann,
Was dort lebendig frei sich regt,
Sich künstlich hier am Drath bewegt,
Klingt nicht in Ohr und Herz hinein,
Bleibt leider in Fingern und Füfsen allein,
Mit allen euren Hexameterspringen
Seid ihr Baren, die unter die Musen giengen,
Denn was nicht frei und kerngesund
Aufsprofst aus eignem Lebensgrund
Gleichwie Gewächs' und Baum' im Wald,
Das war nie jung, das wird nie alt.
Doch wer so geübt im Voltigiren,
Dafs er, ohn' sein Urbild zu berühren,
Oft übersetzt, wie du gethan,
Sein nehm' ich mich nicht weiter an,
Auch darf er, Niemand wird's ihm wehren,
Mich geographice erklären,
Die Poesie in deutsche Meilen,
In Grade der Länge und Breite theilen,
Dafs jeder Tropf mit dem Cirkel gleich mifst,
Wie weit's nach der Insel der Kalypso ist.

(verschwindet)

Übersetzer. Nein, beim Homeros! dies Gesicht
Setz' ich vor die neue Ausgabe nicht!

Q. D. B. F.

III. Die Abentheuer des Fiedlers zu Schiras.

In einen der öffentlichen Gärten zu Schiras trat eines Abends ein junger Fremdling, dessen reiche Kleidung und edler Anstand ein gutes Herkommen verriethen. Obgleich am Anfang der schönen Zeit, wo die wiederaufblühenden Gebüsche von dem Gesange der Nachtigallen tönen, und die Rosenlauben sich mit neuen Knospen schmücken, fand er doch alle grünen Gänge, alle Lauben leer, und die Gäste hatten sich alle nach den Eingang des Gartens hingezogen, wo sie den Liedern eines jungen Saitenspielers horchten. Der Fremde hatte noch nie mit einer so schönen Stimme singen gehört, und mehr noch setzte ihn die Gestalt des Singenden in Erstaunen, welche mit dem groben Kleide und schlechten Turban wenig zusammenstimmte.

„Wie kommts, ihr Bürger zu Schiras, dafs ihr in der Zeit, wo jene neublühenden Gänge euch mit tausend duftenden Zungen zur Liebe und zu dem Vergnügen der kühlen Nächte einladen, hier am Eingange steht, und euch unter einander selber mit Gesängen ergötzt? Wer ist dieser junge Mann, dessen Stimme jene Nachtigallen der Gebüsche so beschämte, dafs sie in seiner Gegenwart nicht mehr wagen, der jungen Rosenknospe von ihrer Liebe zu singen, und dafs sie eifersüchtig in andre Gärten zogen? Ohnfehlbar ist es einer eurer edelsten Bürger, der sich scherzend in diese ärmliche Kleidung geworfen, denn eine so schöne Gestalt und solchen Anstand sahe ich noch nie bei solchem Gewerbe.“

„Es ist kein edler Bürger aus Schiras, antwortete ihm einer der Nahestehenden, der dich hier so wie uns mit seinen Gesängen und seinen Augen so bezaubert. Es sind kaum etliche Monate, seit er hieher kam, und wir halten ihn dem ganzen Ansehen nach für keinen Perser, obgleich er der Sprache und der Gebräuche des Landes vollkommen kundig scheint. Mit seinem schönen und edlen Aussehen, stimmt wenigstens sein äufseres Glück nicht überein, denn er sitzt hier täglich auf diesem Steine, ums Geld singend, und macht, dafs nach dem Abendgebet alle andre öffentliche Orte leer stehen, und Alles sich nur hier um ihn versammlet.“

Der Fremde wurde, je länger er hörte, desto mehr bezaubert, und vergafs, nahe bei dem Saitenspieler stehend, die Müdigkeit der Reise und seinen Durst. Endlich hörte jener auf zu singen, und nahm mit edlem Anstand die Geschenke, die ihm der Herr des Gartens überreichen liefs. Es war spät in der Nacht, und die Anwesenden fiengen an sich zu zerstreuen, da trat der Fremde, voll Sorge, jener möchte sich entfernen, zu dem Sänger hin, und „schöner Saitenspieler, sprach er, lafs uns, wenn dir es nicht verdrieflich ist, diese schöne Frühlingsnacht dort in jenen Rosenlauben bei deinen Gesängen und einem Becher edlem Schiraswein zubringen. Ich komme zwar ohnlängst vom Schiffe, wo uns die Frühlingsstürme und die Arbeit der Wellen wohl ermüdet haben, und neuerdings bin ich, ohne nur eine Stunde auszuruhen, zu

Cameele gesessen, aber bei deinen Liedern habe ich Müdigkeit und Schlaf vergessen, und bald hätte ich auch vergessen, den Wein dieser Stadt, der in aller Welt so hoch gepriesen ist, zu kosten, ehe ich sie am frühen Morgen wieder verlasse.

Der Andre verbeugte sich bescheiden, und folgte dem Fremden in eine entfernte Laube, in der Mitte des Gartens. Hier safsen sie einsam, denn alle Anwesende hatten sich zerstreut, und jener konnte nicht satt werden, diesen singen zu hören. Wenn er das Lied des Avari von dem schönen Palmbaum im Garten Irem gesungen hatte, nun singe mir auch, sprach jener, die Gesänge des Hafez von der Liebe. Wenn dieser jetzt von blühenden Rosen sang und der Morgenröthe schönen Wangen, nun singe mir auch, sprach jener, das Lied von dem trauernden Jüngling und der Nachtigall. So ergötzten sich diese, so lange die Nacht währte, bis endlich der Fremde dem jungen Sänger sie zur Einhalt that.

Lafs nun, sprach er, schöner Jüngling, deine Saiten ruhen. Siehe, dort über den Oelbäumen erhebt sich der Morgen, der erröthend wie eine Neuvermählte, die zum erstenmale aus dem Brautgemach hervorgieng, unter diese erst seit gestern blühenden Frühlingslauben eintritt. Der Mond verweilt noch am Himmel, da er heute deinem himmlischen Gesange lauschend, seinen Weg verspätete. Lafs nun auch die Nachtigallen, die, so lange deine Lieder tönten, beschämt schwiegen, der eben aufgeblühten Rose ihr Lied der Liebe singen, und den Morgenthau von ihrem Busen küssen. Die Sterne haben nicht gewagt, zu erscheinen, da dein Auge beim Gesang so schön leuchtete, so lafs nun wenigstens den Glanz des Morgens unverdunkelt unter diese neugebohrnen Kinder des Frühlings eintreten. Siehe, wo noch gestern kaum Knospen waren, da küssen sich heute blühende Hyazinthen und Purpurlilien, die dein Gesang so frühe zum Blühen gebracht. Du hast mich wohl ergötzt, so lafs dein Herz nun auch mit mir vergnügt sein.

So, und mit andern freundlichen Worten, suchte der Fremde den jungen Sänger zu erheitern, dieser aber schien von irgend einem geheimen Kummer zurückgehalten. Seine Lippen berührten kaum den Becher mit Weine, seine Augen suchten oft den Boden, und selbst die Freundlichkeit seines Gefährten konnte ihn nur wenig zum Sprechen bringen.

Endlich fafste ihn dieser bei der Hand, und, was bedeutets, sprach er, dafs du so in der besten Zeit des Frühlings und der Jugend, dich in die Dämmrung des Mifsmuths einhüllest? Bist du ein so strenger Moslem, dafs du den duftenden Becher, der dir hier so mit Liebe geboten wird, unberührt lässest, und kann dich mein liebevolles Geschwätz nicht einmal zum Lächeln bewegen? Vergnügt dich vielleicht in schönen Frühlingsnächten die Gesellschaft der Jungfrauen besser, siehe der Herr des Gartens hat schöne Sclavinnen, die vermuthlich gegen Fremde nicht streng sind, gefällt es dir, so rufe ich sie, dafs sie vor uns singen. Oder drückt dich die Liebe zu einer edleren Bürgerin dieser Stadt, und Armuth und Stand halten dich gebunden,

wohlan! mit meiner Aussteuer freie ich sie dir noch heute. Es ist mir nicht entgangen, wie sich gestern Abend unter den Marmorsäulen jenes nahen Bades viele edle Frauen drängten, unter denen wohl manche Schöne war, dafs sie dich, du schöner Jüngling, durch's Gitter sähen, und dich singen hörten. Was auch die Ursache deines Kummers sei, die lafs mich wissen. Siehe ich gebe dir Seele um Seele, was mein ist, sei dein, so wohl hast du meinem Herzen gleich beim ersten Anblick gefallen.

Jener suchte sich etwas zu erheitern. Nicht eine so geringe oder neue Liebe ist es, sprach er, die mich bei so früher Lebenszeit betrübte, obwohl Liebe der vorzüglichste Grund meines Kummers ist. Mein Unglück ist fast mit mir aufgewachsen, und wohnt so tief in mir, dafs selbst dein gütiges Wohlwollen, grofsmüthiger Fremdling, es nicht zu lindern vermag. Darum möge deine Güte nicht weiter in mich dringen. Ein so altes und tiefes Leiden schämt sich, den Frohsinn eines erst seit gestern gefundenen Bruders zu betrüben.

Der Fremde aber, vom Weine, und von dem Rein dieser neuen Freundschaft erhitzt, drang, durch diese Weigerung immer noch begieriger gemacht, immer heftiger in ihn, bis jener endlich, mehr genöthigt als freiwillig seine Geschichte, wie folgt, begann:

Ich bin nicht von so geringem Herkommen, als die jetzige Farbe meines Äufseren zu verrathen scheint. Vielmehr rühme ich mich eines der ersten Geschlechter im Königrei[illegible] Delhi, und meine Voreltern kamen aus königlichem Geblüte. Mein Vater verlor, als ich noch Kind war, das Erbtheil seiner Vorfahren, und seinen hohen Rang, durch ein geringes Versehen, womit er unwissend seinen König beleidigte, und war erfreut, sich und mich, der sein einziger männlicher Erbe war, mit einigen Kostbarkeiten, und dem treuesten Theil unserer Sclaven, vor dem Zorn des strengen Fürsten zu retten, während meine Mutter, die dem regierenden König nahe verwandt war, mit meinen beiden Schwestern gewaltsam zurückbehalten wurde. In Multan, am palmenreichen Ufer des Indus, war nun ein geringes Landgut der einzige Ersatz für so viel verlornes Glück. Doch bildete mich mein Vater sorgfältig zu Allem, was dem Stande, den wir gezwungen verlassen, geziemt, er starb aber früher als meine noch unreife Jugend diese einzige Stütze missen konnte.

Ich stand noch in jenen Jahren, denen selbst ein tiefer Kummer nicht lange Stand hält, darum verkaufte ich, nicht lange nach meines Vaters Tode, das geringe Landgut, das uns bisher ernährte, und nahm so Alles, was mein war, zusammen, um in der Welt auf gut Glück ein Loos zu suchen, welches meiner Geburt und meinen innern Wünschen angemessener wäre. Ich kam zuerst nach Aschmir, von wo mich Aussichten, die mir eine ungefähre Bekanntschaft gegeben, nach Agra zogen. Nachdem ich hier einen Theil meines Geldes verwendet, um mit einigem äufsern Anstand zu erscheinen, wurde ich bald mit jungen Leuten meines Alters und Standes bekannt,

die, mit guten Aussichten und Hoffnungen mich vertröstend, mich bald in die Vergnügungen unsrer Jahre hineinzogen. So geschahe es, trotz jenen guten Hoffnungen, daſs ich, mit 10 Sclaven und einem Elephanten nach Agra gekommen, bald nachher zu Fuſse, und mit nur Einem Sclaven nach Benares zog.

Ich lebte hier von dem geringen Überrest meiner Güter in einer verdrüſslichen Eingezogenheit, doch immer von irgend einem unverhofften Glücke träumend, das mir wohl plötzlich entgegen käme, versäumte ich nie, mich am Morgen unter das Volk auf dem Markte, am Abend unter die Thore zu begeben, und meine dürftige Gestalt an öffentlichen Festen der versammleten Menge zu zeigen. So schmolzen unter solchen Träumen und Aussichten auch die letzten Trümmer meines geringen Vermögens, bis mir zuletzt auſser meinen Hoffnungen nichts geblieben als ein Kleid von wenigem Werthe, das ich trug. So gieng ich einst etwas trübsinnig vor der Stadt an dem Strom hinauf, unentschlüssig, ob ich wieder nach der Stadt zurückkehren, oder den nächsten besten Weg einschlagen solle, um vielleicht anderwärts einem günstigern Zufall zu begegnen. Es war eben der Tag vor dem ersten Frühlingsfeste, der Schnee der Gebirge war vorüber, und die fröhliche Jugend sammelte von dem neugrünenden Gesträuche die ersten Blüthen. Ihre Fröhlichkeit stimmte wenig mit meinem Trübsinn überein, ich hatte mich deshalb an einen einsamen grünen Rand gelehnt, das Auge nachsinnend nach dem angeschwollenen Strome gesenkt, als mich ein naher seltsamer Gesang aus meinem Nachdenken weckte.

Wer ist glückseliger, war sein Inhalt, als der arme Jogi, dessen Wohnung das immergrünende Gebirge, dessen Dach der hohe Himmel ist.

Gestern kam der Wind vom Meere und fand die Hügel noch von Blumen leer, die Blüthen der Palmen noch verhüllet, heute kehrt er wieder, die Schwinge beladen mit den Düften der Palmenblüthen, mit dem Geruch der grünen Hügel; gelobt sei Brahmas wunderbare Macht!

Die Lotosblume sah herauf aus ihrem Strome: was weilst du Jogi noch bei deiner Hütte, vorüber ist der Schnee der Berge, mein Strom erzählt vom neuen Grün der Hügel; gelobt sei Brahmas wunderbare Macht!

– Wohlauf zur Wallfahrt nach den heiligen Bergen! Siehe die Gazellen kehren zurück zu ihren Felsen; wie Schaaren der Pilger ziehen jene Palmenwälder, die schlanken Häupter neigend, hinauf nach den Höhen, geschmückt als Braut der blühende Oelbaum unter ihnen! Gelobt sei Brahmas wunderbare Macht!

O süſse Ruhe auf des Hügels Blumen, du hoher Schmuck der palmenreichen Quellen, die nie der Lärm der niedern Welt berührte! Der Vogel Latak sieht die Freudenthräne, und küſst sie freundlich von des Jogis Wange, gesellig zeigen sich des Waldes Thiere, und wagen nicht, dem Büſsenden zu schaden; gelobt sei Brahmas wunderbare Macht!

Der Jogi geht zurück zu seinem Felsen, vorüber zieht er fröhlich einer Wohnung, ihr aber schüttet etwas Reis in seine Hände, ein wenig Wasser, seinen Durst zu löschen, dafs Brahmas wunderbare Macht euch segne.

Auf mich hatte, in meiner damaligen Stimmung, der Inhalt dieses Gesanges und die abentheuerliche Gestalt des Jogi, um den sich jetzt das Volk herdrängte, um seinen Segen zu empfangen, einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht. Mein Kummer und mein besorgtes Nachsinnen waren auf einmal vorüber. Was hinderte, sprach ich bei mir selber, dafs ich nicht, wie ich bin, ohne weitres Umsehen nach einem zweifelhaften Loos in der grofsen Welt, den glückseligen Stand eines Jogi erwähle? Wer ist freier, sorgenloser und beglückter, als ein solcher Pilger, dem ohne Bedürfnifs einer schwerfälligen äufsern Pracht, der erste beste Baum seine Rinde zum Gewand, der nächste Hügel seinen grünen Boden zum Lager giebt, dem jeder Baum des Feldes, jede Hütte, die nöthige Nahrung darbietet? Wer verlangt von einem Büfsenden, dafs er Sclaven oder Cameele besitze, dafs er der Welt durch einen theuren Schmuck gefalle? Wohlauf, lafs mich in der anspruchslosen Gestalt eines Jogi die Welt sehen! Viele Könige der Vorwelt haben nach den alten Sagen diesen Stand freiwillig erwählt. Gefällt es dem Glück auf irgend eine Weise, die Ansprüche meiner Geburt zu erfüllen, so kann kein Stand hierzu bessere Gelegenheit geben, als der eines Büfsenden, welcher von den Pallästen der Könige bis zu den Hütten des Landvolks, wohl geachtet, die Welt von einem Ende zum andern als freier Zuschauer durchwandelt, und so dem Schicksal nach allen Seiten Thor und Thüre öffnet, ihn zu beglücken.

In meiner Lage blieb mir keine lange Wahl, kein langes Hin- und Hersinnen übrig, das ohnehin nie in meiner Natur gelegen. Ich hatte mich schon unter jenem Selbstgespräch weiter von der Stadt entfernt, und jetzt war ich entschlossen, gerade zu nach dem gepriesenen Himalahgebirge hinauf zu pilgern, und mich in den heiligen Stand der Büfsenden einweihen zu lassen. Mein Entschlufs wurde gleich am ersten Abend auf die Probe gestellt, da mir auf der Strafse einer meiner vorigen Bekannten aus Agra, mit einem prächtigen Gefolge begegnete, der, seitdem zu einem hohen Posten erhöht, in einer wichtigen Angelegenheit nach Benares zog. Dieser mochte mich, trotz meiner ärmlichen Kleidung, bald erkennen, er rief mich beim Namen, und bat mich dringend, mit ihm nach Benares zurück zu kehren, und an allem seinen äufsern Glück Theil zu nehmen. Mein rascher Vorsatz war indefs für heute noch zu neu und zu warm, und ich machte mich von jenem unter dem Vorwand einer nothwendigen Reise los.

Fröhlich träumend zog ich meines Weges. Am Abend gaben mir die Pagoden am Wege, oder gastfreie Hütten ein Nachtlager, und ein leichtes Pilgermahl; am Morgen erweckte mich schon das erste Geräusch der vorüberziehenden Reisenden zum Weitergehen; am heifsen Mittag kühlte ich mich in dem Schatten der hohen Palmenhaine, oder in dem Bad der frischen Ströme, die mir von dem Schneegebirge abwärts entgegen kamen.

So war ich dem hochgerühmten Gebirge, dem erhabenen Wohnort der Heiligen, näher gekommen. Die Hütten wurden schon seltener, die Wege wurden immer undeutlicher und verloren sich zuletzt ganz. Ich suchte auf ein gutes Ohngefähr den Weg nach dem Wohnsitz der Einsiedler, und drang immer tiefer in das wüste Gebirge ein. Eines Tages führte mich auch der selber gewählte Weg durch eine felsigte Einöde, die nirgends Spuren zeigte, dafs sie jemals von Menschen berührt sei. Der Vorrath an Reis, mit welchem mich die Gastfreundlichkeit meiner letzten Wirthe versorgt hatte, war gänzlich aufgezehrt, und die dürren Klippen, die mir bei dem mühsamen Ersteigen so viel Hunger und Müdigkeit erweckt hatten, schienen nirgends eine nährende Wurzel oder Frucht, nirgends einen kühlen Schatten anzubieten. Indem ich mich so mifsmuthig unter den nackten, nur mit bittrer Aloe bewachsnen Gebirgsrändern umsahe, über welchen kaum einige einsame Raubvögel schwebten, bemerkte ich zuletzt ein altes Gemäuer, das von irgend einer Pagode der Vorzeit übrig schien. Ich nähere mich, um dort wenigstens einen Schutz gegen die Gluth der Mittagssonne zu suchen, und indem ich in die verfallenen Hallen eintrete, sehe ich dort einen ergrauten Alten, der eifrig an den alten Mauern arbeitet. Er schien mich nicht eher zu bemerken, bis ich neben ihm stehend um ein wenig Speise und frisches Getränke bat. Freundlich wendete sich der Alte zu mir, und lud mich in das innre Gewölbe des ehemaligen Gebäudes ein, das er sich zu einer Wohnung eingerichtet hatte. Indefs ich mich an der reichlich angebotenen Mahlzeit erquickte, betrachtete mich jener aufmerksam, endlich als er bemerkte, dafs ich meinen fast zwei Tage alten Hunger gestillt hatte, redete er mich so an:

Welches glückliche Ohngefähr, oder vielleicht welches Mifsgeschick hat dich, du Sohn des erhabenen Aliti, von deinem väterlichen Landgut in Multan hieher geführt in diese felsigte Einöde? Hat das Schicksal, das schon in Delhi das langverjährte Glück deines fürstlichen Hauses zerstörte, noch nicht abgelassen, den Stamm des Aliti zu verfolgen, und hat es dich auch von dem letzten Zufluchtsort vertrieben? Welches neue Loos begehrst du hier in dieser Wildnifs? Meine Einsamkeit ist in dem langen Zeitraum, welchen ich hier zugebracht, noch durch keinen Andern unterbrochen worden, und diese schwarzen Bergzinnen wollen selbst den Thieren der Wüste nicht gefallen, die sich, wenn sie sich hieher verirrten, brüllend wegwenden; und nur selten lafst der Adler, wenn er vom Raube zurückkehrend hier vorüberfährt, sein einsames Geschrei vernehmen.

Ich war erstaunt, mich in dieser Ferne von meiner Heimath, und hier in dem menschenleeren Gebirge von einem völlig Unbekannten mit meinem Familiennamen nennen zu hören, und nachdem ich Jenem, der schon so viel von meiner Geschichte wufste, auch das Übrige kurz berichtet, dringe ich in ihn, mir nun auch seinerseits zu sagen, woher er mich kenne? Doch schien jener nicht geneigt, für diesmal meine Neugierde zu befriedigen, obwohl er an der tiefen Theilnahme, die er bei meiner Erzählung, besonders bei der Nachricht von meines Vaters Tode blicken liefs, ein inni-

geres Interesse an den Schicksalen meines Hauses verrieth, als von einem gänzlich Fremden zu erwarten war. „Vergönne, sprach er, daſs ich heute, so gern ich auch reden möchte, noch schweige. Gehe jetzt hin, deinen frommen Vorsatz auszuführen, und nur wenn er dich, ehe du von selbst Alles das gefunden, was du von mir forschest, plötzlich gereuen sollte, kehre zurück zu mir, und erwarte alsdann von mir die gewünschten Aufschlüsse. Hier ganz in der Nähe sind die Wohnungen einiger Einsiedler, die zwar erst kürzlich aus der Welt gekommen, an Frömmigkeit keinen andern Bewohnern dieser Gebirge nachstehen. Zu ihnen möge jetzt dein Weg gehen, um die Weihe des Standes zu finden, den du freiwillig erwählt hast.“

Dieses geheimnisvolle Wesen des Alten, seine Verschwiegenheit, die mir hier am unrechten Orte schien, beengten mich zuletzt so sehr, daſs ich trotz allen Einladungen nicht einmal die Nacht dort zuzubringen beschloſs, sondern mich gleich nach den heiſsen Mittagsstunden wieder aufmachte, lieber im wüsten Gebirge zu bleiben gesonnen, als bei einem solchen räthselhaften Wirth. Jener schickte sich zuletzt, da er meinen Ernst, weiter zu gehen, erkannte, an, mich zu begleiten, und zeigte mir die Richtung, die ich nach den Einsiedlerhütten zu nehmen hätte, die kaum eine halbe Tagereise entfernt waren. Er bat mich beim Abschied nochmals, zu ihm zurück zu kehren, wenn ich, meines Vorsatzes reuig, wieder in die Welt treten wolle, welche Bitte, so wie alle Freundlichkeit des Alten ich nur mit halben Herzen beantwortete.

Ich war fast froh, wie ich mich von dem gespensterhaften Greise wieder frei sahe. Ich kam eben bei Einbruch der Nacht in einem weiten Gebirgsthale, rings von Wald umschlossen, an, wo sich an dem Ufer eines schnellen Wassers etliche Hütten fanden. Nach der Beschreibung meines Alten, muſste dies der Aufenthalt jener Brahmen sein, deren Gesellschaft ich suchte. Ich klopfte an einigen Thüren an, endlich trat aus der einen Hütte ein junges Mädchen hervor, welches heftig weinte, „Wolle nicht, o edler Fremdling, redete sie mich an, dich durch das Eingehen in ein Trauerhaus verunreinigen, das seit heute von Kindern ohne Vater bewohnt wird, vielmehr wende dich dorthin, wo der Waldstrom sich zwischen jenen zween einzelnen Felsen hindurchdrängt, und einige Ketten die gegenseitigen Ufer verbinden. Jenseits wirst du die Wohnung frommer Männer finden, welche dir alle Pflichten der Gastfreundschaft, vorgeschrieben in dem heiligen Wedam, erweisen werden.“ Indem ich mich entferne, bemerkte ich mehrere Gesichter, die sich, wie es schien, begierig mich zu sehen, nach der Thüre drängen, welche Neugierde mir den Hütten der Einsiedler wenig zu ziemen schien.

Ich nähere mich langsam den beiden Klippen, die mir das Mädchen gezeigt hatte. Endlich sahe ich fröhlich, denn ich sehnte mich nach Ruhe, am jenseitigen Ufer eine Hütte, auf deren Heerd das Feuer gastlich loderte. Ich glaubte mich nur noch um einige Minuten von dort entfernt, als ich von den Klippen hinunter den wilden

Bergstrom erblichte, der mich noch von dem jenseitigen Ufer trennte. Der Mond beleuchtete zween Ketten, die von der einen Seite zur andern über die Felsen geschlagen waren, und deren unterer Theil in den Strom hineinhängend, in einer unaufhörlichen schwankenden Bewegung war. Das Wasser war hier so wild und reifsend, und von der Felsenkluft so zusammengedrängt, diese Art von Brücke, die mir noch neu war, erschien so gefährlich, dafs ich einige Zeit unentschlossen da stand, nicht wissend, ob ich nicht lieber den Rückweg antreten, und das Hinübergehn bis an den Morgen versparen, oder ob ich noch heute bei Nacht einen Versuch wagen solle. Indem ich noch so sinne, höre ich schon vom jenseitigen Ufer Stimmen, welche riefen: „er mufs schon am andern Ufer stehen, auf! geht ihm schnell entgegen!“ und zu gleicher Zeit kamen einige Männer über die Kettenbrücke, die mich wie einen langerwarteten Gast begrüfsten, und mich leicht, eines solchen Weges schon gewohnt, hinüberleiteten.

Ich vermuthete, dafs man von den Hütten aus, die ich eben verlassen, den frommen Einsiedlern, die mich so freundlich aufnahmen, meine Ankunft schon voraus verkündiget habe, denn ich fand alle Vorbereitungen, einen Gast aufzunehmen. Das einfache Einsiedlermahl, womit mich die guten Leute bewirtheten, wurde durch die ungemein liebevolle und zärtliche Theilnahme gewürzt, die mich aus allen Gesichtern ansprach. Ja jene hätten nicht fröhlicher und liebevoller sein können, wenn sie eben einen Bruder oder Sohn, welcher lange Jahre abwesend war, bei sich empfangen hatten, und sie schienen sich fast Gewalt anthun zu müssen, dafs ihre Freude und ihre Liebe, die sich aus allen Gebärden blicken liefs, nicht laut ausbrachen. Mich wunderte allerdings diese Bewegung, welche die Ankunft eines völlig Fremden unter meinen guten Wirthsleuten hervorbrachte, ich schrieb sie indefs der Neuheit und Seltenheit eines Besuchs zu, da vielleicht diese Bewohner des abgelegenen Gebirges selten oder nie Fremde zu sehen gewohnt sind. Sei es die ungewohnte Freundlichkeit meiner Wirthsleute, die mir, der sich seit langer Zeit unter kalten Fremdlingen herumgetrieben, so wohl that, oder sei es meine damalige Stimmung, die mich alle Umgebungen in einem fremden Lichte sehen liefs, ich glaubte wirklich in den Gesichtern dieser Hüttenbewohner längst bekannte Züge, die mir in früher Kindheit lieb gewesen, wieder zu finden, und mir selber ward unter ihnen so wohl wie einst im väterlichen Hause. Noch an diesem Abend entdeckte ich ihnen meinen Entschlufs, unter ihnen zu leben, der mit Freuden aufgenommen wurde.

Ich blieb hier einige Tage ganz vergnügt, an den Arbeiten der Einsiedler Theil nehmend, und glaubte schon die fröhliche Welt vergessen zu haben, von der ich hier nichts sahe, glaubte mich schon am Anfange der Lehrjahre, im Besitz, ich weifs nicht welcher? Entsagungen und Tugenden, als zweie von den Einsiedlern, die eine ferne Wallfahrt vorhatten, mich zu ihrem Gefährten wählten. Gekleidet wie jene, in dem einfachen Mantel von Bast, die Füfse unbekleidet, kehrte ich jetzt in die Welt zurück, in der ich einst so glänzend zu erscheinen gesucht. Meine jetzige Bestimmung war,

meinen Gefährten den Vorrath nachzutragen, und wenn er verzehrt war, in den nahe liegenden Hütten neuen einzusammlen. So lange der Weg durchs einsame Gebirge gieng, liefs ich mir dieses wohl gefallen, als ich aber in den Städten wieder das rüstige und fröhliche Leben der Menschen gesehen, schien es mir öfters, als wolle das Gewand eines Büfsenden, das ich jetzt trug, meine jungen Jahre nicht kleiden, meine Füfse fiengen an sich zu sträuben, sich so nackt an dem heifsen Sande zu sengen, und die magre Kost der Einsiedler wollte mir nicht mehr schmecken. So zog ich, etwas mismüthig mit meinen Gefährten fort, als ich eines Tages, da jene, ich weifs nicht welche? einsame Berathschlagung halten wollten, fortgeschickt wurde, um in einem nahen Ort neue Lebensmittel einzukaufen.

Wir befanden uns jetzt in Delhi, dem Lande meiner Väter, das mich so früh verstofsen hatte. Träumend von meinem vormaligen Glück, gieng ich durch eine einsame Gegend. Der Tag war heifs, und ich hatte mich, um Schatten zu suchen, vielleicht zu weit von dem rechten Weg entfernt, den ich jetzt vergeblich suchte. Ermattet von dem langen Gehen und vom Hunger, legte ich mich in den grünen Schatten eines anmuthigen Waldes, an dessen Rand eine grofse Strafse hinlief. Der Duft der Wiesenblumen und der Gesang der Vögel wiegten mich bald in einen süfsen Schlummer. Ich mochte aber noch nicht lange gelegen haben, als mich jemand etwas unsanft aus dem Schlaf rüttelte. Indem ich mir noch den Schlaf aus den Augen reibe, ruft mich jener schon mit rauher Stimme an: auf Bettler! suche dir für diesmal einen andern Ruheort und mache hier den Zelten und dem Gefolge meiner Gebieterin Platz!

Es ist unbillig, Balsomar! unterbrach jenen eine sanfte weibliche Stimme, dafs dieser arme Pilger um meinetwillen seinen Ruheort, dessen Kühlung er, ermüdet von der frommen Wallfahrt, mehr als ich bedarf, verlassen sollte. Lafs ihn ruhen wo er ist; die Gegenwart eines frommen Jogis beleidigt die Sittsamkeit meines Geschlechtes nicht.

Indem ich mich neugierig nach dem Orte wende, wo diese Stimme herkam, hatte ich meine Schläfrigkeit so sehr vergessen, die Müdigkeit meiner Augen war so schnell vergangen, dafs ich jetzt unaufhörlich mit weit offenen Augen ewig nur hätte wachen und sehen mögen. Eine junge fürstlich gekleidete Dame, von einer Menge Dienerinnen umgeben, betrat eben den Rasenplatz, auf welchem ich Glückseliger ruhete, und ihre Diener waren beschäftigt Tische und Zelte aufzuschlagen. Ich wollte ihr für ihre Güte danken, aber die Stimme versagte mir, meine Brust war von einem mir neuen Gefühl gedrückt, das mich wie der betäubende Duft eines blühenden Rosengartens zugleich ergötzte und beengte, und ich hätte in tiefen aufmerksamen Schweigen, gern nur jene Stimme hören mögen. Auf mich, im Bettlergewand, achtete niemand, und so durften meine Augen kühn bald auf ihren Wangen, bald auf ihren dunklen Augen oder den Purpurlippen ruhen, meine Seele durfte sich wie die kühlenden Lüfte, welche die Dienerinnen ihr zuwehten, an ihr himmlisches Angesicht schmiegen, mit

den Erfrischungen, die ihr gereicht wurden, ihre süfsen Lippen berühren, oder wie der sanfte Schleier sich an ihren weifsen Arm legen. Wie war doch alles, was den heutigen Tag vorangieng, seit diesem Erwachen in einem neuen Leben, vergessen, wie ein Traum! und dieser Augenblick war mehr als alles Glück, das ich erst im Glanz der Städte, dann in der Einsamkeit der Gebirge, vergeblich gesucht hatte.

Diese süfsen Mittagsstunden vergiengen wie ein Augenblick, und ich sahe mit einem Schmerz, wie ich noch nie gefühlt, die Zelte wieder abbrechen, die Tische aufheben und die junge Fürstin wieder auf ihr Thier steigen. Meine ganze Seele war mit ihr, und was konnte der zurückgebliebene Überrest meines Wesens anders, als ihr nachfolgen? Ich liefs die Speisen, womit mich die Diener der Prinzessin, auf ihr Geheifs versorgt hatten, unberührt stehen, so sehr ich erst der Speisen bedurft hatte, und machte mich schnell auf, jenen nachzueilen. Aber sie reisten so schnell, dafs ich bald selbst den Staub ihrer Cameele aus dem Auge verlor.

Doch liefs ich mich durch nichts von meinem Wege abbringen, bis auf einmal ein Bewaffneter zu Pferd, der das Gesicht etwas verhüllt hatte, mich schnell einholte, und nachdem er mich gefragt: ob ich vom Gebirge und von welchem Ort ich käme, über meine Antwort fröhlich, mich bat, ihm den Weg dahin zu zeigen. Ich mochte antworten was ich wollte, meine eigne Unbekanntschaft mit dem Wege, mein jetziges Geschäft und die Nothwendigkeit der Reise vorschützen, jener mochte nie gewohnt sein, sich eine Bitte versagen zu lassen, und weder Bitten noch Gewalt vermochten ihn von jenem Ungestüm, womit er mich mit zudringlicher Güte, und mit gebieterischen Bitten zu sich aufs Pferd nöthigte, abzubringen. Ich entschlofs mich endlich, Jenem so gut ich wüfste den Weg zu zeigen, bis sich ein andrer Wegweiser fände. Dieser fand sich auch zu meiner Freude noch vor Abends, und mein aufgedrungener Reisegefährte liefs mich ungehindert gehen.

Anfangs, da ich mich wieder in Freiheit sahe, war ich unschlüssig, ob ich jetzt sogleich wieder zu den Nachforschungen, die mir so sehr am Herzen lagen, zurückkehren, oder ob ich nicht, woran mich mein Gewissen erinnerte, meine beiden Einsiedler vor allen Dingen aufsuchen sollte, die heute meiner so lange vergeblich warteten. Doch jener Wunsch behielt zuletzt die Oberhand. „Meine Gefährten, sprach ich bei mir selber, werden ohnfehlbar des langen Wartens müde, mich auf der nämlichen Strafse aufgesucht haben, wohin ich mich jetzt wende. Es ist wahrscheinlich dafs wir uns dort begegnen; warum wollte ich also, da sich beide Absichten so schön vereinen, meine Nachforschungen nach der schönen Prinzessin aufgeben, wäre es auch aus keiner andern Absicht als ihren Namen zu erforschen, damit ich doch weifs, wer diese schönste Blume der Welt, an welcher mein ganzes Glück ruht, sei, wenn ich mich ihr auch nie wieder nähern dürfte!"

So begab ich mich noch bei Nacht auf den Weg. Ich kam spät an den grünenden Wald zurück, wo ich heute so glückselig war. Einige Stunden ruhete ich hier unter

demselben Baum, der ihrer blühenden Gestalt Schatten gab, und schon die früheste Morgenröthe weckte mich aus meinen Träumen.

Ich war aber schon einen grofsen Theil des Tages gegangen, ohne eine Spur von der schönen Prinzessin zu finden. Vergebens frug ich bei jeder Hütte, bei jedem Wanderer nach ihr und ihrem Gefolge, das ich genau beschrieb, und es schien nur zu gewifs, dafs ich in meiner gestrigen Gemüthsbewegung den Weg zu wenig bemerkt hatte, den sie genommen, und dafs ich heute einen falschen eingeschlagen hatte. Mein Gewissen ermahnte mich von neuem, zu den beiden Gebirgsbewohnern, meinen gütigen Reisegefährten, zurückzukehren, und unentschlossen zwischen zween Winden, stand ich einige Zeit nachsinnend. Zuletzt rief ich entschlossen aus: Wozu noch länger bei einem Irrweg verweilen, auf den ich zufällig gerieth? Fürwahr es scheint mir immer mehr, als ob ich mich zum geistlichen Stande wenig schicke. Diese Gebete und Büfsungen der Brahminen, ihre magre Kost und schlechte Kleidungen, wollen mir, dem Sohne eines Kriegers, wenig zusagen, und ich fühle nur zu sehr, wie meine jungen Kräfte abnehmen, mein frisches Fleisch sich verlor, seitdem ich ein Pilger bin. Die Welt steht mir besser an, als solche unnöthige Büfsungen in der frohen Zeit der Jugend. Wenn, wie alte Sagen erzählen, die Könige der Vorwelt sich in einem solchen abgezogenen Leben gefallen konnten, so mufs damals die Welt noch nicht so schön und anlockend, oder ihre Natur anders gewesen sein als die meine. Lebe wohl, du genügsamer Mantel von Bast, rief ich, indem ich ihn von mir warf, lieber will ich mich im leichten Unterkleide in die Welt zurück betteln, als nun noch länger für einen Jogi gelten.

So gieng ich froh und leicht der Strafse nach, auf der ich mich befand. Ich beschlofs, wenn ich die Prinzessin heute und morgen nicht fände, dann unverzüglich meine Mutter, selbst mit Gefahr meines Lebens, aufzusuchen, die sich noch in Delhi befinden mufste. Gegen Abend gelangte ich bei einem Landhause an, das zwischen einigen einsamen Hügeln lag. Meine dünne Kleidung machte mich heute eines Obdaches mehr als sonst bedürftig, ich beschlofs deshalb die Gastfreundschaft der Bewohner um ein Nachtlager zu ersuchen. Doch herrschte in dem ganzen Hause eine Stille, wie über Gräbern, und so sehr ich nach allen Seiten forsche, läfst sich keine Seele blicken. Zuletzt begegne ich einigen Dienern, die mit allen Zeichen einer tiefen Betrübnifs, wie Taube und Blinde an mir vorüber giengen, ohne auf mich zu merken. Ich folge ihnen hinaus in den Garten, wo ich dieselbe traurige Stille fand, der ich eben in dem Hause entgangen war. Die Diener waren nirgends zu sehen, und der ganze Garten schien so ohne Menschen, wie das Haus. Zuletzt fand ich in einer marmornen Halle eine Menge Leute, welche Diener schienen, um einen reichgekleideten Greis versammelt, der wie ein tief Betrübter in sich selber versunken, da safs, und alle Umstehenden schienen von einer gleichen Betrübnifs ergriffen. Einige von diesen, wie Reuter gekleidet, und von Staub und Schweifs bedeckt, schienen eben von einem eiligen Wege gekommen, und nach ihren Mienen zu schliefsen, war die Bot-

schaft, die sie dem Alten mitgebracht hatten, nicht fröhlich. Niemand hatte hier Zeit auf mich zu achten, und man liefs mich, ohne an Bewirthung zu denken, hungrig und müde stehen. Unwillig wende ich mich endlich von jenen weg, um irgend ein andres Unterkommen zu suchen, als mich schon beim Hinausgehen aus dem Landhaus, eine alte Sclavin zurück ruft.

Vergieb es unsrer tiefen Betrübnifs, nothleidender Fremdling! redete sie mich an, wenn man dir so wenig Aufmerksamkeit erwiesen, und lafs mich jetzt das Vergehen der Andern wieder gut machen.

Sie nöthigte mich bei diesen Worten wieder zu sich hinein, wo sie mich freundschaftlich bewirthete. Ich erfuhr von ihr die Ursache des allgemeinen Kummers, welcher auf den Bewohnern dieses Hauses ruhete. Der einzige Sohn des alten Herrn, den ich in der Halle sitzend gefunden, war seit einigen Tagen aus der Hauptstadt, wo er von frühester Jugend an erzogen war, zurück erwartet worden. Schon waren einige Diener zurück gekommen, die seine nahe Ankunft verkündigten; alle Vorbereitungen zu dem Empfange eines so theuren Gastes waren gemacht, als endlich sein Gefolge traurig und ohne ihn ankam. Er hatte sich auf der letzten Tagereise von seinen Leuten verloren, und schon seit einiger Zeit hatte man eine tiefe Zerstreuung, wie bei Einem, der sich mit andern Entschlüssen trägt, bemerkt. Gestern kamen seine Begleiter in dem Landhause an, die seinem alten Vater diesen Kummer statt der gehofften Freude mitbrachten. Zwar zerstreute man sich sogleich nach allen Seiten, um den Verlornen wieder zu finden, aber bis jetzt war alles Suchen vergebens. Einige fürchteten, dafs ihm irgend ein Unglück zugestofsen sei, Andre, welche die Verhältnisse dieser Familie kannten, vermutheten, dafs der Alte, der von aufserordentlich strengem Charakter war, dem jungen Menschen durch einen neuen Beweis seiner Strenge die Lust benommen hätte, zu ihm zurückzukehren, und dafs sich der Jüngling freiwillig bei Seite gemacht. Was aber jetzt das Unglück des ganzen Hauses noch vermehrte, war, dafs die Mutter des so Verloren-Gegangenen eben gefährlich krank lag, und dafs man mit Recht für ihr Leben fürchten mufste, sobald sie diese traurige Nachricht erführe, da sich ihr Zustand seit etlichen Tagen schon durch das vergebliche Erwarten des seit seiner Kindheit nicht gesehenen Sohnes offenbar verschlimmert hatte. Bis jetzt hatte man ihr zwar noch die Flucht des Sohnes verheimlicht, da sie sich eben auf einem andern Landgute, eine halbe Tagereise von diesem entfernt, befand; länger aber würde es nun nicht möglich sein, die Sehnsucht der armen Mutter zu täuschen, besonders da ihr etwas voreilig jene Leute aus seinem Gefolge, die seiner Ankunft vorausgeeilt waren, seine Nähe schon angekündigt hatten.

Mir blieb kein Zweifel, dafs der flüchtig gewordene Jüngling der nämliche sei, der mich gestern so gegen meinen Willen zum Wegweiser nach dem Gebirge gewonnen hatte, und ich theilte meine Vermuthung der Alten mit. Diese schien aus meiner Nachricht neue Hoffnung zu schöpfen, obwohl es unmöglich war, den schnell

berittnen Jüngling vor dem Verlauf von fast zwei Monaten aus dem fernen Himalehgebirge zurückzuführen, selbst wenn er noch an jenem Wohnort der Einsiedler, nach welchem er mich so angelegentlich frug, verweilen sollte. Dies machte die Alte von neuem traurig, weil dann für das Leben der Mutter wenig zu hoffen blieb. Endlich schien sie, indem sie mich schweigend betrachtete, auf einmal neue Hoffnung zu schöpfen. Ihre Mienen erheiterten sich, und sie eilte aus dem Zimmer hinaus.

Nach einiger Zeit kam sie fröhlich wieder zurück. Endlich habe ich, rief sie, ein Mittel gefunden, wie das Leben der Mutter gerettet, oder wie sie doch bis zur Zurückkunft ihres Sohnes bei gutem Muthe erhalten werden könne. Wohlauf! du sollst dir jetzt einen guten Lohn, und unsern freundlichsten Dank verdienen, wenn du dich zu einer Verkleidung willig finden lässest, die dir auf keine Weise lästig werden soll. Wir sind gedrungen, die Mutter zu täuschen, um sie zu retten. Mein ehemaliger Pflegling hatte mit dir, wie ich mich deutlich erinnere, ob ich ihn gleich seit dreizehn Jahren nicht gesehen, eine grofse Ähnlichkeit, auch scheinst du mit ihm von gleichem Alter. Man wird dich der kranken Mutter noch diese Nacht als den eben angekommenen Sohn darstellen. Weile dort nur einige Tage, und unter irgend einem Vorwand sollst du dann gern wieder entlassen werden.

Ich war, ich wufste selbst nicht warum? sogleich sehr geneigt, diesen abentheuerlichen Vorschlag anzunehmen. Die Alte liefs mich in ein Bad führen, dann mit köstlichen Kleidern versehn, und schien etwas zu erstaunen da sie mich jetzt in der natürlichen Gestalt meines angebornen Standes wieder zu sich hineintreten sahe. „Wahrhaftig," rief sie, „du machst der Rolle eines Prinzen vollkommen Ehre; und das scharfsichtigste Auge wird hinter diesen Kleidern nicht den dürftigen Bettler suchen." Sie führte mich hierauf zu dem ehrwürdigen Greis, dem sie, ihrer eignen List sich freuend, mich vorstellte. Jener sah mich schweigend und mit ernstem Blicke an, und winkte hierauf, wir möchten uns entfernen.

Es war schon alles zu meiner Abreise zugerüstet. Vorher unterrichtete mich noch die Alte von den Namen und Familienverhältnissen des Hauses, in welchem ich jetzt eine so wichtige Person vorstellen sollte. Ich erinnerte mich nun des Namens dieser fürstlichen Familie wohl, deren Glieder ich in meiner Kindheit öfters gesehen, und die ich noch später von meinem Vater öfters nennen hörte. Ja der nämliche Jüngling, dessen Stelle ich jetzt vertrat, war in der Kindheit mein liebster Gespiele gewesen, und unsre Väter waren die vertrautesten Freunde. In den Zeiten des ehemaligen Glanzes meines väterlichen Hauses, hatte sich diese Familie nicht mit ihm messen können, jetzt aber, wie aus Allem schien, was mir die Alte berichtete, gab sie an Glanz und äufserm Glück dem gesunkenen Hause der Alitis nichts nach. Aufser der Mutter sollte ich blos noch eine Schwester finden, die erst neuerlich von einer frommen Erzieherin zurückgekehrt, ihren Bruder seit eben so langer Zeit nicht gesehen hatte, als die Mutter. So mit Namen, Charakter und allen frühesten Verhältnissen der andern

Glieder der Familie, zu dem jungen Prinzen, als welcher ich eingeführt wurde, wohl unterrichtet, nahm ich von der Alten Abschied.

Wir kamen ziemlich spät bei Nacht, von Fackeln geführt, in dem Schlosse an. Freudig wurde ich empfangen und nach dem Zimmer der Mutter geführt. Diese ehrwürdige Frau, von einem langen Krankenlager ermattet, schien bei meinem Anblick neue Kräfte zu bekommen, und umschlang mich mit tausend Freudenthränen, so dafs ich selbst tief gerührt, die eines solchen Augenblickes unwürdige Täuschung sogleich aufgegeben hätte, wenn nicht eben auch wieder die Theilnahme an der liebevollen Mutter, zu deren Rettung ich dieses Spiel unternommen, mich zurückgehalten hätte. Doch wurde mir bald darauf die Rolle, die ich spielte, so lieb, dafs ich sie gern mit meinem eignen Leben eingetauscht hätte, obgleich die Fassung, die ich bei dem Grufs der Mutter erhalten hatte, in noch gröfsre Gefahr gerieth. Die Tochter der Kranken, meine erdichtete Schwester, trat jetzt herein, und sank in meine Arme, und war keine andre — als Jene, die, seitdem ich sie sahe, so tief in meiner innersten Seele wohnte. Wie vermöchte ich dir, wenn du vielleicht nie geliebt hast, zu beschreiben, wie mir jetzt war, als sie mich mit ihren Armen umschlungen, ihre Brust an die meine gelegt, als ihre Wange die meine, mein Mund den ihrigen berührte, und ein solches unaussprechliches Glück so unvermuthet und so ganz auf einmal kam! Ich stammelte, ich weifs nicht welche ungereimte Worte, die mich, wenn sie deutlicher, oder vor aufmerksamern Ohren wären gesprochen worden, hätten verrathen müssen; so aber wurde meine tiefe Gemüthsbewegung, die mich gegen Alles, aufser nur gegen sie, etwas taub und blind machte, dem Wiedersehen nach so langer Zeit, zugeschrieben, und bei der eignen Rührung übersehen.

Ich weifs nicht wie lange ich gebraucht, ehe ich wieder zu einiger Fassung kam, die mir allerdings sehr nöthig war, da jetzt Mutter und Schwester mit mir über Dinge sprachen, die mir meist ganz unbekannt waren. Nur der Unterricht der Alten half mir über Einiges aus, obgleich er in Vielen nicht hinreichte. Denn wenn jetzt meine schöne Schwester, deren Anblick ja auch das wirklich geschehene vergessen machte, kleine Jugendgeschichten, die doch eigentlich mir begegnet waren, genauer wufste als ich selber, wenn mir dann die Mutter Vorfälle, die sich, wie ich selber nach Hause berichtet hatte, erst ganz kürzlich mit mir zugetragen, genau mit allen Nebenumständen ins Gedächtnifs rufen mufste, ehe ich mich selber darauf besinnen konnte, so war dies freilich nur mit den Geschäften und Zerstreuungen der grofsen Stadt zu entschuldigen, in der ich gelebt hatte, die mich manches als unbedeutend hatten vergessen lassen, was jene bei ihrem einförmigen Leben leicht behalten konnten. Übrigens waren beide so weit entfernt, einigen Verdacht zu hegen, dafs sie vielmehr öfters bewunderten, wie ich mir doch so ungemein ähnlich geblieben, und wie wenig ich in Gebärden und Aufseren verändert sei. Sogar eine kleine Narbe, die ich auf meiner Reise nach dem Gebirge, an der linken Hand bekommen, mufste dieselbe sein, die ich einige Tage vor meiner Trennung aus Liebe zu meiner Schwester erhalten

hatte, der ich, als sie mit kindischer Sehnsucht eine einzelne Spätblüthe von dem äufsersten Ende eines Dewabaumes verlangte, diese nur durch jene Wunde zu erkaufen vermochte, und diese zufällige Narbe trug mir noch jetzt einen Kufs ein, welchen ich gern mit allen Wunden in der Welt bezahlt hätte. Dann schien meine Schwester, deren Blick mit demselben Wohlgefallen auf mir ruhete, als der meinige auf ihr, sich auf einmal an etwas zu erinnern. O sieh doch, rief sie einer ihrer Dienerinnen zu, welche auffallende Ähnlichkeit jener junge dürftige Pilger, dem wir neulich am Waldrande begegneten, mit meinem Bruder hatte; sieh doch, wie beide diese herrlichen Augen, die mit allem Glanz der Welt wetteifern, beide dieses Angesicht, strahlend von einer mehr als irdischen Schönheit, gemeinschaftlich haben, und wie die Natur sich gefallen, zwei solche Gestalten zu gleicher Zeit hervorzubringen. Ja, mein Bruder, sprach sie zu mir, der seine Verlegenheit kaum verbarg, du darfst dich nicht schämen, einem armen Jogi zu gleichen, der nach dem Ausspruch aller meiner Begleiterinnen der schönste Mann sein sollte, den sie sahen. Mir fiel wohl erst eben jetzt ein, wie schön er war, und wie fromm er aussahe; und ich lobe ihn nur, weil er dir glich.

So vergieng die Nacht in den innigsten Liebkosungen wie ein Augenblick. Der Morgen war vielleicht nicht mehr fern, als uns endlich eine Krankenwärterin, noch immer sehr zur ungelegenen Zeit, daran erinnerte, dafs die Kranke und auch wohl ich nach der Reise, der Ruhe bedürften.

Ich ruhete nur kurze Zeit in süfsen Träumen, zu noch süfseren aus. Wie vermöchte ich meine Rührung zu beschreiben, da ich mich beim Erwachen in demselben Zimmer des väterlichen Hauses fand, wo ich meine erste Kindheit zubrachte, da ich denselben Garten vor den Fenstern erkannte, in dem ich als Kind so oft gespielt hatte. Nur die Nacht und meine gestrige Gemüthsbewegung hatten mich das so wohl bekannte Zimmer und das väterliche Schlofs verkennen lassen, in welches ich — wie sonderbar! jetzt wieder als Kind im Hause zurückgekehrt war.

Ich kleidete mich schnell an und eilte, da ich es im Schlosse noch zu früh glaubte, hinunter in den Garten. Ja hier stunden noch die Blüthensträuche, die ich als Kind mit eignen Händen pflanzte, und die jetzt der angehende Herbst mit Purpurfrüchten schmückte. Dort war noch dieselbe Laube, die für mich und meine beiden Schwestern gebaut war, dort der Brunnen, an dessen kühlem Rande ich so oft mit meiner Mutter gesessen hatte. Hier unter diesen Bäumen hatte ich meine jungen Kräfte oft im Ringen und Bogenschiefsen geübt; dort stand noch, unverändert, meines Vaters liebstes Gartenhaus. Ich sahe dieses Alles nicht ohne Thränen, ein armer Fremdling in dem rechtmäfsigen Hause meiner Väter! und nur dafs Sie, die mir mehr als mein eigenes Leben, jetzt hier wohnte, konnte mich mit dem ungerechten Schicksal aussöhnen.

Indem ich hier fröhlich und traurig zugleich, in den süfsen Erinnerungen einer frühen Vergangenheit verweilte, rufte mich eine sanfte weibliche Stimme in die noch

schönere Gegenwart zurück. Sie war es, die mich schon so früh im Garten aufsuchte. Mit einem Entzücken, das sie in ihrer Unbefangenheit nicht verbergen konnte, schlang sie ihre Arme um mich, erzählte mir, wie sie heute die Freude nicht schlafen lassen, und gab mir ein Bildnifs ihrer Gemüthsbewegung, das ich, seit ich liebte, wohl kannte, und das nur sie in ihrer Unschuld für schwesterliche Zuneigung hielt. In einer grünen Laube, innig umschlungen, tausend Küsse wechselnd, safsen wir, und wer uns gesehen, hätte in uns nicht liebende Geschwister, sondern das, was wir waren, innig Liebende, in den ersten süfsen Stunden der Liebe, erkannt. So empfieng ich an diesem Orte, dessen sich meine erste Kindheit erfreute, eine neue schönere Jugend, ein neues Leben, davon ein einziger Augenblick meine ganze so bunt abwechselnde Vergangenheit aufwog. Wir hätten beide in dem seeligen Rausch der ersten Liebe vergessen, dafs eine zärtliche Mutter uns erwarte, wenn nicht eine Sclavin, von ihr abgesendet, uns daran erinnert hätte. Hand in Hand eilten wir zu ihr.

Die Kranke war heute bei weitem besser als gestern, und hatte offenbar durch die Freude des vermeinten Wiedersehens, an Kräften gewonnen. Ihre Züge waren so heiter, ihr Aussehen wieder so jugendlich, dafs ich sie, die einst so oft bei meiner Mutter war, ganz wieder erkannte. Wir safsen hier in Liebkosungen und freundlichen Gesprächen, als wir auf einmal Reuterei ins Schlofs hereinsprengen hörten. Es war der Vater meiner Geliebten, der sich, vielleicht mit Recht über den Erfolg des listigen Handels unruhig, so früh aufgemacht hatte. Mir hätte seine Ankunft nie ungelegener kommen können. Fröhlich bewillkommten ihn die Seinen, und auch ich begrüfste ihn, vielleicht mit innigerer Wärme, als er es vermuthete, als Vater. So erfreut er anfangs war, seine Gemahlin so unvermuthet viel besser zu finden, schien ihn doch bald die Weise, wie dieses bewirkt war, nicht mehr zu erfreuen, als er die unverstellte Zärtlichkeit seiner Tochter gegen mich bemerkte. Diese, in ihrer süfsen Unbefangenheit, hörte nicht auf mir die Hände zu drücken, jetzt im vertraulichen Gespräch ihre Arme auf meine Schultern zu legen, während ich in der Gegenwart des finstren Alten allen ihren himmlischen Liebkosungen nur mit ängstlicher Verlegenheit begegnete.

Dieses falsche Spiel mochte der Alte zuletzt nicht mehr ruhig ansehen können; nur die Gegenwart seiner Gemahlin, um derentwillen die Täuschung noch einige Zeit fortgeführt werden mufste, hielt ihn ab, seinen Zorn laut ausbrechen zu lassen. Er rief seine Tochter unter dem Vorwand eines Geschäfts, mit finstern Blicken mit sich hinaus, und kam einige Zeit nachher allein zurück. Ich sahe sie diesen ganzen Tag nicht wieder, so oft auch meine liebenden Blicke und selbst die Mutter nach ihr fragten, und dieser Tag, der so selig begonnen, endete hernach desto trauriger. Jene safs indefs, wie ich später von ihr erfuhr, tief betrübt über die Aufschlüsse und Verweise, die ihr der Vater gegeben, weinend in ihrem Zimmer, vielleicht mit einem nicht minder liebekranken Herzen als das meinige war. —

Da für die Gesundheit der Mutter mein Hierbleiben noch nöthig schien, blieb ich heute noch ungestört in meiner Rolle. Am andern Morgen gieng ich, trübsinniger

als gestern, durch die Gänge des ehemaligen väterlichen Gartens. Mit innigem Sehnen nahete ich mich jener Laube, wo ich gestern so glückselig war, als ich beim Hereintreten Sie selber, die innig Geliebte, erblickte, ihr Haupt traurig auf den weifsen Arm gestützt, die Augen, aus denen sich heifse Thränen ergossen, an den Boden geheftet. Einige Augenblicke betrachtete ich sie schweigend, ohne dafs sie mich bemerkte, bis auf einmal ihre Augen auf mich fielen. Sie schien zu erschrecken, und wollte entfliehen, aber meine traurige bittende Miene hielt sie zurück.

Wir betrachteten uns einige Zeit mit schwermüthigem Stillschweigen, welches zuletzt ich unterbrach. Woher kömmt nur, redete ich sie an, Du, die ich tausendfach inniger liebe als meine eigne Seele, dieser tiefe Schmerz? Weinst du vielleicht, dafs der Sommer vorübergieng, und dafs alle schönen Blumen, deine Schwestern, am Anfange der thaubringenden Jahreszeit welkten? O! siehe diese Gärten vermissen die belebenden Frühlingslüfte nicht, seitdem dein süfser Athem seufzend sie berührte. Lafs nur einmal dein Lächeln über diesen grünen Garten schauen, und alle Gebüsche werden sich mit einem neuen Frühling schmücken! Oder weinst du vielleicht, weil Einer, der dir nur ein Bettler scheint, mit den Zeichen deiner schwesterlichen Liebe beglückt war? So wisse denn, dafs ich nicht das bin, wofür mich jene hielten, und dafs sich das Haus deiner Väter des Meinigen nicht schämen darf, da ich aus einem nicht minder erlauchten Geschlecht dieses Landes bin. Lafs deine Augen nur noch einmal freundlich auf mich lächeln, und ich eile muthig, deine Gunst nicht als Bruder, sondern als Gatte zu verdienen, indem ich, es sei durch welche Kämpfe es wolle, zu dem angebornen Stand, den ich gezwungen verlassen, zurückkehre.

Das herrliche Mädchen sahe mich bei diesen Worten zärtlich und freundlich an, und jetzt hielt ich mich nicht länger, ich bedeckte ihre Hand mit Küssen, und wagte zuletzt, ihren Lippen alle jene heifsen Küsse zu wiederholen, die sie mir gestern gewährten.

Doch diese süfse Stunde meines Lebens wurde nur zu rauh unterbrochen. Indem wir uns mit Seufzen, Küssen und abgebrochnen Worten Liebe und Gegenliebe bekennen, stürzt auf einmal der Alte mit furchterlichem Zorn herein. Ich weifs nicht, was er gesprochen, so betäubt war ich. Nur meine ohnmächtige Geliebte, wie sie die Diener von meiner Seite trugen, während andre mich hielten, nur das blofse Schwerdt des Alten, welches mehrere Male über meinem Haupte schwebte, sind mir als dunkle Bilder geblieben. Zuletzt wurde ich etwas unsanft von zwei Sclaven aus dem Garten hinausgeführt, den sie hinter mir verschlossen.

Lange Zeit wufste ich nichts von mir selber. Nur meine heifsen Thränen riefen mich wieder ins Bewufstsein. Hier, von der Thüre des geliebten Gartens wäre

ich nie gewichen, wäre nicht zuletzt ein Sclave von meinem gewesenen Gefolge zu mir gekommen, der Mitleiden mit mir zu haben schien, und der mich bat, mich doch von hier zu entfernen, weil ich sonst bei der heftigen Gemüthsart des Alten nicht allein mich, sondern auch die Prinzessinn in Lebensgefahr bringen würde, wenn ich länger verweilte. Dieses wirkte. Sage deinem grausamen Herrn, sprach ich noch im Weggehen zu dem Sclaven, dafs er heute keinen dürftigen Bettler hier so gemishandelt hat, sondern den Prinzen des einst so erhabenen als unglücklichen Aliti, seines Jugendfreundes, und dafs ich ihn um dieser Freundschaft meines Vaters willen flehe, seiner Tochter nicht den Zorn fühlen zu lassen, den nur ich verdiente.

Ich eilte hinweg, und entzog mich den Blicken des erstaunten Sclaven in einem Wäldchen, das an die Mauer des Gartens anstiefs. Ich kam hier, nachdem ich einige Zeit gegangen, an ein kleines Haus, das damals einem treuen Diener meines Vaters, der mich in meiner Kindheit ganz vorzüglich lieb hatte, angehörte. Ich beschlofs bei ihm, wenn er noch lebte, Erkundigung über meine Mutter und Schwestern einzuziehen; denn jene war, wie ich am Anfang erwähnte, als eine Verwandte des Königs, bei meines Vaters Verbannung und Flucht gewaltsam mit ihren Töchtern zurückgehalten worden. Ich fand den Alten noch am Leben, der mich, sobald ich ihm mich zu erkennen gegeben, mit tausend Thränen bewillkommte. Ich erfuhr nun von ihm, dafs meine Mutter schon seit fast zwei Jahren nicht mehr in Delhi sei, sondern dafs sie sich den Augen des Tirannen entzogen, als dieser die zurückgebliebene Familie meines alten Oheims, der mit meinem Vater zugleich verbannt wurde, aus dem Lande vertrieben, weil sie sich zu angelegentlich und vielleicht unter der Hand nach gewaltsameren Mafsregeln sich umsehend, für unsre Unschuld verwendete. Allem Anschein nach war sie mit ihren Töchtern, deren eine mit dem Sohne meines Oheims verlobt war, mit den Verbannten zugleich entflohen, und seitdem hatte man nichts wieder von ihr vernommen. Doch sei der alte König, der so streng an meiner Familie verfahren, seit einigen Monaten todt, und vielleicht sei von dem neuen Regenten eine mildere Gesinnung, und die Zurückberufung der unschuldigen Familie der Alitis zu erwarten.

Ich hörte diese Nachricht traurig an, da nun auch meine Hoffnung, meine Mutter zu begrufsen, vereitelt war. Indem wir noch sprachen, hörten wir nahebei ein Pferdegetrappel. Der Alte gieng hinaus und kam nach einiger Zeit vor Furcht blafs zurück. Herr, rief er, verweile nicht länger an diesem Ort, der dir mit neuen Gefahren droht. Eine Schaar von Bewafneten sucht dich im ganzen Wald, und nur mit Mühe ist mir's gelungen, ihre Nachforschungen von meiner Wohnung noch abzulenken. Doch kehren sie, wenn sie dich anderwärts nicht fanden, gewifs in Kurzem zurück, darum so verziehe keinen Augenblick, wirf dich auf dieses schnelle Pferd, und eile aus dem gefährlichen Wald hinaus.

So wenig mir an meinem Leben lag, gab ich doch den Bitten des guten Mannes nach, und entfloh. Ich ritt diesen ganzen Tag, und noch einen Theil des folgenden

in der Irre herum. Dann aber hielt ich mich nicht länger, die Liebe war mächtiger als alle Bedenklichkeit, und ich war schon auf dem Wege, nach dem Hause der Geliebten zurückzukehren, als ich auf der Strafse unter ein prächtiges Gefolge gerathe. Ich sahe mich tief bekümmert wenig nach jenen um, als mich auf einmal einer von ihnen beim Namen nannte. Da siehe, erkenne ich wieder den verwünschten Bekannten aus Agra, der mir neulich am Anfange meiner Wallfahrt bei Benares begegnete. Er wunderte sich, mich heute so prächtig gekleidet wieder zu sehen, ich aber hörte wenig auf das, was er sprach, bis er auf einmal in freudiger Geschwätzigkeit ausrief:

Und du, du wirst dich wundern, was ich hier in Delhi in so stattlichem Aufzuge suche? so wisse denn, dafs ich als bestimmter Bräutigam die schönste Prinzessinn des Landes heimhole. Hierauf nennt er mir den Namen meiner Geliebten. Ich aber vor Zorn und Schmerz aufser mir, Verwünschungen stammelnd, werde von jenem für fieberkrank gehalten. Doch hatte ich keine Lust, die Hülfe anzunehmen, die mir jener anbot, keine Lust mehr, zu der Geliebten, ach! die nun ohne Hoffnung verloren war, zurückzukehren. Ich eilte, mich den Augen Aller, die mich kannten, zu entziehen, und kam zuletzt, von der innern Noth getrieben, hieher, wo ich in der dürftigen Gestalt, worin du mich gefunden, meine elenden Tage mit gezwungenem Singen hinbringe, immer noch thöricht, ich weifs nicht worauf? hoffend, bis meine treue Liebe und der Kummer ein solches unwürdiges Leben endigen werden

Hiermit schlofs der Saitenspieler seine Geschichte, die der Fremde mit immer steigendem Interesse und mit unverkennbarer Gemüthsbewegung angehört hatte. Jetzt stürzte er jenem in die Arme, und rief: Nun wohlauf! dafs ich dich endlich gefunden, den ich seit etlichen Monaten vergeblich suchte. Ja ich bin der erste Gespiele deiner Kindheit, bin der Ungestüme, der dich mit Gewalt zum Wegweiser machte, bin der Bruder deiner Braut, und noch mehr, bin der Gemahl deiner Schwester. Auf! komme mit mir zu Schiffe! und dafs dich doch ein günstiger Wind so schnell als möglich in die Arme meiner Schwester zurückführte, die deiner mit inniger Liebe und krank an Sehnsucht wartet. Denn dafs aus der Vermählung mit deinem Bekannten aus Agra, die ohnehin nicht so nahe war als jener vorgab, nichts geworden, würdest du ohne meine Versicherung glauben, wenn du wüfstest, wie treu und tief meine Liebe zu dir war, und noch mehr, wenn du wüfstest, wie die Reuter meines Vaters, die dich zuletzt aus Delhi verscheuchten, dich zurückbringen sollten, weil mein Vater, der deinen wahren Namen jetzt erfahren, sein Vergehen an dem Sohn seines Jugendfreundes wieder gut machen, und dir die Hand seiner Tochter geben wollte. Dein Schicksal hätte sich dann früher entschieden. Denn an demselben Tag, wo du so ungestüm aus deinem eignen Garten hinausgeworfen wurdest, hatte mein Vater die Nachricht empfangen, dafs eure Verbannung aufgehoben, eure Güter euch wiedergegeben wären. Und dafs deiner Familie diese Gerechtigkeit vom neuen Regenten wiederfahren, war zum Theil auch mein Werk. Ja wisse, jene Reise ins Gebirge, wo du mir Wegweiser warst, führte mich in die Arme deiner jüngsten Schwester, seit

etlichen Monaten meine Gemahlinn, die ich schon vor der Flucht deiner Mutter aus Delhi gekannt und geliebt hatte. Sie war das junge Mädchen, das dir aus der Hütte der Einsiedler entgegen kam, weinend, weil sie den Tod deines und ihres Vaters, davon du die Nachricht nach dem Gebirge gebracht, schon auf einem kürzeren Wege als der deinige war, durch deinen alten Oheim erfahren. Ja eben der Alte, den du im verfallenen Gebäude gefunden, war dein Oheim, der dich an einer Kette, die an deinem Busen aus dem geöffneten Gewand sichtbar wurde, und an deinen Gesichtszügen erkannte. Die Einsiedler verbargen dir, wer sie waren, damit du, der doch offenbar unschuldig als Kind verbannt war, für dich allein, ohne von einer Gemeinschaft mit der erst neulich verbannten Familie deines Oheims, gegen die der Zorn des Königs noch frisch war, selber etwas zu wissen, deine Sache führen könntest. Es war schon Alles eingeleitet, wie man dich in deiner natürlichen Unbefangenheit bei Hofe einführen, und wie man dich bei diesem letzten Schritte, wobei Alles zu wagen und zu gewinnen war, zugleich sichern wollte, als du, schon mitten in Delhi, deinen beiden Begleitern, den Söhnen deines Oheims entflohest.

Doch du sollst bald Alles ausführlicher erfahren. Jetzt aber siehe! erinnert uns der Westwind, welcher dort die Frühlingswolken vom Meere heraufführt, an eine schnelle Abreise.

rstn.

IV. M. und S.

(die Braut des Dichters und ihre verheirathete Schwester)

Glücklich vereinigte sie die Hand der bildenden Mutter:
Was man bei Einer empfand, sagt man der Andern so gern.

Siehst du sie beide, so siehst du das Räthsel neben der Lösung.
Einseln ist jede für sich Räthsel und Lösung zugleich.

Sahst du die liebliche Mutter wohl gern als knospendes Mädchen?
Oder das Knöspchen erblüht? — Schaue die Lieblichen hier.

Novalis.

V. Vorlesungen über das Schöne.

(Fortsetzung.)

V.

Wir beschlossen unsre letzte Unterhaltung mit der Darstellung des wahren Verhältnisses zwischen der Beredsamkeit und Poesie. Jedermann denkt bei dem Worte Beredsamkeit an öffentliches Leben, an die Tribune, an die Kanzel, an Forum und Parliament, an gesellschaftliches Leben: dies sind die Bühnen, auf denen der Redner sich darstellt und die Redekunst ist nichts, wenn sie nicht in Beziehung auf öffentliches Wirken und Geschäft gedacht wird. Bei dem Worte Poesie stellt sich vielmehr ein einsames, in sich selbst verschlossenes Bilden und Weben des Gemüths unsrer Seele dar: sie ist häuslich wie die Frauen, während jene wie die Männer nie unabhängig von der Gesellschaft erscheinen kann. Daher die Unschuld, schöne Geschlossenheit und das unabhängige Leben in allen Erzeugnissen der Poesie: daher die äussere Unruhe, die Absichtlichkeit, und das unendliche nie vollständig befriedigte Streben welches im Redner wahrgenommen wird. Das Werk des Dichters lebt für sich auf eigne Hand fort, wie das mündig gewordene Kind unabhängig von der Mutter bestehen mag: die Beredsamkeit kann nicht getrennt werden von dem Redner; ich muſs, da die Rede ohne den bestimmten Zweck der Belehrung, der Erbauung, des Angriffs, der Vertheidigung u. s. f. nicht gedacht werden kann, da die Rede also in gewisser Art einseitig ist, immer dabei den Geist, den Charakter des Redners im Auge haben; denn daſs durch die Rede ein Bestimmtes erreicht werde genügt mir nicht: ich will neben jedem Bestimmten und Besondern auch ein Allgemeines sehn, weil ich weiſs, daſs nur in den Wechselblicken von dem Allgemeinen aufs Besondre, die Schönheit und das Leben erkannt werde: nun will ich aber nichts anderes eines Anblicks würdigen, als eben das Lebendige und das Schöne. Woran erkenne ich den allgemeinen Willen bei einer Rede, die ja immer auf einen besondern Zweck gerichtet ist? Wo finde ich das Ganze von der die einzelne Rede mit ihrem einzelnen Zweck ein bloſses Fragment ist? Wo anders als im Leben in dem Charakter des Redners? — In der Poesie fallen alle äusseren Zwecke weg: so wenig eine Mutter, bei der Geburt ihres Kindes, die Absicht haben wird, durch das, was sie zur Welt bringt, zu überzeugen, oder zu erbauen, oder zu belehren, oder die Menschheit oder den Staat zu verbessern; wie sie eben weiter nichts will als Leben hervorbringen, frisches, freies, gesundes Leben — eben so der Dichter, während der Redner wie der Vater jenes Kindes, seine productive Kraft nach tausend einzelnen Zwecken anscheinend zersplittern muſs — wie er dieses thut, um Geld zu erwerben, jenes um Ansehn, jenes um dem Staate, dieses um der Literatur u. s. f. zu dienen. — Freilich lassen sich alle diese Absichten in einem und demselben Geiste und auch wie mit einer Handlung erreichen; freilich wird auch hier an der Klaue der Löwe zu erkennen sein; freilich schreibt

auch der wahre Redner, Staatsmann oder Feldherr an einem grofsen Gedichte, worin die einzelnen Reden, Gesetze und Kriegsthaten gleichsam die einzelnen Scenen und Rhapsodien bilden, und dieses Gedicht ist sein Leben, ein Gedicht das erst mit seinem Tode ganz geschlossen ist, während der Dichter hundertmal stirbt und schöner wieder aufsteht; freilich ist auf diese Weise jeder vollständige Mensch gewissermafsen beides Redner und Dichter, Mann und Weib zugleich — aber dennoch mufs und kann die Idee dieses grofsen Geschlechtsunterschiedes zwischen Redner und Dichter mit voller Schärfe aufgefafst werden, damit es klar werde, wie die einzelnen Menschen bald nach diesem, bald nach jenem Geschlechte hinüberhängen, damit jeder sich selbst erkennen und nun gehörig hinrichten könne nach dem Mittelsten, nach der allgemeinsten Schönheit, nach dem reichsten Leben. — In dieser Betrachtung indefs mufs sich jeder unpartheiisch erhalten: ich bin mifsverstanden worden, wenn man mir entweder für den Redner oder für den Dichter, entweder für die männliche Redekunst oder für die weibliche, eine Vorliebe zutrauen könnte. — Das bei weitem zuverläfsigste Unterscheidungszeichen zwischen beiden ist ihr Verhältnifs zum Zweck: die Poesie trägt ihren Zweck in sich selbst; die Beredsamkeit ist auf bestimmte aussere Zwecke gerichtet. Die Aesthetiker des vorigen Jahrhunderts ahndeten dieses Merkmal, und wenn sie die Vorstellung des Überredens, Belehrens, nicht von der Beredsamkeit, die Eigenschaft der sinnlichen Lebhaftigkeit von der Poesie nicht zu trennen wufsten, so meinten sie doch nur dafs jene um andrer, diese um ihrer selbst willen da sei. — In der allerniedrigsten Ansicht noch, wo der Beredsamkeit der Nutzen und der Poesie das Vergnügen zugeschrieben wird, liegt jener Gedanke zum Grunde.

Die Menschen sind schwer zu bewegen ein Ganzes aufzufassen, oder auch nur mit einiger Unpartheilichkeit zwei entgegengesetzte Wesen zu vergleichen. So vermögen tausende nicht zu begreifen, wie doch etwas in der Welt geschehen könne ohne aussere Absicht, ohne augenscheinlichen daraus entspriefsenden Nutzen: von der Poesie fordern sie ergreifliche Resultate, Belehrung, Vervollkommung, wie sie es nennen; und wenn sie nun noch den erlangten Nutzen zu geniefsen verständen; aber auch die gewonnene Lehre soll wieder dienen neue Zwecke zu erreichen, und diese neuen Zwecke sollen wieder zu etwas anderen führen, und so die Lockung und die Täuschung sie durchs ganze Leben leiten, während der letzte und höchste Zweck erst weit jenseit ihres Grabes oder nie erreicht wird. Ins Schauspiel gehn um leben zu lernen, gute Freunde bewirthen um leben zu lernen: leben lernen? das heifst zweckmäfsiger arbeiten und wirken zu lernen; in den meisten Fällen heifst dies wieder mehr Geld erwerben und besser wirthschaften, um wieder ins Theater gehn und die Freunde bewirthen zu können, und so schleicht sich der langweilige Zirkel durchs Leben fort. Es scheint eine beständige Lockung in eine höhere Sphäre statt zu finden, da aber kein einziger Schritt zum erreichen mit Sicherheit und Befriedigung gethan wird, so führen alle Lebensvorbereitungen, alle Präliminarien immer wieder zurück in den Stall und zum alten Futter. — Andre haben vielleicht das Unwürdige

und das innerlich zwecklose in dieser Nutzenswuth erkannt: sie gehn ins andre Extrem und verwerfen die äusseren Zwecke des Handelns und den Nutzen überhaupt; „die Poesie ist nur um ihrer selbst willen da, die Tugend soll durchaus um keines „Zweckes willen, sondern blos weil sie Tugend ist an sich selbst geliebt werden. „Was ist das Leben des Staatsmanns, das Treiben des Geschäftslebens, ökonomischer „Erwerb? wir sehen nichts darin als eine traurige Spaltung des Wesens, ein ewiges „aus sich selbst herausgehn, sich selbst versäumen.“ — Und so bleiben die einen nie sich selbst getreu — die andern können wieder nie von sich selbst lassen, und der innerliche Kern des Lebens entgeht beiden. — Aber, könnte man mir einwenden, du selbst hast ja die Poesie und die Beredsamkeit auf diese Weise unterschieden; du hast die Poesie charakterisirt, als entbehre sie der bestimmten Zwecke, und die Beredsamkeit, als sei sie nie ohne Absicht auf ein äusseres Erreichen zu denken? — Ich habe Sie, indem ich diesen Unterschied aufstellte, gebeten, sich über beide zu stellen; ich habe sie Ihnen nicht zur Auswahl vorgelegt, so dafs Sie sich für einen von beiden hätten entscheiden müssen. Wie möchte man das Verhältnifs zweier Dinge ergründen, so lange man noch unbedingt partheiisch für eines von beiden ist. Lassen Sie uns indefs dieser nothwendigen Unpartheilichkeit zu gefallen den Gegensatz von Redner und Dichter einstweilen bei Seite setzen. Ein freier Wechsel der Bezeichnungen entbindet die Seele, die sich nur allzuleicht in den Schranken des fixirten Buchstabens einwohnt. — Lassen Sie uns die Menschen eintheilen in zwei Classen, die einen sollen Virtuosen, die andern Strebende heifsen. Die eine Classe will alles was sie zu Stande bringt mit höchster Kunstfertigkeit gethan haben, sie übt die Künste vielmehr und viellieber, als dafs sie darüber räsonnirte. Dafs sie etwas kunstgerechtes, klares und vollständiges zur Welt bringe, darauf ist ihr ganzes Bestreben gerichtet: und so ist ihr überhaupt die Kunst werther, als die Wissenschaft, welche nach dem Unendlichen gerichtet ist, so ist ihr ferner die Poesie lieber, als die Beredsamkeit, welche, da die Aussenwelt immer in sie eingreift, nie mit ihrem Wirken vollständig zu Stande kommt. Irgend ein Instrument der Welt, ein musikalisches, ein Sprachinstrument so zu ergreifen und zu beleben, dafs der Mensch gleichsam die Seele dieses Instruments werde, das ist ihr höchster Triumph. Sie verstehn mich, wenn ich für diese vortreffliche Gattung den Namen der Virtuosen erwählt habe. — Die andre Gattung, die Gattung der Strebenden, erfährt es häufig, dafs die Welt ihr den Vorwurf macht, sie fange vieles an, aber sie vollende nur wenig. Diese Leute nemlich, können von dem Leben, welches sie, wenn auch noch so disharmonisch umgiebt, nicht abstrahiren: sie haben die schöne Unart, dafs sie ihre Thür nicht verschliefsen können: so oft sie die bestimmte Werkstatt betrachten, in welche sie das Schicksal, oder die Vormünder versetzt haben, wie dann jedem von uns ein bestimmter Wirkungskreis durch die Umstände angewiesen, der Meifsel, der Pinsel, die Feder, der Pfriemen, oder was es sonst sei, anstatt des Scepters in die Hand gespielt wird — so oft sie diese Werkstatt betrachten, wird es ihnen enge und bang zu Muthe; es reist sie die unendliche Werkstatt der Natur, die draufsen bildet; neben jeder

einzelnen Kraft die sie etwa anwenden, regen sich tausend andre Kräfte in ihnen, und daruber, dafs ihre Seele nach allem zugleich greiffen möchte, wird oft nichts ergriffen: während sie irgend ein schöngedachtes Werk rüstig und begeistert beginnen, fängt die Welt sich wieder zu eröffnen an, reizt und treibt sie weit über die ursprüngliche schön beschränkte Gestalt des Werkes hinauszusteigen, sie vermögen das Werk nicht zu schliefsen; sie geben mehr und weniger als was sie der Welt versprochen. Und so mufs man vielmehr ihr Leben als ihre Werke betrachten, wenn man sie vollständig würdigen will, wie man andrerseits den Virtuosen, wenn er sein Instrument weggelegt, oder sein Gedicht vollendet und geschlossen, leicht entbehren mag, weil die Sache, welche er hervorgebracht, schon hinlänglich für sich selbst spricht. — Wer möchte in diese gerechte Unterscheidung der Menschen in Virtuosen und Strebende nun tölpisch hineinfahren, und erklären eine von beiden sei die vortrefflichste, oder die einzig gute. — Ich gebe Ihnen jetzt zu dieser zweckmäfsigen Classifikation ein Beispiel von seltener Angemessenheit: Sie alle sind schon Zeugen des vielbelobten Streites über die Vorzüglichkeit Göthes oder Schillers gewesen. Man pflegt sich in solchem Streite meistentheils roh an die Vergleichung ihrer Werke zu halten, hingegen den Geist und die Natur der Absichten beider weniger zu beachten. Göthe ist der Virtuos in vollem Sinne des Wortes, und Schiller der Streber von einer Ungemeinheit und Erhabenheit des Sinnes, dafs er sich mit den Gröfsten dieser Gattung messen kann. — Wenn Sie betrachten möchten, wie er in allen seinen Werken, im Gefuhle seiner Macht über die Ufer tritt, die er ihnen selbst angewiesen hat, während Göthe freilich befriedigter nie das Flufsbette verlafst, selbstzufrieden mit den Kieseln und den Blumen des Ufers spielt, und sich vielmehr in seiner Klarheit und in seinen Schranken gefallt. Es sind dieses zwei durchaus verschiedene Naturen, die entweder gar nicht, oder nur von der Höhe aus, wo der Mensch und der Dichter als eines erscheinen, verglichen werden dürfen. Wenn man das erhabene Drängen bemerkt, die Zeit, ihre Bewegungen, ihr Ungluck und ihren Trost mit hineinzuziehen in den Kreis der Poesie; wenn so unendlich viel grofses zugleich erreicht werden soll, wenn der Sanger alle Schranken seines Instruments vergifst, wenn er die selbstverzeichneten Umrisse des Werks verlafst, und lieber scheitert und das Werk unausgesprochen lafst, ehe er das Vorhaben, wozu ihn die Natur und die ursprüngliche Gewalt seiner Seele nöthigt, ehe er das Vorhaben, die ganze Menschheit zugleich, und alle ihre Bedurfnisse, ihr stillstes Begehren, wie ihre lautesten Forderungen auszusprechen, aufgiebt — so kann er allerdings nicht in die Schranken mit Göthe treten, der die Ruhe und die künstlerische Besonnenheit vor ihm voraus hat. Lassen Sie uns demnach jeden in seiner Art erkennen: es ist durchaus nicht davon die Rede, einem von beiden ein Talent abzusprechen, weder Schillern die Anlage zur Virtuosität, noch Göthen das Streben. — Seiner Natur nach, seinem Geschlechte nach, möchte ich sagen, war Schiller Redner, Rhetor: wie wenige vermochten wie er zur Zeit, zum Vaterlande, wie es grade war zu sprechen, so dafs es allgemein vernommen wurde und doch jeder Horer sich dadurch erhoben fuhlte. In seinem Innern trieb alles hin nach

praktischer Wirksamkeit, nach dem Ergreifen und Veredlen der Zeit: den Staat, den Krieg, den Handel hat er poetisch ergriffen: und solche Ideen über die Zeit und über das Leben hinüberzutragen auf die Bühne, damit Bühne und Leben nicht länger mit gegenseitigem Hohn, und gegenseitigem Hochmuth auf einander hinblicken, damit sie sich nicht stören, sondern vielmehr einen Bund schliefsen sollten, schien ihm das würdigste.

Warum aber blieb er nicht in dem Wirkungskreise, den die Natur für ihn bestimmt hatte, was drängte ihn denn auf die Bühne? sind denn dort allein nur Kränze zu gewinnen? zuförderst: er brauchte eine Tribüne, denn er konnte sprechen: die Kanzel und die moralischen Expositionen, der Leisten, und die Nüchternheit, welche ihm dort zugemuthet wurde, hätte ihm schwerlich genügt; ein Parliament gab es nicht; herz und geistloser Verkehr mit der Feder in allen Staaten um ihn her, und allenthalben; er bestieg die Bühne, weil es keinen Rednerstuhl für ihn gab — das mochte der Grund sein, den er sich etwa selbst als Jüngling anzugeben wufste. — Aber nun noch einen tieferen Grund, der uns für den Zweck dieser Stunde näher angeht. — In allen ausserordentlichen Naturen findet sich ein Streben, nicht nach Dingen, auf die ihr Wesen nicht eingerichtet ist, aber nach dem was ihrer Eigenthümlichkeit grade recht entgegengesetzt ist; so vermag den Mann nichts mehr zu ergreifen und zu fesseln, als die ganz entgegengesetzte Natur der Frauen. Der Mann im vollen Gefühl seiner organischen Einseitigkeit strebt sich zu ergänzen, sein Wesen zu vervollständigen, Mensch, das heifst mehr als Mann zu werden; eben so der Redner, dessen durchaus männliche Natur in der vorigen Stunde entwickelt worden, strebt mehr zu werden als Redner, daher seine tiefempfundne Liebe, ja Zärtlichkeit für den Dichter, je gewaltiger er nun ist, um so mehr wird er streben die Poesie nicht blos mit Liebe zu umfassen, sondern selbst Dichter zu werden. Die Wissenschaft, die Philosophie, die Beredsamkeit, je reiner er ihre Eigenthümlichkeit fafst, um so mehr wird es ihn treiben, die hohen Wesen, Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Poesie, Beredsamkeit und Dichtkunst, die einander wie Mann und Frau darum nur so unähnlich sind, damit sie sich um so tiefer reizen, um so inniger lieben können, diese untereinander zu vermählen, damit die Kinder aus dieser göttlichen Ehe die Züge beider Eltern harmonisch vereinigen, und, wiewohl auch sie wieder einen Geschlechtscharakter an sich tragen, dennoch die Menschheit selbst immer deutlicher und reiner in den Individuen ans Licht trete. — Das war Schillers Streben, und nun mag die Zeit mit falschem Hochmuth seinen Werken immerhin die rednerische Natur, den Überfluss an Ideen auf Kosten der Gestaltung, den Mangel an Objectivität vorwerfen — im Klange seiner vielleicht oft einförmigen Verse ist und bleibt etwas Bezauberndes. Wie er die Nation für die übrige Musik ihrer Dichter empfänglich gemacht hat, fühlt jeder von uns, der seine Jugend und seine eigne Bildungsgeschichte nicht verläugnen will. Aber es liegt etwas noch viel Höheres in diesem Klange, es ist die Gegenwart einer sehr liebenswürdigen Natur, welche jeden, der nur Gehör hat, bei der Lesung seiner Werke begleitet; ein nie verstummender Klagegesang über die zerrüttete Zeit,

die einen solchen Menschen verhindern konnte seine Werke zu vollenden. — So viel ist hinreichend, um den Gegensatz von Beredsamkeit und Poesie in seinem ganzen Umfange zu erkennen. Jemehr ich verlangt habe, dafs die beiden Gattungen strenge geschieden werden sollen, damit sie sich lieben, ja sich vermählen können — je weniger habe ich ihre ewige Geschlechtsverschiedenheit aufgegeben wissen wollen, oder einer gewissen Geschlechtsindifferenz, die in der neuern Philosophie sehr beliebt geworden, das Wort geredet. Es ist ein Unterschied zwischen einem Menschen und einem Hermaphroditen: und dadurch dafs eine Natur weder männlich noch weiblich ist, kommt der Mensch nicht zu Stande: deshalb weil jemand weder blofs Dichter noch blofs Redner ist, wird er nicht zum Autor. Und so schliefst sich diese Betrachtung an den Grundgedanken dieser Vorlesungen an: die Schönheit und das Leben erscheint durch die Liebe; sie ist wahrzunehmen weder blos in dem Liebenden noch blos in dem geliebten Gegenstande, sondern indem wir beide in ihrer Verschiedenheit und ihrer Einheit wechselnd erblicken. Wenn nun die Wissenschaft und die Kunst in diesen Bund der Liebe treten, so vernichten sie deshalb nicht ihre Eigenthümlichkeit; denn wenn sie dies thäten, so fände ja alles weitere Aneignen nicht statt; sie müssen geschieden bleiben und ohne Ende immer geschieden werden, damit sie sich immerfort vereinigen und immer inniger vereinigen können. Darum die Natur, wenn sie eine irdische Liebe befestigen, vertiefen, verinnigen will, häuft sie anscheinend die Beschwerde, sie betrügt sich ungünstig, sie trennt häufig und länger und länger — damit der Geist der Liebe recht viel zu überwinden finde, und je heftiger der Kampf war, er ein um so gröfserer Sieger erscheine. Es giebt nur zwei Arten des Untergangs für die Liebe, da sich die Liebenden entweder ohnmächtig und verzweifelt von einander absolut trennen, oder da sie sich aus gleicher Gebrechlichkeit absolut vereinigen, welches nur im Tode geschieht. — Also, gleichviel, die Wissenschaft und die Kunst, die Beredsamkeit und die Poesie gehn entweder abgesondert jede ihren einsamen Weg, oder sie fliefsen ein für allemal in Ein einzelnes trübes Gemisch zusammen: in beiden Fällen gehn sie unter. Leben können sie nur in ewiger wechselseitiger Aneignung ihrer Naturen: da nemlich Wissenschaft und Beredsamkeit, ohne ihre Eigenheit zu verlassen, sich künstlerisch ausbilden, und die Poesie mit gleicher Unabhängigkeit (was bei manchen allzuweichlichen Freunden der Poesie noch unverstanden bleiben mag) sich im ächten Sinne des Worts wissenschaftlich gestaltet. —

So hätten wir nun gezeigt, wo das Leben und die Schönheit der Sprache und aller Redekunst zu finden sei: lassen Sie uns jetzt von der Rede übergehn zur Schrift. Wie viele glauben schön zu schreiben und wie selten sind die wahren Federn, die man als Monument aufbewahren möchte, wie Cervantes die seinige am Schlufs des Don Quixote. Die meisten glauben, wenn die Sache erst in gewisser Klarheit gedacht und überlegt sei, so trete nun eine gewisse Kunstfertigkeit hinzu, womit jener Entwurf polirt, geglättet, gekräuselt und verschönert werde. Jedermann ahndet, dafs mit der blofsen Wissenschaft allein nicht auszureichen sei, dafs

auch die Kunst nicht entbehrt werden könne, wenn sie im Grunde auch nur den äusserlichen Schmuck besorge und über die Seele des Gedankens nichts vermöge. Aber dafs der Stoff des Gedankens und seine Form, als ein lebendiges Eines an den Tag springen müssen, dafs es gar keine Wahl der Formen gebe, dafs man dem Kinde, nachdem es geboren, die feinere Haut, den schöneren Haarwuchs, die reineren Züge nicht mehr hinzufügen könne, dies alnden wenige. Da studiren sie dann, wie sie es nennen den Stil, bilden sich nach s. g. guten Mustern, reden sich gewisse Phrasen ein — aber was dabei herauskommt lebt weder, noch ist es schön. Treiben sie die Sache ins Grofse, so wird ein Numerus, ein gewisser Periodenbau, eine Art von prosaischem Cothurn anempfunden, der wo er sich finden möge, beim Cicero oder beim Bossuet, allenthalben zu den höchst unkünstlerischen und langweiligen Angewohnheiten gehört — während die Herrlichkeit der wahren Prose grade in der Unendlichkeit der Rythmen und Periodenwechsel beruht, welche sich nach dem Gedanken, nach der Sache in ihrer Ursprünglichkeit, wie sie in unsrer Brust gebildet worden, richtet: ein Geschäft, das von keinem andern für uns vollzogen oder uns gelehrt werden kann. Woher kömmt der Reiz, der uns aus leichten hingeworfenen Zügen in dem kleinsten Briefe einer geistreichen Frau anlacht? Weil er nicht hineingelegt ist, sondern auf einem und demselben Wege grade daher kommt, wo der Gedanke, die Nachricht, die Erzählung herrührt, welche uns mitgetheilt werden. In allen andern Stükken mag die weibliche Koquetterie der unsrigen überlegen sein; hier aber erscheint die Frau wirklich viel schöner als wir, weil sie, wenn sie nicht Schriftstellerin von Profession ist, hier minder koquett ist als wir. — Wie hat eine männliche Feder zu kämpfen, die nach einer Erziehung, welche hauptsächlich auf die Ausbildung eines gemeinen Gedächtnisses ausgeht, nun alle die angeeigneten Phrasen, die mit den Sachen zugleich angewöhnten Formen wieder abschütteln will, damit sie nur endlich dazu komme, sich selbst in ihrer Ursprünglichkeit, in ihrer Eigenthümlichkeit auszudrücken. Die Frauen klagen meistentheils über schlechtes Gedächtnifs: es kommt daher, weil sie ein dem unsrigen ganz entgegengesetztes Gedächtnifs haben; wenn sie recht weiblich sind, so haben sie irgend eine Sache kaum ergriffen, als sich dieselbe auch schon wie Salz im Wasser vollständig in ihrem Wesen auflöfst; die einzelnen Körner des Salzes kann ich euch nicht mehr zeigen, aber kostet das Wasser, ihr werdet es in jedem Tropfen schmecken: und so nimmt der Gedanke, den sie festhalten wollen, sogleich durch und durch, indem er gleichsam schmilzt in dem feuchten Wesen, auch seine Natur an. Wir hingegen sammeln die Gedanken und Sachen vielmehr in einer grofsen und künstlichen Ordnung ohne sie aufzulösen, und so ist es kein grofses Kunststück, wenn wir sie nachher zu aller Zeit wirklich in derselben Gestalt, in welcher wir sie empfingen, aufzuzeigen wissen. Eine bestimmte Redensart, den Hergang einer verwickelten Geschichte, eine Stelle aus einem Gedicht — werden wir zwar leichter bei der Hand haben, aber dagegen entbehrt unser Wesen jene Eigenschaft der Flüfsigkeit, welche macht, dafs die Seele einer Frau sich so leicht in ihrer Ursprünglichkeit darstellt und dafs alle Bildung, welche die Welt hin-

zugethan, nur erscheint wie eine Würze, die auch entbehrt werden könnte, ohne dafs aufhörte schön zu sein, was von Anfang an schön war. Deshalb ist nichts natürlicher, als dafs wir grade von den Müttern reden lernen, deshalb heifst die Sprache unsers Landes billig die Muttersprache: an den Sprachen, die uns späterhin die Sprachmeister lehren, sehn wir es wohl, wie schwer auf dem blofsen Wege des männlichen Gedächtnisses uns der Geist einer Sprache in die Seele will. Deshalb würde ich, wenn die Frauen nicht auf die Unart verfallen wären, sich männliches Gedächtnifs und männliche Redensarten anzugewöhnen, und solche zu gebrauchen, wenigstens wenn sie vor dem Schreibtische sitzen, auch vorziehn, wenn die Kinder von den Müttern schreiben lernten. — Wenn man doch nicht glauben möchte, dafs der Stil, oder der bestimmte feste Charakter einer Schrift, nur gewonnen werden könnte dadurch, dafs man der Beweglichkeit entsage: je bewegter das Meer ist, um so fester und ruhiger mufs die Hand des Steuermanns sein, der seinen Lauf dadurch verfolgen will. Wie will sich denn der Charakter zeigen, wenn nichts geschieht, wenn alles einförmig bleibt, wie es ist. Und so auch hier befestigt sich die Festigkeit, oder das männliche Wesen erst recht dadurch, dafs es jene flufsige Eigenschaft, jenes sanfte Anschmiegen der Seele, wie der Wellen, welches der Vorzug der weiblichen Natur ist, erlernt. Diese weibliche Milde und diese männliche Strenge bilden, nicht vermischt aber vereinigt den ächten Meister des Stils, wie ihn der Don Quixote und Wilhelm Meister zeigen. — Jedermann fühlt den Unterschied, wenn die trocknen Bestandtheile einer Geschichte ohne Geist und Leben hergezählt, und wenn sie andrerseits in eigenthumlicher Farbe und Bewegung, in voller Gegenwart aller Kräfte, vor allen der poetischen, dargestellt wird. Hat der Darsteller nichts weiter gethan, als unwesentlichen Schmuck zu dem Product des Herzählers hinzugefügt, oder hat er nicht vielmehr der Geschichte Blut, und Fleisch und Athem gegeben, ohne welche sie nichts ist? In keiner Wissenschaft lasse man sich doch mit Skeleten des Lebens abspeisen, entbehrt sie der Kunst in ihrer Bildung und der Darstellung, will sie blofs und ausschliefsend Wissenschaft sein, und nichts als Wissenschaft, so ist sie eben darum, weil sie aus dem Verein der Liebe, in dem sie mit der Kunst steht, und ohne den sie nichts ist, heraus tritt, auch nicht Wissenschaft. An dem also, was sie sowohl in der wissenschaftlichen als in der Kunstdarstellung, in der Beredsamkeit und Poesie schön und lebendig nennen sollen, von dem verlangen sie unerbittlich, dafs es klar und kunstreich zugleich sei, dafs es, welchen Geschlechts es auch sei, die Züge und den Einflufs von beiden Stammeltern wahrnehmen lasse. Und wie ich neulich zeigte, wie der Rythmus, in dem sich das junge Volk der Hellenen, ihre Ilias und Odyssee bewegte, sich endlich im Laufe der Zeit, im Raume, in körperlichen Gestalten, im Jupiter des Phidias, in der Scenerei des Sophokles und im schönen Leben der griechischen Republiken ausgedrückt habe; so fordern sie nun von allen bleibenden Werken der Dichtkunst und der Redekunst, ehe Sie das Urtheil der Schönheit aussprechen, dafs darin wahrzunehmen sei ein langes harmonisches Leben, welches Wissenschaft und Kunst liebend mit einander geführt, und von dem nun ein schönes Kind

für die Bewundrung später Zeiten zurückgeblieben. — In allen Werken der Redekunst, wie abhängig solche Werke auch sein mögen von der Einwirkung der Aussenwelt, von Rücksichten, welche Zeit und Umstände uns auflegen, demnach von der ewigen Gesprächsform, mufs die weibliche Einheit, welche das heiligste Wesen der Poesie ist, beständig sichtbar bleiben, und wenn auch die feste Form und das männliche, vielseitige, schrankenlose Wirken die Oberhand behält, beständig dieses Streben begleiten, ja beseelen. Ebenso die Poesie, wenn auch das Erzeugen des unabhängigen Lebens, das innre, süfsbeschränkte Bilden die Oberhand behält, mufs ihr dennoch die männliche Kunst der Beredsamkeit, und des heiligen Überredens der Gemüther immer zur Seite gehn. So empfehlen die Griechen, die unter der Wissenschaft etwas Höheres meinten, als wir gewönlich pflegen, grade dem Dichter die Wissenschaft.

Wenn es sich schickt nach dem Gespräch über so erhabene Gegenstände, auch zuletzt noch der eignen Persönlichkeit zu gedenken, so lassen Sie es mich zur Entschuldigung vielfältiger Mängel in diesen Vorlesungen hinzufügen, dafs ich selbst nach dem strebe, was ich im Anfange der Unterhaltung, da ich die einzelnen Künste herzählte, Wissenschaftskunst nannte. Auf das, was ich behaupten, was ich in kalter Trockenheit als abgemachte Wahrheit vor Ihnen aufstellen könnte; würden sie mir natürlich innerlich vieles gerechte erwiedern können: deshalb strebe ich die Wahrheit und Schönheit, die ich meine, so viel an mir ist, im Streite der Partheien darzustellen. Ich rede dem Redner und dem Dichter, dem Virtuosen und dem Strebenden wechselsweise das Wort, damit recht viel entgegengesetzte Ansichten erscheinen, und so, wie allenthalben, aus dem liebreichen Gespräch entgegengesetzter Naturen die Wahrheit hervorgehe, und männlicher Ernst und Streitlust neben weiblicher Nachgiebigkeit und Friedensliebe bestehen könne. Ich strebe mich frei dem Nothwendigen zu unterwerfen, und da alle wissenschaftliche Darstellung aus dem Gespräche hervorgeht, so strebe ich sie auch in diese Gesprächsform wieder auszubilden, um auf fremden Wegen mich dem Philosophen zu nähern, der einzig zum Vorbilde dienen kann, dem Platon. — Weil sie unkünstlerisch, und also, weil sie unwissenschaftlich sind, müssen alle philosophischen Systeme verworfen werden, welche geschlossen und vollendet zu sein affectiren, wie ein Gedicht. —

VI. Faareveile

(aus dem Dänischen des Adam Öhlenschläger.)

Wo endigen die Buchen,
Dort, auf dem grünen Plan,
Wo durst'ge Schafe suchen
Hüpfend zur Bay die Bahn,
Wo stockt der Segel Eile,
Ein alter Thurm steht da;
Den heißt man Faareveile,
Weil er dem Weiler nah.

So treulich er sich hebet,
Die Stange stark und dünn,
Vor keinem Sturm er bebet;
Man wird so fremd im Sinn!
Von wem ist der besessen?
In niedrer Hütten Schaar,
Wie Bauern, stellt vermessen
Er sich, ein Ritter, dar.

Wohlauf! Wohin ich sehne,
Zur alten Mauer fort,
Da, mit ehrwürd'ger Schöne
Am jugendlichen Ort.
Nun sind wir da! Bald finden
Wir hohen Rittersaal. —
Wie das? Die Burg will schwinden?
Ist's mit dem Eingang all?

Ward Alles sonst zerstöret
Zu jüngrer Eigner Zeit?
Blos nicht der Thurm versehret
Ob der Ehrwürdigkeit?
Voll Erde sind die Gräben;
Seht welch ein Blumenchor!
An vor'ges Wasserleben
Mahnt hie und da ein Rohr.

Die Brücke hier — noch fließet
Ein sumpfig Naß hinan.
Still! mit Willkommen grüßet
Uns dort ein alter Mann;
Fern von den starken Resten,
Die noch nicht wurden Graus,
Verleiht er seinen Gästen
Eintritt ins stille Haus.

Das Dach ist Stroh gedecket,
Doch hoch die Staab' und frisch.
Sieh dort steht schon gedecket
Gastfrei der Kaffetisch;
Das sanfte Frauengebilde,
Ob alt gleich, doch nicht schwach,
Wie steht sie drinn so milde,
Uns bietend Guten Tag!

Zum Fenster hin sich dränget
Der grüne Ast, so dicht.
O sieh wie voll er hänget
Von reifer Kirschen Licht!
Wie ihnen Sonne blinket,
Zum Purpurbusen warm.
Der Baum wie freundlich winket
Uns mit dem kühlgen Arm!

Des Gartens breite Gänge,
Wie reinlich, sieh, und nett!
In kein Englisch Geschlänge
Verwirrt er sein Bosket;
Den graden Weg er gehet
Ehrwürdig streng und gleich,
Zu jeder Seite stehet
Ein lieblich Blumenreich.

Ein Rasen ward erreichet
Sanftgrünend hier von mir;
Der heiſse Sommer bleichet
Den Fleiſs des Winters hier.
Was nur in dunklem Zimmer
Lief durch das schnelle Rad,
Färbt nun der Sonne Schimmer,
Mit seinem Lilienbad.

Wie keck die Hecke langet
Froh aus dem Mutterland!
Frisch, dichtverschlungen pranget
Die neu entsprungne Wand;
Wie schlau, die Gräns' zu decken,
Sie knappen Wall verhüllt,
Mit ihren grünen Hecken
Und kühl'gem Sommerschild!

Wie hoch das Laub sich ründet
In diesem dunkeln Gang!
Das Blatt sich liebend windet
Bei Nachtigall-Gesang!
Hier steht ein Tisch, von Jahren
Bemoost, doch Mangelrein;
Er trotzt der Zeit Gefahren
Von schierem Quaderstein.

Doch sage uns, wasmaſsen
Das konnte All vergehn?
Und wie den Thurm so lassen
Von Allem blos bestehn?
Wie ist's, daſs ich vergleiche
Sein Bild, vom alten Nord,
Der Hütte, diese Zweige
Dem seltnen Tische dort?

Da wiederum uns führte
Zum Thurm der Greise fort;
Die Hand den Stab berührte,
Und redte dieses Wort.

Indem sein Aug' nach oben
Sanft hob gen Himmel sich,
Wo prangte hoch erhoben
Die Stange zitterlich:

Wohl manches Jahr ich walte
In dieser Wohnung fort;
Einstmals ein Ritter alte
Erbaute den Thurm dort.
Er machte dies von Gräben,
Was mir nun Walle schlägt,
Den Garten zu umgeben,
Und dort die Hecke trägt.

Mit hohen Bastionen
Er schlang den Wall verband,
Und starke Erz-Kanonen
Setzt' er zu jeder Hand.
Ein Thurm gewaltigleichen
Trat von der Erd' in Höh,
Um weiten Aug's zu reichen
Hin über Wies' und See.

Aufs beste kriegt' bestellet
Der Herr, was hier wir sehn,
Da, wie es leider fället!
Thät ihn der Tod abmähn;
Der frags nach keinem Walle,
Sein Arm ist grafs und stark,
Der brachte ihn zu Falle
Mitten im schönen Werk.

So ward durch sein Vertrauen
Mir Alles klar im Sinn.
Da, von den grünen Auen
Hob ich den Blick dorthin,
Wo ob der Bogenpforte,
Wie auf vergüldtem Berg,
In lichtem Farbenworte
Ich sahe: Hardenberg.

War das der alte Ritter,
Deſs Arbeit lockte mich?
O holdes Sauggezitter!
Nun erst versteh' ich dich.
Er war es, der ausführte
Sein Werk mit dreistem Muth,
Bis frech der Tod ihn rührte
Mit seiner kalten Wuth?

Er leitete in Gräben
Die Sümpfe, von dem Thor,
Doch schwand der Rose Leben,
Trat blos der Thurm empor.
Ward graſs vom Tod entrissen,
In weiſsem Panzerhemd,
Und lieſs uns Thränen gieſsen
Beim Baue so gehemmt.

Fahr wohl! Ich will nun wandern
Von diesem lieben Werk.
Ich kenne einen Andern,
Gleich diesem Hardenberg;
Ein Umriſs ward geleget,
Wie hier, ein Eingang roth
Gebaut, als Tod sich reget —
Und Novalis ist todt.

Fahr wohl, still Gartenleben!
Nun kenn' ich deinen Blick.
Fahrt wohl, gesunkne Gräben!
Mannheit blieb hier zurück.
Fahr wohl, du sanfte Fraue!
Du Alter! Wies' und Gang!
Nun meine Thräne thaue
Zum linden Harfenklang.

Anm. Es ist bekannt, daſs des allzufrüh entriſsnen Dichters Novalis rechter Name Hardenberg war. Die Übereinstimmung, die ich fand zwischen der ehrwürdigen, halbvollendeten Ritterburg in Dänemark von einem seiner Stammväter aufgeführt, und seinem durch den Tod gehemmten Werk, Heinrich von Ofterdingen, gab Anlaſs zu obenstehendem Gedicht.

Adam Ohlenschläger.

VII. Ironie, Lustspiel, Aristophanes:

aus A. Müllers Vorlesungen über dramatische Poesie und Kunst.

Motto: Nicht dadurch daſs, wie die gelehrten Pedanten unsrer Zeit meinen, recht viele zum Schweigen gebracht werden, sondern dadurch, daſs recht viele zum Worte kommen, wird dem göttlichen in Wissenschaft und Kunst gedient.

Der ehrliche Sulzer sagte: „die Grundregel, die der komische Dichter beständig vor Augen haben muſs, ist nicht die, nach welcher Aristophanes sich allein scheint gerichtet zu haben: Spotte und erwecke Verachtung und Gelächter, sondern diese: Male Sitten und zeichne Charaktere, die für denkende und empfindende Menschen interessant sind." — Es ist oft sehr gerathen, auf eine ganz ordinaire Ansicht in der Literatur zurückzublicken, nicht etwa um daraus die Satisfaction zu schöpfen, daſs wir es denn doch zuletzt so herrlich weit gebracht, sondern um immer eingedenk zu bleiben des Weges, den wir gegangen sind. Sulzer zieht sich eine

Regel ab, vom Aristophanes, die von keiner Seite auf diesen paſst; hierauf meint er, es sei eine schlechte Regel, und fügt mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit, seiner Sache völlig gewiſs, die beſsre Regel hinzu: Male Sitten und zeichne Charaktere, die für denkende und empfindende Menschen interessant sind. — Man sollte denken, diese Regel wäre von Iflands Sittengemälden, oder Iflands Sittengemälde wären von dieser Regel abstrahirt, so genau passen dies Ideal, und diese Ausführung auf einander. Übrigens ist es unmöglich, unmäſsiger und genügsamer zugleich in einer und derselben Periode zu sein, als dieser Kunstrichter: Den Dichter, der das Athenische Publikum in den Taumel des Komischen hinriſs, verschmäht er, und wäre zufrieden, wenn ihm einer die Sitten und Menschen um ihn her auf eine interessante Weise zu zeichnen wüſste. — Was widersteht ihm wohl an Aristophanes? — Daſs die Kunst im griechischen Lustspiel dreist und muthwillig in das wirkliche Leben eingreift, daſs sie wohl gar demselben trotzt und es unter die Füsse tritt, während sie bei uns sich gehorsam nach unsern bürgerlichen Verhältnissen bequemt, und wohlgezogen, artig, discret, ohne alle Persönlichkeit gewissermaſsen nur spricht, wenn sie gefragt wird. Besonders zuwider ferner ist ihm an Aristophanes, daſs er so unaufhörliches unmäſsiges Gelächter erregt, während der ordinaire denkende und empfindende Mann unsrer Zeit nur das Lächeln vertragen kann; daſs er ferner den ganzen Menschen in den Komischen Rausch hineinzieht, da hingegen wir gebildete Leute schon mit leisen moralischen Winken, mit komischen Anspielungen, mit satyrischen Seitenblicken zufrieden gestellt sind. — Nach den Forderungen jenes mäſsigen genügsamen Mannes wimmelt das deutsche Theater von Lustspielen, ich dagegen fange meine heutige Vorbereitung auf das griechische Lustspiel damit an zu erklären, nicht nur, daſs wir eine dem Aristophanes entsprechende Erscheinung auf unsrer Bühne gänzlich entbehren, sondern, daſs das Lustspiel selbst, einige von andern Nationen entlehnte Poesien ausgenommen, auf dem deutschen Theater durchaus noch nicht existirt. — Um dieses Wort zu bewähren, lassen sie mich zuförderst einen griechischen Begriff entwickeln, der vor einigen Jahren von geistreichen Freunden der Kunst wieder hergestellt, nachher aber von kindischen Nachahmern derselben, durch ekelhaften Miſsbrauch zertreten worden, nichts destoweniger aber das ganze Geheimniſs des künstlerischen Lebens in seiner wahren ursprünglichen Gestalt ausdrückt, den Begriff der **Ironie**. Verlangen Sie eine deutsche Übersetzung des Worts, so weiſs ich Ihnen keine beſsre zu geben, als: **Offenbarung der Freiheit des Künstlers oder des Menschen.** Die Kritik redet den Künstler oder den Menschen also an: wie herrlich das sei, was du mir darstellst, wie groſs und heilig die Idee, welche du mir verherrlichst, immer will ich wissen, ob du deine Freiheit behauptest. Unterwirfst du dich irgend einer noch so schön von dir ausgesprochenen Idee, bleibst du kleben an irgend einem bestimmten Dienst des Heiligen auf Erden, behandelst du irgend einen Gedanken oder Menschen mit immer wiederkehrender Vorliebe, nährst du gegen gewisse Formen des Lebens eine unüberwindliche Abneigung, so mangelt dir die Ironie, die göttliche Freiheit des Geistes, ohne die nichts Groſses und Schönes verrichtet wird. — Lassen

Sie uns das Ganze etwas näher auf den Menschen anwenden und diesen besonders so anreden: du nährst die Liebe gegen irgend ein bestimmtes Schönes, wirst nicht müde, es immer mehr in allen seinen Tiefen zu betrachten und zu bewundern! Die Frage ist, verlierst du darüber die Freiheit, die leichte Beweglichkeit deines Geistes, fallen deinem Geiste die ihm angebornen Flügel ab, oder wachst dadurch deine Empfänglichkeit für alles Schöne überhaupt, kannst du dich im Genusse des Schönen über das Schöne noch erheben? — damit ist nicht gesagt, du dürfest dich dem Freunde oder einem Kunstwerk nicht hingeben, vielmehr sollst du dich hingeben, denn wie wolltest du mir deine Freiheit, deine Unabhängigkeit zeigen, wenn du wie Holz durch deine Natur schon immer oben zu schwimmen genöthigt — wenn du kalt und gleichgültig wärest; du sollst nicht versinken, verlange ich. Du antwortest mir: es sei dein Stolz, dich ganz unterzutauchen, deiner selbst zu vergessen, im Genusse des Schönen, für das bestimmt erkannte Gute und Schöne, sei es eine geliebte Person, sei es ein Vaterland, sei es ein großer herrlicher Entschluss, sei es die Religion selbst, zu leben und zu sterben! Wohl, es ist auch mein Stolz, daß ich dieses zu können glaube! Aber ist das ein wahrer Taucher, der wohl in die Tiefe des Meeres hinabsteigen, aber nicht wieder sich hinaufschwingen kann; ist es denn ein Verdienst, seiner selbst zu vergessen, wenn man die Kraft verloren hat, sich seiner selbst zu erinnern, und ist es der Rede werth, für irgend eine Sache leben und sterben zu können, wenn man nicht anders zu leben vermag, als in dieser Sache, und ohne sie kein Ausweg bleibt als der Tod? — Dient z. B. ein Schwärmer, ein gemeiner Mystiker, der Sache, für die er schwärmt; kann dem Schönen, wofür er schwärmt, sein Schwärmen wohlgefallen? Er schwärmt für die Sache, nicht etwa, weil er sich zu tief untertauchte, sondern, weil er nur wie ein schlechter Schwimmer etwas an der Oberfläche Bescheid wußte. Dem geliebten Gegenstande ist also nie damit gedient, daß du in ihm untergehst und versinkst, sondern vielmehr, daß du in seine ganze Tiefe mit Freiheit eingehst, was du nur vermagst, wenn du mit immer gegenwärtiger Freiheit, dich wieder zu erheben, in dich selbst aus deiner Hingebung zurückzukehren im Stande bist. — Möge dann eine mächtige Welle im Meere der Schönheit dich augenblicklich eben durch ihre Macht hinabreißen in die Tiefe, darum versinkest du nicht, das Gefühl deiner Kraft meldet sich wieder, und mit Freiheit schwingst du dich hinauf! — So ist das Leben des Künstlers, es mag ihn oft unwiderstehlich hinabziehn, wie die Nymphe den Göthischen Fischer, aber ehe ihr es noch glaubt, ist er wieder schöner, freier und lebendiger oben. — Lassen Sie uns das Ganze an einem noch näher liegenden Beispiele betrachten. Setzen wir den Fall: ein wohlgesinnter — es mit der Sache der Kunst wenigstens redlich meinender Kritiker habe das Wesen der Tragödie vor einer gebildeten Versammlung vorzutragen: setzen wir ferner, alle seine Studien, seine Vorübungen in der Kunst, in der Wissenschaft und im Leben haben ihn immerfort wieder zurückgeführt, auf eine einzelne bestimmte Schönheit, auf die Schönheit der christlichen Religion. Wie uns die einzelnen Bestimmungen der Welt erst recht werth werden, wenn wir sie auf eine schöne,

einzelne Stelle beziehn, wenn wir sie versammeln, in einem Hause, worin alles, was wir geliebt haben, vielleicht unsre Voraltern schon, immer versammelt waren; so setzen wir, erhielte in den Augen des erwähnten Freundes der Kritik, das Gröfste wie das Unscheinbarste, Kleinste, was ihm in Leben, Wissenschaft und Kunst begegnet wäre, erst wahren Sinn, wenn er es auf die heiligen Empfindungen seiner Religion bezöge. — Sie würden alle sagen: daran thut er recht, jeder von uns hat irgend eine solche Lieblingsstelle; jedem von uns hat sein Leben irgend eine Gemeinschaft, irgend einen Vereinigungspunkt besonders werth gemacht, und jeder von uns ist nicht zufrieden, bis jede neue Schönheit, die er erkennen mag, sich in dem Hause einwohnt, worin es ihm wohl ist; irgend ein Mensch ist ihm besonders lieb, so ruht er nicht eher, bis er jede neue gute Bekanntschaft, mit dem vorzüglich geliebten in Beziehung bringt; er strebt, dafs der neue Freund und der alte vorzüglich geliebte Freund, auch wieder unter einander Freunde werden. Wohl! das geben Sie dem Kritiker zu! Wenn er aber für den alten vorzüglich geliebten Freund ausschliefsend schwärmte, nur die Möglichkeit eines neuen Freundes ablängnete, so würden sie ihn mit Recht einen Mystiker nennen, sie würden ihm eben das Bewufstsein seiner Freiheit absprechen; sie würden sagen, er sei versunken, er sei verzehrt worden von den Flammen der Schönheit, die ihm erschienen ist. Sie könnten es zwar unbegreiflich finden, wie er eine von der Zeit durch Spott und Unglauben, noch mehr aber durch fade, poetisirende Modeschwärmerei herabgewürdigte Sache, wie die christliche Religion gerade zu seinem ersten Freunde erwählen konne; sobald er Ihnen aber zeigte, dafs er über seinen grofsen Freund, die Welt nicht vergessen habe, dafs er ferner deshalb nicht minder offen und empfänglich für die liebsten Besitzthümer Ihres Lebens sei, so würde sich dieser Mensch schon anhören lassen. Sein Streben und seine Liebe wäre frei und ironisch! — Wohlan! Sein älterer Freund ist die Sache der christlichen Religion, sein jüngerer die Sache der dramatischen Kunst: er darf nicht ruhen, bis er diese beide unter einander zu Freunden gemacht hat. Er überdenkt die Geschichte des ältern und die des jüngeren Freundes, und sieht auf den ersten Blick die gemeinschaftliche Schönheit in beiden; er sieht, was ihn in der Tragödie erhebt ist dasselbe, was ihn in der heiligen — und durch den Glauben ganzer Jahrtausende von kräftigen, grofsen Geschlechtern der Menschen noch dreifach geheiligten Geschichte erhebt. Wie er nun die Natur der Tragödie vor einer Versammlung von Freunden der Kunst darstellt, deutet er durch ein Paar leichte Worte: Auferstehungsmoment, Himmelfahrtsmoment, sein Streben an, seine Freunde unter einander zu Freunden zu machen, und verfährt so, wenn nicht künstlerisch selbst, doch in künstlerischer Manier; er offenbart beim neuen, dafs er des alten nicht vergesse, er offenbart in seiner Art, des alten zu gedenken, dafs er in diesem nicht untergegangen sei, dafs er die Freiheit nicht verloren. — Wenn derselbe Kritiker nun plötzlich mit Scherz und Spiel die christliche Religion Ihnen in einem offenbar durchaus komischen Lichte darstellte; wenn er sich selbst mit seinen Auferstehungs- und Himmelfahrtsmomenten und mit seinem ganzen Glauben anlachte, was würden Sie nun von ihm denken? Sie würden fragen,

reifsest du dich mit Freiheit los aus der Bezauberung deines Glaubens, oder haben die fremde Tadler blos deinen Glauben, den du bei der Tragödie, an einer Stelle, wo er nicht hingehörte, ungeschickt anbrachtest, verleidet, und dich erbittert gegen ihn, und lachst du ihn jetzt aus, um dich für den Schmerz schadlos zu halten, den dir der Tadel zugezogen; lachst du mit Freiheit, oder genöthigt und mit Bitterkeit, lachst du mit reiner Ironie, oder mit schmutziger Satyre?

Gewifs geben Sie alle mir zu, dafs es ein zwiefaches Lachen gebe, ein unschuldiges arglosses, und ein unreines übelwollendes Lachen. Den Gegenstand des arglosen Lachens nennen wir einen komischen, den Gegenstand des unreinen, herabwürdigenden Lachens nennen wir einen lächerlichen Gegenstand; Sie würden also den Kritiker, der sich von der Gottseligkeit auf die Seite der Gotteespötterei herübergeworfen hatte, fragen: ist dir dein religiöser Glaube plötzlich ein komischer oder ein lächerlicher Gegenstand geworden? Mit andern Worten, bist du blos, wie das Jahrhundert Ludwig XIV. in das Jahrhundert Voltaires aus einem Extrem ins andre gefallen, aus einer weinerlichen bigotten finstern Stimmung in eine spötterische frivole bunte, oder bist du mit Freiheit, mit Bewufstsein, mit Ironie von der einen Seite der Menschheit, von der tragischen auf die andere, die komische Seite, hinübergetreten? Denn der Kritiker kann sich mit grofsem Rechte auf die heiligen Komödien des Mittelalters berufen, die bei Processionen und in den Kirchen selbst gehalten wurden, die mit unbegränzter Freiheit die Lebens- und Leidensgeschichte Christi, in wahrhaft komischem Lichte darstellten, und von der Kirche nicht blos geduldet, sondern oft von ihr selbst unternommen und von Geistlichen verfafst wurden. Nun legt man der Kirche ja so gern die Absicht unter, mit einem Schimmer der Heiligkeit blenden zu wollen, wie würde sie also diese Komödien ermuntert haben, wenn diese nicht ihrer Natur, und ihrer ganzen uns selbst noch jetzt immer zugänglichen Gestalt nach, der Heiligkeit der christlichen Religion recht angemessen gewesen wären. Manche Reste dieser christlichen Lustspiele sind uns erhalten, und wir erkennen auch wirklich an ihnen und empfehlen sie als ein Muster des recht unschuldigen, recht dramatisch-komischen.

Mit, und unmittelbar nach der herzlichsten, hingebendsten Andacht, unmittelbar nach den tiefsten Rührungen der Religion, konnte ein edles Gemüth des Mittelalters, wir fühlen es noch heut, übergehn zum freisten Scherz über Gegenstände des heiligen Glaubens. Warum? Darum, weil beide Empfindungen, die des Ernstes und der Lust, nur geschieden sind, in einem unedlen irreligiösen Gemüth, dagegen in einem ächten, gediegenen Herzen belebt sind, beide von derselben Andacht und Frömmigkeit. — In wie hoher und ernster Gestalt die Religion dem menschlichen Herzen auch erscheinen mag, immer wird es noch eine höhere und unendlich höhere Gestalt geben; welcher Mensch nun die Gestalt irgend eines Augenblicks für die Höchste nimmt, und sich in dieser dumpf und bigott verliert, der ist in seinem Mysticismus eben so irreligiös, als der Religionsspötter in seiner Frivolität. Der ächte Mensch des Mittelalters öffnete gläubig und fromm seine Brust allen heiligen ernsten Schauern der

Religion, gab sich ihr ganz hin, aber wohl wissend, dafs es noch eine viel höhere Andacht gebe, dafs die Religion noch in ganz andrer Erhabenheit erscheinen könne, öffnete er eben so treuherzig dieselbe Brust der Flamme des Scherzes und Witzes und so reinigte sie sich wechselsweise in Feuer und in Thränen zu einem ächten Heiligthum. Das eben ist der Unterschied, nicht die Religion selbst ward ausgelacht, wie in Voltaires Pucelle d'Orleans, sondern seinen in der reinsten Gestalt noch immer, gegen die Religion selbst, unwürdigen Glauben an die Religion belachte der Mensch. Eben so in Athen! Was den Griechen am theuersten war, das Vaterland, das Volk, die Stadt, welche eben in der Tragödie verherrlicht, von den Göttern abgeleitet, von ihrem unmittelbaren Segen ausgestattet und befruchtet, dargestellt worden waren, wie denn die griechische Tragödie überhaupt Gottesdienst des Vaterlandes heifsen konnte, dasselbe Volk, mit seiner Verfassung und seinen Göttern ward in der Komödie mit der zügellosesten Freiheit verspottet, und auch seine endliche Gestalt von der Flamme des Witzes verzehrt, vernichtet, geopfert; um das unendliche Gemein-Wesen zu verherrlichen, ward die endliche Republik mit allen ihren Häuptern, Demagogen und Heiligthümern dem unmäfsigsten Gelächter Preis gegeben. Auch die zügellosen Komödien des Aristophanes wurden an der Bildsäule des Gottes, unter dem Vorsitz des Bachus gegeben! eben so hatte im Haupt des Dichters, dieser mochte sich nun wie Euripides, dem tragischen Ernst, oder wie Aristophanes, dem komischen Spott ergeben, allemal der Gott den Vorsitz. Deshalb konnten Sokrates, Euripides und die Haupter der Republik sich mit allen Waffen des Witzes parodiren und travestiren sehn, ihre Gesichtszuge und Geberden durch Masken und mimische Kunst, in den komischsten Situationen nachgeahmt finden, und unter allen Zuschauern vielleicht gerade am allerherzlichsten lachen. Sie konnten es, denn in der Seele des Künstlers und auf der Bühne präsidirte der Gott! mit andern allgemeineren Worten: in der Seele des Künstlers und auf der Bühne offenbarte sich allenthalben das Bewufstsein der inneren Freiheit, oder die Ironie. —

Es kann meinen hochzuverehrenden Zuhörern nicht entgangen sein, dafs ich in dieser ganzen Darstellung zwei Gattungen der Ironie, die komische Ironie und die tragische habe unterscheiden wollen. Im gemeinen Leben, wo man Ironie und Satyre so leicht zu verwechseln pflegt, wird gewöhnlich unter der Ironie immer eine Aufregung von komischer Stimmung gemeint. Diesem ganz entgegen habe ich gezeigt, wie auch der wahre Ernst sich ironisch zeigen müsse, wie auch in der höchsten, ernsthaftesten, innigsten Hingebung an irgend eine Schönheit, sei es eine göttliche oder menschliche, das Gemüth immer seine Freiheit behaupten, und diese offenbaren; wie es seine Empfänglichkeit bewahren müsse, für jede neue noch so verschiedene Gestalt. Der Ernst von der Ironie entblöfst, giebt das weinerliche, dagegen von der Ironie, oder dem Gotte oder der Freiheit begleitet, giebt er, wie ich in unserer vorigen Unterhaltung am Egmont und an Gothes Elegie Euphrosyne gezeigt habe, das tragische: der Scherz von der Ironie entblöfst, giebt das lächerliche und so die Satyre; der Scherz im Bunde mit der Ironie, wie in den von mir hinlänglich

beschriebenen komischen Spielen mit der Religion, das Echte, reine, unschuldige komische. Es giebt im Laufe der innigsten Liebe zu einem Menschen Momente, wo man sein ganzes Treiben und Thun plötzlich in einem solchen rein komischen Lichte sieht, wo man über dieselbe Gestalt, die man mit Thränen anbeten möchte, die vielleicht unsers Lebens Mittelpunkt ist, mit deren Verschwinden vielleicht auf lange Zeit alle Harmonie unsrer Brust gestört sein möchte, wo man über diese nicht aufhören kann, zu lachen, alles was sie thun mag, innerlich naiv und komisch zu finden, und vielleicht von ihrem Werth gerade inniger durchdrungen ist, als jemals: es ist dann, als ob die Seele sich ein heiliges Feuer anzündete, um allen irdischen Stoff zu verzehren, und nachher das Geliebte in einer viel reineren, ernsteren und unzerstörbareren Form wieder aufzufassen. So, gerade so, in einem und demselben Element der Liebe, sollen Ernst und Spiel, tragisches und komisches wechseln und leben. Dann wird der Ernst nie schwerfällig, bigott, abergläubisch, kurz monologisch, dann wird der Scherz nie flatterhaft, frivol, ungläubig, kurz dialogisch erscheinen: sondern wie Monolog und Dialog im Drama sich veredeln, und in eine Gestalt, in die dramatische durchdringen, so werden die Geister des Tragischen und die Geister des komischen im schönen Wechsel ihre Plätze vertauschen, und in beiden wieder ein Geist allgegenwärtig walten. Nennen Sie diesen nun den Geist der Liebe, oder den Geist der Freiheit; nennen Sie ihn Herz oder Gott — mir schien in der Beziehung auf den individuellen Gegenstand dieser Vorlesungen am gerathensten ihn mit dem bewegtesten, zartesten, geflügeltsten Geist der alten Welt, mit dem Zeitgenossen des Aristophanes, mit Platon: Ironie zu nennen. —

Offenbarung der Freiheit habe ich sie zuerst genannt, und damit keineswegs gemeint, dafs der Künstler äufsern müsse, wie er allenthalben des Begriffes der Freiheit, wie er ihn in irgend einer gemeinen philosophischen Schule auffassen gelernt, eingedenk sein solle. Frei von jeder ausschliefsenden Regel, frei von jeder unbedingten Autorität soll er sich bewegen, und soll mit immer wachsendem Willen, mit immer steigender Kraft, trotz allen früheren Jahrhunderten, trotz allen verehrten Namen, — seine Gegenwart, seine Zeit und sich selbst geltend machen. Nachdem der Begriff der Ironie durch Friedrich Schlegel wieder aufgestellt worden, fiel ein Heer von poetisirenden Modephilosophen über das Wort her, und von der Schlegelschen selbst noch unvollständigen Erklärung, wieder nur den halben Sinn aufgreifend, ward entweder eine gewisse traumerische Gleichgültigkeit gegen die ernsteren Verhältnisse des Lebens, gegen bürgerliche Geschäfte; ein gewisses satyrisirendes Scherztreiben mit heiligen Dingen und uralten Sitten; ein gewisses Streben, den Schein von Unverständlichkeit und Unbegreiflichkeit, vor schlichten, gutgesinnten Leuten durchzusetzen, oder wohl gar das noch elendere Streben, den ungemeinen, den ganz besondern, den Verächter der Zeit und der Umgebungen zu spielen, mit jenem ehrwürdigen Namen bezeichnet. — Mit dem allerheiligsten, ich habe es gesagt, und, glaub' ich, gezeigt, kann gespielt werden, aber auch dieses Spiel mufs ein reines, unschuldiges, arglosses, freundliches, heiliges Spiel sein. Denn was ist das Allerheiligste, was ist

die höchste Schönheit, was ist die reinste Wahrheit anders, als Saamen, der wieder ausgestreut werden muſs, für eine noch höhere Ernte: Prüfungen des Lebens führen Zweifel herbei, die das frömmste Gemüth in seinem Glauben stören, oft wohl diesen Glauben verzehren, um einen höhern Glauben zu erzeugen. Weifst du diese Zweifel selbst zu erzeugen, weifst du dich selbst zu prüfen, vermagst du gegen alles Bestimmteste, was du glaubst, gegen jede Erfahrung, gegen jeden Grundsatz zu protestiren, aber nicht in der gemeinen Absicht, nicht um die elende Satisfaction deines Verstandes oder deiner Kraft, daſs du so ernste, heilige Dinge, zerstören kannst, wie es manchem Revolutionair dieser Zeit wiederfahren, sondern in der Absicht, um höhern Glauben, höhere Erfahrungen, einen höheren Grundsatz, kurz das Bessere an ihre Stelle zu setzen, so schreibe du dir die Ironie zu, die ich nach Platon hier charakterisirt habe. — Shakespear, und überhaupt die Dichter des Mittelalters lieben die Könige neben den Narren darzustellen: es ist nichts anderes als der Glaube und der Zweifel, die in einander verwebt und verschränkt werden. Die Könige werden in der Witzesflamme des Narren, die sie in den bedeutendsten Momenten umspielt, rein gebrannt; aus ihrer irdischen traurigen Erhabenheit, wird eben durch die komische Ironie des Narren eine immer göttlichere tragischere. Eben so und hier beziehe ich mich insbesondre auf den König Lear, von Shakespear, wirkt die wachsende tragische Ironie des Königes erhebend auf den Narren zurück. Das Lächerliche, wie seine bunte, klingende Kleidung andeutet, war der Punkt, von dem der Narr ausgieng; sehen Sie nun, wie er unter fortschreitender Einwirkung des tragischen neben ihm, immer reiner, immer komischer wird, bis er endlich als erhabenes Wesen, im sonderbarsten Contrast gegen seine Kleidung, neben dem Könige stehn bleibt, so daſs man unentschieden die Krone wechselsweise von dem einen der beiden Haupter auf das andere hinübertragen möchte. — Eine lange Einleitung zum Aristophanes, werden Sie sagen! — Ja, es kann bei dem Aristophanes überhaupt nur bei der Einleitung bleiben; Darstellung würde eine eigene Vorlesung verlangen.

Es bedurfte dieser ersten Einleitung um den entehrenden Verdacht abzuwehren, als wage ein in unreinen Mysticismus versunkenes, von den Modeschwärmereien seiner Zeit angesteckles Gemüth, ein in sentimentalen, weichlichen Phantasien entmanntes Herz von dem ausserordentlichsten, was der spielende Verstand hervorgebracht öffentlich auch nur zu sprechen. Es bedarf noch einer andern Einleitung, um dem falschen Begriffe der Mäſsigung im Komischen, der in gebildeten Zuschauern der deutschen Bühne entstanden ist, und in dem sich gerade der tugendhafte Sinn des Publikums den s. g. Dichtern gegenüber äussert, die den unschuldigen Spott nicht verstehn; um diese falsche Mäſsigung, ohne Aergernifs zu beseitigen, und dagegen das wahre Maafs zu bestimmen, nemlich die Ironie.

Ein ächtes Lustspiel ist durchaus unverständlich für den, der das dazu gehörige Publikum nicht kennt. Im Trauerspiele sind Bühne und Publikum streng von einander geschieden; die Vergangenheit und die Geschichte sind die Gegenstände der Tra-

gödie, sie sprechen bestimmt und unabänderlich zum Volke; sobald aber das Lustspiel einzieht in das Theater, dessen Hauptgegenstand die Zukunft, dessen Wesen daher freies Spiel mit der Gegenwart, freies Gestalten und Umgestalten der Dinge ist; eben sobald erhält jeder freie Mann eine Stimme, und wenn auch die Zuschauer nicht grade wirklich mit dem Munde zum Worte kommen, wie in jenem französischen Lustspiel, wo ein in den Logen unter den Zuschauern befindlicher Schauspieler plötzlich das Wort nimmt, und zu unsäglicher Belustigung des Publikums in das Stück eingreift; so zieht dagegen der Dichter sein Publikum unter mancherlei Gestalten auf die Bühne, er läfst die Zuschauer vielfältig anreden, der Harlekin, sein Repräsentant, thut, als wenn er nicht blos auf der Bühne, sondern im ganzen Theater unter den Zuschauern so gut als unter den Schauspielern zu Hause wäre; der Dichter bringt allenfalls, wie es Ludwig Tiek mit grofsem Genie gethan, eine kleinere Bühne auf die gröfsere Bühne, und läfst neben der kleineren Bühne ein kleineres Publikum sitzen, und die gangbaren falschen und beschränkten Kunsturtheile des gröfseren Publikums legt er dem kleineren in den Mund, so dafs das gröfsere Publikum seine eigne Einseitigkeit und Geschmacklosigkeit in der Flamme der Lust und des Komischen verzehren sieht, und so durch die kluge Veranstaltung des Dichters in seine Ironie unmerklich hineingezogen wird. Kurz, in der Tragödie spricht die Bühne allein, und so ist sie mehr monologischer monarchischer Natur; in der Komödie sprechen Bühne und Publikum gemeinschaftlich auf der Bühne, schon darum, weil im Lustspiel alles mit directer Beziehung, im Trauerspiel hingegen alles mit indirecter Beziehung auf das Publikum gesagt wird, und so ist das Lustspiel mehr dialogischer demokratischer Natur. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet auch historisch ein, wenn sie bedenken, dafs die griechische Tragödie und Komödie im Ganzen genommen, zwar gleichzeitig blühten, dennoch aber die höhere Blüthe der Tragödie vorangieng und in die Zeit fiel, wo die Verfassung von Athen noch monarchischer wenigstens aristocratischer war; die Blüthe der Komödie hingegen mit der völlig demokratischen Gestalt der athenischen Republik zusammen fällt. Ja, ich kann mir eine Zeit denken, und sie kömmt vielleicht noch, wo das wirkliche Leben im Parterre und das idealische Leben auf der Bühne so einig sind, von dem Geiste derselben Ironie so gleichmäfsig beseelt, wo eines das andre so versteht, dafs die Schauspieler nur die Tonangeber eines grofsen Dialogs sind, der zwischen dem Parterre und der Bühne geführt wird, wo z. B. improvisirende Wortführer des Publikums mit Witz und Grazie eingreifen in das Werk des Dichters und andre Improvisatoren auf der Bühne mit Kunst das Werk des Dichters, wie ihre Festung vertheidigen, wo endlich das wirkliche Leben im Parterre und das idealische Leben auf der Bühne, wie König und Narr, in meiner obigen Darstellung, jedes unüberwunden und jedes gekrönt zurückbleibt, und die Dichter im Parterre gemeinschaftlich mit dem Dichter auf der Bühne, dem ganzen Hause und jedem Schauspieler und Zuschauer offenbaren die unsichtbare Gegenwart eines höheren Dichters, eines Geistes der Poesie, eines Gottes. — Die Art, wie z. B. das Wiener Publikum seine eigne Poesie, seine eignen komischen Charaktere, seinen Casperl, Tadädl, Tintерl sich ge-

bildet und erzogen hat, ohne dafs man eigentlich sagen kann, dafs diese Wesen von einem einzelnen Menschen wirklich erfunden worden seien, ist die erste, obgleich unvollkommne doch ehrenwerthe Spur, dafs Deutschland wirklich dereinst ein solches Universallustspiel, als ich beschrieben habe, zugetraut werden könne.

Aber wo bleibt die Illusion, das Illandeche, das Guckkasten-Princip unsrer Bühne? — Grade erhöht sollt ihr die Bühne verlassen, nicht blos bekräftigt in dem alten Sauerteig der ordinairen s. g. wahrscheinlichen Gefuhle und der ordinairen Grundsätze, die nur auf ordinaire Lage des Lebens, wo ihr überhaupt der Grundsätze nicht bedürft, passen, in allen ausserordentlichen Fällen Euch aber im Stiche lassen; grade hineingerissen sollt ihr werden, in das gewaltige Leben der Poesie, nicht ausserhalb sitzen und kalt und kritisch hineinschauen. Wie die Sachen jetzt stehn, habt ihr gut den bedächtigen weisen Mann spielen; der arme Schauspieler mufs thun, als wenn ihr nicht da wäret: euch gar mit hineinzuziehn und zu reden, wie es ihm ums Herz ist, das ist ihm ganz verboten. Die Zeit wird schon noch kommen, wo der Vorhang nicht blos deshalb aufgehen wird, damit ihr den Schauspieler sehen könnt, sondern auch, damit der Schauspieler euch sieht. Diese Zeit zu beschleunigen, würde ich es passend finden, dafs in Städten, wie Berlin, wo eine elende stehende Theaterkritik in den Zeitungen geduldet wird, ein geistreicher Schauspieler es sich herausnehmen möchte, nicht eine Antikritik aber eine fortlaufende Publikumskritik zu schreiben.

Jetzt haben wir den Schauspielern ihre Intriguen unter einander und mit dem Publikum gut vorwerfen; ein Recht der Nothwehr nöthigt sie dazu, so unglücklichen tödtenden Einfluls diese Intrigue auf jedes aufsprossende Talent und auf die Kunst hat. Gegen den Tadel des Publikums darf der Schauspieler nicht räsonniren; schweigen mufs er, denn so wenig es ein Publikum zu nennen ist, so wenig der Gemeingeist der Kunst die einzelnen Zuschauer vereinigt, so gewifs jeder einzelne seine verschiedene, abweichende Meinung von a bis z über jede Regel der Kunst hat, so gewifs stünden sie alle für einen Mann, wenn der Schauspieler sich widersetzen wollte. Der Schauspieler läfst also seinen Zorn an dem glücklicheren Nebenmann, der aus eben so unverständigen Gründen vom Publikum erhoben als jener verworfen wird, aus, und so wird das gute — im Durchschnitt vom Publikum immer minder begünstigte Talent in gemeine Leidenschaften hineingezwungen, und das innerlich verstimmte, entzweite, in sich selbst hinein kabalirende Schauspielerpersonal, soll nun die grofse Harmonie aller Kunst, in der erhabensten, nationalsten Dichtungsart ausdrücken; ein schön verschlungenes, bis in seine kleinsten Theile wohlklingendes Ganze soll es vor den gebildetsten der Nation darstellen. Muthet uns nicht zu, dieses trübe erzwungene, peinliche Vergnügen, was sich mit seinen ungeheuren Anstalten, mit allem seinem Glanz und seiner Pracht ja doch am Ende nur um den kleinen Tisch an der Casse, wo gezahlt und gewechselt wird, dreht, dies für eine Feier der Kunst zu halten, von deren hochherrlichem Wesen das Alterthum und das Mittelalter reden.

Zeiget uns aber das erste deutsche Lustspiel, das unmittelbar komisch und republikanisch auf das Publikum wirkt, dann wollen wir an das Gedeihen der Kunst wieder glauben.

So war es der Fall mit den Komödien des Aristophanes, die eben darum ohne Rücksicht auf das athenische Publikum völlig unbegreiflich sind; so war es noch in unsern Tagen der Fall mit den beiden größten Lustspieldichtern des 18ten Jahrhunderts mit Gozzi und Holberg, die an und für sich betrachtet auch nur einen höchst subordinirten Genuss gewähren, dahingegen bezogen auf das Lokal, für welches sie berechnet waren, nemlich auf Venedig und Coppenhagen, gleich befriedigend auf die Phantasie, auf den Verstand und auf den Kunstgeist wirken. — Der bisherige Mangel an deutschem Lustspiel, das, wie ich schon gesagt, mehr in der Gegenwart und Zukunft verweilt, rührt wohl auch daher, weil unsere Gegenwart so wenig erfreulich, die Aussicht in die Zukunft für unsere Nation so höchst unbestimmt und ungewiss ist. Unser Theater hat im ganzen einen mehr tragischen Character; darum haben wir die Sphäre der tragischen Gegenstände so vorzüglich erweitert und die Komödie sogar uns unter der Gestalt des rührenden Lustspiels (gleichsam in tragischer Manier) angeeignet. Auf der antiken Bühne waren alle Sujets der Tragödie heroisch, die Vergangenheit adelte, erhob, ihr gebührte ein höherer Schritt, ein höheres Fußgestell, der Cothurn: in der Komödie hingegen giengen die Schauspieler auf Socken einher, als wenn das Gegenwärtige auf den Adel noch keinen Anspruch machen könnte; ihre Sujets waren familiär und populär. Die alte Bühne begehrte mehr des komischen zu ihrer Beruhigung, deshalb mischte sie dem Tragischen das Komische bei, wie ich schon bemerkt: dreien Tragödien wurde ein satyrisches Drama, ein heroisches Lustspiel beigemischt. Wir hingegen, recht im Gegensatze der Alten, scheinen mehr Tragisches zu bedürfen, indem wir das Tragische in die bürgerliche Welt, die eigentlich dem Komischen zum Tummelplatz angewiesen war, einführten, und so dem heroischen Lustspiel der Alten unser deutsches bürgerliches Trauerspiel gegenüber stellten.

Deshalb, und weil nun noch überdies alle dramatischen Formen selbst, (mit Ausnahme den Werke von Göthe, Schiller, L. Tiek, F. und A. W. Schlegel) von den Ausländern und der Vergangenheit entlehnt sind, und so unser Theater nicht blos vergangene Gegenstände, sondern diese auch noch in den Formen vergangener Zeiten darstellt, deshalb macht es eine so traurige und leblose Wirkung, dass kein in diesem und für dieses Theater erzogener Mensch sich von der Lebensgluth, von dem Taumel, von dem Witzesrausch einen klaren Begriff machen kann, worin die Werke des Aristophanes geschrieben sind, und in den sie haben versetzen müssen. Alle Kritiker kommen darin überein, trotz alles Muthwillens, aller Frechheit, aller Zügellosigkeit der Aristophanischen Komödien, wogegen sich ihr modern ehrbarer Sinn sträubt, dennoch diesem Dichter eine große, erhabene und tugendhafte Seele und die s. g. attische Grazie zuzusprechen. — Das eben nun ist die göttliche Ironie, von der ich vorberei-

tend so Vieles sagen mufste, dafs ein einziger Dichter sein Volk, dessen Sitten, dessen Gesetze, Götter, Herrscher und Weisen, in Strömen von electrischen Schlägen des Witzes, bespötteln darf, nichts unberührt zu lassen braucht, und dennoch durch seine ganzen Werke, blofs durch ein heiliges Maafs, durch einen göttlichen Rythmus, die er hineinzulegen weifs, und trotz der anscheinend pöbelhaftesten Ungezogenheit, den höchsten Eindruck sittlicher Erhabenheit auf seine Zeit und auf die wahren Kunstkenner aller Zeiten macht. So hat denn gleichfalls die antike Komödie, wenn auch an vielen Stellen ihre Ironie, noch durch Satyre und eigentlichen Spott und bestimmte Willkühr, getrübt sein mag, hohe Vorzüge vor der antiken Tragödie. Hier offenbart es sich, wie die Griechen vielmehr auf der Erde und mit ihrem Willen, als mit dem Göttlichen und mit dem Schicksale Bescheid wufsten, wie sie überhaupt vielmehr das Leben, als den Tod verstanden. —

Als Vorbereitung auf ein näheres Studium seiner Werke, und zur Entfernung aller Vorurtheile der Zeit, die sich seinem Verständnifs entgegen setzen könnten, habe ich genug gesagt, und so meine Pflicht gethan. Denn es ist nur zweite untergeordnete Pflicht des Kritikers, die unmittelbare Einsicht in die Werke der Poesie zu geben. Aber mit seinem Publikum gemeinschaftlich, und, (wie der Lustspieldichter) nie ohne Rücksicht auf Meinungen und Einwendungen des Publikums, die Augen der Seele zu klären und zu schärfen, gemeinschaftlich mit dem Publikum das Herz zu beleben, und so den ächten Eingang in die Poesie zu öffnen, das ist des Kritikers erste Pflicht.

VIII. Fragmente aus einer Vorlesung.

— — Unter die merkwürdigsten Fälle von sogenannten Menschen-Versteinerungen gehört wohl der, dessen Hülpher, Cronstädt und die schwedischen gelehrten Tagebücher gedenken. Auch hier zerfiel ein dem Anscheine nach in festen Stein verwandelter Leichnam nach wenig Jahren in eine Art von Asche, obgleich man ihn unter einem Glasschrank vor dem Zutritt der Luft zu verwahren gesucht. Man fand diesen ehemaligen Bergmann, in der schwedischen Eisengrube zu Falun, als zwischen zween Schachten ein Durchschlag versucht wurde. Der Leichnam, ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, war anfangs weich, wurde aber, sobald man ihn an die Luft gebracht, so hart wie Stein. Funfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von mehr als 200 Ellen, in dem Vitriolwasser jener Grube gelegen, und niemand hatte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewufst, hatte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge, eine alte treue Liebe bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrach-

tend, steht, da kömmt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Todten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war, und das Volk sahe mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltnen Paares, davon das Eine, im Tode und in tiefer Gruft, das jugendliche Aussehen; das Andre, bei dem Verwelken und Veralten des Leibes die jugendliche Liebe, treu und unverändert erhalten hatte, und wie bei der funfzigjährigen goldnen Hochzeit, der noch jugendliche Bräutigam starr und kalt, die alte und graue Braut voll warmer Liebe gefunden wurde. — —

— — Nicht allein die nördliche Welt wie besonders von Sibirien, dem nördlichsten America und Island bekannt ist, verbirgt unter ihren obersten Gebirgsschichten die Überreste einer ungemein üppigen Thier- und Pflanzenwelt, deren Geschlechter jetzt zwischen den Wendekreisen leben, sondern auch nach dem Südpol hin mufs vor Zeiten das Land von üppiger Vegetazion und einer reichen Thierwelt geschmückt gewesen sein. Zwar kennt man die Versteinerungen des Feuerlandes und der angränzenden Gegenden noch nicht, man hat aber fast auf jeder Seereise in dieses Klima, die schwarzen und kahlen Klippen jener Wildnifs, von häufigem vulcanischen Feuer rauchen sehen, und das zerspaltene, jähe Aussehen der Felsen, spricht von einer langen Arbeit der Vulcane. Dieses Eyland scheint mithin an Brennmaterialien und an Fulle der Vorräthe, die aus einer frühern Vegetazion erhalten sind, Island mit seinen unterirdischen Palmenwäldern nichts nachzugeben. So wetteiferten einst Gegenden, in denen jetzt kaum Zwerggebusche aus dem fast immer gefrornen Boden hervorwachsen, an Uppigkeit mit den fruchtbarsten Ländern der Wendekreise.

Der Mensch allein, wenn die Wesen aller Art der veränderten Welt entfliehen, und die ganze lebendige Natur sich zum Hinwegziehen rüstet, bleibt noch zuletzt auf den einsamen Trümmern zurück, weil die Liebe und alte Anhänglichkeit des Gemüths, die starren Felsen verschönern. Andre Wesen sehen die Welt nur in ihrem natürlichen Reiz, der Geist des Menschen fügt diesem noch einen neuen Schimmer hinzu.' So ist jetzt jene nordische Nachtigall, deren einfach klagende Töne die Reisenden früherer Jahrhunderte beschrieben, sammt den dunkelgrünen Wäldern und den Rosenlauben aus Island verschwunden. Auf ödem Gebirge, welchem der Sommer jetzt kein grünes Laub, sondern nur Gras und Blumen zurück bringt, singt der Mensch, noch immer fröhlich, den allgemeinen Verfall nicht bemerkend, die alten Lieder seiner Väter, von jenen anjetzt verschwundenen Lauben, dem tiefen Grün und dem Gesang der Nachtigall.

Dr. *G. H. Schubert.*

IX. Epigramme.

1. *Herr von Göthe.*

Siehe, das nenn' ich doch würdig, fürwahr, sich im Alter beschäft'gen!
Er zerlegt jetzt den Strahl, den seine Jugend sonst warf.

2. *Komödienzettel.*

Heute zum ersten Mal mit Vergunst: die Penthesilea,
Hundekomödie; Acteurs: Helden und Koter und Fraun.

3. *Forderung.*

Glaubt ihr, so bin ich euch, was ihr nur wollt; recht nach der Lust Gottes,
Schrecklich und lustig und weich: Zweiflern versink' ich zu nichts.

4. *Der Kritiker.*

„Gottgesandter, sieh da! Wenn du das bist, so verschaff' dir
Glauben.“ — Der Narr, der! Er hört nicht, was ich eben gesagt.

5. *Dedication der Penthesilea.*

Zärtlichen Herzen gefühlvoll geweiht! Mit Hunden zerreifst sie,
Welchen sie liebet, und ifst, Haut dann und Haare, ihn auf.

6. *Verwahrung.*

Scheltet, ich bitte, mich nicht! Ich machte, beim delphischen Gotte
Nur die Verse; die Welt, nahm ich, ihr wifsts, wie sie steht.

7. *Voltaire.*

Lieber! ich auch bin nackt, wie Gott mich erschaffen, natürlich,
Und doch häng' ich mir klug immer ein Mäntelchen um.

8. *Antwort.*

Freund, du bist es auch nicht, den nackt zu erschauen mich jüchte.
Ziehe mir nur dem Apoll Hosen, ersuch' ich, nicht an.

9. *Der Theater-Bearbeiter der Penthesilea.*

Nur die Meute, fürcht' ich, die wird in W... mit Glück nicht
Heulen, Lieber; den Lärm setz' ich, vergönn', in Musik.

10. *Vocation.*

Wärt ihr der Leidenschaft selbst, der gewaltigen, fähig, ich sänge,
Daphne, beim Himmel, und was jüngst auf den Triften geschehn.

11. *Archäologischer Einwand.*

Aber der Leib war Erz des Achill! Der Tochter des Ares
Geb' ich zum Essen, beim Styx, nichts als die Ferse nur preis.

12. *Rechtfertigung.*

Ein Variant auf Ehre, vergieb! Nur ob sie die Schuhe
Ausgespucht, fand ich bestimmt in dem Hephästion nicht.

13. *A l'ordre du jour.*

Wunderlichster der Menschen, du! Jetzt spottest du meiner,
Und wie viel Thranen sind doch still deiner Wimper entflohn!

14. *Robert Guiskard, Herzog der Normänner.*

Nein, das nenn' ich zu arg! Kaum weicht mit der Tollwuth die Eine
Weg vom Gerüst, so erscheint der gar mit Beulen der Pest.

15. *Der Psycholog.*

Zuversicht, wie ein Berg so grofs, dem Tadel verschanzt sein,
Vielverliebt in sich selbst: daran erkenn' ich den Geck.

16. *Die Welt und die Weisheit.*

Lieber! Die Welt ist nicht so rund wie dein Wissen. An Allem,
Was du mir eben gesagt, kenn' ich den Genius auch.

17. *Der Ödip des Sophocles.*

Gräuel, vor dem die Sonne sich birgt! Demselbigen Weibe
Sohn zugleich und Gemahl, Bruder den Kindern zu sein!

18. *Der Areopagus.*

Lasset sein muthiges Herz gewähren! Aus der Verwesung
Reiche locket er gern Blumen der Schönheit hervor!

---

19. *Die Marquise von O...*

Dieser Roman ist nicht für dich, meine Tochter. In Ohnmacht!
Schaamlose Posse! Sie hielt, weiſs ich, die Augen blos zu.

---

20. *An ...*

Wenn ich die Brust dir je, o Sensitiva, verletze,
Nimmermehr dichten will ich: Pest sei und Gift dann mein Lied.

---

21. *Die Susannen.*

Euch aber dort, euch kenn' ich! Seht, schreib' ich dies Wort euch: שׁוּן אֲנָב
Schwarz auf weiſs hin: was gilt's? denkt ihr — ich sag' nur nicht. was.

---

22. *Vergebliche Delicatesse.*

Richtig! Da gehen sie schon, so wahr ich lebe, und schlagen
(Hätt' ich's doch gleich nur gesagt) griechische Lexica nach.

---

23. *Ad vocem.*

Zweierlei ist das Geschlecht der Frau; vielfältig ersprieſslich
Jedem, daſs er sie trennt: Dichtern vor Allen. Merkt auf!

---

24. *Unterscheidung.*

Schauet dort jene! Die will ihre Schönheit in dem, was ich dichte,
Finden, hier diese, die legt ihre, o Jubel, hinein!

H. v. B.

X. Etwas über Landschaftsmalerei.

Der Mensch ist mit tausendfältigem Verlangen und unendlichen Begierden ausgestattet, und so in eine Welt gesandt worden, die reich genug sein würde noch viel mehr zu gewähren, als er begehren kann. Jede Gluth des Herzens findet ihren Schatten, jeder Durst seine Welle, jede Sehnsucht ihre Ferne und unzählige, heimliche, fest

beschirmte Zufluchtsstätten sind bereitet für die Seele, welche nach Sicherheit und Ruhe strebt. — Und so werden dann die landschaftlichen Formen im fortschreitenden Leben dem Gemüthe so bedeutend: die Erinnerung an irgend ein schönes Verlangen wird von jedem Baume, jedem Bergeshange leise angeregt, jeder Lichtstrahl, der über die Gegend fallt, scheint ein Orakel mit sich zu führen, und jedes Wolkengewebe ist eine geheimnifsvolle Schrift. Wie verschiedenartig nun auch die einzelnen Töne sein mögen, die eine reiche Landschaft in der Brust aufrührt, sie werden doch alle harmonisch verbunden durch einen immer wiederkehrenden Grundakkord. Überall nemlich wo der Mensch wandelt, ist sein Auge so gestellt, dafs er das himmlische und irdische Element mit einem Blicke auffassen mufs: eine Andeutung für die Seele, dafs sie allenthalben desgleichen thue. Das, was den Menschen unmittelbar umgiebt, seine Hütte, die Bäume seines Gartens, alles dieses erscheint in schroffem Gegensatze fest, deutlich und klar neben dem formlosen, flüfsigen Äther; nun hebt sich sein Auge, dafs es eine gröfsere Ferne beherrschen kann, und die Umrisse der irdischen Dinge werden weicher, die Farben sanfter: Luft und Erde scheinen zusammen zu fliessen; sie tauschen auch mit lieblicher Vertraulichkeit ihre Plätze: in den Wolken scheint die Erde auf die Seite des Himmels herüberzutreten, in den Seen und Flüssen der Himmel auf die Seite der Erde — und in der weitsten Weite verlieren sich die Grenzen, bleichen die Farben ineinander, was dem Himmel, was der Erde angehöre lafst sich nicht mehr sagen. So erscheint von den schroffen Klippen der Gegenwart betrachtet, dem Menschen seine ferne früheste Kindheit: nahe Verwandtschaft von Himmel und Erde, aber das Gedächtnifs jener Tage einfärbig und wie verwittert; so mufs ihm auch erscheinen, weil die Ferne den Ursprung und das Ende gleich richtig abbildet, das künftige einsinkende Alter: kein Ineinanderstürzen der Elemente, aber eine sanfte Vermählung. — An diesen Grundakkord nun binden sich alle die einzelnen harmonischen Gefühle, welche die zerstreuten Theile der Landschaft anregen mögen; an diese Weltallegorie unzählige kleine Allegorien und Träume: ein grofser göttlicher Gedanke beherrscht und regelt alle die kleinen Vergötterungen, welche der Mensch mit der umgebenden Natur vorzunehmen liebt. — Darum ist die Landschaftsmalerei überhaupt mehr allegorischer als plastischer Natur: sie neigt sich zu den redenden, tönenden Künsten herüber, und wenn die Bildhauerei die Ewigkeit in einen Moment zusammendrängt, so stellt die Landschaftsmalerei sie symbolisch in einer Reihe, ich möchte sagen, in einer Folge von Raummomenten dar. —

Es ist nicht nöthig, dafs der von mir angezeigte Grundakkord dem kalten Verstande allemal klar werde; es soll auch nicht gesagt werden, dafs die dämmernden Fernen in der Landschaft nie fehlen dürften — genug, die Seele fühlt in Betrachtung der Landschaft ein sanftes Getragenwerden, eine Bewegung, wie von einem unsichtbaren Geiste, durch die das Verweilen bei den anmuthigen Einzelnheiten erst seinen Reiz erhalt. — Wie möchte auch die Darstellung einzelner trüber Stimmungen, melancholischer Launen der Natur, der Ungewitter, der Stürme so bezaubernd sein,

wenn dem Gefühl nicht, hier, wie in der Tragödie, etwas dargereicht würde von den Spuren eines über Stimmung und Laune erhabenen Weltgeists.

Unsre Zeitgenossen, entweder weil sie nicht viel auf einmal umfassen können, oder weil ihnen Fachwerk und Zunftzwang zur andern Natur geworden, wünschen die Gaben der Natur und des Menschen einzeln, rund, abgeschlossen in Portionen ausgebacken, die Wissenschaft einzeln und so die Kunst und die Religion: sonst würde ich ihnen aus meinen Prämissen beweisen, dafs auch das innerste Wesen der Landschaftsmalerei etwas religiöses sei. Da müfste aber erst auf Einheit und Einfalt des Gefühls im Publikum gerechnet, und nicht die blofse Stimmung, die sentimentale Rührung von der Composition, und nicht die blofse süfsliche Erinnerung an schöne Plätzchen und Stunden und Reisen von der Veduta des Landschaftsmalers verlangt werden.

Aber wer möchte solchen Bemerkungen irgend einen Einflufs auf den öffentlichen Kunstgeschmack zutrauen: die heutigen Käufer betrachten die Bilder einmal wie souvenirs: auf dem Markte werden Portraits und Prospekte begehrt; das übrige lafst man sich gefallen, recensirt es und geht vorüber.

XI. Variation auf die Musen und Grazien in der Mark.

Nicht zu viel und nicht zu wenig!
Ist der liebste Wunsch der Brust;
Nur kein Kaiser oder König.
Aber auch kein Bettler just!
Alle Tage Fleisch im Topfe —
Nein, den Aufwand litt ich nicht,
Und zu viel Gehirn im Kopfe,
Macht nur Milzbeschwer und Gicht.

Wie so traulich ist's im Häuschen!
Alles sauber und gefegt,
Und so still, man hört das Mäuschen,
Das sich auf dem Boden regt.
Drunten in dem grauen Stübchen,
Um den Milchnapf, aufgetischt,
Sitzen Mädchen, sitzen Bübchen,
Roth, die Nasen nicht gewischt.

Helft mir nun den Kirschbaum pelzen!
Marsch zum Garten! grabt und hackt!
Könnt euch auch im Sande walzen,
Wenn ihr wollt, gar splitternackt!
Mutter stopft den Hans indessen,
Dafs der Bube mir nicht grinzt —
Nicht wahr, Hans, du wolltest essen? —
Wie der Pausback schelmisch blinzt!

Junge, treib das Vieh zur Weide!
Wie das springt! der Muthwill sticht!
Auch das Vieh will seine Freude,
Von Stallfutt'rung halt' ich nichts.
Guck! da kömmt der Hahn, der Sturmer,
Mit dem ganzen Harem an,
Pickt sich aus dem Miste Würmer —
Pros't die Mahlzeit, Göckelhahn!

Einen Trunk her, frisch und helle!
Arbeit, liebes Weib, macht heifs!
Unser Wein fliefst in der Quelle,
Das ist unser künstlich Eis.
Unser Wildpret und Pasteten
Sind Kartoffeln, grofs und gut,
Denn es heifst: Du sollst nicht tödten!
Mir wird schwiemlich, seh' ich Blut.

Nun, ihr Kinder, lafst im Frischen
Uns spatzierengehn, weit, weit!
Flink die Hosen an! Inzwischen
Mach' ich meinen Vers auf heut.
Mafsigheit in Ernst und Spafse!
Nicht zu trokken, nicht zu feucht!
O die goldne Mittelstrafse
Wird uns Mittelmarkern leicht!

XIV. Fragment aus dem Schauspiel:

Das Käthchen von Heilbronn.

oder

die Feuerprobe.

Personen:

Friedrich, Graf Wetter vom Strahle.
Graf Otto von der Fluhe.
Wenzel von Nachtheim. } Vehmrichter.
Hans von Unkenfeld.
Theobald Friedeborn, Waffenschmidt aus Heilbronn.
Käthchen, seine Tochter.
u. s. w

Die Handlung spielt in Schwaben.

Erster Akt.

Scene: Eine unterirdische Höhle, mit den Insignien des Vehmgerichts, von einer Lampe erleuchtet.

Erster Auftritt.

Graf Otto von der Fluhe, (als Vorsitzer). *Wenzel von Nachtheim, Hans von Unkenfeld,* (als Beisassen), *mehrere Grafen, Ritter und Herren,* (sämmtlich vermummt), *Häscher* und *Fackeln* u. s. w. — *Theobald Friedeborn, Bürger aus Heilbronn,* (als Kläger), *Graf Wetter vom Strahle,* (als Beklagter, stehen vor den Schranken).

Graf Otto (steht auf)

Wir Richter des hohen, heimlichen Gerichts, die wir, die irdischen Schergen Gottes, Vorläufer der geflügelten Heere, die er in seinen Wolken mustert, den Frevel aufsuchen, da, wo er, in der Höhle der Brust, gleich einem Molche, verkrochen, vom Arm weltlicher Gerechtigkeit nicht aufgefunden werden kann: wir rufen dich, Theobald Friedeborn, ehrsamer und vielbekannter Waffenschmidt aus Heilbronn, auf, deine Klage anzubringen gegen Friedrich, Graf Wetter vom Strahle; denn dort, auf

den ersten Ruf der heiligen Vehme, von des Vehm-Herolds Hand dreimal, mit dem Griff des Gerichtsschwerdts, an die Thore seiner Burg, deinem Gesuch gemäfs, ist er erschienen, und fragt, was du willst?

(er setzt sich)

Theobald Friedeborn.

Ihr hohen, heiligen und geheimnifsvollen Herren! Hätte er, auf den ich klage, sich bei mir ausrüsten lassen — setzet in Silber, von Kopf bis zu Fufs, oder in schwarzen Stahl, Schienen und Schnallen und Ringe von Gold; und hätte nachher, wenn ich gesprochen: Herr! bezahlt mich! geantwortet: Theobald! Was willst du? Ich bin dir nichts schuldig; oder wäre er vor die purpurnen Schranken meiner Rathsherren getreten, und hätte, nach Art der Verläumder, gesagt: der Friedeborn sinnt auf Verrath, ihr Herren; dem Pfalzgrafen, der euch bedroht, sendet er Waffen zu; schickt die Hascher, auf dafs man ihn greife: und es hätte sich nachher befunden, dafs ich ihm nichts zugesendet, als Fangeisen, den Wolf zu fangen, und Speere mit Widerhaken, den Eber daran auflaufen zu lassen; oder hätte er mich auf sein Schlofs laden lassen, und im Saal seiner Väter gesprochen: Meister, die Klage, die ich gegen dich verführt, reut mich; die Rüstung will ich dir zahlen, und zum Zeichen, dafs du keinen Groll gegen mich hegst, nimm diesen Becher Wein aus meiner Hand und leer ihn: der Hund aber, dem ich heimlich einen Bissen, in des Weines Nafs getränkten Brodes vorgeworfen, wäre augenblicklich niedergesunken, verrecht, auch, binnen ein Rosenkranz abgebetet wird, verwes't, so, dafs er nur halb, als ob ihn ein Bär angefressen, begraben worden: ihr Herren der hohen und heiligen Vehme, so wahr mir Gott helfe! ich glaube, ich hätte nicht vor euch geklagt. Ich erlitt in drei und funfzig Jahren, da ich lebe, so viel Unrecht, dafs meiner Seelen Haut nun gegen seinen Stachel wie gepanzert ist; und während ich Waffen schmiede, für Andre, die die Mucken stechen, sag' ich selbst zum Scorpion: fort mit dir! und lafs ihn fliegen. Friedrich, Graf Wetter vom Strahle, hat mir mein Kind entführt, meine Katharine. Nehmt ihn, ihr irdischen Schergen Gottes, und überliefert ihn allen geharnischten Schaaren, die an den Pforten der Hölle stehen, und ihre glutrothen Spiefse schwenken: ich klage ihn schändlicher Zauberei, aller Künste der schwarzen Nacht, und der Verbrüderung mit dem Satan an!

Graf Otto.

Meister Theobald von Heilbronn! Erwäge wohl, was du sagst. Du bringst vor, der Graf vom Strahle, uns vielfaltig, und von guter Hand, bekannt, habe dir dein Kind verführt. Du klagst ihn, hofft' ich, der Zauberei nicht an, weil er deines Kindes Herz von dir abwendig gemacht? Weil er ein Mädchen, voll rascher Einbildungen, mit einer Frage: wer sie sei? oder wohl gar mit dem blofsen Schein seiner rothen Wangen, unter dem Schatten der Federbusche hervorglühend, oder mit irgend

einer andern Kunst des hellen Mittags, ausgeübt auf jedem Ringelstechen, für sich gewonnen hat?

Theobald.

Es ist wahr, ihr Herren, ich sah ihn nicht zur Nachtzeit, an Mooren und schilfreichen Gestaden, oder wo sonst des Menschen Fuſs selten erscheint, umherwandeln und mit den Irrlichtern Verkehr treiben. Ich fand ihn nicht auf den Spitzen der Gebirge, den Zauberstab in der Hand, das unsichtbare Reich der Luft abmessen, oder in unterirdischen Höhlen Beschwörungsformeln aus dem Staub' heraufmurmeln. Ich sah den Satan und die Schaaren, deren Verbrüderten ich ihn nannte, mit Hörnern, Schwänzen und Klauen, wie sie im Holzschnitt abgebildet sind, an seiner Seite nicht. Wenn ihr mich gleichwohl reden lassen wollt, so denke ich es durch eine schlichte Erzählung dessen, was sich zugetragen, dahin zu bringen, daſs ihr aufbrecht, und sagt: unsrer sind dreizehn und der vierzehnte ist der Teufel! zu den Thüren rennt, und den Wald, der diese Höhle umgiebt, auf dreihundert Schritte im Umkreis, mit euren Taft-Mänteln und Federhüthen besät.

Graf Otto.

Nun, du alter, wilder Kläger! so rede!

Theobald.

Zuvörderst müſst ihr wissen, ihr Herren, daſs mein Käthchen Ostern, die nun verflossen, funfzehn Jahr alt war; gesund an Leib und Seele, wie die ersten Menschen, die geboren worden sein mögen; ein Kind recht nach der Lust Gottes, das heraufgieng aus der Wüsten meines Lebens, wie ein gerader Rauch von Myrren und Wachholdern, wenn alle Lüfte in feierlicher Stille ruhn. Etwas Zarteres, Frommeres und Treueres müſst ihr euch nicht denken, und kämt ihr, auf Flügeln der Einbildung, zu den lieben kleinen Engeln, die aus den Wolken, unter Gottes Händen und Fuſsen, hervorgucken. Gieng sie, in ihrem bürgerlichen Schmuck, über die Strasse, den Strohhut auf, von gelbem Lack erglänzend, das schwarzsammtne Leibchen, das ihre Brust umschloſs, mit feinen Silberkettlein behängt: so lief es flüsternd von allen Fenstern herab: das ist das Käthchen von Heilbronn; das Kätchen von Heilbronn, ihr Herren, als ob der Himmel von Schwaben sie erzeugt, und, von seinem Kuſs geschwängert, die Stadt, die unter ihm liegt, sie geboren hätte. Vettern und Basen, mit welchen die Verwandtschaft, seit drei Menschengeschlechtern, vergessen worden war, nannten sie ihr liebes Muhmchen; die ganze Strasse, in der wir wohnten, erschien an ihrem Namenstage, oder zu Weihnachten, oder wenn sonst die Gelegenheit dazu war, und beschenkte sie; wer sie nur einmal gesehen und einen Gruſs von ihr empfangen hatte, schloſs sie acht folgende Tage lang, so oft er sich zur Ruhe legte, in sein Gebet ein. Anton, der Grosvater, den sie in seiner letzten Krankheit gepflegt hatte, hatte ihr als einem Goldkinde, dem er ein Zeichen seiner Liebe zu ge-

ben wünschte, vorzugsweise vor mir und meinen übrigen Geschwistern, ein Landgut verschrieben, das vor den Thoren der Stadt liegt, und sie dadurch, unabhängig von mir, schon zur wohlhabenden Bürgerin gemacht. Fünf wackre Männer, jeder ihrer Schwestern Eine werth, wenn sie deren gehabt hätte, hatten nun schon um sie angehalten; dem Fräulein, das die Ritter umbuhlen, stand sie zur Seite; und wäre sie Eines gewesen, das Morgenland wäre aufgebrochen und hätte Perlen und Edelsteine, von Mohren getragen, ihr zu Füfsen gelegt. Wie viele Thränen vergofs ich, wenn ich dachte, dafs ich mich von ihrer Liebe zu mir, dieser wahren Milch meiner letzten Tage, nach dem unbegreiflichen Gesetz der Natur, würde entwöhnen müssen; doch weil Gottfried Friedeborn, der junge Landmann, dessen Güter das Ihrige umgränzen, sie zum Weibe begehrte, und sie, auf meine Frage: Katharine, willt du ihn? antwortete: Vater! Dein Wille sei meiner; so sagte ich: der Herr seegne euch! und weinte und jauchzte, und beschlofs, Ostern, die kommen, sie nur zur Kirch zu bringen. — So war sie, ihr Herren, bevor sie mir dieser verführte.

Graf Otto.

Nun? Und wie verführte er sie dir? durch welche Mittel hat er sie dir, und dem Pfad, auf welchen du sie geführt hattest, jetzt entrissen?

Theobald.

Durch welche Mittel? — Ihr Herren, wenn ich das sagen könnte, so begriffen es diese fünf Sinne, und so stand' ich nicht vor euch und klagte auf alle, mir unverständlichen, Grauel der Hölle. Der Teufel, der die Herzen der Mädchen, wie ihr euch auszudrücken beliebt, auf Tournieren und Ringelstechen, oder wo sonst die muntere Ritterschaft zusammen kommt, verführt, der ist mir gar wohl bekannt. Jugend heifst er, und hat glatte Scheitel, Fufse ohne Hufen und Hände ohne Klauen, mancher Seraph hat sie nicht kleiner; und steckte kein andrer in ihm, als der, so wollt' ich mich begnügen, mir die Haare auszuraufen, und schweigen. Was soll ich euch sagen, wenn ihr mich fragt: durch welche Mittel? Hat er sie am Brunnen getroffen, wenn sie Wasser schöpfte, und gesagt: Lieb Mädel, wer bist du? Hat er sich an den Pfeiler gestellt, wenn sie aus der Kirche kam, und gefragt: Lieb Mädel, wo wohnst du? Hat er sich in ihre Kammer geschlichen, und ihr einen Halsschmuck gebracht, und gesagt: Lieb Mädel, gefallst mir? Ihr hochheiligen Herren, damit war sie nicht zu gewinnen! Nicht mit Augen, seit sie gebohren ward, hat sie ihn gesehen; ihren Rükken und das Maal, das sie von ihrer seligen Mutter erbte, kannte sie besser, als ihn.

(er weint).

Graf Otto (nach einer Pause).

Und gleichwohl, wenn er sie verführt hat, du wunderlicher Alter, so mufs es wann und irgendwo geschehen sein?

Theobald (indem er sich noch das Tuch vorhält).

Heiligen Abend vor Pfingsten, da er, auf fünf Minuten, in meine Werkstatt kam, um sich, wie er sagte, eine Eisenschiene, die ihm zwischen Schulter und Brust losgegangen war, wieder zusammenheften zu lassen.

Wenzel von Nachtheim.

Was!

Hans von Unkenfeld.

Als er, auf fünf Minuten, in deiner Werkstatt erschien, um sich eine Brustschiene anheften zu lassen? —

Graf Otto.

Fasse dich, Alter, und erzähle den Hergang.

Theobald. (indem er sich die Augen trocknet)

Es mochte ohngefähr eilf Uhr Morgens sein, als er, mit einem Trofs Reisiger, vor mein Haus sprengte, rasselnd, der Erzgepanzerte, vom Pferd stieg, und in meine Werkstatt trat: das Haupt neigt' er, um mit den Reiherbüschen, die ihm vom Helm niederwankten, durch die Thür zu kommen. Meister, schau' her, spricht er: dem Pfalzgrafen, der eure Wälle niederreifsen will, zieh' ich entgegen; die Lust, ihn zu treffen, sprengt mir die Schienen; nimm Eisen und Drath, ohne dafs ich mich zu entkleiden brauche, und heft' sie mir wieder zusammen. Herr! sag' ich wenn euch die Brust so die Rüstung zerschmeifst, so läfst der Pfalzgraf unsre Wälle ganz; nöth'g' ihn auf einen Sessel, in des Zimmers Mitte nieder, und: Wein! ruf ich in die Thür und vom frischgeräucherten Schinken, zum Imbifs! und setz' einen Schemel, mit Werkzeugen versehen, vor ihn, um ihm die Schiene wieder herzustellen. Und während draufsen noch der Streithengst wiehert, und mit den Pferden der Knechte den Grund zerstampft, dafs der Staub, als wär' ein Cherub vom Himmel niedergefahren, emporquoll: öffnet langsam, ein grofses, flaches Silbergeschirr, auf welchem Fläschchen und Gläser und der Imbifs gestellt waren, auf dem Kopf tragend, das Mädchen die Thüre und tritt ein. Nun seht, wenn mir Gott der Herr aus Wolken erschiene, so würd' ich mich ohngefähr so fassen, wie sie. Geschirr und Becher und Imbifs, da sie den Ritter erblickt, läfst sie fallen; und leichenbleich, mit Händen, wie zur Anbetung verschränkt, den Boden mit Brust und Scheiteln küssend, stürzt sie vor ihm nieder: als ob sie ein Blitz niedergeschmettert hätte! Und da ich sage: Herr meines Lebens! Was fehlt dem Mädchen? und sie aufhebe: schlingt sie, wie ein Taschenmesser zusammenfallend, den Arm um mich: das Antlitz flammend auf ihn gerichtet, als ob sie eine Erscheinung hätte. Der Graf vom Strahle fragt: wess' ist das Kind? Gesellen und Mägde strömen herbei und jammern: hilf, Himmel! Was ist dem

Jüngferlein widerfahren? Mein Kathchen! sag' ich: soll ich dich zu Bette bringen? Doch sie, sie zittert; die Lippen bewegt sie, als ob sie etwas sagen wolle, und regt sich und sträubt sich und wischt sich die Augen, wie Einer, den ein unerhörter Vorfall betroffen hat. Und da sie sich nach und nach erholt, und mir die Wangen streichelt, als wollte sie sagen: guter, alter Vater! beruhige dich: so ruft der Graf noch einmal: wess' ist das wunderbare Kind? und fafst sie bei der Hand und zieht sie zu sich. Meins! gestrenger Herr, sag' ich; mein Goldkind, mein Käthchen! So frisch und gesund sonst, wie die Tannen auf den Spitzen der Berge! Ich heifse sie auf den Schemel vor ihm, auf welchem die Werkzeuge liegen, niedersitzen: doch da sie, in ziemlicher Fassung, zwischen seinen Knieen steht und ihm ins Antlitz schaut: so denk' ich, der Anfall ist wohl auch vorüber, und lasse die Mägde den Schutt wegräumen, und geh an mein Geschäft. — Der Graf vom Strahle spricht, während ich ihm an der Schulter arbeite: Katharina, jung Mädel, was auch hast du? Weshalb entsatztest dich so, als du eintratst? War, mein' ich, nicht vor mir? „Weifs nit, gestrenger Herr, antwortet sie, was mir widerfahren. Lafst gut sein; ist schon wieder vorüber," und streicht sich die Haare von der Stirn, und schweigt. Darauf sag' ich: Wohlauf, Herr Hutter! Nun mögt ihr den Pfalzgrafen treffen; die Schiene ist eingerenkt, das Herz wird sie euch nicht mehr zersprengen. Der Graf steht auf; er schaut das Mädchen, das ihm bis an die Brusthöhle ragt, vom Wirbel zur Sohle, gedankenvoll an; und beugt sich, und küfst ihre Stirn und spricht: „Der Herr segne dich, und behüte dich, und schenke dir seinen Frieden, Amen!" Und da wir an das Fenster traten, um ihn abreiten zu sehen: schmeifst sich das Mädchen, in dem Augenblick, da er den Streithengst besteigt, dreifsig Fufs hoch, mit aufgehobenen Händen, auf das Pflaster der Strafse nieder: gleich einer Verlornen, die nun ihres Lebens überdrufsig ist. Und bricht sich beide Lenden, ihr heiligen Herren, beide zarten Lendchen, dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau; und ich, alter, bejammernswürdiger Narr, der mein versinkendes Leben auf sie stützen wollte, mufs sie am meinen Schultern, wie zu Grabe, tragen: indessen er dort, den Gott verdamme, zu Pferd, unter dem Volk, das herbeigeströmt, herüberruft von hinten, was vorgefallen sei! Hier liegt sie nun, auf dem Todtbett, in der Glut des hitzigen Fiebers, sechs bleigeflügelte Wochen, ohne sich zu regen. Keinen Laut bringt sie hervor; auch nicht der Wahnsinn, dieser Dieterich aller Brüste, eröffnet die ihre; kein Mensch vermag das Geheimnifs, das in ihr waltet, ihr zu entlocken. Und prüft, da sie sich ein wenig erholt, den Schritt, und schnürt ihr Bündel, und tritt, beim Strahl der Morgensonne, in die Thür: Wohin? fragt sie die Magd; zum Grafen Wetter vom Strahl, antwortet sie, und verschwindet.

Wenzel.

Zum Grafen Wetter vom Strahl? — Es ist nicht möglich,

Hans.

Verschwindet?

Wenzel.

Und läfst Alles hinter sich zurück?

Hans.

Haus und Hof und den Bräutigam, dem sie verlobt war?

Wenzel.

Und begehrt auch deines Segens nicht einmal?

Theobald.

Verschwindet, ihr Herren — Verlafst mich und Alles, woran Pflicht, Gewohnheit und Natur sie knüpften — Küfst mir die Augen, die schlummernden, und verschwindet: ich wollte, sie hätte sie mir zugedruckt.

Wenzel.

Beim Himmel! Ein seltsamer Vorfall. —

Theobald.

Seit jenem Tage folgt sie ihm nun, gleich einer Metze, in blinder Ergebung, von Ort zu Ort; gefuhrt am Strahl seines Angesichts, funfdräthig, wie einen Tau, um ihre Seele, gelegt; auf nackten, jedem Kiesel ausgesetzten, Füfsen, das kurze Röckchen, das ihre Hufte deckt, im Winde flatternd, nichts als den Strohhut auf, sie gegen der Sonne Stich, oder den Grimm der Witterung, zu schützen. Wohin sein Fufs, im Lauf seiner Abentheuer, sich wendet: durch den Dampf der Klüfte, durch die Wuste, die der Mittag versengt, durch die Nacht verwachsener Wälder: wie ein Hund, der mit dem Schweife seines Herren genährt worden ist, schreitet sie hinter ihm her; und die gewohnt war, auf weichen Kissen zu ruhen, und das Knötlein spürte, in des Betttuchs Faden, das ihre Hand nachläfsig darin eingesponnen hatte: die liegt jetzt, einer Magd gleich, in seinen Ställen, und sinkt, wenn die Nacht kömmt, ermüdet auf die Streu nieder, die seinen stolzen Rossen untergeworfen wird.

Graf Otto.

Graf Wetter vom Strahl! Ist dies gegründet?

Graf vom Strahle.

Wahr ist's, ihr Herren; sie geht auf der Spur, die hinter mir zurückbleibt. Wenn ich mich umsehe, erblick' ich zwei Dinge: meinen Schatten und sie.

Graf Otto.

Und wie erklärt ihr euch diesen sonderbaren Umstand?

Graf vom Strahle.

Ihr unbekannten Herren der Vehme! Wenn der Teufel sein Spiel mit ihr treibt, so braucht er mich dabei, wie der Affe die Pfoten der Katze: ein Schelm will ich sein, holt er die Kastanie für mich. Wollt ihr meinem Wort schlechtweg, wie's die heilige Schrift vorschreibt, glauben: ja, ja; nein, nein; gut: wo nicht, so will ich nach Wien, und den Kaiser bitten, dafs er den Theobald ordinire. Alsdann mag Gott, der Herr, kurz und bündig, entscheiden: hier werf ich ihm vorläufig meinen Handschuh hin.

Graf Otto.

Ihr sollt hier Rede stehn, auf unsre Fragen! Womit rechtfertigt ihr, dafs sie unter eurem Dache schläft? Sie, die in das Haus hingehört, wo sie geboren und erzogen ward?

Graf vom Strahle.

Wollt ihr das wissen?

Graf Otto.

Allerdings. Wo trafst ihr sie zuerst an?

Graf vom Strahle.

Am Rhein, als ich nach Strafsburg zog, um mit dem Pfalzgrafen, des Friedens wegen, zu unterhandeln.

Graf Otto.

Erzählt den Hergang.

Graf vom Strahle.

Ich war, es mögen ohngefähr neun Wochen sein, ermüdet, in der Mittagshitze, an der Wand eines Felsens eingeschlafen: nicht im Traum gedacht ich des Mädchens mehr, das in Heilbronn aus dem Fenster gestürzt war: da liegt sie mir, wie ich erwache, gleich einer Rose, entschlummert zu Füfsen; als ob sie vom Himmel herabgeschneit wäre. Und da ich zu den Knechten, die im Grase herum liegen, sage: Ei, was der Teufel! Das ist ja das Käthchen von Heilbronn! schlägt sie die Augen auf, und bindet sich das Hütlein zusammen, das ihr schlafend vom Haupt herabgerutscht war. Katharina! ruf' ich: Mädel! Wo kommst auch her? Auf funfzehn Meilen von Heilbronn, fernab am Gestade des Rheins? „Hab' ein Geschäft, gestrenger Herr," antwortet sie, „das mich gen Strafsburg führt; schauert' mich im Wald so einsam zu wandern und schlug mich zu euch." Drauf lass' ich ihr zur Erfrischung reichen, was mir Gottschalk, der Knecht, mit sich führt, und erkundige mich: wie der Sturz abgelaufen? auch was der Vater macht? und was sie in Strafsburg zu erschaffen

denke? doch da sie nicht freiherzig mit der Sprache herausrückt: was auch geht's dich an, denk' ich; ding' ihr einen Boten, der sie durch den Wald führe, schwing' mich auf den Rappen, und reite ab. Abends, in der Herberg' an der Strafsburger Strafs, will ich mich eben zur Ruhe niederlegen: da kömmt Gottschalk, der Knecht, und spricht: das Mädchen sei unten, und begehre, in meinen Ställen zu übernachten. Bei den Pferden? frag' ich. Ich sag': wenn's ihr weich genug ist, mich wird's nicht drücken. Und füg' noch, indem ich mich im Bett wende, hinzu: magst ihr wohl eine Streu unterlegen, Gottschalk, und sorgen, dafs ihr nichts widerfahre. Und wandert Tags darauf, früher aufgebrochen, als ich, wieder auf der Landstrafse, und lagert sich wieder in meinen Ställen, und lagert sich Nacht für Nacht, so wie mir die Reise fortschreitet, darin: als ob sie zu meinem Trofs gehörte. Nun litt' ich das, ihr Herren, um jenes grauen Alten dort, der mich jetzt darum straft; denn der Gottschalk hatte das Mädchen liebgewonnen, und pflegte ihrer, als seiner Tochter; kömmst du einst durch Heilbronn, dacht' ich, so wird er's dir danken. Doch da sie sich auch in Strafsburg wieder bei mir einfindet, und ich gleichwohl spüre, dafs sie nichts im Ort erschafft: denn mir hatte sie sich ganz und gar geweiht, und wusch und flickte, als ob es sonst am Rhein nicht zu haben ware: so denk' ich, sollst ihr doch einmal mit der Sprache näher auf's Herz rücken und hören, was sie treibt. Und spreche, da ich sie auf der Treppe finde, mit Hemden, die ich abgelegt, und Strümpfen flickend beschäftigt: „Katharina! O Jungfrau! Wie auch steht's? Hast dein Geschäft in Strafsburg bald abgemacht?" Und eine Glut, wie wenn ein Heerd geschürt wird, flammt ihr über's Antlitz: — nein, flüstert sie, noch nicht; und hebt einen Knäuel auf, der ihr vom Schoofs herabgefallen war. Ich sage: woran auch liegt's? Wird sich der Vater daheim, wenn du so lang' ausbleibst, nicht härmen? — — Was denn ist's für ein Geschäft? setz' ich forschend hinzu, da sie nichts herfürbringt, weint, und mit der Nadel schafft, als jagte sie Einer. „Ei," spricht sie, „gestrenger Herr," und schaut auf die Wasche nieder, „ihr wifst's ja!" Ich? frag' ich. Nein, so wahr mir Gott helfe, da irrst du. Wie soll ich's wissen? Hast du's mir jemals anvertraut? — Käthchen! sag' ich, und nehm' ihr das Kinn, und richt' es sanft zu mir auf. „Gott!" ruft sie, „was quält ihr mich!" rafft Hemden und Strümpfe auf, neigt sich, und küfst mir des Mantels Saum, und geht ab. Holla! denk' ich, steht es so mit dir? und send' einen Boten flugs gen Heilbronn dem Vater zu, mit folgender Meldung: „das Käthchen sei bei mir; ich hütete seiner; in zwanzig Tagen könne er es vom Schlofs Wetterstrahl, daheim im Schwabenlande, abholen, wohin ich in fünfen aufbrechen und es mitnehmen würde."

Graf Otto.

Hat dies seine Richtigkeit, Alter?

Theobald.

Wahr ist's, ihr hohen Herren; er schickte mir den Boten gen Heilbronn, und ich,

guter, alter Narr, erschien auch. Doch das wufst' ich nicht, dafs es blos war, um mich zu äffen, und mir von seiner Kunst eine Probe zu zeigen; denn sie blieb nach wie vor bei ihm.

Graf vom Strahle.

Äffen! — Wenn du der Affe der Vernunft bist: was geht's mich an? Wärst du verständig verfahren, wie's deinem drei und funfzig jährigen Alter zukam: hättest du die träumerische Kunst nicht, von der du sprichst, zu Schanden machen, und das Mädchen mit dir nehmen können?

Graf Otto.

Weiter, Graf Wetter! berichtet den Vorfall!

Graf vom Strahle.

Da er am zwanzigsten Tage, verabredeter Mafsen, bei mir erscheint: mit dem Mädchen, das mir nach Schlofs Wetterstrahl gefolgt war, hatte ich kein Wort weiter gesprochen; nehm' ich ihn, ungesehen von ihr, und führ' ihn in meiner Väter Saal. Und such' ihn, der mir bang ins Antlitz schaut, durch Offenherzigkeit zu gewinnen; bericht ihm, was vorgefallen; wie mir das Mädchen, in thörichter Ergebung zugethan sei; wie ich gleichwohl von der Gewalt, die er über ihr Herz ausübe, mancherlei Proben hätte; und wie ich, für die Rückkehr zu ihrer Pflicht, Alles von ihrem Gefühl und dem Eindruck der ersten Überraschung erwarte, wenn er nur Klugheit genug habe, ihn nicht durch Schelten zu verwirren. Er auch, indem er ein wenig Muth fafst, verspricht mir, dafs er mild sein werde; er liebe das Mädchen viel zu sehr, sagt er, als dafs er ihr, um welchen Fehler es immer sei, lange zürnen könne; Alles sei vergeben und vergessen, wenn sie nur wieder mit ihm zurückkehren wolle. Dies abgemacht, gehn wir in den Stall hinunter, wo sie steht und mir eine Walle vom Staub säubert. So wie er in die Thüre tritt, und die Arme, mit thränenvollen Augen, öffnet, sie zu empfangen: stürzt mir das Mädchen leichenbleich zu Füfsen, alle Heiligen anrufend, dafs ich sie vor ihm schütze. Gleich einer Salzsäule steht er bei diesem Ausruf da; und ehe ich mich noch gefafst habe, spricht er schon, das entsetzensvolle Antlitz auf mich gerichtet: das ist der leibhaftige Satan! und schmeifst mir den Huth, den er in der Hand hält, in's Gesicht, als wollt' er ein Gräuelbild verschwinden machen, und läuft, als setzte die ganze Hölle ihm nach, nach Heilbronn zurück.

Graf Otto.

Du wunderlicher Alter! Was hast du für Einbildungen?

Wenzel.

Was war in dem Verfahren des Ritters, das Tadel verdient? Kann er dafür, wenn sich das Herz deines thörichten Mädchens ihm zuwendet?

Hans.

Was ist in seiner ganzen Aussage, das ihn anklagt?

Theobald.

Was ihn anklagt, fragt ihr? O du — Mensch, entsetzlicher, als Worte fassen und der Gedanke ermifst: stehst du nicht rein da, als hätten die Cherubim sich entkleidet, und ihren Glanz dir, funkelnd wie Mailicht, um die Seele gelegt! — Mufst' ich vor dem Menschen nicht erbeben, der die Natur, in dem reinsten Herzen, das je erschaffen ward, dergestalt umgekehrt hat, dafs sie vor dem Vater, zu ihr gekommen, um ihr von seiner Liebe Milch zu reichen, kreideweifsem Antlitzes entweicht, wie vor dem Wolfe, der sie zerreifsen will? Nun denn, so walte, Hekate, du Fürstin des Zaubers, moorduftige Königin der Nacht! Sprofst, ihr dämonischen Kräfte, die die menschliche Satzung sonst auszujäten bemüht war, blüht auf, unter dem Athem der Hexen, und schofst zu Waldern empor, dafs die Wipfel sich zerschlagen, und die Pflanze des Himmels, die am Boden keimt, verwese, rinnt, ihr Säfte der Hölle, tröpfelnd aus Stämmen und Stielen gezogen, fällt, wie ein Katarakt, in's Land, dafs der erstickende Pestqualm zu den Wolken empordampft, fleufst und ergiefst euch durch alle Röhren des Lebens, und schwemmt, in allgemeiner Sündfluth, Unschuld und Tugend hinweg!

Graf Otto.

Meinst du, dafs er ihr Gift eingeflöfst?

Wenzel.

Hat er ihr Getränke gereicht, die des Menschen Herz mit geheimnifsvoller Gewalt umstricken?

Theobald.

Gift? — Ihr hohen Herren, was fragt ihr mich? Ich habe die Flaschen nicht gepfropft, von welchen er ihr, an der Wand des Felsens, zur Erfrischung reichte; ich stand nicht bei ihr, als sie in der Herberge, Nacht für Nacht, in seinen Ställen schlief. Wie soll ich wissen, ob er ihr Gift eingeflöfst? Habt neun Monate Geduld, wenn ihr euch überzeugen wollt; alsdann sollt ihr sehen, wie's ihrem jungen Leibe bekommen ist.

Graf vom Strahle.

Der alte Esel, der! Dem entgegn' ich nichts, als meinen Namen! Ruft sie herein; und wenn sie ein Wort sagt, das mich auch nur von fern anklagt, so nennt mich den Grafen von der stinkenden Pfütze, oder wie es sonst eurem gerechten Unwillen beliebt.

Graf Otto.

Geh, Häscher, und rufe sie!

Zwei Häscher (ab)

Wenzel.

Bei meinem Eid! Dieser Vorfall macht meinen Witz zu Schanden.

Zweiter Auftritt.

Das *Käthchen von Heilbronn* (tritt auf, mit verbundenen Augen, geführt von) *zwei Häschern. Die Vorigen.*

Das Käthchen.

Bin ich am Ziel, ihr geheimnifsvollen Männer?

Der erste Häscher (indem er ihr das Tuch aufbindet)

Du stehst vor deinem Richter.

Der Zweite.

Sei wahr, als stündest du vor Gott; denn er sieht in dein innerstes Herz.

Käthchen. (sieht sich in der Versammlung um, und beugt, da sie den Grafen erblicht, ein Knie vor ihm)

Mein hoher Herr!

Graf vom Strahle.

Was willst du?

Käthchen.

Vor meinen Richter hat man mich gerufen.

Graf vom Strahle.

Dein Richter bin nicht ich. Steh' auf, dort sitzt er.
Ein Sünder steh' ich vor ihm, so wie du.

Käthchen.

Mein hoher Herr! Du spottest.

Graf vom Strahle.

Du hörst es, nein.

Was neiget du mir dein Angesicht in Staub?
Ein Zaubrer bin ich, und gestand es schon,
Und lafs' aus jedem Band', das ich dir wirkte,
Jetzt deine junge Seele wieder los.

(er erhebt sie)

Graf Otto.

Hier sitzen deine Richter.

Käthchen (sieht sich um)

Ihr versucht mich.

Graf Otto.

Hier tritt heran. Du sollst uns Rede stehn.

Käthchen (stellt sich neben dem Grafen vom Strahl, und sieht die Richter an).

Ihr sollt mir diesen Busen nicht verwirren.

Graf Otto.

Nun?

Wenzel.

Wird's auch werden?

Hans.

Wirst du dich bald uns nähern?
Wirst du zur Schranke treten, wie sich's schickt?

Käthchen (für sich)

Sie rufen mich.

Wenzel (befremdet)

Was fehlt dem Wesen dort?

Käthchen.

Auf Purpur sitzen sie, vermummt in Schwarz,
Wie das Gericht am jüngsten Tage, da.

Graf vom Strahle (sie aufweckend)

Du wunderliches Mädchen! Was auch hast du?
Du stehst hier vor dem heimlichen Gericht!

Auf jene böse Kunst bin ich verklagt,
Mit der ich, wie du weißt, dein Herz gewann;
Geh hin, und melde jetzo, was geschehn.

Käthchen (mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen)

Mein hochverehrter Herr! Du quälst mich grausam.
Belehre deine treue Dienerin,
Wie soll ich mich in diesem Falle fassen?

Wenzel.

Ist es erhört?

Graf Otto.

Die Dirne!

Hans.

Ist sie taub?

Graf vom Strahle (mit noch milder Strenge)

Du sollst sogleich vor jene Schranke treten,
Und Rede stehn, auf was man fragen wird!

Käthchen.

So ist es wahr: du bist verklagt?

Graf vom Strahle.

Du hörst.

Käthchen.

Und jene Männer dort sind deine Richter?

Graf vom Strahle.

So ist's.

Käthchen (zur Schranke tretend)

Ihr würd'gen Herr'n, wer ihr auch sein mögt dort,
Steht gleich vom Richtstuhl auf und räumt ihn diesem!
Denn beim lebend'gen Gott, ich sag' es euch,
Rein, wie sein Harnisch, ist sein Herz, und eures,
Verglichen ihm, und meins, wie eure Mäntel:
Wenn hier gesündigt ward, ist er der Richter,
Und ihr sollt zitternd vor der Schranke stehn!

Graf Otto.

Du Närrin, jüngst der Nabelschnur entlaufen,
Woher kommt die prophet'sche Kunde dir?
Welch ein Apostel hat dir das vertraut?

Theobald.

Seht die Unselige!

Käthchen (da sie den Vater erblickt, auf ihn zugehend)

Mein theurer Vater!
(sie will seine Hand ergreifen)

Theobald

Dort ist der Ort jetzt, wo du hingehörst!

Käthchen.

Weis' mich nicht von dir.
(sie faßt seine Hand und küßt sie)

Theobald.

— Kennst du das Haar noch wieder,
Das du in diesen Tagen grau gefärbt?

Käthchen.

Ich hab' in jeder Stund' einmal gedacht,
Wie seine Locken fallen. Sei geduldig,
Und gieb dich nicht unmäfs'gem Grame preis:
Wenn Freude Locken wieder dunkeln kann,
So sollst du wieder wie ein Jüngling blühn.

Graf Otto.

Die Häscher dort! Die Peitsche! Bringt sie her!

Theobald.

Geh hin, wo man dich ruft.

Käthchen (zu den Richtern, da sich ihr die Häscher nähern)

Was wollt ihr mir?

Wenzel.

Ward je ein Mädchen dreist, wie dies, gesehn?

Graf Otto (da sie vor der Schranke steht)

Du sollst hier Antwort geben, kurz und bündig,
Auf unsre Fragen! — Denn wir, von unserem
Gewissen eingesetzt, sind deine Richter,
Und an der Strafe, wenn du frevelitest,
Wird's deine übermüth'ge Seele fühlen.

Käthchen.

Sprecht, ihr verehrten Herr'n. Was wollt ihr wissen? —

Graf Otto.

Warum, als Friedrich Graf vom Strahl erschien,
In deines Vaters Haus', bist du zu Füßen,
Wie man vor Gott thut, nieder ihm gestürzt?
Warum warfst du, als er von dannen ritt,
Dich aus dem Fenster sinnlos auf die Straße,
Und folgtest ihm, da kaum dein Bein vernarbt,
Du Schaamvergessene, von Ort zu Ort,
Wohin sein stolzes Roß sich wendete?

Käthchen (hochroth und mit Beklemmung, zum Grafen vom Strahle)

Das soll ich hier vor diesen Männern sagen?

Graf vom Strahle.

Die Metze, die verwünschte, sinnverwirrte,
Was fragt sie mich? Ist's nicht an jener Männer
Gebot genug dort, daß sie reden soll?

Käthchen, (ganz in den Staub niederfallend)

Nimm mir, o Herr, das Leben, wenn ich fehle.
Was in des Busens stillem Reich geschehn,
Und Gott nicht straft, das braucht kein Mensch zu wissen;
Den nenn' ich grausam, der mich darum fragt.
Wenn du es wissen willst, wohlan, so rede,
Denn dir liegt meine Seele offen da.

Hans.

Ward, seit die Welt steht, so etwas erlebt?

Einer der vermummten Richter.

In Staub liegt sie vor ihm —

Ein Anderer.

Gestürzt auf Knieen —

Ein Dritter.

Wie wir vor dem Erlöser hingestreckt!

Graf vom Strahle (sich zu den Richtern wendend)

Ihr würd'gen Herrn, ihr rechnet, hoff' ich, mir
Nicht dieses Mädchens Thorheit an. — Dafs sie
Ein Wahn bethört, ist klar, wenn euer Sinn
Auch gleich, wie meiner, noch begreift nicht: welcher?
Erlaubt ihr mir, so frag' ich sie darum:
Ihr mögt aus meiner Fragen Art entnehmen,
Ob diese Brust hier schuldig ist, ob nicht.

Graf Otto (ihn forschend ansehend)

Es sei.
Versucht's einmal, Herr Graf vom Strahl, und fragt sie.

Graf vom Strahle (zum Käthchen)

Willt den geheimsten der Gedanken mir,
Kathrine, der dir irgend, fass' mich wohl,
Im Winkel wo des Herzens schlummert, geben?

Käthchen.

Das ganze Herz, o Herr, dir, willst du es:
So bist du sicher dess', was darinn wohnt.

Graf vom Strahle.

Wohlan. Jetzt sorge wohl, dafs du's mir hältst. —
Was ist's, mit einem Wort, mir rund gesagt,
Dafs du mir so abgöttisch zugethan?
Was schmiedet dich an meine Schritte an?

Käthchen.

Mein hoher Herr! da fragst du mich zu viel.
Und lag' ich so, wie ich vor dir jetzt liege,
Vor meinem eigenen Bewufstsein da:
Auf einem goldnen Richtstuhl lafs es thronen,
Und alle Schrecken des Gewissens ihm,
In Flammenrüstungen, zur Seite stehn:
So spräche jeglicher Gedanke noch
Auf das, was du gefragt: ich weifs es nicht.

Graf vom Strahle.

Du lugst mir, Katharina? Willst mich täuschen?
Mir, der doch das Gefühl dir just umstrickt?
Vor dessen höhrem Blick du offen liegst? —
Was hab' ich dir einmal, du weißt, gethan? —
— Was ist an Leib' und Seel' dir widerfahren?

Käthchen.

Wo?

Graf vom Strahle.

Da oder dort.

Käthchen.

Wann?

Graf vom Strahle.

Jüngst oder früherhin.

Käthchen.

Hilf mir, mein hoher Herr.

Graf vom Strahle.

Ja, ich dir helfen,
Du wunderliches Ding. —
(er hält inne)
Besinnst du dich auf nichts?

Käthchen (sieht vor sich nieder)

Graf vom Strahle.

Was für ein Ort von Allen, sag' mir an,
Wo je mein Antlitz dich erfreut, ist dir
Im jungen Busen träumend gegenwärtig?

Käthchen.

Der Rhein ist mir vor Allen gegenwärtig.

Graf vom Strahle.

Ganz recht. Da war's. Das eben wollt' ich wissen.
Der Felsen am Gestad' des Rheins, wo wir
Zusammen ruhten, in der Mittagshitze.
— Und du gedenkst nicht, was dir da geschehn?

Kathchen.

Was, mein verehrter Herr?

Graf vom Strahle.

Nicht? Nicht?

Käthchen.

Was meinst du?

Ich will dir Alles sagen, was ich weifs.

Graf vom Strahle.

— Was reicht' ich deiner Lippe zur Erfrischung?

Käthchen.

Du sandtest Gottschalk, deinen treuen Knecht,
Und hiefsest, weil ich deines Weins verschmahte,
Ihn einen Trunk mir aus der Grotte schöpfen.

Graf vom Strahle.

Hab' ich dich nie mit Wein getetzt, Kathrine?

Käthchen.

Niemals, mein hoher Herr.

Graf vom Strahle.

Auch nicht mit Wasser?

Käthchen.

Mit eigner Hand, fragst du?

Graf vom Strahle.

Ja, oder Milch.

Käthchen.

Du hast mich nie, mit was es sei, getetzt.

Graf vom Strahle.

Ich aber nahm dich bei der Hand, und reichte
Sonst deiner Lippe — nicht? Was stockst du da?

Käthchen.

Wann?

Graf vom Strahle.

Eben damals.

Käthchen.

Nein, mein hoher Herr.

Graf vom Strahle.

Jedoch nachher.

Käthchen.

In Straßburg?

Graf vom Strahle.

Oder früher.

Käthchen.

Du hast mich niemals bei der Hand genommen.

Graf vom Strahle.

Kathrine!

Käthchen. (errötend.)

Ach, was sag' ich. In Heilbronn.

Graf vom Strahle.

Wann?

Käthchen.

Als der Vater dir am Harnisch wirkte.

Graf vom Strahle.

Und sonst nicht?

Käthchen.

Nein, mein hoher Herr.

Graf vom Strahle.

Kathrine!

Käthchen.

Mich bei der Hand?

Graf vom Strahle.

Ja, oder sonst, was weiß ich.

Käthchen (besinnt sich)

In Straßburg hast du mir das Kinn erhöht.

Graf vom Strahle.

Wann?

Käthchen.

Als ich auf der Treppe saß, und weinte,
Und dir, auf was du sprachst, nicht Rede stand.

Graf vom Strahle.

Warum nicht stand'st du Red'?

Käthchen.

— Ich schämte mich.

Graf vom Strahle.

Du schämtest Dich. Ganz recht. Auf meinen Antrag.
Du wardst glutroth bis an den Hals hinab.
Welch' einen Antrag macht' ich dir?

Käthchen.

Du sagtest,
Der Vater würde sich in Schwaben härmen,
Und fragtest mich, ob ich nicht heim begehrte.

Graf vom Strahle.

Davon ist nicht die Rede. — Wo hab' ich sonst,
Wann irgend noch im Leben, dich getroffen?
— Ich hab' zuweilen dich im Stall besucht.

Käthchen.

Nein, mein verehrter Herr.

Graf vom Strahle.

Nicht? Katharina!

Käthchen.

Du hast mich niemals in dem Stall besucht,
Und noch viel weniger rührtest du mich an.

Graf vom Strahle.

Was! Niemals?

Käthchen.

Nein, mein hoher Herr.

Graf vom Strahle.

Kathrine!

Käthchen (mit Affect)

Niemals, mein hochverehrter Herr, niemals.

Graf vom Strahle.

Da seht die offenbare Lügnerinn!

Käthchen.

Ich will nicht selig sein, ich will verderben.
Wenn du mich je —

Graf vom Strahle (sie unterbrechend.)

Da schwört sie und verflucht
Sich, die leichtfert'ge Dirne, noch, und denkt,
Gott werd' es ihrem jungen Blut vergeben.
— Was ist geschehn, fünf Tag' von hier, am Abend,
In meinem Stall, als es schon dunkelte,
Und ich den Gottschalk hiefs, sich zu entfernen?

Käthchen.

O! Himmel! Ich bedacht' es nicht. Vergieb!
Im Stall zu Strahl, da hast du mich besucht.

Graf vom Strahle.

Nun also! Da besinnt sie sich. Und glüht,
Auch schon vor Scham, dafs es mich brennt, bis hier.
Da giebst du zu, dafs ich dich angerührt?

Käthchen.

Da geb' ich zu, dafs du mich angerührt.

Graf vom Strahle.

Nun?

Käthchen.

Mein verehrter Herr?

Graf vom Strahle.

Was will ich wissen?

Käthchen.

Was du willst wissen?

Graf vom Strahl.

Heraus damit! Was stockst du?
Ich nahm und herzte dich und küßte dich,
Und schlug den Arm dir —

Käthchen.

Nein; mein hoher Herr.

Graf vom Strahl.

Was sonst?

Käthchen.

Du stießest mich mit Füßen von dir.

Graf vom Strahl.

Mit Füßen? Was! Weshalb. Warum, Katharinchen?

Käthchen.

Weil ich dem Vater, der gekommen war,
Auf einem Wagen liebend von Heilbronn,
Um mich zu holen, nicht entgegen eilte
Und dir, statt ihm zu Füßen hinzusinken,
Das Knie in meiner Angst umklammerte.

Graf vom Strahl.

Da hätt' ich dich mit Füßen fortgestoßen?

Käthchen.

Ja, mein verehrter Herr.

Graf vom Strahl.

Ei, Possen! Was!
Du bliebst doch nach wie vor im Schloße zu Strahl.

Käthchen.

Nein, mein verehrter Herr.

Graf vom Strahl.

Nicht? Wo auch sonst?

Bayerische Staatsbibliothek München

Käthchen.

Ich gieng, als du die Peitsche riefst, hinaus
Vor das bemoos'te Thor, und lagerte
Mich draußen am zerfallnen Mauerring,
Wo in aufduftenden Hollunderbüschen
Ein Zeisig zwitschernd sich das Nest gebaut.

Graf vom Strahle.

Hier aber jagt' ich dich mit Hunden weg.

Käthchen.

Nein, mein verehrter Herr.

Graf vom Strahle.

Und als du wichst,
Rief ich den Nachbar auf, dich zu verjagen.

Käthchen.

Nein, mein verehrter Herr. Was sprichst du da?

Graf vom Strahle.

Nicht? Nicht? — Das werden diese Herren tadeln.

Käthchen.

Du kümmerst dich um diese Herren nicht.
Du schicktest Gottschalk mir, am dritten Tage,
Und ließest mir sagen, ich soll vernünftig sein.

Graf vom Strahle.

Und was entgegnetest du dem?

Käthchen.

Ich sagte:
Den Zeisig littest du, den zwitschernden,
In den aufduftenden Hollunderbüschen:
Mögt'st denn das Käthchen von Heilbronn auch leiden.

Graf vom Strahle (erhebt das Käthchen.)

Nun dann, so nehmt sie hin, ihr Herr'n der Vehme.
Und macht mit ihr und mir jetzt, was ihr wollt.
(Pause.)

Graf Otto.

Wenn euer Urtheil reif, wie mein's, ihr Herr'n,
Geh' ich zum Schluss, und lass' die Stimmen sammeln.

Wenzel.

Zum Schluss!

Einer der vermummten Richter.

Die Stimmen!

Alle.

Sammelt sie!

Hans.

Der Narr, der!
Der Fall ist klar. Es ist hier nichts zu richten.

Graf Otto.

Vehm-Herold! Nimm den Helm und sammle sie.

Vehm-Herold (sammelt die Kugeln, und bringt den Helm, worin sie liegen, dem *Grafen*.)

Graf Otto (steht auf.)

Herr Friedrich Wetter Graf vom Strahl, du bist
Einstimmig von der Vehme losgesprochen,
Und dir dort, Theobald, dir geb' ich auf,
Nicht fürder mit der Klage zu erscheinen,
Bis du kannst bessere Beweise bringen. —

(zu den Richtern.)

Steht auf, ihr Herr'n! Die Sitzung ist geschlossen.

Die Richter (erheben sich)

Theobald.

Ihr hochverehrten Herr'n, ihr sprecht ihn schuldlos?
Gott, sagt ihr, hat die Welt aus nichts gemacht;
Und er, der sie durch nichts und wieder nichts
Vernichtet, in das erste Chaos stürzt,
Der sollte nicht der leid'ge Satan sein?

Graf Otto.

Schweig, alter grauer Thor! Wir sind nicht da,

Dir die verrückten Sinnen einzurenken.
Vehm Hüscher, an dein Amt! blend' ihm die Augen,
Und fahr' ihn wieder auf das Feld hinaus.

Theobald.

Und dieses Kind? Mein Einziges? Mein Abgott?
Das soll zu dem Gemäuer jetzt zurück?
Das soll? —

Graf Otto.

Herr Graf vom Strahl, das überlasst
Die Vehme eurem Edelmuth. Ihr zeigtet
Von der Gewalt, die ihr hier übt, so manche
Besondre Probe uns; lasst uns noch eine,
Die gröfsere, bevor wir scheiden, sehn,
Und gebt sie ihrem alten Vater wieder.

Graf vom Strahle.

Ihr Herr'n, was ich thun kann, das soll geschehn. —
Kathrine!

Käthchen.

Mein hoher Herr!

Graf vom Strahle.

Ich will dir etwas sagen.
Du liebst mich.

Käthchen.

Von ganzem Herzen.

Graf vom Strahle.

Und was ich will, das thust du.

Käthchen.

Verlafs dich drauf.

Graf vom Strahle.

Gewifs?

Käthchen.

Verlafs dich drauf.

Graf vom Strahle.

Giebst du mir wohl das Leben?

Käthchen.

Mein hoher Herr.

Graf vom Strahle.

Nun! Sei mir offen. Sag' mir's.

Käthchen.

Stirbst du auch?

Graf vom Strahle.

Nein, davon red' ich nicht.

Käthchen.

Mein hoher Herr!

Graf vom Strahle.

Mithin, scheid' ich nicht auch, so giebst du's nicht?
— Rasch mit der Antwort nur!

Käthchen (stammelnd)

Was willst du haben?

Graf vom Strahle.

Ich will, daſs du zurück nach Heilbronn gehst. —
Du bleichst? Du stockst? Du wankst? Du willst es nicht?
Du willst es nicht?

Käthchen.

Ich hab' es dir versprochen.
(sie fällt in Ohnmacht).

Theobald (umfängt sie)

Mein Kind! Mein liebes Kind! Hilf, Gott im Himmel!

Graf vom Strahle (wendet sich)

Dein Tuch her, Hascher!
(er verbindet sich die Augen)

Theobald.

Du Vatermördergeist!
Muſst ich auch diese Probe deiner Kunst noch sehn?

Graf Otto (vom Rittersaal herabsteigend)

Was ist geschehn, ihr Herr'n?

Wenzel (betrachtet das Mädchen)

Sie fiel in Ohnmacht.

Graf vom Strahle (zu den Häschern)

Führt mich hinweg!

Theobald.

Der Hölle zu, du Satan!

Hans.

Schafft Wasser her!

Theobald.

Kathrine!

Graf Otto.

Häscher, fort!

Theobald Friedeborn.

Kennet du den Vater nicht mehr, Käthchen?

Käthchen.

Ach!

Wenzel von Nachtheim.

Sie schlägt die Augen auf.

Hans von Unkenfeld.

Sie wird sich fassen.

Graf Otto.

Bringt sie in das Gemach des Pförtners hin!

(der Vorhang fällt).

Zweiter Akt.

Scene: Wald vor der Höhle des heimlichen Gerichts.

Erster Auftritt.

Der Graf vom Strahle (tritt auf, mit verbundenen Augen, geführt von zwei Häschern, die ihm die Augen aufbinden, und alsdann in die Höhle zurückkehren. Er sieht sich um, nimmt sich den Helm ab, wirft sich auf's Gras nieder und weint).

Nun will ich hier, wie ein Schäfer, liegen und klagen. Die Sonne scheint noch röthlich durch die Stamme, auf welchem die Wipfel des Waldes ruhen; und wenn

ich, nach einer kurzen Viertelstunde, sobald sie hinter den Hügel gesunken ist, aufsitze, und mich im Blachfelde, wo der Weg eben ist, ein wenig daran halte: so komme ich noch nach Schloss Wetterstrahl, ehe die Lichter darin erloschen sind. Ich will mir einbilden, meine Pferde dort unten, wo die Quelle rieselt, wären Schaafe und Ziegen, die an dem Felsen kletterten, und an Gräsern und bittern Gesträuchen rissen; ein leichtes, weisses, linnenes Zeug bedeckte mich, mit rothen Bändern zusammen gebunden; und um mich her flatterte eine Schaar muntrer Winde, um die Seufzer, die meiner, von Kummer sehr gepressten Brust entschlüpfen werden, gradaus zu der Götter Ohr empor zu tragen. Wirklich und wahrhaftig! Ich will meine Muttersprache durchblättern, und das ganze, reiche Capitel, das diese Uberschrift führt: Empfindung, dergestalt plündern, dass keine Thräne mehr, die unter dem Monde rinnt, auf eine neue Art soll sagen können: ich bin betrübt. Wenn mir nur Gottschalk gegenüber säße, und irgend etwas, was es auch sei, vor uns auf der Erde läge, damit ich mir einbilden könnte, es sei ein Wettstreit. Alles, was die Wehmuth rührendes hat, will ich aufbieten, Lust und in den Tod gehende Betrübniss sollen sich abwechseln und meine Stimme, wie einen schönen Tänzer, durch alle Beugungen hindurch führen, die die Seele bezaubern; und wenn die Bäume nicht in der That bewegt werden, und ihren milden Thau, als ob es geregnet hätte, herabträufeln lassen, so sind sie von Holz, und Alles, was uns die Dichter von ihnen sagen, eine blosse angenehme Täuschung. O du — — — wie nenn' ich dich? Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Käthchen! Mädchen! Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Warum kann ich dich nicht aufheben, und in das duftende Himmelbett tragen, das mir die Mutter daheim im Prunkgemach aufgerichtet hat? Käthchen! Käthchen! Käthchen! Du, deren junge Seele, als sie heut nackt vor mir stand, von wollüstiger Schönheit gänzlich triefte, wie die, mit Ölen gesalbte, Braut eines Perserkönigs, wenn sie, auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird. Käthchen! Mädchen! Käthchen! Warum kann ich es nicht? Du Schönere, als ich singen kann, ich will eine eigene Kunst erfinden und dich weinen. Alle Phiolen der Empfindung, himmlische und irdische, will ich eröffnen, und eine solche Mischung von Thränen, einen Erguss so eigenthümlicher Art, so heilig zugleich und üppig, zusammenschütten, dass jeder Mensch gleich, an dessen Hals' ich sie weine, sagen soll: sie fliessen dem Käthchen von Heilbronn! Du kleines Veilchen, das an der bemoos'ten Felswand, im Schatten wildrankender Brombeergebüsche, blühte, und bestimmt schien, mir, wenn ich dich jemals erblickte, einen Geruch zuzusenden, und dann vergessen zu werden: was hast du meiner Brust angethan? So wahr mir Gott die Sünde vergebe, ich meine, meine Seeligkeit ist mir zugemessen. Ich weiss nicht mehr, warum ich Abends die Hände falten und beten soll: sobald nur der Dank für das, was mir heute geworden ist, ausgeweint ist. War's nicht, als sie sich da, in ihrer lieblichen Unschuld, vor mir entfaltete, als ob ich, diese Verbindung von Lieen und Fleisch und Blut, die gegen die Erde drückt, gänzlich zu Gesang verwandelt worden wäre; als schwäng' ich mich, wie ein Adler, kreisend und gewälzt und

kopfüber, in's Reich unendlicher Lüfte empor, immer jauchzend und wieder jauchzend: ich bin geliebt! daſs die ganze Welt, wie ein groſser Resonanzboden, mir wiederhallte: ich bin geliebt! — ich bin geliebt! ich bin geliebt! ich bin geliebt! schwächer der Nachhall liepelnd noch von den äuſsersten Sternen, die an der Gränze der Schöpfung stehn, zu mir herüber zitterte. — — — Ihr grauen, bärtigen Alten, was wollt ihr? Was verlaſst ihr eure goldnen Rahmen, ihr Bilder meiner geharnischten Väter, die meinen Rüstsaal bevölkern, und tretet, in unruhiger Versammlung, hier um mich herum, eure ehrwürdigen Locken schüttelnd? Hier ist kein erzbischöflicher Dom; sie und ich, wir stehen noch nicht, Hand in Hand, vor dem feierlichen Priester, und Friedrichs Lippe flüstert noch, auf die Frage: willt du sie zum Weibe? kein zitterndes: ja, hervor. Nein, nein, nein! sag' ich; das war beschlossene Sache, noch eh ihr kamt: ich werd' eurem stolzen Reigen mich anschlieſsen. Dich aber, Winfried, der ihn führt, Erster meines Namens, dich frag' ich, ob die Mutter meines Geschlechts war, wie diese: von jeder frommen Tugend strahlender, makelloser an Leib und Seele, mit jedem Liebreiz geschmückter, als sie? O Winfried! Grauer Alter! Ich küsse dir die Hand, und danke dir, daſs ich bin: doch hättest du sie an deine stählerne Brust gedrückt, du hättest ein Geschlecht von Königen erzeugt, und Wetter vom Strahle hieſse jedes Gebot auf Erden! Ich weiſs, daſs ich mich fassen und diese Wunde vernarben werde: denn in welchem Schmerze faſste sich nicht der Mensch? Die Zeisige werden verflattern, die zwitschernden, aus den Hollundergebüschen, Käthchen, du auch — und wirst nicht wiederkehren, wie sie! Doch wenn ich jemals ein Weib finde, das dir gleicht: so will ich die Länder durchreisen und die Sprachen der Welt lernen, und Gott preiſsen, in jeder Zunge, die geredet wird. — Gottschalk!

Gottschalk (aus der Ferne)

He!

U. s. w. *H. v. K.*

XIII. Saul und David.

(Gemälde des Hrn. v. Kügelchen.)

In seiner Burg auf goldnem Throne
Saſs König Saul in tiefem Schmerz,
Ihm brennt' auf seinem Haupt die Krone
Der Purpur brennt' auf Brust und Herz;
Am Herrn hatt' er sich schwer vergangen,
Sich wider sein Gebot empört,

Es war der Geist des Herrn von ihm gegangen,
Ein böser Dämon nahm sein Herz gefangen,
Blickt aus dem Aug' wild und verstört,
Wie gift'ger Nebeldunst auf schwarzer Hölle,
Der Fluch liegt auf des Königs Seele,
Mit tausend Schrecken wild ihm droht,
Und jede Stunde stirbt er einen Tod,
Die Menschen flohn, der Sonne Blick
Floh selber scheu vor seiner Nacht zurück.
So saß er, wie ein Bild von Stein,
Da tritt ein schöner Jüngling ein,
Mit Harfenspiel und Saitenklang,
Und hebt den lieblichen Gesang:

Auf den Herren will ich bauen,
Mild und freundlich ist der Herr!
Guter Hirt auf grünen Auen
Seine Lämmer weidet Er.
Über seinem treuen Volke
Ewig wacht sein Angesicht,
Tritt er auch in schwarze Wolke,
Bald erleuchtet uns sein Licht.

Herrlich führte seine Rechte
Uns durch wilde Meeresfluth,
Zog im Grauen tiefer Nächte
Vor dem Heer in heil'ger Gluth,
Gab das theure Land den Seinen,
Land, da Milch und Honig fleußt,
Lobt in Berg und Thal und Hainen
Ihn, dess Name Gnädig heißt!

Als die Heiden Bündniß machten,
Fuhren aus wie Stromes Lauf,
Rief der Herr zu heil'gen Schlachten
Manchen theuern Helden auf.
Richter, recht sein Volk zu richten,
Standen auf in Seiner Kraft,
Stolze Heiden zu vernichten,
Übten sie die Ritterschaft.

Preiset den Herrn auf neuen Saiten!
Einen Mann hat er erweckt,
Für sein heilig Volk zu streiten,
Ihn mit seinem Schild bedeckt,
Hat ihn auf den Thron erhoben,
Zog ihm selbst den Purpur an —
Auf, o König, ihn zu loben,
Der dieß Wunder dir gethan!

Auf! den Wassern zu entsteigen,
Die dir an der Seele stehn!
Laßt mit Pauken und mit Reigen
Uns zum Heiligthume gehn!
Auf! und seuch nun sonder Zagen
Wider Heiden nah und fern!
Durch dich wird der Herr sie schlagen!
Fällst du auch, du fällst dem Herrn.

Höre, was der Geist verkündet,
Hör', o König, deinen Knecht!
Einst aus unserm Blut entzündet
Sich ein göttliches Geschlecht!
Eine Wurzel wird ergrünen,
Allen Völkern Schatten streun,
Alle Welt dem Herren dienen,
Ein Hirt, Eine Heerde sein.

So sang der hohe Jüngling in die Saiten,
Und rührt die Harfe wohl mit kluger Hand,
Und wie die Töne voll und voller gleiten,
Der König von den Tod' erstand,
Er fühlt sich mächtig neugeboren
Im himmelhebenden Gesang,
Es kömmt, der Geist des Herrn, den Saul verlohren,
Auf ihn zurück in Harfenklang.
Schon längst das Schrecken seiner Knechte,
Steht auf der Fürst vom goldnen Thron,
Und reicht dem Sänger freundlich seine Rechte,
Und nennt ihn seinen lieben Sohn,

Und immer, wenn mit neuen Plagen
Der böse Geist sein Herz zerreifst,
Mufs David ihm die Harfe schlagen,
Und immer weicht der böse Geist.

IV.

Inhaltsanzeige.

Viertes und fünftes Heft. April und Mai 1808.

I. Fragment aus der Tragödie: Robert Guiskard, Herzog der Normänner, von H. v. Kleist

II. Der Alte und sein Übersetzer.

III. Die Abenteuer des Fiedlers von Schiras.

IV. Epigramme von Novalis.

V. Adam Müllers fünfte Vorlesung über das Schöne.

VI. Fabeln aus dem Dänischen des Adam Ohlenschläger.

VII. Ironie, Lustspiel; Aristophanes: von Adam Müller.

VIII. Fragmente einer Vorlesung des Doctor Schubert.

IX. Epigramme von Heinrich v. Kleist.

X. Etwas über Landschaftsmalerei von A. Müller.

XI. Variation auf Gothe's Musen und Grazien in der Mark, von Doctor Wetzel.

XII. Fragment aus dem Schauspiel: das Kathchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe, von Heinrich von Kleist.

XIII. Saul und David (Gemälde des Herrn Gerhard von Kugelgen) von W.

Von den Kupfern stellt das erste den Saul dar, den das Harfenspiel Davids zu erweichen anfängt, nach einem eben vollendeten Bilde des Herrn Gerhard von Kügelgen; das zweite den Amor, welchem Bachus eine Schale mit Wein reicht, nach einer Zeichnung des verstorbenen Carstens.

r h ö b u s.

Ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Müller.*

Erster Jahrgang.

Mit Kupfern.

Sechstes Stück. Junius 1808.

Dresden,

gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner.

I. La fête de la victoire où le retour des Grecs.

1er.

Il est tombé l'Empire du Troyen
Du vieux Priam le palais est en cendre.
Ivres de gloire et chargés de butin
Le choeur des Grecs se fait entendre.
Assis sur les bancs des vaisseaux
Qu'enchaine encor la mer pontide
Ils invoquent le vent rapide
Qui vers la Grece entrainera les flots.

Le choeur.

Célébrez votre noble yvresse
Chantez l'hymne braves guerriers,
Vos vaisseaux regardent la Grece
Vous retournez dans vos foyers.

2me.

Plus loin est la bande captive
Des femmes Troyennes en pleurs.
Le front prosterné sur la rive
Frappant leur sein plein de douleurs:
Pales, sombres, trainant leurs chaines,
Aux fêtes des vainqueurs elles mêlent leurs cris,
Elles pleurent leurs propres peines
Sur les cendres de leur pays.

Le choeur.

Adieu donc oh terre cherie!
Bien loin de toi sur ces vaisseaux
Des maitres étrangers entrainent notre vie,
Heureux les morts ils dorment en repos.

3me.

Le feu divin du sacrifice
Est préparé par les mains de Calchas;
Il invoque sa protectrice
Pallas qui fonde et détruit les Etats,
Neptune qui donne à la terre
La vaste ceinture des mers,
Et le Dieu maître du tonnerre
L'épouvante des coeurs pervers.

Le choeur.

La longue lutte est terminée,
Le cercle du tems est rempli.
Sous le poids de la destinée
Le grand Empire a fini.

4me.

Mais sur le front du fils d'Astrée
Quel nuage s'est répandu?
Il compte les rangs de l'armée
Que de guerriers ont disparu!
De cette héroique jeunesse
Qui vers le Simois suivit Agamemnon
Ah combien peu repassant l'Hélespont
Aborderont aux rives de la Gréce.

Le choeur.

Vous pour qui renaissent les fleurs
C'est à vous de chanter les plaisirs de la vie
Mais parmi vos freres vainqueurs
Combien ne verront plus leur riante patrie.

5me.

Ulysse que Pallas instruit de l'avenir
Laisse echapper ces accens prophétiques
Tous doivent-ils se réunir
En embrassant les autels domestiques
Peut être les Dieux des enfers
Menacent-ils une éclatante vie,
Et des Troyens qui brava la furie
Pourroit tomber sous des coups plus amers!

Le choeur.

Heureux celui dont l'epouse constante
A conservé l'honneur de sa maison;
Car l'infidele est trompeuse et mechante
Ses volages désirs égarent sa raison.

6me.

Ménélas contemple avec joye
Les charmes qu'il a reconquis,
Et l'insensible Héléne oubliant deja Troye
Se plait dans sa beauté dont les Grecs sont épris.
Que de maux a versés le seducteur perfide
Sur les vaincus sur les vainqueurs!
Mais Jupiter a tourné son égide
Ils ont péri les ravisseurs.

Le choeur.

Les Dieux vengent la foi trahie
L'hôte sacrilège est puni,
Et sur cette race ennemie
Le Ciel s'est appesanti.

7me.

D'une voix lugubre et troublée
Tout a coup le fils d'Oilée
S'ecrie en blasphème les Dieux,
Vantez le maitre du tonnerre
Vous qu'il lui plait de rendre heureux,
C'est au Hasard qu'il a livré la terre
La mort vous a ravi vos plus noble guerriers
Mais Thersite retourne en paix dans ses foyers.

Le choeur.

Le destin de son Urne immense
Laisse tomber les biens et les maux et la mort
Si vous gagnez le lot du sort
Vous pouvez chanter sa puissance.

8me.

Oui, la terrible guerre a frappé les meilleurs
Au milieu des champs des vainqueurs

Ton ombre me suit oh mon frère!
C'est toi dont la valeur guerrière
Comme une tour appuyoit nos combats;
Quand nos vaisseaux bruloient, seul tu sauvas la Grece
Mais le rusé par son adresse
A ravi le beau prix que méritoit ton bras.

Le choeur.

Que sa cendre au moins soit paisible,
Ajax a succombé mais sous ses propres coups,
De sa gloire les Dieux jaloux
Par la colere ont vaincu l'invincible.

9me.

Néoptoleme a fait couler le vin
Sur le tombeau qu'il éleve à son pére
Achille oh mon guerrier qu'il est beau ton destin!
La gloire est le premier des destins de la terre.
Sur le bucher notre corps doit périr
Mais notre cendre est ranimée
Quand la voix de la renommée
Nous évoque dans l'avenir.

Le choeur.

Héros de ta noble carriére
La gloire s'etendra jusqu'à nos derniers jours
La vie est passagére,
Les morts durent toujours.

10me.

N'oublions pas la gloire malheureuse
Dit le fils de Tydée ah du heros vaincu
Chantons aussi la lutte généreuse
Pour ses Dieux paternels il avoit combattu
Le noble Hector défendoit sa patrie
Si les lauriers couronnent nos efforts
A la plus noble cause il immola sa vie
Qu'un grain d'encens l'atteigne chez les morts.

Le choeur.

Qui combattit pour ses dieux domestiques
Qui fut le bouclier de sa vieille cité,

A pu tomber sous ses debris antiques
Mais par l'ennemi même il sera respecté.

11me.

Trois âges d'homme ont passé sur ta tête
Oh Nestor vieux convive oracle des Héros!
De la mère d'Hector au milieu de la fête
Il croit entendre les sanglots
Il prend la coupe couronnée,
Le vieillard connoit mal les profondes douleurs,
— Tiens lui dit-il infortunée
— Bois ce nectar c'est l'oubli des malheurs.

Le choeur.

Croyez nous deplorable Reine
Et ne repoussez pas les presents de Bacchus
Par sa puissance souveraine
Il rend l'espoir même aux vaincus.

12me.

Alors que le Ciel implacable
Lançoit sur Niobé ses arrets destructeurs
Elle n'a point dans ses douleurs
Refusé cé jus secourable.
Il retrouvera des beaux jours
Celui qui fait couler le nectar dans ses veines,
Car le souvenir de ses peines
Dans le Léthé se perdra pour toujours.

Le choeur.

Il retrouvera des beaux jours
Celui qui fait couler le nectar dans ses veines,
Car le souvenir de ses peines,
Dans le Léthé se perdra pour toujours.

13me.

Sous le poids des fers opprimée
La prophétesse obéit au destin
Elle voit dans les airs une sombre fumée
Planer sur les débris de l'Empire Troyen
— Ainsi dit elle sur la terre

Tout disparoit tout se détruit
D'un instant de bonheur la Splendeur passagère
S'eteint dans l'eternelle nuit —

Le choeur.

Que nos coursiers que nos vaisseaux agiles
Laissent loin derrière eux la crainte et le chagrin
Sur l'avenir soyons tranquilles
Peut être au sein des morts nous dormirons demain.

Madame de Stael-Holstein.

II. Das Mährchen von der langen Nase.

Es war einmal ein König, der hatte drey Söhne, dazu viel Land und Leute. Wie es nun mit ihm zum Sterben kam, rief er seine Söhne vors Bett, übergab dem Aeltesten Kron' und Scepter; zu den andern aber sprach er: Sehet mir nicht scheel, auch ihr sollt mir nicht leer ausgehen. So wie ich die Augen zu, machet euch auf den Weg alle drey nach meinem Sommerschlöfslein, da steiget den tiefen Keller hinunter, so wird euch rechter Hand ein eisern Kistlein in die Augen fallen, das öffnet (hier zog er einen güldnen Schlüssel herfür, gab ihnen den und sprach weiter:) und was ihr drinnen findet, das nehmet zu euch, jeglicher ein Stück. Aber hütet euch, dafs ihrs ja nicht verschenket oder lüderlicher Weise verliert: so wirds euch wohl gehen auf Erden.

Als der König solches geredet, entschlief er alt und lebenssatt und ward versammelt zu seinen Vätern.

Also machten die drey Brüder sich auf und ritten nach dem Schlöfslein, das war gelegen in einem grofsen dicken Wald. Gingen in den Keller und funden, wie der Alte ihnen gesaget, das Kistlein rechter Hand. Da war Freude über Freude! Schlossens flugs auf mit grofser Begier, der Aelteste liefs sichs nicht nehmen, thut den ersten Griff hinein, und was bringet er herfur? Ein metallnes Hörnlein, darauf stund eingegraben: Wie viel Kriegsleut willtu? Darnach zog der Andre heraus einen Gürtel, darauf war zu lesen: Wohin willtu? Endlich zum dritten griff der Jüngste hinein, und siehe da einen ledernen Beutel mit den Worten: Wie viel Geld wunschestu?

Da sahen alle drey einer den andern an, meinten, es sey Possen und Narrentheiding, und der Schatz noch unten auf dem Boden des Kistleins, wie sie aber hinein-

guckten, funden sie's leer. Da sprach der Aelteste: Wohlan! lafs sehen, ob mein Wünschhörnlein Probe hält, oder obs eitel Trug ist mit alle diesem Ding? Wünschte sich alsbald tausend der allerschönsten Feldjäger zu Rofs, stöfst ins Horn, und wie er zum Fenster hinausschaut, siehe, da zeucht die Schaar schon auf im Schlofshof, fehlt kein Häärlein an tausend Mann, alles stattliche Leut und Rofs, mit Hörnerschall und Jagdmusik, fast lieblich anzuhören. Drauf wünschet sich der Andre an den Hof seines Herrn Grofsvaters, mütterlicher Seit, Herzogen zu Samarkand, thut den Gürtel um seine Lenden, und eh man sagt: Huy! war er daselbst, wohl hundert Meilen weit, wünschet sich augenblicks wieder zurück, und ehe man auf drey zählen mag, stund er wieder unter seinen Brüdern. Da kriegt der Jüngste auch Lust, seinen Beutel zu probiren, wünscht sich hinein tausend Goldgülden. Wird der Beutel stracks schwer in seiner Hand, dafs er ihn schier mufs fallen lassen, und wie ers ausschüttet und zählt, ists von Heller zu Pfennig die verlangte Münz. Defs wurden die drey gar höchlich froh, sprechen unter einander: Nun sind wir gemachte Leut, kein Kayser noch König auf Erden mag uns was anhaben, und Hungers sterben werden wir, so Gott will, auch nicht.

Der Aeltest ging hin, und saxte sich auf seines Vaters Thron, regierte schlecht und recht, in Fried' und guter Ruh, thät auch den Armen viel Guts. Der Ander bauete sich ein Haus in einer gar anmuthigen Aue, nahm ein Weib von den Töchtern des Landes und lebete fein still und vergnüglich. Brauchte also der Beyden keiner das ihm zugedachte Geschenk. Der Aeltest kein Kriegsvolk, dieweil er mit seinen Nachbarn in guter Eintracht lebete. So wünschte sich auch der Ander um alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit von Weib und Kind, Haus und Hof, keinen Augenblick anders wohin.

Dem Jüngsten aber kam ein Gelüsten an, sein Heyl zu versuchen in der Fremde, und auswärtige Höfe zu beschen. Denn er gedachte in seinem Herzen: Mir kann's nicht fehlen! Wer nur hat Geld, kömmt durch die Welt! (Ja wohl, mein Prinz, hättest nur auch das Sprüchlein wissen sollen: Wer hat Verstand, kommt auch durchs Land!) Aber höret nur weiter!

Nach vielen Ebentheuern (deren hie zu gedenken zu weitläuftig) kömmt mein Prinz an eines grofsmächtigen Kaysers Hof, weit draufsen, wo die Welt schier ein Ende hat. Da ist eine Pracht und Herrlichkeit, dagegen ihm seines Vaters Hof fast nur ein Bauerhäuslein bedünken will: Gold, Silber und Edelgestein in solcher Meng', als ob man in die Sonne sähe. Das edelste Kleinod aber war des Kaysers Tochter, ein Ausbund und Allerweltswunder an Schönheit, Augen wie Demant, und gewachsen wie eine Ceder auf Libanon: also, dafs, wo ihr Gemüth war' gewesen gleich ihrer Leibes- und Liebesgestalt, mucht' man sie leicht für die Schönste auf Erden halten. Aber inwendig da safs der Rost, wie blank und gülden sie von Aufsen war. Arglistig war sie, tückischer und schadenfroher Gemüthsart, kurz eine böse Sieben von Kin-

desbeinen an, und hatte schon manchen edlen Prinzen, der kommen war, tugendlich um sie zu freyen, gottserbärmlich genarrt und ins Unglück bracht, also, dafs ihrer etliche sich ersauft oder sonst ein Leids angethan hatten.

Nun kömmt mein Prinz angefahren, siehet das Meerwunder, darnach alle Welt wie toll rennet, und davon er schon gehöret in fernen Landen, auf einem Turnier, so eben ihr zu Ehren gehalten ward, und wie's von einem jungen hitzigen Blut kaum anders zu erwarten, vergafft sich gleicherweis in sie. Von Gestalt war der Prinz ein feiner Mann, hatte lang goldgelbes Haar, schöne blaue Augen und eine Adlernase, dazu Arm und Bein wie gegossen. Machte daneben überschwenglichen Aufwand, was ihm nicht theuer zu stehen kam, stolzirte überall in Gold, Seide und Purpur, Perlen und köstlichem Gestein, gleich als hätte er die ganze Welt an sich bracht.

Was Wunder, dafs der Prinz Gnade fand vor den Augen der kayserlichen Jungfrau, denn Gold, Stand und Schönheit sind die Angel, da man dergleichen Fische gar leicht mit fanget. Sie nahm ihn also zu ihrem Buhlen, behielt jedoch beständig den Schalk im Herzen, und so heifs verliebt er in sie war und so grausam ernstlich er sich gebehrdete, meynte sie's doch eben nicht allzu redlich mit ihm. Gedachte wohl gar bey sich, es ihm wie den andern je eher je lieber tüchtig einzutränken, und ihn mit einer langen Nase abziehen zu lassen. Aber hinterm Berge wohnen auch Leute.

Der Prinz kam also in der Liebe nicht weit mit ihr und bliebs lediglich beym A. B. C., bald war sie lau, bald gar eiskalt, und quälte den armen Prinzen, dafs er hätte mögen Blut weinen. Nun wunderte sich aber Jedermann am Hof über den unsäglichen Reichthum des Prinzen, denn es war ihm Gold wie Sand und Diamanten wie schlechte Kiesel. Und doch sah und hörte man niemalen, dafs er Geld oder Wechsel von Haus oder sonst woher bekäme. Meynten dahero etliche, es sey nicht gar geheuer mit ihm, und der Leidige schleppe ihm den Mammon zubey. Ja den Kayser selber wollt' es seltsamlich bedünken, störte deshalb seine Prinzessin Tochter an, sie möchte es von ihrem Schatz auszulocken suchen, von wannen ihm das ewig viele Geld käme? Die Prinzessin sprach: Ich will zusehen. Wie nun der Prinz eines Tages bei ihr safs, und sie ihm mit Herzen und Küssen dermafsen zugesetzt, dafs er in seinem Leibe keinen Rath wufste, fragt sie ihn um das Geheimnifs. Siehe da erzählts ihr der Thor mit dem Beutel, bittet aber inständigst, sie möchte ja Niemandem ein Wort von sagen. Sie sprach: Ey, Lieber! du kurzweilest mit mir; wie mag ein Beutel so grofse Dinge thun? (Scil. ein leerer.) Da zog ers herfür in seiner Verblendung, gabs ihr und bat, sie möchte eine Probe damit machen. Die Prinzessin thät also, wünschet sich flugs zehentausend Goldgülden, und da sie's ausschüttet, fand sichs also. Wie sie nun des Dings inne worden, dafs es wahr und richtig, rief sie mit lauter Stimme ihrem Herrn Vater, (der im Nebengemach hielt zusamt dem ganzen Hofstatt.) Der trat herein, da überantwortet sie den Wunderbeutel in seine Hand. Gebot zugleich dem Hofgesind, dafs sie den Prinzen griffen und über die Gränze

schafften. Und es geschah also. Da half kein Singen noch Sagen, kein Bitten noch Klagen, der Prinz mufste fort, und sein Glückebeutel blieb dahinten.

Nun scheuete er sich, heim zu ziehen zu seinen Brüdern, meynete, sie möchten ihn gar hart anlassen seines Unverstands halber, welches er auch vollauf verdienet. Endlich aber, wie der arme Schächer gebrannten Hunger und Kummer zu leiden anfängt, macht er sich doch auf, und kömmt bey Nacht und Nebel auf seines andern Bruders Landgütlein. Der kennt ihn kaum, so abgerissen und ausgezehrt sieht er aus, wie des leibhaftigen Hungers Mundkoch. Fragt ihn darauf: wie er so heruntergekommen? Da erzählt der verlohrne Sohn von seinem Unfall mit dem Beutel, bittet auch den Bruder aufs allerflehentlichste, er möcht' ihm seinen Gürtel leihen, dafs er den Beutel wiederholen könnt, ohne den wär' er ja ein geschlagner Mann für seine ganze Lebenszeit. Der Bruder sprach: Du bist ein Narr, würdest mir auch den Gürtel verdämmern, gleichwie du dir den Beutel hast abschwatzen lassen. Darum so will ich meinen Gürtel bey mir behalten, auf dafs ich nicht auch um mein Erbtheil luderlich komme. Der Jüngste sprach: Ach nein, liebster Herr Bruder, gewifslich bring' ich ihn wieder, und den Beutel dazu, da wollen wir fein brüderlich beysammen leben. Das Fraunbild aber hab' ich mir längst aus dem Sinn geschlagen, die soll mir kein Häärlein aus dem Barte ziehn. Wie nun der Bruder sah, dafs der arme Schelm so gar kläglich thut, ginge ihm durchs Herz und gab ihm den Gürtel. Den schnallet der Jüngste ohn' Verzug um den leeren Magen, wünschet sich ins Schlafgemach seiner schönen Grausamkeit, allwo, wie er wohl vermerket, sie den Beutel in einem Wandschrank verschlossen, (NB. einen guten Dietrich nicht zu vergessen,) und ehe man die Hand umdreht, ist er am gewünschten Ort.

Aber ach unglücklich Glück! Es war eben ein Stündlein vor Mitternacht, ein Nachtlicht brannte im Gemach, die Prinzessin aber lag auf ihrem Ruhebettlein ausgestreckt, blühete wie eine Rose, und schlief so sanft und süfs, wie wenn sie in ihrem Leben kein Wasserlein getrübt. Ganz leise auf den Zehen will der Prinz nach dem Wandschrank schleichen, den Beutel herausthun und sich auf und davon machen. Wie er aber an der schlafenden Schönheit vorbeykommt, mocht er sich doch nicht entbrechen, ein wenig hinzuschielen, dachte: ein Kufs wird doch den Hals nicht kosten! schlich also herbey und kufste sie recht inbrünstig auf ihren warmen purpurrothen Mund. Drob fährt sie aus dem Schlaf, wird des Prinzen gewahr, fasset sich aber gleich, wohl merkend, dafs er nicht auf natürlichem Weg hereinkommen. Fallt ihm ohn' Umständ' um den Hals und treibts also minniglich mit Herzen und Küssen und was sonst des Brauchs bey jungem Volk, dafs er wohl siebenmal verliebter wird, wie zuvor nimmermehr. Wie er nun so recht in seinem Esse, ersiehet sich der Schalk den Augenblick, spricht: Mein! wie bistu doch zu mir hereinkommen? sintemahl alle Zugang' und Pforten, dazu alle Stiegen des Schlosses mit Schweizern und Trabanten besetzet sind. Da lässet sich der einfältige Tropf ja abermal fangen, antwortet: er wolle es ihr nur sagen: er habe einen Gürtel, wenn er den um seine Lenden

gürtete, und wünschte sich wohin, den Augenblick wär' er da. Die schlaue Katz (wo anders solch Meisterstück des Schöpfers, leibliche Schönheit anlangend, also zu nennen) stellt sich, wie wenn sie in die Wahrheit seiner Aussag Zweifel setzte, bittet sich darauf den Gürtel aus, ihn zu besehen. Kaum aber hat sie ihn in ihrer boshaftigen Hand, schreyt sie aus Leibeskräften: Heda! Trabanten, herein! Der Schurk da hat sich böslicherweis zu mir hereingeschlichen, und stehet nach meiner jungfräulichen Ehre. Die Kriegsknechte, wie sie solches hören, brechen herein, fahen und binden ihn, und, nachdem man ihn wohl gestäupet, wird der arme Schelm abermal Lands verwiesen, auch ihm angedeutet, wofern er wiederkäme, wolle man ihn henken lassen.

Da zieht nun mein Prinz vom Berge Miserere hin, hängt den Kopf, wie ein alter übertriebner Gaul, weifs nicht, wo aus noch ein. Endlich fasset er sich ein Herz, und machet sich auf zu seinem ältesten Herrn Bruder, dem König, denkt bey sich, mein Bruder hat Land und Leut, kann mich wohl zum Landpfleger machen, hab' ich keinen Beutel, haben andre Leute welche, die will ich schon pflegen (wollte sagen: fegen). Sein Bruder aber, der König, lässet ihn sehr zornig an, schilt ihn einen Schalksnarren über den andern, so auch alle auf ihm Raum hatten. Dieser aber, der Jüngste, thut gar sehr busfertig über seinen losen Streich, vermisset sich auch hoch und theuer, wofern ihm der Bruder sein Horn liehe, wolle er blutige Rach' an der Bubin nehmen, ihr ganz Geschlecht vertilgen vom Angesicht der Erden, ja auch des Kinds im Mutterleibe nicht schonen. Der König denkt: Das klinget fein! Wenn er nur Wort hält! lasset sich endlich durch viel Bitten und Flehen bewegen, dafs er ihm sein Horn leihet.

Wie nun mein Prinz wieder vor der kayserlichen Hauptstadt ist, thut er sein Horn herfur, stöfst gar gewaltig hinein, und siehe da! ein zahllos Heer, wie Sand am Meer! dafs die Erde schier bricht und die Luft in Brand geräth von der Waffen Glanz. Auch dreytausend Riesen waren dabey, die stunden vor dem Kriegshaufen, gleich als ein Eichenwald.

Alsogleich blasen die Wächter auf den Thürmen Sturm, wie sie des Volks ansichtig werden, die Burger lauffen auf die Mauern, und in Zeit einer Viertelstunde war kein rothes Gesicht mehr in der ganzen Stadt. Und doch kunt kein Mensch begreifen, was es fur ein Feind sein möchte, und woher des Landes? Sintemahl auch nicht die kleineste Zeitung von feindlichem Einfall vernommen, und wars, wie wenn das Volk aus der Erden aufgeschossen. Indem stehet Rofs und Mann schon vor den Thoren, und die Riesen fangen an, die Stadtmauern niederzureifsen. Nun erst erkennet man den Prinzen an der Spitze seines reisigen Gezeugs und weifs, welchen Feind man vor sich hat. Eilends verfuget sich Sr. Majestät, der Kayser, zu Ihrer Prinzessin Tochter, bittet, sie möchte flugs hinausgehen und den Prinzen besänftigen, sie allein vermochte das Unheil zu wenden von Stadt und Land. Wie die Prin

zessin solches vernommen, gedachte sie: den Vogel wollen wir schon fangen! oder das Kernsprüchlein müfste lügen: Alte Liebe rostet nicht! Schmücket sich aufs allerköstlichste, als sollts stracks zur Trauung gehn, also dafs einem die Augen übergingen, so man sie ansahe, für grofser Pracht und Herrlichkeit und dem Blitz und Schein der Juwelen. Und so gehet sie mit dreyfsig ihrer auserwählten Jungfrauen hinaus in der Feinde Heer. Da gabs nun grofse Augen, wie sie durch den Zug hindurchging, unerschrocken und wohlgemuth, thät ihr auch Niemand was zu Leide.

Wie der Prinz ihrer nun ansichtig wird, fähret alsbald der alte Narr in ihn, nimmt sich jedoch zusammen, macht ein kreuzgrimmig Gesicht, und spricht: Was willtu mir, du Otterngezücht? Wart! Nun sollts deinem verdienten Lohn nicht entlaufen. Worauf die kayserliche Jungfrau sich vor ihm auf die Knie wirft, gar klaglich sich gebehrdet mit Weinen und Händeringen, sprechend: Ach habe Gnade mit deiner armen und elenden Magd! Ein böser Zauber hat mich verführet, dafs ich also gottlos an dir gehandelt. Nun aber ist mir das Auge aufgegangen, sehe wohl, welch grofsen und mächtigen Herrn ich beleidigt, und es gereuet mich meiner Schuld von Herzensgrund. Bittet darauf gar demüthiglich um seine Liebe und Hand, wolle ihm hold und getreu seyn all ihr Lebelang, wofern er sein Kriegsvolk abzöge und der armen unschuldigen Stadt sich erbarmte. Spricht der Prinz: Wo du mir den gestohlnen Beutel und Gurt herausgiebst, will ich Gnade für Recht ergehen lassen. Welches denn die Prinzessin mit einem hochtheuren Eyd gelobet, er solle nur mit ihr kommen zu Stadt und Schlofs, wolle ihm die Sachen selber einhändigen. Der Prinz, wie er solches höret, ist, wie wenn er vom Tod' auferstünde, macht sich sofort auf den Weg, und die Prinzessin führet ihn an ihrer zarten schneeweifsen Hand in ihr Schlafgemach. Siehe da fängt die Schlange — ihr höllisch Spiel und Teufelskunst mit Herzen, Drücken und Liebkosen von neuem an, dafs der arme Prinz schier von seinen fünf Sinnen kömmt, nicht weifs, was oben, was unten? Spricht zu ihm das giftige Kraut, wie er seine Sachen verlangt: Es hat nicht Eil. Lieber! so ruhe ein wenig aus von dem Kriegszug! und setzte ihn auf ihr Ruhebettlein nieder — — —

Ueber ein Kleines spricht die Prinzessin: Lieber, aber sage mir doch, denn siehe, ich bin dein Weib und brauchts da wohl kein Geheimhalten mehr: Wie in aller Welt bistu zu dem Kriegsvolk kommen? da doch keine Seele von erfahren. Der Prinz antwortet: Ey das will ich dir sagen. Siehe da mein Horn, blas' ich hinein, steht alsogleich so viel Kriegsvolk da, als ich wünsche. Ey, spricht das saubere Kräutlein, lafs sehen, ob ichs auch vermag. Stöfst ins Horn, und wünschet sich sechs grofsmächtige Riesen ins Gemach, stöfset noch eins hinein, damit das Kriegsheer vor der Stadt zerstiebe. (Denn auch diese Kraft war in dem Horn, lebendig machen und tödten.) Den Riesen drauf gebot sie: dem Prinzen Hände und Fufse zu binden und ihn aus dem Land zu werfen. Das Horn aber behielt sie und hinge zu dem Beutel und dem Gurt in den Wandschrank.

So begab sichs nun, dafs der arme Prinz anstatt der gehofften Himmelfahrt zum Dritten in Höll' und Elend mufste, wollt' auch das Tageslicht nicht mehr sehen für grofser Scham und Betrübnifs. Ging in die Wüste, da kein Mensch hinkam, daselbst wollt' er sich ums Leben bringen. Nur konnt' er nicht sogleich mit sich eins werden, welches Todes er sterben wolle, hängen däuchte ihm zu niederträchtig, ersäufen, da, dacht' er, könnt' ihn wohl gar der Schlag im Wasser rühren, zum Erstechen gebrachs ihm an Schwerdt oder Messer, und das Pulver war dazumal noch nicht erfunden, er auch just nicht der Mann dazu. Endlich beschlofs er bey sich, Hungers zu sterben, fastet auch richtig drey Tag, und bereitet sich gar erbaulich zu seinem Ende. Am vierten Morgen aber geschah's, dafs er einen Feigenbaum zu Gesicht bekömmt, der mitten im bittersten Schnee und Winter grün war über und über, und schier brach unter der allerherrlichsten Frucht. Da sprach der Arme bey sich: Sterben will und mufs ich einmal, aber eine Feige möcht' ich doch noch kosten vor meinem sel'gen Ende. Gedacht! Gethan! Die Feige zerfloss ihm auf der Zung', so gar süfs und saftig war sie, und mundete ihm wie Himmelsmanna.

Wie er aber im besten Essen, kömmt's ihm vor, wie wenn seine Nase länger werde. Ey, denkt er bey sich, krieg' ich auch eine lange Nase mit ins Grab, was schadets? will mich doch zu guter letzt satt Feigen essen! Und so macht er sich über den Baum her, schlägt seiner Frucht wohl eine Metz' in den Leib. Lässet sich auch nicht abschrecken, dafs seine Nase mit jedem Bissen zusehends wächset, steckt das Ende davon, wie er sich wohl gesättigt, in die Tasch', und denket nun im Ernst an seinen Tod und Abscheiden aus diesem Jammerthal.

Nach dreyen Tagen Fastens aber plagt ihn der leidige Hunger wieder gar zu sehr, als sollt' er nach seiner Geburt noch den ersten Imbifs thun. Und wie er seine Augen aufhebet, siehe so stehet ein Apfelbaum vor ihm, übersäet mit der allerschönsten Frucht, wie Paradiesäpfel, roth und weifs, dafs einem das Herz im Leibe lacht. Ey, spricht der arme verlafsene Pilgrim: Mufs ich sterben, will ich noch noch einmal der köstlichen Gottesgabe mich erlaben. Die Aepfel wachsen ohnedem in der Wildnifs, da es keinem Menschen zu gut kommt.

Unter solchen und andern beweglichen Reden kömmt er zum Baum und bricht sich einen Apfel. Isset ihn auch mit grofser Begier, und däucht ihm, kein Apfel in seinem Leben hab' ihm also wohl geschmeckt. Kaum aber, dafs er ihn gegessen, wills ihm bedunken, als reget sich was Lebendigs in seiner Taschen. Und wie er zusiehet, ists ja die Nase, die wird ihm in und unter der Hand kürzer, worüber der gute Prinz grofse Freud' empfindet, denn wiewohl er ihme zu sterben gar ernstlich fürgesetzet, mucht er doch lieber mit seiner ordentlichen denn mit einer langen Nasen sterben. Danket auch Gott mit lauter Stimme, dafs er ihn wollt' von solchem Ungethüm in Gnaden erlösen, nimmts für einen Wink von oben, dafs er sein junges Leben annoch friste, und isset mit Zuversicht eine gute Tracht von den allerliebsten

Aepfeln hinein. Gleichwie nun bei den Feigen die Nase zuschends gewachsen, nimmt sie bey den Aepfeln mit jedem Bissen ab und kriechet ein. Also dafs er gar furcht, wo er mit Essen so fortführe, möcht' ihm auch seine wahre Nase einschwinden. Hielte daher mit der linken Hand das Ende derselben fest, damit er zu rechter Zeit aufhörte mit Essen. Allein wo die gedrehte Nas' an der rechten anfing, nahm das Abnehmen glücklicherweis nicht mehr zu, und nun mucht' er so viel essen als er wollt', seine natürliche Nase blieb ihm und schälte sich auch kein Häutlein davon.

Wie nun der Prinz den Bauch voll hatte, war Sterben und Vorbereitung zum Himmel rein verfressen und vergessen; gedachte schon, wie er sich wollt' noch manch lustigen Tag auf Erden machen. Vor allem kam ihm das Leid wieder in Sinn, so die grundböse, ehr- und tugendvergefsne Prinzessin ihm angethan, und er sann hin und her, wie er sich an ihr rächete. Mit Eins fuhrs ihm durch den Kopf, er suche den Esel und reite selber drauf, gedachte der Feigen und Aeptel, und fand darin das unvergleichlichste Mittel zu seinem Fürhaben.

Er verkleidete sich als Bauer, thät der Feigen eine gute Meng' in einen feinen Korb, und macht sich auf den Weg nach der Residenz. Er wufste gar wohl, dafs die Prinzessin, dazu ihre Frau Mutter, grofse Liebhaberin von Feigen war, und so ging er mit den saubern Früchtlein ohn' Umstand' aufs Schlofs, liefs sich bey der Prinzessin melden, und überreichte den Korb in ihre Hand. Diese war für Freuden ganz aufser sich, konnt gar nicht begreifen, wie der Mann mitten im Winter zu den schönen Feigen käme. Er sagte, er habe in seiner Wohnstuben ein Bäumlein gezogen, aus grofser Liebe zu ihr, dieweil er ihrer sonderbaren Lust an den Früchten wohl wissend sey. Die Prinzessin nimmts, danket, ifst, läuft auch zu ihrer Frau Mutter, und giebt ihr von den Feigen, welche darob gleicherweis höchlich erfreuet ist.

Wie sie aber so recht behäglich afsen, da hätte man den Schreck sehen sollen und die beiden Weibsbilder hören schreyen: sie hatten beyde gar ungeheuer lange Nasen bekommen. Der Kayser schickt sogleich nach dem Bauerlein auf alle Weg' und Stege, setzt tausend Dukaten auf den Fund, läfst Haussuchung thun, die Thore sperren u. s. w. Aber wen man nicht fand, das war mein Bauer, der Schadenfroh hatte sich, in dem Augenblick, wie die Prinzessin zu ihrer Frau Mutter gelaufen, wie der Blitz aus dem Staube gemacht, und wollte sich schier todt lachen seines wohlgelungenen Schwankes halber. Kurzum: die beyden Frauen behielten ihre langen Nasen.

Nun begab sichs, dafs um diese Zeit ein junger, schöner und steinreicher Prinz auf dem Wege war, der wollte die Prinzessin freyen, und hatte sein Bildnifs, kostbarlich gemalt, schon vorausgesandt, nebst einem zuckersüfsen Liebesbrieflein. Man war keinen Tag sicher, dafs er nicht ankam, und die vermaledeyte Nase dazu! Was da für ein Jammern und Wehklagen am kayserlichen Hofe war, lässet sich schwer in Worte fassen. Die Prinzessin zumal kam schier von Sinnen, wollte sich ein Leids anthun, weshalb man sie haarscharf bewachen mufste.

Dem verkappten Bauer blieb's nicht lang verborgen, welch grofse Noth und Herzeleid am Hofe war, freuete sich darob herzinniglich, und gedachte: Nun wollen wirs weiter treiben! Verkleidete sich ohn' Verzug als ausländischer Wunderdoktor, in rothsammet Rock, mit Gold gestickt, Degen und Federhut. Nahm auch künstliche Augen vor, so dafs ihn sein leiblicher Vater nicht mocht' erkennen. Vor allen aber ging er zum Apfelbaum, der ihm von seiner Nasen geholffen, steckt etliche Aepfel zu sich und begiebt sich eilends nach der Residenz. In der Herberg', da er ankehrt, hört er nichts wie von der langen Nase der Prinzessin und ihrer Frau Mutter, einer gönnets ihr, der ander nicht, dazu von der übergrofsen Angst und Noth am Hofe, auch, wie man bereits alle Aerzt' In- und Auslandes zusammen beruffen mit Versprechen grofses Lohns, wo sie dem Uebel steuerten, aber da stund alle Kunst am Berge, kein Doctor mocht' helffen, kein Feldscheerer sich den schönen Groschen verdienen, und alle Fakultäten hatten die Maulsperre kriegt.

Wie der Wundermann das höret, sagt er mit hochwichtiger Mine: die guten Leut' wären samt und sonders auf Irrweg, wüfsten nichts von den geheimen Kräften der Natur, das höre er wohl, ihm wärs ein Spafs und Frühstück, habe schon manchen — — — von ihren Nasen geholffen u. s. w.

Der Wirth, kaum hat ers gehört, ist er schon oben aufm Schlofs, läfst sich in aller Eyl beym Kayser melden, und erzählt Sr. Majestät mit grofsen Freuden von dem wildfremden Wundermann. Und kaum ist ein halb Viertelstündlein ins Land, hält ein Staatswagen mit sechs prachtigen Schimmeln vor dem Gasthaus, ein furnehmer Herr mit Ordensband und Stern springt heraus, und entbeut im Namen Sr. Majestät den Wunderarzt eilends nach Hofe. Er kömmt, allen ist, wie wenn ein Geist erscheinen sollt', besieht die Nasen, macht wenig Wort, langet ein Pulver herfur, mischt insgeheim von seinen Wunderäpfeln dazu und giebts der Prinzessin ein, dazu ihrer Frau Mutter, sagt, sie möchten übrigens lustig und guter Dinge seyn, mit Gottes Hülff' sollt' sichs schon geben. Und siehe, kaum ist das Pulver an seinem Ort, nehmen auch die Nasen schon ein wenig ab, darob der ganze Hof fur Freuden fast narrisch wird. Wissen nicht, was sie dem Fremden fur Ehr' anthun sollen, tragen ihn schier auf den Händen.

Indessen rückt die Cur von Tag zu Tag vorwärts, die Nasen nehmen langsam, jedoch merklich ab, und werden alle Morgen im Beywesen Sr. Majestät, des Kaysers, mit einer richtigen Ellen gemessen. Wie nun beyde Nasen ohngefähr zur Hallfte herunterwaren, mischet der böse Schalk seiner Herzallerliebsten keine Aepfel mehr unter ihr Pulver, der Kayserin aber gab er fortgehends davon ein. Was Wunder, dafs der Prinzessin ihre kein Haarbreit mehr wanken noch weichen wollt', ihrer Frau Mutter Nase hingegen war in Zeit von acht Tagen ihres Auswuchses vollkommen entledigt und hergestellt.

Die Prinzessin fiel darob in grofse Traurigkeit, meynte, das Scheusal mufste sie nun wohl unter die Erde mitnehmen. So thät auch der Arzt, als nähm es ihm wie grofs Wunder, dafs es nicht rücken wollt. Sagte eines Tages zur Kranken mit gar bedenklicher Miene: sie müfste irgend was auf ihrem Gewissen oder was Böses begangen haben; wo sie ihm das nicht offenbarte, möchte sie nun und nimmermehr genesen. Die Prinzessin erschrickt, wird bleich und roth, nimmt den Doctor beyseit und beichtet dem losen Schalk ihre ganze Geschichte mit dem fremden Prinzen, (der doch leibhaftig vor ihr stund,) wie sie ihn von seinen drey Kleinodien geholfen, gehöhnt, verspottet und ins Elend bracht. Sie wollte es von Herzen wieder gut machen, ihn auch zu ihrem Gemahl nehmen, wo sie nur ihres Uebels quitt und los würde. Drauf antwortet der Doctor: Wo es ihr redlich Ernst wäre, müfste sie den Anfang ihrer Bekehrung damit machen, dafs sie die gestohlnen Sachen dem Eigenthümer wieder gebe. Ueberhaupt komm' es ihm vor, es sey die ganze Sache wohl nur Einbildung von ihr, und eitel Gedicht, sie möchte ihm die Wunderdinge doch zum Scherz weisen. Drauf führet ihn die Prinzessin zu dem bewufsten Wandschrank, schleufst das Thürlein auf und thut den Beutel heraus zusammt dem Gürtel und dem Horn. Der Doctor nimmt die Sachen zur Hand, stellet sich an, als wollt' ers besehen, und kehret sich mit dem Antlitz nach dem Fenster hin. Indessen hat er der falschen Augen sich abgethan, wendet sich zur Prinzessin mit grimmen Angesicht, und fahret auf sie ein: Ey du feine Dirne, sieh mir nur in die Augen, ich bin der Prinz, den du mit langer Nasen hast abfahren lassen: siehe da, ich mache dir ein Gegenpräsent damit, du sollt sie wohl behalten mit sammt dem Narren, den du dir an den Feigen gefressen, bis an den jüngsten Tag. Und unter den Worten hat er den Gürtel schon am Leibe, nimmt Horn und Beutel, wünscht sich nach Haus, und mein Mährchen ist aus.

III. Vom grofsen Christoph.

Lobsinget alle nah und fern
Dem neuen Stern,
Der uns — — — erschienen!
Der grofse Christoph wollte gern
Dem gröfsten Herrn
Auf Gottes Erde dienen.

Der Kaiser ist's ohn' allen Streit
In nah und weit,
Im Kriege wie im Frieden!

Wer reicht an seine Herrlichkeit?
Vor Ihm sich scheut
Ost, West und Nord und Süden.

Er ging wohl in des Kaisers Heer,
Geschlagen schwer
Wurde bald nach dreien Tagen.
Der grofste Herr der Welt ist Er
Wohl nimmermehr,
Wie wär' er sonst geschlagen?

Er geht und trifft den Teufel an,
Hoch angethan
Mit Purpur, Stab und Krone.
Das, spricht er, ist der rechte Mann,
Der Alles kann!
Und giebt sich ihm zur Frohne.

Nun dient er ihm wohl lang' und treu,
Wie grofs er sei,
Er sucht sich zu entledern.
Einst fuhrt ihr Weg am Kreuz vorbei,
Der Feind wird scheu,
Und bebt an allen Gliedern.

Der Teufel gleich den Christoph bat:
Komm jenen Pfad,
Geh nicht am Holz vorüber!
Dem grofsen Christoph schiefst das Blatt:
War' Er's, was hat
Der Schalk von'm Kreuze Fieber?

Flugs macht der grofse Christoph Halt,
Verlafst gar bald
Gott's und der Menschen Hasser,
Nimmt drauf in einem wilden Wald
Sein'n Aufenthalt,
An einem wilden Wasser.

Da ist sein Thun: von Ufers Saum
Trägt durch den Schaum
Er Pilgrim hin und wieder,

Die Welle schlägt ans Knie ihm kaum,
Ein Tannenbaum
Stützt wohl die starken Glieder.

Eins Tages kömmt ein Knäblein klein,
Und bittet fein:
Trag' mich durchs Wasser, Lieber!
Sanct Christoph auf die Schultern sein
Nimmt's Knäbelein,
Und will mit ihm hinüber.

Da sieh, wie schwer dem starken Held
Das Knäblein fällt,
Es will ihn schier erdrücken,
Ihm dünchte, als läg' das Himmelszelt,
Die ganze Welt
Trüg' er auf seinem Rücken.

Mit jedem Schritte schwerer fast
Wird ihm die Last,
Und nimmt ihm Luft und Odem,
Er hält das Knäblein wohl gefaßt,
Nach mancher Rast
Setzt er's auf trocknen Boden.

Das Knäblein drauf die Hand ihm beut,
Dankt hocherfreut
Dem Starken für sein Tragen:
Und wer dich fragt, dem gieb Bescheid,
Du habest heut
Den Herrn der Welt getragen.

Von Stund' an wird sein Herz entbrannt,
Zu Christ gewandt,
Und ist ihm treu verblieben,
Im ganzen werthen Christenland
Christoph genannt,
Christträger deutsch geschrieben.

Nun hilf, daß wir mit Würdigkeit
In Freud und Leid
Auch führen deinen Namen!

Durch's wilde Wasser dieser Zeit
Zur Herrlichkeit
Trag' uns, du Starker! Amen.

IV. Michael Kohlhaas.

An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ein Rofshändler, Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der aufserordentlichsten und furchterlichsten Menschen seiner Zeit. — Dieser merkwürdige Mann würde, bis in sein dreifsigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er besafs, in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er sich, durch sein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder, die ihm sein junges Weib schenkte, erzog er, in der Furcht Gottes, zur Arbeitsamkeit und Treue; nicht Einer war unter seinen Nachbarn, der sich nicht seiner Wohlthätigkeit, oder seiner Gerechtigkeit, erfreut hätte; kurz, die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einst, mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, in's Ausland, und überschlug eben, wie er den Gewinnst, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wolle: theils, nach Art guter Wirthe, auf neuen Gewinnst, theils aber auch auf den Genufs der Gegenwart: als er an den Gränzfluss kam, und bei einer stattlichen Ritterburg, die ihn bewachte, einen Schlagbaum traf, den er sonst auf diesem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt, in einem Augenblick, da eben der Regen heftig stürmte, mit den Pferden still, und rief den Schlagwärter, der auch bald darauf, mit einem grämlichen Gesicht, aus dem Fenster sah. Der Rofshändler sagte, dafs er ihm öffnen solle. Was giebt's hier Neues? fragte er, da der Zöllner, nach einer geraumen Zeit, aus dem Hause trat. Landesherrliches Privilegium, antwortete dieser, indem er aufschlofs: dem Junker Wenzel von Tronka verliehen. — So, sagte Kohlhaas. Wenzel heifst der Junker? und sah sich das Schloss an, das mit glänzenden Zinnen über das Feld blickte. Ist der alte Herr todt? — Am Schlagflusse gestorben, erwiederte der Zöllner, indem er den Baum in die Höhe liefs. — Hm! Schade! versetzte Kohlhaas. Ein würdiger alter Herr, der seine Freude am Verkehr der Menschen hatte. Handel und Wandel, wo er nur vermogte, forthalf, und einen Knuppeldamm einst bauen liefs, weil mir eine Stute, draufsen, wo der Weg ins Dorf geht, das Bein gebrochen. Nun! Was bin ich schuldig? — fragte er; und holte die

Groschen, die der Zollwärter verlangte, mühselig unter dem im Winde flatternden Mantel hervor. „Ja, Alter," setzte er noch hinzu, da dieser: hurtig! hurtig! murmelte und über die Witterung fluchte: „wenn der Baum im Wald stehen geblieben wäre, wär's besser gewesen, für mich und euch;" gab ihm, da er es zusammen hatte, das Geld und wollte reiten. Er war aber noch kaum unter den Schlagbaum gekommen, als eine neue Stimme schon: halt dort, der Rofskamm! hinter ihm vom Thurm erscholl, und er den Burgvoigt ein Fenster zuwerfen und zu ihm herabeilen sah. Nun, was giebt's Neues? fragte Kohlhaas bei sich selbst, und hielt mit den Pferden an. Der Schlofsvoigt, indem er sich noch eine Weste über seinen weitläufigen Leib zuknüpfte, kam, und fragte, schief gegen die Witterung gestellt, nach dem Paſsschein. — Kohlhaas erwiederte ein wenig betreten, dafs er, so viel er wisse, keinen habe; dafs man ihm aber nur sagen mögte, was dies für ein Ding des Herrn sei: so werde er vielleicht zufalligerweise damit versehen sein. Der Schlofsvoigt, indem er ihn von der Seite ansah, versetzte, dafs, ohne einen landesherrlichen Erlaubnifsschein, kein Rofskamm mit Pferden über die Gränze gelassen würde. Kohlhaas versicherte, dafs er siebzehn Mal in seinem Leben, ohne einen solchen Schein, über die Gränze gezogen sei; dafs er alle landesherrlichen Verfügungen, die sein Gewerbe angiengen, genau kennte; dafs dies wohl nur ein Misverständnifs sein würde, und dafs man ihm, da seine Tagereise lang sei, nicht länger unnützer Weise hier aufhalten mögte. Doch der Voigt erwiederte, dafs es das achtzehnte Mal nicht geschehen würde, dafs die Verordnung deshalb erst neuerlich erschienen wäre, und dafs er entweder den Paſsschein noch hier lösen, oder zurückkehren müsse, wo er hergekommen sei. Der Rofshandler, den dieses zu erbittern anfieng, stieg, nach einer kurzen Besinnung, vom Pferde, gab es einem Knecht, und sagte, dafs er den Junker von Tronka selbst darüber sprechen würde. Er gieng auch auf die Burg; der Voigt folgte ihm, indem er von Geizhälsen und nützlichen Aderlässen derselben murmelte; und beide traten, mit ihren Blicken einander messend, in den Saal ein. Es traf sich, dafs der Junker eben mit einigen muntern Freunden, beim Becher safs, und ein unendliches Gelachter unter ihnen erscholl, als Kohlhaas, um seine Beschwerde anzubringen, sich ihm näherte. Der Junker fragte, was er wolle; die Ritter, als sie den fremden Mann erblichten, wurden still; doch kaum hatte dieser sein Gesuch, die Mähren betreffend, angefangen, als der ganze Trofs schon: Mähren? Wo sind sie? ausrief; und an die Fenster eilte, um sie zu betrachten. Sie flogen, da sie die glänzende Koppel sahen, auf den Vorschlag des Junkers, in den Hof hinab; der Regen hatte aufgehört; Schlofsvoigt und Verwalter und Knechte versammelten sich um sie, und Alle musterten die Pferde. Der Eine lobte den Schweifsfuchs mit der Blesse, dem Andern gefiel der Kastanienbraune, der Dritte streichelte den Schecken mit schwarzgelben Flecken; und Alle meinten, dafs die Pferde wie Hirsche wären, und im Lande keine bessern gezogen würden. Kohlhaas erwiederte, dafs die Pferde nicht besser wären, als die Ritter, die sie reiten sollten; und forderte sie auf, zu kaufen. Der Junker, den der mächtige Schweifshengst sehr reizte, fragte ihn auch nach dem Preise; der Verwalter

lag ihm besonders an, ein Paar Rappen zu kaufen, die er in der Wirthschaft gebrauchen zu können glaubte; doch als der Roßkamm, der aus vielem Grunde wünschte, einen Handel zu machen, sich erklärt hatte, fanden die Ritter ihn zu theuer; und der Junker sagte, daß er nach der Tafelrunde reiten und sich den König Arthur aufsuchen müsse, wenn er die Pferde so anschlage. Kohlhaas, der den Schloßvoigt und den Verwalter, indem sie sprechende Blicke auf die Rappen warfen, mit einander flustern sah, versuchte alles Mögliche, die Pferde an sie los zu werden. Er sagte zum Junker: Herr, die Rappen habe ich, vor sechs Monaten, für 25 Goldgulden gekauft; geht mir 30, so sollt ihr sie haben. Zwei Ritter, die neben dem Junker standen, äußerten nicht undeutlich, daß die Pferde wohl so viel werth wären; doch der Junker meinte, daß er, wenn er Geld ausgäbe, es für den Schweifsocke thun würde, und machte Anstalten, aufzubrechen; worauf Kohlhaas sagte, er würde vielleicht das Nachstemal, wenn er wieder mit seinen Gaulen durchzöge, einen Handel mit ihm machen; sich dem Junker empfahl, und die Zügel seines Pferdes ergriff, um abzureiten. In diesem Augenblick trat der Schloßvoigt aus dem Haufen vor, und sagte, er höre, daß er ohne einen Paßschein nicht reisen dürfe. Kohlhaas wandte sich und fragte den Junker, ob es denn mit diesem Umstand, der sein ganzes Gewerbe zerstöre, in der That seine Richtigkeit habe? Der Junker antwortete, mit einem verlegnen Gesicht, indem er abgieng: ja, Kohlhaas, den Paß mußt du lösen. Sprich mit dem Schloßvoigt, und zieh deiner Wege. Kohlhaas versicherte ihn, daß es gar nicht seine Absicht sei, die Verordnungen, die wegen Ausführung der Pferde, bestehen mögten, zu umgehen; versprach, sobald er zurückkehre, den Paß in der Hauptstadt bei der Geheimschreiberei zu lösen, und bat, ihn nur diesmal, da er von dieser Forderung durchaus nichts gewußt, ziehen zu lassen. Nun! sprach der Junker, da eben das Wetter wieder zu stürmen anfieng, und seine dürren Glieder durchsaus'te: laßt den Schlucker laufen. Kommt! sagte er zu den Rittern, kehrte sich um, und wollte nach dem Schlosse gehen. Der Schloßvoigt sagte, zum Junker gewandt, daß er wenigstens ein Pfand, zur Sicherheit, daß er den Schein lösen würde, zurücklassen müsse. Der Junker blieb wieder unter dem Schloßthor stehen. Kohlhaas fragte, was er denn, und wie viel, zum Pfande deshalb zurücklassen solle? Der Verwalter meinte, in den Bart murmelnd, er könne ja die Rappen zurücklassen. Er kann die Rappen zurücklassen, sagte der Schloßvoigt; ist der Paß gelös't, so kann er sie zu jeder Zeit wieder abholen. Kohlhaas, über eine so unverschämte Forderung betreten, sagte dem Junker, der sich die Wamsschöße frierend vor den Leib hielt, daß er die Rappen ja verkaufen wolle; doch dieser, da, in demselben Augenblick, ein Windstoß eine ganze Last von Regen und Hagel durch's Thor jagte, rief, um der Sache ein Ende zu machen: wenn er die Rappen nicht loslassen will, so schmeißt ihn wieder über den Schlagbaum zurück; und gieng ab. Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewaltthätigkeit weichen mußte, entschloß sich, die Forderung, weil doch nichts anders übrig blieb, zu erfüllen; spannte die Rappen aus, und führte sie in einen Stall, den ihm der Schloßvoigt anwies. Er ließ einen Knecht bei ihnen zurück, ver-

sah ihm mit Geld, ermahnte ihn, die Pferde wohl in Acht zu nehmen, und setzte endlich, nachdem er noch versprochen hatte, die Pferde in drei Wochen unfehlbar wieder abzuholen, seine Reise mit dem Rest der Koppel fort. Hierauf besuchte er nun die Märkte, kam auch, im Kreise seiner Wanderung, auf die Hauptstadt eines Landes zurück, wo er erfuhr, was er schon wußte, daß die Geschichte von den Paßscheinen ein Mährchen sei, und kehrte, mit einem schriftlichen Schein von der Geheimschreiberei über den Ungrund derselben, ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl, als das des allgemeinen Elends der Welt, zur Tronkenburg zurück. Der Schloßvoigt, dem er den Schein zeigte, ließ sich nicht weiter darüber aus, und sagte, auf die Frage des Roßhamms, ob er die Pferde jetzt wieder bekommen könne, er möchte nur hinunter gehen und sie holen. Kohlhaas hatte aber schon, da er über den Hof ging, den Schrecken zu erfahren, daß sein Knecht, ungebührlichen Betragens halber, wie es hieß, wenige Tage nach dessen Zurücklassung in der Tronkenburg, zerprügelt und weggejagt worden sei. Er fragte den Jungen, der ihm diese Nachricht gab, was denn derselbe gethan? und wer während dessen die Pferde besorgt hatte? worauf dieser aber erwiederte, er wisse es nicht, und dem Roßhamm, dem das Herz schon von Ahndungen schwoll, den Stall, in welchem sie standen, öffnete. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er, statt seiner zwei glatten und wohlgenährten Rappen, ein Paar abgehärmte Mähren erblickte: das wahre Bild des Elends im Thierreiche! Kohlhaas war auf das Aeußerste entrüstet darüber, und fragte, was seinen Gaulen widerfahren wäre? Der Junge, der bei ihm stand, antwortete, daß ihnen weiter kein Unglück zugestoßen wäre, daß sie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß sie aber, da grade Erndte gewesen sei, ein wenig auf den Feldern gebraucht worden wären. Kohlhaas fluchte über diese schändliche und abgehärtete Gewaltthätigkeit, verbiß jedoch, im Gefühl seiner Ohnmacht, seinen Ingrimm, und machte schon, da doch nichts anders übrig blieb, Anstalten, das Raubnest mit den Pferden nur zu verlassen, als der Schloßvoigt, von dem Wortwechsel herbeigerufen, erschien, und fragte, was es gäbe? Was es giebt? antwortete Kohlhaas. Wer hat dem Junker von Tronka und dessen Leuten die Erlaubniß gegeben, sich meiner, bei ihm zurückgelassenen, Rappen zur Feldarbeit zu bedienen? Er setzte hinzu, ob das wohl menschlich wäre? versuchte, die erschöpften Gaule durch einen Gertenstreich zu erregen, und zeigte ihm, daß sie sich nicht rührten. Der Schloßvoigt, nachdem er ihn eine Weile trotzig angesehen hatte, versetzte: seht den Grobian! Ob der Flegel nicht Gott danken sollte, daß die Mähren überhaupt noch leben? Er fragte, wer sie, da der Knecht weggelaufen, hätte pflegen sollen? Ob es nicht billig gewesen wäre, daß die Pferde das Futter, das man ihnen gereicht habe, auf den Feldern abverdient hätten? Er schloß, daß er hier keine Flausen machen möge, oder daß er die Hunde rufen, und sich durch sie Ruhe im Hofe verschaffen würde. — Dem Roßhändler schlug das Herz gegen den Wams. Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanst in den Koth zu werfen, und den Fuß auf sein kupfernes Antlitz zu setzen. Doch sein Rechtgefühl, das einer Goldwaage glich, wankte noch; er war bei sich selbst noch, ob er

beleidigt sei, nicht gewifs; und während er, auf eine träumerische Art, zu den Pferden trat, und ihnen die Mähnen zurecht legte, fragte er mit gesenkter Stimme: um welchen Versehens halber der Knecht denn aus der Burg entfernt worden sei? Der Schlofsvoigt erwiederte auf eine ungeschliffene Art: weil der Schlingel trotzig im Hofe gewesen ist! Weil er sich gegen einen nothwendigen Stallwechsel gesträubt, und verlangt hat, dafs die Pferde zweier Junghernen, die auf die Tronkenburg kamen, um seiner Mähren willen auf der freien Strafse übernachten sollten! — Kohlhaas hätte den Werth der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt, und dessen Aussage mit der Aussage dieses dickmäuligen Burgvoigts hätte vergleichen können. Er stand noch, und streifte den Rappen die Zoddeln aus, und sann, was in seiner Lage zu thun sei: als der Junker Wenzel von Tronka, mit einem Schwarm von Rittern, Knechten und Hunden, von der Hasenhetze kommend, in den Schlofsplatz sprengte, und bei dem Auflauf, den er erblickte, fragte, was vorgefallen sei? Der Schlofsvoigt nahm sogleich das Wort, und während die Hunde, von der einen Seite, ein entsetzliches Geheul anstimmten, und die Ritter ihnen, von der andern, zu schweigen geboten, stellte er ihm auf das Gehässigste vor, was dieser Rofskamm, weil seine Rappen ein wenig gebraucht worden waren, für eine Rebellion verführe. Er setzte hinzu, dafs er sich weigere, die Pferde als die seinigen anzuerkennen. Kohlhaas sagte: „das sind nicht meine Pferde, gestrenger Herr! Das sind die Pferde nicht, die dreifsig Goldgulden werth waren! Ich will meine wohlgenährten und gesunden Pferde wieder haben!" — Der Junker, indem ihm eine flüchtige Blässe ins Gesicht trat, stieg vom Pferde und sagte: wenn der H... A... die Pferde nicht wiedernehmen will, so mag er es bleiben lassen. Komm, Günther! rief er — Hans! Kommt! indem er sich den Staub mit der Hand von den Beinkleidern schüttelte; und: schafft Wein! rief er noch, da er mit den Rittern unter der Thür war; und ging ins Haus. Kohlhaas sagte, dafs er eher den Abdecker rufen, und die Pferde auf den Schindanger schmeifsen lassen, als sie so, wie sie sind, in seinen Stall zu Kohlhaasenbruck führen wolle. Er liefs die Gäule, ohne sich um sie zu bekümmern, auf dem Platz stehen, schwang sich, indem er versicherte, dafs er sich Recht zu verschaffen wissen würde, auf seinen Braunen, und ritt d von.

Er hatte schon, da er vor das Thor kam, den Weg nach der Hauptstadt eingeschlagen, wo er seine Klage anzubringen dachte, als er, bey dem Gedanken an den Knecht, und an die Vorwürfe, die man ihm in der Tronkenburg machte, seine Pferde wieder wandte, und, des grofsen Umweges ungeachtet, vorher nach Kohlhaasenbruck ritt, um ihn zu vernehmen. Denn ein richtiges, mit der gebrechlichen Einrichtung der Welt schon bekanntes, Gefühl machte ihn, trotz der erlittenen Beleidigungen, geneigt, falls nur wirklich dem Knecht, wie der Schlofsvoigt behauptete, irgend eine Art von Schuld beizumessen sei, den Verlust der Pferde, als eine schlechte Folge davon, zu verschmerzen. Dagegen sagte ihm ein eben so vortreffliches Gefühl, und dies Gefühl fafste tiefere und tiefere Wurzeln, in dem Maafse, als er weiter ritt,

und von den Ungerechtigkeiten hörte, die täglich, auf der Tronkenburg, gegen die Reisenden verübt wurden: dafs wenn der ganze Vorfall, wie es allen Anschein habe, blos abgekartet sein sollte, er mit seinen Kräften der Welt in der Pflicht verfallen sei, sich Genugthuung für die erlittene Kränkung, und Sicherheit für zukünftige seinen Mitbürgern zu verschaffen.

Sobald er, bei seiner Ankunft in Kohlhasenbrück, Lisbeth, sein Weib, umarmt, und seine Kinder, die um seine Kniee jubelten, gehufst hatte, fragte er gleich nach Herse, dem Grofsknecht: und ob man nichts von ihm gehört habe? Lisbeth sagte: ja, liebster Michael, dieser Herse! Denke dir, dafs dieser unselige Mensch, vor etwa vierzehn Tagen, auf das Jämmerlichste zerschlagen, hier eintrifft; nein, so zerschlagen, dafs er auch nicht frei athmen kann. Wir bringen ihn zu Bett, wo er heftig Blut speit, und vernehmen, auf unsre wiederholten Fragen, eine Geschichte, die keiner versteht. Wie er von dir mit Pferden, denen man den Durchgang nicht verstattet, auf der Tronkenburg zurückgelassen worden sei; wie man ihn, durch die schändlichsten Mishandlungen, gezwungen habe, die Burg zu verlassen; und wie es ihm unmöglich gewesen wäre, die Pferde mitzunehmen. So? sagte Kohlhaas, indem er den Mantel ablegte. Ist er denn schon wieder hergestellt? — Einigermafsen, antwortete die Hausfrau. Ich wollte sogleich einen Knecht nach der Tronkenburg schicken, um die Pflege der Rosse, bis zu deiner Ankunft daselbst, besorgen zu lassen. Denn da sich der Herse immer wahrhaftig gezeigt hat, so getreu uns, in der That, wie kein Anderer, so kam es mir nicht zu, in seine Aussage, von so viel Merkmalen unterstützt, einen Zweifel zu setzen, und etwa zu glauben, dafs er der Pferde, auf eine andere Art, verlustig gegangen wäre. Doch er beschwört mich, Niemandem zuzumuthen, dafs er sich in diesem Raubnest zeige, und die Thiere aufzugeben, wenn ich keinen Menschen dafür aufopfern wolle. — Liegt er denn noch im Bette? fragte Kohlhaas, indem er sich von der Halsbinde befreite. — Er geht, seit einigen Tagen, schon wieder im Hofe umher, antwortete die Hausfrau. Kurz, du wirst sehen, fuhr sie fort, dafs Alles seine Richtigkeit hat, und dafs die ganze Begebenheit einer von den Frevels ist, die man sich seit Kurzem, auf der Tronkenburg, gegen die Fremden erlaubt. — Das mufs ich doch erst untersuchen, erwiederte Kohlhaas. Ruf ihn mir doch, wenn er auf ist, Lisbeth! setzte er hinzu, zog sich seinen Schlafrock an; und die Hausfrau, die sich über seine Gelassenheit sehr freute, ging, und holte den Knecht.

Was hast du in der Tronkenburg gemacht? fragte Kohlhaas, da Lisbeth mit ihm in das Zimmer trat. Ich bin nicht eben wohl mit dir zufrieden. — Der Knecht, auf dessen blassem Gesicht sich, bei diesen Worten, eine Röthe flechig zeigte, schwieg eine Weile; und: da habt ihr Recht, Herr! antwortete er; denn ich schlug einen Schwefelfaden wieder aus, womit ich das Nest schon, da ich zerschlagen in der Nacht hinausgestofsen worden war, in Brand stecken wollte. — Kohlhaas sagte betroffen: wodurch auch hast du dir eine so üble Behandlung zugezogen? Drauf Herse: durch

einen schlechten Streich, Herr. Geschehenes ist aber nicht zu ändern. Ich wollte die Pferde nicht, auf der Feldarbeit zu Tronkenburg, zu Grunde richten lassen, und sagte, dafs sie noch jung wären, und nicht gezogen hätten. — Kohlhaas erwiederte, indem er seine Verwirrung zu verbergen suchte, dafs er hierin nicht ganz die Wahrheit gesagt, indem die Pferde schon, zu Anfang des verflossenen Frühjahrs, ein wenig im Geschirr gewesen wären. Du hättest dich auf der Burg, fuhr er fort, wo du doch eine Art von Gast warest, schon ein oder ein Paar Mal, wenn grade, wegen schleuniger Einführung der Erndte, Noth gewesen wäre, gefällig zeigen können. — Das habe ich auch gethan, Herr, sprach Herse. Ich dachte, da sie mir grämliche Gesichter machten, es wird doch die Rappen just nicht kosten. Am dritten Vormittag spannt' ich sie vor, und drei Fuhren Getraide fuhrt' ich ein. Kohlhaas, dem das Herz schlug, rief: es wäre wohl nicht möglich? — Herse versicherte ihn, dafs es so sei. Meine Ungefälligkeit, sprach er, bestand darin, dafs ich die Pferde, als sie zu Mittag kaum ausgefressen hatten, nicht wieder in's Joch spannen wollte; und dafs ich dem Schlofsvoigt und dem Verwalter, als sie mir vorschlugen, frei Futter dafür anzunehmen, und das Geld, das ihr mir für Futterkosten zurückgelassen hattet, in den Sack zu stecken, antwortete — ich würde ihnen sonst was thun; mich umkehrte und wegging. — Deshalb aber, sagte Kohlhaas, bist du von der Tronkenburg nicht weggejagt worden. — Behüte Gott, rief der Knecht, um etwas noch weit Schlimmeres. Denn auf den Abend wurden die Pferde zweier Ritter, welche auf die Tronkenburg kämen, in den Stall geführt, und meine an die Stallthüre angebunden. Und da ich dem Schlofsvoigt, der sie daselbst einquartierte, die Rappen aus der Hand nahm, und fragte, wo die Thiere jetzo bleiben sollten, so zeigte er mir einen Schweinekoben an, der von Latten und Brettern an der Schlofsmauer aufgebaut war. — Du meinst, unterbrach ihn Kohlhaas, es war ein so schlechtes Behältnifs für Pferde, dafs es einem Schweinekoben ähnlicher war, als einem Stall. — Es war ein Schweinekoben, Herr, antwortete Herse; wirklich und wahrhaftig ein Schweinekoben, in welchem die Schweine aus- und einliefen, und ich nicht aufrecht stehen konnte. — Vielleicht war sonst kein Unterkommen für die Rappen aufzufinden, versetzte Kohlhaas. Die Pferde der Ritter gingen, auf eine gewisse Art, vor. — Der Platz, erwiederte der Knecht, indem er die Stimme fallen liefs, war eng. Es haus'ten jetzt in Allem sieben Ritter auf der Burg. Wenn ihr's gewesen wär't, ihr hättet die Pferde ein wenig zusammenrücken lassen. Ich sagte, ich wolle mir im Dorf einen Stall zu miethen suchen; doch der Schlofsvoigt versetzte, dafs er die Pferde unter seinen Augen behalten müsse, und dafs ich mich nicht unterstehen solle, sie vom Hofe wegzuführen. — Hm! sagte Kohlhaas. Was gabst du darauf an? — Weil der Verwalter sprach, die beiden Gäste würden blos übernachten, und am andern Morgen weiter reiten, so fuhrt' ich die Pferde in den Schweinekoben hinein. Aber der folgende Tag verfloss, und der nächstfolgende brach an, ohne dafs die Gäste von der Tronkenburg wieder abzogen. — Am Ende war's nicht so schlimm, Herse, im Schweinekoben, sagte Kohlhaas, als es dir, da du zuerst die Nase hineinstecktest, vorkam. — S' ist

wahr, erwiederte jener. Da ich den Ort ein Bissel ausfegte, ging's an. Ich gab der Magd einen Groschen, dafs sie die Schweine wo anders einstecke. Und den Tag über bewerkstelligte ich auch, dafs die Pferde aufrecht stehen konnten, indem ich die Bretter oben Morgends von den Latten ab- und Abends wieder zudeckte. Sie guckten nun, wie Gänse, aus dem Dach vor, und sahen sich um. — Nun denn, fragte Kohlhaas, warum also in aller Welt jagte man dich fort? — Herr, ich sag's euch, versetzte der Knecht, weil man meiner los sein wollte. Weil sie die Pferde, so lange ich dabei war, nicht zu Grunde richten konnten. Überall schnitten sie mir, im Hofe und in der Gesindestube, schiefe Gesichter; und weil ich dachte, zieht ihr die Mauler, dafs sie verrenken, so brachen sie die Gelegenheit vom Zaune, und warfen mich vom Hofe herunter. — Aber die Veranlassung! rief Kohlhaas. Sie werden doch irgend eine Veranlassung gehabt haben! — O allerdings, antwortete Herse, und die allergerechteste. Ich nahm, am Abend des zweiten Tages, den ich im Schweinkoben zugebracht, die Pferde, die sich darin doch zugesudelt hatten, und wollte sie zur Schwemme reiten. Und da ich eben unter dem Schlofsthor bin, und mich wenden will, seh' ich den Voigt und den Verwalter, mit Knechten, Hunden und Prügeln aus der Gesindestube, hinter mir herstürzen, und: halt, den Spitzbuben! rufen: halt, die Canaille! als ob sie besessen wären. Der Thorwächter tritt mir in den Weg; und da ich ihn und den rasenden Haufen, der auf mich anläuft, frage: was auch giebt's? was es giebt? antwortet der Schlofsvoigt; und greift meinen beiden Rappen in den Zügel. Wo will er hin mit den Pferden? fragt er, und packt mich an die Brust. Ich sage, wo ich hin will? Himmeldonner! Zur Schwemme will ich reiten. Denkt er, dafs ich — ? Zur Schwemme? ruft der Schlofsvoigt. Ich will dich, Gauner, nach Kohlhasenbrück schwimmen lehren! und schmeifst mich, mit einem hämischen Mordzug, er und der Verwalter, der mir das Bein gefafst hat, vom Pferd' herunter, dafs ich mich, lang wie ich bin, in den Koth messe. Mord! Hagel! ruf' ich, Sielzeug und Decken liegen, und ein Bündel Wäsche von mir, im Stall; doch er, und die Knechte, indessen der Verwalter die Pferde wegführt, mit Fufsen und Peitschen und Prügeln über mich her, dafs ich halbtodt hinter dem Schlofsthor niedersinke. Und da ich sage: die Raubhunde! Wo führen sie mir die Pferde hin? und mich erhebe: heraus aus dem Schlofshof! schreit der Voigt, und: hetz, Kaiser! hetz, Tiras! erschallt es, und hetz, Wächter! und eine Koppel von mehr denn zwölf Hunden fällt über mich her. Drauf greif' ich, was mir zunächst zur Hand kommt, und drei Hunde todt streck' ich neben mir nieder; doch da ich, von jammerlichen Zerfleischungen getrieben, weichen mufs: Pfui! geht eine Pfeife; die Hunde in den Hof, die Thorflügel zusammen, der Riegel vor: und auf der Strafse ohnmächtig sink' ich nieder. — Kohlhaas sah, bleich im Gesicht, wie Linnenzeug: seine Lippen begleiteten zitternd jeden Zug, den ihm der Knecht, mit nur zuviel innerlicher Wahrhaftigkeit, vortrug. Er sagte, mit erzwungenem Lächeln: hast du auch nicht entweichen wollen, Herse? Und da dieser erröthend vor sich niedersah: komm her, setzte er hinzu, und gesteh' mir's, wenn's ist, ich verzeih dir. Es gefiel dir im Schweinekoben nicht, du dachtest, im

Stall zu Kohlhaasenbrück ist's doch besser. — Himmelschlag! rief Herse: Sielzeug und Decken liefs ich ja, und einen Bundel Wasche, im Schweinkoben zurück. Würd' ich drei Reichsgulden nicht zu mir gesteckt haben, die ich im rothseidnen Halstuch eingewickelt hatte? Blitz, Holl' und Teufel! Wenn ihr so sprecht, so mögt' ich nur gleich den Schwefelfaden wieder anstecken. Nun, nun! sagte der Rofshändler, sei nicht böse. Was du gesagt hast, Alles, Wort für Wort, glaub' ich dir; und das Abendmahl nun selbst will ich darauf nehmen. Es thut mir leid, dafs es dir in meinen Diensten nicht besser ergangen ist; geh zu Bett, lafs dir eine Flasche Wein geben und trolle dich: dir soll Gerechtigkeit widerfahren! Er setzte ein Verzeichnifs der Sachen auf, die der Grofsknecht im Schweinekoben zurückgelassen; specificirte den Werth derselben, fragte ihn auch, wie hoch er die Kurkosten anschlage; und liefs ihn abtreten.

Hierauf erzählte er Lisbeth, seiner Frau, den ganzen Verlauf und inneren Zusammenhang der Geschichte, eröffnete ihr, wie er entschlossen sei, die öffentliche Gerechtigkeit für sich aufzufordern, und hatte die Freude, zu sehen, dafs sie ihn, in diesem Vorsatz, aus voller Seele bestärkte. Denn sie sagte, dafs noch manches andre Mensch, vielleicht minder duldsam, als er, über jene Burg reisen würde, dafs es ein Werk Gottes wäre, Unordnungen, wie dieser, Einhalt zu thun; und dafs sie die Kosten, die ihm der Prozefs doch verursachen würde, schon beitreiben wolle. Kohlhaas kufste sie, nannte sie sein wackeres Weib, ruhte auch nicht länger, als eine einzige Nacht, bei ihr aus, und brach schon am nächsten Morgen auf, um sein Werk zu beginnen.

Er ritt nach der Residenz, und verfafste mit Hülfe eines Rechtsgelehrten, eine Klageschrift, in welcher er, nach einer umständlichen Schilderung des Frevels, den der Junker Wenzel von Tronka, an ihm sowohl, als an seinem Knecht Herse, verübt hatte, auf gesetzmäfsige Bestrafung desselben, Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand, und auf Ersatz des Schadens antrug, den er sowohl, als sein Knecht, dadurch erlitten hatten. Die Rechtssache war in der That klar. Der Umstand, dafs die Pferde gesetzwidriger Weise festgehalten worden waren, warf ein entscheidendes Licht auf alles Übrige; und selbst wenn man hatte annehmen wollen, dafs die Pferde durch einen blofsen Zufall erkrankt wären: so würde die Forderung des Rofskamms, sie ihm gesund wieder zuzustellen, noch gerecht gewesen sein. Es fehlte Kohlhaas auch, während er sich in der Residenz umsah, keineswegs an Freunden, die seine Sache lebhaft zu unterstützen versprachen; der ausgebreitete Handel, den er mit Pferden trieb, hatte ihm die Bekanntschaft, und die Redlichkeit, mit welcher er dabei zu Werke ging, ihm das Wohlwollen der bedeutendsten Männer des Landes verschafft. Er speiste bei seinem Advocaten, der selbst ein ansehnlicher Mann war, mehrere Mal zur Tafel; legte eine bedeutende Summe Geldes, zur Bestreitung der Prozefskosten, bei demselben nieder; und kehrte, nach Verlauf einiger Wochen, völlig von demselben über den Ausgang seiner Rechtssache beruhigt, zu Lisbeth, seinem Weibe, nach

Kohlhaasenbrück zurück. Gleichwohl vergingen Monate, und das Jahr war nahe daran, abzuschliefsen, bevor er von dem Tribunal, bei welchem er seine Sache anhängig gemacht hatte, auch nur eine Erkundung darüber, geschweige denn das Endurtheil selbst, erhielt. Er fragte, nachdem er mehrere Male von Neuem eingekommen war, bei seinem Rechtsgehülfen an, was eine so übergrofse Verzögerung verursache; und erfuhr, dafs die Klage, auf eine höhere Insinuation, bei dem Gerichtshofe gänzlich niedergeschlagen worden sei. — Auf die befremdete Rückschrift des Rofskamms, worin dies seinen Grund habe, meldete ihm jener: dafs der Junker Wenzel von Tronka mit zwei Jungherren, Hinz und Kunz von Tronka, verwandt sei, deren Einer, bei der Person des Herrn, Mundschenk, der Andre gar Kämmerer sei. — Er rieth ihm noch, er mögte, ohne weitere Bemühungen bei der Rechtsinstanz, seiner, auf der Tronkenburg befindlichen, Pferde wieder habhaft zu werden suchen; gab ihm zu verstehen, dafs der Junker, der sich jetzt in der Hauptstadt aufhalte, seine Leute angewiesen zu haben scheine, sie ihm auszuliefern; und schlofs, ihm wenigstens, falls er sich hiermit nicht beruhigen wolle, mit ferneren Aufträgen in dieser Sache zu verschonen. Kohlhaas, dem es nicht um die Pferde zu thun war: er hätte gleichen Schmerz empfunden, wenn es ein Paar Hunde gegolten hätte: Kohlhaas schäumte vor Wuth, als er diesen Brief empfieng. Er sah, so oft sich ein Geräusch im Hofe hören liefs, mit der widerwärtigsten Erwartung, die seine Brust jemals bewegt hatte, nach dem Thorwege, ob die Leute des Jungherren erscheinen, und ihm, vielleicht gar mit einer Entschuldigung, die Pferde, abgehungert und abgehärmt, wieder zustellen würden; der einzige Fall, in welchem seine, von der Welt wohlerzogene, Seele auf nichts, das ihrem Gefühl völlig entsprach, gefafst war. Er hörte aber in kurzer Zeit schon, durch einen Boten, den er dahin abgeschickt hatte, dafs die Gaule auf der Tronkenburg nach wie vor, den übrigen Pferden des Landjunkers gleich, auf dem Felde gebraucht würden; und mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so ungeheuren Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigne Brust nunmehr in Ordnung zu sehen. Er lud einen Amtmann, seinen Nachbar, zu sich, der langst mit dem Plan umgegangen war, seine Besitzungen durch den Ankauf der, ihre Gränze berührenden, Grundstücke zu vergröfsern, und fragte ihn, nachdem sich derselbe bei ihm niedergelassen, was er für Haus und Hof, in Pausch und Bogen, es sei nagelfest oder nicht, geben wolle? Lisbeth, sein Weib, erblafste bei diesen Worten. Sie wandte sich, und hob ihr Jüngstes auf, das hinter ihr auf dem Boden spielte, Blicke, in welchen sich der Tod malte, bei den rothen Wangen des Knaben vorbei, der mit ihren Halsbändern spielte, auf den Rofskamm, und ein Papier werfend, dafs er in der Hand hielt. Der Amtmann fragte, indem er ihn befremdet ansah, was ihn plötzlich auf so sonderbare Gedanken bringe; worauf jener, mit so viel Heiterkeit, als er auftreiben konnte, erwiederte: der Gedanke, seinen Meierhof zu verkaufen, sei nicht allzuneu; sie hätten beide schon oft über diesen Gegenstand verhandelt, und jetzt werde ein Fall eintreten, in welchem er sich abzuschliefsen werde entschliefsen können. Er setzte mit einem etwas erzwungenen

Scherz hinzu. Kohlhaasenbrück sei ja nicht die Welt; es könne Zwecke geben, in Vergleich mit welchen, seinem Hauswesen vorzustehen, nichtswürdig sei; und kurz, seine Seele sei auf grofse Dinge gestellt, von welchen er, hoff' er, bald hören werde. Der Amtmann, durch diese Worte beruhigt, sagte, auf eine lustige Art, zur Frau, die das Kind einmal über das andere küfste: er werde doch nicht gleich Bezahlung verlangen? legte Hut und Stock, die er zwischen den Knieen gehalten hatte, auf den Tisch, und nahm das Blatt, das der Rofskamm in der Hand hielt, um es zu durchlesen. Kohlhaas, indem er demselben näher rückte, erklärte ihm, dafs es ein, von ihm aufgesetzter, eventueller Kaufcontract sei, für einen Fall, der binnen hier und vier Wochen eintreten müsse; zeigte ihm, dafs darin nichts fehle, als die Unterschriften, und die Einrückung der Summen, sowohl was den Kaufpreis selbst, als auch die Leistung betreffe, zu der er sich verstehen wolle, falls jener Fall nicht einträte; und versicherte ihn, dafs er billig sein würde, wenn er kurz und ohne alle weiteren Umstände das Grundstück übernehmen wolle. Die Frau ging in der Stube auf und ab; ihre Brust flog, dafs das Tuch, an welchem der Knabe gezupft hatte, ihr völlig von der Schulter herabzufallen drohte. Der Amtmann, der die Schrift noch einmal überlas, und darin auch von seiner Seite, auf eine sonderbare Art, die Freiheit stipulirt fand, zurückzutreten, sagte, schon halb entschlossen: dafs er ja die Gestütpferde, die in seinen Ställen wären, nicht brauchen könne; doch da Kohlhaas erwiederte, dafs er die Pferde auch gar nicht loszuschlagen willens sei: und dafs er auch einige Waffen, die in der Rusthammer hiengen, für sich behalten wolle, so — zögerte jener noch und zögerte, und wiederholte endlich ein Gebot, dafs er ihm vor Kurzem schon einmal, halb im Scherz, halb im Ernst, nichtswürdig gegen den Werth der Besitzung, auf einem Spatziergange gemacht hatte. Kohlhaas schob ihm Tinte und Feder hin, um zu schreiben; und da der Amtmann, der seinen Sinnen nicht traute, ihn noch einmal gefragt hatte, ob es sein Ernst sei? und der Rofskamm ihm ein wenig empfindlich geantwortet hatte: ob er glaube, dafs er blos scherze? so nahm jener zwar, mit einem bedenklichen Gesicht, die Feder, und schrieb; dagegen durchstrich er den Punct, in welchem von der Leistung, falls dem Verkäufer der Handel gereuen sollte, die Rede war, und liefs ihm völlige Freiheit, binnen den ersten vier Wochen wieder zurückzutreten. Der Rofskamm, von diesem Verfahren gerührt, schüttelte ihm mit vieler Herzlichkeit die Hand; und nachdem sie noch übereingekommen waren, dafs, wenn es irgend möglich wäre, wenigstens ein Viertheil des Kaufpreises gleich baar gezahlt werden sollte, rief jener nach Wein, um sich eines so glücklich abgemachten Geschäfts zu erfreuen. Er sagte einer Magd, die mit den Flaschen hereintrat, sie solle ihm den Fuchs satteln lassen; er müsse nach der Hauptstadt reiten, liefs er sich darüber aus, wo er wichtige Verrichtungen habe; und gab zu verstehen, dafs er in Kurzem, wenn er zurückkehre, sich offenherziger über das, was er jetzt noch für sich behalten müsse, auslassen würde. Hierauf, indem er die Gläser einschenkte, befragte er nach dem Polen und Türken, die grade damals mit einander im Streit lagen; verwickelte den Amtmann in politische Conjuncturen darüber; trank ihm, bei

dem letzten, noch einmal das Gedeihen ihres Geschäfts an, und entliefs ihn. — Als der Amtmann das Zimmer verlassen hatte, fiel Lisbeth auf knieen vor ihn nieder. Wenn du mich irgend, rief sie, mich und die Kinder, die ich dir geboren habe, in deinem Herzen eingeschlossen hast; wenn wir nicht im Voraus schon, um welcher Ursach willen, weifs ich nicht, verstofsen sind: so sage mir, was diese entsetzlichen Anstalten zu bedeuten haben. Kohlhaas sagte: liebstes Weib, nichts in der That noch, das dich, in diesem Augenblick, beunruhigen dürfte. Ich habe einen Brief erhalten, in welchem man mir sagt, dafs meine Klage gegen den Junker Wenzel von Tronka niedergeschlagen worden sei. Und weil hier ein Misverständnifs obwalten mufs: so habe ich mich entschlossen, meine Klage noch einmal, persönlich bei dem Landesherrn selbst, einzureichen. — Warum willst du dein Haus verkaufen? rief sie, indem sie mit einer verstörten Gebahrde, aufstand. Der Rofshamm, indem er sie sanft an seine Brust drückte, erwiederte: weil ich in einem Lande, liebste Lisbeth, in welchem man mir mein Recht verweigert, nicht bleiben mag. Lieber ein Hund sein, wenn ich den Fufs lecken soll, der mich tritt, als ein Mensch! Ich bin gewifs, dafs meine treffliche Frau hierin nicht anders fühlt, als ich. — Woher weifst du aber, fragte jene wild, dafs es dir verweigert werden wird? Wenn du dem Herrn bescheiden, wie es dir zukommt, mit deiner Bittschrift nahst: woher weifst du, dafs sie bei Seite geworfen, oder mit Verweigerung, dich zu hören, beantwortet werden wird? — Wohlan, antwortete Kohlhaas, wenn meine Furcht hierin ungegründet ist, so ist auch das Haus noch nicht verkauft. Der Herr selbst, weifs ich, ist gerecht, und wenn es mir nur gelingt, durch die, die ihn umringen, bis an seine Person zu kommen, so zweifle ich nicht: ich verschaffe mir Recht, und kehre fröhlich, noch ehe die Woche verstreicht, zu dir und meinen alten Geschäften zurück. Mögt' ich alsdann noch, setzt' er hinzu, indem er sie küfste, bis an das Ende meines Lebens bei dir verharren! Doch rathsam ist es, fuhr er fort, dafs ich mich auf jeden Fall gefafst mache; und daher wünschte ich, dafs du dich, auf einige Zeit, wenn es sein kann, entferntest, und mit den Kindern zu deiner Muhme nach M... gingst, die du überdies längst hast besuchen wollen. — Wie? rief die Hausfrau. Ich soll nach M... gehen? Über die Gränze mit den Kindern zu meiner Muhme nach M...? Und das Entsetzen erstickte ihr die Sprache. — Allerdings, antwortete Kohlhaas, und das, wenn es sein kann, bald, damit ich in den Schritten, die ich für meine Sache thun will, durch keine Rücksichten gestört werde. — „O! Ich verstehe dich!" rief sie. „Du brauchst jetzt nichts mehr, als Waffen und Pferde; alles Andere kann nehmen, wer will!" Und damit wandte sie sich, warf sich auf einen Sessel nieder und weinte. — Kohlhaas sagte betroffen: liebste Lisbeth, was machst du? Gott hat mich mit Weib und Kindern und Gütern gesegnet; soll ich heute zum Erstenmal wünschen, dafs es anders wäre? — — — Er setzte sich zu ihr, die ihm, bei diesen Worten, erröthend um den Hals gefallen war, nieder. — Sag' mir an, sprach er, indem er ihr die Locken von der Stirne strich, was ich thun soll? Soll ich meine Sache aufgeben? Soll ich nach der Tronkenburg gehen, und dem Ritter sagen, dafs ich mich besonnen

habe? Soll ich ihn ersuchen, mir die Pferde wieder zu geben, mich aufschwingen, und sie dir bereiten? — Lisbeth schüttelte weinend mit dem Kopf; sie drückte ihn heftig an sich, und überdeckte mit heifsen Küssen seine Brust. „Nun also!" rief Kohlhaas. „Wenn du fühlst, dafs mir Recht werden mufs: so gönne mir auch die Freiheit, die mir nöthig ist, es mir zu verschaffen! Und damit stand er auf, und sagte dem Knecht, der ihm meldete, dafs der Fuchs gesattelt stünde: morgen mufsten auch die Braunen eingeschirrt werden, um seine Frau nach M... zu führen. Lisbeth sagte: sie habe einen Einfall. Sie erhob sich, wischte sich die Thränen aus den Augen, und fragte ihn, der sich an einem Pult niedergesetzt hatte: ob er ihr die Bittschrift geben, und sie, statt seiner, nach der Hauptstadt gehen lassen wolle, um sie dem Landesherrn zu überreichen? Kohlhaas, von dieser Wendung, um mehr als einer Ursach willen, gerührt, zog sie auf seinen Schoofs nieder, und sprach: liebste Frau: das ist nicht wohl möglich. Der Landesherr ist vielfach umringt, mancherlei Verdrieflichkeiten ist der ausgesetzt, der ihm naht. Lisbeth versetzte, dafs es in tausend Fällen einer Frau leichter sei, als einem Mann, ihm zu nahn. Gieb mir die Bittschrift, wiederholte sie; und wenn du weiter nichts willst, als sie in seinen Händen wissen, so verbürge ich mich dafür: er soll sie bekommen. Kohlhaas, der von ihrem Muth sowohl, als ihrer Klugheit, mancherlei Proben hatte, fragte, wie sie es denn anzustellen denke; worauf sie, indem sie verschämt vor sich niedersah, erwiederte: dafs der Castellan des fürstlichen Schlosses, in früheren Zeiten, da er zu M... in Diensten gestanden, um sie geworben habe; dafs derselbe zwar jetzt verheirathet sei, und mehrere Kinder habe; dafs sie aber immer noch nicht ganz vergessen wäre; — und kurz, dafs er es ihr nur überlassen möchte, aus diesem Umstand, und manchem andern, der zu beschreiben zu weitläuftig wäre, Vortheil zu ziehen. Kohlhaas küfste sie mit vieler Freude, sagte, dafs er ihren Vorschlag annähme, belehrte sie, dafs es weiter nichts bedurfe, als einer Wohnung bei der Frau desselben, um den Landesherrn, im Schlosse selbst, anzutreten, gab ihr die Bittschrift, liefs die Braunen anspannen, und schickte sie ab.

Diese Reise war aber von allen erfolglosen und unglücklichen Schritten, die er in seiner Sache gethan hatte, der allerverderblichste. Denn schon nach wenig Tagen zog der Knecht in den Hof wieder ein, Schritt vor Schritt den Wagen führend, in welchem die Frau, mit einer gefährlichen Quetschung an der Brust, ausgestreckt darniederlag. Kohlhaas, der bleich an das Fuhrwerk trat, konnte nichts Zusammenhängendes über das, was dieses Unglück verursacht hatte, erfahren. Der Castellan war, wie der Knecht sagte, nicht zu Hause gewesen; man war gezwungen gewesen, in einem Wirthshause abzusteigen; dies hatte Lisbeth am andern Morgen verlassen, und dem Knecht befohlen, bei den Pferden zurückzubleiben, bis sie wiederkommen würde. Es schien, sie hatte sich zu dreist an die Person des Landesherrn vorgedrängt, und, ohne Verschulden desselben, von dem blofsen rohen Eifer einer Wache, die ihn umringte, einen Stofs, mit dem Schaft einer Lanze, vor die Brust erhalten.

Wenigstens berichteten die Leute so, die sie, in bewufstlosem Zustand, gegen Abend in das Wirthshaus brachten; denn sie selbst konnte, von aus dem Mund vorquellendem Blute gehindert, wenig sprechen. Die Bittschrift war ihr nachher durch einen Ritter abgenommen worden. Der Knecht sagte, dafs es sein Wille gewesen sei, sich gleich auf ein Pferd zu setzen, und ihm von diesem unglücklichen Vorfall Nachricht zu geben; doch sie habe, trotz der Vorstellungen des Wundarztes, den man herbeigerufen, darauf bestanden, selbst nach Kohlhaasenbrück, ohne alle vorgängige Benachrichtigungen, zu ihrem Manne abgefuhrt zu werden. Kohlhaas brachte sie, die die Reise völlig zu Grunde gerichtet hatte, in ein Bett, wo sie, unter schmerzhaften Bemühungen, Athem zu holen, noch einige Tage lebte. Man versuchte vergebens, ihr das Bewufstsein wieder zu geben, um über das, was vorgefallen war, einige Aufschlüsse zu erhalten; sie lag, mit schon sich brechenden Augen, da, und antwortete nicht. Nur kurz vor ihrem Tode kehrte ihr noch einmal die Besinnung wieder. Sie nahm einem vor ihr stehenden Geistlichen, lutherischer Religion (denn zu dieser hatte sie sich bekannt), eine Bibel aus der Hand; blätterte und blätterte, und schien etwas zu suchen; und zeigte Kohlhaas endlich, der an ihrem Bette safs, jenen Vers: vergieb deinen Feinden: thue wohl auch denen, die dich hassen. — Sie drückte ihm dabei die Hand und starb. — Kohlhaas dachte: — — — —; küfste sie, indem ihm häufig die Thränen flossen, druckte ihr die Augen zu, und entliefs den Geistlichen. Er ordnete ein, fur seinen Stand ungewöhnlich prächtiges, Leichenbegängnifs an; liefs einen eichenen Sarg, stark mit Metall beschlagen, zusammenzimmern, Kissen von Seide verfertigen, mit goldnen und silbernen Troddeln, und ein Grab von acht Ellen tief bauen, mit Feldsteinen gefuttert und Kalk. Er stand selbst, sein Jüngstes auf dem Arm, bei der Gruft, und sah der Arbeit zu. Als der Begräbnifstag kam, ward die Leiche, weifs wie Schnee, in einen Saal aufgestellt, den er mit schwarzem Tuch hatte beschlagen lassen. Der Geistliche hatte eben eine rührende Rede, an ihrer Bahre, vollendet, als ihm die landesherrliche Resolution auf die Bittschrift zugestellt ward, welche die Abgeschiedene übergeben hatte, des Inhalts: er solle die Pferde von der Tronkenburg abholen und bei Strafe, in ein Gefängnifs geworfen zu werden, nicht weiter in dieser Sache einkommen. Kohlhaas steckte den Brief ein, und liefs den Sarg auf den Wagen bringen. Sobald der Hügel geworfen, das Kreuz darauf gepflanzt, und die Gäste, die die Leiche bestattet hatten, entlassen waren, warf er sich noch einmal vor ihrem, nun leeren, Bette nieder: und übernahm sodann das Geschäft der Rache. Er setzte sich nieder und verfafste einen Rechtsschlufs, in welchem er den Junker Wenzel von Tronka, kraft der ihm angeborenen Macht, verdammte, die Rappen, die er ihm abgenommen, und auf den Feldern zu Grunde gerichtet, binnen drei Tage nach Sicht, nach Kohlhaasenbrück zu führen, und in Person in seinen Ställen dick zu füttern. Diesen Schlufs sandte er durch einen reitenden Boten an ihn ab, und instruirte denselben, flugs nach Übergabe des Papiers wieder bei ihm in Kohlhaasenbrück zu sein. Die drei Tage verflossen, rief er Herren; eröffnete ihm, was er dem Jungherren aufgegeben; fragte ihn, ob er mit ihm nach der

Trontenburg gehen wolle, um ihn zu holen; auch, ob er über den Hergeholten, wenn er in den Ställen faul sei, die Peitsche führen wolle? und da Herse, so wie er ihn nur verstanden hatte, laut aufjauchzte, und, indem er die Mütze in die Höhe warf, antwortete: Herr! heute noch! und einen Riemen, mit zehn Knoten, lafs ich mir flechten! so verkaufte Kohlhaas das Haus, schichte die Kinder, in einen Wagen gepackt, über die Gränze; rief, bei Anbruch der Nacht, auch die übrigen Knechte zusammen, sieben an der Zahl, treu ihm jedweder, wie Gold; bewaffnete und beritt sie; und brach nach der Trontenburg auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

H. v. K.

V. Apologie der französischen dramatischen Literatur.

Aus A. Müllers Vorlesungen über dramatische Poesie.

Nachdem wir den Geschlechtsunterschied des antiken und des modernen Theaters, jenes repräsentirt durch die Griechische, dieses repräsentirt durch die Spanische Bühne, gemeinschaftlich betrachtet haben, bliebe uns, um das Wesen des Dramas überhaupt zu umfassen, nur noch die Characteristik gewisser Mittelzustände übrig. Durch welchen grofsen Mittelzustand hindurch mufsten Drama und Welt schreiten, damit die eigenthümliche Gestalt des Äschylus und Aristophanes verschwinden, und eine ganz entgegengesetzte eigenthümliche, die der Spanier und vornehmlich des Calderon, auftreten konnte?

Wenn die Natur auf einzelnen schönen Stellen der Erde ein Zeitalter eigenthümlich harmonischen Lebens hat aufblühn und reifen lassen, wenn der Character der Menschheit sich hier und dort lokal und national entwickelt hat, so zieht sie, ich meine die Natur, die das allgemeine will, alle jene eigenthümlichen Bildungen wieder in einen grofsen gemeinschaftlichen Zustand zusammen; alle die unendlichen, jeder Natur besonders und eigenthümlich zugetheilten Farben, die den Frühling und Sommer verherrlichen, läfst der Herbst wieder zusammensterben in ein gemeinschaftliches Braun; es ist ein gemeinschaftlicher Untergang, ein gemeinschaftliches Grab, dahinein alles, was sich auf den Tummelplätzen des antiken Lebens in Syrien und Kleinasien, in Griechenland, Italien und Sicilien, in Carthago und Ägypten, eigenthümliches erzeugte und bewegte, mit einander versinken mufs. — Dieses Mausoleum, dieses gemeinschaftliche Grab der alten Welt, war Rom, war die Universalherrschaft der Römer. Was das Alterthum mit letzter höchster Gewalt zusammen-

baucte, nemlich Rom, war ein Pantheon, wie ich es neulich nannte, und ein Grabmahl zugleich, wie ich es heute nenne.

Ein zweites grofses Jahr der Menschheit brach an, ein neuer Frühling mit Roland und Carl dem Grofsen, ein neuer Sommer mit Dante und Bokkaz, mit den Troubadours und den Minnesingern, mit Cervantes, Calderon und Shakespear, ein neuer Herbst mit dem Jahrhundert Ludwig XIV. und das Mausoleum in Gestalt eines Pantheons der Kunst und des Lebens, das sich die neue Welt erbauete, brauch ich nicht zu nennen. — Man würde mich sehr mifsverstehn, wenn man diesen Worten Absichten, auch selbst des erhabensten Partheigeistes, unterlegte. Es ist so, wie ich gesagt! und von dem Stande aus, auf den wir uns heute gestellt, wo Tod und Untergang betrachtet und die allgegenwartige, ewiglebendige Natur oder Kunst, die sich bisher uns in ihren Blüthen zeigte, nun in der Asche geschaut werden soll, von diesem Stande aus schweigen alle Klagen über die einzelnen Unbequemlichkeiten der Gegenwart von selbst, von hier aus werden die Zerstörungs- wie die Erbauungswerkzeuge der Natur mit gleicher Ruhe und Andacht erwogen.

Bevor wir in die Betrachtung des Römischen und Französischen Theaters eingehn, die beide in und neben einander dargestellt werden müssen, lassen Sie uns eine Bemerkung vorausschicken, deren Richtigkeit gefühlt werden wird. Wenn in unsern Tagen Menschen von bloser Welt- und Geschäftsbildung, deren Werth keineswegs hier herabgesetzt werden soll, vom Alterthume reden, oder an dasselbe denken, so haben sie meistentheils Rom oder etwas Römisches im Auge; eben so, wenn von neuer, moderner Welt die Rede ist, so verstehn sie im Zweifelsfalle darunter immer Paris, oder etwas Französisches. Wenn z. B von der Poesie des Alterthums gesprochen wird, so denken sie viel eher an Horaz und Virgil, als an Aschylus und Homer; redet man ihnen dagegen von Dichtern neuerer Zeit, so tritt ihnen Racine und Voltaire viel früher, als Dante und Cervantes vor die Seele. Dies hat seinen tiefen und wichtigen Grund, der schlechterdings aufgesucht werden mufs; denn in einer wahren Reichsversammlung der Künstler und Kunstrichter müssen die Stimmen, die sich für die einzige Schönheit des Racine erklaren, eben sowohl gehört werden, als diejenigen, welche nicht müde werden, die einzige Schönheit des Calderon zu preisen.

Als vor einiger Zeit in Deutschland das Studium der Griechen und der romantischen Dichter einen neuen herrlichen Schwung nahm, meinte man den göttlichen Künstlern der Griechischen und Romantischen Zeit nicht besser dienen zu können, als indem man auf ihrem Altar alles, was die Römer und die Franzosen gedichtet, in Flammen aufgehen liefse, und so wurde die grofse Majorität der Gebildeten in Europa, nehmlich alle, die eine Französische Bildung genossen, einerseits, und die meistentheils in der Schule des Römischen Rechts erzogenen Geschäftsmänner andrerseits, von dem Genufs der wieder aufgefundenen Schätze abgeschreckt. Mein Streben und

der Zweck, den ich mir (bei meiner gegenwärtigen Arbeit vornehmlich) vorgesetzt, ist etwas anders: in meinen Augen ist, wer sich, wenn der Poesie der neuen Welt gedacht wird, blos Cervante's, Dante's, Calderon's u. s. w. erinnert, eben so einseitig als der, welcher nur von Racine und Voltaire hören will. — Im gemeinen Leben kommen dieselben beiden Einseitigkeiten unter einer ganz andern Gestalt wieder vor. Ein Theil der Welt will nur umgehen mit Menschen, die durch Rang, Geburt, Stand in der bürgerlichen Gesellschaft etwas bedeuten; ein andrer Theil will nur mit dem Menschen als solchen zu thun haben; er fragt nur, was bist du in der Welt und als Mensch, nicht aber was bedeutest du? — Die ersteren respectiren am Menschen blos den abgeleiteten, den repräsentativen Character, die andern blos den persönlichen. Beide haben Unrecht! — Göthe hat es treffend dargestellt, wie Racine besonders vornehmen Personen gefallen müsse; auf dem von ihm so herrlich angedeuteten Wege gehe ich fort und erkläre: die Poesien der Römer und der Franzosen haben einen repräsentativen, abgeleiteten Werth; die Poesien der Griechischen und der Romantischen Zeit haben einen persönlichen Werth. Mir genügt keines von beiden allein für sich, mir werden die persönlichen Dichter erst recht deutlich durch die repräsentativen und so umgekehrt; niemand kann sagen, dafs er die Griechen und die Romantischen Dichter begreife, der die Römer und Franzosen verächtlich bei Seite setzt und so umgekehrt; es ist nur Ein Sinn, ein ewiger Sinn der Kunst, und dieser mufs ruhig und belebend durch die Kunstformen aller Zeiten hindurchzuschreiten vermögen.

Der Hauptfehler in der Beurtheilung der Römischen und Französischen Autoren, welchen die jungen enthusiastischen Bewunderer der Griechischen und Romantischen Poesie begingen, war der, dafs sie Griechen und Römer, Romantiker und Franzosen mit einem und demselben Maasstab zu messen unternahmen; dafs sie für die blühende männliche Jugend, die sich in den Griechen und Romantikern darstellt, und für das überreife sinkende Alter, welches die Römer und die Franzosen abbilden, nur den einzigen Maasstab der Kraft und der Lebensfülle statuirten, wo denn das Alter sehr im Nachtheil gegen die Jugend, die Römer gegen die Griechen, die Franzosen sehr im Nachtheil gegen die Romantiker erscheinen mufsten, und wo denn nothwendig in der Römischen und Französischen Poesie nichts wahrzunehmen blieb, als Erinnerungen, Reminiscenzen, Nachahmungen, Nachklänge der vorangegangenen jugendlichen Zeiten. — Die zu enthusiastischen Freunde der Franzosen und Römer begingen auf ihrer Seite den nehmlichen Fehler, indem sie wieder die gesellschaftliche Geschliffenheit, die starre Regelmäfsigkeit, die Correctheit, die poetische Tournure, die Convenienz und den guten Ton als alleinigen Maasstab der Kunst gelten lassen wollten, und so die gewaltige, freie, üppige Natur (minder der Griechen, als besonders) der Romantischen Dichter, es keineswegs mit den umsichtigen, eleganten, tactvollen Römern und Franzosen aufnehmen konnte. — Ich bin überzeugt, dafs zum Heil der Kunst überhaupt, im ganzen Gebiete der Literatur und des gesellschaftlichen Lebens, wenige Gegenstände eine grund-

liche Untersuchung so sehr verdienen, als dieser sonderbare Zwiespalt in den Kunsturtheilen zuerst der wahren Gelehrten unserer Zeit, und sodann der wirklich vornehmen Leute, worunter ich diejenigen verstehe, die nicht mit Affectation, auch nicht um dem Rechte des Starkern zu huldigen, sondern aus fast angebornem und durch die ganze Erziehung recht ausgebildetem Instinkt eine Vorliebe für den Geist der Französischen Literatur hegen.

Die ausschliefsenden Freunde der Griechischen und Romantischen Poesie wollen die Werke der Kunst vornehmlich sehn; die Anschauung, gleichviel die innere, oder die äufsere ist bei ihnen das Entscheidende, der Richter; die ausschliefsenden Freunde der Römer und Franzosen ihrerseits wollen die Werke der Kunst vielmehr schmecken; daher nicht blos dem Worte, sondern wirklich der Sache nach geht alles Urtheil bei ihnen vom Geschmack aus. — Hiernach sollte man wirklich den Freunden der Griechen und Romantiker eine Art von Vorzug einräumen, denn blos der gröfsern Allgemeinheit des Gesichtssinns nach, sollte man glauben, dafs sie ein viel gröfseres Gebiet umfassen mufsten als ihre Gegner, da es ihnen viel leichter sein mufste, den Werth und die Eigenthümlichkeit eines Virgil, Racine oder Voltaire sich abzusehn, als es ihren Gegnern sein möchte, den Werth und die Vortrefflichkeit des Homer, des Ariost und des Dante herauszuschmecken. — Nichts destoweniger giebt es Kunstfreunde in unsern Tagen, die mit hoher Gerechtigkeitsliebe, wie sehr auch Geburt und Erziehung das blofse Geschmacksurtheil in der Kunst in ihnen befestigt haben mögen, dennoch, auch geleitet von diesem dunkleren Sinn, die Herrlichkeit des Göttlichen, was die griechische und romantisch-germanische Zeit hervorgebracht, zu kosten wissen. Möge es mir eben so gelingen zu zeigen, dafs es auch Gelehrte gebe, deren Auge in die Eigenthümlichkeit der Römischen und Französischen Dichter dringt: dann, wenn jeder auf seinem eigenthümlichen Wege, wir mit dem Gesicht, jene mit dem Geschmack, ein allgemeines erkannt; wenn wir beide den in uns durch Natur und Umstände besonders begünstigten Sinn zum allgemeinen Sinn erhoben haben, dann können wir einander die Hand reichen und uns über dasjenige, was geschehen müsse, damit in Zukunft die Kunst, vornehmlich die Deutsche gedeihe, gemeinschaftlich und vorurtheilsfrei berathen. —

Ihr habt vollkommen Recht, Ihr jungen enthusiastischen Freunde, Liebhaber mögte ich sagen der Griechischen und Romantischen Poesie! auf den ersten Blick verschwindet allerdings die elegante Gestaltlosigkeit des Virgil neben der Unschuld, Fülle und Deutlichkeit des Homer; verschwindet die gezirkelte, geschweifte, geschliffene Geschwätzigkeit eines Cicero neben der Majestät und der gehaltvollen Einfalt des Demosthenes oder Isokrates; verschwindet die zugespitzte, frivole Liederlichkeit des Lafontaine neben der reinen, sufsen und üppigen Lüsternheit des Boccaz; verschwindet die flache, lebenslose Harmonie des Racine neben der tiefen, unergründlichen Klangfülle des Calderon. Ihr habt Recht, aber nur auf den ersten Blick. — Lebet nur weiter mit der Welt! Versucht es mit den grofsen Geistern der Griechischen und

Romantischen Zeit, die Ihr als Lieblinge mit Recht um Euch her versammelt, in wahrem Frieden zu leben: Ihr werdet bald inne werden, dafs die Französische und Römische Poesie Euch keine Ruhe lafst; dafs nicht blos ihre vornehmen Beschützer, sondern ein sonderbarer, zuerst unbegreiflicher Geist der in ihnen wohnt, Euch zu ihnen zurücknöthigen wird; dafs Ihr Eurer Lieblinge nicht gewifs sein könnt, bevor Ihr die Ansprüche jener nicht mit Eurem Herzen und Geiste befriedigt, kurz, wie Euch die Jugendzeitalter der Welt bezaubern mögen, dafs dennoch das Alter auch seine eigenthümliche Schönheit hat, und dafs Ihr von beiden Euch erfüllen, Euern Sinn beleben lassen müfst, wenn Ihr ein wahrhaft männliches Urtheil aussprechen wollt. — Ich habe noch keinen feurigen Bekenner der Romantischen Poesie gesehn, der berauscht von Cervantes, ja von Shakespear gewesen wäre, dem die Dramen des Shakespear vielleicht wie huldreiche Genien durchs Leben gefolgt wären, und der bei alle dem (wofern nicht der Rausch alle Besinnung aus ihm fortgeschwemmt, wofern nicht der Sturm jener grofsen Geister ihn ganz zu Boden gestreckt hat,) mehreren Repräsentationen des Französischen Theaters auf die Dauer hätte widerstehen können. — Bei der ersten Darstellung vielleicht widersteht ihm alles am Französischen Theater, er nennt es den Gipfel der Unnatur, des Manierirten, der Ziererei, des Unpoetischen — bei der letzten Darstellung hat sich das ganze gewendet, und, ich weifs, was ich sage, nun findet er etwas unwiderstehliches darin. Ich darf es nicht weiter bemerken, dafs ich weit davon entfernt bin, jener kalten Engherzigkeit das Wort zu reden, mit der beschränkte Seelen jenes Französische Theater für den einzigen dramatischen Genufs halten. Ich spreche zu jenen reinen, unverdorbenen Gemüthern, die jugendlich voll und kräftig, zuerst dem jugendlich vollen und kräftigen sich hingegeben haben, aber dennoch für jeden noch so fremdartig gestalteten Genufs offen geblieben sind, und denen allein das Französische Theater wegen seiner wesentlichen Vorzüge werth sein kann: was die verstockten, in Convenienz und Modethorheiten grau gewordenen Bewunderer darin sehn, ist der Rede nicht werth; diese sind dem Französischen Theater zugethan aus Gewohnheit, aus Herzensarmuth, aus Verwöhnung, aus Verzärtelung, aus Faulheit. — Wir hingegen wollen ganz andre Dinge daran erheben, nehmlich das Maas, die Ganzheit, die Geschlossenheit, die Künstlichkeit, das Technische, die Verständlichkeit, die Allgemeingültigkeit.

Ich nannte den Character der Französischen und Römischen Poesie einen repräsentativen, den der Griechischen und Romantischen einen persönlichen. — Hier erlauben Sie mir Ihrem innersten Gefühl eine Frage vorzulegen: sind es nicht zwei ganz verschiedne Arten der Schönheit, die, welche wir empfinden in der Betrachtung einer jugendlichen Natur, die sich in voller Frische und Freiheit und Fülle bewegt, die durch jede ihrer noch so unconventionellen Bewegungen ergötzt, die, wo sie etwa die Formen und den Anstand verletzt, sogleich wieder einen schönen Eindruck, nemlich den des Naiven macht, und die andre, welche wir in der Betrachtung des weltklugen, gewandten Mannes empfinden, der mit künstlicher durch-

aus berechneter Grazie, weniger bezaubert, aber desto sichrer gewinnt. Es sind die beiden Schönheiten die Göthe in seinem unsterblichen Gedichte unter den durchaus auf die Anschauer und auf die Schmecker der Poesie passenden Gestalten von Tasso und Antonio in den Streit geführt hat, worin nothwendig keiner von beiden untergehn noch zurückstehn durfte, sondern beide endlich einander gegenseitig halten, und durch ihre vom Schicksal herbeigeführte Versöhnung, den allgemeinen Sinn, den die Kunst verlangt, ausdrucken mufsten. — Welcher wesentliche Unterschied ist nun wohl zwischen beiden Gattungen der Schönheit? — Jene jugendliche Schönheit, die in der Verletzung des Anstandes sogar noch einen schönen Eindruck, nemlich den des Naiven machte, wird nur von ihren näheren Freunden und Bekannten, von ihrer Familie gehörig gewürdigt; was diese naiv nennen, erscheint einem besuchenden Fremden vielleicht wie Ungezogenheit — dahingegen das Betragen jenes Mannes mit der künstlichen Grazie, wenn auch einen minder tiefen, aber dafür allgemeingültigen, von jedermann, den alten Bekannten sowohl als den fremd hinzukommenden anerkannten schönen Eindruck macht. Ich mufs von neuem dagegen protestiren, als wollte ich einen von diesen beiden Schönheiten vorzugsweise den Siegerkranz reichen; sie müssen beide gekrönt werden, wie die Herme, sowohl des Virgil als des Ariost im Götheschen Tasso, sie müssen uns beide in ihrer Bekränzung wohlgefallen haben, damit jener dritte unerreichbare Kranz, den derselbe Tasso zwischen den Wolken verklärt vor sich herschweben sah, immer sichrer uns durchs Leben führen könne. —

Der Mensch soll werden wie Gold: durch Glanz, Gediegenheit, Geschmeidigkeit, durch seine Persönlichkeit, wenn ich so sagen darf, den näheren Besitzer entzücken, und dann auch wieder durch die Allgemeingültigkeit seines Werths, durch seinen anerkannten, allen Besitz der Welt repräsentirenden Character alle übrigen und die entferntesten selbst reizen. Hier haben Sie die eigenthümlichen Schönheiten der Griechisch-Romantischen und der Römisch-Französischen Poesie; nicht um eine von beiden als ausschliefsendes Vorbild vor sich hinzustellen, sondern damit aus den Wechselblicken, die Sie von der einen auf die andere werfen, sich eine Gestalt bilden könne, die wahres Ideal zu heifsen verdient, weil in ihr sich das entgegengesetzteste harmonisch verbindet, weil in ihr alle Einseitigkeiten des Kunstgeschmacks wie der Kunstanschauung sich in höherer reinerer Gestalt wieder finden, und in ihre Ganzheit, in den Kreis ihrer ruhigen Fülle und in seine Bewegung mit fortgezogen werden.

Göthe und Schiller haben beide die Nothwendigkeit eingesehn, das Deutsche Theater, welches vielleicht allzusehr nach der Romantischen Seite hinüberschwankte und eben wegen dieser Einseitigkeit nie im Stande war, auch im Fache des Romantischen selbst, etwas vollständiges und allgenügendes zu leisten, durch eine kluge Benutzung des Französischen Theaters in ein besseres Gleichgewicht zu bringen, und so sind die Übersetzungen des Tankred, des Mahomet und der Phädra entstanden,

und haben schöne Früchte getragen. Auf dieser Stelle kann auch nicht unerwähnt bleiben, Iffands grofses Verdienst, der selbst Schauspieler aus der Französischen Schule, das Wesen der Griechisch-Romantischen Bühne, wenn auch mit weniger glücklichem Erfolg, doch mit grofsem ungewöhnlichen Fleifse sich anzueignen bemüht ist. Hatte der schöne Wetteifer zwischen ihm und Fleck, dem grade fehlte, was Iffland besafs, und der mit Genie und Romantischer Fülle in hohem Maafse von der Natur begabt war, hätte dieser Wettstreit fortdauern können, so würde die Deutsche theatralische Kunst vielleicht von der ächten Verbindung ihrer wesentlichen Elemente, des Romantischen und des Französischen Princips nicht mehr gar weit entfernt sein. Eben so bilden noch jetzt Friederike Bethmann Unzelmann und Betty Koch, jetzige Madame Rose in Wien, unter einander einen höchst lehrreichen Gegensatz, jene durch ihr grofses, den göttlichsten Poesien der Romantischen Zeit gewachsenes Genie; diese durch ihre klugen, sinnvollen Bewegungen, und durch den freien Tact, mit dem sie die höchsten Vorzüge der Französischen Bühne ohne Verletzung der Deutschen Eigenthümlichkeit geltend zu machen weifs.

So wäre nun, darf ich mir schmeicheln, das wahre Verhältnifs zwischen der Schönheit, die wenigen, aber diesen wenigen dann um so mehr gefällt, und der andern Schönheit, die allgemein gefällt, aber dafür weniger entzückt, bestimmt. Die sinnvollen Mitglieder dieser verehrungswürdigen Versammlung, werden sich freilich, wenn sie durchaus einer von diesen beiden Schönheiten den Preis zuerkennen sollen, für die erste erklären, wie ich; immer aber mit dem geheimen Wunsch, dafs die nicht zu verachtende Eigenschaft der zweiten, nemlich, die Allgemeingültigkeit auch auf die erste übertragen werden könnte; sie werden einen unwiderstehlichen Drang fühlen, die Schönheit, das Gedicht, den Freund, welche Sie bewundern und lieben, auch vor andern geltend zu machen. Wenn man nun betrachtet, wie nach Jahrtausenden, die das Alterthum, eben so wie nach Jahrtausenden, welche die neue Welt durchlebte, nachdem freilich alle die schönen besondern Farben der Poesie schon ausgestorben und verblichen sind, nun endlich das Allgemeingültige aus den Geisteswerken der Alten in Gestalt der Römischen Literatur und Kunst, und das Allgemeingültige aus den Geisteswerken der neuern in Gestalt der Französischen Literatur und Kunst zurückbleibt, so kann man freilich zuerst jugendlich schaudern vor der Starrheit, der Lebenslosigkeit, der Ohnmacht, ich möchte sagen, vor dem herausstehenden Knochengebäude dieser Werke, man kann schaudern vor der todten Regelmäfsigkeit, vor dem kraftlosen Gleichgewichte derselben, wie man in der Jugend vor dem Gedanken des Alters schaudert; aber da der lebendige Blick nicht lange beharren kann bei dem Gedanken eines poetischen Alters und eines kraftlosen unpoetischen Alters in einem und demselben Leben, so fängt er erst damit an, sich den Gedanken des Alters, worin der Mensch mehr bedeutet als er wirklich ist, zu verschönern, dann sich mit ihm und dem Gedanken des Hinsterbens und des Unterganges allmählich zu versöhnen, endlich je mehr er sich selbst dieser Zeit mit seiner Perso-

lichkeit nähert, einzusehen, dafs Wachsen und Sinken, die schwellende Blume und die trocknende Frucht nichts sind, als entgegengesetzte Formen desselbigen herrlichen Lebens, und dafs diese trocknende Frucht zur reichen Entschädigung für die Farben, die sie entbehrt, für die herrlichen Lebenssäfte, die eingegangen oder verflüchtigt sind, für allen Reiz unmittelbarer Schönheit, dafs sie den vollen Ersatz dafür in sich trägt, in dem herrlichen Saamen, den sie umschliefst, und der ein neues und schöneres Leben verkündigt. Sehen Sie auf Rom, wie tragisch oder wie sentimental sein Untergang uns dargestellt werden mag, ob Tacitus oder Gibbon ihn beschreiben: wer einsieht, wie Römischer Sinn und selbst die unbedeutendern Werke Römischer Kunst nachher Früchte trugen, wie Cicero sogar in seiner trocknen Gestalt den Saamen verbarg, der in den vom Norden und Asien her so schön befruchteten Boden fiel, und den Petrarcha erzeugte, der wird das Ehrwürdige in Römischer Kunst, wie gering auch ihr unmittelbarer Werth sein möge, zu schauen wissen. Es würde mich zu weit führen, von dieser Seite auch die Andeutungen, die in der Französischen Literatur liegen, zu würdigen; dem recht historischen Blick werden sie nicht entgehn.

Jetzt bin ich hinlänglich gerechtfertigt, vielmehr habe ich mir ein Recht erworben, zu erklären, dafs ich die Römische Poesie und die Französische, in sofern sie sich neben die Griechische Poesie und die Romantische stellen, und vielleicht gar ihnen vorgezogen werden wollen, unbedingt verwerfe, dafs ich den Vergleich zwischen Homer und Virgil, oder zwischen Shakespear und Racine eben so lächerlich finde, als ich es lächerlich finden würde, wenn es ein alter Mann mit einem Jünglinge, an Schönheit der Glieder, an Kraft und Lebensfülle aufnehmen wollte. Jeder von beiden soll gelten in seiner Art und in seinem Wirkungskreise, kein Wetteifer ist zwischen ihnen möglich, aber schöne friedliche Wechselwirkung, etwa wie Alter und Jugend im stillen Familienleben, zu beider Erhöhung und Beglückung, und vor allen zur Bildung des Mannes, der zwischen beiden mitten inne steht. — Betrachten Sie die Werke des Plautus, des Terenz und des Seneka, betrachten Sie ferner Racine, Voltaire, Corneille und Moliere, sie werden in ihrem Bau, in den Materialien, in den Charactern durchaus nichts finden, was nicht entlehnt sei; nur einzig eigenthümlich ist der Sinn, in dem alle diese Dinge zusammen gestellt sind, der durch alle Werke hindurch sichtbare, unzerstörbare Glaube an eine Regel der Kunst, der Glaube an Allgemeingültigkeit, der wie aller tüchtige Glaube auch in gewissem Sinne und Maafse das hervorbringt, woran er glaubt. —

VI. Kunstkritik.

An die Leser des Phöbus.

Es ist Dir, wenn Du so bist, wie wir Dich wünschen, wenig daran gelegen, dafs Dir über Werke der Kunst, welche Du selbst betrachten und empfinden kannst, von uns vorgeurtheilt werde. In wiefern Du Dich eines eigenthümlichen Sinnes erfreust, wirst Du den Geruch der Rose lieber selbst empfinden, als eine Beschreibung desselben lesen wollen, wirst Du Deine Liebschaften in der Literatur und Kunst lieber selbst mit freier Neigung anknüpfen, als sie, durch fremdes Urtheil und fremde Empfehlung gebunden, aus zweiter Hand empfangen. Wenn Du alles hassest, was Dir Gefühle aufdringen und Genüsse einreden will, wenn Du nichts mehr liebst, als Deine und aller Gerechten und Guten Freiheit des Dichtens und Liebens, so bist Du deshalb im Bunde mit uns. Berufe Dich, wo Du uns etwa anmafsend und lieblos fändest, auf dieses Wort: und wir werden die ersten sein, welche Deinen Tadel durch das Journal öffentlich bekannt machen. —

Aber ausser dem Eindrucke, den ein Werk der Kunst auf Dich macht, fühlst Du noch ohne Zweifel ein Verlangen zu wissen, was die Zeitgenossen und vornehmlich die Nachwelt dabei empfinden möchten, mit andern Worten, Du wünschtest den augenblicklichen Eindruck des Werks, auf den ja Umstände und Stimmung eingewirkt haben könnten, zu veredlen, zu verallgemeinern, so, dafs Du ihn in allen Umständen und Stimmungen Dein ganzes Leben hindurch, festhalten und vertheidigen könntest; dafs die verschiedenartigsten Zeitgenossen, ja die Nachkommen Dir beipflichteten, wenn Du ihn beschriebest. Keine Hingebung ist so grofs, kein Lebensgenufs so bezaubernd, dafs er die Seele zum Schweigen brächte mit ihrer Frage: wird er auch dauern, und kann das dauern, was ihn erregt. — Du kennst das häfsliche Gefühl, wenn man sich des Freundes, der uns einst durch vergängliche Züge gereizt, schämen mufs.

Dann auch möchtest Du in Dein Geniefsen hineinziehn die Übrigen, wenn es mit ihrer Freiheit bestehen könnte; nicht um Deinen etwanigen Irrthum klüglich zu versekuriren, damit die mögliche künftige Scham sich unter recht vielen vertheilen möchte; nicht aus weichlicher Scheu vor der Störung in einem Genufse, dessen man nicht gewifs ist: sondern, aus männlichem Streben nach der Gemeinschaft recht vieler und recht verschiedenartiger vor dem Guten und Schönen. — Kurz, Deine Empfindung bei dem Kunstwerke soll sich vor Zeit und Nachwelt bewähren, ohne sich zu verhärten; sie soll sich mittheilen, ohne die Freiheit der Übrigen zu beleidigen. Du kannst Dir also nicht selbst genug sein vor dem Schönen, wenn Du es ernst und lebhaft damit meinst, wenn Du mehr verlangst als einzelne schöne Momente in Dei-

nem Leben, wenn Du nicht unmittelbar nach der ersten Betrachtung des Werkes, seine Hand, wie die eines Todten, fahren lassen willst: Du brauchst Genossen der Liebe und der Bewundrung.

Aber wie citiren wir denn diese Nachkommenden, denen unser Kunsturtheil gefallen soll? Die Schatten der Vergangenen bieten uns doch deutlich gewisse Züge des Lebens dar, aber was ist uns von der Nachwelt geworden, als ein dunkles Vorgefühl. Wie mögen wir uns der Harmonie mit jenen versichern, deren ganze tausendfältige Entwicklung noch im Schoofse des Schicksals verborgen liegt? — Und wie mögen wir auch nur die Lebenden aus ihren weitzerstreuten Wirkungskreisen, jeden aus seinem Wohnsitz und seiner Nachbarschaft herbeiführen? Sich entgegen kommen im Gespräch über die Kunst, einander die Hände bieten zu gemeinschaftlicher Bewillkommung jeden guten Bestrebens, wer möchte dies von den Menschen erwarten, in einer Zeit, wo jeder daheim bei sich genug zu thun findet; — und überdies durch Summensammeln, durch kalte Abrechnung zwischen den Beifälligen und den Tadlern werden die Könige der Schönheit nicht erwählt. Es bedarf des Gespräches, des unendlichen und lebervollen, wenn die Ansicht und das Urtheil eines Kunstwerks sich veredeln und allgemeiner werden soll. Wenn solch ein Kunstwerk blos für sich lebte, und Dir, wohlwollender Leser, gefiele, ohne Dich weiter zu beleben; wenn es blos für sich schön wäre, ohne Dich und Dein eignes Leben zu verschönern, so möchte auch ein Kunstjournal ohne alle ächte Kritik bestehn. Niemand wüfste dann zu sagen, wie die Kunst in die Welt gekommen, und warum sie nicht mit aller ihrer Herrlichkeit in einem Augenblick wieder ausstürbe. Aber so belebt sie ganz sichtlich ihre Freunde; einige berauscht sie, andre befeuert sie zu eignem Wirken und Bilden, und viele macht sie wenigstens gesprächig.

Wir, die Herausgeber des Phöbus, haben diesen ersten Theil unsers Werkes dazu gebraucht, den Freunden der Kunst in Deutschland unsre Arbeit und das Eigenthümliche darin vorzulegen, ihnen, wie Albrecht Dürer sagte, unsre Hand zu weisen. Es kam darauf an, die Unbefangenheit, den Muth, das Streben und den freien offnen Sinn darzuthun; Mifsfallen, ja eine leichte Verletzung des verzärtelten Publikums nicht zu scheuen, dafern wir nur die Fähigkeit, ihm künftig auch wieder wohlzuthun, uns zutrauen durften.

Nun kann ein Gespräch über die Kunst allgemach anfangen, da wir bewiesen haben, dafs wir über uns selbst, über die Zeit und das Würdigste in der Kunst zur Noth Red' und Antwort geben können. Die Strahlen, welche Werke, vornehmlich deutscher Art, auf uns werfen, werden wir auf unsre eigne Art verzehren und reflectiren. Ähnlichgesinnte, ja an Beruf noch überlegene, werden wir mit ihrer Stimme und ihrem Urtheile zu versammeln wissen, um recht deutlich dem Leser zu zeigen, wie ein und dasselbe Werk auf recht vielfältige Gemüther wirkt, um ihm die höchste Ehre und den vollkommensten Gewinn zu geben, die wir zuzuwenden

im Stande sind: er soll nemlich der ruhige Zeuge eines recht bunten und klugen Gespräches sein, und in dem Feuer, welches wir ihm bereiten, seine eigenthümliche Ansicht der Kunst zu einer allgemeinen und geselligen lautern können, zu einer solchen, aus der er es dem Urenkel noch rechtfertigen kann, dafs ihm Platon, Shakespear, Cervantes und Göthe gefallen haben.

Denn warum haben wir wohl mit unsern Vätern über ihren Gleim, und Hagedorn, und Wieland nie einig werden können. Nicht deshalb, weil diese Dichter die Herabsetzung verdienten, die ihnen von uns Jungen, nicht minder befangenen, wiederfuhr; sondern weil zwei steife Systeme der Kunstkritik einander unbeweglich gegenüber standen, jedes das andere verdammend; weil es wohl Katheder der Beredsamkeit und Poesie, aber keine Gespräche darüber gab; weil zwar die Gewohnheit und die Schule, aber nie das eigne, freie, sinnreiche Leben, über die Kunst zum Worte gekommen.

Ironie, Ernst, Polemik, Parodie, Kritik in allen Formen, viele Urtheile über ein Werk, ja Urtheile über Urtheile sollen erscheinen, und die zweite Hälfte eines jeden Heftes vom Phöbus bilden. Die Realität, d. h. die Liebe und den Hafs, den Tadel und das Lob werden wir dennoch behaupten, wo sie hingehören; diese Sicherheit der Hand und des Herzens, so dafs weder ein hyperkritischer Ekel, noch ein buntes, belletristisches Scheinleben, sondern nur unersättliche Liebe zum Besseren und Schöneren, dabei herauskomme, wolle der gütige Leser uns zutrauen.

- Und so haben wir es dann zunächst für die zweite Hälfte dieses Jahrgangs auf die Betrachtung der künstlerischen Laufbahn Schillers angesehen, und ersuchen alle Freunde des Dichters und der Kunst, den Kranz, welchen wir zu seinem Andenken winden wollen, zu bereichern und zu verschönern. Das unscheinbarste, ein leicht hingeworfener Gedanke über das unbedeutendste Werk des Dichters, kann durch Geruch, Farbe und sinnige Zusammenstellung im ganzen Gewinde einen unschätzbaren Werth erhalten.

VII. Epigramme.

1. *Musikalische Einsicht.*

An Fr. v. P....

I.

Zeno, beschirmt, und Diogen, mich, ihr Weisen! Wie soll ich
Heute tugendhaft sein, da ich die Stimme gehört.

b.

Eine Stimme, der Brust so schlank, wie die Ceder, entwachsen,
Schöner gewipfelt entblüht keine, Parthenope, dir.

c.

Nun versteh' ich den Platon erst, ihr ionischen Lieder,
Eure Gewalt, und warum Hellas in Fesseln jetzt liegt.

2. *Demosthenes, an die griechischen Republiken.*

Hättet ihr halb nur soviel, als jetzo, einander zu stürzen,
Euch zu erhalten gethan: glücklich noch wär't ihr und frei.

3. *Das frühreife Genie.*

Nun, das nenn' ich ein frühgereiftes Talent doch! bei seiner
Eltern Hochzeit bereits hat er den Carmen gemacht.

4. *Die Schwierigkeit.*

In ein grofses Verhältnifs, das fand ich oft, ist die Einsicht
Leicht, das Kleinliche ist's, was sich mit Mühe begreift.

5. *Eine nothwendige Berichtigung.*

Frauen stünde, gelehrt sein, nicht? Die Wahrheit zu sagen,
Nützlich ist es, es steht Männern, so wenig, wie Fraun.

6. *Das Sprachversehen.*

Was! Du nimmst sie jetzt nicht, und warst der Dame versprochen?
Antwort: Lieber! vergieb, man verspricht sich ja wohl.

7. *Die Reuige.*

Himmel, welch' eine Pein sie fühlt! Sie hat so viel Tugend
Immer gesprochen, dafs ihr nun kein Verführer mehr naht.

8. *Das Horoskop.*

Wehe dir, dafs du kein Thor warst jung, da die Grazie dir Duldung
Noch erflehte, du wirst, Stax, nun im Alter es sein.

9. *Der Aufschlufs.*

Was dich, fragst du, verdammt, stets mit den Dienern zu hadern?
Freund, sie verstehen den Dienst, aber nicht du den Befehl.

10. *Der unbefugte Kritikus.*

Ei, welch ein Einfall dir kömmt! Du richtest die Kunst mir, zu schreiben,
Ehe du selber die Kunst, Bester, zu lesen gelernt.

11. *Die unverhoffte Wirkung.*

Wenn du die Kinder ermahnst, so meinst du, dein Amt sei erfüllet.
Weifst du, was sie dadurch lernen? — Ermahnen, mein Freund!

12. *Der Pädagog.*

Einen Andern stellt er für sich, den Aufbau der Zeiten
Weiter zu fördern, er selbst führet den Sand nicht herbei.

13. *F... und F...*

Setzet, ihr traft's mit eurer Kunst, und erzögt uns die Jugend
Nun zu Mannern, wie ihr: lieben Freunde, was wär's?

14. *Die lebendigen Pflanzen.*

An M...

Eine Mütze, gewaltig und grofs, über mehrere Häupter
Zerrst du, und zeigst dann, sie gehn unter denselbigen Huth.

15. *Der Bauer, als er aus der Kirche kam.*

Ach, wie erwähltet ihr heut, Herr Pfarr, so erbauliche Lieder!
Grade die Nummern, seht her, die ich ins Lotto gesetzt.

16. *Freundesrath.*

Ob du's im Tag'buch anmerkst? Handle! War es was Böses,
Fuhl es, o Freund, und vergifs; Gutes? Vergifs es noch eh'r!

17. *Die Schatzgräberinn.*

Mütterchen, sag', was suchst du im Schutt dort? Siebenzig Jahre
Hat dich der Himmel getäuscht, und doch noch glaubst du an Glück?

18. *Die Bestimmung.*

Was ich fühle, wie sprech ich es aus? — Der Mensch ist doch immer,
Selbst auch in dem Kreis lieblicher Freunde, allein.

19. *Der Bewunderer des Shakespear.*

Narr, du prahlst, ich befried'ge dich nicht! Am Mindervollkommnen
Sich erfreuen, zeigt Geist, nicht am Vortrefflichen, an!

20. *Die gefährliche Aufmunterung.*

An einen Anonymus im F....

a.

Witzig nennst du mein Epigramm? Nun, weil du so schön doch
Auf mich munterst, vernimm denn eine Probe auf dich.

b.

Schauet ihn an! Da steht er und ficht und stößet den Lüften
Quarten und Terzen durchs Herz, jubelt und meint, er trifft mich.

c.

Wie er heißet? Ihr fragt mich zuviel. Einen Namen zwar, glaub' ich,
Gab ihm der Vater: der Ruhm? Davon verlautete nichts.

H. v. K.

Inhaltsanzeige.

Sechstes Heft. Junius 1808.

I. Le retour des Grecs par Madame de Staël Holstein.

II. Das Märchen von der langen Nase.

III. Legende vom grofsen Christoph, vom Doctor Wetzel.

IV. Michael Kohlhaas, von Heinrich v. Kleist.

V. Vertheidigungen der französischen Literatur, von Adam H. Müller.

VI. Kunstkritik. An die Leser des Phobus, von Adam Müller.

VII. Epigramme, von Heinrich v. Kleist.

Das Kupfer wird künftig nachgeliefert.

Phöbus.

Ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Müller.*

Erster Jahrgang.

Mit Kupfern.

Siebentes Stück. Julius 1808.

Dresden,

im Verlage der Waltherschen Hofbuchhandlung.

I. Vom Character der spanischen Poesie.

Aus Adam Müllers Vorlesungen über dramatische Poesie.

Zwei Unarten sind es, welche der näheren und wahren Vereinigung des deutschen und spanischen Geistes, so sehr beide für einander von der Natur bestimmt zu sein scheinen, besonders im Wege stehn; zuerst die Tadelsucht, die Intoleranz, der Unglaube, die ihr aufgeklärtes Ohr vor allen poetischen Spielen einer Nation in ihrer kräftigen und frischen Jugend, ferner vor allen jugendlichen Ausdrücken der Begeisterung für die Religion, der Durchdrungenheit von einer heiligen alles umfassenden Liebe, verschliefsen; die alle diese Dinge höchstens für schöne Irrthümer eines jugendlich überfliefsenden Herzens halten, die ferner sich zu entehren glauben, wenn sie zurückkehren sollen und eben in diesen Spielen werden, wie die Kinder; sodann aber zweitens und noch mehr habe ich mich beklagt über eine widerwärtige, und noch viel verwerflichere Modeschwärmerei für diese schönen Spiele der Kindheit, die den ganzen Ernst des Lebens, alle Rechte der Gegenwart, alle Ansprüche, die wir auf unser Zeitalter machen, und die unser Zeitalter auf uns zu machen hat, wegwerfen will, und kurzweg umkehren ins Mittelalter, sich niederlassen bei den Spaniern des 14. 15 und 16ten Jahrhunderts. Dafs ich diese beiden Extreme der unbedingten Erhebung und der unbedingten Verwerfung in meiner Darstellung vermeiden werde, trauen Sie wohl schon meinem Abscheu gegen beide von selbst zu. Aber damit auch zwischen mir und meinen verehrungswürdigen Zuhörern jedes Mifsverständnifs vermieden werde, so erlauben Sie mir, dafs ich mit besonderer Rücksicht auf die spanische Poesie den Versuch mache, jene beiden ausschweifenden, allzusehr im Extreme verweilenden: die grämlichen, ungläubigen, tadelsüchtigen Gegner der christlich-spanischen Poesie sowohl, als die sehnsüchtigen, anbetungssüchtigen Liebhaber derselben, mit einander zu gegenseitiger Mafsigung und Milderung zu vereinigen.

In wahren und recht gutgesinnten Freunden der Poesie, zeigt sich oft innerlich, daher nicht so erbittert, derselbe Streit zwischen Dingen, deren Güte sie in spätern

Jahren erst erprüft und erkannt haben, und zwischen Erinnerungen an die höhere Schönheit anderer Dinge, von denen sie in früherer Jugend ergriffen worden sind.

Man hört sehr häufig von bejahrten, oder wenigstens althlugen Leuten, die Klage: je alter man werde, um so weniger werde man ergriffen und befriedigt von den Schönheiten in Natur und Kunst: der schöne Rausch, das Erfülltsein von einem Kunstgenufs verschwinde mit den Jahren mehr und mehr. Ein Schauspiel, das die jugendliche Seele ganz eingenommen und befriedigt habe, wolle seine Wirkung nun nicht mehr thun: die Seele sei gewachsen, ihr Umfang sei nun zu grofs, um ganz erfullt zu werden von irgend einer Schönheit; in dem grofseren Gefafs bleibe ein leerer Raum zurück, während das kleinere einst von dem Weine der Poesie erfullt und überfullt worden wäre. Mit den Jahren werde man in allen Genüfsen ekler und tadelsuchtiger, auch das Leben selbst könne nicht mehr befriedigen. — Man habe in seiner Jugend bei einer Vorstellung des Otto von Wittelsbach oder der Jäger, sich selbst vergessen können, lange Tage habe noch nachgeklungen das Rheinweinlied am Schlufse der Jäger, und das derbe Wort des Wittelsbachers kurz vor seinem Tode, jetzt sei alles anders; wie man ehemals nur Otto von Wittelsbach, und den Oberförster und Riekchen im Augen gehabt habe, so denke man jetzt nur an Babo und Iffland, oder an die Individualitäten der Schauspieler; ehemals habe man im Theater wie im Paradiese gelebt, jetzt habe man (wie die ersten Eltern nach dem Sundenfall) die traurige Entschädigung der Erkenntnifs des Guten und Bosen; man könne ein scharfsinniges, durch und durch kritisches Urtheil fällen, aber Lust, Glanz und Leben sei dahin; man sei poetisch gewesen und ästhetisch geworden. —

Es haben viel ehrenwerthe Leute über diese betrübende Erscheinung, über diese niederschlagende Veränderung nachgedacht: einige haben die Schuld, dem blofsen Alterwerden und den damit verknüpften Hinfalligkeiten und Beschwerden beigemessen, darauf ist aber das Zeitalter fortgeschritten, und man hat an Knaben, die kaum der Ruthe entwachsen waren, dasselbe erfahren; auch sie haben sich nichts mehr gefallen lassen, und über den Meister, Meister gespielt; durch blofses Alterwerden war also die Sache nicht erklärt. Drauf haben andre das Wort genommen: die Zeiten werden schlechter, haben sie gemeint, aber: im Gegentheil, es wird besser, wir schreiten fort im Galopp, so hat das ganze Zeitalter sie überschrieen

Lassen Sie uns jetzt versuchen, die wunderliche Erscheinung ruhig zu entwickeln: geht im fortschreitenden Kunstgenufs jene erste jugendliche Reinheit, Unschuld, Unbefangenheit und Frömmigkeit wirklich und nothwendig verloren, so thäten wir besser, wir liefsen Calderon und Cervantes wo sie sind, und liefsen die Lieder, welche die Unschuld eines herrlichen Volks sang, die nur die Unschuld begreifen kann, lieber unberührt. Was haben jene grofse Schatten zu schaffen mit den kritischen Mannern, mit den kritischen Knaben, und mit den kritischen Frauen unsrer allweisen Zeit. Aber so ist es nicht! — Unterscheiden wir zwei Gattungen des

Kunstgenusses: begreifen wir die Empfindungen, welche Musik, Drama und Welt in der eben sich entfaltenden Jugend erwecken, unter einem gemeinschaftlichen Namen, nemlich: des kindlichen Kunstgefühls, im Alter ersterbt dieses Gefühl in einem reinen Herzen keinesweges, nur es nimmt einen ganz entgegengesetzten Character an, und verdient, dafs wir es mütterliches Kunstgefühl nennen. In der Jugend lebten wir mehr in dem Werk, innerhalb des Werks; in dem Alter mehr aufserhalb des Werks, mit dem Meister. Was ich meine, wird nirgends deutlicher als in der Musik: rufen wir den ersten Eindruck, den die Musik auf unser jugendliches Herz machte, lebhaft zurück, so sehen wir, dafs nicht etwa blos das Ohr, sondern unsre ganze Natur, alles was näher oder entfernter sich uns zeigen mochte, von dem Zauber jener Kunst ergriffen wurde; die alltäglichsten Gesichter um uns her wurden bedeutend durch die Töne, vieles, was wir jetzt für gemein erkennen, wurde durch die Berührung der harmonischen Klänge geadelt. Es war ein gewisses Fortklingen in der Musik, ein eignes, tausendfaches Echo; der trockneste, kälteste Gegenstand gab einen harmonischen Ton zurück; die Musik klang in den gewöhnlichen, stilleren Lauf unsers Lebens noch lange nach: in gewissem Sinne unendlich, denn die ganze Welt, ihr Treiben und ihr Wechsel ward zu Musik. — In späteren Jahren zog sich der Genufs immer enger zusammen; wie wir ehemals von der Gewalt der Musik getrieben wurden, so fingen wir nun an selbst die Musik zu treiben; ehemals offenbarte sie uns den Geist aller Kunst, nun ward sie für uns eine einzelne Kunst, mit ihrem Gefolge von Regeln und Handgriffen und gelehrten Notizen aller Art. Kurz, in der Jugend hörten wir ohne weitere Ansprüche, ohne sorgsame Kritik; aber es war Musik, was wir hörten: jetzt viel unterrichteter, weiser, gebildeter, hören wir mehr Musikstücke als Musik. Ein Kind kann nur eine einzige Mutter haben, und so ist das kindliche Gefühl zu ihr ein einfaches, die ganze Natur ist dem Kinde nur immer wieder die Mutter; alles nimmt ihre Züge an, hingegen die Mutter kann mehrere Kinder haben, sie mufs ihre Liebe theilen, sie mufs erziehen, eines durch den Vorzug, den sie dem andern giebt, klug zu heben wissen. So ist in der Jugend Musik, Schauspiel, Welt, alles eins; in dem schönen Ganzen, das die früheren Zeiten für uns erbaut, leben wir wie in einem grofsen mütterlichen Hause, mit ungetheiltem gegen alles gleich kindlichem Gefühle — nun aber kommen die Zeiten, wo wir selbst erbauen, für die Zukunft sorgen, weiter fördern, fortpflanzen sollen, unser kindliches Gefühl wendet sich in ein mütterliches um, die Liebe theilt sich; das mütterliche Gefühl unterscheidet eine eigne Kunst der Musik, eine eigne Kunst des Drames, eine eigne Kunst des Lebens, wie die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Kinder; in diesen Künsten vergleicht und ordnet es wieder die einzelnen Thaten, Werke und Meister. Bei diesem Geschäft späterer Jahre, wird über das viele zu bedenkende die Seele gar leicht von Sorge ergriffen, die Sorge erzeugt Wehmuth über die verlorne, schöne, kindliche Einheit des Gefühls, und gar leicht geht diese Wehmuth über in die allgemeine Klage über den abgestorbenen Reiz des Lebens, die ich eben beschrieben habe. —

Glücklich sind diejenigen, und wahre Künstler und ächte Menschen, die das kindliche Kunstgefuhl ihrer Jugend sanft hinüber zu tragen wissen in die Zeit, wo sie selbst erzeugen und bilden sollen, wo denn alles Urtheil, alle Wahl zwischen dem Schönen und minder Schönen, mit andern Worten, wo die nothwendige Kritik der Meister und ihrer Werke, die einst der kindliche Sinn nicht bedurfte, nun noch in spätern Jahren gemäfsigt und gemildert wird, durch Unbefangenheit, Frömmigkeit und Unschuld. An dieser Stelle thun es die recht weiblichen Frauen uns Männern oft weit zuvor: sie unterscheiden, wählen und richten, und wenden sich wie die Blume nach der Sonne, leise und sicher nach dem Schönen hin; sie trauen dem Künstler zuförderst zu, dafs er das Schöne gewollt habe, sie glauben an ihn, und nun dichten sie ihm in der Stille nach auf ihre Weise und in ihrer Sprache; weil sie seinen Gedanken, seinen Geist, die Musik in seinem Werke festzuhalten wissen, haben sie ein Recht sich hier und da im Urtheile von ihm zu trennen. Wir dagegen treten meistentheils schon mit vorher präparirtem Unglauben an das Werk, mit der Präsumtion, dafs alles mehr oder minder schlecht sei; wir haben kaum eine leichte Notiz vom Sujet des Kunstlers erhalten, so ist der Leisten für die Behandlung desselben auch schon in unserm Magazin gefunden; das Werk hat kaum Zeit sich vor unsern Augen zu entwickeln, so hebt das Zerschneiden an; alle Kunstbetrachtung nimmt die Form eines Civilprocesses, oder eines Todtengerichts an; und man könnte z. B. bei den in unserer Zeit üblichen Kunstausstellungen den Zweifel äufsern, ob sie von den ausgestellten Gemälden, oder von den unendlichen Ausstellungen oder Einwürfen der kritischen Betrachter ihren Namen hätten.

Der wahre Kenner der Kunst und des Lebens, bewahrt also jene kindliche mehr dialogische Freude, an allem was lebt; und die Idee der Schönheit, die mehr monologische Begeistrung für das Gute, die ich durch das Muttergefühl bezeichnete — eben jener Sinn, der unter vielem Schönen das Schönere auswählt und besonders festhält — entwickelt sich, ohne dafs jene kindliche, dialogische Behaglichkeit und Lust an allen Formen des Lebens überhaupt verloren geht, die, wenn sie sich schon etwas abkühlt, auch in der ernsteren Gestalt, als Milde, Schonung und Toleranz, noch das herrlichste ihres ursprünglichen Wesens ausdrückt.

So erzeugt sich nun jedes wahre Kunsturtheil, wie alles Gute und Tüchtige, allein auf dem dramatischen Wege dadurch, dafs das dialogische, aber einfache kindliche Kunstgefühl, und das monologische aber unterscheidende, wählende, richtende — mütterliche Kunstgefühl, beide in eine dramatische Vereinigung treten. Die Natur des spanischen Theaters nun verträgt durchaus nicht einen solchen blos kritischen Leser, der die Poesie behandelt wie einen Braten, d. h. der sie erst tranchirt und dann geniefset, oder vielleicht über dem Tranchiren gar nicht zum Genufse kommt. Die spanische Poesie, nimmt vor allen Dingen jenes kindliche Kunstgefühl in Anspruch, welches einer fremdartigen, abentheuerlichen, wunderbaren Kunsterscheinung nicht sowohl dreist, als mit dem frommen Glauben entgegen geht, auch sie müsse schön

sein; welches ferner alles neue, abweichende, ungewöhnliche darin sich gefallen läfst, und vorläufig mit der reinen Ergötzung zufrieden ist, bis endlich alles fremdartige Aussehn allmählig verschwindet, und nun Cervantes und Calderon erscheinen als Bürger desselben grofsen Kunstreichs, in dem Shakespear, Aschylus, Aristophanes und Göthe bei einander wohnen.

Es giebt wohl solche kritische Leser in unsern Tagen, die nach der Lectüre des ersten spanischen Drames, das ihnen vorgekommen, sich auch ein Urtheil darüber zutrauen; auf ein solches Urtheil ist denn freilich nicht sehr zu reflectiren, indem der Sinn davon ungefähr sagt: das ist bei uns zu Lande nicht der Brauch; bei uns mufs alles wahrscheinlich sein, was wir glauben sollen; bei uns glauben wir nicht mehr an die Wunder des Kreuzes; bei uns lieben wir nicht diese Ungeheuer auf der Bühne u. s. f., indefs wird durch diese Vorschnelligkeit des Urtheils mancher edle und gutgesinnte Freund des Schönen abgeschreckt, und dann fehlt nichts, als dafs noch einige junge Gecken in der Literatur, welche Profession von der Kindlichkeit machen, hinzukommen, ausrufend und predigend in allen Gassen: die spanische Poesie ist die erste und einzige, ohne Assonanzen, Abentheuer, Wunder und katholische Mythologie, ohne Blumen und Sterne, ohne Meer und Vulkane giebt es keine Poesie — nur diese ekelhaften Schwärmer fehlen noch, um alle Früchte dieses schönen spanischen Zweiges europäischer Kunst, gutgesinnten aber gemäfsigten Freunden des Schönen zu verleiden. Lassen wir nun jenen Mifsbrauch des kindlichen Kunstgefühls, jene Modeschwärmerei und Abgötterei links liegen, lassen wir jenen andern Mifsbrauch des von mir s. g. mütterlichen Kunstgefühls, jene Tadelsucht, jenen anmafsungsvollen Unglauben ebenfalls unberücksichtigt, und versuchen wir die Verknüpfung der spanischen Poesie mit allen den dramatischen Kunsterscheinungen, die durch unsre bisherige gemeinschaftliche Darstellung, wie ich glaube, in unserm Herzen einheimisch geworden sind.

Eben bei diesem Geschäft ist das einzige Mifsverständnifs zwischen mir und meinen hochzuverehrenden Zuhörern nur noch zu vermeiden, als käme es mir bei dieser Verbindung der entlegensten Kunsterscheinungen, darauf an, etwa nach dem Sprüchwort: dafs man alles prüfen, und das Beste behalten müsse, so jeder einzelnen fremdartigen Kunstform ihre hervorstechenden Schönheiten zu entwenden, und diese nachher zusammen zu reihen. Ein Beispiel mag die Sache verdeutlichen. Es giebt in Deutschland einen fleifsigen und redlichen Dichter, Namens Werner, der, ich will nicht sagen, in der Absicht, es allen recht zu machen, sondern in der edleren Absicht, alles Schöne der alten und neuen Kunstwelt in eine Art von Mosaik zusammen zu setzen, in demselbigen Drama Kunstabsichten und Kunstformen der entlegensten Dichter an einander schiebt; Göthen, Schillern, Shakespear, den Griechen, dann wieder Tiek und August Wilhelm Schlegeln einzelne Gesichter nachschneidet, und am Ende, unglücklich genug, es keinem recht macht.

Meine hochzuverehrenden Zuhörer erinnern sich gewifs noch ganz lebhaft eines gewissen Karfunkels und einer gewissen Hyacinthe, mit denen er in einem neuerlich erschienenen protestantisch-catholischen Spektakelstück, die allegorisirende Manier der Spanier seinen Arbeiten einverleiben wollte. Dem Karfunkel wurde eine Art von Genius unter dem Namen Theobald, der Hyacinthe eine Art von nordischer Mignon, unter dem Namen Therese beigegeben, und endlich, da die Allegorie noch immer nicht klar genug an den Tag heraustreten wollte, also nicht eben zum Überfluss, noch dabei geschrieben, dafs der Theobald, mit Einschluss des Karfunkels den Kunstsinn, und Therese — mit Einschluss der Hyacinthe, den kindlichen Sinn bedeuten sollte, welche beide durch die Reformation überhaupt zu existiren aufgehört hätten, wie es die Catholiken verstehen mochten, wenn es ihnen gefiel, oder auch von denen der eine, in den Luther, die andere, in die Catharina übergegangen sei, und so der kindliche Sinn und der Kunstsinn, (worunter jener Dichter vielleicht dunkel die Wesen meinte, die ich eben unter den Namen des kindlichen und des mütterlichen Kunstgefühls dargestellt habe,) mit einander in der Gestalt Luthers und der Catharine eine höhere Ehe geschlossen hätten, wie es sich die Protestanten zu ihrem Vortheil auslegen mochten, wenn sie Lust dazu hatten. — Diese ganze Art, Blüthen, die man dem Auslande nach eingeschränkten Kunstbegriffen geraubt hat, in einen bunten Kranz zusammen zu zwingen, hat durchaus nichts mit dem Verfahren Göthes, oder auch Schillers gemein, die unter treuem und eigenthümlichem Nachbilden fremdartiger Kunstformen vor allen Dingen erst ganz eingehen strebten, in den Geist und die Kunst der alten Meister, und es dann dem innern Gefühl, dem innern Streben nach Einheit überliefsen, allmählich einen geistigen oder organischen Verein zwischen allen diesen Kunstformen, und so eine höhere, alle jene besondere Gattungen umfassende eigenthümliche Gattung zu erzeugen; dahingegen der Verfasser des Spektakelstücks Weihe der Kraft, mit dem Verknüpfen gewisser in die Augen fallender Äufserlichkeiten anfängt, und es genugsam der Zeit überlafst, ihn allmählich von dem innern Geist jener einzelnen von ihm bereits geplünderten, ausländischen Kunstformen zu unterrichten. — Alles Kunsturtheil mufs selbst wieder ein Kunstwerk sein, demnach müssen wir die Spanier unserer Kunstansicht gerade auf demselben Wege aneignen, als sie Göthe oder ein fortlebender Schiller seiner Kunstbildung aneignen würde. Dafs der erwähnte Werner, auch nur in der Art des Bildens, die Ähnlichkeit mit Schiller habe, die ein frommer Schüler mit seinem Meister habe, wie einige oberflächliche Kunstrichter bei seiner Erscheinung voreilig behaupteten, bedarf jetzt hoffentlich keiner Widerlegung mehr.

Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit der Dramen des Calderon, ist eben die allegorische Bedeutung, die der Verfasser des Luther sich wie einen spanischen Huth zugeeignet, und seinem deutschen, oder französischen, oder charlemagnischen, oder orientalischen Kostum so unpassend beigefügt hat. Fast alle Dramen der Spanier, bis auf die neuere Zeit, wo sie wieder in die französische Schule gegangen sind, werden

erst verstanden, dadurch, dafs die Beziehung der äufserlich dargestellten Handlung auf einen innern bestimmten Gedanken anerkannt wird. Die einzelnen Personen eines spanischen Dramas sind vielmehr allegorische Zeichen, Chiffern, die auf eine wunderbare, und dem unerfahrenen Beschauer geheimnifsvolle Weise verknüpft sind, um einen bestimmten, aber verborgenen Sinn kunstreich auszudrücken, — als dafs man sie eigentliche vollendete Charactere nennen könnte. In der griechischen Tragödie ist der Character, oder die Persönlichkeit das Hervorstechende; eine Handlung verknüpft sie. Das was wir im französischen und deutschen mehr dem Alterthume nachgebildeten Drama, einen Abschnitt, Aufzug, einen Act, eine Handlung des Drama nennen, ist im spanischen Drama jornada, eine Tagreise. Wie auf einer Reise nemlich verschiedene Gegenden und Menschen im bunten regellosen Wechsel vor uns vorüber ziehn, ohne dafs wir Zeit hätten, tiefer in ihre Persönlichkeit einzugehn, und ihre Gesichtszüge, der Wechsel der verschiedenen Naturgegenstände, ohngefähr den Eindruck der Chiffern und Buchstaben auf uns machen, mehr als Zeichen, denn als bestimmte wirkliche Dinge, mehr wie ein an uns vorübergehendes Gemälde, oder wie eine an uns vorüberklingende Musik, als wie eine in allen ihren Umrissen bestimmte, für sich selbst geltende, von allen Seiten eigenthümliche und wirkliche Bildsäule sich uns einprägen; wie ferner die auf der Reise an uns vorübereilenden Gegenstände nicht Zeit haben, sich vollständig und allseitig vor unsern Augen zu entwickeln, wie ihr persönlicher und wirklicher Zusammenhang unter einander uns fremd bleiben mufs, und wir also einen idealischen Zusammenhang unter jenen Gegenständen bilden, wie wir sie auf den Lieblingsgedanken beziehn, der uns auf der Reise beschäftiget, wie die Gesichtszüge der Menschen, die Physiognomie der Gebäude, der Berge, der Vegetation an denen unser Weg vorüber geht, mit jenem Gedanken in Verbindung treten; und wenn wir die Geschichte jener Tagereise beschreiben sollten, diese nothwendig einen allegorischen Character haben müfste, in dem durch diese Geschichte hindurch unsichtbar walten mufste der Hauptgedanke, der uns an jenem Tage beschäftigte, mit Beziehung auf welchen alle jene wunderbar zusammen treffenden Natur- und Kunstgegenstände betrachtet worden sind — eben so reihen sich in den Dramen des Calderon die wunderbarsten Erscheinungen (wie auf einer Reise, auf einem Fluge vielmehr aufgegriffen) aneinander, alle mehr oder minder mit Beziehung auf einen heiligen christlichen Gedanken, der den Dichter auf diesem Fluge begleitet, und so gelten denn alle Personen und Ereignisse des spanischen Dramas mehr durch die allegorische Verknüpfung, durch den idealischen, malerischen, musikalischen Zusammenhang, als durch ihren bestimmten plastischen und persönlichen Character. Es ist schon öfter bemerkt worden, das antike Leben und die antike Kunst verweile besonders im Hause, im Tempel, auf dem Markt und im bürgerlichen Gemeinwesen, dagegen das moderne Leben und die germanische Kunst lebe vielmehr in der freien Natur, im unendlichen Weltgemälde, im Walde, und frei umherschweifend. Es bedarf keiner weitern Auseinandersetzung, dafs mit dieser wahren Bemerkung der antike plastische Character und der moderne malerisch-musikalische Charac-

ter der Kunst, eben so aber auch das Wesen der bestimmten Handlung im antiken Drama, und das allegorische Wesen der modernen jornada im spanischen Drama auf das genaueste zusammen hängt.

Darum nun hat im Anfange unsrer Unterhaltungen Shakespear vor allen Poeten der modernen Zeit herausgehoben werden müssen, weil er die plastische Fülle der antiken Kunst, die bestimmte Persönlichkeit der griechischen Werke, in der allezeit ein gewisses monologisches Wesen vorwaltet, mit dem allegorischen, mit dem Reliefcharacter der modernen besonders spanischen und italienischen Kunstbildungen, die für sich betrachtet, immer mehr dialogischer Natur sind, in einem allgemeinen, wieder dramatischen Geiste vereinigt.

In der Fluth von armseligen dramatischen Zwittern, die im letztern Jahrhundert Deutsche, Franzosen und Engländer um die Wette auf die Bühne ausgeschüttet haben, haben die ephemeren Kritiker jener Zeit um den unermeßlichen Vorrath nur einigermaßen zu sortiren, sich eine Art von Fachwerk angeschafft, welches zu gleicher Zeit den Schauspieldirectoren und ihrer Fassungskraft das angemessenste war. Sie theilten nemlich den ganzen Haufen in Characterstücke und Intriguenstücke. Ein französischer Kunstrichter aus dem Jahre 1770. richtete dieses Fachwerk noch nützlicher ein, indem er von jeder dieser Gattungen eine Menge Unterabtheilungen festsetzte, nach Maßgabe derer dann die z. g. dramatische Literatur nach bestimmten zeitersparenden Rubriken, wie in einer Art von theatralischer Registratur aufgestellt, und so der Routine der Regisseurs und Directoren auf eine höchst bequeme Weise unter die Arme gegriffen wurde. So theilte er z. B. die pieces d'intrigue in pieces d'int. par un valet, p. d. par une soubrette, p. d. par les maitres, p. d. par plusieurs personnages, p. d. par une ressemblance, p. d. par un événement ignoré des acteurs, p. d. par une chose inanimée, p. d. par des noms, p. d. par un deguisement, p. d. par le hazard. — Lassen Sie uns jetzt jener auf diese Weise zu dem elendesten Hausgebrauch herabgewürdigten Eintheilung, einen alten ehrwürdigen Sinn unterlegen. Die antiken Dramen sind Characterstücke im weitesten Sinne des Wors, die modernen, besonders spanischen, sind Intriguenstücke in eben so ausgedehnter Bedeutung.

Es wird sich sogleich zeigen, wie aus dem allegorischen Character der modernen Bühne, der eben auseinander gesetzt worden, nothwendig hervorgehe, daß eben im modernen Drama, die Intrigue mehr hervortreten müsse, als der Character. Personen eines Dramas sind aus zwei Rücksichten zu betrachten: es fragt sich, 1. was gelten sie für sich, jeder in seinem besondern Character, jeder in seiner besondern Persönlichkeit. 2. was bedeuten sie zusammen genommen, was bedeuten sie durch ihre Verknüpfung. Intrigue, im allergewöhnlichsten Sinne, bedeutet die künstliche Verknüpfung oder Verwichlung von Personen und Handlungen zu einem bestimmten Zweck, und da ist es wirklich gleichgültig, ob diese Verwichlung, wie jener Franzose in seiner Art sich ausdrückte: par les personnages, oder ob sie par le hazard bewerkstelligt wird, und so wird in jedem möglichen Drama eine Intrigue vorkommen

müssen. Wenn aber in einem Drama die Personen mehr wie Zeichen, wie Zahlen, wie Buchstaben gelten, d. h. wenn sie mehr durch ihre Stellung, durch ihr Verhältniß zu der allgemeinen Verwicklung als durch ihre wirkliche, runde, persönliche Eigenthümlichkeit gelten, so sind wir doppelt befugt, ein solches Drama Intriguenstück zu nennen. Vergleichen Sie nun eine Statue als Symbol der alten Welt, mit einem Gemälde als Symbol der neuen Welt, so finden Sie, daß in der Statue das Hervorstechende, der runde, consequente, nach aller Seite frei heraustretende Character ist, hingegen in dem Gemälde die Zusammenstellung, die Composition, kurz die Intrigue im weitesten Sinne des Worts vorwaltet. Daß aus der wahren Statue auch eine innere Composition, eine verborgene Intrigue hervorblicken, eben so, daß aus dem wahren Gemälde auch der Character heraussprechen, wenn auch nicht gerade heraushandeln müsse, versteht sich von selbst, denn es kömmt hier nicht darauf an, die beiden Künste der Bildhauerei und der Malerei, oder die beiden Zeitalter, das antike und das moderne hoffnungslos und für immer auseinander zu reißen, sondern eben durch die wahre Bestimmung ihres gegenseitigen Geschlechtscharacters, die wahre Vermählung zwischen ihnen möglich zu machen. Genug, die Bildhauerei drückt den Character aus, und deutet die Intrigue blos an, die Malerei drückt die Intrigue aus, und deutet den Character an. Eben so und aus demselben Grunde, weil die Malerei die moderne Welt repräsentirt, tritt die Intrigue in dem spanischen Drama so besonders hervor; an den tiefsinnigsten, unergründlichsten Verwicklungen ist kein Theater so reich als das spanische, weshalb, obwohl die französischen als italienischen Dichter der letzteren Jahrhunderte es von dieser Seite als ihr unerschöpfliches Magazin benutzt, und besonders den spanischen Intriguen die Ehre erwiesen haben, sie durch ihre Verse und klingenden Sentenzen zu verschönern, zu beleben und zu erhöhen. Bei den ältern dramatischen Dichtern der Spanier, und vornehmlich bei Calderon, hat die Intrigue, oder wie wir sie früher genannt haben, die allegorische Chiffer, die aus den einzelnen Personen und Begebenheiten, wie aus einzelnen Zeichen zusammengesetzt ist, diese hat, wie das einzelne Wort in der Sprache, nicht blos eine allegorische Bedeutung, sondern eben wie das Wort auch noch einen besonderen Rythmus, einen besondern Klang. Die bedeutendsten dramatischen Werke der Spanier enthalten die Intrigue in so kunstreicher Ausbildung, daß man bei näherer Zergliederung derselben, durch eine gewisse rythmische Symmetrie überrascht wird, die ich oben bereits in der Betrachtung des Sommernachtstraums nicht besser als durch die Vergleichung mit den einfachen Tanzfiguren darzustellen wußte. Durch das harmonische und rythmische Gewebe dieser Chiffer hindurch schimmern, zeigen bald und bald verbergen sich die herrlichsten Blüthen und Früchte des Lebens. In die Hauptgruppe greifen von allen Seiten kleinere Reigen lebendiger Schönheit musikalisch ein, und durch eine leichte Deutung, die im bedeutendsten Momente unerwartet hervortritt, wird das ganze plötzlich erhoben; es eröffnet sich eine Aussicht in das Allerheiligste der Religion, und was erst irdisches Spielwerk zu sein schien, verklärt sich unerwartet und verwandelt sich in heiligen Dienst.

Die deutsche Sprache genießt vor allen andern europäischen Sprachen den unschätzbaren Vorzug, drei Übersetzungen von Dramen des Calderon zu besitzen, von einer Vollendung, so daß weder in Deutschland, noch um wie viel weniger irgend wo sonst, neben ihnen von andern Übersetzungen irgend eines Dichters die Rede sein kann. Es sind dieses die Schlegelschen Übersetzungen der Andacht zum Kreuz, des Dramas, über allen Zauber Liebe, und vornehmlich der Blume und der Schärpe, von denen ich besonders das Letztre zur Bestätigung meiner Urtheile über die spanische Poesie, und zur Einführung in die spanische Bühne, meinen hochzuverehrenden Zuhörern empfehlen würde. Es heißt wirklich nicht die Verdienste und das große Talent des Übersetzers herabwürdigen; es heißt vielmehr nur die ungewöhnliche Vortrefflichkeit dieser Übersetzungen erklären, wenn man bemerkt, daß die innern Genien der deutschen und spanischen Nation, und der beiden Sprachen, einander wo möglich eben so nahe verwandt und ähnlich sind, als ihre gegenwärtigen beiderseitigen Schicksale. Deshalb ist es uns Deutschen wohl anständig, alle Partheirücksicht auf die gegenwärtige Form der Religion, der Verfassung und der Sitten in Spanien zu beseitigen, und vorzügliche Aufmerksamkeit, besonderes Studium auf die Vorzeit und die herrlichen Monumente einer Nation zu wenden, die wahrlich nicht durch die Niederlande und Carl den 5ten allein, und einmal für immer mit uns in einer unmittelbaren Verbindung gewesen ist.

II. Von der didaktischen Poesie.

1. Begriff und Wesen der didaktischen Poesie.

Jede ächte Huldigung, die der Mensch entweder der Wissenschaft oder der Kunst darbringt, geschieht nur durch Entäußerung seiner selbst, durch Hingebung alles dessen, was an ihm Endliches ist, an das Unendliche, aus freier Lust und vorherrschender Neigung. Ein großes Ganze, eine unendliche Welt lockt sie beide an, den Denker sowohl als den Dichter, und nur darin mag das Eigenthümliche eines Jeden beruhn, daß der erstre mehr in die Tiefe seines Elements sich gräbt, den Mittelpunkt erstrebt, von welchem aus er stets wieder nach allen Seiten hin gesetzmäßig ausbreite, gleichmäßig alle Regungen des großen Pulses in sich aufnehme — dieser hingegen mehr die lichte Höhe sucht, daß der Einklang des Ganzen in möglichster Fülle zu ihm hinauf töne, und er ihn wiederum in gleichmäßigen Accorden aus sich heraus vernehmen lasse. Der Denker lebt in dem All und mit demselben, der Dichter baut über ihm und aus ihm seine Wohnung auf. Natürlich, daß jener mehr der Nothwendigkeit, der Strenge des Gesetzes angehört, dieser mehr der Freiheit der heitern

Willkühr. Gleichwie auch die Jugend ausschliefslich von der Gegenwart ergriffen wird, und wiederum sie lebendig ergreift und festhält, ungebunden und jedesmal mit eigenthümlicher Gewalt sie zu formen sucht; das Alter aber, nachdem die Kraft erloschen, ein geistiges Reich von Reflexion und Lehre, die ihm ein ernster Blick und ein weiter Umfang von Zeit gewährten, um sich erschafft: so kann es auch dem Dichter, bei aller Selbstentäufserung, weniger um Hingebung seiner Eigenthümlichkeit zu thun sein. Er soll sie vielmehr bewahren, denn nur dadurch erhält er sich schaffend und bildend über dem Ganzen, damit nicht seine Töne, unmittelbar in dessen Harmonie aufgenommen und aufgelöst, verklingen, schnell vorübergehn, dafs sie vielmehr auch als die seinen, dauern und bleiben.

Wie aber Jugend und Alter ein einiges Leben sind und auf einem Boden spriefsen, so soll auch für das, was beiden verglichen worden, eben so wenig zu feindseliger Trennung das Wort gegeben sein: denn gerade die Trennung ist es, die auch dem besten Wollen in unsern Tagen, für die Wissenschaft wie für die Kunst, die meiste Gefahr bereitet. Beide vielmehr leben in und durch einander. Nur auf eine Richtung, eine Hinneigung der einzelnen; auf das, wodurch allein, wenn irgend eine Individualisirung möglich ist, sollte gewiesen werden. Es ist nun nicht schwer abzusehn, dafs, jener Beziehung gemäfs, auf der einen Seite die Philosophie, der lyrischen Form auf der andern, vollkommen gegenüber stehe, in ihnen Wissenschaft und Poesie, als in ihren entferntesten Enden, sich darstellen. Aus der einen spiegelt sich, in ruhiger Klarheit und Durchsichtigkeit, das Leben des All; aus der andern, in bunten und unruhig wechselnden Farben, die Eigenthümlichkeit des Endlichen. Für diese Enden der mächtigen Kette soll das Mittelglied gefunden werden, sie sollen sich in einer besondern Form versöhnen und somit der unendliche Kreislauf sich runden und wölben.

Wie es nun zwar dem Aufmerksamen nicht entgangen sein wird, dafs wir in Erwähnung jener nothwendigen Ausgleichung beider Sphären bereits den Hauptgegenstand der Untersuchung berühret, ja fast genugsam bestimmt haben, so mögte dies doch den Meisten zu rasch und vorrilig dunken. Wir wollen daher die Strahlen von neuem vertheilen und vervielfachen, um nachher desto genauer ihren gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt zu bestimmen, indem wir zuförderst den anscheinenden Gegensatz zwischen Philosophie und Kunst überhaupt, dann ihre gegenseitige Bedingung entwickeln und darauf insbesondere von der Urwissenschaft, im Verhältnifs zur lyrischen Poesie, reden, woraus sich zur Genüge Begriff und Wesen der didaktischen Poesie ergeben wird. Denn bei einer, wie uns dunkt, noch wenig erforschten und abgemessenen Form findet die Entwickelung nur auf dem Wege innerer Gestaltung, nicht, wie bei dem schon als vollendet gegebenen, durch Darlegung der aufgelösten Bestandtheile, Statt.

Die gesammte Unterscheidung zwischen Philosophie und Kunst beruht allein mit der Trennung der innern Anschauung von der aufsern, des Uebersinnlichen vom Sinnli-

chen. Die Philosophie demnach, welche durch die erstre der beiden Sphären begründet wird, sondert jedes Verhältnifs des Gegebnen zu dem Empfangenden, jede Empfindung, als ein Wandelbares, von ihrem Streben ab: deshalb gewinnt ihr Alles Ausdehnung, der die Beschränkung entgegensteht, und nur dann hat ihr Leben Einklang und Fülle erreicht, wenn sie sich, gleich dem Lichte, nach allen Enden des unermefslichen Umkreises gleichmäfsig ausgedehnt hat; das besondre Leben mufs in ihrem Glanze ersterben. Die Kunst dagegen, welche nur von äufserer Anschauung, mithin von einem Besondern, gepflegt wird, ergreift nur Alles in Bezug auf dieses Besondre; was sie auch gestalten möge, immer ist es gestaltete Empfindung, und wie mannichfaltig diese Darstellung auch sei, immer ist sie vom Endlichen entnommen, immer ein Individuelles, Aufseres. Da nun Philosophie das Besondre nie als solches, sondern nur im Zusammensein mit dem Allgemeinen, gelten läfst, so wird ihr Streben auf Totalität gerichtet sein, wie das der Kunst auf Individualität. Jene ist, was uns im Leben die Vergangenheit, da uns höchste nur dieses oder jenes einzelne Ereignifs uns von neuem lebhaft berühret, alle aber wir, ruhig genug, der Leitung Eines Grundgesetzes unterzuordnen suchen; diese ist die wirksame, lebendige Gegenwart. Eben aber, weil die Philosophie nur ein allgemeines, durchgängiges Grundgesetz aufsucht, der Blick auf das Einzelne aber als nur eines Theils vom Ganzen, nur jene Ordnung stören, den Zusammenhang unterbrechen würde: wird sie sorgfältig jede Berührung der Realität vermeiden, diese soll sich vielmehr unbewufst in ihrem Gesetz abspiegeln und Andern liegt es ob, darauf hinzuweisen; ihr reicht es hin, die Möglichkeit dargethan zu haben, die ihr eins gilt mit der Nothwendigkeit. Die Kunst im Gegentheil behandelt nur die Realität und wenn sie, wie sich nachher darthun wird, überall vermeiden mufs, mit derselben zusammenzufliefsen, so soll sie desto sorgfältiger sich bemühen, den Schein des Wirklichen zu bewahren: so wäre demnach hier Täuschung, dort Wahrheit, hier ein Vergängliches, dort ein Unvergängliches. Aber auch ein Innerstes, eine Entfernung jedes Einwirkens, jeder Stimmung, die nur der Zufall erweckte, ein Streben nach Geschlossenheit und Vollendung, als dem Elemente ihres Lebens, daher bleibende Ruhe, Dauer für alle Zeit, wie hier ein Aufseres, ein durch Umstände, nicht zwar hervorgebrachtes, jedoch angeregtes, mithin Wandelbarkeit und Wechsel. Wiederum wird endlich die Philosophie, so sehr sie sich auch hüten mag, die Anschauung aufzunehmen, demnach von derselben entfernt geleitet und beherrscht und ihren Bewegungen gerade durch sie eine Nothwendigkeit auferlegt, welcher die Kunst auf einem ganz verschiedenen Wege ausweicht, indem sie nämlich mit Freiheit eine neue Anschauung, wiewohl nach dem verborgnen Gesetz der ursprünglichen, hervorbringt.

Unvermerkt jedoch sind wir hiermit demjenigen näher getreten, worin sich beide zu begegnen und gegenseitig zu bedingen anfangen, und welches die Kunst, durch das Gesagte vielleicht ein wenig herabgezogen, wieder zu der gebührenden Höhe emporzieht. Denn nicht nur dafs die Natur dieser sowohl als jener Einziger und Höch-

ste ist, welches sie immer neu erweckt, dafs sie sich ihm in stiller Andacht nahern, weshalb sie auch beide entfernt sind, sie nach Willkühr zu handhaben, trachten sie vielmehr darnach, sie abermals aus sich zu erschaffen und Freiheit in das Werk der Nothwendigkeit zu bringen. Trennt sich nun der Philosoph vom Künstler auf der Bahn zu diesem Ziele, sucht der erstre ein ewiges Urbild, in welchem Endliches wie Unendliches als eins zusammenfallen, dieser ein neues Gegenbild, (mit nichten also eine genaue Abbildung des Bestehenden,) in welchem sich Bedingtes und Unbedingtes auf menschliche Weise — und nicht entwürdigen kann, was wir menschlich nennen — aussöhnen; so dient ihnen doch insgesammt Eine Grundform, Eine ihr Inures stimmende und beherrschende Regel der Harmonie, zur Führerin. Es liefse sich vielleicht nur das von einem Jeden insbesondere sagen, dafs der Künstler vollendet, was der Philosoph begann, das gleichsam erfüllt, was dieser verheifsen, indem er, nachdem ihm die Gestaltung der Nothwendigkeit zur Freiheit gegeben, nach solchem Gesetz eine Welt hervorbringt, in der auf sein Geheifs sich Nothwendigkeit und Freiheit durchdringen. Dem Wollen des erstern gesellt er seine Kraft, weshalb auch die Philosophie, nicht ohne Grund, die Lehrerin der Künste genannt wird.

So aber heben und tragen sich nicht allein Philosophie und Kunst; sie trachten sogar unaufhörlich nach innigem Verein, und suchen nicht so sehr friedlich mit einander sondern in einander zu leben. Welchergestalt sich nun diese Anneigung bereits in frühern Zeiten oftmals kund gethan und bewährt habe, mag im folgenden Abschnitte schicklicher erzählt werden, hier ist es genug zu zeigen, auf welche Art dieselbe möglich sey. Da scheint es denn, dafs erstlich auf dem Wege der Kunst überhaupt, oder, welches dasselbe sagen will, zu Gunsten des Individuellen der Gegensatz am ersten vermittelt werden könne. Denn wie die Philosophie es nur mit dem Unendlichen zu schaffen hat, welches sie mit Freiheit gestaltet, nachdem sie es als nothwendig erkannt, alles Endliche dagegen in dessen Tiefe vergräbt; so behandelt die Kunst mit dem Endlichen zumal das Unendliche, sucht dieſs mit jenem zu verweben; weshalb auch ihre Sprache vollstimmiger, unerschöpflicher, den Meisten sogar noch naturverwandter ist. Ja, in welche Tiefe auch der Geist des Forschers sich versenke, gleich als ob er herausträte aus dem eignen Innern; immer ruht dennoch in seiner besondern Natur Anfang, Mittelpunkt und Ausgang, welchen er nie verläfst, vielweniger dahin zurückkehrt, so dafs er nimmer umhin kann, sich selbst als Inbegriff und vollendetes Ebenbild des Erforschten zu erkennen, in dem die Fülle des Unendlichen wohnet, und er angehalten wird, sein eignes Wesen an die Spitze des Ganzen zu stellen, welches die Gesammtheit treuer denn irgend etwas anders wiederstrahle: er dünkt sich selbst nur die Harmonie, die die Dinge, nur in unsterblicher Gestalt, um dasselbe bilden, zu verkünden. Auch haben wir viele der Vorzeit, die sich allerdings unter die Weisen rechnen durften, mit nicht geringer Unbestimmtheit den Dichtern beigezählt, und nicht wenigen unter uns, die das Zeitalter für grofse Denker gelten liefs, haben wir angelangen ihren Ruhm zu schmälern, ohne zu bedenken, dafs das Opfer, wel-

ches sie der Kunst mit ihren Bestrebungen dargebracht, ein unvertilgbares ist und jede Antastung vergeblich sein lasst. Beide haben nemlich durch ihre, wie wir es nennen mögen, Philosopheme oder Systeme, nichts weniger bezweckt, denn die Welt von innen heraus mit Bewufstsein der Freiheit wiederum zu erzeugen; haben sie aber etwas, dem Urbilde nicht gleiches, ein Ideelles ohne Reelles, dargebracht; womit anders wollen wir sie zuruckweisen, als durch die so kühne als gefahrliche Versicherung, entweder Mitte und Tiefe des All richtiger getroffen, genauer ergründet, oder, ein vollendeteres Bild des Unermefslichen in unserm Innern empfangen zu haben, inniger vom Leben des All begrufst zu sein. Sobald uns aber dieses noch zweifelhaft schiene, wem wollen wir uns selbst dann beigesellen, den Philosophen oder den Künstlern? den letztern doch gewis.

Um uns indefs immer mehr dem Ziele dieser Untersuchung zu nähern, sagen wir demnächst, dafs Poesie diejenige Kunst sei, die von dem Lichte der Philosophie vor allen am vollkommensten erfullt und genährt werde. Denn gemeinen die Künste insgesammt dieses Anrechtes, sowohl die, welche durch vielfache und entferntere Media das Innre des Empfangenden berühren, als diejenige, welche unmittelbar und ausschliefsend das Gemüth ergreift: wie viel mehr diejenige, welche von dem Wesen aller in sich trägt und die verschiedenen Richtungen der einzelnen in einem Punkte verknupft. Ein anderer Grund liegt aber auch in dem Unendlichen der Poesie. Denn sie stellt überall das Innre des Menschen dar und ist sie auch in diesem nicht so zart, flüchtig und feingeistig als die Musik, so erscheint sie dennoch ungleich umfassender, indem sie nie das Aufsre, das dem Plastischen verwandte, verschmäht; dennoch hat sie dieses, bevor sie es neu gestaltet, erst jedesmal in den Strom des unermefslichen Innern getaucht, dessen Wogen nie bestehen, stets wechselnd und verändert empor wallen. Nur wo die Form mächtig vorherrscht, giebt es Endlichkeit und Begränzung. Gleichwie die Historie das Unendliche im Menschen in der möglichsten Vollendung darzustellen strebt, und daher nicht nur das Menschliche, sondern auch Aufser- und Übermenschliche in jenes auflöst und nach ihm gestaltet, so dafs es ihr sogar gelingt, ihr eignes Wesen, sich selbst wiederum darzustellen, ist auch die Dichtkunst geeignet, was nur immer ihr sich darbietet, in die unbegreifliche Menge ihrer Farben zu tauchen, nur mit dem Unterschiede, dafs jene blofs ein Gegebenes, Gewordenes kennt, diese aber immer erst zur Stunde hervorgeht, immer jung sich darstellt, und nie eine Gränze ihres Daseins blicken lasst, daher sie auch denen, die es sehen können, sogar der Geschichte Erzeugerin, und nicht blofs Vergangenheit, sondern diese nebst der Gegenwart und Zukunft zugleich ist. Was der Philosophie als möglich abzuleiten genügen mufste, das ist sie, indem sie sich darstellt und zwar auf höchst wunderbare, unerklärliche Weise. Sie trat daher auch immer mit der Spekulation im Bündnisse auf, selbst als sie schon die Zeiten geschieden hatten, und offenbarte immer, wiewohl oft ohne es zu wollen, die Gestaltungen dieser. Ja, dasjenige, durch welches sie sich aufserlich offenbart, die Sprache, zeugt noch in den Tagen der schneidendsten, gewalt-

samsten Trennung von ihr, wie sie immer einmal mit der Philosophie im Bunde gewesen: denn auch noch haben die Sprachen die herrlichsten Denkmale ihrer Kindheit nicht frech genug von sich gethan, und erinnern uns, durch die Metapher besonders, an ihrer aller Mutter, die Anschauung, in der Zeit, da Bild und Begriff, Phantasie und Reflexion, eins waren, zugleich aber auch an die Einheit des Unendlichen mit dem Endlichen. Wo auch jene Scheidung sich noch so versprödet hat, immer stehen doch Begriff und Bild in vertraulicher Mischung unter einander, bewahren bald hartnäckig ihre erlangte Würde, bald gehn sie, unvermerkt und gegen unsern Willen biegsam, in die Natur des andern über.

Es ist nun noch übrig von dem Individuellen der Poesie zu reden, und wie gerade darin, bei aller anscheinenden Entfernung, eine höchst merkwürdige und nothwendige Annäherung zwischen ihr und der Philosophie statt finde. Nur ist zu befürchten, dafs das Folgende, wenn auch nicht einer Misdeutung unterworfen, für geringer und unwichtiger gehalten werden möge, als wir es, bei dem gröfsten Bestreben nach Klarheit und Deutlichkeit, zu machen wünschen. Es ist bereits oben manches da gewesen von dem, vermöge der nothwendigen Beschaffenheit alles Irdischen, selbst in der Urwissenschaft unvermeidbaren Individuellen und der Begränzung anheim fallenden; weshalb auch das, was wir Philosophie zu nennen nicht umhin können, besonders aus früherer Vergangenheit, gar sehr verschieden ist von dem Begriff, den wir jetzt damit verbinden. Die gepriesensten unter uns sind nemlich, im Bewufstsein der Freiheit, überaus tief gedrungen, und haben das ewige, das, was jenseit der Zeit und aller Zeit zum Grunde liegt, deutlicher ausgesprochen, als die übrigen, und darum auch kunstreicher und schärfer das Äufsere von ihren Forschungen abgesondert. Weil aber ein durchaus Ideelles dem Geiste nie alleinig genügt und ihm leer erscheint, ferner, angezogen von dem hohen Urbilde der Natur, haben die Wissenschaften des Reellen, ehedem mit der Wissenschaft des Unendlichen im verwickelten Bunde, nun aber nach der Oberfläche hinausgedrungen, ein neues Leben und eigenthümliches Streben gewonnen, welches darin besteht, sich gleichsam wie von oben herab in die ruhige Klarheit des gefundenen Ewigen zu versenken, und mit ihm eins zu werden. Sogar die Gesammtheit ihrer irdischen Gestalten zieht die Philosophie dahinab, und bespiegelt sich daher selbst in dem Unendlichen: ein Beweis von dem grofsen Bewufstsein ihrer Freiheit. Und nicht eher läfst sie ab von ihrem eifrigsten Bestreben, nicht eher hört sie auf, das Nothwendige der Erscheinung unter die Freiheit zu ordnen, bis sie zu einem Punkte gelangt ist, der ihr Streben nicht blos am lebhaftesten beschäftigt, sondern auch beständig inne hält: dieser Punkt aber ist die Gegenwart. Obgleich sie nun unaufhörlich strebt, dieselbe zu verklären, das Einzelne, wie es ist, mit Freiheit wiederum zu erzeugen, immer bleibt es flüchtiger, unbegreiflicher Natur. Wie sie demnach immer, bei aller Neigung zur Totalität, weil sie einmal vom Menschen kömmt, eine Sehnsucht behält nach dem Individuellen; mufs sie doch, was das Gegenwärtige betrifft, dies Geschäft abgeben an die Poesie, denn dieser gelingt

es, mehr als jeder andern Kunst, weil sie das Innre darstellt, und vor allem, weil ihr die Sprache als Werkzeug dient, jenes untrennbare Gewand des eigenthümlichen Innern, zugleich auch das Bild der Zeit und des Geschlechts, Gegenwart und Individuum zu verklären, zu erschöpfen, und in der reichsten Fülle gestaltend auszusprechen; in der Gegenwart nun entsteht dieselbe und wird sie genossen, ohne Unterschied ihres Alters, und als die Vergangenheit noch dunkel und unbekannt dem Geiste vorlag, herrschte sie auch allein; nur den spätern Geschlechtern erscheint eben das als Philosophie, was damals lautre Poesie war. Auch uns indeſs giebt es ein Gebiet, wo diese zwei ein einiges, oder eins so gut wie das andre werden, und dieses ist die Zukunft. Denn nachdem die Philosophie ihr Geschäft abgegeben, und ihre Kraft auf eine Zeitlang als unzulänglich erkannt, beginnt sie dasselbe von neuem, eben an den jenseitigen Gränzen des Gegenwärtigen. Was sie für alle Zeit als nothwendig erfunden, das sucht sie auch nach den Gesetzen des Ewigen, mit kühner Begeisterung und nichts minder denn gebrochnem Stolze, für die künftige Zeit, schon im voraus in das Leben zu rufen. Wenn sie indeſs, statt vorher ein Unendliches zu finden, dem sie das Endliche verband, nunmehr ein noch nicht erschienenes Endliches hervorbringt, das dem Unendlichen gleich ist, ein Ideal-Reelles, — ist sie nicht zumal auch die vortrefflichste Dichterin und Seherin in vollendeter Bedeutung?

Jedoch verlassen wir dieses Ziel, und kehren ein wenig wieder zurück, wo zugleich die Wichtigkeit der letztern Bemerkung desto heller hervorleuchten soll. Es wurde nemlich vorhin gezeigt, wie die wahre Philosophie selbst unter uns, bei so durchsichtigem Wesen und hoher Reinigkeit — und wie vielmehr dann zu andern Zeiten — dem Individuellen sich nähere und auf die Gegenwart hinstrebe, welches hauptsächlich daraus hervorgeht, daſs sie, auch bei noch so geistiger Natur, immer das Gepräge von dem unbegreiflichen Gesetz, welches die Zeiten hervorruft, und welches wir, doch in der höchsten Bedeutung, Zeit- oder Geschichts-Geist nennen, gegen unser eignes Wissen an sich hat; so daſs der Denker, wenn er glaubt, das Werk der Freiheit vollendet zu haben, fortwährend an dem eignen Innern, als der Spitze von allen, inne gehalten wird, und sich neu und tiefer verstrickt, aus welcher Verstrickung ihn nur die Macht der Gefühle oder die Allgewalt der göttlichen Phantasie, wiewohl nimmer als vollendeten Sieger emporträgt. In jene erste und ursprüngliche Berührung nun der Philosophie mit der Poesie, als die nur Individualität zu erzeugen sucht, setzen wir das Wesen der didaktischen Kunst, oder, wenn man recht es deutet, des Lehrgedichts, als der sich individuell gestaltenden Philosophie. An den Worten selbst wollen wir jenes Wesen erläutern, indem wir zuförderst handeln von dem didaktischen, dann von dem poetischen und endlich insbesondre von dem lyrischen in demselben.

Das didaktische, welches wir einen Augenblick in der Trennung vom organischen der Gattung, als einzelnen Bestandtheil setzen wollen, ist dasjenige, was am meisten der Philosophie angehört. Denn jede Individualisirung des Göttlichen, jede

Erweckung der vom Endlichen umfangenen Vernunft, für die unendliche Ausrüstung, diese, so viel immer möglich, in sich, doch in den Gränzen der Eigenthümlichkeit, vollendet darzustellen, ist Didaxis, Lehre im ungetrübten Sinne. Soll das Gesetz des unendlichen individuellen Innern dem Gesetz der Totalität des Innern, welche wir Menschheit zu nennen pflegen, von der die Geschichte zeugt, gleich gesetzt werden, so entsteht Erziehung, die unserer Tage immermehr als die höchste Aufgabe im Leben aufgestellt zu werden anfangt. Dem Leben aber soll die Kunst jederzeit gleich gehen. Obgleich sich nun die Erziehung immerfort weigert, ein reines Produkt der Freiheit zu werden, so ist dieſs doch minder der Fall mit der Lehre: allein auch sie hat es mit einem unergründlichen und unwandelbaren Individuellen zu schaffen, und berührt schon deshalb unvermerkt das Gebiet der Poesie, noch mehr aber, weil sie strebt, die Zukunft zu gestalten. Wegen des letztern wurden auch alle Lehrdichter der Vorwelt mit Recht Propheten genannt, und alle begeisterte Weisen unserer Zeit, und auch die, vielleicht von hoher Religiosität getrieben, mit deren eigenthümlichen Wesen sich eine übermächtige Fülle des Unendlichen verband, sind und waren, oft unbewuſst, Lehrdichter. Von diesem Unbewuſsten aber, und was wir im Bewuſstsein der Freiheit vermögen, späterhin. Weit entfernt indeſs, daſs der Lehrdichter nur andre lehre, lehrt er vielmehr sich selbst, indem er öffentlich sein Innres entfaltet, die eigne Harmonie nach dem Muster der unvergänglichen anstimmt, tiefer und tiefer anfliegt, und sich vor dem Volke ins unendliche erzeugt nach dem Grundgesetz, das in allen lebendig wacht. Andre lehrt er nur, indem sein Werk sie ermuntert, dasselbe auch an sich zu vollbringen. So wie die obengenannten falsch Philosophirenden unbewuſst Poeten waren, so ist er es als der richtig Philosophirende im Vorgefühl der Freiheit, schon deshalb, weil er nie verschmäht zu individualisiren, und dem, was er im innersten Heiligthum erschaut, menschlich lebendigen Hauch einzuflößen.

Wie nun aber alle frühere Philosophie aus verschiedenen Gründen, sowohl im Alterthum als der neuen Zeit die didaktische Poesie streifte, dort vornehmlich, weil sich in Allem die Fülle menschlicher Natur offenbarte, hier, weil der Mensch von sich aus das Unendliche erobern zu wollen glaubte: mag es, bei so bestimmter Klarheit und Geschiedenheit, als ihr nunmehr zu Theil geworden, immer noch bedenklich scheinen, wie sie so innigem Verein sich fügen könne mit dem Lyrischen. Dies aber darzuthun ist schon deswegen höchst belohnend, weil desto deutlicher auf eine Vermittelung zwischen Philosophie und Poesie überhaupt hingewiesen werden kann, je genügender dargethan ist, wie innig jene diese selbst in dem durchdringe, was wir gleich anfangs als ihren entferntesten Endpunkt dargestellt haben. Die Gründe dafür müssen um so leichter Eingang finden, da sie schon durch so vieles bereits gesagte vorbereitet, ja einem Theile nach hinlänglich entwickelt sind. In der letztern Rücksicht werden sie hier der Kürze halben übergangen und allein noch einmal daran erinnert, wie wir oben die nahe Verwandtschaft der Philosophie mit aller Poesie zeig-

ten. Immer aber liegt der letztern das Lyrische zum Grunde, wie ein das Ganzdurchströmender Accord, denn alle Darstellung derselben entsprang aus dem Innern der Empfindung und was auch immer dargestellt werden mag, so ist diese der Freiheit des Dichters unterworfen, die er in gleichem Grade bei dem Empfangenden erwecken will: unbedingt frei aber ist der Lyriker. Gleichwie demnach die Philosophie das Reich der Wissenschaften hervorruft, die sie beseelt, deren jede aber zur Basis eine Wirklichkeit, ein Endliches hat, dabei aber stets ihre unendliche Natur bewahrt, eben so durchdringt das Lyrische eine Reihe von Dichtungsarten, mehr oder weniger auf dem Wirklichen, welches man auch die prosaische Basis nennen kann, erbaut, behauptet jedoch nichts desto weniger sein flüchtiges, unergreifbares Wesen. Jenes Wirklichen, Endlichen wegen gesellt sich auch keine Form so leicht mit der Wissenschaft des Unendlichen als die Lyrische. Diejenige Gattung der Poesie, welche die äussere Natur am deutlichsten im Einwirken auf die unendliche Empfindung darstellt, und wo das Lyrische sich am engsten verschlingt mit dem Wirklichen, ist die dramatische; das Band aber, welches dies bewerkstelligt, der Dialog; eben so muss sich auch in den Gesetzen der Behandlung der didaktischen Form das Band späterhin finden, welches zur Verknüpfung der innern, ewigen Natur — im Gegensatz jener äussern — mit dem individuellen Innern erforderlich ist. Jemehr indess der Dichter sich von der äussern Wirklichkeit entfernt und nach innen sich kehrt, desto gereinigter und geweihter darf die Basis sein, über der er seine Empfindungen laut werden lässt. Ein neuer Grund ist noch in dem Bestreben der lyrischen Poesie enthalten, die unermessliche Verschiedenheit der Dinge zu tilgen und aufzulösen, unter der Gewalt des mächtig erregten Innern, welches es nur allein erkennt und wohin es Alles, gleichwie in einen unbändigen Strom, hinansieht, weshalb es einem jeden selbst das Fremdeste kühn gesellt und beimischt. Eben diese Einheit des Gesammten sucht auch die Philosophie hervorzubringen, und wie sie so der lyrischen Poesie entgegen kommt, so vermählen sie sich durch die reinste, erhabenste Begeisterung, diese über dem Anschaun des errungenen Ziels, jene über der Eröffnung der innern Tiefen des Gemüths. Wenn man ferner — welches sehr wohl erlaubt ist — die verschiedenen Epochen der Philosophie mit den einzelnen Dichtungsarten vergleicht (indem überall Einheit und Verwandtschaft herrscht) könnte man die früheste Philosophie die Epische, die neueste hingegen die Lyrische nennen, oder doch einen solchen Character derselben zugestehn. Man darf auch dem Lyriker keineswegs vorwerfen, dass er der begränzteste sei, dass er unter allen die engsten Schranken seinem Geschäft gesetzt; vielmehr werden es uns diejenigen, die sich der stillen Selbstbeschauung geweiht, bezeugen, dass Niemand weder die Höhe noch die Tiefe, noch die Ausdehnung des eignen Innern, misst, dass vielmehr dort Alles wohne, was die Meisten erst hinein zu tragen wähnen. Weshalb man auch wohl sagt, dass die Poesie, die das Innre darstellt, die freiste und ungebundenste sei, obgleich man auch wiederum sagen könnte, dass sie überall Schranken habe; ist dem aber nicht so, und ist die Urwissenschaft allein geschlossen und gebunden: so müssen auch in der Vereinigung

beide, Nothwendigkeit und Freiheit, eins werden. Von dem aber, dafs der Philosoph des Individuellen sich nicht entrathen könne, ist schon oben gehandelt.

Kann der Philosoph indefs nur das Individuelle erklären, und sucht vielmehr der Dichter es zu ergründen, so müssen sich beide ergänzen und erst ein Zusammen, ein vollendetes Schaffen, und hierin die Grund-Strebungen des menschlichen Geistes, wie die Sprache, sein Abbild, durch die Metapher, Stetigkeit und Einheit erhalten. Wir fühlen indefs gar wohl, dafs durch alles dieses der Begriff der didaktischen Poesie noch nicht gehörig entwickelt, geschweige völlig bestimmt worden sei; denn erst im Verfolge dieser Untersuchungen soll sich dieselbe immer mehr vor unsern Augen individualisiren, daher wir auch über das, was die Gesetze derselben betrifft, Manches an einen bequemern Platz des zweiten Theils verweisen werden. Es könnte nun Manches, was bisher von dem didaktischen Gedicht gesagt worden, füglich auch auf das Lyrische angewandt werden. Von diesem unterscheidet es sich aber schon durch sein Streben nach Totalität, welches es von der Wissenschaft überkommen hat, jedoch nicht in der Art, dafs es, wie jene, kunstgemäfs die Begriffe entwickeln, abschranken und richten sollte: es erfafst vielmehr das Ganze aus dem erfüllten Gemüth, und wird empor getragen von demselben. Daher wird es dieser Gattung auch immer anheim gestellt bleiben, wie sie die Totalität organisch gestalte; wenn nur überall Einheit der Behandlung und ungestörte Harmonie zwischen dem darstellenden und dem dargestellten herrscht. Denn wie im Drama das Lyrische eine objective Richtung gewinnt, ist im didaktischen subjektives und objektives im Bunde, und eins durch das andre: die Wahrheit gilt dem Dichter über Alles, aber, indem ihr ungetrübter Glanz an seinem Innern sich bricht, will er sie als Schönheit, gleich dem ächten Künstler, darstellen, keine jedoch soll von der andern verdunkelt werden. Wegen des Lyrischen ist ihm auch sinnliche Gestaltung, sei sie nun beschreibender, oder vergleichender oder mythischer Natur, erlaubt, denn der Lyriker sucht gern nach aufsen hin das Gegenbild seiner Empfindungen auf, und schafft Tropen, ja er bedient sich sogar der reinen Darstellung in Erzählung, in Bildern und Gesichten, worein es ihm gerade am schicklichsten dünkte, sein eigenthümliches Gefühl auszuprägen, so dafs dieses gleichsam die Seele jenes Leibes wird. Nur weil er in jener Gattung auch nie das Unsinnliche, das ewig Wahre aus den Augen verlieren darf, und sein Inures von demselben gestimmt und geordnet bleiben soll, kann er kein plastisches Gesetz befolgen, nach stetigen Umrissen und abgeschlossenen Formen trachten, und obgleich dies den didaktischen Dichtern der Vorzeit oftmals wiederfahren ist, so wird sich der Grund davon und wiefern uns das nicht verführen darf, späterhin ergeben. In der Berührung nun des heiligen Ernstes der Philosophie mit der aufgeregten Empfindung erzeugt sich, was die äufsre Behandlung betrifft, die erhabne Ruhe, die über dem Ganzen, wenn auch nicht über dem Einzelnen waltet, das Rednerische, wie dort im Drama das Dialogische. Eine bestimmte äufsre Form wagen wir nicht zu gebieten, eben weil dies dem Innern des Dichters selbst obliegt, der sich überall in die Mitte

der Darstellung setzt, und nie sein Individuelles vor dem Unendlichen verleugnet; vielmehr je nachdem er dieses erblickt, wird er die Töne in sich lauter hervorrufen und dämpfen. Im Ganzen dürfte diejenige Form am zweckmäfsigsten sein, die, ihrem Ganzen nach organisch vollendet nicht blofs, sondern auch durch kunstreiche Schranken gefugt, im Einzelnen aber unendlicher Abstufung und Mannichfaltigkeit empfänglich wäre. Es befänden sich dann auch, wie (nach dem folgenden) im didaktischen Gedicht, die besondern Gattungen der Poesie, so auch in der äufsern Form die verschiedenen einzelnen Formen dieser Gattungen, gleichsam versteckt und eingewickelt; die Ordnung indefs, welche das Ganze beherrscht, deutete an, dafs das Streben des Gedichts darauf ginge, das bewegte Gemüth zu sättigen und zu dämpfen, die Empfindung abzumessen nach dem Maafsstab des Unendlichen, und das Innre zu umkreisen; wie dagegen das rein-lyrische uns immer selbst am Schlufs noch eine unabsehbare Tiefe dahinten ahnen läfst, und seine Wirkung auf uns erst recht beginnt, wenn sein eigner Ton verhallt.

Noch Etliches von dem Verhältnifs dieser Gattung zur Allegorie versparen wir für den dritten Theil. Dafs sie übrigens nichts mit den blofs darstellenden Gedichten gemein habe, erhellt schon daraus, dafs diese immer bedingt sind durch das Dargestellte, sei es ein Aufseres oder Inneres, dem der Dichter sich fügt; hier ist ein Nothwendiges, dem er seine Freiheit anzupassen sucht, dort ein Produkt der Freiheit mit einem schlechthin freien im Bunde. Es verdienten aber vor allen viele Gegenstände aus dem Gebiete der Religion didaktisch behandelt zu werden, indem das Meiste, welches wir der Art besitzen, lyrischer Natur ist, und dennoch das Lyrische wohl nirgend leichter den Bund eingeht mit einer weltumfassenden Idee, als gerade hier — dasselbe gilt auch von den geheimnifsvollen Erscheinungen im Leben, wie von den Offenbarungen des Weltgeists in der Natur und Geschichte, jedoch allezeit nur solchem, dessen Wahrheit unvergänglich ist, und über der Antastung schnöder Zeiten hinaus besteht. Das aber bedarf kaum der Erwähnung, und dazu haben wir von der didaktischen Poesie einen zu hohen Begriff aufgestellt, dafs wir keinesweges solche Werke in seinem Gebiet länger gestatten, als wohl oftmals dahin gerechnet sind. Besonders haben die Engländer uns mit solchen Lehrgedichten versehen, die, wie sie denn einen reinlichen Putz über alles lieben, und auch das rauheste und selbst was an das gemeinste Bedürfnifs erinnert, geglättet und von sauberm Anstrich oder kostbaren Stoff sich wünschen, auch die dürresten Gegenstände, wie sanctionirte Systeme und das Handwerk sogar, wie in ihren Gärten die Natur, durch die rednerische Pracht der Dichtkunst haben schmücken und verschönern wollen. Eben so die Franzosen im Trachten nach Eleganz, und wir im jugendlichen Aufflug der Sprache, da Prunk im Ausdruck und ein kräftiger Ton übermäfsig hochgeschätzt ward, haben diesen Zweig mit Früchten bereichert. Jetzt aber, da die vergängliche Form, das an sich Reelle uns immer weniger genügt, und wir in Allem nur ein ewiges Gesetz verehren, hingegen das Vorübergehende uns nicht mehr dergestalt anlockt,

als wir es ausschliefslich durch den Glanz der Kunst verherrlichten; können wir ine Werke nur den vorhin erwähnten darstellenden beizählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nienstädt.

III. Iduna, Göttin der Unsterblichkeit.

(Nach der isländischen Edda.)

Erstes Lied.

Unter Göttern wandelt Eine,
Hoch, des Harfengottes [1]) Braut,
Schöner hegt der weite Himmel keine,
Goldne Äpfel ihr sind anvertraut,
Wie die Götter dieser Frucht genieſsen,
Ihre Tag' in ew'ger Jugend flieſsen.

Lokk' [2]) und Odin [3]) waren lange
Auf dem Weg durch Riesenland, [4])
An die doppelzüngig falsche Schlange
Er, der Heldenvater, festgebannt,
Dürre Wüsten, wilder Ströme Wogen,
Berg' und Felsen waren sie durchzogen.

Und nach vielen Tagen kommen
Sie in ein anmuthig Thal,
Nur vom Sonnenaug' in Acht genommen
Weiden Rinderheerden ohne Zahl,
Müd' und hungrig gleich den Menschenkindern,
Schlachten sie Eins von den feisten Rindern.

[1]) Iduna ist die Frau des Braga, des Gottes der Poesie — eine herrliche Ehe: Poesie und Unsterblichkeit!

[2]) Lokke heiſst in der nordischen Mythologie das böse feindselige Princip. Demohngeachtet ist Lokke unter den Göttern, wie auch die schadenstiftende Ate nach Homer, ehemals mit im Kreise der Unsterblichen war.

[3]) Odin König und Vater der Götter.

[4]) Die Riesen, die Titanen des Nordens, wie diese, ein älteres Geschlecht, als die Götter, leben in ewiger offener und heimlicher Fehde mit den Asen, dem neueren Götterstamm.

Und der Kessel lange glühet
In der Flamme lichterloh,
Und das Wasser lange kocht und sprühet,
Immer bleibt das Fleisch im Kessel roh,
Dreimal wohl sie den Versuch erneuen,
Nimmer will's nach Herzenswunsch gedeihen.

Solches Zaubers sonder Gleichen
Wundert sich das Götterpaar,
Horch! da rufts hoch aus den nächsten Eichen,
Und die Stimme kam von einem Aar,
Immerhin, so rief der arge Spötter,
Immer bratet, ihr allmächt'gen Götter!

Will der Adler, wirds euch glücken,
Will er nicht, ihr bratet nicht!
Und die Götter droben ihn erblicken,
Abermal vom Baum die Stimme spricht:
Theilt ihr mit dem Adler nicht die Beute,
Bratet morgen noch umsonst wie heute.

Lasst uns sehn, die Götter sprechen,
Wie dieß Wunder enden wird!
Sie dem Adler gleich sein Theil versprechen,
Huy! der Vogel von der Eiche schwirrt,
Eh' gekostet noch der Götter Lippen,
Hat er Bugen schon verzehrt und Rippen.

Droh ergrimmt der Fürst der Schlangen,
Wirft die Keule hoch entbrannt,
An dem Adler bleibt das Ende hangen,
Und der Keule Griff an Lokkens Hand,
Augenblicks hoch auf zum Himmels-Bogen
War mit ihm der Adler aufgeflogen.

Wie der Sturmwind mit dem Armen
Flog der Aar Wolk' aus Wolk' ein,
Lokke schreit zum Adler um Erbarmen,
Es gereut ihn, Mensch geworden sein,
Schleift der Leib schwer nach den jähen Schwüngen,
Droht der Arm all' Augenblick zu springen.

Über Wasser, über Felder,
Flog der Adler immer zu,
Himmelhoch weit über Berg' und Wälder
Mit dem Lokke ohne Rast und Ruh,
Lokke hört nicht auf mit Schrein und Flehen:
Rodre, was du willst, es soll geschehen!

Da erklingt des Adlers Stimme:
Auf Erlösung hoffe nicht!
Eines nur genüget meinem Grimme,
Du bist frei, wo mir's dein Mund verspricht,
Nach Iduna's goldnen Wunderfrüchten
Gelt schon lange Tag und Nacht mein Dichten.

Schwör', du willst die Göttin locken
Aus Asgard, *) der Götter Ort!
Also sprach der Adler wohl zu Lokken,
Und der Lokk' schwur auf des Adlers Wort:
Unten stand er flugs bei dem Gefahrten,
Den Asgarten Lokk' und Odin hehrten.

Zweites Lied.

Eines Tags der Fürst der Schlangen
Trat zur schönen Königin:
Deiner Wunderäpfel goldnes Prangen
Giebst du leicht um andre Früchte hin —
Welche Frucht in Erd- und Himmels-Reichen,
Sprach Iduna, mag der meinen gleichen?

Lokke drauf mit falschen Worten:
Jüngst ich kam in einen Hayn,
Äpfel weit kostbarer fand ich dorten,
Überglänzten wohl den Sonnenschein,
Willt du deine Äpfel mit dir nehmen,
Komm' mit mir! wirst bald dich ihrer schamen.

Und Iduna hoch entrüstet
Ging ins goldene Gemach,
Nahm die Kost, wonach die Götter lüstet,
Und sie eilt bethört dem Bösen nach:

*) Asgard oder Asgarten, Garten der Asen, die Stadt der Götter.

Halt' ich meine goldnen an die deinen,
Werden deine bald als Blei erscheinen!

Eilends aus der Stadt sie gehen,
Sel'ger Götter Aufenthalt,
Stößt ein Adler hoch aus Himmels Höhen,
Lokk' an seinen Federn kennt ihn bald,
Um die Göttin schlägt der Aar die Klaue,
Rauscht hinauf und fleucht mit ihr ins Blaue.

Drittes Lied.

Morgens früh am andern Tage
All' die Schaar der Götter sucht,
Ruft Iduna wohl zum Festgelage,
Hungrig nach der hochgelobten Frucht,
Botschaft senden sie nach allen Winden,
Keines Orts läßt sich Iduna finden.

Und von Stund' an All' verblühen,
Ihre Kraft und Schöne dorrt,
Sonnenaugen löschen und verglühen,
Recht zusehends bleucht die Jugend fort,
Einer sieht des Andern Haupt ergrauen,
Furchen sind auf Aller Stirn zu schauen.

Und hinauf zum Zeitenvater
Eilt bestürzt die Götterschaar:
Odin, auf! sei unser Hort und Rather!
Ach dem Vater selbst erbleicht das Haar,
Also schnell verfällt die Kraft des Alten,
Kaum das Scepter kann die Hand noch halten.

Und es kam vor seine Ohren:
Bald vor Sonnen Untergang
Ging Idun' und Lokke aus den Thoren,
Und sie eilten weg in scharfem Zank;
Ihre Äpfel hat sie mitgenommen,
Lokke drauf allein ist wieder kommen.

Wie dem Vater dieß berichtet
In der Götter hohem Rath:
Böser Lokke, du, der uns vernichtet,
Tritt herbei, und flugs bekenn' die That!

Auf die Folter lafs ich sonst dich spannen,
Ewig aus der Götter Gränzen bannen.

Lokke drauf hub an zu zagen:
Odin selbst weifs meine Noth,
Wie der Adler mich davon getragen,
Zwischen Leben rang ich, zwischen Tod,
Wifs't, der Riesenfürst hat sie gestohlen,
Auf! ich will Iduna wiederholen!

Eine Bitte nur gewähre
Freya [1]) mir, die heil'ge bald,
Nimmer lös' ich meines Wortes Ehre.
Komm' ich in der eigenen Gestalt,
Dir, o Liebe, ja ist Macht gegeben,
Ewig neu zu wandeln alles Leben!

Lafs als Falke, lafs mich wallen,
Du, die Allem Flügel schafft!
Andr' auch zu verwandeln nach Gefallen,
Gieb, o Königin, mir Wunderkraft!
Und die Götter stimmen seiner Bitte,
Und der Falke flog aus ihrer Mitte.

Viertes Lied.

Fern allein mit ihrem Jammer,
Safs Iduna, fern allein,
Riegelfest in die geheimste Kammer,
Schlofs den Schatz der Riesenkönig ein,
Und er war des Tages, Fische fangen,
Mit den Dienern allen ausgegangen.

Und mit rauschendem Gefieder
Flog ein Falk' ins Fenster frei,
Setzt sich auf der Göttin Schulter nieder,
Meldet bald, wozu er kommen sei —
Heb' dich weg! wohl kenn' ich deine Thaten,
Willst du mich zum andernmal verrathen?

[1]) *Freya*, Göttin der Liebe, hat die Kraft, alles Lebendige in Vögel zu verwandeln, allen Flügel zu schaffen.

Spar', Iduna, deine Worte,
Sprach der Falk', und traue mir!
Horch schon klingt des Hofes ehrne Pforte,
Augenblicklich ist der Unhold hier —
Und die Göttin muſs den Zorn bezwingen,
Lafst als Schwalbe sich von dannen bringen.

Wie der Riese das ersehen,
Vögel fliegen über Land,
Kocht sein Herz für Grimm und Liebeswehen,
Und er reifst vom Leibe sein Gewand,
Fliegt als Adler wüthend in die Weite
Nach dem Räuber und der güldnen Beute.

In Asgartens schönen Auen,
Sel'ger Götter Aufenthalt,
Ist ein wundersamer Hayn zu schauen,
Goldne Zweig' und Blätter trägt der Wald,
Dort schon senkt mit sausendem Gefieder
Samt der Schwalbe sich der Falk' hernieder.

Und der Adler kömmt gefahren,
Schiefst hernieder in den Hayn,
Schon versammelt sind der Götter Schaaren,
Werfen Feuer ins Gebüsch hinein,
Taumelnd stürzt der Adler in die Flammen,
Und sie schlagen über ihn zusammen.

Mit den Äpfeln seltner Tugend
Wird Iduna heimgeführt,
Wiederkehrt die alte sel'ge Jugend,
Wie der Götter Mund die Frucht berührt,
Ewig währt das Fest in Vaters Saale,
Ewig Harf' und Lied am Göttermahle.

IV. Gottes Strom.

(Nach dem Talmud.)

Hoch droben vier göttliche Thiere,
Die tragen des Ewigen Thron,
Der Adler samt dem Stiere,
Der Leu und Menschensohn,
Es trieft von den Thieren hochheilige Gluth
Am Fusse des Throns zu krystallener Fluth.

Und hinab nach den Welten allen
Mit feurigem Ungestum
Die Fluthen Gottes fallen,
Dass alle tränken aus Ihm,
Alle Morgen des Allerheiligsten Kraft
Aus dem Feuerstrom tausend Engel erschafft.

Sie spielen dem Herrn auf Saiten,
Und singen ein neues Lied,
Ein süsses Räuchwerk bereiten,
Der Höchste hernieder sieht,
Am Abend sinken sie wieder hinab,
Vergehn in der Fluthen feurigem Grab.

V. Die versäumte Kirche.

(1807.)

Da warten und stehen
Und lauern wir hier.
Die Kirch' soll angehen,
Noch zu ist die Thür,
Es will noch nicht läuten,
Was soll das bedeuten?
Es kömmt noch kein Küster,
Wo bleibt nur der Priester?

Was stehen wir hier?
Lasst uns vor den Thüren
Ein wenig spazieren,
Auf die Gräber uns setzen,
Eins plaudern und schwätzen.

Der Haufen verläuft sich,
Verbröckelt, verstreut sich,

Die Kreuz und die Queer,
Auf dem Kirchhof umher.

Die Mädchen und Frauen
Beschnuffeln, beschauen
Einander die Kleider,
Preifst jed' ihren Schneider,
Die Augen 'rum gehen,
Ob die Herren sie sehen:
„Wie wird sie nur kommen
In Gall' angeschwommen
Heut Abend zum Ball,
Und — kam doch zu Fall!“

Alt' Muhmen und Basen,
Die rumpfen die Nasen,
Daſs die Jugend nicht alt,
Und das Feuer nicht kalt.

Ein Närrchen dort stehet,
Von Hochgefuhl krähet,
Im Sonnenscheine
Gleich macht's ein Gedicht
Auf'n Mond im Gesicht
Der ganzen Gemeine.

Ach komm du nach Haus,
Was stehen wir draus?
Was wollen wir warten?
Wir spielen eins Karten.
Ist Alles doch Spuk,
Das Gesing' und Gebimmel,
Wir kommen in 'n Himmel
Noch Zeit genug.

Drei starke Geister,
Der sieben Künste Meister,
Die hupfen dort flüchtig,
Und thun hochwichtig,
Die Sprüchlein und Reime
Auf den Leichensteinen
Hohnlächelnd sie lesen,
Wie die gut' alte Zeit
So gar dumm gewesen,
Und — sie so gescheidt!

Manch' lockre Gesellen
Den Mägdlein nachstellen,
Die zierlichen Affen,
Sie schmunzeln und gaffen,
Durch's Guckglas beschn,
Ob's häſslich, ob schön?
Ob's eckig, ob rund?
Wie die Nas' und der Mund?

„Der Türk' ist geschlagen!“
Ey, was Sie da sagen!
Schrein hundert Zungen,
Und sogleich ist ein Kreis
Um den Mann her geschlungen,
Der Alles weiſs.

O hätt' ich nur Geld,
So hätt' ich die Welt,
Wollt's auch wohl wagen,
'Mal drein zu schlagen.
So zieht man bedächtlich
Die Hörner ein,
Lebt lieber verächtlich,
Sonst steckt man uns ein,
Schieſst uns wohl gar todt —
O gebt uns nur Brod!

Der Mann da hat Recht,
Wer kein Geld hat, ist Knecht,
Wer Geld hat, ist Kaiser,
Wär' einer auch weiser,
Als Salomo,
Um 'n Kupferdreier
Ist er uns zu theuer,
Gilt kein'n Halm Stroh.

„War mir es doch eben,
Als läutet 's" — Nein, nein,
Der Wind wirds sein —
Ja, der Wind wirds sein!
Fällt Chorus ein,
Was sollt' es sonst geben,
Als Wind, Wind, Wind?
Das merk dir, mein Kind!

Das Glockenläuten,
Was hilfts den Leuten?
Ist schlechte Zeit,
Schafft ab das Geläut,
Schmelzt ein das Metall,
Macht Knöpf' draus und Schnall'.

„O die Erde bricht ein,
Die Gräber erbeben,
Ein'n Schein seh ich eben,
Ein'n feurigen Schein
Aus den Gräbern dort schweben,
In die Kirche hinein,
Die Graber rüttelts zusammen,
Die Kirch' steht in Flammen,
Was mufs das sein!"

Ein Blitz, sonst nichts,
Eine Brechung des Lichts,
Electricität,
Wer's nur versteht,
Ihr Gespenster nur seht,
Den Kopf verdreht.

„Die Orgel hör' ich brummen,
Gesänge summen,
Hört ihr nichts? Hu! hu!
Das geht nicht zu
Mit rechten Dingen —"
Habt Ohrenklingen!

„Nun hör' ich fürwahr
Auch predigen gar,
Recht vernehmlich und stark,
Mir zittert das Mark,
O lafst uns entrinnen!"
Ihr seid nicht bei Sionen!

Zwölf schlägt's vom Thurm,
Da hebt sich ein Sturm,
Und der feurige Schein
Aus dem Gotteshaus
Fährt wieder heraus,
In die Graber hinein.

Wie geht's an ein Laufen
Bei Grofs und bei Klein!
Da tritt in den Haufen
Der Teufel hinein:
Ihr Alle seid mein!
Mögt euch nicht bemühen,
Mir gar zu entfliehen,
Die Todten aufstehen,
Zur Kirche gehen,
Dafs Gottes Wort
Nicht gar verdorrt,
Ihr lebendig Todte,
Nur wühlend im Kothe,
Mufst Alle zur Stelle
Mit mir in die Hölle,
Es soll euch vergehen,
Hinter die Kirche zu gehen.

Mit Haut und mit Haar
Sie Alle verstieben,
So geschehen im Jahr
1807.

VI. Philosophische und kritische Miscellen.

Beilage zum Phöbus.

Einleitung.

A. — Clavigo sagt, da ihm Carlos eine neue Liebschaft einreden will: er halte nicht viel auf solche Vorschläge; ein Roman, der nicht ganz von selbst komme, sei nicht im Stande ihn einzunehmen. — Das ist mein Mann! wenn werden doch Schriftsteller und Leser in Deutschland so keusch und männlich von einander und von ihrer Liebschaft denken. Dieses Kuppeln, diese Zwischenträgerei der Recensenten und besonders — dafs es zum Bedürfnifs des Publikums geworden, zeigt mir, wie sündhaft und unrein Literatur und Geschmack in Deutschland sein müssen. Da ist mir noch kein Leser vorgekommen, welcher sich gebührlich geschämt hätte, irgend ein schönes Kind der Literatur aus zweiter Hand zu kaufen. Als wenn sie herkömmlich ein für allemal die erste Blüthe der Liebe den Recensenten überlassen mufsten, wie in gewissen Ländern die Edelleute über die Bräute ihrer Unterthanen ein ähnliches Recht haben — ja wahrhaftig! es giebt so entnervte Leser in Deutschland, die an unmittelbaren Umgang mit den Werken des Geistes nicht mehr denken, die sich Jahr aus Jahr ein mit den Literaturzeitungen und — ihrer Zuschauerrolle begnügen.

B. Wie magst du, mein wohlerfahrner und doch so spekulativer A., einstimmen, in den gemeinen Klaggesang über die Zeit? der Zeitungsleser werden täglich mehr, meinst du, der Agirenden weniger; und demnach, willst du fortfahren, mufs in unserm Kunstjournal, falls wir nur bestehen wollen, nicht blos auf die Agirenden Rücksicht genommen, sondern auch ein Stück Zeitung zum Besten gegeben werden. —

C. Ist schlechterdings nothwendig, wie ich euch vom Anfang gesagt: Heutzutage müssen die solidesten Kaufleute Maklergeschäfte nebenher treiben! der Markt von Europa ist grofs, und die Natur hat vornehmlich Deutschland zum Zwischenhandel bestimmt. Sonach mufst ihr euch fügen! die paar Gold- und Silberstolle, welche ihr da aushängt, sind noch nicht die Welt; das elegante Schild, welches ihr ausstellt, haben die Vorübergehenden gratis; und eure Firma — ich sage nichts: dankt Gott, dafs ihr das Geld zur Entreprise im Kasten habt. Besser thätet ihr, ihr behieltet es darin.

B. Unterbrichst du uns denn immer, lieber ökonomischer Rath! du bist eine höchst wesentliche Person, umsichtig, thätig, und was mehr sagen will, agil: du weifst am besten, welche andre gröfsere Rolle, wir, deines Genies eingedenk, dir

noch zugedacht. Noch aber widerstehst du unserm A und seiner grofsmüthigen Natur. Lafs mir, ich bitte, die Zeit jenen Edlen zu besänftigen, und seine heilige Wildheit zu zähmen.

C. Auch ich habe einst recensirt — und so hat sein Gleichnifs vom Kuppeln mich persönlich angegriffen. Doch es thut nichts, ich entäufsre mich: ich will nichts sein als Geist — Geist eurer Casse! wenn ich also in guter Absicht die Recensenten mit den Mäklern vergliche —

A. Mäklern, ich bin zufrieden! wer treibt denn dies Geschäft als ein ereditloser Anfänger und —

C. — Und ein Banqueroutirer, willst du sagen. Du dauerst mich, mein Kind, mein ironischer Kunstfreund, mit der schwerfälligen Moral! so ein banquerouter Philosoph, der mir nichts dir nichts seine Parthei ergreift, und eine Literaturzeitung ankündigt, ist mir eine ehrwürdige Person. Die Landesgesetze sind auch schwerfällige Wesen, betragen sich mit unausstehlicher Prüderie gegen meine Göttin, das Glück: aber dafs sie mit einer gewissen liebenswürdigen Gelassenheit den Concurs gestatten, das söhnt mich wieder mit ihnen aus. Doch diese Ansichten begreifst du nicht; also: Wo ein grofser Markt ist, da sind Börsen, wo Börsen sind, da sind nicht blos Kaufleute, sondern auch Mäkler. Wollt ihr nun recht grofse Kaufleute sein, und euch einen grofsen Markt bilden, so müfst ihr auch die Mäklergeschäfte verstehn. Denkt doch an die Buchhändler! welche Autorität, welchen Einfluss kann euch eine Handvoll Lob und Tadel, klug ausgestreut, einbringen. Welcher Zulauf von allen Seiten! wie gewürzig, wie piquant wird die Schüssel, die ihr dem Publikum vorsetzt. Nicht blos um die Improvisatoren und Marktschreier versammelt sich die Menge: auch eine derbe Raufferei hat etwas anziehendes, zumal in unserm Norden. Mischt von beiden, ich bitte euch! Die Corinna, die doch gewifs singen kann, steigt, wenn ihre Stunde gekommen, auch wieder herunter vom Capital, und kritisirt Künste, Zeiten, und die Völker Europas. Kurz, damit ihr selbst nicht Banqueront macht, und dann zur Mäkelei eure Zuflucht nehmen müfst, so rathe ich euch: treibt das Geschäft gleich von Hause aus. Geht das eine nicht, so geht doch das andre: wills mit dem Kunstjournal nicht fort, wird eine Literaturzeitung daraus. Und wahrlich dazu ist der B. ein trefflicher Mann! wie man eine Hand umdreht, macht er aus jeder Wissenschaft eine Kunst, und treibt sie dergestalt alle ins Kunstjournal hinein, und, so es die Umstände wollen, auch wieder in die Literaturzeitung hinaus.

A. Nun gut, ich füge mich. Baut euren Markt auf! schleppt philosophische, kritische und Zeitungs-Waaren zusammen, so viel ihr vermögt. Aber es werden Gränzen abgesteckt. In der einen Hälfte dauert das alte ernsthafte Spiel fort; die andre Hälfte des Phöbus, in der wir jetzt stehen, überlasse ich euch, und ziehe mich zurück.

1. Vom Wesen der Definitionen.

Unter mannichfaltigen Klagen über das Unglück der Zeit, mag sich auch wohl einmal eine Stimme zu ihrem Lobe vernehmen lassen. Der Verfasser gegenwärtiger philosophischer Aufsätze möchte seinen Lesern zuförderst als Philosoph von Profession erscheinen, und so mufs er sich denn als solcher freuen, dafs tausend unnütze Hände, die noch vor kurzem in dieses würdige Gewerbe pfuschten, zur Ruhe gebracht sind, dafs die Zeit des Modephilosophirens wirklich zu Ende ist, und nun endlich ein ruhiges, ernsthaftes und unablässiges Streben zu Worte kommen kann. Vor allen Dingen lobenswerth an dieser Zeit ist es, dafs der Reiz der Neuheit, dieser leckerhafte, fieberartige Appetit nach gewissen unverhofften Erscheinungen in Wissenschaft, Kunst und Leben abgestumpft, und eine allgemeine Überraschung des Publikums schwerlich zu bewirken ist. Alles Tüchtige und Grofse kann diesen Reiz der Neuheit sowohl, als die allein dafür empfänglichen Zuschauer sehr gut entbehren: es scheut vielmehr den allzulebhaften und hinreifsenden Beifall, mit dem seine erste Erscheinung begleitet werden möchte, so wie ein lebenskluger Mann bei seinem ersten Eintritt in eine Gesellschaft gern alles Geräusch, allen Glanz, ja alle Erwartungen der Menschen von ihm vermeiden mag, um nur recht still und natürlich durch sich selbst zu gelten und zu bedeuten. Die menschliche Kraft versagt am Ende, wenn es, wie vor einigen Jahren in der Philosophie darauf ankommt, auf eine piquante Erscheinung eine immer piquantere zu setzen, aber sie reicht vollkommen dazu hin, ein grofses Geschäft mit Ruhe und Anspruchlosigkeit zu beginnen, und in jedem Moment der weiteren Ausbildung sich selbst zu steigern und zu übertreffen. Und wirklich so günstig ist der gegenwärtige Augenblick, dafs endlich nur ein Wirken in diesem Geiste edle Theilnehmer zu piquiren und zu gewinnen vermag, und dafs jetzt das Allerälteste allein wahrhaft Neues zu heifsen verdient.

Dergestalt zufrieden mit meiner Zeit trete ich, der Autor, in den Kreis eines gegen mein Geschäft sehr gleichgültigen, keineswegs neugierigen oder gespannten Publikums: als Philosoph von Profession habe ich mich angemeldet, weil sich zur Zeit eben kein anspruchloserer Titel auffinden liefs; unter diesem unschuldigen Zeichen wird man mich gern leben und sprechen lassen. Am Ende wird man vielleicht entdecken, dafs ich zugleich mehr und zugleich weniger bin als das doppelsinnige Wort: Philosoph, ausdeutet, und dafs ich ungeachtet der anscheinenden Bescheidenheit, dennoch mit Stolz und einiger Verwegenheit aufgetreten bin.

Die philosophischen Bewegungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, waren nichts anders als Reactionen auf die Bewegungen am Anfange desselbigen Jahrhunderts. Nennen wir die von Newton und Leibnitz begründete Philosophie die atomistische, so ist ihr Verhältnifs zu der von Kant und Schelling errichteten gut bestimmt, wenn wir die letztere die dynamische nennen. Von allen schönen Unwesentlichkeiten abgesehn, beruht der Unterschied beider Weltansichten darin, dafs in der atomistischen Philosophie die Natur des Menschen und der Welt nach Mafs-

gabe einer arithmetischen Grundanschauung, hingegen in der dynamischen dieselbigen zufolge einer geometrischen dargestellt worden. Die atomistische Philosophie gründlich und tüchtig wie die Zeiten und die Völker, in denen sie gebildet worden, organisirte die Mathematik nach sich selbst, d. h. auf atomistische Weise. Man betrachte das erste beste mathematische Lehrbuch aus der Newton-Leibnitz-Wolfischen Schule, so wird man finden, dafs der Schwerpunkt des Ganzen auf die Seite der Arithmetik hinfällt. Zuförderst liebte diese Schule die Mathematik durch das höchst unvollständige und einseitige Wort Gröfsenlehre zu bezeichnen; ganz uneingedenk der Begriffe: Stetigkeit, Ähnlichkeit, kurz Qualität, welches im Gebiete der Geometrie die eigentlich einheimischen sind, begnügte man sich damit, alle mathematischen Anschauungen auf den Begriff der Quantität (Gröfse) zu beziehen, und demnach ausschliefsend die eine grofse Seite der Mathematik ans Licht zu stellen, welche mit der atomistischen Philosophie correspondirte, und ihr in die Hände arbeitete.

Die dynamische Schule hat bis auf diesen Augenblick die Mathematik noch nicht berührt; offenbar rührt die Scheu ja die Geringschätzung, womit besonders die Naturphilosophie selbige an die Seite stellt, her, aus einer dunkeln Antipathie gegen diese einseitige atomistische Form, in der die Mathematik von den unmittelbaren Voraltern überliefert worden, — und aus einer gewissen Unfähigkeit die Mathematik auf eine der dynamischen Philosophie angemessene Weise zu organisiren. Bei Kant findet sich zwar nirgends ein ausgesprochenes inneres Bedürfnifs mit dynamischen Waffen die Mathematik zu erobern, indefs bestimmt er doch der bisherigen Ansicht entgegen, das Wesen der Mathematik durch ein X, worin die Ahndung zu erkennen ist, dafs es eine durchaus dynamische Behandlung der Mathematik gebe, welche indefs durch ihn selbst nicht vollzogen werden mochte. Ich überlasse es dem Leser dieses X, den Begriff der Construction aus meinem Gesichtspuncte zu untersuchen.

Unter allen wissenschaftlichen Partheien, die in Deutschland noch existiren mögen, giebt es nicht weiter eine ähnliche Zwietracht, ein ähnliches gegenseitiges Abstofsen vielmehr (da zwischen ihnen sogar die Möglichkeit einer Berührung oder einer Opposition geläugnet werden mufs) als zwischen den Mathematikern und Naturphilosophen: eine sehr erklärliche Erscheinung, da in der gegenwärtigen Lage der Sachen grade die positive, arithmetische Seite der Mathematik der negativen, geometrischen oder dynamischen Seite der Philosophie zugewendet ist. Eben so zeugt das gegenseitige Anziehen der Mathematik und Philosophie bei Leibnitz und Newton, dafs die beiden positiven Seiten sowohl der mathematischen als der philosophischen Sphäre, nemlich die arithmetische Philosophie und die atomistische Mathematik damals einander gegenüber liegen mufsten. Die atomistische Philosophie, wie sie sich in den Formen aller Wissenschaften in der Mathematik und Physik, in der Moral, in der Logik, in der Grammatik, und — für den, der eine philosophische Grundform in allen Offenbarungen des Zeitgeistes zu erkennen weifs — auch in den Künsten, den Sitten, den Staatsverfassungen, in den religiösen Ansichten jener Zeit ausdrückte,

mag durch ihre Einseitigkeit zurückschrecken, dennoch wird in der Vollständigkeit und Grundlichkeit mit der jene Weltansicht überall hindurchdrang, den dynamischen Philosophen unsrer Tage ein ehrwürdiges Beispiel vorleuchten.

Die Kritik, welche die Philosophie ins Unendliche begleiten soll, ist mit Kant wieder ausgestorben, und so behilft sich die dynamische Philosophie, wo sie der Mathematik und der Logik bedarf, immer noch mit den ihr durchaus widersprechenden, alten atomistischen Formen dieser Wissenschaften. Freilich geht es nicht ohne eine gewisse Corruption dieser Formen ab, und daher sind die Begriffe des Negativen, der Potenzen, und der Dimensionen, wie sie von den Naturphilosophen voraus gesetzt werden, durchaus verworren und unbestimmt. Indefs hat bis jetzt auch niemand das Bedürfnifs gefühlt, diesem Grundmangel aller dynamischen Theorien mit Klarheit abzuhelfen. Um nun denselben und mit ihm zugleich das Verhältnifs der atomistischen und dynamischen Philosophie in gehöriges Licht zu setzen, wollen wir das Wesen der Definitionen, von denen nach einer beliebten Methode alle wissenschaftliche Darstellung ausgehen soll, einer Kritik unterwerfen.

In guten Sprachwörterbüchern pflegt man, wo es angehen will, das zu erklärende Wort auf doppelte Weise zu bestimmen, zuerst, indem man die abgesonderte Natur des bezeichneten Dinges, seine Eigenheiten, die Theile aus denen es besteht, die Zeichen, an denen es erkannt wird, beschreibt, und zweitens, indem man ein andres bekanntes Wesen nennt, welches mit dem zu erklärenden in direkter Opposition steht; indem man z. B. die Hitze durch die Kälte, die Liebe durch den Hafs, den Begriff der Männlichkeit durch den der Weiblichkeit erklärt. Auf den ersten Blick sollte man meinen, dafs die erste Gattung der Definitionen, wegen allgemeinerer Anwendbarkeit den Vorzug verdiene, und dafs die letztere bei unzählig vielen Begriffen, z. B. bei allen absoluten oder geschlechtslosen Wesen unmöglich sei. Indefs hat die Naturphilosophie gezeigt, dafs das Wesen der Dinge und ihrer Grundstoffe, wie ihrer Grundzustände vornehmlich dadurch bestimmt wird, dafs man sie in eine Opposition zu bringen, oder dafs man in ihnen eine dynamische Opposition, eine Polarität u. s. f. wahrzunehmen wisse, und also mit grofser Allgemeinheit dargethan, dafs die Natur eben sowohl wie ein aus unendlichen Oppositionen sich bildendes Ganzes (Organismus), als wie ein Aggregat unendlich vieler freien, für sich bestehenden Individuen, Eigenheiten und Kräfte betrachtet werden könne. — In der Voraussetzung also, dafs es für jeden Begriff einen ihm entgegengesetzten gebe, wollen wir also dreist behaupten, dafs jedes mögliche Wesen oder Ding auf doppelte Weise definirt werden könne, 1) als Wesen für sich, und 2) als Wesen das mit einem andern in Opposition steht. Die erste Gattung der Definitionen wollen wir nach der philosophischen Weltansicht, in welcher sie vornehmlich gäng und gäbe war, atomistische, die andre Gattung aber nach der andern Weltansicht, welche, wenn sie consequent gewesen wäre, sie vornehmlich hätte gebrauchen sollen, dynamische Definitionen nennen. Unsre Bezeichnung wird der Erfolg rechtfertigen.

Wörterbücher sind allgemeine Sammlungen von Definitionen: es liefse sich also von einem solchen philosophischen Wörterbuch auch eine Definition des Begriffes Definition fordern, und diese würde unsrer Auseinandersetzung gemäfs auch wieder eine doppelte sein müssen, der Begriff Definition müfste sowohl an und für sich, als auch durch einen andern ihm entgegenstehenden Begriff erläutert werden. So würden wir erhalten 1) die atomistische Definition des Wortes Definition: Gränzbestimmung und Eigenschaftsbeschreibung eines Wesens, in wiefern dieses in Ruhe, Freiheit und Unabhängigkeit gedacht wird; und die dynamische Definition: Definition ist die Erklärung eines Wesens, durch ein andres mit ihm in Bewegung und Opposition gedachtes Wesen, oder Definition ist dasjenige, welches mit einer Antidefinition in Opposition steht. — Das Wort Definition, wenn man es etymologisch betrachtet, kann seinen atomistischen Ursprung nicht verläugnen: Gränzbestimmung, Gröfsenbestimmung, Umfangsbestimmung; da aber ein einzelnes Wesen absolut, an und für sich nicht begränzt werden kann, vielmehr jede Gränze zwei einander begränzende, oder in gewisser Opposition stehende Wesen voraussetzt, so können wir uns für unsren Zweck die alte Bezeichnung sehr wohl gefallen lassen. Es war im Jahre 1803, als mir der Hauptschritt zur Bildung einer dynamischen Logik, deren Bedürfnifs ich im Namen der Naturphilosophen gefühlt hatte, gelang: ich stellte nemlich, einem Extrem das andre entgegensetzend, den Satz auf, es gäbe keine andre als die hier beschriebene zweite Gattung der dynamischen Definitionen, und jedes Wesen könne nur durch das ihm entgegengesetzte erklärt werden. Glücklicherweise fiel der philosophische Versuch, worin dieses geschah, mit Hume zu reden, todtgeboren aus der Presse, und es ward mir vergönnt, das falsche Element, welches mein höheres Streben zerstört haben würde, in der Stille und ohne Beschämung zu vernichten. Nichts destoweniger wird die Naturphilosophie, um die erhabene Einseitigkeit ihres Bestrebens vollständig zu erkennen, trotz allem Widerstreben endlich an die Dynamisirung der mathematischen wie der Denk-Formen gehn müssen. Da es ihr alsdann möglich sein wird, die Philosophie auch in Doppelgestalt, in der Opposition zweier grofsen vollständig durchgeführten Weltansichten zu übersehn, so kann es ihr gelingen, die Philosophie in der Antiphilosophie dynamisch anzuschauen, und dann wieder aus beiden eine höhere atomistische Gestalt und Definition der einen ewigen Philosophie zu erzeugen, und so in schönem, rythmischen Wechsel zwischen dem Einfachen und Mannichfaltigen ohne Ende fort.

Es fällt leicht in die Augen, dafs die atomistischen Definitionen, oder Umschreibungen für sich ewig nicht befriedigen können. Wenn man die peinlichen Versuche der Deutschen des vorigen Jahrhunderts betrachtet, die Begriffe der Schönheit, der Wahrheit, der Tugend, des Rechts u. s. w. auf erschöpfende Weise, wie sie sich auszudrücken pflegten, zu definiren, wenn man erwägt, wie jeder Nachfolger von den ängstlich-willkührlichen Bestimmungen seines Vorgängers hinwegnahm und neue hinzufügte, und jeder in dem Wahne stand, das Werk vollendet zu haben, und nun

sieht, wie dieser bloſse Wahn der absoluten Vollständigkeit schon für sich über die Einseitigkeit der auf solchen Definitionen erbauten Werke entschieden hatte — so ahndet man billig eine innre Unvollständigkeit in der Definitions- und Behandlungs-Form jener Begriffe. — Jedermann giebt zu, daſs es bei unzähligen Begriffen auſser diesen umschreibenden Erklärungen, noch die andre Gattung der Erklärung durch Opposition gebe; daſs also bei allen diesen wenigstens die bloſse Periphrase einseitiges und unvollständiges Resultat geben müsse; dieser Fall tritt insbesondre bei den s. g. abstracten Begriffen, Schönheit, Wahrheit, Tugend, Recht ein, deren Oppositionen, Häſslichkeit, Irrthum, Laster, Unrecht handgreiflich einleuchten: Sollte nun nicht ein kluger Wechselgebrauch jener atomistischen, und dieser dynamischen Definitionen kunstreich fortgesetzt, zu andrer und höherer Erkenntniſs des Gegenstandes führen, als der einseitige Gebrauch einer von beiden für sich. Sollte nicht in diesem Verfahren, dafern es nicht mechanisch sondern lebendig verstanden wird, das Geheimniſs des philosophischen Lebens liegen? Sollten die unendlichen Reihen, die sich dort entwickeln, nicht dem unendlichen Geiste und seiner Kraft, die wahre Laufbahn eröffnen? Sollte die Philosophie, die Wissenschaft, die Historie des Bewuſstseins wirklich verschieden sein von der Kunst diese Reihen zu bilden? — In erschöpfenden Definitionen der Dinge und Begriffe, liegt eben ihre Erschöpfung und ihr Tod. In den Ideen ist das Leben! Wer sagt mir, wer erzählt mir die Geschichte, wie der Begriff zur Idee wird?

2. Die Idee und der Begriff.

Jede wahrhafte Idee hat das Bestreben der Mittheilung in sich: sie will sich fortpflanzen, sie will die Geister entzünden, sie giebt sich gern der Vergessenheit Preis, um in einer reichen Nachkommenschaft göttlicher Ideen fortzuleben. — Nur der Begriff kann nachgebetet, und ein Buchstabe nachgesprochen werden: die Idee ist unnachahmlich, sie lebt ewig für sich, denn alles, was sie erzeugt, ist unabhängig von ihr: sie ist frei, und was sie andern übertragen und mittheilen will, das ist der Geist der Freiheit, der sich in jedem neuen Stoffe, in jedem neuen Künstler von selbst schon wieder ganz eigenthümlich, ganz unnachahmlich, das heiſst, wieder zur unabhängigen Idee ausprägt. Der Begriff dagegen ist abgezogen vom Leben; das Fleisch, die sinnliche Natur der Dinge wähnt man abzustreifen, wegzuwerfen, und so sich in den Besitz ihres Geistes zu setzen: um solchen Begriff zu verbreiten oder fortzupflanzen, sind nur Hände nöthig, welche die versiegelten Büchsen weiter geben. —

3. Studium der positiven Wissenschaften.

A. — Lies — o lies vor allen die Schriften von Burke!

B. Du sagtest ja, es wären Gelegenheitsschriften, welche den Zustand der Dinge angingen, wie er zur Zeit des Autors gewesen sei. So müssen sie also antiquirt

sein: es mufs jetzt auf ganz andre Dinge und Fragen ankommen. — Wozu soll ich so etwas veraltetes lesen? derweil ist ja die Zeit reifsend fortgeschritten, und schreitet während des Lesens immer mehr fort.

A. Lies dennoch den Burke! und grade die Gelegenheitsschriften.

B. Aber es liegt doch so vieles dem Interesse des Augenblicks näher: Eggers, Villers und Buchholz, und die Angelegenheiten von Rom, von Spanien, von Preufsen. Du sagst selbst, man müsse in seiner Zeit, in der Gegenwart leben vor allen Dingen.

A. Wohl, nur dafs ihr diese Kunst nicht versteht! nicht blofs eure Augen, auch eure Herzen, euer ganzes Leben soll gegenwärtig sein. Dies sollt ihr lernen, indem ihr unermüdet betrachtet, wie ein andrer Rechter, Ächter, in seiner Zeit gegenwärtig gewesen. Darum leset den Burke!

B. Aber die Handbücher der Staatswissenschaft, die nicht bei vorübergehender Gelegenheit, sondern für alle Gelegenheit und Zeiten geschrieben, müssen doch lehrreicher sein.

A. Sie sind es nicht; selbst das gröfste, das herrlichste, der Adam Smith selbst nicht. Grade, weil sie für alle Zeiten, für alle Orter geschrieben und an alle Leser gerichtet sind, sind sie für keine Zeit, keinen Ort und keinen Leser vollständig passend. — Was dagegen tüchtig und vollständig für oder gegen eine bestimmte Zeit, bei einer recht ordentlichen Gelegenheit geschrieben, das gehört allen Zeiten an. Es nöthigt ja die Zeit, den Ort und die Gelegenheit, welche es veranlafste zu studiren, und den Helden (den Autor) recht gegenüber den Umständen zu ergreifen. Wer einen solchen Autor lesen will, mufs mit ihm, in seinem Geiste agiren; welche Schrift nicht dazu nöthigt, wie sie auch von todter Weisheit strotzen möge, nenne ich nicht lehrreich. Die Regeln in den Handbüchern, und die blofsen Fälle in den Zeitungen, sind nichts; aber der lebendige Staatsmann, den grofsen reichen lebendigen Welthändeln gegenüber, der ist es: beides will immer mit einander geschaut werden. Demnach betrachtet Burken, und ihm gegenüber die brittische Constitution, Amerika, Ostindien, die Revolution von Frankreich etc. und ihr habt die gröfste Schule der Staatsweisheit durchgemacht. Ihr habt ideenweise und künstlerisch agirt: nicht begriffsweise oder nach Handwerker-Art.

4. Der poetische Besitz.

Wenn du behauptest, du habest und haltest ein Ding und seist dessen Herr und Meister, so meinest du damit, das Wesen und Leben dieses Dinges, sein Anfang und sein Ende, sein Erwerb und sein Verlust, seine Geburt und sein Tod stehe in deiner Hand. Freilich sind ihrer wenige, die mit solcher Macht, mit so vielem Verstande und solchem Umfange die Güter dieser Welt zu besitzen wissen; die meisten glauben,

es sei mit krampfigem Festhalten, mit einem derben Rechtsgrunde und mit dem Glauben des Besitzes schon gethan: aber dir traue ich zu, dafs du das Leben, die Bewegung und den Gebrauch der Dinge selbst, und nicht blofs die Schlösser und Riegel, wodurch sie den übrigen Menschen vorenthalten werden, beherrschen willst; ich schmeichle dir und zeichne dich aus, weil du mein Leser bist. —

Was du erworben hast mit Mühe und biegsamer Kunst, das liebst du, weil du es hast kommen sehn, weil es erkannt, gewünscht, gerufen, gelockt hat werden müssen; du legst hohen Werth auf den Diamant, dem du jeden seiner Strahlen mit hohem Fleifse abgewinnen mufstest, und bist gefühllos selbst gegen das herrliche, nothwendige Element des Wassers, weil es ungerufen deinen Wohnsitz umspült, und mit zuvorkommender Eil in deinen Becher fliefst, ehe du noch den Durst empfunden. Aber sollst du das erworbene Gut fort lieben, so mufst du es auch verlieren können, und der Gedanke, wie auf tausend Wegen es verloren gehen möchte, mufs deine Augen offen erhalten: jeden Tag, an welchem sein Besitz dir noch vergönnt wird, mufs es dir wie ein neuer Erwerb, wie ein neues Geschenk erscheinen. Mit der schönen Sorge der Liebe, wie die Mutter ihr Kind, nicht mit der gemeinen Sorge der Angst, wie der Kerkermeister seinen Gefangenen, pflegst du deinen Besitz.

Merke auf, was ich jetzt sagen werde, und scheue nicht vor dem seltsamen Ausdruck! — Deine Liebe zu jedem Gute der Welt ruht darin, dafs du um die Gegenliebe solches Gutes wirbst, und selbige dir in immer vollerem Maafse zu Theil wird. Erzwingen wirst du nichts, auch das ärmste, geringste nicht, aber wohl durch werben gewinnen, und das ist die Bedeutung des schönen Wortes **erwerben**.

5. Die absolute Identität
als Begriff und als Idee
oder der Philosoph im Hafen.

Der Philosoph redet ein Schiff also an: „Sei du mein Lehrmeister, kunstreiches Menschenwerk! deinen Bau hat die Natur selber gelehrt; ihr mufste der Baumeister bei jedem Schritte folgen; auf jede Abweichung von ihren Gesetzen stand die Todesstrafe. Hier ist, wie in wenigen Werken der Menschen, Natur und Kunst in eins verschlungen. Ich sahe sie deutlich vor mir, die beiden wider einander strebenden Kräfte; auf der einen Seite Meer und Winde, in ewig wechselnder Bewegung, auf der andern, ein derbes, tüchtiges Individuum, das gegen jene in bestimmter Richtung und ruhigem Streite wirkt. Die Kraft des Schiffes benutzt, was sie der Gegenkraft jener Elemente nur abgewinnen kann; seitwärts wehende, fast widerstrebende Winde, müssen durch kunstreiche Wendung der Segel und des Steuers, Alliirte des Schiffes werden; eine hochschwellende Woge mufs die hemmende Gegenkraft einer Sandbank dem Schiffe besiegen helfen; die Untiefen, ursprüngliche Feinde des Schif-

ſes treten wieder auf die Seite desselben, wenn es sich, dem verfolgenden Kaper, einem neuen Feinde zu entgehn, auf den Strand laufen läſst.“

„Auch wissen die Elemente wieder manches von der Kraft des Schiffes in ihr Interesse zu ziehn. Ein plötzlicher, widriger Windstoſs hat alle noch nicht gewendete Segel, und die ganze noch nicht geschickt gerichtete Masse des Schiffes zu seinen Gehülfen; die gegen die Antikraft feindlicher Angriffe gerichteten Kanonen verhindern die leichte Bewegung des Schiffes im Orkane, sie verstärken die Gegenkraft und müssen ins Meer geworfen werden. Ja, naher betrachtet ist die Last des ganzen schönen Baues, der Ladung und jedes einzelnen Bootsmanns, und jedes kleinsten Geräths — ein Glied der groſsen Gegenkraft.“

„In der ersten Betrachtung schienen alle Elemente, die Welt selbst zum Schiff gehörig, mit dem Schiffe verbunden: in der zweiten Betrachtung verschwindet das Schiff mit aller seiner Kraft, es wird ein Glied, ein Spiel der Elemente, und nun der Nothwendigkeit unterworfen, wie es vorher frei und alles Element ihm unterworfen, erschien. Erst schien es wie ein absolutes Ich in reiner Freiheit seinem Hafen zuzueilen, und nachher erschienen wieder der Körper des Schiffs, jede Bohle aus der es gezimmert, selbst die Last des vorsichtigen Schiffers mit der groſsen Antikraft verbundet. Was ist freundlich, was ist feindlich? Wo bleibt das Schiff, und wenn das Schiff bleibt, wo bleiben die Elemente?“

„Sie sind beide Eins, ewig und nothwendig, und absolut Eins.“ Was wir am Schiffe gesehn, wendeten wir auf uns selbst an; die Antikraft der Elemente verglichen wir mit der ewigen Nothwendigkeit der uns umgebenden Natur. Unser Standpunkt am Hafen war die Stelle die Archimedes sich auſserhalb der Welt wünschte; so war es uns leicht, das Schiff und die darauf bezogene Welt aus ihren Angeln zu heben, und die absolute Identität des Objects und Subjects zu behaupten, die bei der damaligen Betrachtung wohl nur in der Absolutheit des im Hafen spekulirenden Ichs ihren Grund hatte. —

Am folgenden Morgen führen weltliche Geschäfte den Philosophen in den Hafen, und es trifft sich, daſs eben der Kapitän jenes Schiffs in sein Boot steigt, und unter begrüſsenden Kanonen an Bord geht. Sogleich erblicken wir Leben und Bewegung in allen Theilen des Schiffs, und es ist uns, als wenn eine Seele in ihren Körper zurückkehrte. Das Schiff ist ein ganz andres Wesen, als wir gestern sahn; eine neue Untersuchung fängt an; der Kapitän der gestern fehlte, führt heut allein das Wort:

„Zwei Mächte, so spricht er, habe ich einander entgegengestellt. Sie wuſsten ursprünglich von keinem Streite mit einander: über beide waltete die alles umfangende Natur, wie der einfache Luftkreis, dessen Stürme das Meer schlugen, und die Eichen, aus denen ich mein Schiff gezimmert habe, beugten. Ich werfe die Eiche ins Meer, und rüste sie zum Kampfe gegen das Element; ich füge meine eigne Last noch zu dem Holze. — Alles bliebe im Frieden, wenn ich mich unbestimmt den Strömun-

gen überliefse, und ob ich auch selbst unterginge, hätte weder ich das Meer, noch das Meer mich bekämpft und unterdrückt. — Aber eine bestimmte Richtung nach einem Punkte jenseits des Meers habe ich mir abgesteckt; mit vielen Richtungen anderer Art, die aber erst widrige werden, seitdem ich eine günstige angenommen, drohen mir Strömungen und Winde. — Nennt meine Fahrt nicht gefährlich: Winde, Meere und Klippen sind nicht meine Feinde, es sind mir Freunde; so gut wie meine Segel kenne ich sie und wie mein liebes Schiff. Aber nennt sie auch nicht meine Sclaven, oder rohe Kräfte, oder todte Massen: mein Schiff und diese Elemente sind freie Wesen, die ich, selbst ihr Freund unternommen habe, in den Streit der Freundschaft zu bringen und durch ihn hindurch zu führen, sie als meinen Körper zu beseelen. — Ich bin der beständig wachende Richter zwischen ihnen, bald stehe ich den Elementen, bald dem Schiffe bei. Nur wenn ich ein ungerechter Richter bin und mich einseitig für eine Parthei entscheide, tritt ein höherer Richter zwischen mir und meine Partheien, schleudert mich in den Abgrund, und giebt die Streitenden, deren Freundschaft, oder deren Streit ich in meiner Ohnmacht nicht zu unterhalten wufste, dem ewigen Frieden der Elemente wieder."

Diese philosophischen Fragmente werden fortgesetzt.

A. M.

---

6. Betty Koch, verehel. Roose.

Hofschauspielerin in Wien.

Die deutsche Bühne, in wiefern sie der Nation und nicht blos einer einzelnen Provinz angehört, konnte nicht leicht einen bedeutenderen Verlust erleiden, als durch den Tod dieser vortrefflichen Künstlerin. Friederike Bethmann und Iffland sind die einzigen, welche uns jetzt noch verbleiben; denn von den vielen einzeln zerstreuten Talenten, die durch Zufall oder körperliche Organisation in irgend ein einzelnes Fach geworfen worden, und selbiges als Naturalisten mit einem gewissen angewöhnten Geschick ausfüllen, kann die Rede nicht sein; eben so wenig von Instrumenten, die nur in den Händen eines grofsen Meisters etwas bedeuten; noch weniger von den vielen schätzbaren, bejahrten Künstlern, deren Andenken ihren ehemaligen Jugendgenossen billig theuer bleibt, die aber in den laufenden Annalen dieser vergänglichsten aller Künste nicht mehr genannt werden können. Auf den Wiener Bühnen glänzen noch heute eine ganze Reihe solcher einst berühmter Namen, und mehr als diese Namen, die Art, wie dort jedem aufblühenden Talent beigestanden und Raum gegeben wird, erinnert uns an eine bessere Zeit des deutschen Theaters, wo grofse Talente, unbefangenes Streben, und rechtlicher Kunstsinn auf der Bühne, und frische Empfänglichkeit, ernstes Aufmerken und — Lessing im Parterre zusammen trafen, wo die Nation das Theater wie ihr Eigenthum betrachtete, statt dessen sie jetzt den Platz für die kurze, müssige Beschauung fremder, durchziehender Frivolitäten nur gemiethet

zu haben scheint. Viele Spuren dieser guten Zeit waren an Madame Roose wahrzunehmen: Fleifs, Füglichkeit und Anstand, vor allem aber ein unermüdlicher Sinn für die Veredlung alles, selbst des gemeinsten poetischen Stoffes, der ihr vorgelegt werden mochte; nie hat sie vergessen, dafs sie auf einem erhabenen Orte stand, und dafs ein Dichter schwerlich so ungeschickt sein kann, dafs weibliche Grazie ihn nicht zu mildern, ja zu adeln vermöchte. Wie viel verdankt Kotzebue ihr und der Bethmann? — dafs ganze Handlungen, übrigens kaum des Gedächtnisses schöner und reinlicher Seelen werth, nun sich wirklich dem Gemüthe einprägen durften. — Alles das, schon um der Töne willen, in denen sie dargeboten wurden. — Um die Gewalt der Musik zu empfinden — der leiseren, dem Menschen näher stehenden Musik, für welche die Natur das Sprachorgan bestimmte — brauchte man es nur zu erleben, wie rasch der ungünstige Eindruck ihrer allzucorpulenten Gestalt von dem Wohlklang ihres Organs, und von dem leichten, empfindlichen, und nicht minder musikalischen Ausdruck ihres Kopfes überwunden wurde.

Die Vergleichung dieser vortrefflichen Frau mit den beiden andern von mir genannten deutschen Künstlern, führt zu einer eignen Betrachtung. Madame Roose sowohl als Madame Bethmann und Herr Iffland, hatten mit grofsen Schwierigkeiten der körperlichen Organisation zu kämpfen, welche von ihnen auf das Glänzendste überwunden worden sind; während die älteren Zierden der deutschen Bühne Reinike, Fleck, Schröder u. s. f. ausgezeichnet von der Natur begünstigt waren. Wer es je gesehn hat, wie Madame Bethmann in ihren angemessenen Rollen, d. h. in Göthe-schen oder Shakespearschen Tragödien zusehends wuchs, wie die sterblichen Organe, die ihr fehlten, durch überirdische, wie die paar Zoll, die ihrem Wuchse fehlen mochten, durch geistige Hoheit ersetzt wurden, wie sie allen Vergleich mit andern Gestalten verbot, und selbst zu ihrem eignen Maafsstab wurde, — der fuhlte ganz rein die Gewalt der Kunst, ja die Zuvorkommenheit andrer Figuren schien ihm ein Nachtheil, weil ihm der Moment des plötzlichen Werdens der Schönheit, die auf die Bühne gehört, entging, und weil sich ganz andre Ansprüche, als die der Kunst, in sein Herz schleichen mochten. —

Madame Roose elektrisirte den Zuschauer weniger: ein sanftes, ruhiges Spiel, leichte, aber sinnreiche Bewegung, und zwischen allen einzelnen Handlungen ein so zarter Verband, eine so graziense Haltung, dafs am Ende die körperliche Masse als ein Vortheil erschien, den die Natur angelegt habe, um zu zeigen, wie die Seele über äufsere Unbequemlichkeit Herr werde. Eine ähnliche äufsere Dissonanz macht auch das innerlich künstlerische in Ifflands Spiel besonders hervortreten.

Und so möchten, wenn uns nicht der übrigens so trostlose Zustand der deutschen Bühne widerspräche, diese drei Künstler grade in die zweite Epoche des vaterländischen Theaters gehören. Nach der schönen Vertheidigung der Darstellung weiblicher Rollen durch männliche Schauspieler auf italienischen Bühnen, in Göthes Briefen über Italien, möchten jene drei Künstler grade einem Publikum angemessen sein, das der

Forderung gemeiner Täuschung entwachsen wäre, und nun die höhere Illusion idealischer Zustände begehrte, das mit dem vollen Bewufstseyn, wie es nur auf die Kunst ankomme, dem Genius selbst in die Augen sehn, und über die Ansprüche an das anderweitige bürgerliche Leben sich billig finden lassen wolle; kurz, einem Publikum, das die in jeder Kunst erscheinende, ihr angemessene besondre Natur zu würdigen vermochte, und fühlte, wie die ordinäre, Allerwelts-Natur, die der Pöbel im Theater wieder finden will, zur wahren und gottbeseelten Natur erhoben werde, nur durch kluge und unendliche Unterscheidung aller der besondern Naturen in den Künsten, und in allem was sich mit Freiheit regt und auf sich selbst ruht.

Es giebt, zwar kein Publikum, doch Einzelne, welche diese Wahrheit erkennen, und ihren dreifachen Werth, in einer Zeit, die sich durch Mifsverständnisse und künstliches Verderben aller Art, zur Klarheit der ächten Kunst hindurch arbeitet. Und so wird ihre Wiederholung auch eine Art von Todtenfeier für die gute Künstlerin sein, deren Leben sie so glänzend bewährte.

---

7. Das Sonnett.

An den Herausgeber eines poetischen Almanachs.

Sonnette willst du? Pochst auf mein Versprechen?
Gut! mit Sonnetten will ich dich ersäufen;
Einmal ums andre springt durch 14 Reifen
Dein flinker Freund, mag's biegen oder brechen!
O edle Kunst! aus leerem Glase zechen,
So den Gedanken unterm Arm zu greifen,
Die eben auf dem letzten Loche pfeifen —
Ach, à propos! vom letzten Loch zu sprechen —
Da blas' ich selber drauf — ich fall' ins Wasser
Mit meinem Klinggedicht — das geht ums Leben —
Packs nur beim Haar und hilf mir ziehn und rucken —
Siehst du, es wird? — Nun einen Reim auf Wasser! —
Auf Wasser, seh' ich, reimt sich Wasser eben —
Gelt? So 'n Sonnett kann tüchtig Wasser schlucken?

---

8. Philosophische Poesie.

In allen Dingen walten drei Potenzen,
Unendlich, endlich, ewig sind die Namen.

Woraus das All besteht auf Ja und Amen,
Als die Indifferenz der Differenzen.
Vor G — macht die gehör'gen Reverenzen,
Denn Er, das grofse A, ist ja der Saamen,
Daraus so schöne Redensarten kamen,
Contractions-Expansions-Tendenzen.
Doch nicht nur oben in der Sphären Läufen
Will die Identität sich offenbaren,
Dem Organismus auch kömmt was zu Gute.
Und dafs wir Licht und Schwerkraft ganz begreifen,
So hat ein Pol den andern bei den Haaren,
Im kleinsten Winde bläst das Absolute.

---

9. Idealistische Naturansicht.

Diese herrliche Welt, wir nannten sie immer die beste,
Und von jeher gefiels allen Vernünftigen drin,
Hell genug schien Jedem die Sonne, so war auch der Himmel
Hoch genug, und das Meer — tieferes wufste man nichts.
Jeglicher lobte das Grün der Felder, die Blüthe des Baumes,
Und so fand auch den Schnee schwerlich ein Auge zu schwarz.
Auch die Früchte, den Wein, wir liefsens trefflich uns schmecken,
Und es gedieh uns, die Welt machte uns wacker und stark.
Und jetzt kommen da Herren, die schrein: das ist nur die todte
Schlakke, was ihr da seht, höret und fühlet und schmeckt,
Ist nur der Niederschlag der wahren Welt der Ideen,
Ist der Sündenfall, und wohl der Teufel dazu.
Lafst euch nicht närren und denkt, es sei wirklicher Wein, wenn ihr Wein trinkt,
Nichts als das Zusehn habt ihr, wie es Andern schmeckt.
Droben im Himmel da säuft euch ein Andrer indessen den Wein weg,
Wischt sich das Maul und ihr steht unten mit trockenem Mund.
Aber die wahre Welt, versteht, die Welt, wie sie sein soll,
Die hat kein Mensch in der Welt, wir nur, wir führen sie licht;
Freilich mit nichten den Plunder von Himmel und Erd' und was drin ist,
Weder Sonne noch Mond — Alles nur reine Idee!
Wasser schmeckt uns wie Wein, und Marcipan wie Commifsbrodt,
Seht nur in unser Papier, da ist die wahre Natur!
Guter Schöpfer, wie nun? wenn jeder Professor dir eine
Bessere Welt erschafft, als du zu Stande gebracht?

---

10. Die deutsche Jugend.

Seht doch den Schwarm milchbärtiger Gesellen,
Wie frech das lose Volk zum Tempel dringt,
Geputzt mit Flittergold — das blinkt!
Und alle klingeln sie mit leeren Schellen.
Recht Ungeberdigthun und Mondanbellen,
Das ist der Talisman, der Alles zwingt,
Und wenn ein solcher Herr nur mit dem Stahle pinkt,
Gebt Acht! ein neuer Tag muſs gleich die Welt erhellen.
Als Probestück macht jeder eine Welt,
Wer von des einz'gen Meisters einz'gen Jüngern
Befaſste sich mit was Geringern?
Wie lang das neue Universum hält? —
Vielleicht schon Morgen haben sie's verschlafen —
Will diesen Kalberdienst denn noch kein Moses straſen? —

---

11. Lob und Tadel.

Jagt das Lob vom Erdenrund,
Aber ehrt des Tadels Mund.
Lob ist Gift den stärksten Seelen,
Tadel wird den Schwachen stählen,
Nur ein Götterhaupt verträgt
Dampf des Weihrauchs unbewegt:
Räuchre sterblichen Geschöpfen,
Und sie gehen bald auf Köpfen.

Inhalt des siebenten Hefts.

I. Über das spanische Theater. (aus A. Müllers Vorlesungen über dramatische Poesie.)
II. Von der didaktischen Poesie, von Nienstädt.
III. Iduna, Göttin der Unsterblichkeit, nach der Edda, von Wezel.
IV. Gottes Strom, aus dem Talmud.
V. Die versäumte Kirche, von Wezel.
VI. Philosophisch kritische Miscellen.
Einleitung.
1. Vom Wesen der Definitionen.
2. Die Idee und der Begriff.
3. Studium der positiven Wissenschaft.
4. Der poetische Besitz.
5. Der Philosoph im Hafen.
6. Betty Koch, verehel. Roose.
7. Das Sonnett.
8. Philosophische Poesie.
9. Idealistische Naturansicht.
10. Die deutsche Jugend.
11. Lob und Tadel.

r h ö b u s.

Ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Müller.*

Erster Jahrgang.

Mit Kupfern.

Achtes Stück. August 1808.

Dresden,

im Verlage der Waltherschen Hofbuchhandlung.

I. Der Wole Grab.

Das nordische Requiem.

(Nach der Edda.)

Ich preise das lange, das goldene Haar,
Das Auge voll Gluth und voll Güte,
Den Fuß wie gefallenen Schnee so klar,
Des Leibes glänzende Blüthe,
Ich preise den Schönsten am Vaters Thron,
Dich, Balder, Odins, des Mächtigen, Sohn.

In seine Stadt, gar hoch und hehr,
Darf nichts Unreines kommen;
Er segnet die Menschen mit Leben, Er!
Hat Manchen dem Tode genommen,
Trägt heilendes Kraut in seiner Hand,
Drum ist er Balder der Gute genannt.

Seit lange viel böser Traum ihn traf,
Macht' keine Ruhe finden,
Ihm war Gefängniß der schwere Schlaf,
Ein Wandeln in dusteren Gründen,
Und es sahen die Herrscher spat und früh,
Von wannen die Träume? berietben sie.

Weit tief gen Mitternacht hinab,
In mitten eisiger Fluthen,
Da ruhet die Wole, es steht um ihr Grab
Ein Morgen in ewigen Gluthen,
Die uralte Seherin, göttlicher Art,
Die mit der Erde gebohren ward.

Und es gingen die mächtigen Herrscher zur Stund',
Prophetenweisheit zu fragen,
Die Seher sprachen mit Einem Mund:
Bald wird der Jüngling erschlagen,
Der Einzig-Liebliche, Aller Freund,
Wird bald mit goldenen Thränen beweint.

Frohlocken im Lande der Riesen war,
Wie dort die Kunde vernommen,
Die Mutter jammernd zerraufet ihr Haar,
Es sprachen die Götter beklommen:
Auf! lasset uns flehn, was auf Erden sich regt,
Daß Keine die Hand an Balder legt!

Da wandelten Boten zu aller Natur,
Zu bitten für Balder um Gnade,
Und von Thieren und Bäumen die Mutter nahm Schwur,
Daß Keine dem Lieblichen schade,
Von Vögeln und Fischen und Würmen zumal,
Von Feuer und Wasser, von Gift und Stahl.

Ein Kraut stund draußen auf grüner Flur,
Am östlichen Thor von Walhalle,
Das däuchte der Mutter zu jung zum Schwur,
Den Frieden gelobten sonst Alle.
Er aber, der Alles-Erhalter, schwieg,
Schlimm ahndend sein Roß mit acht Füßen bestieg.

Und hinab gen Nebelheim reitet Er,
Die alten Felsen erbrachen;
Er traf ein Hündlein, das kam drauß her,
Voll Blutz um Brust und Rachen,
Es heulet entgegen dem Vater der Welt,
Wohl Odin ein gräßlich Ahnden befällt.

Und weiter ritt Odin gen Norden hinaus,
Tief unter ihm bebet der Boden,
Er kam nach Hela's hohem Haus,
Zur düsteren Halle der Todten,
Nach der östlichen Pforte den Weg er nahm,
Bis dass er zum Grabe der Seherin kam.

Der Vater des Zaubers stille stand,
Des Grabes Siegel zu brechen,
Er leget die Zeichen, des Schrecklichen Mund
Hub an die Beschwörung zu sprechen,
Gen Norden das Auge, das eiserne, sieht,
Der Zauberin singt er das wilde Lied.

Es stand vom Grabe die Seherin,
Aus langem Schlummer gezwungen,
Sie setzt auf's Hünengrab sich hin,
Und Todtenwaste klungen,
Hoch brausten die ewigen Wasser darein,
Ihr leuchtet vom Angesicht Morgenroths Schein.

Wer ist der Mann, so vom Schlafe mich weckt?
Wer störet den Frieden der Seele?
Ich lag wohl lange von Schnee bedeckt,
In meiner einsamen Höhle,
Vom Regen des Himmels benetzet, vom Thau,
Todt war ich lange und starr und grau.

Drauf Odin, der Alles-Erhalter, sprach:
Sprich du mir von Nacht und Hölle,
Ich sprech' von der Welt und dem himmlischen Tag:
Sag' an, o Wole, zur Stelle:
Wess ist die Halle der Herrlichkeit?
Das glänzende Lager, mit Gold bestreut?

Die Wole sprach: Auf dem Schilde hier steht
Zum feierlichen Empfange
Für Baldur den Guten der köstliche Meth,
Sein harren die Todten schon lange,
Die Götter weinen, die Göttinnen all',
Es weinet die Erde des Herrlichen Fall.

Sprach Odin, der Alles-Erhalter, darnach:
Wer raubet dem Jungling das Leben!
Die graue heilige Seherin sprach:
Den Tod wird ein Blinder ihm geben.
Sein schonet wohl Eisen und tödtlich Gift,
Durch Hoder, den Blinden, sein Loos ihn trift.

Ein zartes Kraut, Mysteltheire genannt,
Nur ist erst wenig Stunden,
Das wird den Guten in Hoders Hand
Zum ewigen Tode verwunden.
Gezwungen sprach ich das finstre Wort,
Nun schweig' ich und wecke mich Niemand hinfort.

Bis Loke befreit, der ewige Feind,
Hervorbricht aus den Ketten,
Bis die Abenddämm'rung der Götter erscheint,
Davor sich keiner wird retten,
Da steh' ich vor den Todten auf,
Und führe die neuen Götter herauf.

Drauf Odin, der Alles-Erhalter, sprach:
Schweig nicht, lass Alles mich wissen!
Da sang die Wole: Es kommt ein Tag,
Da Alle folgen müssen.
Der Schönste fällt ums Morgenroth,
Euch Allen, ihr Götter, die Nacht einst droht:

Lang' in alten Zaubers Banden
Hat die blinde Welt bestanden,
Doch das Ende ist vorhanden.

Kommen werden finstre Zeiten,
Grosse Schlacht der Tod bereiten,
Bruder gegen Bruder streiten.

Zeit des Blute, des Schildeszerschens!
Zeit der Schwerdter, des Verlachens
Ew'ger Treue! Zeit des Drachens!

Bricht ein Winter ein voll Grausen,
Schnee und Hagel nieder sausen,
Sturm, aus allen Enden brausen.

Schein des Mondes wird vergehen,
Schwarz die Sonn' am Himmel stehen,
Sterne fallen aus den Höhen.

Und der alte Baum erzittert,
Wurzel bis zum Haupt erschüttert,
Berg und Felsen kracht und splittert.

Angst des Todes kömmt den Zwergen,
Suchen, wo sie sich verbergen,
Götterfeinde ziehn von Bergen.

All' aus ihren Banden dringen,
Göttern Untergang zu bringen,
Wird der Riesenwolf entspringen.

Auch der Drach' wird ledig werden,
So umstrickt das Rund der Erden,
Rächt des langen Banns Beschwerden.

Loke wird zu Rosse sitzen,
Über seines Schwerdtes Spitzen
Eine Sonne schrecklich blitzen.

Odin fragt in solchen Nöthen
Mimis Haupt, des Erzpropheten,
Weiſs, daſs ihn der Wolf wird tödten.

Und die Feuerriesen kommen,
Bricht die ew'ge Brück' erklommen,
Wird der Himmel eingenommen.

Kampf der Starken mit den Göttern
Drauf entbrennt in schwarzen Wettern,
Daſs der Erde Säulen schmettern.

Heimdalls Horn wird schrecklich hallen,
Ew'gen Blutes Ströme wallen,
All' zu Hauf' die Götter fallen.

Odin selber wird bezwungen,
Wie er lang' mit ihm gerungen,
Von dem Wolf zuletzt verschlungen.

Auch dem Wolf, dem Mondverschlinger,
Kömmt ein mächtiger Bezwinger,
Odins Sohn, der Rachebringer.

Ruhen All' im Abendrothe,
Freund und Feind, in Einem Tode,
Kommt die Nacht, Allvaters Bote.

Nur Sein Aug', des Ewig-Einen,
In der grofsen Nacht wird scheinen,
Hutet ewig treu die Seinen.

Leben nach dem Untergange
Bleibt im Fleisch der Erde lange,
Bis Sein Strahl verjungt die Schlange.

Heil und Friede wird beginnen,
Ohne Krieg den Sieg gewinnen,
Gram und Elend weicht von hinnen.

Sonne, eh' sie schlafen gangen,
Hat ein göttlich Kind empfangen,
Wie Sein Antlitz wird es prangen.

Güldne Tafeln, längst verschwunden,
Werden neu im Grase funden,
Alles Ursprungs heil'ge Kunden.

Balder und der ihn erschlagen,
Kehren wieder sonder Zagen,
Herrschen beid' in sel'gen Tagen.

All' im ewigen Erbarmen
Ruhn versöhnt in Vaters Armen,
In der alten Gluth erwarmen.

Dieses ist das Lied vom Ende.
Nun, o Odin, heim dich wende!
Wirst den theuren Sohn nicht retten,
Doch er kehrt aus Todes Ketten,
Wenn vorbei die Götternacht,
Balders ew'ger Morgen lacht.

Anmerkungen.

Die Götter des Nordens haben kein so absolutewiges Dasein, wie die griechischen. Sie sind nur die höchsten Blasten auf dem „Raum der Erde;" das grofse Weltjahr begränzt ihr Leben. Auf dessen „Tag der Götter" folgt „die Götternacht", da die Welt in jenen Zustand wiederkehrt, welchen die Griechen Chaos nennen. Einer allein bleibt und ist unvergänglich: „Allfadur"

(Allvater), aus Seiner Fülle sind Götter, Menschen und Riesen hervorgegangen, und entschlummern dereinst wieder in Ihm. Dem Ende aller Dinge geht ein dreimaliger schrecklicher Winter voran. (für dessen unsterbliche Zukunft Natur und Erfahrung spricht.) Darauf, um die „Abenddämmerung der Götter," wird „Loke" (das böse Princip) aus seinen Banden frei, mit den „Feuerriesen" (den Vulkanen) zieht er neu zum Kampfe mit den Göttern, alle Geburten der alten Nacht erheben sich, das Reich des Lichts zu zerstören. Aber, wenn die „Götternacht" vorüber ist, dann schafft, am neuen Morgen, Allvater Götter und Menschen aufs neue aus der Fülle seiner Herrlichkeit.

Der Wole Grab ist am Nordpol. Sie ist der Genius der Erde, die weise Schwarzin. Der älteste und heiligste Theil der Edda heißt von ihr „Volospa" (der Wole Gesicht oder Offenbarung.) Er enthält prophetische Blicke über das Schicksal der Welt, von ihrer Schöpfung bis zum Untergang. Die Züge zu dem Liede: „Lang in alten Zaubers Banden" sind meist aus der Volospa, also aus dem eignen Munde der alten Prophetin. Viele Züge dieses nordischen Requiem wird man überraschend ähnlich finden, mit dem Bild, das andre heilige Schriften vom Ende der Welt entwerfen.

Balder, Odins Sohn, Königs der Götter, der schönste unter den Himmlischen. Er hat manchen Zug mit dem griechischen Apoll gemein. Ihm ist gesetzt, am frühesten zu fallen. Hoder, der Ewig-Blinde, erschlägt ihn unwiderstehlich, gleich dem Schicksal, welches uns Augenlosen auch blind erscheint. In Balders ewiger Jünglingsgestalt blüht das erste goldne Alter der Welt, dessen längst verschwundene Herrlichkeit die Poesie aller Völker, wie die Göttin Freys ihres Gemahls Odins Flucht mit „goldenen Thränen" beweint. Einer uralten Weissagung zu Folge, kehren nach dem Ende der Welt, Balder und Hoder wieder, in ewiger Eintracht herrschen dann beide im neuen Himmel und der neuen Erde, vergessend dessen, was im Traum des alten Lebens zwischen ihnen geschah, und mit ihnen lebt ein neues Göttergeschlecht auf. Ein schöner Blick in die neue Welt, wo aller Streit verglichen, und alles Blut versöhnt sein wird!

Die Riesen sind die ewigen Feinde der Götter.

Walhalle, Aufenthalt der gefallenen Helden.

Nebelheim, der ewigen Nebel Heimath — der Pol.

Hela, Todtenkönigin. In ihrem Reiche wohnen die Seelen derer, die nicht im Kriege fielen.

Die Zwerge sind die Menschen.

Wolf — Drache, Symbole des bösen Princips.

Mimis, ein uralter Prophet. Aus seinem Brunnen wird die Zukunft vernommen. Auch bei den Griechen lebt manch Haupt des alten Titanengeschlechts durch Weissagung, durch Kraft des Wortes, in die neue Götterwelt hinüber.

Die ewige Brücke, die vom Himmel zur Erde führt, im Sommer Regenbogen genannt. Sie ist unverwüstlich, nur (lautet die alte Weissagung) wenn die Söhne der Feuerwelt darüber sie betreten, wird sie brechen und der Himmel erobert werden.

Heimdall ist der Wächter jener Himmelsbrücke. Wenn die Feuerriesen zum Angriff heranziehn, dann wird sein Heerhorn die Götter zum Kampfe blasen.

Mondverschlinger. Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen, wenn der Wolf — Finsterniß und Nacht — diese Gestirne verschlingt.

II. Einleitung in die Betrachtung der griechischen Bühne.

(Aus A. Mullers Vorlesungen über dramatische Kunst.)

Das Leben des gemeinen Menschen wird recht dialogisch vom Zufall regiert, und dafur regiert der gemeine Dichter wieder recht monologisch und pedantisch sein Werk, und so unterscheiden sich denn, nicht der höhere, aber der gemeine Mensch und Dichter. Von Träumen, Phantasien und Lebensentwürfen wird das gemeine Leben fortgerissen, zu Plagen und Qualen aller Art, die arme Seele wird zum trotzigen oder geduldigen, aber immer leidenden Zuschauer der guten und bösen Stunden, die der Zufall über sie verhängt, und die sie hinnehmen mufs wie es fallt: diesen sclavischen Zustand der Seele nennen wir dann ihren Verkehr mit dem wirklichen Leben. Dagegen nennen wir es wieder recht ungeschickt idealisches Leben der Seele, wenn sie sich mitunter losreifst vom Drucke der Wirklichkeit, sich mit sich selbst einschliefst, in ihren vier Wänden den Herrn zu spielen anfangt, und zu dichten wähnt, wenn sie mit despotischer Absicht sich eine eigne Welt grundet, und monologisch ihren Willen, ihren Eigensinn armseligen Kreaturen aufdringt, die sich gegen ihren Schöpfer, den s. g. Dichter nicht wehren können, da sie ihr magres Leben ja allein durch seine Gunst besitzen, und die es geduldig leiden mussen, wenn der Dichter an ihnen sich schadlos hält, und die Stöfse, die er in der Aufsenwelt empfangen hat, nun ihnen zurück giebt. So pflegt man im gemeinen Commerz das wirkliche Leben und das idealische Bilden des Dichters zu unterscheiden: so sehnt man sich im wirklichen Leben nach der Romanenwelt des Dichters; hat man sich in diese hinein begeben, so hebt unmittelbar die Klage an, dafs in der wirklichen Welt doch alles anders, gar zu anders sei, und eben so unbefriedigt verlafst man den Roman: man taumelt, wie Gothes Faust, von Begierde zu Genufs, und im Genufs verschmachtet man nach Begierde; der Weltmann beneidet die Freiheit des Dichters, der Dichter möchte alle seine Freiheit um das Bedeutungsvolle des practischen Lebens hingeben.

Von Shakespear lafst sich nicht sagen, ob er lebe, ob er dichte: der colossale reifsende Dialog der Wirklichkeit, jaher Wechsel von Hoheit und Fall, von Dunkel und Licht, ward von Shakespear ausgesprochen in Tönen, dafs oft die weicheren Seelen ein Schaudern ergriff, dafs ihr Gefuhl sich empört wähnte, dafs sie meinten, diese Wirklichkeit sei denn doch allzuwirklich, und diese Werke seien mehr das Leben selbst, als die Dichtung. — Wiederum wird in Shakespear Herrschaft uber den noch so gigantischen Stoff allenthalben gespürt, und das Walten unermefslicher Kraft in einer grofsen eigenthumlichen Welt jederzeit vernommen. Wir, die Beschauer,

vermochten nicht Red und Antwort zu geben, ob wir in Shakespears oder in unsrer Welt umhergingen: wir fühlten uns in ungeheurer Bewegung, unwissend ob durch uns selbst oder durch ihn. Die Mauern seines Theaters trennten uns von der Welt, Proscenium und Orchester trennten uns wieder von ihm; und alle diese Schranken waren doch auch wieder nicht da, kein Verlangen in uns nach aufsen, keine Sorgen, draufsen etwas zu versäumen, oder zu vergessen: kurz, Einheit, völlige Einheit von Leben und Dichtung.

Wer wie Shakespear in der Aufsenwelt und der Idee, in dem Dialog der übrigen und zugleich in sich zu leben oder zu dichten wufste, den nannten wir dramatischen Dichter oder dramatischen Menschen. — An seiner aufserordentlichen Persönlichkeit haben wir unser Ideal erkannt: lassen Sie uns dieses durch die ganze Betrachtung festhalten, und so auf die einzelnen Zeitalter der Kunst übergehen.

In den ersten frühsten Zeiten, in der Kindheit unsers Geschlechts, lebte und verging der Mensch wie eine Blume: nahe seinem Ursprung, verflochten nach allen Seiten in die umgebende Natur wurde er mit sanfter Hand in alle Wechsel der Naturerscheinungen, von der Klarheit in die Finsternifs, von der Ruhe in die Ungewitter, unmerklich fortgezogen; was die wunderlichsten Veränderungen der Welt in ihm hervorbringen konnten, war nichts als jugendliche Lust, ein schönes Farbenspiel: die Stürme, welche die trotzigere Natur umher beugten und zerschlugen, vermochten gegen die Unschuld des Menschen nichts, als ihn sanft auf seinem Zweige zu wiegen. — Damals konnte ihm die grofse Frage noch nicht kommen: wer den andern beherrsche, der Mensch die Natur, oder die Natur den Menschen? — die Natur, ihr kleinstes und gröfstes, schien dem Menschen nicht mehr, nicht weniger als seines gleichen, und so war das Gespräch mit ihr ein liebevolles und unendliches, in welchem weder der Mensch noch die Natur recht, oder das letzte Wort zu behalten brauchte. — Wir mögen über den vergangenen Zustand der Menschheit nachdenken wie wir wollen, in die Vorzeit zurück gehen, durch jede Pforte, welche die Geschichte uns eröffnen mag, immer treffen wir zuletzt auf einen paradiesischen Anfang, dem ähnlich, den ich Ihnen beschrieben. Sonderbarerweise zeigt sich uns auf der andern Seite, wenn wir alle Orakel unsers Herzens, alle Deutungen des gegenwärtigen Zustandes der Dinge befragen, auch ein paradiesischer Zustand in der Zukunft zuletzt, da wo wir uns das Ende der Menschheit hindenken. Wir finden, dafs sich alles getrennte, zerrissene, einst wieder treffen, ausgleichen und vereinigen müsse. — Wie unterscheiden sich wohl diese beiden Paradiese, das Vergangene und das Zukünftige? — das Paradies im Anfange scheint uns ein Werk der Natur; das zukünftige Paradies ein Werk unserer Kunst. Das Paradies im Anfange ein harmonisches Drama: der Geist der Natur, der Dichter des Drama: dagegen in dem Drama des zukünftigen Paradieses der Geist des Menschen, als der Dichter erscheint. So unterscheiden sich die beiden Paradiese; hingegen gemeinschaft-

lich ist dem einem wie dem andern der Gedanke des Friedens zwischen dem Menschen und der Natur.

Zwischen diesen beiden dramatischen Zuständen der Menschheit, liegt nun mitten inne ein weites Reich der Kriege des Menschen und der Natur: das alte Paradies verschwindet von Anfang bis heute und in die Zukunft mehr und mehr, und zu gleicher Zeit, vom Anfang bis ans Ende erhebt sich das neue Paradies allmählich und immer sichtbarer. Zuerst in der alten Zeit tritt der Mensch durch seine Jugendkraft verführt monologisch aus dem Drama heraus, er hält sich für den Herrn des Lebens, für den Helden in der Geschichte, und so erheben sich die stolzen Republiken von Griechenland und Rom; dann eine Weltmonarchie über die andere, bis endlich alles in einen Colofs zusammen gefügt, als römisches Weltreich den Gipfel der übermüthigen Kunst erreicht, einstürzt und versinkt, und so endigt sich das grofse Lustspiel, welches wir nennen: Geschichte der alten Welt. — Der Mensch ist also nicht der monologische Held, der Despot in dem Weltdrama, die Natur nicht blos ein Spielwerk seiner Hand. Also ist vielleicht die Natur der Held; nieder im Staub vor ihrem unsichtbaren Geist, im Glauben, in Demuth, in Liebe, und so beginnt das grofse Trauerspiel: Geschichte der neuen Welt. Das unsichtbare allein soll herrschen, unsichtbaren Gesetzen wird gehuldigt, das zerbrechlichere, schwächere, den Einwirkungen der Natur mehr ausgesetzte, die Weiblichkeit, das Alter werden auf den Thron erhoben. Der Mensch ist Diener, Sclav der Natur, Beschützer ihrer Heiligthümer. So bilden sich die hierarchischen Verfassungen von Europa, denn nicht blos die Papstliche, alle Verfassungen des Mittelalters waren hierarchischer Natur: ich verweise sie auf Shakespears Richard 2. Aber diesen Götzendienst verschmäht die Natur, und die unsichtbaren Weltreiche der neueren Welt werden von Menschenhänden verwüstet und zertrümmert, wie die Menschenwerke der alten Welt durch die Naturkräfte vernichtet wurden. Diese Tragödie: Geschichte der neuen Welt, existirt wirklich als geschriebenes Gedicht in ihrer wesentlichen Gestalt, und dies ist das von uns bereits von mehreren Seiten betrachtete Trauerspiel Shakespears: vom Untergange der Ritterzeit. Wer ist es denn also der herrscht? der Mensch nicht, dies beweist die alte, die Natur nicht, dies beweist die neue Geschichte: das stillste wie das unruhigste Herz in dieser Versammlung ist einmal und öfter schon unter ganz verschiedenen Gestalten von diesem Zweifel geängstet worden, dessen Lösung ich Ihnen als das höchste Geschäft der ganzen Menschheit dargestellt habe. — Meinungen, Grundsätze, Menschen, Helden, alten Glauben an bestimmte Institute, den wir mit der Muttermilch eingesogen haben — haben wir in Staub zertreten sehn: wem sollte nicht die Frage aufgestofsen sein: ist denn der Mensch nicht ein Spielwerk in den Händen einer unsichtbaren Naturkraft! — nichts sicheres ewiges, unverwüstliches kann er gründen.

Ferner: mit einem Übermuthe, dem selbst die alte Welt nichts ähnliches entgegen stellt, haben wir den Menschen wieder über die Natur herrschen, und alle ihre

Erzeugnisse zu seinem eigensinnigen, despotischen Bau mifsbrauchen sehn. Da mufsten wir uns eben so natürlich wieder fragen: sind denn die heiligen Werke, die die Natur in Jahrtausenden bildete, nur Spielzeuge in der Hand des übermüthigen Menschen? — Kurz, wir alle haben bald das Schicksal, eine dunkle unbekannte Macht, und bald wieder die Willkühr herrschen sehn. — Der Gedanke eines unwiderstehlichen, unversöhnlichen, unvermeidlichen Schicksals, ist durchaus monologischer Natur: gefühllos gegen die dringendste Einrede unsers Herzens, gegen unsre Klagen, ja gegen unsre Thaten selbst waltet ein feindseliger Geist über unsere Wohnungen, dem erst unsere Werke, dann auch wir selbst unterliegen. Dieser Gedanke ist der beständige Begleiter des monologischen Schmerzes: eben so ist der dialogische Gedanke der Willkühr der beständige Begleiter aller einseitigen undramatischen Lust: dafs nemlich der Dinge Wechsel, ihre Erscheinung und ihr Untergang von uns abhänge, dafs die Natur, unser Sclav, unser Spielzeug sei. Zwischen diesen beiden Gedanken fieng die Menschheit zu schwanken an, da die erste paradiesische Unschuld verloren war. — Bald schien der Mensch das Schicksal zu spielen: bald wieder das Schicksal mit dem Menschen zu spielen.

So herrscht nun in der griechischen Tragödie der Gedanke des Schicksals, in der griechischen Komödie hingegen der Gedanke der Willkühr; freilich das eine und das andre gemildert durch die Kunst; beide religiös und nationell veredelt. Das Schicksal und die Willkühr errichteten bei den Griechen einen friedlichen, künstlerischen Verein, eine häusliche Verfassung, eine Art von Ehe. Beiden wurden ihre Rechte zugestanden, und jedes waltete für sich und doch als schönes Gegengewicht des andern. Die Vorzeit Griechenlands ward in den Kreis des Trauerspiels hineingezogen: alle hohen Wendungen des Schicksals bei der ersten Bildung der griechischen Staaten, wurden in den bedeutendsten Momenten ergriffen und auf die Bühne getragen. Eben so wurde das Aufserordentlichste, was der Übermuth der griechischen Freistaaten in der Gegenwart vermochte, im schönen Rausche der Kunst an die Komödie angeschlossen: kurz, es ward dem Menschen mit seinen Rechten ein Tribunal eröffnet, vor dem er zeigen konnte, wie viel er durch seine Willkühr über die Natur vermag: die Komödie. — Ferner safs das Volk wieder zu Gericht, wenn in der Tragödie das Schicksal sich in seiner Macht über den Menschen geltend machte. Und so konnte der griechische Zuschauer, wie einfach und edel er selbst war, erkennen, an der gleichen Unbefangenheit und dem Kunstsinne, mit denen er hier das Schicksal im Hause der Atriden rasen, und dort die Götter, die Heroen, und die Weisen in der Komödie von dem Menschen Aristophanes wieder verspotten, freveln und in den Staub treten sah. Die Ideen des Schicksals und der Willkühr walten überall unsichtbar auf der griechischen Bühne: da nun alle Fragen, alle Zweifel, alles Wirken und Denken sich endlich auf diese Ideen beziehen, so ist schon von selbst die innerliche Erhabenheit, die Bedeutung, der religiöse und heilige Character der griechischen Bühne klar. — Gedenken Sie dagegen des eben so innerlich armseligen, bedeutungslosen,

und recht unheiligen Characters unsrer heutigen Spectakel, die den sinnvollen Beobachter freilich auch erheben, aber auf eine ganz andere Weise, dadurch nemlich, dafs sie ihm zeigen, ein einziger Gedanke, ein einziger Flügelschlag seines Gemüths sei mehr werth, sei dramatischer, heiliger, als der ganze Plunder von Täuschungen, der ganze Aufwand von Künsten, der gemacht wird, um das allergemeinste, was die Nation hervorbringt, noch recht ans Licht zu stellen.

Den innerlich religiösen Character der griechischen Bühne, brauche ich also weiter nicht heraus zu heben: er leuchtet von selbst ein. Indefs mufs auch in der äufseren Gestalt ganz etwas andere sich offenbaren; das antike Theater mufs eine tempelähnliche Gestalt haben. Man trägt nur zu leicht die Vorstellungen von dramatischer Poesie und Theater, von unsern sehr verschieden organisirten Brettergerüsten auf die ganz andre und eigne Form der griechischen Bühne über, deshalb erlauben Sie mir eine flüchtige Vergleichung unsers Theaters mit dem griechischen. Die Eigenthümlichkeiten der Griechen sind freilich in Deutschland von der ihnen gewachsenen Kraft Gothes, Schillers und A. Wilh. Schlegels selbst auf die Bühne gebracht worden, aber sie haben doch beim Publikum noch zu wenig Eingang gefunden, als dafs ihrer Wirkung nicht immer noch durch ruhige Untersuchung in die Hände gearbeitet werden müfste.

Zuförderst ist das Theater bei uns Alltagsvergnügen: bei den Griechen war es die Erweiterung religiöser Gebräuche, es war durchaus in seiner ganzen Anordnung festlich. Wir, meistentheils ohne weitere Absicht, als die der Zerstreuung oder Unterhaltung, besuchen das Schauspielhaus, das mit den öffentlichen Dingen, mit den ernsthaften Angelegenheiten unsers Lebens durchaus in keinem Zusammenhang steht. Dafs man bei gewissen besonders feierlichen Gelegenheiten den Vorstellungen einen Prolog hinzufügt, und dafs einzelne Bühnen den Titel Nationaltheater angenommen haben, den indefs bis jetzt noch keine zu realisiren gewufst hat — dies sind die einzigen Spuren einer Verknüpfung der Bühne mit dem nationellen Leben, die ich Ihnen aufweisen könnte. Bei den Griechen war das Theater hingegen erweitertes Opfer des Bachus: der Geber des Weinstocks begeisterte seine Priester und alle Opfernden, und so erwachten besonders an diesen Festen alle Nationalerinnerungen, die Thaten, welche Griechenland grofs gemacht, wurden zuerst abgesungen, dann die in erwähntem Gesange vorkommenden Reden von einem einzelnen Schauspieler recitirt, später von Aschylus, dem einzelnen Schauspieler, ein zweiter beigefügt, und so der dramatische Dialog erfunden, endlich von Sophokles und Euripides die Handlung noch durch mehrere Personen erweitert. Immer aber ward der ursprüngliche Gesang beibehalten, das Meer gleichsam, aus dem sich die festen, plastischen Theile des Dramas emporgehoben hatten. Der alte Opfergesang, aus dem das Drama hervorging, nemlich, hatte wirklich zwei Elemente, ein flüfsiges Lyrisches und ein festes Episches: der Götter Lob wurde gesungen, dieser Gesang ging über in die Erzählung ihrer Thaten, und löste sich nachher in Lob und Preis wieder auf. Der

feste Theil bildete sich allmählich mehr und mehr aus, gewann Umriſs und Leben; der flüſsige Theil behielt die alte, ruhige, sich selbst gleiche Natur, und fugte sich nur nachgiebig in die immer bestimmteren und schöneren Umrisse des festen; und so ward er zum Chor. — Gesang, Drama und Opfer ward mit religiöser Gewissenhaftigkeit beibehalten, und die Zeit der Aufführung war in den schönsten Zeiten der griechischen Kunst immer durch die Feier der Bachusfeste bestimmt.

Da wir mit ganz anderen Augen, mit viel geringerer Lust an der Kunst, und ohne allen religiösen und nationellen Antrieb die Bühne besuchen, so darf uns mit allem Aufwand von Erfindungsgeist und Neuheit der Dichter selten länger als höchstens drei Stunden festzuhalten vermochen: dazu muſs er die Abendstunden wählen. Das trübe, zerrissene, zertheilte Wesen unsers Lebens, kömmt uns nemlich des Morgens beim Erwachen gemeiniglich mit so vieler Unfreundlichkeit entgegen, daſs wir uns durch ernsthafte Thätigkeit den Tag über wieder sammeln müssen, und daſs endlich am Abend erst unsre Natur wieder abgeklärt, beruhigt und gereinigt genug ist, um die Erzeugnisse der Künste zu empfangen: daher und nicht blos weil es die bürgerlichen Geschäfte so angeordnet hätten, sondern weil wir am Abend dem Kunstgenuſs wirklich gewachsener sind, verlegen wir die musicalischen, die poetischen und die recht geselligen Unterhaltungen in den Abend. Und so theilt denn der gebildete Mann unsrer Zeit seinen Tag in drei gleiche Portionen: dem Guten und Nützlichen schenkt er seinen Morgen, da wird die Pflicht gethan, die Geschäfte werden abgemacht; dem Wahren und der Belehrung bestimmt er vielleicht seinen Nachmittag, da wird den neuen Erscheinungen in der Literatur Audienz gegeben, da wird, wie man zu sagen pflegt, mit dem Zeitalter fortgeschritten; und am Abend endlich erhält dann das Schöne die Freiheit seine Flügel auszubreiten. — Das griechische Theater ward am Morgen mit Aufgang der Sonne eröffnet, und dauerte den Tag über: an demselben Tage hatte ein bestimmter einzelner Dichter die Herrschaft, er führte drei zusammenhängende Tragödien vor seinem Publikum vorüber, und fugte gewöhnlich noch ein viertes s. g. satyrisches Drama hinzu, dessen Natur ich weiter unten noch näher bestimmen werde. Nehmen Sie nun ferner an, daſs der Stoff dieser Stücke durchaus alt, und meistentheils dem Publikum längst bekannt war, daſs die Fabel des Stücks öfters sogar im Prolog noch vorher erzählt wurde, daſs an Veränderung der Scenen in unserm Sinne des Wortes, an Illusion, an ausdrucksvollem Spiele wieder in unserm Sinne des Worts gar nicht zu denken war — und versetzen Sie dann ein deutsches Publikum aus dem neunzehnten Jahrhundert vor das griechische Theater, so werden Sie mir zugeben, daſs sich selbiges nicht nur nicht gefallen, sondern von der Art der Unterhaltung sich auch durchaus keinen Begriff machen wird. — Das griechische Theater war seinem Ursprung, seiner Form und seinem Inhalte nach durchaus festlich.

Zweitens. Unser gegenwärtiges Theater vereinigt als seine Diener und Sclaven alle übrigen Künste um einen Natureffect hervorzubringen, um zu täuschen,

um uns vergessen zu machen, dafs Kunst dabei im Spiele gewesen. — Das antike Theater wollte nichts anders ausstellen, als eben die Kunst, wollte keinen Genufs darbieten, als eben einen Kunstgenufs. Höchste Vollendung der Sprache und des Tones, war der Mittelpunct, um den sich die ganze äufsere theatralische Lust drehte: höchste Einfalt, Rundung und Tiefe in der poetischen Darstellung der längst bekannten Handlung, war der Mittelpunct, von dem das wenige Beiwesen abhing, dessen die dramatische Lust bedurfte. Bei uns hat das Ohr, dieser wunderbarste, geheimnifsvollste Sinn, eine doppelte Bestimmung; das Ohr mufs im eigentlichsten Verstande zweien Herren dienen, zweien Herren, die ewig im Kriege leben, die wechselsweise einander zu unterjochen gewohnt sind. Das Ohr dient bei uns bald dem Verstande, indem es Worte empfängt, bald dem Gefühle, indem es musikalische Töne aufnimmt; der Verstand mufs seitwärts stehn, wenn das Gefühl sich den Einwirkungen der Musik überläfst, und auf das Gefühl, auf den Sinn für die schönen Klänge wird keine Rücksicht genommen, wenn der Verstand sich in Worten offenbart. Daher hat sich bei uns die tragische Lust in zwei Gattungen gebrochen, von denen die eine das Verstandesohr in Anspruch nimmt, die eigentliche Tragödie: und die andere sich wieder an das Gefühlsohr wendet, die ernsthafte Oper. In unserer Tragödie ist der Wortsinn das Herrschende, der schöne Klang hingegen, die Magd: die Herrscherin kann sich zur Noth, wie die meisten deutschen Bühnen zeigen, auch ohne diese Magd behelfen; in der Oper herrschen dagegen die Klänge und die Modulationen, und der Wortsinn ist hier folgsamer Sclav. — Bei den Griechen standen diese beiden Functionen desselben Sinns einander unendlich nahe: man kann sagen, sie waren eins: der geistige Sinn der Worte und die Schönheit die der sinnliche Sinn darin wahrnahm, berührten zugleich den ganzen Menschen, und es ward, nicht etwa hier die klügelnde, dort die empfindelnde Seite des Menschen, sondern immerfort und allenthalben der ganze Mensch in Anspruch genommen. — Was wissen wir Barbaren von der Wollust des griechischen Gesprächs und griechischer Rede? wir, die wir breit und rauh ausgeprägte, gestempelte Worte willkührlich einander entgegen werfen, ohne Maas, ohne Tact, ohne Grazie, und zufrieden sind, wenn wir durch die Rede verstricken, verwickeln, fangen, schlagen und treffen können, wo die Griechen bezauberten, reizten, verführten: wir, die wir im Gespräch höchstens Verstandesnetze stricken, wo die Griechen Blumenkränze wanden. Sehn sie, was die Allgegenwart eines leise empfindenden Ohrs aus dem griechischen Dialog zu bilden im Stande war: betrachten Sie das Gastmahl und den Phädrus des Plato! Hatte nicht jedes griechische Gespräch fast seinen Grundton, der dem ganzen ein Gesetz des Klanges mittheilte, dem alle Sprechenden unterworfen waren; die Übergänge des Wortsinns waren alle unendlich leise und musikalisch, statt dafs die künstlichsten unter unsern Sprechern, nur zu springen, zu stolpern wissen, wenn das Gespräch sich nach einer andern Seite hinüber schwingt. — Denken Sie sich diese Kunst nun noch erhoben, veredelt, verklärt, eine grofse Nationalerinnerung, die als harmonische Erzählung vom Alterthume auf die Nachkommen herunter steigt, unter den

Händen der schön gearteten Enkel zum zweitenmal ins Leben tritt, als Handlung wieder ans Licht kommt; die alten Sagen, die Homerischen Gesänge, aus deren Quell die meisten Tragödien abgeleitet waren, diese im treuen Busen der Zuhörer; und alles horchend auf die kunstreiche Wiederbelebung, alles bis auf die kleinsten Züge trinkend, möchte ich sagen, die Vorzeit Griechenlands und die herrlichste Gegenwart aus *einer* Schale. Der heilige Rausch, den die Dichter aus dem uralten Wein der Homerischen Gesänge, der Hymnen und Mythen getrunken hatten, offenbarte sich als Tragödie, und so war die Tragödie das reinste Opfer, das von den herrlichsten des Volks dem Bachus dargebracht wurde. — Wir wollen bei der Tragödie versetzt sein, in die Zeit, da die Handlung spielte, und sind am zufriedensten, wenn der Dichter uns die Gegenwart vergessen macht, nehmen auch vorlieb, wenn er die Klage in uns erzeugt, dafs jene Zeiten vorüber sind; bei den Griechen war es grade der höchste Triumph der Gegenwart: die Vergangenheit sollte sich in und durch die Gegenwart, die Gegenwart in und durch die Vergangenheit offenbaren. —

Ein höchst bedeutender Unterschied der antiken und modernen theatralischen Darstellung, zeigt sich, indem wir uns erinnern, dafs zur antiken Darstellung die Maske wesentlich gehörte, die bei modernen Darstellungen um so weniger zuzulassen ist, als die Verwandlungen des Ausdrucks in den Gesichtszügen zu den vorzüglichsten Genüssen bei den modernen Repräsentationen gehören. Die antike Maske bedeckte bekanntlich nicht blos wie die unsrigen die Gesichtszüge, sondern den ganzen Kopf, und ihr vorzüglichster Nutzen war die Verbreitung des Tons, über die viel gröfseren Versammlungen der Zuschauer, die deshalb auch schon schwieriger war, weil die Schauspielhäuser von oben offen erbaut waren, und die Handlung sich also unter freiem Himmel zutrug. Dieser Nutzen der Masken allein aber erklärt noch nicht, warum die griechischen Schauspieler, auf den Vortheil des mimischen Ausdrucks der Gesichtszüge so leicht Verzicht leisten konnten. — Wir haben bei unsern Untersuchungen über das Portrait in unserer letzten Unterhaltung, uns den Weg für die Erklärung des Gebrauches der Masken bereits gebahnt. Wir unterschieden neulich am Kopfe die feststehenden Züge, und die tausendfaltige Bewegung dieser Züge: wir überzeugten uns, dafs eines von beiden nur in dem andern erkannt werden könne, dafs die eigentlich feststehende Form nicht in der todten Ruhe der Gesichtszüge gesucht werden könne, sondern, dafs vielfaltige Betrachtung der Bewegung vonnöthen sei, um die lebendige Ruhe, das lebendig Bleibende in den Gesichtszügen aufzufassen. Das Leben der Alten ging einen festern, ruhigern Gang, das Leben der neuern schweift vielfaltiger umher: dieser Unterschied des antiken und modernen Lebens äufsert sich zuverlafsig auch in dem Verhältnifs eines antiken und modernen Kopfs. Der antike Portraitirer würde der Bewegung des abzubildenden Kopfes gewifs weniger bedurft haben als der moderne: die Bewegungen waren am antiken Kopf viel unmittelbarer, so zu sagen, ins Fleisch, in die feste Form übergegangen: die äufsere Gestalt und das innre Leben waren einiger; die Erscheinung auch in der Zeit gleichförmiger, nicht

dem Wechsel, dem veränderlichen Wetter des Gefühls unterworfen, welche den modernen Kopf an einem Tage hundertmal verwandeln. Kurz, wie oben von dem antiken Ohr behauptet worden, dafs es in dem Gefühl und in dem Verstande einem und demselben Herrn diente, so war das antike Auge, das sehende sowohl als das gesehene, sinnlich und sinnreich zugleich. Dem Bildner des antiken Kopfes reichten zur Darstellung der Marmorblock und der Meissel, vollkommen hin, dahingegen der moderne Darsteller vielen Apparats und Beiwesens bedarf, sich daher lieber an Farben und Pinsel wendet, und durch die Beleuchtung und den Farbenaccord den Kopf in ein recht characteristisches Gefühlswetter zu versetzen, vorziehen würde. Aus allem Gesagten folgt, dafs die mimische Darstellung, der Ausdruck der Gesichtszüge besonders, für die Alten einen viel geringern Werth haben mufste, als für uns. — Bei uns drückt der Körper mit seinen Bewegungen zweierlei aus; er dient, wie oben vom Ohr behauptet wurde, zweien Herren, dem Verstande und dem Gefühl. Er druckt einerseits die Gedanken und die Deutungen der Seele aus, andrerseits wieder den schönern innern harmonischen Klang der Seele: und so sondern sich bei uns, als zwei ganz verschiedene Künste, die Mimik und die Tanzkunst von einander ab. Die verständige Mimik fliegt daher bei uns ihrer Verwandtin der Verstandestragödie zu; die musikalische Tanzkunst schliefst sich durch Instinkt der musikalischen Tragödie, der Oper nemlich an. Wie ich Sie nun oben auffordern mufste, sich, um den Klang der griechischen Tragödie zu verstehn, die moderne Tragödie und die Oper organisch vereinigt zu denken, so mufs ich Sie jetzt einladen, sich Mimik und Tanzkunst einfach, von allem Flitterstaat unsrer Zeit entblöfst, und so beide verbunden vorzustellen, um eine einigermafsen passende Anschauung des antiken Theaters zu erlangen. — Von diesem Standpunkte aus werden sie die überwiegenden Vortheile der Masken auf antiken Bühnen erkennen. Unsre Schauspiele, auch selbst wenn es uns blos um Illusion zu thun wäre, werden uns mehr auf die Bewegung angewiesenen Zuschauern, durch ihre mimische Bewegung keine wahrere Darstellung leisten können, als die alten Schauspieler in der Maskenverwandlung einem Publikum zu geben vermochten, das einen höhern Werth auf die festen Umrisse des Körpers als auf dessen mimische Verwandlung legte. — Nun aber kam es den Alten keineswegs auf gemeine Illusion an: was sie wollten, war zuerst höchste Verkörperung und Verwandlung des Worts, und dann höchste Verkörperung und Veredlung der That und der Handlung. Wie beides erreicht wurde mit einem Schlage von demselben Künstler, was bei uns fabrikenmäfsig getrennt, in vier Künsten, in vier Functionen einzelner Handwerker, als Sprachkunst, Musik, Mimik und Tanzkunst, ans Licht kommt, dies glaube ich gezeigt und so den Weg zur Betrachtung griechischer Künstler gebahnt zu haben.

III. Kleobis und Biton.

Hoch und herrlich auf des Berges Höhen
Steht der Tempel festlich aufgeschmückt,
Von den Säulen bunte Kränze wehen,
Purpurdecken, schon mit Gold gestickt,
Sieh das Opfer wartet in der Halle,
Und es strömt das Volk zum Tempel hin,
Flöten tönen schon mit weichem Schalle,
Aber, sagt, wo bleibt die Priesterin?

2. Sie, die in des Tempels treuer Pflege
Fast ein halb Jahrhundert schon gezählt,
Ja sogar bis auf Minutenschläge
Hat sie nie dem frommen Dienst gefehlt.
Wie? hat Here schnell dich abgerufen,
Deine Göttin, aus dem Heiligthum?
Rief sie dich zu höhern Tempel-Stufen,
In ihr himmlisch Priesterthum?

3. Nein! Doch Alter lähmt die heil'gen Füsse;
Ginge sie zu Fuss den Berg hinan,
Ach der schwache Lebensfaden risse
Unterwegs vielleicht auf rauher Bahn;
Und die Regel will: ein Paar von Rindern,
Weiss wie Schnee, die noch kein Joch erkannt,
Müssen sie hinauf zum Tempel ziehen,
Keine solche hegt das nahe Land.

4. Und sie sieht den Tempel ferne blinken
In des Festes voller Herrlichkeit,
Sieht im Geist die strenge Göttin winken,
Deren Zorn der ganze Himmel scheut,
Da ergiefst die Fromme sich in Klagen,
Dass sie heut den Dienst versäumen muss,
Und sie rafft sich auf, sie will es wagen,
Will hinan den steilen Berg zu Fuss.

5. Droben mit im festlichen Gedränge
War der Priest'rin edles Söhnepaar,
Und sie stehen, gleich der andern Menge,
Harrend um den heiligen Altar,
Ungeduldig, wo die Mutter weile,
Sehn sich beide oft befremdet an,
Endlich kömmt ein Bot' in grofser Eile,
Und er sagt des Zögerns Ursach an.

6. Dies vernommen, eilen beide Brüder
Augenblicklich aus dem Tempel fort,
Fliegen wie der Wind vom Berge nieder,
Und sie kommen zu der Mutter dort,
Hin zum Wagen wird sie gleich getragen,
Und sie heben eilends sie hinauf,
Beide spannen drauf sich vor den Wagen,
Ziehn die Mutter nach dem Tempel auf.

7. Froher, als mit lautem Siegsgepränge
Je ein Feldherr durch Roms Thore zog,
Zieht die Mutter durch die Menschenmenge,
Auf dem heilgen Wagen hehr und hoch.
Solche Söhne hat mein Schoofs getragen,
Hat der sel'gen Mutter Brust gesäugt!
Also scheint ihr trunkner Blick zu sagen,
Doch das Herz nur spricht, die Lippe schweigt.

8. Und sie kommen vor des Tempels Pforte,
Und vom Wagen steigt die Priesterin,
Bringt das Opfer am geweihten Orte,
Drauf vor Heres Bilde sinkt sie hin:
Himmelskönigin im Sternenschleier,
Du die hoch im goldnen Äther thront,
Aber auch im sanften Liebesfeuer
Jede unbefleckte Brust bewohnt,

9. Hör', o höre einer Mutter Flehen!
Auch Du bist ja Mutter, göttlich Weib!
Des Gebährens namenlose Wehen
Fühlt' auch Dein mutterlich hoher Leib;
Auch die Lust der seligen Sekunden,
Wenn der Kampf nun ausgerungen ist —
Alles hat Dein grofses Herz empfunden,
Ob Du gleich das Weib des Donn'rers bist!

10. Lafs mein Herz, lafs mich zu Dir erheben,
Ach ein Herz, das Dir voll Freude schlägt!
Welche Kinder hast Du mir gegeben,
Wie kein andres Paar die Erde trägt!
Solche Lieb' und Demuth in den Blicken!
Ach und heut wie mancher saure Schritt!
Ja zu Thränen würde mich's entzücken,
Lebt' ich auch in Deinem Himmel mit!

11. Lohne Du die reine Lieb' und Treue!
Streu', o hehre Götterkönigin,
Streu aus vollen Mutterhänden, streue
Auf ihr Haupt den besten Segen hin!
Was nur je ein Menschenohr vernommen,
Gieb das höchste Glück den Kindern heut,
Die in eines Menschen Herz gekommen,
Ach die höchste Erdenseligkeit!

12. So die Priesterin. Da geht ein Schimmer
Von dem Bild der hohen Göttin aus,
Füllt wie sanftes mondliches Geflimmer
Ahndungsvoll das ganze heil'ge Haus,
Durch die überirdische Verklärung
Ziehn ambrosisch süße Düfte hin,
Und es schwebt das Lächeln der Gewährung
Um das Aug' der Himmelskönigin.

13. Und, im Aug' des Dankes fromme Thräne,
Steht die Mutter auf in selger Lust,
Aufzusuchen die geliebten Söhne,
Sie zu drücken an die treue Brust.
Und sie wandelt durch die stillen Hallen,
Nicht im Tempel sind die Kinder mehr,
Ihre Namen laßt sie laut erschallen —
Keine Antwort — alles stumm und leer!

14. Draußen um des Tempels Säulengänge
War ein alter heil'ger Lorbeerhayn,
Ahndungsvoll tritt, um das Herz so enge,
Sie in die geweihten Schatten ein:
Dort, aus Einer Wurzel einst entsprungen
Stehn zwei Lorbeerbäume hoch und frei,
Mit den Ästen brüderlich verschlungen,
Und ein Hera-Bild steht dicht dabei.

15. Ach und hier mit tausendfacher Freude,
Vor der Göttin heil'gem Angesicht,
Sieht die Mutter ihre Kinder beide,
Und sie ruhn im sußen Dämmerlicht.
Ach nach einem seligen Gebete
Für das Heil der Mutter waren sie
Eingeschlafen an der heil'gen Stäte,
Müde von des Weges heißer Müh'.

16. Und im Schlaf die Kinder liebekosen
Will die Mutter lese näher gehn,
Ach da liegen, zwei verblühte Rosen,
Beide blaß und still, doch himmlischschön!
Ihnen war das Höchste wiederfahren,
Auf der Mutter Lieben das schönste Glück!
Sie entschliefen — und gestorben waren
Beid' in Einem Augenblick!

IV. Von der didaktischen Poesie.

(Fortsetzung.)

II. Vom Zeitmäßigen der didaktischen Poesie.

Zweiter Theil.

Giebt es auch auf dem Gebiete des Wissens wie des Dichtens nur Eine Höhe, steht eigentlich Alles neben einander in eng geschlossenen Gliedern, erhält sogar nur mit dem verwandten Leben sein eigenes: so findet doch vor dem endlichen Blick, d. i. der Zeit nach, eine Stufenfolge Statt: da tritt Welle auf Welle, ragt eins vor dem andern hervor, je nachdem die Zeit sich in dieser oder jener Form vor allen andern genugend ausprägt. Nicht ist die Rede von dem, was der Geschmack oder die Laune der Zeitgenossen hervorhebt, sondern, was die Zeit unserm Gebilde, das nun einmal,

wie wir selbst, nur unter der Form des Endlichen unendlich ist, (ohne unser Hinzuthun, als die wir von der Zeit empor getragen werden) für ein eigenthümliches nothwendiges Gepräge gab. So möchte denn auch für unsern gegenwärtigen Standpunkt jene vermittelnde Form einen entschieden hohen Platz einnehmen. Nur auf dem Wege der Betrachtung unserer Zeit, im Allgemeinen und der Poesie, die von ihr das Leben hat, kann sich diefs ergeben.

Eben die hin und wieder erwähnte natürliche Abschränkung zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, dem Individuellen und dem Unbegränzten, dem Vergänglichen und dem Unvergänglichen, als nothwendigen Erscheinungen Eines und desselben, stellt sich gegenwärtig im Grofsen als ein schneidender Contrast, als ein untilgbarer und überall von neuem uns verwickelnder Kampf, dar. Was noch vor nicht langer Zeit in glanzvolle Höhe über uns gestellt, dem Handelnden, wie dem Denker und Dichter als unerreichbar gewesen, jedoch dafs er mit stiller Entsagung zu ihm aufblicke, in sein Werk der Strahlen, so viel ihm nur immer vergönnet, davon herableite — das ist nunmehr zu uns hernieder gezogen, unter uns, ja in unserm eignen Innersten einheimisch worden. Wir finden es da gar wohl, aber nicht selten, indem wir uns verlieren; wir finden uns wieder und es verschwindet jenes. Im Anblick der Nothwendigkeit, die ihr heiliges Gesetz über die unendlichen Geschlechter ausübt, schwindet das Bewufstsein eigner Freiheit; im männlich-kühnen Beginnen erlischt der Gehorsam gegen den Einen Spruch, dem alles sich fügt; in Prüfung einer reichen Vergangenheit wird die Gegenwart dunkel und ungewifs; in frühzeitiger Zerspaltung nach zahllosen Punkten entbehrt der Geist der eignen Kraft und vollendeten Rundung; im Streben nach dem Ideal versagt die spröde Umgebung jedwede Gestalt — überall Misbehagen, überall Kampf, der regste Zwiespalt unter den zerrissenen Gliedern Eines organischen Leibes. Zu uns wieder gekehrt ist das Göttliche an manchen Orten, aber die Vermählung ist noch nicht vollzogen, der Geist nicht Fleisch geworden. Ein — wie es unlängst genannt worden — dialogisches Interesse erzeugt sich von selbst in jeder Brust, die die Anklänge vom Ganzen her in möglichster Fülle in sich aufnimmt und wiedertönt, vor allem daher in der Brust des Dichters. Das Drama schlägt seinen Sitz auf. So geschah es auch unter den Griechen, jedoch, wie dort so vieles andere, in umgekehrter Richtung. Nicht schon, als Göttliches und Menschliches friedlich beisammen wohnte, als die Natur noch ungestört und ungetrennt in ruhiger Fülle den Menschen begrüfste, erst da die Strahlen sich trennten, der Blick immer unruhiger in eine ungemefsne Ferne drang, der Friede zwischen Welt und Mensch gebrochen war, löste sich aus dem Epos das Drama ab. Darnach ward jede Vereinigung der Strahlen, jede Sänftigung des rastlosen Gemüthes immer unmöglicher; uns wird sie immer nothwendiger, immer natürlicher. Wir sollen zurück, wo jene begonnen. Kämpfend untergehn oder gläubig siegen ist dazu das Losungswort für Alle, denen ein höherer Beruf kund geworden, als das mattherzige Streben nach Nützlichkeit.

Nur im Besitz des Einen, welches in Allem lebt, nur in klarer Erkenntnifs des Einen Grundgesetzes, indem selbst das Verschiedenste sich knüpft und freundlich gesellt, entwickelt sich die erhabne Ruhe, das Gleichmaafs wie die klare Gestaltung des Einzelnen, woran sich das Epos erkennen läfst. Daher ihm unter uns, die wir so gern die Tiefe suchen und nicht, wie andre, auf glänzender Oberfläche einer üppigern Natur reiche Gewebe anzulegen, veranlafst werden, so wenig gehuldigt ist. Ja auch das Lyrische, welches uns doch mehr, als alles andere rein angehört, ist nicht immer in ungetrübter Gestalt erschienen, wenn wir anders die oft rührende Selbstvernichtung, die fromme Hingebung an das Ewige, das immer neu und in unendlicher Verschiedenheit die Seele berührt, in so vielen Produkten richtig erkennen. Nirgend ist auch da der Boden fest und bereitet, wie er doch sollte, schwankend und unstät das Gemüth, in selig gepriesener Vergangenheit oder in glücklicherer Zukunft mit stets neu erwachender Sehnsucht einheimisch, selten die Selbstgestaltung sicher und lebensfrisch, vielmehr verschwimmend und zu sehr vergeistigt.

Auch das neueste Drama, in welchem sich der erwähnte Widerstreit am treuesten abspiegeln, aber auch genügend versöhnen soll, scheint von dieser letztern Bestimmung nicht minder entfernt zu sein. Ein Höheres, Ideelles, nur bestimmt und modulirt je nach der Eigenthümlichkeit des Dichters, ist es, zu dessen Gunsten sich der Kampf entscheidet, vor dessen sonnigem Glanze die übrigen Gestalten mehr oder minder erbleichen. Daher solche Werke in ihrem Höchsten und Äufsersten, in dem, was gleichsam Spitze und Blüte derselben ist, etwas Luftiges und Durchsichtiges haben, das der Rundung, dem gesunden Leben des Ganzen Gefahr bereitet. Denn indem sie pflanzenartig der Sonne nachstreben, wurzeln sie nicht fest an ihrem Boden — sie erblassen. Aber gerade dadurch, dafs die Urheber solcher Werke auf der einen Seite ein plastisches Gesetz befolgen, nach Umrifs, nach Bestimmtheit, nach Gleichmaas trachten, und von der einmal beliebten Gattung in der sie dichten, dazu angehalten werden, andrerseits aber sich in lichte Regionen, in eine unbegränzte Tiefe ausbreiten, wird immermehr die Reinheit der einzelnen Formen schwinden, eine gefährliche Mischung, Schrankenlosigkeit und Indifferenz überhand nehmen. Mit Schiller, also für das, was bisher geleistet worden und noch zu leisten übrig, bereits sehr früh, begann dieses Streben und die, welche ihn getadelt, haben nur durch ihr gerechtes Lob anderer, nicht aber, in eignen Werken (nur mit dem Unterschiede, dafs sie, jeder seiner Eigenthümlichkeit, getreu blieben) gezeigt, welch ein Ziel sie vor Augen hatten. Derjenige, welcher allein von dem bisher Gesagten, in allen Gebieten der Poesie, indem er nur immer seine Herrschaft ausbreitete, eine Ausnahme macht, ist Göthe. Ohne unberufen das vieltönige Jubellied vermehren, noch Ein Wort mehr über ihn sagen zu wollen, als Standpunkt und Zweck der Abhandlung fordern, läfst sich das Bekenntnifs schwer unterdrücken, dafs seiner anderweitigen Vortrefflichkeit unbeschadet, er vor allen in Zusammenstellung mit seiner Zeit, mit solchen Strebungen, als wir bei den Übrigen gefunden, einzig und höchst merkwürdig

uns erschienen ist. Diese — so zu reden — Bewufstsamkeit, dieses parteilose Ergreifen und Aneignen des Verschiedenartigsten und jeden andern Blick verwirrenden, diese Herrscherkraft, unter der sich Alles versöhnt und zu einander will, diese Ruhe im „Schneiden aus dem Vollen", da überall Mitte und Ende ist — alles diefs dürfte vielleicht unter andern Umständen, als die, welche uns täglich neu verwickeln, minder bewundernswürdig sein. Wohin Novalis mit seinen Bemühungen gediehen wäre, wissen wir leider nicht: er wollte die Strahlen zusammen leiten, die Dissonanzen lösen, die jenem von Anfang her in Einem Brennpunkt versammelt, in harmonischem Verein erschienen, weshalb Göthe auch nie sich wohin bemüht, sondern allerwegen da ist — der Grund seiner Geschlossenheit. Novalis mag uns stets ein Vorbild sein an dem, was wir wollen, Göthe, an dem, wie wir wollen.

Zwar haben demnach mehrere, zum Theil treffliche Dichter ihren Beruf, das Göttliche menschlich zu machen, erkannt, sie haben das Übersinnliche ihren Formen vermählen, das Wahre zugleich als schön darstellen wollen: statt aber mit angeborner Kraft dasselbe zu sich herüber zu ziehen, haben sie ihm sehnsuchtsvoll nachgejagt und daheim, im Kunstgebiete, Bürgerrecht und Freiheit verloren. Viele sogar sind nicht wiedergekehrt, ihre Productivität ist erloschen; sie gaben sich nemlich frommer Beschauung hin, weshalb wir sie nicht minder ehren müfsten, wenn sie nur nicht oft versucht würden, die Regungen ihres Innern für einen Aufruf zu halten, dafs sie zurückkehren möchten in ihre Jugend Heimath, wo ihnen doch nimmer so wohl sein kann. Enthält daher nicht, der hin und wieder über jenen gepriesenen Dichter rege gewordne Vorwurf, dem Heiligsten und Göttlichsten seine Liebe ungläubig versagt zu haben, das verborgne Bekenntnifs, dafs bei jedem Bestreben, diesen Tadel nicht zu verdienen, er sich unsrer Bewundrung auf der andern Seite minder würdig gemacht haben würde? —

Gewifs also, doch ohne es zu wollen, haben die Unsern mit allem Eifer nichts weiter, als den noch immerfort obwaltenden Gegensatz zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, zwischen Philosophie und Poesie, die doch in ihrem Höchsten eins sind, und einmal versöhnt werden sollen, bewährt, und es ist auch zu befürchten, dafs er auf dem erwähnten Wege nie gelöst werden wird. Warum sollten wir demnach vielleicht gegen eine zahllose Menge von Gegnern, welche vielleicht nicht minder das Beste wollen und noch vollkommner erkennen, die gewisse Überzeugung unterdrücken, dafs unsre Poesie nimmermehr ein unabhängiges, kräftiges Leben, die Mitgabe wahrer Popularität gegen den matten Schimmer des Mysticismus vertauscht? Wohin gar wollen uns diejenigen führen, die sich noch durch Behandlung antiker Stoffe, als gleichsam der einzigen Schutzwehr, dagegen zu verwahren suchen? Die wahre Jugendperiode unsrer Poesie, wo Alles in lebensvollem Verein Ein gemeinschaftlich Ziel anerkennt — und jede wahrhafte Anerkennung ist auch Strebung zugleich — diese Zeit scheint uns daher noch weit dahinten; vielmehr dieselbe Erscheinung, auf welche die Geschichte so oft und so deutlich hinweist, tritt auch nun

wieder ein, dafs nach jeder Erschütterung einer bis dahin bestandenen Form, innerhalb welcher der menschliche Geist kreisete, alsbald eine Spaltung und Zerlegung der Grundelemente nach zwei entgegen gesetzten Richtungen eintrat. Den Zeitgenossen liegt es ob, eine organische Verbindung zu fördern und schnell herbei zu führen. Sollen wir aber mit einem sagen, was uns bei einem von der innigsten Theilnahme erfüllten Blick, auf das geistige Leben der Unsern, da wo es am schönsten sich offenbart, als das Hauptmerkmal derselben vor die Augen getreten ist, so war es: ein mächtiges Bewufstsein innerer Freiheit, zugleich mit dem schmerzhaften Gefühl des Zwangs von aufsen. Es ist natürlich, dafs sie um so mehr jene über alles, wie ein Geliebtes heilig halten, das Äufserliche dagegen hassen und dasselbe, so viel es nur gestatten will, in die heitre selige Natur der Freiheit, die das Innre giebt, hinüberleiten. Es scheint, als ob sie diese vielmehr den Umgebungen einverleiben sollten, damit die Welt sich wahrhaft frei erzeuge, nicht jedoch, wie sie verfahren, umgekehrt. Daher nun sind die Künstler mehr Philosophen als Künstler, dem obigen zufolge, wo wir von dem Subjectivwerden der Philosophie sprachen, oder philosophische Künstler, daher in Gedichten so viel vom Unsinnlichen, in lyrisches Gewand gehüllt, daher überall Allegorie, selbst gesucht wo sie nicht ist, die sich aber zum wahrhaften Bilde verhält, wie eben die Philosophie zur Kunst, weil sie mit Absicht ein Unendliches bezweckt und aufsucht; daher, mit dem willigen Dahingeben des Besitzes, der das Eigenthümliche bilden hilft, mit dem Selbstvergessen, der Mangel an Fülle, an innerer Haltung, kurz an allem, wodurch die Kunst, ja selbst die Wissenschaft, sich als menschliche Kunst und Wissenschaft, darstellt. Deswegen und weil so schwer es ist, zwischen Sinnlichem und Unsinnlichem den Wiederverein zu stiften, herrscht allerwegen so viel Absicht und Rücksicht, es erfordert eine hohe Gabe der Ahndung — Bildung wird es sogar von Einigen genannt — zu errathen, was alles dieses oder jenes zu bedeuten habe, eine Kunst, die wir besonders auch an ältern Werken, wie z. B. denjenigen der Malerei, ausüben, statt dafs der wahre Künstler nur gedeihet in der vollzogenen Versöhnung, in der ruhigen Anschauung des Endlichen, welches ihm zugleich das Unendliche ist, nicht erst bedeutet und Alles ausspricht, indem er sein Leben verkündet. Andre mögen es in den Kreislauf ihres Lebens wiederum bildend aufnehmen, mögen sich auf Augenblicke darin, ihr Eignes verleugnend, übersetzen, oder, was ungleich mehr ist, es gemäfs dem Kunstwerk ihres Lebens gestalten — am wenigsten weifs der Künstler selbst darum, als den kein besonderer Zweck, sondern nur die Gottheit leitete, die in ihm wohnt.

Es mag diese Forderung der Bewufstlosigkeit den Meisten unerreichbar vorkommen, aber sie ist auch etwas sehr hohes in Zeiten, da Verstand und Einsicht über unser ganzes Wesen gebieten, welches immerfort ein sehr getheiltes zu sein, spröde beharrt. Wenn man dabei sich dessen erinnert, was oben vom möglichen Unterschiede zwischen Philosophie und Kunst gesagt worden, wird man leicht begreifen, auf welche Seite sich alles Treiben mit mächtigem Übergewichte neigt. Wie aber

demnächst erwähnt ward, dafs auch der tiefste Forscher angehalten werde, sein Innres als den Widerschein der Gesammtheit zu erkennen, sind auch die Künstler darauf bedacht worden, alles in unsterblicher Gestalt auf ihr Innres zu beziehn, und auf solchem Wege Totalität zu erstreben, weshalb wir sie auch oben philosophische Künstler nannten. Doch didaktisch wurden sie dadurch, ohne es zu wollen, und offenbarten somit den Drang der Zeit und ihres Geistes, der durch ihren Mund redete. Am öftersten trug sich diefs in den Dramen zu, und statt diefs durch eine genaue Auseinandersetzung darzuthun, bemerken wir blos, dafs uns die Natur des heutigen Drama nicht so sehr dazu geeignet scheint, als vielmehr, historisch betrachtet, den nächsten, nothwendigsten Übergang zu bereiten auf die didaktische Poesie. Denn, was jenes objectiv darstellt, die Natur, das Unendliche der Welt und des Lebens (wiewohl mehr der äufsern Erscheinung nach) in Bewegung mit dem Innern des Menschen vor die Augen zu bringen, das bewirkt diese subjectiv, daher ist jenem das Lyrische mehr ein beigegebnes, mehr objectiver Bedeutung, es selbst befolgt ein plastisches Gesetz. Jedoch ungleich anschaulicher wird die obige Behauptung durch folgendes: Im Drama stehen mehrere individuelle Innern einander, von einer äufsern Natur ergriffen, gegenüber, sie berühren und entfernen sich unzähliger Weise, die Woge des Gedankens wie der Empfindung, erzeugt ohne Maas neue Wogen, sie scheinen sich in Einem Punkte zu verknüpfen, nach Einem Ziel sich kreisend zu bewegen, nirgend aber ist absolutes Ende; die Handelnden mit allen Erscheinungen ihres Innern wechseln und schwinden, die Aussicht ins Unermefsliche ist überall gegeben; Ein Beharrendes aber mufs da sein, an dem sich die Flut breche, welches sie umkreise: diefs aber ist das Innere des Betrachtenden. In ihm mufs ein fester Standpunkt sein, von dem er überschaut, die Summe des ihm Gewiesenen mit neu begonnener Schöpferkraft ordnet, von sich aus den grofsen Gedanken des Dramas entwickelnd. Der wahre Zuschauer ruht nicht eher, bis er die Seele des Schauspiels sich einverleibt, sich ihr wie sie sich gemäfs gestimmt hat. Sobald er aber diese Wechselharmonie laut ertönen läfst, ist er didaktischer Dichter. Schon hieraus wird das Bestreben unsrer Tage, aus dem Drama einen Hauptgedanken gleichsam eine Moral zu entwickeln, oder selbst im Anblick eines Ziels zu dichten (welches unsre Dichter oft entweder z. B. in Prologen, ziemlich laut, sich selbst erläuternd, bekennen oder sehr geschickt verbergen) als ein Streben zum didaktischen sichtbar. Es möchte uns aber hier am ersten der Vorwurf entgegen kommen, als ob gerade durch dieses didaktische, eben das als ein besonderes und abgeschlofsnes gesetzt würde, was wir an so vielen Orten als einen Fehler unsers künstlerischen Treibens gerügt, nemlich die Betrachtung des Unsinnlichen hinübergezogen auf das Feld der Kunst. Es läfst sich dagegen erstlich einwenden, dafs jener Tadel auch nicht minder die plastischen Künste betraf, wo jene absichtliche Verbindung durchaus unstatthaft ist, wir aber nur in der Poesie deren Möglichkeit nachgewiesen haben; ferner, dafs wir im Verfolg der Untersuchung eine Gattung aufgefunden, in welcher sich das unvermeidliche Streben rein, zugleich auch als einzig möglich gestalten und wahrhaft fruchtbar für die übri-

gen werden, der allgemeine Drang sich aussprechen und stillen könne, statt dafs bisher die reinen Formen immermehr vermengt und getrübt wurden, endlich aber, dafs wir durchaus nur in Bezug auf die gegenwärtige Zeit verstanden sein wollen, von der man nie etwas losreifsen darf, was je die Welt gebar, so wenig wie vom Körper das Glied.

In einem Zeitalter daher, wo man immer tiefer und mit immer neu aufgeregter Begier dem Unendlichen nachforscht, zugleich aber auch immer klarer der eignen Freiheit, der Höhe und Tiefe des Geistes inne wird, mufs auf jener Seite die Freude am Unvergänglichen auf dieser das Vorgefühl des Besitzes sich vor andern kund thun, wie davon das Lyrische in unsern Poesien Zeuge ist. Was hülfe dem Menschen auch alles jenes, wenn es nicht mit seiner unergründlichen Natur vereinbart und unter den Menschen eingebürgert würde, wie es nur die Poesie vermag? Müssen wir nicht wünschen und darnach ringen, dafs alles Göttliche, welches uns zu Theil geworden, sich zum harmonischen Staate durchdringe, nicht mehr aber als ein luftiges Gebilde uns umschwebe? Wahrlich geschieht diefs nicht in Nachahmung solcher Männer, deren seltne Natur wir freilich bewundern müssen, im Trachten nach ihrer Geschlossenheit wie der Reinheit ihrer Formen. Denn obgleich auch wir sie dergestalt ehren, dafs wir jede Schmälerung ihres Ruhms für freche Antastung halten, dünkt es uns doch besser, endlich einmal von den zahllosen Lobpreisungen sich zur genauern Betrachtung seiner Zeit zu wenden, sie liebevoll zu umfassen, und was sie gebeut — es ist aber diefs ohne Zweifel ein ganz andres, als was wir nach jenen Mustern treiben — treu zu vollführen, ihren Geist unsern Werken einzuprägen. Klaget doch nicht, dafs solche Genien selten seien; vielmehr, dafs es so schwer ist, seine Eigenthümlichkeit zu bewahren in dem mannichfachen Strudel, und sein Innres abzuschliefsen, trotz des unmäfsigen Ausdehnens in die ungeheuersten Fernen — und es wird hervorgehn, dafs Eure Klagen leer sind.

Der oft erwähnte Drang veranlafste wiederum viele, von sehnsuchtsvoller Ahndung einer segensreichen Zukunft angelockt, die Gestaltungen der Vorwelt, bei denen sie so gern verweilten, wieder zu erwecken, und wir erhielten nicht wenige bedeutungsvolle Märchen. Wir wollen es für jetzt dahin gestellt sein lassen, ob man dergleichen in seiner ursprünglichen Gestalt didaktische Natur zuerkennen wolle, auch den wenigen neuern Märchen, in denen sich die jugendliche Uppigkeit und kindliche Einfalt nicht verkennen läfst, unsre Bewundrung nicht versagen, indem sie aus einem wahrhaft kindlichen und deshalb für uns so seltnen, nicht aus einem kindlich sich gebehrdenden Gemüthe entsprossen — die übrigen alle aber verrathen geheim den unwillkührlichen Hang zum didaktischen, die Philosophie auf das Gebiet der Kunst hinüberziehend. Weil aber immer absichtlich Alles so gestellt ist, als werde sie der Verstand, nur die Einbildung mit grofsem Übergewicht in Anspruch genommen — in den ersten Zeiten aber nahm man bewufstlos beides, als Eins in Anspruch — so griffen sie nie in die Zeit der klarsten Bewufstsamkeit ein, berührten nie den

Boden, der uns erzeugte, und ihr Leben schwand wie das der zarten Blüten in der herben Jahreszeit. Gebildet haben sie wahrlich nie, da doch Alles, was wahrhaft in und mit dem organischen Ganzen der Zeit lebt, bildend ist ins Unendliche. Für etwas ganz anders und wahrhaft zeitmäfsig und didaktisch unter allen Erscheinungen der Art, halten wir die Mythen des Herrn Schubert, die er seinen Ahndungen einer Geschichte des Lebens vorangehn lassen. Wegen ihrer anscheinenden Objectivität sind sie es zwar nur in so fern, als man sie für Überschriften zu seinem Buche gelten läfst, in welchem er seine Individualität erst entwickelt und sein Subjectives hinzufügt.

Die edle Lust, Jegliches zuvor inwendig zu verarbeiten, ehe man ihm nach aufsen Gestaltung giebt, d. h. sein Innres erst zur Harmonie des Unendlichen zu stimmen, ehe man dieses wiederum objectiv, aufser sich setzt — denn so ist etwa das Verhältnifs der didaktischen gegen die übrigen Künste — diese Lust ist dabei etwas Nationales. Wo offenbart sich auch deutlicher der Drang nach Vereinigung dieser beiden Elemente, als unter uns, und wo kann, nach der Bestimmung unsers Landes, jener Bund hinreichender vollzogen werden, als gerade hier? Haben wir doch immer mit ehrbarer Treue das alte Gesetz verehrt, das unsre Vorfahren einst herüber gebracht, und wie es sich auch unter den Nachbarn immer mannichfach gestaltet, ist es doch unter uns, zwar verändert, doch aber am meisten in seiner Einfalt verblieben. Es kostet nicht gar viel, es vom Zufälligen zu säubern und wiederum herrliche Blüten der Kunst zu fördern. Dafs wir aber auf dem jetzigen Wege nur Verkehrtes zu Tage fördern, tragen wir durchaus keinen Zweifel. Nie kann es uns an Begeisterung, an Muth und Anregung fehlen, denn was treiben wir jetzt wie jederzeit mit mehr Eifer und unmäfsiger Liebe, als die Nachforschung der Natur, der Welt, und des Lebens und ihrer unendlichen Gesetze, ja so, dafs wir uns nun sogar des Sichtbaren immer mehr entwöhnen? wollte man uns auch das Nothwendige der didaktischen Gattung bestreiten und leugnen, so berufen wir uns darauf, dafs ein Streben solcher Art unter uns nicht zu verkennen ist: ein jedes Streben aber mufs sich, wenn der Geist der Zeit es hervorruft, rein und vollendet gestalten, vernehmlich und bis auf den leisesten Ton sich aussprechen, nie blos hie oder da sich einmischen, noch das minder Verwandte trüben, wenn anders je reine Formen hervorgehen sollen. Aus der unendlichen Natur der didaktischen Poesie, hoffen wir auch, werden die übrigen höchst geläutert sich loswinden, ein weit selbstständigeres, festeres Leben gewinnen, als in ihm enthalten und gleichsam geistigerweise ihm einverleibt. In wiefern damit auch das Mythische unter uns natürlich und nothwendig werden, ja selbst die plastische Kunst, die doch stets nur der Poesie als ihrer Gebieterin, nachfolgt, wahrhaft gedeihen könne, mag hier nur erst bescheiden angedeutet sein.

Auf solche Weise hätten wir dann nichts minder gewollt, als, dafs der grofse Kreislauf, den alles Menschliche geht, bald möge beschlossen werden. Ohne Aufhören, wie mit heiliger Scheu und unbegränzter Ehrfurcht versetzen wir uns in die

Zeit, wo noch kein Zwiespalt getreten war, zwischen Inneres und Äufseres, wo Begriff und Bild, Sein und Bedeuten nichts noch geschieden hatte, so dafs wir, unserer Tage, oft nicht genug bewundern können, wie so manches Gebilde, bewufstlos aus der Tiefe des einigen Innern erzeugt, zugleich eine Welt unendlicher Ideen in sich tragen könne, dennoch aber, wie wir überhaupt geschickt sind, alles kritisch aufzulösen, was nur in der Einheit grofs bleibt und angeschaut werden will, wie man dennoch unberufen darin grübelt und spähet, oder, wie es jüngst einigen Verbesserern ergangen, solches bei uns wieder einzuführen gedenkt. Nicht aber besteht die Rückkehr und Vollendung des Umlaufs darin, dafs man, wie es gerade beliebt, einmal dasselbe thun, was zu Anfang geschah, sondern, dafs man im vollsten Bewufstsein der Freiheit, welches das Geschenk unserer Zeiten ist, den Weg ausfindig mache, auf welchem der längst entbehrte Frieden wieder gewonnen wird, dergestalt, dafs Freiheit wieder versöhne, was Nothwendigkeit einst zerrifs. Es gilt aber das Göttlichste, welches unserm Geschlecht zu Theil geworden, Vernunft und Phantasie. Bisher war unsre Epoche demjenigen gleich, was man in der äufsern Natur als das Elektrische, unter den menschlichen Kräften als Witz bezeichnet. Wie wir diefs nur kurz andeuten, geben wir allen denen, die von kleinherziger Misdeutung fern sind, zu bedenken, woher jene Erscheinungen entsprungen, worin sie bestehen, wie sie sich kund geben, und was sie nach sich ziehen. Nie dann könnten wir uns deutlicher erklären, und zugleich mit gröfserer Zuversicht die Zukunft, wie überhaupt auf Einen Blick Alles darlegen, wovon bisher geredet worden.

III. Von einigen frühern Gestaltungen der didaktischen Poesie.

Es soll hierüber nur Einiges im Allgemeinen und zwar zur Erläuterung und Rechtfertigung des vorigen gesagt werden: eine ausführliche Anwendung desselben auf einzelne didaktische Gedichte, kann sich nicht füglich so engem Raume bequemen. Nun mögte es allerdings in Folge der Untersuchung auffallen, wie sich nie lange jene Gattung in ihrer Reinheit erhalten, noch vollkommen so dargestellt, wie wir sie zuvor beschrieben. Auf das letztere genügt allein die Antwort, dafs wir von ihr überall nur im Hinblick auf unsre Zeit gesprochen haben, auf das erstere dagegen, dafs der ihr eigenthümliche Reichthum und die Fruchtbarkeit, welche sie bei würdiger Behandlung beweist, sehr bald auf die Ausbildung der unterschiedenen andern Formen wohlthätig einwirken müsse, mit welchen sie auch von Anfang in gewissem Grade verbunden gewesen, ohne jedoch, wie es nun scheint, über dieselben zu gebieten. Jedesmal indefs haben wir bei näherer Prüfung das didaktische in seiner Reinheit angetroffen, dann, wenn eine neue Ordnung in der geistigen Welt sich ankündigte, sei es nun auf den Trümmern einer früher bestandnen erbaut, oder beim ursprünglichen Erwachen sämtlicher Kräfte zu harmonischem Verein. Eine Trennung zwischen Vernunft und Phantasie mufste vorhanden sein, beide aber sich noch vertraut berühren, und ihren gemeinschaftlichen Ursprung nicht verkennen. So lange

beide eins waren, erkennen wir die heroische Zeit. Wir können daher, nicht blos durch historische als durch innre Gründe geleitet, unmöglich dasjenige, was noch aus dem frühern Alterthum als didaktische Poesie bekannt ist, anders als in die Zeit setzen, welche zwischen dem Epos und der Entstehung des Drama mitten inne liegt. Es war damals schon die Welt der genauern Betrachtung anheim gefallen, immer aber lag sie in ihrer Ganzheit dem Auge vor, und der Nähe wegen, bewahrte das Lehrgedicht noch manchen Zug des epischen, vornehmlich das plastische. Die göttlichen Bilder, in welche sich der früheste Geist, bewufstlos schaffend, vervielfältigt, fingen an geordnet, bestimmt, in organische Folge gestellt zu werden. Als darauf das Einzelne immer geschiedener hervortrat, erwachte das Verlangen, seine Einheit in der Mannigfaltigkeit klar anzuschauen, welches die Philosophie erzeugte — und so bewährt sich auch Wesen und Standpunkt des didaktischen von historischer Seite, den wir früherhin von innen heraus ableiteten. In jene Zeit fallen auch die grofse, ehrwürdige Anzahl von Hymnen, die in so vielen Stücken noch ächt didaktisch den Accord enthalten, zu dem sehnsüchtigen Streben der Zeit, welches sich immer mehr als Mysterie von dem äufsern Treiben schied: denn was in der Urzeit als Mysterie genannt wird, ist gewifs weit verschieden von jenem, wie auch die dahin verlegten Hymnen und Philosopheme, wenn man anders an dieselben glauben will. Die Aussenwelt, das Göttliche und das Irdische aus sich heraus zu erzeugen, war das Streben der didaktischen Dichter, denen wir noch manche der ersten Philosophen, wie sie die meisten unbestimmt nennen, auch derer, die nur nach dunkler Kunde bei uns genannt werden, beirechnen können. Ihren Werken, durch Berührung der Phantasie und Vernunft entsprossen, war jene, als das Frühere untergebaut; den unsrigen, die wir in entgegen gesetzter Richtung fortschreiten, die letztre, als das nun früher ist. Dadurch allein schon wird es klar, wie dazumal das Didaktische als Allegorie auftreten konnte und mufste, in welcher das Unendliche durch ein Endliches angedeutet wird, wie aber der Gebrauch derselben zu unsrer Zeit, wo man bemüht ist, in jenem dieses jedesmal vorgebildet zu erblicken, allem Fortschreiten der Kunst geradesweges entgegen läuft: vielmehr halten wir sie für ein gänzliches Verderbnifs der heutigen Kunst, ja für Entweihung ihres unantastbaren Gesetzes. — Auch auf das Leben, seine Erscheinungen und Verrichtungen, wie deren Verhältnifs und Zusammenhang, wandte sich gar sehr früh der Geist, und wenn ein Dichter den Umrifs zusammenhängend und in gedieguer Fülle den Zeitverwandten aufstellte von dem Bilde, welches seinem Geiste, Alles nur in seinem Ganzen erblickend, von Gesetz und Regel menschlichen Geschäftes sich eingeprägt, so gilt uns das, noch dazu in Erwägung des damals so öffentlichen Lebens, eben so sehr für ein hohes Beispiel des Didaktischen, als wir es nicht dafür erkennen würden, wenn gegenwärtig irgend einer es unternähme, die zerstückten menschlichen Pflichten in poetisches Gewand zu hüllen.

Nur also durch Vermittelung bestehend, konnte die genannte Form nur ein schnell verduftendes Leben führen. Ein merkwürdiges Beispiel aber, wie sie noch einmal

frisch gebildet wurde, liefern uns die Dialogen des Platon, keinesweges an sich und ohne alle Beziehung genommen, sondern nur von ihrer poetischen Seite angesehn. Nur auf der Höhe, wo er stand, wie er alles in seiner Einheit erkannte, und auch das Verschiedenste in den Einen Staat hineinzog, und nur bei dem öffentlichen, was damals Philosophie und Kunst hatte, war noch eine solche Gestaltung möglich. Wir dürfen uns selbst noch nicht eines sichern Überblicks seiner sämmtlichen Dialogen rühmen; doch wollte es uns mehrmals scheinen, als stellten sie — in der Gesammtheit betrachtet, wie sie allein betrachtet werden sollen — ein grofses didaktisches Drama, ein Schauspiel göttlicher Ideen dar, und halten es für die erhabenste Aufgabe, etwas ähnliches in einer unserm Leben angemessenen Gestalt, zu liefern, deren Gesetze sich aus jenem entwickeln liefsen.

Nur einen sehr flüchtigen Blick können wir hier auf die Erscheinungen der didaktischen Poesie bei den Morgenländern werfen: immer aber bleibt es und mehr denn Alles zu beklagen, dafs jenen Völkern und den geringen Überresten ihrer Werke so wenig Aufmerksamkeit im Ganzen gewidmet wird; denn auch diefs ist ein Fehler, durch den, wir, fortgerissen von dem einmaligen Treiben und gewöhnt, den eignen Wohnsitz zu verleugnen, und dagegen fremde Zeiten, gleich als wären sie die unsrigen, zu betrachten, nur zu oft begehen: was dann, auf absolutem Standpunkte betrachtet, das Höchste erscheint, ergötzt uns am meisten, wie die griechische Bildung; was indefs uns vor allem frommt, vergessen wir, gar zu wenig auf uns selbst bedacht. Es gewährt nun aber die morgenländische Poesie einen dauernden und gleichsam für immer festgehaltenen Anblick des Didaktischen. Denn, bei wunderbarer Gleichförmigkeit durch viele Zeiträume, sehen wir dort, wie nirgend, Vernunft und Phantasie, Bewufstsein und Bewufstlosigkeit in wechselseitiger Begränzung, Gedanke und Dichtung mit einander vermählt und durch einander befruchtet, dessen Gepräge sich der einfachen Reihe ihrer Dichtungsarten mittheilt, die nur Modulationen der didaktischen zu nennen sind. Wie das Ganze dieser Erscheinung seinen Grund hat, in der individuellen Zusammenstimmung ihres Geistigen mit dem Physischen, die man das Klimatische nennt, so drehen sich die besondern Gestaltungen jener Gattung um die Religion, durch welche dort die Völker zu einem Ganzen vereinigt wurden, und die den Grundton ihrer Werke ausmacht. Woher auch anders die unendliche Menge ihrer Sprüche, ihrer Antithesen und Anigmen, ihrer Gleichnisse und Parabeln, welche insgesammt ein didaktisches Gedicht im Kleinen zu nennen wären, als weil sie, bald ein durch Phantasie erschaffnes Ganze unter den Brennpunkt der Vernunft stellen, bald dieser wieder durch jene äufsres Leben ertheilen, weshalb auch noch jetzt die Ansichten des Lebens, wie sie sich in Sentenzen-Form aus poetischen Köpfen, besonders der gemeinen Stände, offenbaren, alle Aufmerksamkeit verdienen. Weil sich nun vom Anfang ihr geistiges Wirken, als eine Auflösung jener beiden Elemente in und durch einander ankündigte, war auch zugleich die Einfachheit und Beständigkeit ihrer Bildung gegeben, wie hingegen die griechische, mit

kräftiger Fülle beginnend, und aus der Tiefe des Reichthums schöpfend, verschiedene Stufen und Umwandlungen ahnden liefs, der Einwirkung von aufsen nicht zu gedenken.

Mit wenigem gedenken wir hier der didaktischen Versuche bei den Römern. Ist jede freie Eröffnung individueller Ansicht ehrwürdig, und kann nur der beschränkte Urtheiler Anmafsung in ihr suchen, so gestehen wir, dafs wir von ihrem geistigen Treiben, wo es nicht Historie und Rhetorik galt, jederzeit vielleicht allzu gering gedacht haben. Das wenige, was wir auch von ihren Bearbeitungen jener Gattung kennen, ist, wie ihre ganze Poesie, nur Aneignung des fremden, entweder Bearbeitung eines ehrwürdigen Gebäudes der Philosophie (wie das Gedicht des Lucrez,) das indefs, wenn man es mit den poetischen Werken der spätern Römer vergleicht, vortrefflich, besonders in einzelnen Stellen, genannt werden kann, oder rhetorische Ausschmückung wieder eines gegebnen Stoffes. Es scheint unmöglich, dafs ein Volk, dem das Objective von Staat und Vaterland einziges Ziel des Strebens war, welches Streben sich nie bei ihnen, wie bei den Griechen, von aufsen nach innen, und von innen nach aufsen, in Wechselneigung hielt, sondern immer aufser dem Subjekt das Leben hinsetzte, dafs dieses je in Poesie und Philosophie — mit wenigen Ausnahmen — mehr leisten konnte, als dasjenige fleifsig und in engen Gränzen überarbeiten, was ihm ein vollendetes Volk geliefert.

Aufsre Hindernisse waren es, welche in den ersten Zeiten des Christenthums das Aufblühen jener Form gehemmt haben. Doch dürfen wir auch auf der andern Seite, von dem zu ganz neuem, himmlischen Leben erwachten Geiste, von der am Anschauen des Unendlichen erwärmten Empfindung, von der Begeisterung, die durch Druck und Plagen von aufsen her, nur noch immer kühnern Schwung erhielt, nicht gleich anfangs reife Früchte erwarten. Nach Jahrhunderten der Unruhe und Gährung, als ein sicherer, fester Boden sich allmählig wieder zu bereiten anfing, als auch die Speculation Eingang und Freunde überall gefunden, konnte und mufste ein neues Leben für die didaktische Poesie hervorgehn, aber nicht anders denn höchst bedeutend seine Spuren sein. Das heroische Zeitalter war vorüber, und noch war keine Spaltung in die Gebiete menschlichen Treibens getreten, die nunmehr so unsicher macht den Blick, und uns, theilbar wie wir sind, auch flüchtig und unstet über den Boden erhebt. Wir setzen gern die nächsten Jahrhunderte, seit den Kreuzzügen den zu Anfang erwähnten frühesten Perioden des Alterthums gegenüber, und finden demnach einen höchst eigenthümlichen Unterschied der Art, wie die didaktische Poesie sich, und zwar nach Gesetzen der Nothwendigkeit, in beiden verschieden offenbart hat, dessen Betrachtung auch für so manches andere, höchst fruchtbar ist. Wie nemlich dort an die bewufstlosen Schöpfungen der Phantasie sich die Reflexion über die äufsre Natur reihte, so hier das unendliche Gefühl der Liebe, der Religion, die Begeisterung für die Wohlfahrt des Innern an die Geschichte. Von der Seite möchten wir am liebsten die erhabnen Werke des Dante, Petrarca und Hans Sachs, wiewohl auch

mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten ihres Landes, betrachtet wissen, und uns von neuem rechtfertigen wegen der Ansicht, die wir oben für unsre Zeit, gemäfs der von ihr entworfenen Schilderung von dem didaktischen aufgestellt. Denn nichts ist verderblicher, und günstiger für das Hin- und Herschwanken unserer Tage, als den Begriff irgend einer Gattung im Kunstgebiete für alle Zeiten eigensinnig feststellen wollen, oder ihre Gesetze aus irgend einer frühern Epoche streng herleiten. Es wäre hier freilich ein schicklicher Ort, durch eine nähere Erläuterung der Werke jener drei Dichter, und der nächsten sowohl als erhabensten Muster, den eignen Drang darnach zu befriedigen und zu zeigen, wie jeder auf seine eigenthümliche Weise ein vollendetes geliefert; allein wir dürfen voraussetzen, dafs der Inhalt ihrer Werke allgemein bekannt ist, und mögen auch dieser Abhandlung nicht einen das Verhältnifs übersteigenden Umfang geben. Nur davon, wie sie aufgenommen werden wird, hängt es ab, dafs wir auf solches Geschäft besondern Fleifs und Aufmerksamkeit verwenden.

Nur in engen Umrifs gestellt und angedeutet ist hiermit dasjenige, was durch bestimmtere, sorgfältigere Ausführung weit mehr an Deutlichkeit und Nachdruck gewonnen hätte. Immer konnte auch so nicht die Gattung in der Ganzheit ihres Lebens angeschaut werden, indem es nöthig war, sie aus dem Gesammtleben, das sie mit der ganzen Kunst führt, der sie wie ein organisches Glied angehört, herauszureifsen — wie auch Geschichtschreiber gezwungen sind, einzelne Völker loszutrennen von dem Leibe der Menschheit, durch den sie nur allein unsterbliches Leben erhalten und bewahren. Wir wissen überhaupt nicht, ob hier oder da ein Wink enthalten ist, der würdig der Aufnahme wäre, wohl aber, dafs unser Bestreben rein und im Ganzen tadellos ist. Denn weit entfernt, den Zeitgenossen Etwas zu gebieten oder aufzulegen im Gebiete der Freiheit, da nie ein Mensch je zu gebieten vermag, wollten wir vielmehr die Sprache der Zeit, die durch unser aller, ihrer Kinder Mund, sich vernehmen läfst, hervorheben, auch keineswegs, wie so viele gethan, an dem, was zeitmäfsig ist, etwas verändern oder dasselbe lenken, weil wir wissen, dafs es als solches, wie es auch in Vergleich mit andern Zeiten erscheine, immer göttlicher Vortrefflichkeit ist, sondern nur eine poetische Gestaltung jenes Zeitmäfsigen fordern. Schlecht kann nun aber nie, in welcher Gestalt es auftrete, ein Werk genannt werden, wenn es in die Zeit eingreift, an Ort und Stelle verweilt, zu Hause ist — ein Wort das uns, und mit einigem Fug immer fremder zu werden anfängt. Scheinen wir auch hier oder da verkannt oder zu voreilig niedergerissen zu haben (vornehmlich, indem wir mit wenigen fast unerklärlichen Ausnahmen so gering von sämmtlichen Kunstwerken der Zeitgenossen urtheilen) so nenne man dies nicht Stolz, sondern vielmehr Bescheidenheit, weil wir uns so weit zurück von dem hohen Ziele dünken, das uns täglich, ja stündlich vorschwebt und mächtig anlockt. Dies zu erreichen, dünkt uns, geschieht nur zu wenig, und wiewohl in den zahllosen Einschränkungen von aufsen her, mit denen man dafür bitter genug hadert, manches Hinderniss ruht,

so konnte doch davon hier unmöglich die Rede sein, zumal da noch immer an unsrer Seite genug zu thun übrig bleibt. Nie so sehnsüchtig in die Zukunft hingebaut, nur die Gegenwart richtig erfafst, von allen Seiten herbeigetragen den Stoff zur eignen Bildung ins Unendliche, und durch die Allmacht des Geistes zum Sclaven gemacht das Irdische, das uns zu bewältigen droht! denn was vom Geiste ist, überwindet die Welt. —

W. Nienstädt.

V. Philosophisch-kritische Miscellen.

1. Vom Organismus in Natur und Kunst.

Man hat alle Kunstforderungen in der einzigen vereinigt: das wahre Kunstwerk müsse organisch sein. In diesem Ausdrucke liegt die Forderung: ein unsichtbares, geheimnifsvolles, magisches Band müsse alle Theile eines Kunstwerks zusammen halten, so wie die einzelnen Organe des Thiers oder der Pflanze sich zu einer unergründlichen Einheit organisch verbinden. Indefs sind bei der Idee des Organismus zwei Irrthümer mit grofser Vorsicht zu vermeiden.

a. Dafs man die organische Verbindung der mechanischen, chemischen, architektonischen, nicht unbedingt entgegen setze. Die organische Verbindung mufs bei allen Gegensätzen des Universums möglich sein: die organische Einheit des menschlichen Körpers scheint blos complicirter. Wie es aber keine anatomische Zerlegung und Unterscheidung, ohne physiologische Verbindung der Organe, die die Anatomie getrennt hat, zu einer einzigen Lebenserscheinung, giebt; so kann überhaupt nirgends, an keiner Stelle in der Natur, im Menschen, im Geiste, ein Unterschied, eine Trennung, Zerlegung, Spaltung, Differenz wahrgenommen werden, ohne das unmittelbare Bedürfnifs diese Differenz aufzulösen, die getrennten Theile wieder organisch zu einem Ganzen, zu einer Einheit zu verbinden. Man pflegt im gemeinen Leben gar zu gern den mechanischen Zusammenhang einer Maschine, eines Gebäudes, gegen die Einheit z. B. des menschlichen Körpers, zurück zu setzen. Man nennt verächtlich das agens in einer Maschine todte Kraft, vergessend, dafs wie wir auch für das gemeine Leben dieses agens bezeichnen mögen, Wasser, Wind, Dampf, Schwere — dennoch die eigentlich belebende Kraft eben so unbegreiflich, so völlig unergründlich sei, als die Einheit im organischen Körper, par excellence. Mit Recht bezeichnet man die schlechten Handwerkermotive, die transparente Absichtlichkeit eines Gedichts, durch den verachtenden Ausdruck mechanische Composition oder Einheit; eben weil der Organismus eines Gedichts ein ganz andrer ist, als der einer

Spinnmaschine, und weil der Arbeiter seinen Stoff nicht wie eine unendlich biegsame Sprache, sondern wie ein nur auf gewisse Weise biegsames Räderwerk von Holz behandelt hat. Die richtige Behandlung jedes möglichen Stoffes verdient den Namen Kunst, und die unrichtige den Schimpfnamen Handwerk. Alle sollen das Organische oder die Kunst wollen. In dem Begriffe der Einheit liegt zugleich der Begriff der Unendlichkeit: vermöchten wir irgend eine Einheit absolut zu schauen, mit andern Worten, hörte eine Einheit auf Einheit zu sein, so wäre es nie Einheit gewesen. Dafs wir uns, so gewifs wir leben, versprechen an keiner Stelle uns mit Trennungen, Unterschieden, Gegensatzen zu beruhigen — dieses offenbaren wir allenthalben durch die Zeichen der Einheit, die wir nach jeder gefundenen Differenz aussprechen. Wir beobachten die Differenz, Mann und Weib, und können nicht umhin, die Einheit beider Mensch zu nennen: wir schauen die arithmet. Differenz 2 und 1, und nennen die Einheit zwischen beiden, Zahl. Vergessen wir doch nie, dafs es ein immer tieferes Verständnifs jenes Verhältnisses, jenes Gegensatzes von 2 und 1; also auch eine unendliche Erkenntnifs der Einheit zwischen beiden, nemlich der Idee der Zahl giebt. Verleugnen wir nur nie dieses Bestreben, nach immer höherer **Vereinigung, Vermittlung** im Leben, in Wissenschaft und Kunst, so werden wir ohne Ende organisches produciren und ein künstlerisches Leben führen. Nur wenn der Dichter, der Philosoph etc. meint, einen absoluten, endlichen und letzten Ausdruck der Einheit gefunden zu haben, und dieser abscheuliche Todesgedanke allenthalben aus seinen Versen oder aus seinem System, dem Fichteschen z. B. hervorschimmert, oder was dasselbe sagt, wenn er eine absolute Differenz zwischen Vernunft und Unvernunft, Poesie und Unpoesie gefunden zu haben glaubt, und zu predigen strebt, nur dann verdient er Handwerker, mechanischer Arbeiter zu heifsen. Macht den Shakespear etwas anderes so grofs, als das unendliche Streben, Welt und Natur als Ganzes zu umfassen, bei dieser Unergründlichkeit der Differenzen von Characteren, Helden und Situationen? Wenn der Mensch glaubt, unauflösliche Collisionen, Alternativen vom Himmlischen und Irdischen, vom Hange zum Guten und Hange zum Bosen u. s. w. gefunden, oder wenn er glaubt, sein höchstes, letztes und einziges Gut erreicht und ergriffen zu haben, dann ist es am Ende mit ihm und seiner organischen Kraft. Deshalb hatte Friedrich Schlegel recht die organische Ganzheit und Geschlossenheit, und dann wieder die Unendlichkeit im Kunstwerk, mit andern Worten, die unendliche Zergliederung im Kunstwerk (den Körper desselben) und den unendlichen Zusammenhang (die Seele desselben) als eins und dasselbe zu betrachten. Nicht blos aber als eins, als identisch, sondern auch als unendlich getrennt und entgegen gesetzt. Die wahre Kritik der Poesie, sagte er, musse Poesie über die Poesie sein. Indem er über das Kunstwerk spricht, mufs er selbst künstlerisch handeln, ein Kunstwerk hervorbringen. Vor sich hatte er die Einheit des Kunstwerks (die Seele), und die unendlichen Gegensätze im Kunstwerk (den Körper). Er sagte, beide sind eins, und ward durch dieses Wort eine höhere Seele oder Einheit für die vorige Differenz von Körper und Seele, von Mannichfaltigkeit und Einheit des Kunstwerks. Er mufste

also in dem Geiste des Satzes handeln, den er aussprach, die neue höhere Seele mulste ihren Körper, den vorigen Gegensatz von Körper und Seele auf dieselbe richtige Weise beseelen, als auf welche der vorige Körper nach ihrer Behauptung von seiner Seele beseelt wurde. Die Einheit zwischen Körper und Seele, oder zwischen zwei und eins, durfte keine absolute sein, denn sonst hätte er behauptet, die Zwei, die Trennung, die Differenz existirte gar nicht. Er mufste demnach, obschon mit andern Worten behaupten, eine gegensätzische Identität, d. h. behaupten, Körper und Seele des Kunstwerks, seien eins in sofern und in dem Mafse als sie entgegengesetzt und getrennt sein: man könne die Theile des Kunstwerks nur betrachten mit Rücksicht auf das Ganze, aber auch umgekehrt, das Ganze nur mit Rücksicht auf die Theile. Das Kunstwerk sei einfach, in sofern es unendlich mannichfach, aber auch nur wahrhaft unendlich mannichfach, in sofern es recht geschlossen, ganz und einfach sei. — Auf das allernatürlichste scheiden sich die kritisirenden Kunstfreunde hiernach in zwei einseitige Classen. 1) In solche, die den Körper der Kunst isoliren, die aus der Idee der absoluten Nothwendigkeit, der historischen Causalität, die ganze Kunst sich entwickeln, und die Göthe unter der Figur ihres Repräsentanten des Characteristikers in der Familiengeschichte des Sammlers und der Seinigen so treffend dargestellt. An dem dagewesenen und dem nothwendigen Ausdruck desselben soll sich die Kunst allein halten. Sie stehn da, das Auge beständig rückwärts nach dem Vergangenen gerichtet, und sind die Realisten in der Kunst. 2) Die andre Classe einseitiger Kunstkritiker bilden natürlich die, welche allein und ausschliefsend den Begriff, die Seele der Kunst beachten, und ihren Blick beständig vorwärts nach einem zukünftigen Höchsten richten, das sie fälschlich mit dem Namen des Ideals bezeichnen. Wie die Characteristiker beständige Geschichtler der Kunst, so sind die Idealisten in der gewöhnlichen Erscheinung beständige Gesetzgeber. — Beide verhalten sich wie die Nützlichkeitsmenschen zu den Moralisten. Bei dem Nützlichkeitsmenschen wird der Zweck der Handlung zu ihrem Motiv gemacht, auch sie handeln beständig rückwärts zurück, gleichsam von hinten herein, deshalb ist ihnen Erfahrung alles. Dem Moralisten hingegen ist der Entschlufs, die Absicht alles, und so handeln sie durchaus von vorne herein auf die Zukunft hin, deshalb ist ihnen der Grundsatz das Höchste. Es ist offenbar, dafs wenn jede dieser beiden Classen consequent und universell fortschreitet, beide endlich zu einem Punct kommen müssen, wo der Begriff und die Regel die Realität durchdringt, und wo andrerseits das Reale und die Geschichte sich zur Idee erhebt. Wenn der Characteristiker z. B. den Idealisten fragte: Ist ein Schiff, welches in vollen Segeln bei dir vorübergeht, ein schöner Gegenstand? und jener es bejahte: der Charakteristiker dagegen weiter fragte: giebt es eine schöne Schiffbaukunst, wie es eine schöne Baukunst giebt? — so würde der Idealist seine Classifikation der schönen Künste fragen, die schöne Schiffsbaukunst nicht darunter finden, und er würde die Frage verneinen. Hier siehst du, erwiederte der Characteristiker, dafs die Schönheit nichts anders ist als Zweckmäfsigkeit. Ein Gebaude auf festem Lande kann auch unzweckmäfsig, d. h. unschön sein, aber auf dem Wasser steht

auf jede Unzweckmäßigkeit die Todesstrafe. Dem Schillerschen Meister braucht ihr die Verhältnisse und Regeln eurer Schönheit gar nicht weiter zu lehren: er producirt, weil er immer zweckmäßig sein muß, beständig Schönes.

Beide verhalten sich wie der practische oder realistische, und wie der theoretische oder idealistische Erzieher. — Der practische Erzieher behauptet in letzter Instanz, er könne aus seinem Zögling nichts machen, eine innerlich schöne Form nicht erzeugen, darüber walteten die Natur, die Nothwendigkeit und die Umstände, er gebe indeß richtig, wenn er ihn zum natürlichen Menschen, zu einem in Zeit und Umstände zweckmäßig eingreifenden Gliede der Gesellschaft mache: es komme nur darauf an, daß dieser jugendliche Stoff auf bestimmte wesentliche Zwecke hingerichtet werde, daß er der Zeit und ihren Bedürfnissen genüge, so würde er von selbst auch gut und schön sein. Der idealistische, theoretische Erzieher hingegen, will nach Grundsätzen und Regeln seinen Zögling für jede mögliche Zeit, eigentlich über alle Zeit hinaus erziehen. Er behauptet, berauscht von der Idee der Freiheit, der Mensch könne aus dem Menschen alles machen, wenn er nur auf die Ausbildung der Absichten, und der moralischen Ideen unmittelbar ausgehe.

Lassen Sie den Charakteristiker diese Theorie der Zweckmäßigkeit bis in die Tiefen der Natur verfolgen, es wird vielleicht eine Zeitlang als Tendenz oder Lokalmeist uns indigniren, wir werden seine Kunstkritik oft als eine handwerksmäßige, mechanische, gemein historische verwerfen müssen — endlich aber muß er allerdings zu der Ahndung eines glückseligen Ganzen, einer unendlichen Harmonie gelangen, die der wahren Vorstellung vom Ideale, von der organischen Kunst und von der Schönheit sehr nahe liegen wird. Und so ungeheuer, muß über kurz oder lang, der Idealist zur Ehrfurcht vor der Nothwendigkeit, vor der historischen, genetischen Erzeugung der Kunst gelangen. Der Punkt nun, an welchem sich beide berühren, das ist der Standpunkt des wahren Künstlers, in welchem sich Idealismus und Realismus, Freiheit und Nothwendigkeit, Kunst und Natur, Ideal und Studium vereinigen, der immer organisches, d. h. schönes producirt, weil er immer nach dem Unendlichen strebt, und deshalb allein recht Endliches und Geschlossenes erzeugt. Ihm, diesem wahren Künstler, ist es nicht einmal eine Paradoxie, wenn ich die Widerlegung des ersten Irthums vom absoluten Gegensatz, des mechanischen und organischen beschließe, mit der Behauptung: das Organische, was die Menschen in der Natur sehen, ist nichts anderes als ihre in die Natur hineingetragene Kunst. Weil der Mensch allenthalben organisches erzeugt, so sieht er auch allenthalben organisches. Wo er die Natur betrachtet und behandelt, wird sie immerfort unter seinen Augen und Händen zum Kunstwerk, sein Organismus im natürlichen, gesunden Prozeß, sein Körper ist in beständiger Erweiterung begriffen, und so nimmt auch seine ganze ewig bewegte Sphäre, der rohste und der zarteste Stoff darin, die Natur seines Organismus an. — Hieraus folgt die Unstatthaftigkeit des zweiten Irthums, dessen Widerlegung ich mir vorgesetzt, von selbst, die Unstatthaftigkeit

b. der Meinung, als wenn es irgendwo einen absoluten Organismus gebe. Die Lebensgränze, die wir um irgend eine Pflanze, ein Thier ziehen mögen, ist durchaus keine absolute: eine Gränze ist es nur von unsers des Beschauers Standpunkt aus angesehen. Nichts verdient den Namen des Organismus, als das Wachsende, in unendlicher Erweiterung begriffene. Wie ein Tauerspiel des Shakespear, jedesmal, dafs wir vom neuem zu demselben zurückkehren, gröfser erscheint, wie wir an und in demselben gleichsam uns selbst, oder unsern Shakespear ganz deutlich wachsen sehen, so mit allen Erscheinungen der Welt überhaupt; ihr Wachsthum an sich, ihr Fortschritt, ihre absolute Bewegung, mag den Augen Gottes sichtbar sein. Wir wollen und können nichts anderes sehn als unser Wachsen, unsere Bewegung auf und mit ihnen. In das Sonnensystem unsers Lebens soll eingreifen was wir berühren; wenn wir von irgend einem Wesen sagen: es wachse und bewege sich, so heifst das immer: es gehe mit uns Hand in Hand. Es heifst nicht wie der Idealist sagen würde: die Dinge, die Welt, die Natur stehen stille, und ich (mein reines Ich) bewege mich anschauend und wachsend um sie her: noch wie der Realist sagen würde: ich stehe stille, und die Natur wächst und bewegt sich um mich her. — Sondern, mein ewig organisches Leben erzeugt ohne Ende organisches Leben, und erzeugendes und erzeugtes Leben wandelt gemeinschaftlich zu einem höheren Leben verbunden, höheren Erzeugungen entgegen u. s. f. Das organische Wesen reifst sich los vom Schofse seiner Mutter, unabhängig pochend auf sich selbst und seine Freiheit, wächst aber in demselben Augenblick dem Antorganismus entgegen, der ihn und seine Unabhängigkeit verzehren will, der Streit beider löst sich endlich mit ihrer Vermählung. Sie versenken ihre Unabhängigkeit in einander, sie opfern sich einander, damit sich neues Unabhängiges aus ihrer Vermählung erzeugen könne. — Wenn wir demnach von einem absolut geschlossenen Organismus sprechen, so liegt darin ein absoluter Widerspruch. Organismus ist der einfache unendliche Trieb zum Fortschreiten, zur Bewegung, zum Wachsen, der aber in jedem Augenblick ein relativ geschlossenes zu solches voraussetzen wird; damit das Organische immerfort etwas bestimmteres werden könne, mufs es in jedem Augenblick etwas relativ Bestimmtes sein.

2. Vom Antorganismus.

Die thätige Betrachtung eines organischen Wesens, heifst mit der Erkenntnifs einer Bewegung, einer Handlung im Organismus an. Ein Handelndes oder Bewegtes wird nur sichtbar durch die Erkenntnifs eines Behandelten oder Bewegenden. So entsteht in fortgesetzter Betrachtung eine Reihe von Reactionen, durch die oder mit der die Reihe der Actionen des Organismus erst kenntlich wird. Beide Reihen sind unendlich, und es giebt demnach keine absolute, geschlossene Einsicht des Organismus. Denken wir uns indefs auf irgend einer Stufe beider Reihen, dieselben relativ geschlossen, und nennen wir die Summe der Actionen: Organismus, die Summe der Reactionen hingegen, der Feindseligkeiten, durch die jeder Schritt der Bewegung

des Organismus scheinbar gehemmt, aber wirklich hervorgerufen wird, Antorganismus: so wird sich aus der Erkenntnifs der Wechselwirkung und des Verhältnisses beider streitenden Mächte, die Idee eines Gleichgewichts, eines Friedens in dem Streite, oder die Idee eines den vorigen Organismus und Antorganismus einfach umfangenden höheren Organismus erzeugen, neben dem sich aber unmittelbar ein neuer, höherer Antorganismus melden wird. So organisiren sich der weibliche Organismus und der männliche Antorganismus zu dem höheren Organismus der Familie; der Organismus der grundbesitzenden und der Antorganismus der umherschweifenden, dienenden Familie zum höheren Organismus des Staates; der Organismus der handelnden Seemächte, und der Antorganismus der scherbauenden Landstaaten, zum höheren Organismus des politischen Gleichgewichts und so fort. Absolute Ruhe, oder ein endlicher höchster Organismus ist nirgends zu erreichen, weil jeder Organismus anschaubar, ergreifbar, existent wird, nur durch die Kraft, mit der er sich gegen einen immer gewaltigeren Feind wehrt, regt, bewegt. —

Jedes entdeckte Gesetz, jede Wahrheit ist ein höherer Organismus, hervorgegangen aus dem Streit mehrerer Gesetze und Wahrheiten, die Gegenstände, wie sie der Strom des Lebens vorüber führt, (in um so bunteren Contrasten, in um so märchenhafterer, traumartigerer Folge, als die Empfänglichkeit, die Vielseitigkeit der Beschauung wächst,) gruppiren sich zuerst in dem kindlichen Beschauer, durch die Gemeinschaft der Farben, der Töne u. s. f. Jede neue Erscheinung ist ein antorganisches Wesen, das mit dem Organismus der alten bereits verzehrten Erscheinungen, seinen Streit beginnt, einen Antigegensatz, einen höheren Organismus erzeugt u. s. f.

So bildet auch jede Versammlung von Meistern und Lehrlingen der Philosophie einen Organismus. Gemeinschaftlich für einen Zweck, gegen einen Feind, gegen einen Antorganismus entzündet, vergessen wir alle Disproportionen und Differenzen unserer Naturen, und stellen gleichsam uns als eine einzige Person unserm vorliegenden Gegenstande, z. B. der Kunst und ihrem Wesen, gegenüber. Untereinander sich gegenseitig, und dann auch wieder uns auf vielfache Art widerstrebende Kunstzeitalter, Kunstwerke und Ansichten der Kunst, kommen uns schaarenweise zum Streite entgegen. Nicht von unserer philosophischen Strenge allein, sondern auch von unserer versöhnenden Milde wird es abhangen, ob wir in diesem Streite triumphiren, ob wir alle widerspenstigen Glieder jenes grofsen Reiches der Kunst, nicht durch Unterdrückung oder Vernichtung, sondern durch Erhebungen zu höherem Sinne, für uns gewinnen werden. Gelange uns das Letztere, so würden wir uns, den Organismus, der sich zum Zwecke gemeinsamen Philosophirens verbunden hat, und die Kunstwelt, den Antorganismus, gegen oder für den wir uns verbanden, gemeinschaftlich zu einem höheren Organismus gesteigert haben, so uns trennen und in neuer Armatur, einem noch erhabeneren Antorganismus, den Dissonanzen der s. g. äufseren Welt, dem Zwange des ökonomischen Lebens, oder der s. g. Wirklichkeit entgegen gehn. Dafs diese von weichlichen Kunstfreunden so schnöde behandelte Wirklichkeit, mit

allen ihren scheinbaren Widersprüchen von Neigung und Pflicht, von Poesie und Oekonomie, auch nichts weiter sei, als eine grosse, verstreute Kunstwelt, als ein noch höherer Antorganismus, der mit dem bereits ergriffenen Organismus im Streite, zu einem höheren Organismus sich erheben muss, mit dieser heiligsten Idee sollte der Meister der Philosophie vor allen Dingen sein Publikum erfüllen.

3. Einheit in der Zweiheit.

Liebt ihr ein Schönes, so geht ihr darin unter; zwei Schönen als zwei zu lieben, vermögt ihr nicht, oder sie zerreissen euch: liebet demnach ein Schönes in zwei entgegengesetzten Schönheiten, oder die Schönheit in zwei entgegengesetzten Schönen, so lebt ihr.

Erkennt ihr ein Einzelnes, die Idee, oder das Reale, als allein wahr, so geht ihr unter in der Schwärmerei, oder in der Empirie, in der Dynamik, oder in der Atomistik; erkennt ihr der Idee und des Realen, als zweier getrennte Wahrheit, so zerreisst euch der Dualismus, so zernagt euch der Eklekticismus; erkennet demnach die Idee in der Idee und dem Realen, das Reale im Realen und der Idee, erkennet das Eine in Beiden, so philosophirt ihr. — Richtet demnach nie eure Blicke ausschliessend auf die Einheit der Welt oder eines Dinges, haftet euch nicht; verweilt nie ausschliessend bei den Unterschieden, den Gegensätzen der unendlichen Mannichfaltigkeit der Dinge, zerstreut euch nicht: sondern, wo ihr das Eine gewahret, da spaltet es in die nothwendigen, sicherlich vorhandnen feindseligen Elemente, welche es bilden; oder betrachtet es selbst (aus dem einfachen Grunde, weil es allein, ausschliessend allein da sein will) als ein feindseliges Element, und sucht ihm, es zu bändigen, aus der umgebenden Welt, ein entgegengesetztes feindseliges Element, ein Antelement, ein Antorganisches, und lasset die beiden erstreiten und erzeugen ein Höheres, welches ihr Idee, oder mit Rücksicht auf den realen Weg, auf welchem es gewonnen, reale Wahrheit nennen mögt.

A. M.

(Diese Fragmente werden fortgesetzt.)

VI Die Schule Johann von Müllers.

Es sind jetzt einige zwanzig Jahre, seitdem mit ungewöhnlich männlicher Kraft, mit seltener Gelehrsamkeit und allen Erfordernissen eines grossen Beginnens ausgerüstet, Johann von Muller in seiner eignen Manier die Historie seines Vaterlandes schreibt und noch überdies bei jedes grossen Gegebenheit der Welt irgend ein bedeutendes Wort oder Muster vor Augen hält. Wer von den später gebornen Deutschen kann

seiner eigenen Jugend, ohne des Einflusses gedenken, den dieser Meister auf ihn gehabt? — Die glückliche Indiskretion, welcher die Bekanntmachung seines Briefwechsels zu verdanken ist, hat allein so viel Herzen für Wissenschaft und Alterthum entzündet, als die meisten Lehrstühle der Historie in Deutschland zusammen genommen. Wie schwer wird es Herr zu werden über die eigne Dankbarkeit, und ihr Schweigen aufzulegen, wenn es darauf ankommt ein freies Wort über ihn zu sagen! — Freilich wer so wie er, theils von der Natur dazu berufen ist, theils noch, mit Lessing, sich Knall und Fall entschlossen hat, in der Wissenschaft „ihm selbst zu leben" — was soll über den die Kritik: zumal ähnliche Eigenheit in Deutschland selten ist, an der seine Geistesform erprüft werden möchte, ob Bestand und Ewigkeit in ihr sei.

Aber zuförderst giebt es jetzt Nachkommen seines Geistes, deren Verhältnis zum Abnherrn nicht gleichgültig ist, weil es viel darauf ankommt, den erhabenen Anstoss welchen er gegeben, frei von allen Unwesentlichkeiten, fortgesetzt zu sehn; und dann, da der größte Gewinn des Lebens darin besteht, kluge und innige Zeugen seines Wirkens und Strebens unter den Zeitgenossen gefunden zu haben, wer kann sich die Freude versagen, grade seinem Meister solch Zeugnis abzulegen? Wer endlich, da der leichteste Zweifel an das recht Bewunderte in der Seele zum Zorne, und das Mißverstehn des recht Geachteten zu Bitterkeit und zum Unmuth wird, wer kann sich versagen ihm das Gepräge zu zeigen, das er in uns hinterlassen, ferner die Stellen, wo man ihn minder begreift, und das fremdartige Beiwesen, wovon der vortrefflichste selbst nicht verschont bleibt, und welches das Urtheil der flacheren Menge doch so leicht besticht oder verderbt. — Es ist den Zeitgenossen nicht gleichgültig, ob sie es in Worten ausdrucken können, wer der Johannes Müller sei, den sie seit zwanzig Jahren mit Ehrfurcht und Scheu nennen, wo seines Lebens Kern und bleibende Gestalt gefunden werde, an welchen Zeichen die Jugend ihn finden und die Nachwelt ihn erkennen werde.

In einer so thatenreichen Laufbahn, als die Seinige, ist Raum genug für zwei Leben; theilen wir demnach dieselbige, wie die Geschichte eines Volks, in zwei Perioden, deren eine bis auf die Erscheinung des vierten Theils seiner Schweizergeschichten im Jahre 1805 klar vor uns da liegt, zumal da das Geheimnis einer schönen Jugend durch freundschaftliche Vorseligkeit verrathen worden, die andre hingegen, wie es das Ansehn hat, glänzendere und wirksamere noch erst erfullt werden soll, und in Zukunft einen eben so gewissenhaften und begeisterten Zeugen finden möge. Wir halten uns bescheiden an die eine, an die erste!

Auch ich habe mich hinreichend in der Kälte geübt, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse dieser Zeit geübten Leuten zur Pflicht machen, und die auch der Natur der Umstände angemessen ist, wie ein Fieberschauer, wenn eine jahe und heftige Erhitzung vorangegangen — dennoch kann ich die unanständige Begeistrung vorstehender Zeilen nicht unterdrucken. Wer, wie ich eben jetzt, einmal wieder so

das Reisen der Päpste zurückkehrt, wird sie verstehen und schonen. In dieser vortrefflichen Schrift zeigt sich am reinsten und offensten die ausserordentliche Natur des Autors. Ist irgend einer von den Heldhern unserer Literatur, Winkelmann, ja Lessing nicht ausgenommen, unter dem Zauber des wieder erwachenden griechischen und römischen Alterthums so gerecht geblieben, als Müller? Damals, als Friedrich und Joseph die Tonangeber von Europa waren, als Deutschland im ersten Rausch einer geistigen Revolution allen Autoritäten des Herzens abzuschwören, und allem Beistande der Jahrhunderte zu entsagen, und auf das kümmerliche Licht des Augenblicks sich zu beschränken schien — ward er — der in den Sinn jeder Parthei, also auch der Aufklärung einging, wie wenige — der Wortredner derjenigen, über welche die Zeitgenossen alle Schmach ausschütteten; — Vertheidiger der Päpste. —

Wenigen Menschen ward die Klarheit und Unbefangenheit des Blicks bei Würdigung der Partheien, und die Characterschönheit im Beistande der unterdrückten zu Theil, welche aus diesen wenigen Blättern hervorleuchtet. Darin nemlich beruht alles republicanische Wesen wie alle Staatskunst: klare Erkenntniß der unendlichen Partheien, deren rastloser und gewaltiger Conflict das ausmacht, was wir Gesellschaft nennen, und dann, beständiges Zugegensein. Fördern, Beistehn, da — wo irgend eine Parthei, welche zum Gleichgewichte des Ganzen nothwendig ist, schwankt, oder ihrer selbst vergißt. Dorthin, bis das Gleichgewicht hergestellt ist, alle Gewichte seines Genies werfen, den einschlummernden Geist dieser Parthei anregen und spornen, ihr vorfechten — damit sie lebendig erkenne, welche Waffen ihr noch zu Gebot stehn, und wie selbige gebraucht werden müssen. — Nicht blos auf die Seite der äußeren Armuth und Noth soll sich der souveraine Geist werfen, wenn es auch nicht grade unanständig ist, sich ihn als einen hülfreichen Genius für die unterdrückten Zeitgenossen zu denken. Es giebt auch unsichtbare Noth, unterdrückte Ideen, die belebt, gehoben und bewaffnet werden wollen. Diese erhabene Beweglichkeit und Unbefangenheit des Geistes gegen alle einzelnen Partheien, neben der Kraft jede, wenn es die Umstände erfordern, zur Herrschenden zu erheben — bezeichnet das wahre Talent zur Regierungskunst, wie zu aller ächten Kunst überhaupt. Wo sie sich findet, wird es auch an seinem eigenthümlichen Stil des Lebens und der Denkungsart nicht fehlen; solche Naturen können sich getrost in jedes Feld werfen, welches Schicksal oder Neigung ihnen eröffnen mögen; keine bestehende Form der Wissenschaft oder des practischen Lebens, kein Wetter der Zeit oder des Glücks wird ihrer innerlichen Gesundheit etwas anhaben können, in wiefern sie nur fortdauernd die Kraft üben, welche der Unbefangenheit und Unpartheilichkeit die Stange halten; in wiefern sie ihre Jugend bewahren, das heißt den Stolz unter allen den unendlichen Partheien, welche sie verstehen und zu leiten wissen, nun selbst wieder eine Parthei zu bilden, wie es dem Menschen ziemt, der, wenn er auch viele Länder und Völker und Menschen überlebt, doch an einen bestimmten Ort, eine bestimmte Zeit und an eine bestimmte, wenn auch noch so erhabne Hand

langsweise selbst wieder gewiesen ist. Ein Vaterland, einen Boden, wo er sein Heereslager, seinen Waffenplatz aufschlage, braucht jeder Held, also auch der Wissenschaftliche; wäre er allgegenwärtig, überschaute er das innerliche Getriebe aller Staaten, Helden und Herzen, so könnte er keinen Feind haben, und nach menschlicher Ansicht der Dinge auch nicht Held sein. Also wie viel Partheien in dem Vaterlande seines Herzens er auch übersehn und auf die beschriebene Art beherrschen möge, so wird er dennoch nur ihnen gegenüber unpartheiisch heifsen können; partheiisch aber selbst wieder dem Feinde gegenüber, der die von ihm befriedigte Partheienwelt antasten möchte. An solchem Feinde läfst es die Natur nie fehlen, sie mufs ihn herbei rufen, damit das in Frieden vereinigte nun auch zusammen halte, damit es nicht durch die Unbefangenheit zersplittert werde und zerfalle. Neben der Liebe, die an und für sich leicht verdirbt, mufs der menschliche Hafs stehn und sie lebendig erhalten: beides im Herzen gleich lebhaft bewahren, heifst die Jugend bewahren.

So Johann von Muller in seinen Jugendschriften, in den Reisen der Papste, im Fürstenbunde, und in den Reden an die Schweizer. Die Historie, Darstellung des politischen Lebens und seiner Schicksale, mufs den hier beschriebenen Character vornehmlich ausdrücken können; denn, während der wirkliche Staatsmann nur zu oft durch die unwiderstehliche Gewalt des Augenblicks die Unbefangenheit verliert, die dazu gehöret, um das ganze Leben einer Nation, wie es sich in der Folge der Jahrhunderte darstellt, im Auge zu behalten, schwebt der Geschichtschreiber über den Streit der einzelnen Partheien, ja ganzer Generationen, mit einander, in Ruhe und Unbefangenheit. Er kann den Genius seiner Nation ausdrücken, wenn er die andre Klippe vermeidet, wenn er die oben beschriebene Partheilichkeit, als beste und schönste Schranke seines Werks, neben aller Unbefangenheit behauptet; wenn er in der Hingebung, und in dem schönen Gehorsam gegen die Quellen und die verschiedenen Partheiansichten, aus denen er seine Geschichte bildet, nicht den eigenthümlichen Character, d. h. nicht die erhabene Vorliebe für das Vaterländische und den jugendlichen gerechten Hafs für das Fremde verliert. Damit ist nicht gesagt, dafs er das Ausländische als barbarischen bei Seite setzen soll: vielmehr wird ein klarer Hafs verlangt, der den Werth des Ausländischen sehr wohl erkennen kann, dem aber die Liebe des Vaterländischen viel zu sehr ans Herz gewachsen ist, als dafs sein Gemüth sich je von ihr abwenden könnte.

Deshalb hat in Deutschland, wo man sich so leicht in das Ausländische, in fremde Sprachen und Sitten findet, und keine Nationalvorliebe dulden will, die Universalgeschichte zum grofsen Nachtheil der deutschen vaterländischen Geschichte, so viel Glück gemacht, — und der Philanthropismus zum Nachtheil der vaterländischen Gesinnungen. — Unbefangen sind wir bis zur Ausschweifung, aber die nöthige Partheilichkeit fehlt uns, um vollständige Menschen zu sein. Wir haben längst vergessen, dafs auf die Freundschaft dessen mit Recht wenig Werth zu legen ist, der jedermanns Freund ist und aus Schwäche nicht hassen kann. Zwischen der Freundschaft

gegen alle Einzelne, und der Freundschaft gegen die Menschheit, ist ein Unterschied, und so widerspricht unsere weltbürgerliche Denkungsart der Menschheit, und nutzt doch den Einzelnen nichts. —

Dafs man die Historie in unsern Tagen, vornehmlich in Deutschland, aus grofsen allgemeinen Gesichtspuncten der Staatenbildung, der Geistescultur und der Erziehung des Menschengeschlechts zu betrachten, unternommen, ist löblich und verdienstlich. Der Mensch strebt ja überall unter den Erscheinungen ein Band zu stiften, und mehrere zerstreute Bilder in ein grofses Bild, mehrere streitende Partheien in eine einzige grofse Parthei zusammen zu fugen, auch ist diese philosophische Kunst der Composition der Begebenheiten, wesentliches Glied aller historischen Kunst. Indefs, wohin führt dieses Wesen, wenn der historische Künstler die Composition vornimmt, ehe er das zu componirende in seiner Tiefe empfunden hat? wozu alles Gruppiren und Entgegenstellen, wenn der Kern des Lebens und der Staaten unter Schmerzen und Glück noch nicht berührt worden? Ein junges Talent wird unter den jetzigen literarischen Conjuncturen in Deutschland schon in der Wiege mit Weltansichten genährt; anstatt dafs die feste gesunde Natur von der Erkenntnifs der Facten ausgeht, diese auf Treu und Glauben tüchtiger Zeugen sich aneignet, und hieraus erst in späteren Jahren zur eigenthümlichen Bildung der Ideen schreitet, so eignet man sich bei uns zuerst die Ideen an, und bildet nachher mit eigenmächtiger Willkühr nach Herzenslust die Facta aus. So entsteht dann jene altkluge, nichtswürdige Schwelgerei mit den Heiligthümern aller Jahrhunderte; der Geist, nicht ungestaltet, kern- und herzlos wie eine Wolke um die Lade, ohne Vaterland, ohne Vorliebe für das Nähere, Ältere und Verständlichere. Ein Heer solcher Skizzisten und Gruppirer der Geschichte hat Deutschland schon vorüberziehn und verschwinden sehn.

Wenn Johann von Müller einen jungen Freund dergestalt über alle Zeitalter der Menschheit herschweifen und flattern sieht, ungewifs, auf welchem er sich niederlassen soll, weil die anderen unterdefs ihm, oder er die anderen entbehren möchte, pflegt er ihm zu sagen: Lafs das, Kleiner! was du da willst, ist Gottes. Sehe in die Geschichten deines Volks und deines Stammes; treibe das Nächste, damit du überhaupt etwas treibest. Gieb erst zu, dafs es für dich, den Menschen, allerdings ein Grofs und Klein, ein Nahe und Fern, ein Bedeutend und Unbedeutend giebt; dann wird die Ruhe und Indifferenz, die erhabene Gleichgültigkeit gegen den Stoff, die du dir etwas zu frühe angeschafft hast, dir wohl zu statten kommen.

Das ist der männliche Charakter der Geschichtschreibung Johanns von Müller, der sich schon in mehreren glücklichen Nachfolgern, unter denen ich vor allen andern Luden, und dann Hormayr und Dippoldt nennen will, fortgepflanzt hat. Was der Meister auf seinem unermüdeten „Wandel durch die Jahrhunderte" erworben, kennt die Welt theils schon, theils weifs sie, was sie noch zu erwarten hat. Die Form seiner Werke prägt sich vornehmlich jungen Gemüthern durch ihre Lebendigkeit und

Gewalt tief ein, und wie sollte sie es nicht, unter aller Formlosigkeit dieses Jahrhunderts; es ist nur das eine zu befurchten, dafs sie sich in den Nachfolgern des grofsen Meisters versteinern könnte; der östreichische Plutarch und die tyrolische Geschichte von Hormayr erwecken diese Besorgnifs. — Das was ich nothwendige Partheilichkeit des Geschichtschreibers nannte, das Gemüth mufs ihm durch und durch selbst angehören; er mufs es im Leben selbst erwerben; von andern erborgen, abformen oder nachahmen kann er es nicht, eben so wenig die Manier, welche nichts andres ist, als die in der ganzen Darstellung allgegenwartige Spur des Gemüths. Je gröfser der Meister, um so weniger läfst er sich mechanisch nachconstruiren; um so mehr, indem er anzieht, schreckt er zugleich von sich zurück, denn um so eigenthümlicher ist er.

Gefahrlicher, als bei irgend einem andern, ist die Nachahmung bei Johann von Müller, denn wie grofs er auch in seinen Jugendwerken erscheine, er gehört vielmehr vergangenen Zeitalten, als dem unsrigen an; vielmehr den Alten, als uns, die er gering zu schatzen scheint. Seine Partheilichkeit ist bei denen von Thermopyla und Theben; in der neueren Geschichte, wie gründlich auch dort sein Streben sei, scheint uns die historische Unpartheilichkeit mehr und mehr allein aufzutreten, ohne das Gegengewicht eines grofsen und gewaltigen persönlichen Interesse. Bei den neueren scheint der vortreffliche Geschichtschreiber nur zu lustwandeln; bei den Alten zu wohnen und mit ihnen Krieg zu fuhren. Daher die antike Luft in der seine Eidgenossen sich bewegen.

Wir zielen nicht auf vermeintliche Nachahmung des Tacitus, die man ihm Schuld gegeben; wir meinen nur, es liefse sich auch in unserer Zeit, wie gesunken das Vaterland, wie zersplittert die Kräfte, wie vertheilt das Recht und Unrecht auch bei allen Partheien sein möge, dennoch eine Parthei und dem zufolge ein wahrer historischer Standpunct ergreifen, und also auch hier das sein, was die von Thermopyla und Theben zu ihrer Zeit waren. Unbefangenheit und Partheilichkeit, Milde und Strenge, sollen beide allenthalben verbunden sein, scheint es uns: nicht in welchem Grade das Alterthum und seine Helden nachgeahmt werden, soll über das Urtheil des Neueren allein entscheiden; auch bei uns ist mancherlei Parthei zu bilden, zu bekämpfen, zu bewaltigen und zu ergreifen. Der Geschichtschreiber braucht sein Jahrhundert nicht leichter als irgend ein früheres zu nehmen. Ohne den Rechten der Alten etwas zu vergeben, auch wir verdienen es, dafs sich der Geschichtschreiber wenigstens zwischen uns entscheide, nicht seine Pflicht erfullt glaube, wenn er wie ein Proteus nur den Character jeder Zeit vollstandig annimmt.

Diesen Unterschied zwischen den früheren und späteren Schriften Johann von Müllers, glaubten wir anzeigen zu müssen, zuerst um der Nachfolger willen, unter denen Laden uns ganz verstehen wird, weil er unserer Erinnerung nicht bedarf, dann um zu beweisen, dafs wir auf unsre Art verständige Bewunderer des grofsen Meisters sind.

VII. Noch etwas über den Unterschied des antiken und modernen Theaters.

Um den ganzen höchst wesentlichen Unterschied der alten und neuen Kunst mit völliger Bestimmtheit aufzufassen, mufs ich einladen, sich zwei gleich grofse Räume zu denken: in den Mittelpunct des einen Raums denke man sich eine antike Statue; auf den andern Raum hin versetze man eines von jenen runden Gebäuden ganz neuer Erfindung, in deren Mittelpunct sich der Zuschauer hinbegiebt, und nun durch die Malerei der Wände und den Lichteffect gerade den Eindruck erhält, als befände er sich im Mittelpunct einer reichen und schönen Gegend; ein Panorama meine ich. — Vergleichen wir nun die beiden Räume mit einander, so finden wir folgenden höchst characteristischen Unterschied: im ersten Raume steht das Kunstwerk, die Statue im Mittelpunct, und der Beschauer bewegt sich darum her; er mufs es von allen Seiten umhergehend betrachten, wenn er es verstehen will; mit andern Worten, das Kunstwerk ist die Sonne, der Zuschauer hingegen, der Planet. Im Panorama andrerseits kehrt sich das ganze Verhältnifs des Betrachters und des Kunstwerks um: hier steht der Zuschauer im Mittelpunct, und das Kunstwerk läuft um ihn herum; der Betrachter ist hier die Sonne und das Kunstwerk ist der Planet. — Wie die Blicke der Betrachter jener Statue nun alle sich im Mittelpuncte, eben beim Kunstwerke begegnen und kreuzen, so war das ganze Streben der alten Welt immer auf die Erzeugung eines Mittelpunctes der Kunst hingerichtet, und dies sowohl in jeder einzelnen Kunst, als im Leben überhaupt, sichtbar. Erst Athen, dann Alexandrien, dann Rom, sind solche plastische Mittelpuncte, solche grofse zusammen gedrängte Werke, die zwar nicht der Wille der einzelnen Alten, aber doch das Streben des ganzen Alterthums erzeugen mufste. Mit innerer Kraft, mit menschlicher Kunst die Sonne zu erschaffen, um die sich das ganze unruhige Leben bewegen, an der es sich halten könne, darauf hin wirkten fast alle grofse Thaten des Alterthums. Jedes einzelne Gebiet der alten Welt hatte Nationalkunstwerke der Art, im höchsten Sinne des Worts; Tempel, Altäre, Statuen der Götter. Rom ruhte nicht eher, als bis es alle diese einzelnen Nationalgötter, diese einzelnen plastischen Mittelpuncte, in einen einzigen, allermittelsten Tempel versammlet, mit andern Worten, es ruhte nicht eher, als bis es einen einzigen plastischen Mittelpunct, ein einziges Pantheon zu Stande gebracht. — Werfen wir nun dagegen einen raschen Blick auf die neue Welt, nicht auf die beiden letzt verflossenen Jahrhunderte, in denen sich ganz neue Zustände bereiteten; aber auf die Zeit von Carl den Grofsen, bis auf die Reformation. Von einer Hauptstadt der Welt, von einem Streben eine solche zu erzeugen, ist kaum mehr die Rede, der Glaube an menschliche Werke ist verschwunden; Rom ist dahin, und gröfseres schien die blofse menschliche Kraft nicht zu vermögen. Wie die Alten das Göttlichste, ein Werk der Kunst, in den Mittelpunct stellten, und das ganze Universum ihres Lebens

sich darum her bewegte, so wird von den Neueren die ganze Natur vergöttert; nach allen Seiten sieht der Mensch in die Unendlichkeit: das Ferne, Grofse, Weite, Reiche, erzeugt nun die göttlichen Empfindungen in ihm, die in der antiken Brust durch das Nahe, Bestimmte, Gedrängte, Endliche erweckt wurden; und so ist die Malerei seinem Gefühle, seiner ganzen Natur willkommener. Die Beziehungen der Dinge auf einander, das Bedeutende in ihrer Zusammenstellung, ist dem neuen Menschen viel wichtiger, als die abgesonderte, einzelne Tüchtigkeit und Trefflichkeit der Dinge. Deutungen, Symbole, Allegorien, sieht der Mensch nun in allen Verknüpfungen und Verbindungen, und so liebt er mehr den ruhigen festen Standpunkt, von dem aus ungestört, durch eigne Bewegung, die magischen Figuren, welche die Natur in ewigem Wechsel erzeugt, mit Sicherheit wie ein grofses und unendliches Panorama betrachtet werden können. — In den redenden Künsten der Alten war menschliches Maafs der Bewegung und des Tons die Hauptsache; den Neueren ist das Gespräch der Natur wichtiger, den Alten das Gespräch des Menschen; daher werden die Naturklänge dem neueren Menschen so bedeutend, Reim und Assonanz bemeistern sich der ganzen Poesie; die Klänge endlich reifsen sich unter der Gestalt der Musik eigenthümlich los, und begleiten als reinstes Mittel der Begeisterung allen Dienst der Kunst. — Wenden wir jetzt diese Betrachtung näher auf das Theater an. Das alte Theater zeigt uns das plastische in der Bewegung; in den kleinsten Raum wird die gröfste Handlung zusammen gedrängt; das neue Theater ist durchaus malerischer Natur, ein unendliches Panorama in der Bewegung; die Zuschauer in Ruhe, die Bühne im zauberhaften Wechsel des reichsten, bewegtesten Lebens; da hingegen im antiken Publicum, sich das ganze wirkliche Leben in seiner üppigsten Fülle, um die einfache ruhige Handlung auf der Bühne zu bewegen scheint. Einheit und Zusammenhang der Handlung sind in beiden das Erfordernifs aller Kunst, aber auf dem antiken Theater, um das Ganze noch mehr zu concentriren, auch Einheit des Orts und der Zeit; in derselben Tragödie durchaus keine Veränderung der Decoration, keine poetische Zeit auf der Bühne, welche rascher verflöge als die wirkliche Zeit, in der neuen Welt und bei Shakespear beständige Verwandlung des Orts, die Ereignisse langer Jahre in eine Stunde zusammen gehäuft; die entferntesten Dinge durch die Zaubereien der Bühne magisch an einander gereiht, um tiefe Allegorien des Lebens und der Natur durch die wunderbare Zusammenstellung bezeichnen zu können. — Naturklänge, späterhin die Musik, offenbarten sich unsichtbar durch alle theatralische Darstellungen der Neuern um die grellen Farbencontraste, die hingeschrieben werden mufsten, damit das Ganze seine tiefe, symbolische Wirkung machen konnte, um diese zu mildern, zu verflöfsen, ohne jedoch die heiligen Zeichen selbst in ihrer Deutlichkeit zu stören. — Unser gegenwärtiges Theater in so tiefem Verfall es sich befindet, trägt in seiner ganzen Form noch die Spuren jener modernen romantischen Bühne. Das Orchester, die Scheide von Musik, die das idealische Leben der Bühne noch bei uns von dem wirklichen Leben des Parterres trennt, ist der Ersatz für die Abwesenheit des Gottes, der bei den Alten grade an derselben Stelle stand; die Musik ist da-

einzige Band unsrer Bühne mit der Religion, mit den allgemeinen religiösen Gefühlen unsers Herzens, sie löst die unfreundlichen Contraste sogar jenes fabricirten nachgemachten iffländischen Familienlebens, mit dem wirklichen Leben, — die beide grade deshalb, weil sie auf ein Haar einander ähnlich sehn, in desto engherzigere Collisionen in der Seele des Zuschauers gerathen, — diese sogar löst sie in eine Art von Beruhigung auf, und ist deshalb bei allen unsern Vorstellungen durchaus unentbehrlich. —

Inhaltsanzeige.

Achtes Heft. August 1806.

I. Der Wole Grab, nach der Edda, von Wezel.

II. Einleitung in die Betrachtung der griechischen Bühne, (aus A. Müllers Vorlesungen über dramatische Kunst.)

III. Kleobis und Biton, von Wezel.

IV. Von der didaktischen Poesie, von Niemeyer. (Fortsetzung.)

V. Philosophisch-kritische Miscellen.

1. Vom Organismus in Natur und Kunst.

2. Vom Antorganismus.

3. Endlich in der Zweiheit.

VI. Die Schule Johann von Müllers, von Adam Müller.

VII. Noch etwas über den Unterschied des antiken und modernen Theaters.

r h ö b u s.

Ein Journal für die Kunst

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und Adam H. Müller.

Erster Jahrgang.

Mit Kupfern.

Neuntes u. Zehntes Stück. Septbr. u. Octbr. 1808.

Dresden,

im Verlage der Waltherschen Hofbuchhandlung.

I. Vom religiösen Character der griechischen Bühne.

Da ich in meiner heutigen Vorlesung die Darstellung der griechischen Tragödie beschliefse, so erlauben Sie mir ein besondres Licht auf das Verhältnifs der griechischen Tragödie zu dem Ideal der Tragödie, das ich durch diese Vorlesungen aufstellen möchte, zu werfen. Es ist hier die Rede von einer Vergleichung des religiösen Sinns in der griechischen Tragödie, mit dem religiösen Sinn, den die Tragödie überhaupt auszudrücken im Stande wäre. Vor der Kunstvollendung der griechischen Tragödie beuge ich mich ehrfurchtsvoll; — an Kunstvollendung das einzelne Deutsche dem einzelnen Griechischen an die Seite zu setzen, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen, dazu mufs das öffentliche Leben erst vom Himmel begünstigt werden: um so mehr wäre es Vermessenheit für mich, der ich als Beurtheiler dem Dichter schon ohnehin weit nachstehe, ein Kunstideal aufstellen zu wollen, welches das Griechische überträfe; diefs können wir der Zeit und dem allgemeinen Drange nach dem Bessern, und dem durch Kriege aufgewühlten und befruchteten Boden unsers Vaterlandes überlassen. Aber dasjenige, dem unser aller und jedes reinen Herzens Urtheil gewachsen ist, das ist die religiöse Bedeutung, und hier können wir durch die vorbereitenden Werke Göthes bestärkt, behaupten, dafs uns die Griechen nicht gnügen, dafs noch eine ganz andere und religiösere Tragödie kommen werde und müsse. Ich flechte durch meine heutige Darstellung den Gedanken, auf den sich alle tragischen Empfindungen des Lebens zuletzt beziehen, den Tod. Lassen Sie uns demnach von Göthe besonders geleitet, untersuchen, wie zuerst in dem menschlichen Menschen der Gedanke des Todes, der Mittelpunkt alles tragischen, erscheinen müsse; und dann, wie er sich im griechischen Menschen, vornehmlich in Äschylus und Sophokles abbilde. So wird es uns gelingen, den religiösen Character der griechischen Tragödie zu würdigen. — Ich beginne mit der Betrachtung einer deutschen Elegie, und setze mit Absicht für einen Augenblick das Drama bei Seite, um meinem grofsen Gegenstande ganz rein und unbefangen in die Augen sehn zu können.

Wer kennt nicht Göthes Elegie Euphrosyne? Der frühe Tod einer jungen Schauspielerin, die Göthe für die Bühne erzogen, hatte den Meister in innigen Schmerz versenkt. Lange hatte er geschwiegen: der Kummer des Dichters schien durch die Zeit schon gesänftigt zu sein, als plötzlich jene Elegie, vielleicht die Frucht einer unwillkührlich lebhaften Erinnerung, erschien, und auf diese Weise das allzufrüh abgekürzte Leben der Schülerin, dessen die vergefsliche Welt kaum noch gedachte, der Unsterblichkeit übergeben wurde. Auf einem nächtlichen Spaziergange folgt ihr Schatten dem Dichter: manche Ahndung des ewigen Lebens der Kunst, die der Meister in dem jugendlichen Leben entwickelt hatte, findet sie getäuscht: sie ist hinunter gekommen in die Schattenwelt, niemand hat sie gekannt oder genannt; nun fleht sie den Dichter an, er möge ihr Gedächtnifs verewigen, damit sie würdig treten möge neben Antigone, Polyxena, Elektra und Penelopeia, die alle der tragischen Kunst die Unsterblichkeit verdanken. Viel erinnert sie ihn an die Unerbittlichkeit des Schicksals, an das leicht verflatternde Leben der Sterblichen, die gleichsam die Bluthen alles Irdischen, deshalb am leichtesten verweht sind vom Sturme des Schicksals, während der Stamm und die Krone, das minder Edle und Schöne länger dauert und nach festerem Gesetz zu bestehen scheint; so müsse die Kunst grade das schöne Vergängliche berühren: dem die Natur nur kurze Dauer vergönne, grade das könne fordern die Verewigung der Kunst. — Diese ihre Rede, ihre Bitte, ihr Verschwinden stellt der Dichter dar: er erhört die Bitte, indem er sie wiederholt; nach ihrem Verschwinden seinen Schmerz laut ausweint, und endlich sich und den Hörer mit einem einzigen Worte wunderbar beruhigt:

> Unbezwingliche Trauer befallt mich, entrafferder Jammer
> und ein moosiger Fels stutzet den Sinkenden nur,
> Wehmuth reifst durch die Saiten der Brust, die nächtlichen Thränen
> fliefsen und — über dem Wald kündet der Morgen sich an. —

Was macht allen Schmerz des Lebens so besonders herbe? eine gewisse Dumpfheit, Unbestimmtheit, Namenlosigkeit: wie ein Nebel, der selbst unsichtbar, unergreifbar alle Gegenstände der Natur in allgemeine Gestaltlosigkeit auflöst. Wisse deinen Schmerz erst zu erkennen, dann zu betrachten, dann darzustellen, kurz ihn zu nennen im vollen Sinne des Worts, und du hast ihn schon halb überwunden. Beim Verlust eines geliebten Menschen brechen zuerst Nebel und Nacht ein, die die ganze Welt der Seele verhüllen, bis diese endlich wieder fähig wird, das Verlorne ruhig und deutlich zu erkennen: es entwindet sich nun aus der allgemeinen Nacht ein verklärtes Bild des Verschwundenen; nicht wie es in einzelnen Momenten war, erscheint es jetzt wieder, sondern vollständig, geschlossen, ins Göttliche veredelt, ein wahres Kunstwerk. — Das ist eine gemeine Seele, die mir einwenden könnte, dies sei blofse Erinnerung, Gedankenspiel, ein Bild vom blofsen Geist des Verstorbenen! Je edler der Leidtragende, der Zurückgebliebene ist, um so mehr wird er fühlen, dafs dies Bild Körper und Geist hat, beides in einem schöneren, reineren Verein, als das wirkliche Leben es je aufzubringen vermochte. Lassen Sie uns den Moment, in wel

chem dieses Bild entsteht, den Auferstehungsmoment nennen. Durch dieses verklärte Bild ist der Schmerz nun zwar nicht unterdrückt, aber verwandelt, der monologische Schmerz ist jetzt erhöht zum dramatischen: die verklärte Gestalt wandelt unter uns her immer lebendiger, immer namhafter, immer gestalteter, greift in unser fortschreitendes Leben ein, ersetzt immer mehr die leere Stelle, die der Todte hinterlassen, bis wir endlich des Bildes nicht mehr bedürfen, und wir das theure Verlorne in der ganzen Natur fortlebend fühlen! nun kann sich das Bild uns entziehn, aller Schmerz ist überwunden, wir fühlen uns durch den Schmerz erhöht; die Ehre, die wir dem Todten erwiesen, ist uns zugleich selbst wiederfahren; indem wir ihn verklärten, haben wir zugleich uns selbst verklärt, dies nenne ich den Himmelfahrtsmoment.

Welches Höhere, unendlich Höhere, diese Worte andeuten möchten, darüber laſs ich den Schleier hängen, und beziehe blos meine Rede auf die Tragödie! Denken Sie sich die ganze Vergangenheit als einen einzigen grofsen verstorbenen Freund; das Schicksal hat das Vergangene hoffnungslos dahin gerissen; wirklicher Umgang, im Sinne des gemeinen Lebens, mit diesem grofsen verstorbenen Freunde, bleibt Ihnen ewig versagt. Tausend vergangene Dinge, die Sie gern fortbesessen hätten, sind losgerissen von Ihnen: einzelne längst verstorbene Heroen möchten Sie zurückrufen, leben mit ihnen, aber vergebens. So ergreift Sie ein unbestimmtes Gefühl des Schmerzes eben über die Unerbittlichkeit des Schicksals; dieses dauert, bis das Kunstvermögen in Ihnen wieder rege wird, das Verlorene sich darstellt, und den Auferstehungsmoment herbeiführt. Nun hebt in Ihrer Seele eine Art von Drama an, der Schmerz wird nun genannt; ein höherer Kreislauf des verlorenen Lebens beginnt: dieses dergestalt erweckte Lebendige ist nun nicht mehr blofser Bürger eines bestimmten Landes, blofser Bewohner eines bestimmten Körpers; es ist zugleich Glied, und reinigt sich immer mehr zum Gliede einer unvergänglichen Welt, welche es am Schlusse des Dramas, eben durch den von mir s. g. Himmelfahrtsmoment in sich aufnimmt. Jede Tragödie ist nun die Darstellung irgend eines erhabenen irdischen Gegenstandes, einer That, einer Person, einer Geschichte, die auf die hier beschriebene Weise wieder erweckt, erhöht, und endlich der Unvergänglichkeit und dem Himmel übergeben wird.

Welches Heilige man nicht auf würdige Weise zu entschleiern vermag, sollte man, sagt' ich in der vorigen Stunde, lieber verschleiert lassen: dieser mir selbst gegebenen Vorschrift folge ich, der ich den Verdacht des Mysticismus scheue, und würde dennoch stolz darauf sein, durch das bisher gesagte, in manchem Mitgliede dieser verehrungswürdigen Versammlung, eine Ahndung erweckt zu haben, wie nemlich die Tragödie auch bei uns zu dem erhoben werden könnte, was sie bei den Griechen war, zum religiösen Fest.

Wer bei den Darstellungen der Tragödie einwenden kann, dies sei nur ein Gedankenbild, eine Erinnerung an das vergangene Grofse auf Erden, wie weit ist der

noch von der religiösen Bedeutung der Tragödie entfernt, von der Einsicht, dafs die Vergangenheit noch edler und schöner, noch gegenwärtiger werde, als sie es je gewesen, durch die Berührung der religiösen Kunst. Sollte die schöne Mythe vom Orpheus, der mit dem Klange seiner Leier die Unterwelt erweicht, einen anderen Sinn haben als diesen? Trete deinen Gang in die Oberwelt nur an, aber sieh nicht zurück auf Eurydicen, die dir folgt. Wenn du deiner herrlichen Kunst gewifs bist, ohne dich umzusehn, mufst du wissen, dafs sie dir folgt! Hätte der Sänger widerstanden, er hätte sie oben wieder gefunden, in Berg und Thal, in den Quellen und in den Wäldern. Alles grofse Vergangene läfst sich aus der Unterwelt wieder heraufführen: nur die meisten Menschen können dem Vorwitz und der Neugier nicht widerstehn: sie fühlen es, dafs Wallenstein wieder heraufsteigt, aber sie müssen sich umsehn, nach dem wirklichen Wallenstein in der Geschichte, und vergleichen, und kritisiren, so geht an ihnen alle Gewalt der Kunst verloren, während die frömmeren Seelen sich in dem Anschaun unvergänglicher Gröfse und durch wirkliche Auferweckung einer anscheinend vergangenen Heldenzeit belohnt finden. — In der oben erwähnten Elegie führt Göthe, ein neuer Orpheus, Euphrosynen aus der Unterwelt herauf, vielmehr, sie sucht ihn auf, sie klagt ihm, sie habe keinen Namen, er möge sie nennen, damit sie gestaltet, einzeln dem Chor aller Heroen zugesellt werden könne. Indem nun sie genannt, betrachtet, erkannt wird, ihre Rede gesprochen, scheint sich, eben durch diese Auferstehung ihres verklärten Leibes, der erste dumpfe, trübe, namenlose Schmerz des Dichters, in einen bestimmten dramatischen zu verwandeln. Endlich hat sie ausgesprochen und Hermes ruft sie ab. Nun fällt auch der bestimmte Schmerz mit bestimmter Gewalt über ihn her, doch — über dem Wald kündet der Morgen sich an. Der heilige Geist der Natur erwacht, der Himmelfahrtsmoment ist vollendet: die Natur hat die Wunde, die sie geschlagen, auch selbst wieder geheilt. Auch der neue Orpheus hat sich nach ihr umgesehn, nach der Eurydice, die er aus dem Orkus heraufbrachte: wie würde ihn sonst so unbezwingliche Trauer, so entkräftender Jammer befallen; aber nicht aus Neugier, er wollte es; zum zweitenmal auch in der verklärten Gestalt mufste sie sterben, auf dafs er mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Hinzeigen nach dem aufdämmernden Morgen, sie zugleich auferwecken und zum Himmel erheben konnte. — So läfst der tragische Dichter seinen Helden zum zweitenmal sterben, um die ewig belebende Gewalt der Kunst in ihrer ganzen Fulle zu offenbaren.

Ich habe schon früher bemerkt, dafs der dramatische Todesmoment des Egmont dahin fällt, wo ihm Ferdinand beweist, dafs alle Wege, ihn aus dem Gefängnifs zu befreien, abgeschnitten sind, wo Egmont mit dem Fufse stampfend ausruft: Keine Rettung, keine? und nun auch ihm, wie dem Dichter, nach dem Verschwinden der Euphrosyne, Wehmuth durch die Saiten der Brust reifst, und die nächtlichen Thränen fliefsen. Sufses Leben, ruft er aus u. s. f. Hierauf bricht Ferdinand, Albas Sohn, der Zeuge seines dramatischen Todes, in noch unmäfsigeren Schmerz aus: er

verliere sein Vorbild, düster und leer sei nun sein Leben. In dem Augenblick fühlt Egmont den Contrast zwischen seinem dramatischen und Ferdinands monologischen Schmerz: nun hat Egmont überwunden, er fühlt den Einfluſs seines Lebens auf die Freunde, auf die Niederlande, auf die Welt, er fühlt sich unsterblich, und Siegessymphonien begleiten seine Himmelfahrt. —

Jetzt können wir sagen, daſs das Drama zu vollständiger Beruhigung allseitig geschlossen sei. Jede Tragödie hat demnach drei vor allen Dingen zu beachtende Hauptpuncte: 1) den Auferstehungsmoment oder den Anfangspunct, den Eingang, 2) die Catastrophe, den höheren Todesmoment, den Wendepunct, den ich am Egmont dargestellt habe, 3) den Himmelfahrtsmoment oder den Endpunct. Vom Anfang bis an die Catastrophe erscheint der Held in allmählicher immer dichterer Verwicklung seiner Schicksale, die Natur, die Nothwendigkeit führt ihn ein in das Labyrinth: von der Catastrophe bis ans Ende erhebt sich seine Freiheit, oder was dasselbe sagen will, die Freiheit des Dichters wieder, und das Ende ist da, wo das Gleichgewicht wieder hergestellt, die Nothwendigkeit und die Freiheit in ein göttliches Verhältniſs, oder vielmehr in eine göttliche Vereinigung treten, indem sie gegenseitig einander unterworfen erscheinen. Nun ist der groſse Gegenstand der Tragödie, es sei ein einzelner Held, oder die gemeinschaftliche That erhabner Charactere, ein Glied des ewigen und unendlichen Ganzen, der Kunst oder der Natur, wie Sie wollen: und vollständig beruhigt, und mit unserm ganzen Wesen, mit unserm Gesichtskreis und Wirkungskreis zugleich erhoben, verlassen wir das Theater. — Nicht ganz so, wie es hier dargestellt, war es der Fall mit der antiken Tragödie; sie war etwas weniger heilig als die hier dargestellte, und so bleibt uns mit unserm ganz profanen wirklichen Theater der glänzende Ersatz, der Idee einer viel höheren, religiöseren Bühne, als selbst die Griechen erreichen konnten.

Durch das bisher gesagte muſste der Grund zur wahren unpartheiischen Würdigung, von Sophokles und Aschylus, die mir in der heutigen Stunde obliegt, gelegt werden.

Ich habe schon früher bemerkt, daſs auf der griechischen Bühne, meistentheils am selbigen Tage, drei auf einander folgende Tragödien desselben Dichters dargestellt wurden, und daſs zum Beschluſs ein s. g. satyrisches Drama gegeben wurde: satyrisches Drama genannt, nach dem beständig sich gleichbleibenden Chore von Satyrn, das in allen Schauspielen dieser Art vorkommen muſste. Wie die Scene in der Tragödie meistentheils heilige Orter, Tempel, Palläste darstellte, so war der Schauplatz des satyrischen Dramas immer freies Feld und Wald, mit dem Eingang einer Grotte. Und so war es gleichsam, als sei in den Zuschauern der drei vorangegangenen Tragödien, durch die zu ernste Betrachtung des Schicksals und der zerschneidenden Kraft, mit der es die Heroen und die Ahnherren der griechischen Völker verfolgte, eine Art von Betrübniſs zurückgeblieben; es war, damit ich mich der Worte eines deutschen

Dichters verändernd bediene, als wenn das Schicksal den Menschen zwar erhoben, aber doch noch mehr zermalmt als erhoben hätte; es war als müsse sich die Seele in dem Muthwillen der Satyrn, und in einer Art von Travestirung einer heroischen Handlung wieder erheben. So ist denn auch das satyrische Drama ein Ergänzungsstück für das durch die Tragödien noch unvollendet gebliebene künstlerische Ganze dieses dramatischen Tages: es ist sehr verschieden von der Comödie, deren Gebiet mehr die Gegenwart, deren Regel mehr die völlige Ungebundenheit war, wo hingegen der Gegenstand des satyrischen Drama schlechterdings aus der Vergangenheit, aus der Heroenzeit hergenommen sein, und seine ursprüngliche jetzt nur verkleidete travestirte Natur tragisch sein mufste. Das satyrische Drama war ein kleiner Repräsentant, den die Comödie der Tragödie hinübersenden mufste, damit diese als Ganzes sich geltend machen konnte. Bekanntlich hat uns das Alterthum nur ein einziges vollständiges satyrisches Drama, nemlich den Cyklopen des Euripides hinterlassen, so dafs wir also die ganze Exposition eines theatralischen Tages (Tetralogie) zu übersehn fast unvermögend sind. — Betrachten wir auch nur unbefangen die Wirkung einer einzelnen griechischen Tragödie auf uns, so fühlen wir, dafs, wie harmonisch, wie vollständig die Handlung derselben sich auch aufgelöst hat, wie besänftigend der ruhige Wellenschlag des Chors, eben durch seinen Rythmus, in die schroffe Erhabenheit des Dramas eingegriffen sein mag, dafs immer noch ein leichter Stachel in uns zurückbleibt. Alles was der Chor und die Gewalt, wie die Kunst des Dichters, vermocht hat, ist folgendes: das individuelle Leiden, die Verfolgung des Schicksals gegen Einzelne, ist erhoben worden zu einem allgemeinen Gefühl, vom Walten des Schicksals über alle, über die Götter, Heroen und Menschen; aber der niederschlagende Gedanke des Schicksals selbst ist unversöhnt geblieben, dem Gefühle der Freiheit ist kein Weg eröffnet worden, sich religiös geltend zu machen. In dem Ideal der Tragödie, das ich oben aufgestellt habe, lebt, quält und verfolgt ebenfalls das Schicksal die Handelnden oder den Helden, aber nur um in diesen den Gedanken der Freiheit in seinem vollsten Glanze zu entzünden, der dann mächtig eingreift, und in seinem Feinde, im Schicksal selbst, den Urheber seines Lebens erkennt. Der Zuschauer oder Egmont selbst, erkennt, dafs die Mauern des Gefängnisses die Seele zusammenpressen müssen, damit sie sich gewaltiger entbinde; dafs der Gang durch den unterirdischen Kerker aufs Schafot grade der Weg sei, der zur allerhöchsten Freiheit, zur Überlegenheit des Gemüths über Welt und Schicksal, zum Allerherrlichsten, nemlich zum Gefühl des Sieges über den Tod führe. — Übersehen Sie treu und unpartheiisch das ganze griechische Alterthum: Sie werden Thaten der höchsten Entschlossenheit, Beispiele der unbedingtesten Todesverachtung finden; aber es ist eben allenthalben Todesverachtung, nicht eigentliche Todesbesiegung. Sie werden erschüttert durch die Betrachtung der Helden des griechischen Alterthums, Sie werden erhoben, aber alle Heiterkeit griechischen Himmels, alle Musik ihres Lebens vermag nicht das düstre Licht zu zerstreuen, was in ihrer Seele zurückbleibt, wenn ein solcher Held gefallen ist. Das Vaterland ist ihnen alles, der schöne Boden, auf dem sich ihr frische-

Leben umhertummelt, das Gedeihn der einzig schönen vaterländischen Gemeinschaft verdient allein, dafs ihm das Leben zum Opfer gebracht werde. Jenseits des Todes in Aides Reich ist auch Leben, aber blasses, trübes Leben. Höchst treu dem Alterthum läfst Göthe die entführte Proserpina in der Unterwelt beim Anblick von Elysium ausrufen: in euren lispelnden Haynen, in euren dämmernden Wohnungen, rauschts nicht von Leben wie droben, schwebt nicht von Freude zu Schmerz der Seligkeit Fülle. — Der Held des Alterthums mochte begeistert von der Gröfse der Tugend, im Augenblick da er sich opferte, der Dämmerung, die ihn jenseits am Kozyt erwartete, uneingedenk sein; der Zuschauer seiner Catastrophe fühlt jene Dämmerung hinzu, wenn er das Alterthum versteht. Der Flufs Lethe, aus dem die Vergessenheit getrunken wird, ist von sentimentalen deutschen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts, den Matthissons u. s. w. übel gemifsbraucht worden, indem man sich vorstellte, dafs die gekränkte, traurige Psyche die Vergessenheit nur ihrer Sorgen aus dem Strome tränke, um nun in ungetrübter Seligkeit ein reineres Leben hinflattern zu können, dahingegen der staub- und schweifsbedeckte Held vielmehr damit die Lebenslust abkühlte, vielmehr Vergessenheit der Lust als der Sorge aus dem wunderbaren Strome schöpfte, um die Farbenlosigkeit, die drückende Ruhe des Zustandes ertragen zu können, der ihn erwartete.

Wenn ich demnach in der vorigen Stunde Ihnen Äschylus und Euripides als die beiden Extreme, und Sophokles als den Mittler zwischen beiden, und als den Vollender der tragischen Kunst dargestellt habe, so ist dort blos von der beschränkten tragischen Kunst die Rede gewesen; blos mit Beziehung auf das Drama, im engeren Sinne des Wortes, sind die Dichter auf die angegebene Weise geordnet worden.

Mit Rücksicht auf die vollendete religiöse Beruhigung steht Äschylus oben an, ihm folgt Sophokles, und diesem Euripides. Sie erinnern sich nemlich, dafs ich Äschylus ihnen als rüstigen Kriegshelden dargestellt, von Euripides hingegen bemerkt habe, dafs er Mitschüler des Platon und mehr Philosoph als Held gewesen sei. Das Zeitalter des Äschylus und der drei Schlachten bei Marathon, Platäa und Salamis, denen er beiwohnte, war der höchste Tummelplatz des griechischen Lebens; die Zeit hingegen, in der Sophokles und Euripides glänzten, war weniger durch Krieg und Sieg verherrlicht, vielmehr neigten sich die Athener schon allzusehr nach den Künsten des Friedens, nach philosophischer Ruhe und Weichlichkeit hin. In dem Zeitalter des Äschylus hatte jede noch so erschütternde Erinnerung an die unerbittliche Gewalt des Schicksals ein Gegengewicht, nemlich die Thaten, zu denen die Lage des Vaterlandes aufforderte. Wie die erbitterten Kriege gegen die Perser in den Griechen, ganz besonders das Gefühl der bürgerlichen Freiheit rege machten, so vermochte auch der Gedanke des Schicksals nirgends das Gefühl der innern Freiheit zu unterdrücken. Als hingegen Friede und Philosophie Athen entnervte, da ward die Erinnerung an die Härte, mit der das Schicksal das Haus des Ödipus und des Agamemnon verfolgt hatte, wieder mächtiger; und wenn die Nation sich auf der einen Seite der Weichlichkeit

ergab, so mufste sie auf der andern destomehr das Schicksal, welches aus dem griechischen Alterthume her drohte, und dessen ferner Donner durch alle Erinnerung an die jüngeren Siege, an das Glück der Griechen bei Marathon und Salamis nicht übertäubt werden konnte, befürchten. Ich habe schon bemerkt, wie diese Drohungen des Schicksals nach dem Tode des Sophokles erfüllt worden, da zuerst Athens Gröfse am Heldenmuthe der Spartaner gebrochen, und endlich vom Norden Alexander die ganze Freiheit und Nationalität der Griechen zu Boden schlug. — Vergleichen Sie nun den Eindruck, den das Schicksal in den Darstellungen der drei Dichter auf Sie macht, so werden Sie finden, dafs Äschylus, trotz seiner Rauheit, seiner schroffen Gröfse, Sie dennoch am wenigsten verletzt, Sophokles durch die Harmonie seiner Kunst, durch seine menschliche Gröfse und Stille zwar beruhigt, aber allenthalben eine trübe Empfindung in Ihnen zurücklässt, Euripides endlich als die weichste Natur, wie unter dem Drucke des Schicksals selbst, lebt und dichtet, und um Ihnen wieder wohlzuthun, das einzige zu Hülfe ruft, was ihn trösten mochte, die Philosophie, dafs um mit den Worten des Götheschen Tasso zu reden, Sie also noch die Absicht merken, den Freunden wohlzuthun, und diese Absicht Sie nun erst doppelt verstimmt. — Wenn also Sophokles als Dichter, im Umkreise seiner Kunst wirkend, der vollendetste von den dreien zu nennen ist, so ragt vielmehr als Mensch und Grieche Äschylus vor ihnen hervor, wo man dann aber natürlich in Rechnung bringen mufs, was er aufser der Bühne und vornehmlich auf den Schlachtfeldern gewesen. — Unter allen Tragödien des Äschylus, die auf unsre Zeiten gekommen, verdient besondre Auszeichnung der Prometheus. Äschylus hatte diesen grofsen, seiner trotzigen Seele so angemessenen Gegenstand in drei Tragödien abgebildet, die also einen griechischen theatralischen Tag, nebst dem vielleicht noch hinzugefügten satyrischen Drama vollständig erfüllten: die erste Tragödie stellte dar, wie Prometheus für die Menschen das Feuer geraubt, und vom Himmel auf die Erde heruntergebracht habe, die zweite zeigte die Strafe, die er dafür erhalten, wie er am Kaukasus angeschmiedet worden, und dort noch den Göttern getrotzt habe, in der dritten sah man, wie er endlich vom Herkules, der den Geier, der an seiner Leber nagte, erschofs, befreit wurde. Aus diesem erhabenen Cyklus hatte das Alterthum die erste und die dritte Darstellung vor uns voraus; nur die zweite, der gefesselte Prometheus, die Geschichte seiner Strafe ist auf unsre Zeit herunter gekommen. Auf der Spitze des Felsens ist Prometheus angeschmiedet; Wolken oder Quellgeister, die Töchter des Oceans, nahen sich ihm, aufgeschreckt durch das Krachen der schmiedenden Hämmer, das sie innen im Berge vernommen haben, kommen sie herauf zu ihm, und bilden das tröstende, mildernde Chor. Dem Prometheus, der dem Zorne des Zevs zu unterliegen scheint, stellt der Dichter gegenüber die Jo, die der Liebe des Gottes unterliegt. Durch die Eifersucht der Juno in eine Kuh verwandelt, schweift sie von der Bremse verfolgt über die Erde hin, und erhält hier am Kaukasus, vom Prometheus die Weissagung ihrer künftigen Schicksale, aus ihr wird im spät nachfolgenden Gliede sein Retter, der Herkules entstehn; Zevs Thron sei noch nicht so fest, er

werde erschüttert werden dereinst. Diese Worte am Kaukasus gesprochen, vernimmt Zevs, und sendet den Hermes, ihn zu fragen und zu peinigen, dafs er sagen solle, was er über Zevs Schicksal wisse. Prometheus widersteht, wie Hermes ihn quälen mag; die Erde bebt, der Kaukasus will ineinander stürzen, Blitze des Zevs fahren auf ihn hernieder, ihn zu zwingen, aber Prometheus verschweigt, was er von der Zukunft weifs, und so endigt die Tragödie. — Die Kraft des Leidens und die Kraft des Duldens stehn einander gegenüber, beide aber unterworfen dem gemeinschaftlichen Schicksal. Denken Sie sich einstweilen den Prometheus als die Klugheit, die Vernunft, die Vorsicht, denken Sie ihn sich als eben jenes unauslöschliche Feuer, von dem gesagt wird, dafs er es geraubt habe, um die Menschen zu beglücken, und den Trieb zu holden Künsten, die er alle gelehrt haben soll, ihren Busen einzuflöfsen, so sehn Sie vielmehr in dieser Tragödie das Schicksal mit dem leidenden Menschen im Bunde, denn Prometheus weifs ja den Rath des Schicksals, und ist unsterblich. Wenn nun auch diese Tragödie wegen der darin enthaltenen Schmähungen des Zevs von den Griechen als irreligiös verdammt wurde, so können wir doch nicht umhin, den höchsten Kampf um die Religion und für die Religion in diesem Werke zu schauen. In dem erhabenen Protestantismus der Lebenskraft und der Freiheit gegen die Naturkraft und Tyranney, der hier dargestellt wird, läfst sich eine viel reinere Beruhigung schöpfen, als in der griechischen Religiosität, mit der die Tragödien des Sophokles sich schliefsen. Wo Aschylus den Tod oder das Schicksal darstellt in den Eumeniden, in den sieben gegen Theben — da allenthalben werden sie überschrien vom Tumulte des Lebens. So war die grofse Natur, die auf ihrem Grabmale wohl der Mitgenossenschaft im Kampfe gegen die Perser, der Thaten des Kriegs, die sie verrichtet, gedachte, von den Tragödien aber, von allem Dichterruhme schwieg. — Sophokles hingegen, dessen Jugend in die kriegerische, dessen Alter in die philosophische Zeit Athens gefallen war, stellt uns das menschliche Gute und Schöne, was im Gefolge der grofsen Triumphe über Griechenland gekommen war, dar; da aber das reizende Wort seiner Kunst nicht mehr getragen und begleitet wurde von entsprechenden Thaten, so mufste, wie harmonisch seine Kunst auch redete, wie rein das griechische Wesen auch von seinem Munde ausging, dennoch ein viel unversöhnteres Gefühl nach seinen Darstellungen hinterbleiben; immerfort schreckt und betrübt das Traumbild, von dem Novalis sprach:

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte,
Hier wufsten selbst die Götter keinen Rath,
Der die beklomme Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnifsvoll war dieses Unholds Pfad,
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Ich nehme den Begriff Tod hier in seiner allerweitesten Bedeutung, als Untergang überhaupt. Da nun dieser in den Tragödien des Sophokles überall zwar gemildert

durch die Kunst, aber nicht besiegt durch die Kunst dargestellt wird; da das Schicksal nie abgebildet wird, als erzeugend das Gefühl der Freiheit, sondern alles sich darauf bezog, das Schicksal darzustellen, als harmonisch eingreifend in die Erzeugnisse der Freiheit; wie furchtbar die Götter auch mit dem Leben der Sterblichen schalteten, dennoch wenigstens einen schönen Akkord zwischen dem Göttlichen und Menschlichen zu bilden versucht wurde — so konnte nie durch die Tragödie jene vollständige Einheit des Glaubens bewirkt werden, die die zukünftige, von mir hinlänglich angedeutete Tragödie in dem Herzen der Zuschauer hinterlassen muſs. In diesem Glauben werden Nothwendigkeit und Freiheit einander gegenüber stehn und ineinander leben, ein ruhiges Gesetz wird darin das Göttliche und das Menschliche umfangen, wenn die Griechen nur die unruhige Willkühr des Schicksals zwischen beiden schalten sahn. Es kommt darauf an, das reine Verhältniſs zwischen den Griechen und unsern Forderungen an die Menschheit zu bestimmen; dies konnte nicht anders geschehn, als indem ich jenes herrliche Volk augenblicklich diesen Forderungen unterwarf. Lassen Sie uns jetzt ungestört durch diese Forderungen die Darstellung der griechischen Tragödie ruhig beschlieſsen. —

Ich befürchte nicht, daſs irgend ein Mitglied dieser verehrungswürdigen Versammlung meine Würdigung des griechischen Alterthums und seiner Tragödie, wie einen Tadel desselben verstanden haben könnte. Das Ideal einer vergangenen Zeit kann man aus der Geschichte herausheben, und mit dem Ideale vergleichen, was man in seiner Brust trägt, aber ruhig fuge man es zuletzt an die heilige Stelle der Geschichte wieder ein, von der man es fortgenommen. Sie trauen mir zu, daſs nur mit diesem Vorbehalt, ich es auf eine kleine Weile aus seinem Zusammenhang herausgerissen. Voltaire in seinen lettres sur Oedipe verfährt etwas anders mit dem Sophokles. Nachdem er vermittelst der Dacierschen Übersetzung des Sophokleischen Ödipus, diese Tragödie aus dem griechischen Boden herausgerissen, das was ihm die Blüthen an diesem Werke zu sein schienen, abgepflückt, und in seiner Blumenfabrik, wie es sich versteht, einen neuen und bessern Odip in der Eil zu Stande gebracht hat, wirft er die ehrwürdige Antike fort, und meint: l'harmonie des vers et le pathetique qui regne dans le style de Sophocle ont pu seduire les Athéniens, qui avec tout leur esprit et toute leur politesse ne pouvoient avoir une juste idée de la perfection d'un art qui etoit encore dans son enfance, und um seinen Tadel oder vielmehr um die Griechen zu entschuldigen, nimmt er sich die Mühe zu sagen: nous devons nous mêmes en blamant les tragédies des Grecs, respecter le génie de leurs auteurs: leurs fautes sont sur le compte de leur siède, leurs beautés n'appartiennent qu'à eux; et il est à croire, que, s'ils étoient nés de nos jours, ils auroient perfectionné l'art qu'ils ont presque inventé de leur temps. Es gehöre, meint dieser beherzte Mann ferner, zu den Ungerechtigkeiten unserer (der Voltaireschen Zeit,) daſs man die Griechen nicht lesen wolle, da sie doch zu viel Schönheiten hätten, pour qu'on les méprise entierement. — Weit entfernt auch nur vom Skelett der griechischen Tragödie eine Vor-

stellung zu haben, glaubt er dasjenige mit männlicher Reife auszuführen, was die Griechen nur im ersten kindischen Wahne entworfen hatten. — Wir dagegen erkennen als Künstler den Sophokles für unsern ewigen Meister, wir glauben an seiner Hand am sichersten eingeführt zu werden in die Geheimnisse der Kunst, von ihm am sichersten zu lernen, was uns fehlt, eben jene Einheit des Geistes und des Werks, jene Vollendung, jene Gediegenheit, jene dramatische Ganzheit, und jenen in dem Werke selbst gegründeten und ihm ganz eigenthümlichen Rythmus, wir vermessen uns keiner Forderung, als solcher etwa, die aus den religiösen Tiefen unsers Gemüthes entspringt! Wir, die wir Göthen haben, halten noch immer Sophokles für seinen und unsern Meister!

II. Zur Weinlese. *)

5. October 1799.

Wir haben ‚Weinmond, liebe Leute,
Und weil nicht immer Weinmond ist;
So sag' ich's euch in Versen heute,
Damit es keiner nicht vergifst. —
Wenn Weinmond ist, so müfst ihr wissen,
Da giebt es Trauben, Most und Wein,
Und weil die armen Beeren müssen,
So sprützen sie in's Fafs hinein.

Es giebt gar unterschiedne Beeren,
Von allen Farben trifft man sie,
Und manche hält man hoch in Ehren,
Und manche wirft man vor das Vieh.
Sie sind im Temprament verschieden
Und von gar mancherlei Statur;
Doch allen ist der Wein beschieden
Als Lieblingskindern der Natur.

Zu einem Stock will ich euch führen,
Das ist ein Stöckchen wie ein Taus,
Um seine Süfsigkeit zu spüren
Sucht eine Traube euch heraus.

*) Ein ländliches Gelegenheitsgedicht, auch wenn manche Beziehung darin unverstanden bleiben sollte, wird dennoch den Freunden des unvergefslichen Dichters als Reliquie heilig sein.

Ich lobe mir die braven Wenden,
Sie langen zu, und sind nicht faul,
Sie stecken gern mit beiden Händen
Die blauen Trauben in das Maul.

Nicht wahr, das schmeckt nicht herb' und sauer?
Was gut schmeckt, weifs der Wende wohl,
Er ifst und geht gern auf die Dauer,
Und nimmt die beiden Backen voll.
Drum kann er auch nicht Worte machen,
Er steht voll Eifer da und kaut.
Doch sieht man ihn so schämig lachen
Als kaut' er still an einer Braut.

Dafs er den Trank anjetzt im Ganzen
Verkauft, dafür kann ich euch stehn.
Oft wird er um den Stock noch tanzen
Und sich mit seinem Träubchen drehn.
Wer weifs ob er nicht aus dem Kerne
Ein neues Mutterstöckchen zieht,
Was viele Jahre in der Ferne
Zum Ruhm des alten Stockes blüht.

Der alte Stock wird blühn und wachsen,
Wenn man den Uberflufs ihm nimmt,
Und überall im Lande Sachsen
Sein Wein auf guten Tischen schwimmt.
Er hat noch manche reife Traube
Von andrer Art und ihm zur Last;
Es bitten Geier oder Taube
Vielleicht sich bald bei ihm zu Gast.

Dafs er noch lange blüht, das weifs ich,
Ob wohl er manches Jahr schon steht;
Denn dafür, lieben Leute, heifs ich
Ein Dichter oder ein Poet.
Ihr denkt wohl gar ich sei ein Träubchen,
Weil mich der Stock fest an sich schnürt?
Ich bin's zufrieden, wenn ein Weibchen,
Ob ich gut schmecke, sacht probiert.

Drum weil nicht Weinmond alle Tage,
Kein solcher Stock nicht überall,
So denkt nicht heut' an eure Plage,
Zieht eure Sorgen in den Stall.
Laßt unsern alten Weinstock leben!
Und seinen lieben Winzer da!
Und einen Kuß soll man ihm geben
Als Kandidat zur Grosmama.

Friedrich von Hardenberg.

III. Zweites Fragment des Schauspiels:

Käthchen von Heilbronn,

von H. v. Kleist.

Zweiter Akt.

Zweiter Auftritt.

Gottschalk (tritt auf.) *Der Graf vom Strahle.*

Gottschalk.

Ei, was der Gukuck! So hängt ja der Himmel voller Geigen. Ist das Gericht schon vorbei, gestrenger Herr? — Nun, so wahr ich lebe! Wir stehn dort, wo die Pferde grasen, und schauen uns die Augen wund, euch aus der Mordhöhle wieder hervortreten zu sehen; und ihr liegt hier, wie ein Dachs davor, und sonnt euch, — Ein Bote ist angekommen von eurer Mutter.

Der Graf vom Strahle.

Ein Bote?

Gottschalk.

Gestreckten Laufs, keuchend, mit verhängtem Zügel: mein Seel, wenn Schloß Wetterstrahl eine Pulverpfanne, und die Landstraße eine Donnerbüchse gewesen wäre, er hätte nicht rascher herangeschossen werden können.

Der Graf vom Strahle.

Was bringt er mir, Gottschalk?

Gottschalk.

He! Ritter Franz!

Dritter Auftritt.

Der Ritter Flammberg (tritt auf). *Die Vorigen.*

Der Graf vom Strahle.

Gott grüfs' dich, Flammberg. Was führt dich so eilig zu mir her?

Ritter Flammberg.

Der Gräfinn, eurer Mutter, Gebot, gestrenger Herr; sie befahl mir, den besten Renner zu nehmen, und euch entgegen zu reiten.

Der Graf vom Strahle.

Nun? Und was bringst du mir?

Ritter Flammberg.

Krieg, gnädiger Herr, ein Aufgebot zu neuer Fehde, noch ganz warm, wie es die Gräfinn eben von des Herolds Lippen empfangen hat.

Der Graf vom Strahle.

Was sagst du?

(er setzt sich den Helm auf.)

Gottschalk.

Ei, lustig! So bleiben wir in der Gewohnheit.

Der Graf vom Strahle.

Wessen? Doch nicht des Burggrafen, mit dem ich eben den Frieden abgeschlossen?

Ritter Flammberg.

Des Rheingrafen, gestrenger Herr; des Junkers vom Stein, der unten am weinumbluhten Neckar seinen Sitz hat.

Der Graf vom Strahle.

Des Rheingrafen! — Was hab' ich mit dem Rheingrafen zu schaffen, Flammberg?

Ritter Flammberg.

Mein Seel! Was hattet ihr mit dem Burggrafen zu schaffen? Und was wollte der Jungherr von Waldstätten von euch, ehe ihr mit dem Burggrafen zu schaffen kriegtet? Wenn ihr den kleinen griechischen Feuerfunken nicht austretet, der diese Kriege veranlafst; so sollt ihr noch das ganze Schwabengebirge wider euch auflodern sehen, und die Alpen und den Hundsruck obenein.

Der Graf vom Strahle.

Es ist nicht möglich! Der Rheingraf fordert —

Ritter Flammberg.

Im Namen Fräulein Kunigundens von Thurneck die kleine Herrschaft Stauffen von euch; jene drei Städtlein und siebzehn Dörfer und Vorwerker, eurem Vorfahren, Otto Grafen vom Strahle, von dem ihrigen, Peter Edlen von Thurneck, käuflich abgetreten; genau, und mit denselben Worten, wie dies Maximilian, Burggraf von Freiburg und der Junghert Georg von Waldstätten, in früheren Zeiten, in ihrem Namen, gethan haben.

Der Graf vom Strahle (steht auf.)

Die rasende Megäre! Ist das nicht der dritte Reichsritter, den sie mir, einem Hund gleich, auf den Hals hetzt, um mir diese Landschaft abzujagen! Ich glaube, das ganze Reich frisst ihr aus der Hand. Kleopatra fand Einen, und als der sich den Kopf zerschellt hatte, schauten die Andern; doch ihr dient Alles, was eine Ribbe weniger hat, als sie, und für jeden Einzelnen, den ich ihr zerzaus't zurücksende, stehen zehn Andere wider mich auf. — Was führt' er für Gründe an?

Ritter Flammberg.

Wer? Der Herold?

Der Graf vom Strahle.

Was führt' er für Gründe an?

Ritter Flammberg.

Ei, gestrenger Herr, da hätt' er ja roth werden müssen.

Der Graf vom Strahle.

Er sprach von Peter von Thurneck — nicht? Und von der Landschaft ungültigem Verkauf?

Ritter Flammberg.

Allerdings. Und von den schwäbischen Gesetzen; mischte Pflicht und Gewissen, bei jedem dritten Wort, in die Rede, und rief Gott zum Zeugen an, dass nichts, als die reinsten Absichten, seinen Herrn, den Rheingrafen, vermögten, des Fräuleins Sache zu ergreifen.

Der Graf vom Strahle.

Aber die rothen Wangen der Dame behielt er für sich?

Ritter Flammberg.

Davon hat er kein Wort gesagt.

Der Graf vom Strahle.

Dafs sie die Pocken kriegte! Ich wollte, ich könnte den Nachtthau in Eimern auffassen, und über ihren weifsen Hals ausgiefsen. Ihr kleines verwünschtes Gesicht ist der letzte Grund aller dieser Kriege, wider mich; und so lange ich den Märzschnee nicht vergiften kann, mit welchem sie sich wäscht, hab' ich auch vor den Rittern des Landes keine Ruhe. Aber Geduld nur — Wo mag sie sich wohl jetzt aufhalten?

Ritter Flammberg.

Bei dem Rheingrafen, gestrenger Herr, auf der Burg zum Stein, wo ihr schon, seit drei Tagen, Prunkgelage gefeiert werden, dafs die Feste des Himmels erkracht, und die Sonne nicht mehr angesehen wird. Der Burggraf von Freiburg, den sie verabschiedet hat, wüthet; und wenn ihr einen Boten an ihn absendet, so zweifle ich nicht: er zieht mit euch gegen die Steinburg zu Felde.

Der Graf vom Strahle.

Bring' mir die Pferde, Gottschalk, ich will reiten! — Ich habe dieser jungen Aufwieglerinn versprochen, wenn sie die Waffen ihres kleinen, schelmischen Angesichts nicht ruhen liefse wider mich, so würd' ich ihr einen Possen zu spielen wissen, dafs sie es ewig in einer Scheide tragen sollte: und so wahr ich diese Rechte aufhebe, ich halte Wort. — Bring' mir die Pferde, sag' ich, ich will reiten.

Gottschalk (halblaut in die Höhle rufend.)

Käthchen!

Der Graf vom Strahle.

Was? — Die Pferde, Gottschalk, sag' ich! Die Pferde!

Gottschalk.

Gleich, gleich, gestrenger Herr — He! Jung Mädel! Wo bleibst du?

Der Graf vom Strahle.

Der alte Geck, der! Was geht ihm das Mädchen an?

Gottschalk.

Was, sagt? — Bei Gott, gnädiger Herr, wenn's ein Hund wär', so würd' ich —

Der Graf vom Strahle.

Ei so, Narr, der du bist! — Das Käthchen ist bei seinem Vater geblieben, und geht wieder nach Heilbronn zurück.

Gottschalk (betroffen.)

Was sagt ihr?

Der Graf vom Strahle.

Fort, sag' ich! Die Pferde will ich haben, ich will reiten.

(Alle ab.)

Scene: Köhlerhütte im Gebirg. Nacht, Donner und Blitz.

Vierter Auftritt.

Maximilian Burggraf von Freiburg und *Georg von Waldstätten* (treten auf.)

Burggraf von Freiburg (in die Scene rufend.)

Hebt sie vom Pferd' herunter! — (Blitz und Donnerschlag.) — Ei, so schlag' ein, wo du willst; nur nicht auf die Scheitel der lieblichen Kunigunde von Thurneck, die mit weißer Kreide belegt ist.

Eine Stimme (ausserhalb der Scene.)

He! Wo seid ihr?

Burggraf von Freiburg.

Hier!

Georg von Waldstätten.

Habt ihr jemals eine solche Nacht erlebt?

Burggraf von Freiburg.

Das gießt vom Himmel herab, Wipfel und Bergspitzen ersäufend, als ob eine zweite Sündfluth heranbräche. — Hebt sie vom Pferd herunter!

Eine Stimme (ausserhalb der Scene.)

Sie rührt sich nicht.

Eine andere.

Sie liegt, wie todt, vor des Pferdes Hufen da.

Burggraf von Freiburg.

Ei, Possen! Das thut sie blos, um ihre Zähne nicht zu verlieren. Sagt ihr, ich wäre der Burggraf von Freiburg, und zu dem, was ich mit ihr vor hätte, brauchte sie keine. — So! bringt sie her.

Ritter Schauermann (erscheint, das Fräulein Kunigunde von Thurneck auf der Schulter tragend.

Georg von Waldstätten.

Dort ist eine Köhlerhütte.

Fünfter Auftritt.

Zwei Köhler. Ritter Schauermann (das Fräulein auf der Schulter tragend, und) *Ritter Wetzlof, mit den Reisigen des Burggrafen* (treten auf.) *Die Vorigen.*

Burggraf von Freiburg (an die Kohlerhütte klopfend.

He da!

Der erste Köhler (drinnen.)

Wer klopfet?

Burggraf von Freiburg.

Frag' nicht, du Schlingel, und mach' auf.

Der zweite Köhler (eben so.)

Hofla! Nicht eher, bis ich den Schlussel umgekehrt habe. Wird doch der Kaiser nicht vor der Thür sein?

Burggraf von Freiburg.

Hallunke! Wenn nicht der: Doch Einer, der hier regiert, und den Scepter vom Ast brechen wird, um's dir zu zeigen.

Die beiden Köhler (treten auf.)

Der erste Köhler (eine Laterne in der Hand.)

Wer seid ihr? Was wollt ihr?

Burggraf von Freiburg.

Ein Rittersmann bin ich; und diese Dame, die hier todtkrank herangetragen wird, das ist —

Ritter Schauermann (von hinten.)

Das Licht weg!

Ritter Wetzlof.

Schmeisst ihm die Laterne aus der Hand!

Burggraf von Freiburg (indem er ihm die Laterne wegnimmt.)

Spitzbube? Du willst hier leuchten?

Der erste Köhler.

Ihr Herren, ich will hoffen, ich bin der Gröfseste unter euch. Warum nehmt ihr mir die Laterne weg?

Der zweite Köhler.

Wer seid ihr? Und was wollt ihr?

Burggraf von Freiburg.

Ritterleute, du Flegel, hab' ich dir gesagt.

Georg von Waldstätten.

Wir sind reisende Ritter, ihr guten Leute, die das Unwetter überrascht hat.

Burggraf von Freiburg.

Kriegsmänner, die von Jerusalem kommen, und in ihre Heimath ziehen; und jene Dame dort, die heran getragen wird, von Kopf zu Fuſs in einem Mantel eingewickelt, das ist —

(ein Gewitterschlag.)

Der erste Köhler.

Ei so plärr' du, daſs die Wolken reiſsen! — von Jerusalem, sagt ihr?

Der zweite Köhler.

Man kann vor dem breitmäuligen Donner kein Wort verstehn.

Burggraf von Freiburg.

Von Jerusalem, ja.

Der zweite Köhler.

Und die Dame, die in den Mantel gewickelt, herangetragen wird, sagt ihr?

Georg von Waldstätten (auf den Burggrafen zeigend.)

Das ist des Herren kranke Schwester, ihr ehrlichen Leute, und begehrt —

Burggraf von Freiburg.

Das ist Einem von uns die Schwester, und meine Gemahlinn; todtkrank, wie du siehst von Schlossen und Hagel halb erschlagen, so, daſs sie kein Wort vorbringen kann. Die begehrt eines Platzes in deiner Köhlerhütte, bis das Ungewitter vorüber und der Tag angebrochen ist.

Der erste Köhler.

Die begehrt einen Platz in meiner Hutte.

Georg von Waldstätten.

Ja, ihr guten Köhler; bis das Ungewitter vorüber ist, und wir unsre Reise weiter fortsetzen können.

Der zweite Köhler.

Mein Seel, da habt ihr Worte gesagt, die den Lungenodem nicht werth waren.

Der erste Köhler.

Isaak!

Junge (in der Hütte.)

Ha!

Burggraf von Freiburg.

Willst du das thun?

Der erste Köhler.

Ihr Herren, das würd' ich des kaisers Hund nicht abgeschlagen haben. — Isaak! Du Schlingel! Hörst du nicht?

Junge (in der Hütte.)

Ha! sag' ich. Was giebt's?

Der zweite Köhler.

Das Stroh sollst du aufschütteln, Schlingel, und die Decken zuerst legen, für ein krank Weibsen, das kommen, und Platz nehmen wird in der Hütten. Hörst du?

Burggraf von Freiburg.

Ist noch jemand im Haus?

Der erste Köhler.

Niemand, ihr Herren.

Burggraf von Freiburg.

Wer spricht drinnen?

Der erste Köhler.

Ei, ein Flachskopf von zehn Jahren, der uns an die Hand geht.

Burggraf von Freiburg.

Gut. Platz jetzt hier. Tritt heran, Schauermann!

Ritter Schauermann.

Hier, gnädiger Herr.

Burggraf von Freiburg.

Licht her! (Ein Knecht bringt die Laterne, der Junge brennen das Fläschchen)

Georg von Waldstatten.

sie hängt, wie todt, von der Schulter nieder.

Ritter Wetzlof (zu den Kohlern)

Was wollt ihr? Was habt ihr hier zu suchen?

Georg von Waldstatten.

Sie hat den Hut verloren. Hätt' ich ihr den Mantel nicht gegeben: der Wind hätt' ihr alle Kleider vom Leibe gerissen.

Burggraf von Freiburg.

Li, Georg! So hätt' ich sie ihr in der Steinburg nicht auszuziehen brauchen.

Ritter Schauermann (zum Burggrafen und dem Junker von Waldstatten)

Ist Alles gut, ihr Herrn? Kann ich gehen?

Burggraf von Freiburg.

Es ist Alles gut. Sie kann sich nicht rühren. Geh' schmeiß' sie herein, Schauermann, und bewache sie, bis ich rufe.

Ritter Schauermann mit Fraulein Kunigunde von Thurneck (ab.)

Sechster Auftritt.

Burggraf von Freiburg und Georg von Waldstätten (treten in den Vorgrund) Ritter Wetzlof (kommt nach dem) Reisigen (von Seite) Die Kohler (schauen kamen die Kohlen, und gehen ab und zu. Spaterhin) der Kohlerjunge.

Burggraf von Freiburg.

Nun, Georg, alle Saiten des Instrucks schlag' ich an: wir haben sie; wir haben diese Kunigunde von Thurneck! So wahr ich nach meinem Vater getauft bin! Nicht um den ganzen Himmel, um den meine Jugend gebetet hat, geb' ich die Lust weg, die mir beschieret ist, wenn der morgende Tag anbricht. — Warum kamst du nicht früher von Waldstätten herab?

Georg von Waldstätten.

Weil du mich nicht früher rufen hießest.

Burggraf von Freiburg.

O Georg! Du hättest sie sehen sollen, wie sie daher geritten kam, einer Fabel gleich, von den Rittern des Landes umringt, gleich einer Sonne unter ihren Planeten!

Wars nicht, als ob sie zu den Kieseln sagte, die unter ihr Funken sprühten: ihr müßt mir schmelzen, wenn ihr mich seht? Thalestris, die Königin der Amazonen, als sie herabzog, Alexander den Großen zu bitten, daß er sie küsse: sie war nicht reizender und göttlicher, als sie.

Georg von Waldstätten.

Wo hengst du sie?

Burggraf von Freiburg.

Fünf Stunden, Georg, fünf Stunden von der Steinburg, wo ihr der Rheingraf durch drei Tage, schallende Jubelfeste gefeiert hatte. Die Ritter, die sie begleiteten, hatten sie heute verlassen: da werf' ich ihren Vetter Isidor, der bei ihr geblieben war, in den Sand: und auf den Rappen mit ihr, und auf und davon.

Georg von Waldstätten.

Aber, Max! Max! Was hast du nun mit ihr vor? Wenn ich dich recht verstehe. —

Burggraf von Freiburg.

Ich will dir sagen, Freund —

Georg von Waldstätten.

— Was bereitest du dir mit allen diesen ungeheuren Anstalten vor?

Burggraf von Freiburg.

Lieber! Guter! Wunderlicher! Honig von Hybla, für diese, von Durst der Rache, zu Holz vertrockneten Brust. Warum soll dies wesenlose Bild Unger, einer olympischen Göttin gleich, auf dem Fußgestell prangen, die Hallen der christlichen Kirchen von uns, und unseres Gleichen, entvölkernd? Lieber angefaßt, und auf den Schutt hinaus, das Unterste zu Oberst, damit mit Augen erschaut wird, daß kein Gott in ihm wohnt.

Georg von Waldstätten.

Aber in aller Welt, sag' mir, was ist's, das dich mit so rasenden Haß gegen sie erfüllt?

Burggraf von Freiburg.

O Georg! Der Mensch wirft alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, aber kein Gefühl. Georg, ich liebte sie, und sie war dessen nicht werth. Ich liebte sie, und ward verschmäht; Georg, und sie war meiner Liebe nicht werth. Ich will dir was sagen — Aber es macht mich blaß, wenn ich daran denke. Georg! Georg! Wenn die Teufel um eine Erfindung verlegen sind: so müssen sie einen Hahn fragen, der sich

umsonst um eine Henne gedreht hat, und hinterher sieht, daß sie vom Aussatze zerfressen ist, und dazu nicht taugt.

Der Köhlerjunge (tritt auf, die Laterne in der Hand, und spricht mit den Alten.)

Georg von Waldstetten.

Du wirst sie nicht auf die Freiburg führen, und keine unritterliche Rache mit ihr vorhaben?

Burggraf von Freiburg.

Nein, Georg. Ich würde keinem Knecht zumuthen, sie an ihr zu vollziehen. Ich bringe sie auf die Steinburg, zu ihrem Galan, und dem ganzen Troß ihrer Anbeter zurück.

Georg von Waldstetten.

Was! Auf die Steinburg wieder zurück?

Burggraf von Freiburg.

Ja, lieber Georg, ich rühre sie nicht an; ich bringe sie zu ihrem Liebhaber zurück.

Georg von Waldstetten.

Nun, und was, in aller Welt, willst du da?

Burggraf von Freiburg.

Fi, da will ich über sie philosophiren. Da will ich euch einen metaphysischen Satz über sie geben, wie Platon, und meinen Satz nachher erläutern, wie der lustige Diogenes gethan. Der Mensch ist — — Aber still, mich dunkt?

Georg von Waldstetten.

Nun? Der Mensch ist? —

Burggraf von Freiburg.

Der Mensch ist, nach Platon, ein zweibeinigtes, ungefiedertes Thier; du weißt, wie Diogenes diesen Satz bewiesen. Und diese Kunigunde, Freund, diese Kunigunde von Thurneck, die ist nach mir — — — Aber still! So wahr ich ein Mann bin, Dort steigt jemand vom Pferd!

Siebenter Auftritt

Der Graf vom Strahle, und Ritter Flammberg (treten auf.) Die Vorigen. (Nachher) Gottschalk.

Der Graf vom Strahle (in die Scene rufend.)

Bind' die Pferde an, Gottschalk, und füg' dich zu mir. — Das ist eine Nacht, die Wölfe in den Klüften um ein Unterkommen ansprechen.

Gottschalk (von ausen.)

Holla! Ihr Herren! Wenn ihr so gut sein wollt —

Ritter Flammberg.

Was giebt's?

Gottschalk.

Schafft mir Licht, zum Henker. Ich stehe hier mit den Pferden, wie in einer Sack eingenäht.

Der Graf vom Strahle.

Gleich, Gottschalk, gleich! Du sollst gleich welches haben.

Ritter Flammberg.

Dort blitzt eine Laterne.

Der Graf vom Strahle.

Heda!

Die Köhler (aus dem Hintergrunde.)

Hurrassassa! Hat heut der Teufel hier Reichstag? Was giebt's?

Der Graf vom Strahle.

Bitterernstmänner, ihr wackern Leute, die der Regen treibt, Schutz zu suchen in euerer Köhlerhütte. Ist's vergönnt, einzutreten?

Burggraf von Freiburg (ihm in den Weg tretend.)

Erlaubt, ihr Herren! — Wer ihr auch sein mögt: in dieser Hütte, ist kein Platz für euch.

Georg von Waldstätten (ihm so.)

Ihr könnt hier nicht eintreten.

Der Graf vom Strahle.

Wie? Was? Ich kann hier nicht eintreten?

Georg von Waldstätten.

Mit eurer Vergunst, nein.

Burggraf von Freiburg.

Es ist kein Raum mehr, sich darin zu bergen. Wäre noch Raum drin: wir übernachteten selbst nicht, wie ihr seht, im Freien. Wir sind reisende Ritter, die das Ungewitter hierher verschlagen; meine Frau liegt in der Hütte todtkrank, den einzigen Winkel, der leer ist, mit ihrer Bedienung erfüllend. Ihr werdet sie nicht daraus verjagen wollen.

Der Graf vom Strahle.

Ihr Herren, das thut mir leid, um mich und eure Frau. — Krank, sagt ihr? An was?

Ritter Flammberg.

Hat sie ein Bett drin?

Der Graf vom Strahle.

Kann man ihr mit Mänteln? —

Ritter Flammberg.

Oder fehlt's ihr sonst an irgend etwas? —

Burggraf von Freiburg.

Wir danken, ihr würdigen Herren, wir danken. Sie ist mit Allem versorgt.

Georg von Waldstätten.

Sie wird sich wohl gegen Morgen erholen.

Der Graf vom Strahle.

Nun, so wünsch' ich euch eine glückliche Reise! Wir wollen uns hier unter diesen Bäumen betten. — Gottschalk!

Gottschalk (von innen.)

Ha!

Der Graf vom Strahle.

Sind die Pferde angebunden?

Ritter Flammberg.

Hast du Licht?

Gottschalk.

Ja, der Junge hat sich meiner erbarmt.

Der Graf vom Strahle.

Schaff' die Decken her, wenn du fertig bist. Wir wollen uns ein Lager bereiten, auf der Erden, unter den Zweigen.

(sie spreiten ihre Mantel unter, und legen sich nieder.)

Ritter Flammberg.

Es ist nicht möglich, weiter zu reiten. Die Gebirgswege sind so glatt, man mögte den Pferden Schlittschuhe unterbinden, und darüber hinlaufen.

Der Graf vom Strahle.

S' ist nicht das Erstemal, Franz, dass wir auf dem Felde, beim Gastwirth zum blauen Himmel übernachten. Was mich kümmert ist meine alte Mutter; denn die wird keinen Wetterstrahl durch die Luft zucken sehen, ohne zu denken, er trifft mein Haupt.

Gottschalk und *der Köhlerjunge* (treten auf.)

Ritter Flammberg.

Bringst du die Decken?

Gottschalk (indem er ihnen die Decken giebt.)

Das weiss der Teufel, was das hier für eine Wirthschaft ist. Der Junge sagt, drinnen wäre ein gehamischter Mann, der ein Fräulein bewachte: das läge geknebelt, und mit verstopftem Munde, auf dem Stroh da, wie ein Kalb, das man zur Schlachtbank führen will.

Der Graf vom Strahle.

Was sagst du? Ein Fräulein? Geknebelt und mit verstopftem Munde? — Wer hat dir das gesagt?

Ritter Flammberg.

Junge! Woher weisst du das?

Köhlerjunge.

St! — Um aller Heiligen willen! Ihr Herren, was macht ihr?

Der Graf vom Strahle.

Komm her.

Köhlerjunge.

Ich sage: *St!*

Ritter Flammberg.

Junge! Wer hat dir das gesagt? So sprich!

Köhlerjunge (heimlich, nachdem er sich umgesehen.)

Hab's geschaut, ihr Herren. Lag auf dem Stroh, als sie sie hineintrugen, und sprachen, sie sei krank. Kehrt' ihr die Lampe zu, und erschaut', daſs sie gesund war, und Wangen hatt', als wie unsre Lore. Und wimmert' und druckt' mir die Hand', und blinzelte, und sprach so vernehmlich, wie ein kluger Hund: mach' mich los, lieb Bübel! daſs ich's mit Augen hört' und mit den Fingern verstand.

Der Graf vom Strahle.

lung', du flachshopfiger! So thu's!

Ritter Flammberg.

Was stumst du? Was machst du?

Der Graf vom Strahle.

Bind' sie los, und schick' sie her.

Köhlerjunge (schüchtern.)

St! sag' ich. — Ich wollt', daſs ihr zu Fischen wärest! — Da erheben sich ihrer drei schon, und kommen her, und sehen, was es giebt. (Er bläst die Laterne aus.)

Der Graf vom Strahle.

Nichts, du wackrer Junge, nichts.

Ritter Flammberg.

Sie haben nichts davon gehört.

Der Graf vom Strahle.

Sie wechseln blos, um des Regens willen, ihre Plätze. —

Köhlerjunge (sieht sich um.)

Wollt ihr mich schützen?

Der Graf vom Strahle.

Ja, so wahr ich ein Ritter bin, das will ich.

Ritter Flammberg.

Darauf kannst du dich verlassen. —

Köhlerjunge (sieht sich wieder um.)

Der Graf vom Strahle.

Nun?

Ritter Flammberg.

Was sinnest du?

Der Graf vom Strahle.

Was stehst du und steckst die Hände, die du brauchen sollst, in die Hosen, und bedenkst dich?

Gottschalk.

Hast kein Herz, Junge?

Kohlerjunge.

— Weiſs nit, ihr Herren.

Der Graf vom Strahle (lachend)

Weiſs nit!

Kohlerjunge.

Will's dem Vater sagen. — Harrt einen Augenblick hier und schaut, was ich thun.

(Er geht und spricht mit den beiden Alten, die am Feuer stehen, und verliert sich nachher in die Hütte.

Ritter Flammberg.

Sind das solche Kauze? Beelzebubs-Ritter, deren Ordensmantel die Nacht ist? Eheleute, auf der Treppe mit Stricken und Banden an einander getraut?

Der Graf vom Strahle.

Krank, sagten sie!

Ritter Flammberg.

Todtkrank und dankten für alle Hülfe. —

(Pause.)

Gottschalk.

Mein Seel! Ihr Herren, wenn ich die Sache recht bedenke, so wollt' ich, ich hätte geschwiegen.

Ritter Flammberg.

Warum hast du's nicht gethan?

Gottschalk.

Wenn der Junge Herz hat, so wird's einen blutigen Strauſs geben.

(Pause.)

Der Graf vom Strahle.

Wie hoch schätzt ihr wohl ihre Zahl?

Ritter Flammberg.

Immer um die Hälfte geringer, als derer, die mit uns sein werden. — Ich meine, es sind ihrer ein Dutzend.

Der Graf vom Strahle.

Eher drunter, als drunter.

Ritter Flammberg.

Wir wollen uns einbilden, es wären zwei.

(Pause.)

Gottschalk.

Aber, ihr Herren, paßt auf wo der Junge bleibt! So wahr ich lebe, er schlüpft' eben vom Feuer hinweg. Die Alten, mit denen er sprach, stehen allein.

Der Graf vom Strahle.

Wird ihn doch der Luzifer nicht, eh' er wieder gekommen? —

Ritter Flammberg.

Richtig!

Der Graf vom Strahle.

Was?

Gottschalk.

Der Teufel soll mich holen!

Der Graf vom Strahle.

Ist er fort?

Ritter Flammberg.

Er schlich eben in die Hütte hinein. —

Der Graf vom Strahle.

Gottschalk! Geh' doch einmal, und mach' dir ein Geschäft bei den Alten, und horche, wie sie gesinnt sind.

Gottschalk.

Mein Seel! Das wird einen Lärm setzen, wie bei der Hochzeit von Kanaan.

(Er schleicht sich in den Hintergrund und spricht mit den Alten.)

Der Graf vom Strahle.

Ich meine, es wird Alles bleiben, wie es ist. — Sprach der Junge nicht, es läge ein geharnischter Mann bei ihr?

Ritter Flammberg.

Allerdings.

Der Graf vom Strahle.

So wird der Schlingel nichts ausrichten.

Ritter Flammberg.

Je nun! — Der Junge war schlau genug, Andern einbilden zu können, er sei es nicht. Wenn er sich auf's Stroh hinlegt, neben ihr, so sieht er aus, wie ein Sack voll Kohlen; kein Mensch merkt auf ihn. Ein geschickter Schnitt, der ihr, ungesehen von dem, der sie bewacht, die Hände befreit; das Übrige, mein' ich, thut sie schon selbst.

(Pause.)

Ritter Schauermann (drinnen.)

He! Holla! Die Bestie! Ihr Herrn draußen!

Der Graf vom Strahle.

Auf, Flammberg! Erhebe dich!

(sie stehen beide auf.)

Kunigunde von Thurneck (drinnen.)

Hülfe!

Burggraf von Freiburg.

Was giebt's, Schauermann?

(Die ganze Scham des Burggrafen erhebt sich.)

Ritter Schauermann (drinnen.)

Ich bin angebunden! Die Bestie! Ich bin angebunden!

Kunigunde von Thurneck (tritt auf. Hinter ihr) *der Köhlerjunge.*

Köhlerjunge.

Hier! (er zeigt auf den Grafen vom Strahle.)

Kunigunde.

Wo?

Köhlerjunge.

Dort, dort! Seht ihr nicht? Wo die grofse Eiche steht!

Burggraf von Freiburg.

Ihr ewigen Götter: was erblick' ich?

Achter Auftritt.

Fräulein Kunigunde von Thurneck (im Reisekleide, mit entfesselten Haaren.) *Der Köhlerjunge.* (Spaterhin) *Ritter Schauermann.* — *Die Vorigen.*

Fräulein Kunigunde (wirft sich dem Grafen vom Strahle zu Füssen.)

Mein hoher und verehrter Herr! Nehmt einer
Vielfach geschmähten und geschändeten
Jungfrau euch an! Wenn euer ritterlicher Eid
Den Schutz der Unschuld euch empfiehlt, hier liegt sie
In Staub gestreckt, die jetzt ihn von euch fordert!

Burggraf von Freiburg.

Reifst sie hinweg, ihr Manner!

Georg von Waldstätten (ihn zurückhaltend.)

Max! hör' mich an.

Burggraf von Freiburg.

Reifst sie hinweg, sag' ich! Lafst sie nicht reden!

Der Graf vom Strahle.

Halt dort, ihr Herr'n! Was wollt ihr?

Burggraf von Freiburg.

Was wir wollen?
Mein Weib will ich, beim Jupiter — Auf! Greift sie!

Kunigunde.

Dein Weib! Du Schändlicher!

Der Graf vom Strahle.

Berühr sie nicht!
Wenn du von dieser Dame was verlangst,

So sagst du's mir! Denn mir gehört sie jetzt,
Weil sie sich meinem Schutze anvertraut.

(er erhebt sie.)

Burggraf von Freiburg.

Wer bist du, Übermüthiger, dafs du
Dich zwischen zwei Vermählte drängest? Wer giebt
Das Recht dir, mir die Gattinn zu verweigern?

Kunigunde.

Die Gattinn! Bösewicht! Das bin ich nicht!

Der Graf vom Strahle.

Und wer bist du, Nichtswürdiger, dafs du
Sie deine Gattinn sagst, verfluchter Bube,
Dafs du sie dein nennst, geiler Mädchenräuber,
Die Jungfrau, die vom Teufel in der Hölle
Mit Knebeln und mit Banden angetraut?

Burggraf von Freiburg

Wie? Was? Wer?

Georg von Waldstetten.

Max, ich bitte dich.

Der Graf vom Strahle.

Wer bist du?

Burggraf von Freiburg.

Ihr Herr'n, ihr irrt euch sehr —

Der Graf vom Strahle

Wer bist du, frag' ich.

Burggraf von Freiburg

Ihr Herren, wenn ihr glaubt, dafs ich —

Der Graf vom Strahle.

Schafft Licht her!

Burggraf von Freiburg.

Dies Weib hier, das ich mitgebracht, das ist —

Der Graf vom Strahle.

Ich sage Licht herbeigeschafft!

Gottschalk und *die Kohler* (kommen mit Fackeln und Feuerhaken.)

Burggraf von Freiburg.

Ich bin —

Georg von Waldstätten (heimlich.)

Ein Rasender bist du. Fort! Gleich hinweg!
Willst du auf ewig nicht dein Wappen schänden.

Der Graf vom Strahle.

So, meine wackern Köhler, leuchtet mir.

Burggraf von Freiburg (schließet sein Visier.)

Der Graf vom Strahle.

Wer bist du jetzt, frag' ich. Öffn' das Visier.

Burggraf von Freiburg.

Ihr Herr'n, ich bin —

Der Graf vom Strahle.

Öffn' das Visier.

Burggraf von Freiburg.

Ihr hört.

Der Graf vom Strahle.

Meinst du, leichtfert'ger Bube, ungestraft
Die Antwort mir zu weigern, wie ich dir?
(er reißt ihm den Helm vom Haupt herab; der Burggraf taumelt.)

Ritter Wetzlaf.

Schmeißt den Verwegenen doch gleich zu Boden!

Ritter Schauermann.

Auf! Zieht!

Burggraf von Freiburg.

Du Rasender, welch' eine That?
(er erhebt sich, zieht und haut nach dem Grafen; der weicht aus.)

Der Graf vom Strahle.

Du hausst nach mir?

Ritter Flammberg.

Auf, Gottschalk, jetzt!

Der Graf vom Strahle.

Du hast
Noch so viel Herz, du lügnerischer Bräutmann?
(er zielt und haut ihn nieder.)
So fahr zur Hölle hin, woher du kamst,
Und feire deine Flitterwochen drin!

Georg von Waldstätten (zum Burggrafen)

Gott! Meines Lebens Herr! Was starrst du so?

Burggraf von Freiburg.

Weh mir! Was ist geschehn?

Georg von Waldstätten.

Bist du getroffen?

Ritter Wetzlaf.

Getroffen ist er —

Einer (aus dem Haufen.)

Wankt —

Ein Anderer.

Und bleicht —

Ein Dritter.

Und fällt —

Ritter Schauermann.

Gleich einer Eiche schmetternd fällt er um!

Alle.

Entsetzen! O Entsetzen!

Ritter Flammberg

Auf jetzt, ihr Freunde!

Ritter Schauermann.

Gott hat gerichtet! Fort! Entfliehet!

Ritter Flammberg.

Schlagt drein!
Jagt das Gesindel völlig in die Flucht!

(die *Parthei des Burggrafen* entweicht, niemand bleibt, als *Georg von Waldstätten*, der über ihm beschäftigt ist.)

Der Graf vom Strahle (über den Burggrafen gebeugt.)

Freiburg! Was seh' ich? Ihr allmächt'gen Götter!
Du bist's?

Kunigunde.

Der undankbare Höllenfuchs!

Der Graf vom Strahle (faßt ihn bei der Hand.)

Was galt dir diese Jungfrau, du Unseliger?
— Was wolltest du mit ihr?

(Pause.)

Georg von Waldstätten.

Er kann nicht sprechen.
Blut füllt vom Scheitel quellend, ihm den Mund.

Kunigunde.

Laßt ihn ersticken drin!

Der Graf vom Strahle.

Mir unbegreiflich!
Ein Mensch, wie der, so wacker sonst, und gut.
— Kommt ihm zu Hulf', ihr Leute!

Ritter Flammberg.

Auf! Greift ihn an,
Und tragt ihn dort in jene Hütte hin.

Kunigunde.

In's Grab! Die Schaufeln her! Er sei gewesen!

Der Graf vom Strahle (zum Fräulein.)

Beruhigt eure regen Geister, Fräulein!
Wie er am Boden machtlos liegt gestreckt,
Wird er auch unbeerdigt euch nicht schaden.

Kunigunde.

Ich bitt' um Wasser!

Der Graf vom Strahle.

Fühlt ihr euch nicht wohl?

Kunigunde.

Nichts, nichts — Es ist — Wer hilft? — Ist hier kein Sitz?
— Weh mir! (sie wankt.)

Der Graf vom Strahle (mit Besorgniß.)

Ihr Himmlischen! He! Gottschalk! Hilf!

Gottschalk.

Die Fackeln her!

Der Graf vom Strahle.

Hier ist ein Sitz, mein Fräulein!
Kommt! Eure Hand! Gebt her! Hier lasst euch nieder.
(er führt sie auf einen Sitz.)
Wie fühlt ihr euch, sagt an? — Schafft Wasser, Gottschalk!
— Wie fühlt ihr euch? (er setzt sich bei ihr nieder.)

Kunigunde.

Gut, gut.

Der Graf vom Strahle.

Mich dünkt, ihr zittert?
Wollt ihr nicht das Gewand, das euch umschließt? —
Soll ich? —

Kunigunde.

Lasst, lasst. Es geht vorüber schon.

Der Graf vom Strahle.

So fühlt ihr euch ein wenig leichter jetzt?

Kunigunde.

Das Licht der Augen kehrt mir dämmernd wieder.

Der Graf vom Strahle.

Was war's, das so urplötzlich euch ergriff?

Kunigunde (mit einem schweren Seufzer.)

Ach! Mein grofsmüth'ger Retter und Befreier,
Wie nenn' ich das? Welch ein entsetzensvoller,
Unmenschlicher Frevel war mir zugedacht?
Denk' ich, was ohne euch, vielleicht schon jetzt,
Mir widerfuhr — hebt sich mein Haar empor,
Und meiner Glieder jegliches erstarrt.

Der Graf vom Strahle.

Wer seid ihr? Und was wollt' euch dieser Mann?

Kunigunde.

O mein erlauchter Herr, wie freu' ich mich!
Die That, die euer Arm vollbracht, ist keiner
Unwürdigen geschehen. Kunigunde,
Freifrau von Thurneck bin ich, dafs ihr's wifst:
Das süfse Leben, das ihr mir erhieltet,
Wird, ausser mir, mit Dank in Thurneck noch
Ein ganz Geschlecht euch von Verwandten lohnen.

Der Graf vom Strahle.

Ihr seid? — Es ist nicht möglich. Kunigunde
Von Thurneck, ihr?

Kunigunde.

So sagt' ich! Was erstaunt ihr?

Der Graf vom Strahle.

Nun denn, bei meinem Eid, es thut mir leid,
So kamt ihr aus dem Regen in die Traufe:
Denn ich bin Friedrich Wetter Graf vom Strahl.
(er steht auf)

Kunigunde.

Was! Euer Name? — Der Name meines Retters? —

Der Graf vom Strahle.

Ist Friedrich Strahl, ihr hört's. Es thut mir leid,
Dafs ich euch keinen bessern nennen kann.

Kunigunde (steht auf.)

Ihr Himmlischen! Wie prüft ihr dieses Herz?
(sie legt die Hände schmerzvoll vor das Gesicht.)

Gottschalk (heimlich zu Flammberg.)

Die Thurneck ist es? Hört' ich nicht?

Ritter Flammberg.

Sie ist's!
Es ist die Furie, die wir gesucht.
(Pause.)

Kunigunde.

Es sei. Es soll mir das Gefühl, das hier
In diesem Busen sich entflammt, nicht stören.
Ich will nichts denken, fühlen will ich nichts,
Als Unschuld, Ehre, Leben, Rettung — Schutz
Vor diesem Wolf, der hier am Boden liegt. —
Komm her, du lieber, goldner Knabe, du,
Der mich befreit, nimm diesen Ring von mir,
Es ist jetzt Alles, was ich geben kann:
Ernst lohn' ich würdiger, du junger Held,
Die That, die mich erlös'te, dir, die muth'ge,
Die mich vor Schmach bewahrt, die mich errettet,
Die That, die mich zur Seligen gemacht.
(der Knabe küsst ihr die Hand; sie wendet sich zum Grafen.)
Euch, mein Gebieter — Euer nenn' ich Alles,
Was mein. Was habt ihr über mich beschlossen?
In eurer Macht bin ich; was muſs geschehn?
Muſs ich nach eurem Rittersitz euch folgen?

Der Graf vom Strahle.

Mein Fräulein — es ist nicht eben allzuweit.
Wenn ihr ein Pferd besteigt, so könnt ihr bei
Der Gräfinn, meiner Mutter, übernachten.

Kunigunde.

Führt mir das Pferd vor!

Ritter Flammberg (zu Gottschalk.)

Fort, du!

Gottschalk (ab.)

Der Graf vom Strahle.

Ihr vergebt mir,
Wenn die Verhältnisse, in welchen wir —

Kunigunde.

Nichts, nichts! Wenn ihr mich liebt — Ich klagte nicht,
Müfst' ich auch gleich in eure Kerker wandern.

Der Graf vom Strahle.

In meine Kerker! Was! Ihr überzeugt euch —

Kunigunde (ihn unterbrechend.)

Drückt mich mit eurer Grofsmuth nicht zu Boden. —
Ich bitt' um eure Hand!

Der Graf vom Strahle.

He, Flammberg! Leuchte!
(er führt die Dame ab; Flammberg mit der Fackel folgt.)

Neunter Auftritt.

Der Burggraf von Freiburg (verwundet am Boden) *Georg von Waldstätten* (über ihm; zur Seite) *Die Köhler.*

Georg von Waldstätten.

Nimm hier von diesem Wasser, Max! Wie geht's dir?
Fühlst du ein wenig besser dich?

Burggraf von Freiburg (sie richten ihn auf, er trinkt.)

Ach, Georg.

Der erste Köhler (betrachtet ihn.)

Es scheint, er geht, wo alles Fleisch.

Der Zweite.

Sein Aug'
Ist dunkel, seine Nägel blau, wie Wachs. —

Georg von Waldstätten.

Sag' mir, o Max, eh' deine Seel' entweichet,
Wodurch hat dich dies Weib so schwer gereizt?

Wodurch hat sie so grimmig dich gereizt,
Daſs du solch eine That ihr angethan?

Burggraf von Freiburg.

O Georg! Wenn ich das sagen könnte —

Georg von Waldstätten.

Sag' es.

Burggraf von Freiburg.

Den Athem meiner ganzen Jugend gab' ich,
Um nur die sieben Worte auszusprechen.

Georg von Waldstätten.

Du hast jetzt eben dreizehn schon gesagt. —

Burggraf von Freiburg.

Ist sie hinweg mit ihm?

Georg von Waldstätten.

Du kanntest ihn?
— Es war der Graf vom Strahl, der sie befreit.

Burggraf von Freiburg.

Ist sie hinweg mit ihm?

Georg von Waldstätten.

Sie sind hinweg.
Er nahm sie mit sich auf sein Schloſs zum Strahl.

Burggraf von Freiburg (mit einem Seufzer.)

O Georg!

Georg von Waldstätten.

Was denkst du?

Burggraf von Freiburg.

Morgen liebt er sie,
Und übermorgen ist er mit ihr verlobt:
Und doch —

Georg von Waldstatten

Und doch —

Burggraf von Freiburg.

Und doch — ihm wäre besser,
Wenn er sich einen Erben will erzielen —

Georg von Waldstätten.

Wenn er sich einen Erben will erzielen?

Burggraf von Freiburg.

In einem Beinhaus freit' er eine Braut.

Georg von Waldstätten.

Du unbegreiflicher Prophet! Was weisst du?

Burggraf von Freiburg.

Ich will dir sagen, Freund. Ich war einst —

Georg von Waldstätten.

Nun? Du warst? —

Burggraf von Freiburg.

Tod starrt mir auf der Zung', ich kann nicht sprechen. —
Geht, fragt —

Georg von Waldstätten.

Wen?

Burggraf von Freiburg.

Fragt —

Georg von Waldstätten.

Nun, sprich! Wen soll ich fragen?

Burggraf von Freiburg.

Wie heisst die Zofe schon, die um sie ist?

Georg von Waldstatten.

Rosalie!

Burggraf von Freiburg

Fragt Rosalien, die mein' ich.
Und nun lasst mich zufrieden, es ist aus.

(er sinkt wieder zurück)

Georg von Waldstätten.

Kommt, laſst uns ihn in jene Hütte tragen.

(sie heben ihn auf und tragen ihn fort.)

Scene: Schloſs Wetterstrahl. Ein Gemach in der Burg.

Zehnter Auftritt.

Fräulein Kunigunde von Thurneck (am Putztisch, beschäftigt, die letzte Hand an ihren Anzug zu legen. Hinter ihr) *Rosalie.*

Kunigunde.

Mich dünkt, Rosalie, diese Locken sind
Zu zierlich hier. Was meinst du? Es ist nicht
Mein Wille, was die Kunst kann, zu erschöpfen.
Vielmehr, wo die Bedeutung minder ist,
Mögt' ich dich gern nachläſsiger, damit
Das Ganze so vollendeter erschiene.
Sieh, diesen Stein, der diesen Busch von Federn
Zusammenhält: gewiſs! er steht mir gut;
Er wirft den Glanz, den funkelnden, auf mich,
Doch streu' ich diese Haare über ihn,
So scheint es mehr, er nimmt den Glanz von mir:
Ihn selber, freilich, sieht man weniger,
Doch das Gemüth, das ihn verbarg, so mehr.

Rosalie.

Gewiſs! In manchem Sinne habt ihr Recht.
Da kömmt er, denkt man, übers Meer und bietet
Mit seinem Strahl sich an, und ihr verschmäht ihn:
Ihr werft ihn hin, wo man ihn kaum erblickt.
Das aber wuſst' ich nicht, daſs es euch mehr
Um das Gemüth zu thun ist, als die Stirn,
Auf die ihr mir befahlt, ihn aufzustecken.

Kunigunde.

Da hast du dich geirrt, Rosalie.
Die Kunst, die du an meinem Putztisch übst,
Ist mehr, als blos ein sinnereizendes

Verbinden von Gestalten und von Farben.
Das unsichtbare Ding, das Seele heifst,
Mögt' ich an Allem gern erscheinen machen,
Dem Todten selbst, das mir verbunden ist.
Nichts schätz ich so gering an mir, dafs es
Entblöfst von jeglicher Bedeutung wäre.
Ein Band, das niederhängt, der Schleif' entrissen,
Ein Strauſs, — was du nur irgend willst, ein Schmuck,
Ein Kleid, das aufgeschürzt ist, oder nicht,
Sind Züg' an mir, die reden, die versammelt
Das Bild von einem innern Zustand geben.
Hier diese Feder, sieh, die du mir stolz
Hast aufgepflanzt, die andern überragend:
Du wirst nicht leugnen, dafs sie etwas sagt.
Zu meinem Zweck heut beug' ich sie danieder:
Sie sagt nun, dünkt mich, ganz was Anderes.
Wenn mich der junge Rheingraf heut besuchte,
So lobt' ich, dafs du mir die Stirn befreit;
Doch weil's Graf Wetter ist, den ich erwarte,
So lafs ich diesen Schleier niederfallen;
Nun erst, nun drück' ich aus, was ich empfinde,
Und lehr' ihn so empfinden, wie er soll.
(sie steht auf)
Wer naht?

Rosalie.

Wo?

Kunigunde.

Draufsen von der Gallerie.

Rosalie.

Es ist —

Kunigunde.

Horch! — Rasch die Sachen weg, Rosalie.

Rosalie.

Was träumt ihr? Es ist niemand.

Kunigunde.

Niemand?

Rosalie.

Niemand

Der Windzug war's, der mit der Wetterfahne
Geklirrt.

Kunigunde.

Mich dünkt', es war sein Fufstritt.
— Nun, nimm die Sachen weg, Rosalie.

Rosalie.

Fürwahr! Sieht man in dieser Fassung euch,
Meint man — ich wag' noch nicht zu sagen, was?

Kunigunde.

Lafs das. Davon ein Andermal. —
(sie tritt wieder vor den Spiegel.)
Ach, Freundinn!
Wie vielen Dank bin ich dem Zufall schuldig,
Der dich auf dieses Schlofs hierher geführt.
Von allen Wünschen, sieh, die mich durch diese
Verhängnifsvolle Nacht begleiteten,
War dies der gröfseste — und er ist mir erfüllt

Rosalie.

Ihr nennt es Zufall! — Meine Iris war's,
Ich hab's euch schon gesagt, sie selbst leibhaftig,
Die Königinn der klugen Kammerzofen.
Als euch der Burggraf mir entrissen hatte,
Und ich, umirrend in der Finsternifs,
Nicht weifs, wie ich den Fufstritt wenden soll,
Zeigt gegenüber, matt verzeichnet, sich
Ein zarter Mondscheins-Regenbogen mir.
Ich kann nicht sagen, wie mich dies erfreute.
Durch seine Pfort ermuntert geh' ich durch,
Und steh', am Morgen, vor dem Schlofs zum Strahle.

Kunigunde.

Ich will ihr einen Götter-Tempel baun. —
Ach, Theuerste! Kannst du mir sagen, was
Aus diesem Wüthrich mag geworden sein?
Wir liefsen bei den Kohlern ihn zurück.
Lebt er? — Sag' an.

Rosalie.

Wenn Wünsche tödten könnten,
So sagt' ich: nein. — Ich weiſs es nicht, mein Fräulein.

Kunigunde.

Geh, und erkund'ge dich danach. — Die Ruhe
Ist meinem Busen fremd, bis ich es weiſs.

Rosalie.

Der alte Knecht, der eben noch im Hofe
Den Vorfall meldete, versicherte,
Er würde nimmer wieder auferstehn.

Kunigunde.

Kannst du mir sagen: er ist todt, Rosalie:
Die Lippen sind auf ewig ihm geschlossen —
Jedwedes Wort der Botschaft will ich dir
Mit einer Perle, wie ein König, lohnen. —
(indem sie zum Fenster geht und es öffnet.)
Hast du mir Alles dort zurecht gelegt?
Urkunden? Briefe? Zeugnisse?

Rosalie (bei dem Putztisch.)

Hier sind sie.
In diesem Einschlag liegen sie beisammen.

Kunigunde (nimmt eine Ruthe von draufsen herein und betrachtet sie.)
Gieb mir doch —

Rosalie.

Was, mein Fräulein?

Kunigunde (lebhaft.)

Schau, o Mädchen!
Ist dies die Spur von einem Fittig nicht?

Rosalie (indem sie zu ihr geht.)
Was habt ihr da?

Kunigunde.

Leimruthen, die, ich weiſs
Nicht, wer? an diesem Fenster aufgestellt.
Sieh, hat hier nicht ein Fittig schon gestreift?

Rosalie.

Gewifs! Da ist die Spur. Was war's? Ein Zeisig?

Kunigunde.

Ein Finkenhähnchen war's, das ich vergebens
Den ganzen Morgen schon herangelockt.

Rosalie.

Seht nur dies Federchen. Das liefs er stecken.

Kunigunde (gedankenvoll.)

Gieb mir doch —

Rosalie.

Was, mein Fräulein? Die Papiere?

Kunigunde (lacht und schlägt sie.)

Schelmin! — Die Hirse will ich, die dort steht.

Rosalie (lacht und geht und holt die Hirse.)

Eilfter Auftritt.

Ein Bedienter (tritt auf.) *Die Vorigen.*

Der Bediente.

Graf Wetter und die Gräfinn, seine Mutter,
Wenn ihr erlaubt, mein Fraulein.

Kunigunde (wirft Alles aus der Hand.)

Fort jetzt, Rosalie! —
(zu dem Bedienten.)
Ich bin bereit, die Würd'gen zu empfangen.

Rosalie und *der Bediente* (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Der Graf vom Strahle, Gräfinn Helena, (treten auf.) *Fräulein Kunigunde von Thurneck.*

Kunigunde (geht der Gräfinn verbindlich entgegen.)

Verehrungswürd'ge! Meines Retters Mutter!
Wem dank' ich, welchem Umstand', das Vergnügen,
Dafs ihr mir euer Antlitz schenkt, dafs ihr
Vergönnt, die theuren Hände euch zu küssen?
(sie küfst ihr die Hand.)

Gräfinn Helena.

Mein Fräulein! Ihr demüthigt mich. Ich kam,
Um eure Stirn zu küssen, und zu fragen,
Wie ihr in meinem Hause euch befindet?
(sie küfst ihr die Stirn.)

Kunigunde (küfst ihr die Hand noch einmal.)

Recht gut. Ich fand hier Alles, was ich brauchte.
Ich hatte nichts von eurer Huld verdient,
Und ihr besorgtet mich, gleich einer Tochter.
Wenn irgend etwas mir die Ruhe störte,
So war es dies beschämende Gefühl;
Doch ich erhoffte nur den Augenblick,
Um diesen Streit in meiner Brust zu lösen.
(sie wendet sich zum Grafen.)
Wie steht's mit eurer linken Hand, Graf Friedrich?

Der Graf vom Strahle.

Mein Fräulein! Dafs ihr danach fragt, vergebt mir,
Ist mir empfindlicher, als ihre Wunde.
Ich glaub', der Sattel war's, an dem ich mich
Geschicklos stiefs, da ich vom Pferd' euch hob.

Gräfinn Helena.

Ward sie verletzt?

Kunigunde.

Es fand sich, als wir hier
Dies Schlofs erreichten, dafs sie blutete.

Die Hand selbst, seht ihr, hat es schon vergessen,
Wenn es der Burggraf war, dem ich im Kampf
Dies Blut gezahlt, so kann ich wirklich sagen,
Schlecht war der Preis, um den er euch verkauft.

Kunigunde.

Ihr denkt von seinem Werthe so — nicht ich.
(indem sie sich wieder zur Mutter wendet.)
— Doch wie? Wollt ihr euch, Gnädigste, nicht setzen?
(sie holt einen Stuhl; der Graf bringt die andern. Sie lassen sich sämmtlich nieder.)

Gräfinn Helena.

Wie denkt ihr über eure Zukunft, Fräulein? —
Habt ihr die Lag', in die das Schicksal euch
Versetzt, bereits erwogen? Wißt ihr schon,
Wie euer Herz darin sich fassen wird?

Kunigunde (bewegt.)

Verehrungswürdige und gnad'ge Gräfinn,
Die Tage, die mir zugemessen, denk' ich
In Preis und Dank, in immer gluhender
Erinnrung dess, was jungst für mich geschehen,
In unauslöschlicher Verehrung eurer,
Und eures Hauses, bis auf den letzten Odem,
Der meiner Brust entschlüpft, wenn's mir vergönnet ist,
In Thurneck, bei den Meinen, hinzubringen.
(sie weint.)

Gräfinn Helena.

— Wann denkt ihr zu den Euren aufzubrechen?

Kunigunde (mit unterbrochener Stimme.)

Ich wunsche — weil die Guten mich erwarten,
— Wenn's sein kann, morgen — oder mindestens —
In diesen Tagen abgefuhrt zu werden.

Grafinn Helena.

Bedenkt ihr auch, was dem entgegensteht?

Kunigunde.

Nichts mehr, Ehrwürdigste, wenn ihr mir nur
Erlaubt, mich offen vor euch zu erklären.

(sie kußt ihr die Hand; steht auf, holt die Papiere, und tritt damit vor dem Grafen vom Strahle.)

Nehmt dies von meiner Hand, Herr Graf vom Strahl.

Der Graf vom Strahle (steht auf.)

Mein Fräulein! — Kann ich wissen — was es ist?

Kunigunde.

Die Documente sind's, den Streit betreffend,
Um eure Herrschaft Stauffen, die Papiere,
Auf die ich meinen Anspruch gründete.

Der Graf vom Strahle.

Mein Fräulein, ihr beschämt mich, in der That.
Wenn hier dies Heft, wie ihr zu glauben scheint,
Ein Recht begründet: weichen will ich euch,
Und wenn es meine letzte Hütte galte.

Kunigunde.

Nehmt, nehmt, Herr Graf vom Strahl! Die Briefe sind
Zweideutig, seh' ich ein, der Wiederkauf,
Zu dem sie mich berechtigen, verjährt:
Doch wär' mein Recht so klar auch, wie die Sonne,
Nicht gegen euch mehr kann ich's geltend machen.

Der Graf vom Strahle.

Niemals, mein Fräulein, niemals, in der That!
Mit Freuden nehm' ich, wollt ihr mir ihn schenken,
Von euch den Frieden an; doch wenn auch nur
Der Zweifel eines Rechts auf Stauffen euer,
Das Document hier nicht, das ihn belegt!
Bringt eure Sache vor bei Kaiser und Reich,
Und das Gesetz entscheide, was sie werth sei.

Kunigunde (zur Gräfinn.)

Befreit denn ihr, verehrungswürd'ge Gräfinn,
Von diesen leid'gen Documenten mich,

Die mir in Händen brennen, widerwärtig
Zu dem Gefuhl, das mir erregt ist, stimmen,
Und mir auf Gottes weiter Welt zu nichts mehr,
Lebt ich auch Sarahs Alter, helfen konnen.

Gräfinn Helena (steht gleichfalls auf.)

Mein theures Fräulein! Eure Dankbarkeit
Fuhrt euch zu weit. Ihr könnt, was eurer ganzen
Familie angehört, in einer flüchtigen
Bewegung nicht, die euch ergriff, veräussern.
Nehmt meines Sohnes Vorschlag an, und lafst
In Wetzlar die Papiere untersuchen;
Versichert euch, ihr werdet werth uns bleiben,
Man mag auch dort entscheiden, wie man wolle.

Kunigunde (mit Affect.)

Der Anspruch war mein Eigenthum, Frau Gräfinn!
Ich brauche keinen Vetter zu befragen,
Und meinem Sohn vereib' ich mein Gefuhl.
Wie man in Wetzlar spricht, gilt mir gleichviel,
Hier diese Brust, sag' ich, entscheidet so.

(sie zerreifst das Document und lafst es fallen.)

Gräfinn Helena.

Mein liebes, junges, unbesonnenes Kind,
Was habt ihr da gethan? — — Kommt her,
Weil's doch geschehen ist, dafs ich euch küsse.

(sie umarmt sie.)

Kunigunde (indem sie noch an dem Busen der Gräfinn liegt, und sich die Augen wischt.)

Ich will, dafs dem Gefuhl, das mir entflammt
Im Busen ist, nichts furder widerspreche!
Ich will, die Scheidewand soll niedersinken,
Die zwischen mir und meinem Vetter steht!
Ich will mein ganzes Leben ungestört
Verbringen, ihn zu preisen, ihn zu lieben.

Gräfinn Helena (gerührt.)

Gut, gut, mein Töchterchen. Es ist schon gut. —
Ihr seid zu sehr erschüttert.

Der Graf vom Strahle.

— Ich will wünschen,
Dafs diese That euch nie gereuen möge.

Gräfinn Helena.

Kommt! Sammelt euch. — Wollt ihr euch niederlassen?
Begehrt ihr an die freie Luft hinaus?

Kunigunde.

Lafst, lafst! S' ist schon vorüber.
(sie fafst sich und trocknet sich die Augen.)
Wann wird es mir
Erlaubt nun sein, nach Thurneck aufzubrechen?

Gräfinn Helena.

Wann ihr es wünscht. Mein Sohn wird euch begleiten.
Ihr habt blos, ihm die Stunde zu bestimmen.

Kunigunde.

So sei's — auf morgen denn!

Gräfinn Helena.

Was! Morgen schon!
Wollt ihr nicht ein Paar Tag', mein liebes Kind,
Bei uns verweilen? Wir wollen Boten schicken,
Die eure würd'gen Vettern beim beruhigen.

Kunigunde.

Ich sehne mich an ihre Brust zurücke.
Wenn's mir vergönnt ist —

Gräfinn Helena.

Gut, gut. Wie ihr wollt.
So mögt ihr, mit der Morgendämmrung, reisen.

Kunigunde.

Erlaubt, dafs ich, auf einen Augenblick
Mich jetzt —

Gräfinn Helena.

— Geht, geht! Wir werden euch zu Tisch doch sehn?

Kunigunde (mit einer Verbeugung.)

Ich hoff's. Sobald mein Herz sich sammelte,
Hab' ich das Glück, euch wieder aufzuwarten.

(ab; die Grafinn giebt ihr die Hand und begleitet sie bis an ihr Zimmer.)

Dreizehnter Auftritt.

Der Graf vom Strahle. Gräfinn Helena.

Der Graf vom Strahle.

So wahr, als ich ein Mann bin, die begehr' ich
Zur Frau!

Gräfinn Helena.

Nun, nun, nun, nun!

Der Graf vom Strahle.

Was! Nicht?

Du willst, dafs ich mir eine wählen soll;
Doch die nicht? Diese nicht? Die nicht?

Gräfinn Helena.

Was willst du?

Ich sagte nicht, dafs sie mir ganz misfällt.

Der Graf vom Strahle.

Ich will auch nicht, dafs heut' Vermählung sei.

Gräfinn Helena.

Lafs uns die Sach' ein wenig überlegen.

(ab.)

Der Vorhang fällt.

IV Fragmente über William Shakespear.

(Aus Adam Müllers Vorlesungen über die dramatische Kunst.)

I. Prolog.

Shakespear im Prolog zum Leben und Tode seines Lieblings, König Heinrich des Fünften, mit dem die Reihe der ritterlichen Könige von England sich schlofs, spottet über sein Unternehmen, diesen colossalen Menschen, und seine Thaten in Frankreich und England, zusammengedrängt in den Raum weniger Jahre — dies alles auf den engen Bretern darzustellen. Um wie vielmehr möchte der Beschreiber Shakespears und seiner dramatischen Thaten auf eine ähnliche Weise sich selbst und seine Absicht verspotten, wenn er der Schwere und der Hoheit nur eines einzigen seiner Werke gedenkt. Indefs sei für die nicht zu umgehende Darstellung, Shakespear selbst in Heinrich V. das Muster: möge es uns im kleinen gelingen, wie ihm im grofsen, dem allzureichen Stoff, einzelne erhabne und tiefgreifende Eigenthümlichkeiten abzugewinnen, und aus der ehrwürdigen Reihe seiner Werke — die einen Kreis darstellen, in dem der Betrachter ohne Ende vom Letzten wieder zum Ersten hingetrieben wird, und immerfort eilen muls und verweilen, beides zu gleicher Zeit — aus dieser Reihe das zu ergreifen, was unsre Schicksale, und unser Leben möchte ich sagen, am sichersten und dauernulsten in die hohe Natur dieses Meisters verwebt. Denn die Zeit und das Urtheil über die Schönheit und die Kunst, ist endlich dahin gediehen, dafs wir unsere Ehrfurcht vor den Alten, unsere Treue gegen unsere Lehrer, die Griechen, und unsre Liebe für unsre Freunde, die Modernen, nicht besser ausdrücken können, als indem wir den gewaltigsten und reichsten Künstler auf den Richterstuhl setzen und darüber einig werden, Maas und Richtschnur für die übrigen in ihm zu finden. Gemeine Regeln für das Handwerk der Poesie, und für den poetischen Calcul, lassen sich aus ihm nicht herleiten; nachahmen läist er sich gar nicht: aber ein Ergriffenwerden von ihm, ein Fortgerissenwerden in den hohen Schwung des Lebens, in die ächte Freiheit von allen drückenden, beengenden Formen — das giebt es wohl. Deshalb weil er nothwendig ist in allen Werken wie die wirkende Natur, und doch ohne Spur von Fesseln und Regelzwang; deshalb weil er frei, unendlich frei ist, und doch die kleine Stelle noch erst aufgefunden werden soll, wo er etwa willkührlich oder übermüthig im Mifsbrauch der Freiheit erscheinen möchte: deshalb, weil er mit derselben Hand die Natur zu erforschen und sie künstlerisch zu erzeugen scheint, weil er den Monolog der sinnenden, nach einem Zwecke strebenden kunst, mit dem unendlichen Dialog der spielenden, wechselnden, ewig beweglichen Natur in seiner höhern dramatischen Person vereinigt, wie keiner mehr, deshalb mufs mit ihm, wie spät auch im Laufe der Zeiten seine irdische Erscheinung fällt, wie

grofse Helden der Bühne auch schon vor ihm hergegangen seien, die Geschichte der dramatischen Poesie beginnen.

II. Bearbeiter und Übersetzer.

Es bedarf keiner Erinnerung, dafs die deutschen abkürzenden Bearbeitungen der Werke des Dichters, die hin und wieder noch auf unsern Bühnen spuken, alle das characteristisch Grofse und den eigenthümlichen Genius Shakespears verläugnen, und zu weiter nichts dienen, als dem Gedachtnifs den fremdklingenden Namen von Zeit zu Zeit zurückzurufen, und an ihrer verrenkten, verhunzten Schönheit sogar uns die Armseligkeit der Poesien merken zu lassen, mit denen wir uns Jahr aus Jahr ein begnugen. Der philosophirende Candidat, den wir unter dem Namen des Hamlet, der kindische Alte, den wir unter dem Namen des Lear zu erhalten pflegen, die Anstandigkeiten und die weltliche Gerechtigkeit, die ungeschickte Hande den ehrwurdigen aller seiner Thaten und Zwecke wohl bewufsten Geist ausüben lassen, konnen in wohlgearteten Gemüthern nur ein wehmüthiges Gefühl über unsren Kleinmuth und unsre krankliche Reizbarkeit erwecken. — Die Vorschläge zu einer Bearbeitung des Hamlet, im Wilhelm Meister, in sofern sie nur dienen sollen, die unergründliche Tiefe des Werkes spüren zu lassen, sind sinnreich, zart, und das schönste was über den Shakespear gesagt worden: in sofern eine wirkliche Bearbeitung versprochen, und deshalb die poetische Zerlegung vorgenommen wird, Gothes unwürdig. Wozu denn überhaupt bearbeiten? Wozu sollen sich denn diese Riesenwerke nach unsern kleinen Brettergerüsten bequemen? Kommt es der Bühne, die einmal doch nichts Besseres vermag, kommt es ihr nicht zu, sich nach ihnen, kommt es dem ausgearteten Gesellen und Kinde nicht zu, sich vielmehr nach dem Vater und Meister zu bequemen? Oder ist das Kind etwa zu sehr mit deutschem Brei und französischen Confituren verwöhnt, es soll erst allmählich in den Geschmack der Kraftspeisen hineinkommen? Gut, so gebt ihm irgend eine andre Mittelspeise! der alte Vater kann es abwarten an seiner reichen, vollen Tafel: die Zeit wird schon wieder zu ihm zurück mussen. Befördre nur Niemand ohne Noth die Täuschung, dafs wir schon bei ihm wären, und dafs er schon würdig erkannt und bewundert sei. —

Unter allen Übersetzungen des Dichters, ragt eine einzige so weit hervor, dafs neben ihr von den übrigen die Rede nicht sein kann, und dieses ist, mit Stolz sei es gesagt, eine deutsche: es ist August Wilhelm Schlegels Übersetzung der einen Hälfte der Shakespearschen Dramen, im Rythmus und im Geiste des Originals. Hätte der Fleifs vollendet und retouchirt, was das Genie so siegreich begonnen, so würde der grämlichste Pedant einsehn müssen, was die Bessern fühlen, dafs nemlich durch diese Übersetzung Shakespear auf ein halbes Jahrhundert hin, Eigenthum der deutschen Nation geworden sei: so lange müssen die andern leben, bis sie und ihre Sprachen einer gleichen Aneignung fähig sind.

England selbst hat freilich noch eine Art von altem, bestaubten und verrosteten Nationalgottesdienst des Shakespear, der aber leider nicht einmal mehr mächtig genug ist, um Kotzebues Pizarro und andres ähnliches Raubgesindel des Auslands zu verscheuchen. Die brittische Bewunderung des Shakespear reducirt sich zuvörderst auf einen alten, feisten, treuen, hartnäckigen Glauben, den er indefs mit Milton, Pope, Locke, und wie sie heifsen mögen, theilen mufs, wie denn überhaupt die Britten, aus übrigens sehr ehrenwerthen Motiven, ihre National-Autoritäten gleichsam in Masse, in Pausch und Bogen zu respectiren pflegen: Shakespear hat indefs mit ihrer neuern National-Literatur wenig genug zu schaffen, und wenn auch das Land, das diesen Colofs zu gebähren und zu tragen wagen durfte, immer neue Beweise der alten, mit Weisheit bewahrten Kraft giebt, wenn es auch noch in seinem Blute den Shakespear bewahrt, so sind doch nicht weiter Kinder seines Geistes in Sprache ans Licht gekommen. Der Spektakel erfreut den brittischen Pöbel noch bis heute, das ist wahr; die brittischen Kritiker erschöpfen sich, indem sie die s. g. Auswüchse der Phantasie verwerfen, noch bis heute im Lobe seiner Naturwahrheit, der, wie sie es nennen, psychologischen Unergründlichkeit dieses Autors — aber für den ganzen Meister fehlt, wenn nicht das Herz, doch das Auge und die Beweglichkeit, die Empfindbarkeit der Phantasie. Wenn Bauern oder andre gemeine Leute, in der Nähe einer pittoresken Naturschönheit wohnen, die sie den poetischen Reisenden oft zu zeigen genöthigt sind, dann entsteht bei ihnen eine Art mechanischen Glaubens, dafs das Ding, der Fels, oder das Thal wirklich schön sei, ob sie sich gleich im Innern keinen Grund anzugeben wissen, warum ein frisch gepflügter Acker nicht noch schöner sein sollte. Dabei kann ich mich nicht enthalten, an den gewöhnlichen Engländer zu denken, den ein Deutscher über den Shakespear zur Rede stellt.

Es hat vieles Geschwätz über Shakespear dies- und jenseits des Meeres gegeben: aber noch niemand hat sein Recht bewiesen, von Auswüchsen des Genies, von Fehlern und Ausschweifungen in den Werken des Dichters zu reden; und so kommt den Geschöpfen des Augenblicks nichts weiter zu, als sich gläubig, anschauend und sinnend an den Busen des alten Meisters hinzulegen, jeden Zug seiner Wimpern, jedes leise Rühren seiner Lippen fromm und demüthig zu belauschen, sich hinzugeben und leiten zu lassen, im ganzen Sinne des Worts. —

III. Anatomie des Dramas.

Sollte es uns, da wir ins Innere der Werke Shakespears einzugehen unternehmen, nicht vielleicht gehen wie dem Zergliederer seiner Freuden in der herrlichen Göthe'schen Fabel. Dieser sah im Sonnenschein über dem Bache eine Libelle flattern, und ihren Leib und Flügel in tausend Farben spielen. Er verfolgte, er haschte sie, und da er sich nun recht dem Genusse dieses Glanzes überlassen will, sieht er — ein traurig dunkles Grau. — Sollte es also überhaupt nicht gerathner sein, der Poesie ihr

freies Leben zu lassen, dem Spiel ihrer Farben und Bewegungen zu folgen, nie sie haschen, sie festhalten zu wollen, sondern lieber sich selbst von der allgemeinen Bewegung ergreifen zu lassen, und als Libelle mit ihr fortzuflattern? — Worin versah es denn wohl jener Zergliederer seiner Freuden? — Dass er die Libelle festhielt, und da er die Farben vermisste, die ihn vorher bezaubert hatten, sie wegwarf. — Wie aber, wenn er die netzförmigen Flügel, den spiegelnden Körper in seinen Fingern vorsichtig betrachtete, ihr dann die Freiheit gab und das Farbenspiel von neuem verfolgte! würde sie ihn dann nicht noch mehr ergötzt haben als vorher? — Das eben ist der Tod aller Freude überhaupt, dass man sie indessen festhalten, besitzen, verschlingen will. Der Reisende sieht an einem Frühlingsabende zuerst den Golf von Neapel, und sicher ist die erste Wirkung des Zaubers dieser liegend auf ihn, der Wunsch, sich dort anbauen zu können, dort zu leben, und sein Leben zu beschliessen vielleicht. Setzen wir, sein Wunsch würde gewährt, und diese grössere Libelle erhascht, so würde kaum der Sommer gekommen sein, als vom Vesuv und von Capri, vom Posilipo und vom Meere auch nichts mehr übrig sein, als ein traurig dunkles Grau, und die Sehnsucht anders wohin. — Wie oft flattern gleichergestalt Erinnerungen der Knabheit oder einer bessern Zeit im schönsten Farbenspiele vor unserer Seele! wie möchten das alles erneuern, noch einmal, und es drängt uns nach der Gegend hin, oder zu den Personen zurück, an welche die Erinnerung sich so innig befestigte. Wir sind bei ihnen, wir glauben das alte Glück erhascht zu haben, wir pressen unserm Herzen einige sonnliche Gefühle ab, aber finden nicht was wir suchten, die Farben sind verschwunden, nichts bleibt als wieder — ein traurig dunkles Grau! was uns damals bezauberte, war ein schöner Accord: wir mögen einen einzelnen hervorklingenden Ton uns noch so oft wiederholen; die andern Töne, also die ganzen harmonischen Zauberreize jener Stunde wollen nicht zurückkehren; entweder ist unser Herz nicht in freier Bewegung und Klange wie damals, oder aus der Umgebung ist irgend eine Person, ein Wort, ein Lichtstrahl vielleicht verschwunden, der wesentlich zum Ganzen gehörte. — Sollen wir aller Erinnerung aber deshalb entsagen, nie bei schönen Stellen der Vergangenheit verweilen? Und wird auch der Landschaftsmaler zu tadeln sein, der die Ufer des Golfs von Neapel nach allen Richtungen durchstreift, und alle verborgenen Stellen jenes Paradieses erforscht? — Untersuchen — ist noch nicht festhalten, in Besitz nehmen und unterjochen. — So geht es uns in der Betrachtung der Werke des Shakespear: hundert sogenannte Kritiker sind vor uns hergegangen, denen wir nicht folgen möchten, weil sie die Dramen des Shakespear wie Libellen gejagt und eingefangen haben, gleichsam wie Schmetterlinge und Käfer, in einer Naturaliensammlung an die Nadel gesteckt, und aufs höchste nach Gattungen und Classen geordnet haben: Macbeth? so heisst es — geht den Kasten her mit den Usurpatoren und den Verbrechern aus Ehrsucht, Wallenstein, Richard und Clavigo warten schon auf seine Gesellschaft. König Lear? das Mikroscop her: Undankbarkeit, nichts als Undankbarkeit. Othello? Eifersucht u. s. f. Und so wird höchstens an den einzelnen Objecten die Weisheit Shakespears ihres Schöpfers bewun-

dert und seine Zweckmäßigkeit; hie und da die Ähnlichkeit eines Flügels, eines Beins, aus Homer, Sophokles, Virgil und Ovid herbeigeholt, aber vom ehemaligen hohen und stolzen Leben bleibt nichts zurück, als verwitternde Farben und der Geruch der Verwesung. — Ich fordre Sie auf die erste beste Ausgabe des Shakespear zu fragen, ob ich übertreibe, und ob Johnson, Steevens, und besonders der unglückliche, bemitleidenswürdige Warburton, außer nützlichen Bemerkungen über Sprache und Geschichte, für den Dichter Shakespear je etwas mehreres, als das hier beschriebene gethan haben. — Auch wir wollen die Libelle erhaschen, das Gewebe der Adern und den geheimnißvollen Bau betrachten; sie dann ihrer ewigen Freiheit zurückgeben, und mit höherem Genuß ihrem Farbenspiel folgen, so weit unsre Augen tragen. —

IV. Sommernachtstraum und Wintermährchen.

Die Jahrszeiten sind in Unordnung gerathen: Kälte und Stürme herrschen um Johannistag, Irrthümer und Mißverständnisse plagen die Menschen, und der Winter der Eifersucht meldet sich, da es mitten im Sommer ist, im Reiche der Liebe. Der Dichter durchträumt die unordentliche Zeit auf der Bühne, und da er erwacht, beströhlt ihn der beruhigte Äther wieder. Im Geisterreiche, am Johannistage, hat sich ein Zwiespalt entsponnen: die Elfenherrscher Oberon und Titania zanken um den Besitz eines schönen Knaben, den Titania im Indus gefunden, und unmittelbar durchdringt den Streit die Natur, das Wetter kehrt sich um, die Pflanzen spüren es, und was vom Menschengeschlechte der Liebe huldigt, was durch Liebe in das Leben der Blumen und Wälder verwachsen und verwebt ist, wird geplagt und gerecht. Die germanisch-romantische Zeit war aus den Wäldern gekommen; Eichenhaine waren ihre ursprünglichen Tempel, daher blieb sie immer im Reiche des Lebens den Pflanzen näher, als den Thieren. Was von der griechischen und römischen Heiden Gottesdienst und Mythologie zur Wissenschaft germanischer Völker kam, erhielt unter den Händen dieser Völker gewissermaßen einen Blumen-, einen Waldgeruch. Immer ist es, als würde es betrachtet durch einen dichten Vorgrund von Laub und Grüne. Daher begriffen sie unter allen Göttern der Heiden am besten Dianen, die Göttin des Mondes, der Nacht und der Jagd. Bei Nacht, wenn die Thierwelt untergangen und das Leben der Pflanzen üppiger und duftiger herausstritt, regte sich das poetische Leben der germanischen Menschheit vornehmlich. Daher der träumerische Character ihrer Fabeln, der besonders hervorschimmert aus den beiden vornehmlichsten Gattungen der modernen Poesie, der Romanze und dem Mährchen: daher die vielen wunderbaren Allegorien des Todes, die, von christlicher Aussicht auf Wiedergeburt und Auferstehung gemildert, an alle Wollust, an allen Genuß des Lebens, geknüpft wurden. — Unter dem Schutze der Nacht buhlt das Vergangene mit dem Zukünftigen, und so haben die Götter und Genien früherer Zeiten alle Zutritt und erscheinen, nur etwas blasser gefärbt, gegen die Sonnenklarheit der griechischen Welt, nun gleichsam vom Monde beschienen. —

Von allen Werken des Shakespear trägt dieses frühreste am meisten den Character der Zeit, es ist Mährchen, Romanze und Drama zugleich, und deshalb für das Studium der romantischen Poesie das lehrreichste. Das spätere Drama: Wie es Euch gefällt, ist ihm am nächsten verwandt; auch in diesem schwelgt germanisches Leben, aber dort ist es nur schöne Erinnerung, denn der Dichter ist schon weit hinaus gewachsen über seine Zeit. Im Sommernachtstraum lebt er noch kindlich darin, schlüpft wie eine Elfe in Blumen gebettet, spukt mit dem lustigen Kobolt durch die feuchten Nebel umher, und necht die Kinder der eignen Phantasie, und zwingt sein eignes Gewerbe, unter der lustigen Gestalt poetisirender, theatralischer Handwerker, in die tolle Verwichlung hinein. Er verlegt die Scene nach — Athen, läßt den Theseus als König auftreten, sich mit der Hippolyta vermählen, und Elfen und Kobolde in dem nahgelegenen Walde ihr Wesen treiben. Doctor Johnson und Meister Warburton schütteln mit dem Kopfe und schelten, daß er die Geschichte, die Zeitläufte nicht wahr nimmt, daß er die alte und neue Zeit durcheinander wirft. Shakespear kann nicht begreifen: warum nicht? Es gefalle ihm nun einmal in Athen, warum er denn Alt-England zu Hause lassen soll, wenn er in Griechenland spielen wolle, er habe nun einmal alle seine Phantasien und Spielsachen mitgebracht dorthin. „Er verletze aber das Costum, meinen die beiden grämlichen Schulmeister!" der Dichter antwortet: „es möge gegen Theseus Costum immerhin sein, gegen Shakespears aber sei es gewiß nicht." Wir wollen dies Gespräch lieber abbrechen, damit die deutschen Schauspieldirectoren es nicht hören und mit den englischen Kritikern gemeinschaftliche Sache machen. Denn schon längst ist es dahin gekommen in Deutschland, daß die meisten Theaterdirectoren nichts mehr sind, als eine hohlere Potenz des Theaterschneiders: in historischen Dramen will man vor allen Dingen den Helden sehn, wie er gelebt und gelebt hat, auf welchen Stühlen er gesessen, und wie er die Kniegürtel gebunden: man verlangt vornehmlich Sittengemälde alter Zeiten, um beiher doch spielweis in der Historie zu profitiren. Aber wenn sich der Dichter offenbart schwebend über, lebend in aller Zeit überhaupt; oder in anscheinender Verwirrung, wie Thiere und Wälder um den Orpheus, sich die entlegendsten, widerstrebendsten Naturen friedlich um seine Leier lagern, dann kommen die gelehrten Leute und weisen Naturforscher und schelten über den Widerspruch und beweisen uns, daß nun einmal der Wolf und das Lamm nicht so in der Natur neben einander gefunden würden, daß die Kanonen zur Zeit der Zerstörung Trojas noch nicht im Gebrauch gewesen u. s. f. Kurz, wenn etwas Ausserordentliches geschieht, so haben sie nur das eine dagegen einzuwenden, daß es nicht gemein sei: wenn historischer Krem und Stammbäume und Jahrzahlen nicht mehr angezogen werden sollen, so ist ihre Kritik am Ende. So sind in der englischen Literatur die weitläuftigen, albernen Untersuchungen über die Frage entstanden, ob Shakespear auch gelehrt gewesen sei? Gern, sehr gern wollen wir mit der Majorität der Gelehrten antworten Nein und abermals Nein! Aber wenn es darauf ankommt, dich Meister Warburton mit Haut und Haar, mit dem zartesten und besten, mit dem Bouquet, mit der Quintessenz deiner Gelehrsamkeit beiläufig,

nebenherlaufend zur Ergetzung neben tausend andern, größern und bessern, gelebten und ungelebten darzustellen, auf die Bühne des Lebens zu bringen, deinem Leben Sinn und Bedeutung zu geben, wie du nie an die befunden — dann und dazu ist Shakespear der Mann. Shakespear soll nicht gelebt sein, damit solcherlei Personen wie du, ihn auch nicht einen Augenblick für dieses gleichen halten können. Kehren wir zum Sommernachtstraum nach einer Abschweifung zurück, die nothwendig war, wenn die reizenden und erhabenen Spiele eines künstlichen Dichters aus einer allklugen, schulmeisternden Zeit herausgehoben werden sollen. —

Elizabeth, nahe dem Greisenalter, schlug noch immerfort alle Freier aus, und hatte beschlossen als königliche Jungfrau zu sterben. Der Dichter läßt Amorn einen seiner gewaltigsten, spitzigsten Pfeile auf ihren Busen richten, der feuchte Strahl des Mondes, des schutzgeistes der Keuschheit thut seinen Flug, die königliche Brust bleibt unverletzt, der Pfeil sinkt in eine kleine Blume, in England Lieb im Müssiggang genannt, die in Deutschland unter dem Namen Stiefmütterchen bekannt ist. Wessen Augen im Schlummer mit dem Saft dieser Blume befeuchtet werden, der entbrennt in Leidenschaft gegen den ersten Gegenstand, der beim Erwachen ihm vor die Augen tritt. — Die Wirkung dieses Zaubermittels vollendet die Verwirrung der ganzen Natur, deren erste Veranlassung der Streit zwischen Oberon und der Titania gewesen war, und sie dient eine reizende und sinnreich ausgedachte Galanterie gegen seine Königin zum Erklärungsgrund der wunderbaren Aeusserungen monologisirender Liebe, die der Dichter mit unergründlichem Ironie und Zierlichkeit darzustellen weiss, wie sie denn auch damals schon in der Wirklichkeit überhand nehmen mochte. Lassen Sie uns die einfachen Mittel erwägen, die der Dichter gebraucht, um eine Intrigue zu Stande zu bringen, die es mit den höchsten Mustern dieser Art, deren wir seit Erwähnung des großen spanischen Meisters Calderon gedachen werden, aufnehmen kann.

Zwei Mädchen in Athen, eine schlanke Blondine Helena und eine kleine Brunette Hermia, beide zusammen erwachsen einer Doppelblume gleich, zum Schein getrennt, doch in der Trennung Eins, zwei beide Herzen einem Stiel entwachsen, dem Scheine nach zwei Körper doch ein Herz — fallen in die Netze der Liebe: die Helena liebt den Demetrius, die Hermia den Lysander. Demetrius wird der schlanken Helena untreu, sein Herz wendet sich der Hermia herüber, und seine Werbung wird vom Vater der braunen Hermia begünstigt. So verwandeln sich zwei gegenseitige Leidenschaften in zwei einseitige und eine gegenseitige: Helena liebt den Demetrius, Demetrius die Hermia, die Hermia den Lysander, der sie wieder liebt, dem aber ihr Vater entgegen ist. Hermia und Lysander fliehen aus Athen; Helena verräth die Flucht dem Demetrius, um seine Liebe zu gewinnen; er verfolgt die Flüchtigen in den benachbarten Wald; ihn verfolgt darüber die Helena. In demselben Walde will Oberon die Titania für die Weigerung des indischen Knaben bestrafen; indem sie schlummert, muß ein allmächtiger Geist: Droll, für die Tropfen der fatalen Blume

auf die Augen drücken. Zugleich befiehlt er dem Droll, einige Tropfen auf die Wimpern des im Walde schlafenden Demetrius fallen zu lassen, damit im Erwachen ihm Helena in die Augen falle, und seine Liebe zu ihr zurückkehre. Droll stößt zuerst auf den schlafenden Lysander, den er für Demetrius nimmt und bezaubert. Unglücklicherweise fallen die Blicke des Lysander beim Erwachen auf die umherschweifende Helena, und so verwandeln sich die ursprünglichen beiden gegenseitigen Leidenschaften in vier einseitige: Helena liebt den Demetrius, Demetrius die Hermia, die Hermia den Lysander, der Lysander die Helena. Wie wenn im Tanze zwei Paare sich zur Chaine die Hände bieten, in eben so eigner Verschränkung erscheinen nun die vier Liebenden, jede Dame flieht ihren Ritter, und reicht dem andern die Hand, jeder Ritter flieht seine Dame und reicht der andern die Hand. Dadurch nun, daß Oberon dem Droll seinen Fehler verweist, und ihn wirksam die Zauberei auf den Demetrius anwenden läßt, kehrt dieser zur Helena zurück. Nun giebt es wieder zwei einseitige und eine gegenseitige Leidenschaft: die Hermia liebt den Lysander, Lysander die Helena, die Helena den Demetrius, von dem sie wieder geliebt wird. Vorher im ähnlichen Falle standen, wie in einer ebenfalls sehr bekannten Tanzfigur, beide Ritter auf der Seite der Hermia, und Helena war verlassen; jetzt ist Hermia verlassen, und Helena hat die beiden Ritter an ihrer Seite. Auf die leichteste, natürlichste Weise wird durch die Anwendung des Zaubers Lysander zu Hermia zurückgeführt, und so alles zu allseitiger Zufriedenheit ins Gleiche gebracht. — Wir werden weiterhin, besonders bei Betrachtung der spanischen Poesie, diese Ähnlichkeit der Intrigue, bei den modernen Dichtern, mit den Tanzfiguren, und ihre Gründe noch näher erwägen: ich kann jetzt blos andeuten, daß dieß zu den höchst zarten und characteristischen Eigenheiten des modernen Drama gehört.

Der hier beschriebene Tanz figurirt um eine höchst komische Gruppe, die wir im Mittelpuncte des Stücks wahrnehmen. Fünf gemeine Handwerker sind übereingekommen, den Vermählungstag ihres Königs Theseus durch eine theatralische Repräsentation von Pyramus und Thisbe zu feiern, und halten ihre Proben, des Geheimnisses wegen, in demselben Walde. Der designirte Pyramus, ein Weber, Namens Zettel, wird vom Droll mit einem Eselskopf ausgezeichnet, und so fällt er zuerst beim Erwachen der Titania in die Augen, und wird der Gegenstand ihrer Leidenschaft. Denken Sie sich demnach in die Mitte Titanien, den verwandelten Zettel mit Rosen und Blumen bekränzend, zierliche Elfen bemüht ihn zu füttern und die Ohren zu reiben: und darum her im reizenden Wechsel die verliebte Quadrille der Ritter und Damen, und die burleske Quadrille der Handwerker, die ihren ersten Liebhaber und Deklamator vermissen. Das schöne Gemälde schließet sich mit der Bouffonerie der Darstellung von Pyramus, in der der Dichter mit jugendlichem Muthwillen die herrlichen Schlußscenen seiner um eben diese Zeit entstandenen Romeo und Julie zu parodiren scheint, — und mit der dreifachen Vermählung. So wie ein schöner Traum verfliegt das Ganze: mögen wir in der Betrachtung keines der unaussprechlich zarten Glieder verletzt

haben? möge von dem Blumenstaube der leichten, schimmernden Flügel nichts verwischt sein, möge kein Schulstaub sich darunter gemischt haben, möge der kindliche Geist dieser Dichtung unberührt geblieben sein, so weiter flattern, und oft noch unbefangene Gemüther erfreuen!

Wir verlassen die Jugend des Dichters, den durchträumten Sommer seines Lebens, und werfen einen Blick auf den Winter, auf sein späteres Alter, auf das Lustspiel: Wintermährchen. Aus der Erinnerung an die Träume der Jugend entstehn im Alter die Mährchen: durch den Mund des Mährchen strömt das Alter kindlich seine Weisheit auf die Kinder zurück. Eine grofse vollendete und alle Gebiete der Kunst harmonisch umfassende Dichtung. Der König von Böhmen hält sich zum Besuch am Hofe des Königs von Sicilien auf und will abreisen. Unter den vielfachen Einladungen zum Bleiben von Seiten des Königs von Sicilien und seiner Gemahlin wird dieser eifersüchtig, wahnsinnig, will den König von Böhmen ermorden lassen, der noch zu rechter Zeit entflieht. Die Königin wird ins Gefängnifs geworfen: dort entbunden von einer Tochter, in der der Wahnsinn des Königs durchaus einen Bastard sehen will, die deshalb über die Seite gebracht werden soll, indefs von einem mitleidigen Hofmann nach Böhmen gebracht und der Pflege eines armen Schäfers übergeben wird. Der König erhält hierauf die Nachricht, die Königin sei vor Gram im Gefängnisse gestorben. Sechzehn Jahre vergehn, ausgefüllt vom Kummer des seine Härte bereuenden Königs. Der Kronprinz von Böhmen, Florizel, lernt die indefs bei dem alten Schäfer herangewachsene Tochter des Königs von Sicilien kennen, ihre erst kämpfende und dann belohnte Liebe knüpft ein neues Band zwischen den Kronen von Böhmen und Sicilien. Der Beruhigung des reuigen Königs fehlt nichts als die verlorne, in Erbitterung gegen ihn gestorbene Königin: diese hatte, um dem Gefängnisse zu entgehn, die Nachricht ihres Todes ausprengen lassen, und war in ein Kloster geflüchtet: da die Vermählung der Kinder vollzogen, und der König von Sicilien in seinen Erinnerungen versenkt ist, wird er von einer Vertrauten der verstorbenen Fürstin eingeladen, zugleich mit seinen Kindern eine wohlgerathene Bildsäule der Königin zu betrachten. Sie selbst, die Verstorbene, erwartet dort ihren Gemahl; ihre Vergebung und allgemeine Versöhnung schliefst das Stück.

Die Geschichte, die Intrigue sind einfach; aber unnachahmlich ist der Ton, die Behandlung des Stoffs. Über dem Ganzen schwebt eine eigne wunderbare Dämmerung: ein mildernder Flor hängt vor den Leiden, wie vor dem heitern Gemälde der Liebe und des Wiederfindens; die Redseligkeit des Alters ist unverkennbar; aber wie zart ist alles Gesprochene, wie deutlich auch in der Dämmerung sind alle Charactere und Situationen. Am Schlusse des dritten Acts erscheint die Zeit, und trägt den Zuschauer mit einem Prolog über den Raum von sechzehn Jahren hinweg: die im dritten Act geborne Prinzessin erscheint im vierten als erwachsenes Mädchen. — Sechzehn Jahre? — ruft Doctor Johnson. Sechzehn Jahre? wiederholt Meister Warburton. O goldne Regel der Einheit der Zeit! wie wird der Zuschauer glauben, dafs

während einer kurzen Symphonie, und eines Prologs, der gerade vier Minuten dauert, sechzehn Jahre vergehn! — Die Phantasie dieser Herren hat nun einmal keine Flügel, die Zeit können sie einmal nicht vergessen; die Glocke hören sie immer schlagen; zur bessern Beurtheilung des Dichters haben sie im Berliner Schauspielhause gar eine ungeheure, transparente Uhr über dem Proscenium angebracht. — Göthe ruft Ihnen zu, da er dem Amor in jede Hand eine Sanduhr giebt, deren eine unendlich langsam, die andere übermäßig schnell läuft, daß die eine mit den geflügelten Stunden den einander gegenwärtigen Geliebten, die andre mit den trägen faulen Stunden den von einander entfernten Geliebten liefse. Der Zuschauer vor der Bühne, sei der Künstler vor seiner Geliebten der Kunst, und der könne unmöglich in so zauberischen Momenten der Zeit gedenken. — Das Gleichniß verstehn die Geliebten nicht; sie haben nicht erlebt womit verglichen wird, und deshalb gehn sie zu andern Klagen über den Dichter des Wintermährchens fort: er lasse Böhmen am Meere liegen! die Königin von Sicilien sage, sie sei eine Tochter des Kaisers von Rußland! Das eben ist das herrlichste dieser Poesie! dem Greisenalter nahe spielt Shakespear, der mit seinem poetischen Geist die ganze Erde, Vorwelt und Nachwelt durchschritten, wieder mit allen Blumen der Erde. Der wunderbare Kranz, den er hier zusammenflicht, ist halb aus Cypressen halb aus Rosen gewunden, der Norden und der Süden, das Alterthum und die neue Zeit, Freude und Schmerz sind innig in einander verflochten und das Ganze bestrahlt, von den klugen, heitern Augen des alternden Dichters. Die erste Hälfte bis zum Prolog, der den Raum der sechzehn Jahre ausfüllt, hat einen tragischen Inhalt, den Wahnsinn des Königs, den Gram der Mutter und der Kinder: betrachten Sie diesen Theil näher, lesen Sie ihn recht, so finden Sie in den Reden der Personen, in der Haltung ihrer Gespräche und Situationen ein unverkennbares komisches Licht. Wäre eine gute Übersetzung vorhanden, so müßte der ächte Leser die Empfindung des Lächelns und der Thränen in einem und demselben Herzen und Auge, in sich wahrnehmen. Nach dem Prolog verwandelt sich das Ganze. Ein reizendes Idyll, eine liebliche Schäferscene, der erste Schauplatz der Liebe für Florizel und Perdita führt uns in die zweite Hälfte des Gedichtes hinüber. Hier ist alles anders: der Inhalt heiter, mitunter komisch; der Ton, die Behandlung ernst und rührend; so daß man diese die tragikomische, die erste Hälfte hingegen die komitragische nennen möchte. Um das Ganze noch mehr herauszuheben, mußte der Schauspieldirector den Hof von Sicilien in altgriechischem, den Hof von Böhmen in altfranzösischem, molierischem Costüm auftreten lassen: damit jeder Zuschauer genöthigt würde sich spielend und kindlich zu verhalten, und damit allen zurückbliebe, die über Freude und Schmerz, Spott und unedle Wehmuth gleich erhabne Seele des Meisters.

V. Historische Einleitung zu der Tragödie vom Untergange der Ritterzeit.

Es eröffnet sich eine von der bisher betrachteten durchaus verschiedene Welt, indem wir uns dem historischen Drama des Shakespear nähern. Unter historischem

Drama nemlich verstehn wir hier insbesondre acht unermeſslich groſse Darstellungen aus der brittischen Geschichte, die ein einziges zusammenhängendes Trauerspiel bilden. Richard II. Heinrich IV. (2 Theile,) Heinrich V. Heinrich VI. (3 Theile,) und Richard III. — Ich möchte diesen Dramen den gemeinschaftlichen Namen geben: vom Untergange der brittischen Ritterzeit. Es existiren freilich noch zwei Tragödien, deren Stoff aus der brittischen Geschichte genommen, und die mit nicht minder tiefsinniger Kraft erzeugt worden, König Johann, und König Heinrich VIII. Diese haben indeſs eine mehr abgesonderte und eigenthümliche Bedeutung, sind auch offenbar in ganz verschiedner Manier behandelt. — Lassen Sie uns demnach die oben genannten acht betrachten:

Die brittische Geschichte hat den ganz eignen Character, daſs sich in ihr die Geschichte des übrigen Europa concentrirt darstellt. Friedrich Schlegel hat bereits scharfsinnig bemerkt, daſs alle Revolutionen, die Europa im Ganzen hat erfahren müssen, England gewissermaſsen im voraus, auf seine eigne Hand abgemacht hat: so gieng die Kirchenreformation in England, der Reformation des Continents von Europa lange voraus; eben so auch die politische Revolution, die in England schon seit einem Jahrhundert beendigt war, als erst das übrige Europa die gleiche Bewegung in seinem Innern verspürte. Es ist als wenn auf jener Insel, eben durch die Trennung von der übrigen Welt, und durch die übrigens ganz gleichen Einflüsse der Bildung und des öffentlichen Lebens, alle Wesenheiten des europäischen Characters viel reiner und anschaulicher hervorträten; es ist als wenn die brittische Geschichte ein Drama für sich wäre, worin Europa den Gedanken und das Ideal seiner Geschichte wiederzufinden vermöchte. Ich brauche Sie nicht an den dramatischen Character der brittischen Verfassung zu erinnern, die von jeher deshalb gepriesen worden, weil sie eben so wenig despotisch, das heiſst monologisch, als demokratisch, d. h. dialogisch genannt werden kann, sondern vielmehr das monologische Element unter der Gestalt von König, Geistlichkeit und Adel, und das Dialogische, unter der Gestalt des Unterhauses in ein einziges, schönes und dramatisches Ganze vereinigt. Diese Verfassung ist nicht etwa die Erfindung eines Einzelnen, sondern sie ist eben die Idee, die nach der Betrachtung des groſsen Dramas der brittischen Geschichte zurückbleibt. Eben weil wir durch diese ganze Geschichte hindurch ein immer reges Gleichgewicht der Kräfte wahrnehmen, weil wir uns in die Betrachtung keines einzelnen Helden ausschlieſsend und monologisch vertiefen dürfen, sondern immer wieder hingerissen werden zu einem neuen oder zu irgend einer unerwarteten Wendung des Schicksals, so erzeugt sich in uns ein wahrhaft dramatisches Interesse am Ganzen, an der Idee; eben deshalb ist das Studium der brittischen Geschichte schöne Vorübung für den dramatischen Dichter. Diese Geschichte ist bis jetzt nur beschrieben worden von Shakespear in den obenerwähnten acht Tragödien, die eine einzige bilden. Was Hume und die andern s. g. Geschichtschreiber erzählen, ist eine bloſse Übersicht der Facta, entblöſst vom Geiste ihres Lebens, um der moralischen und politischen Nutzanwendungen willen geschrieben, leer, ohnmächtig und kalt. — Shakespears Tragödie umfaſst die

Kriege der rothen und weifsen Rose, oder den erhabenen Kampf zweier Linien des königlichen Stammes um die Krone. König Eduard III., der gemeinschaftliche Ahnherr des ganzen Geschlechtes, das hier in seinem eignen Fleische wüthet, und sein ältester Sohn, die Blume der brittischen Ritterschaft, der Held aller Helden, die die Geschichte von England zeigt, der s. g. schwarze Prinz, unvergefslich in seinen Thaten bei Poitiers und Crecy — sind beide todt, als das Drama beginnt. Das Gedächtnifs ihrer und ihres Zeitalters greift durch die ganze Tragödie hindurch: je tiefer der Dichter die unglücklichen Nachkommen in sich selbst versinken läfst, um desto heller treten jener Ahnherr und der unvergleichliche Prinz, den Shakespear nicht darstellen wollte, um ihn lieber durch die Erinnerung eines ganzen königlichen Geschlechts verklären zu lassen, aus ihren Gräbern heraus. Bis auf Eduard den III. war das Erbfolgerecht der Könige von England mit wenigen Ausnahmen ungekränkt geblieben: der schwarze Prinz war in der Blüthe seiner Jahre gefallen, daher folgte Eduard dem dritten, sein Enkel, der schwache und unwürdige Sohn des schwarzen Prinzen, König Richard II. England war gewöhnt an kräftige Könige: persönliche Gröfse und die Krone hatten sich geraume Zeit mit einander verbunden gezeigt. Richards Character entsprach dem Throne zu wenig, wich von der Gröfse der Voraltern zu beträchtlich ab; Eduard III. hatte andre befsre Enkel von seinen übrigen sechs Söhnen; diese, im Gefühl ihrer Kraft stürzen den schwachen Richard vom Throne — und dies eine vom Schicksal herbeigeführte Verbrechen zieht Schandthaten über Schandthaten nach sich: Ströme königlichen Bluts fliefsen über England: das Recht der Krone ist einmal zweifelhaft, und so greift jedes Glied der grofsen Familie nach ihrem reizenden Besitz; es entsteht ein Wettlauf der Verbrechen, bis aus königlichem Geblüt endlich ein Scheusal erzeugt wird, hinkend, häfslich, innerlich verworfen, das allen andern voranläuft, alle Flüche und allen Mord seiner Zeit über sein Haupt häuft, und mit dessen Fall das Schicksal sich wieder besänftigt: König Richard der III. — Im gereinigten Glanz geht die Krone über auf Heinrich VII., Grofsvater der Elizabeth. — Solche Prüfungen mufste England bestehn, um die unerschütterliche Festigkeit seines Thrones, das *eine* grofse Heiligthum christlicher Staaten zu erwerben. In folgenden Jahrhunderten ward das *andre* eben so wesentliche Palladium des öffentlichen Glücks, die Freiheit des Volks in eben so heftigen, erbitterten Kämpfen erobert: der Dichter dieser zweiten Tragödie, die bald nach Shakespears Tode sich zu spielen anfieng, ist noch nicht gekommen; möge ihn unsre Zeit noch herbeiführen, und mögen Carl der Erste, Cromwell, Jacob der Zweite und Wilhelm der Dritte, in eben so würdiger Gestalt, als die Richarde und Heinriche die Bühne besteigen.

VI. Richard II.

oder

von der dramatischen Gerechtigkeit.

Betrachten wir demnach zuvörderst Richard II. Dieses Drama steht am Eingange als eine Art von harter Prüfung für den Leser: was in diesem von monologischem

Interesse noch übrig geblieben ist, mufs sich hier schlechterdings melden. Der schwache König empört uns in den beiden ersten Acten durch die schmachvolle Behandlung seiner Oheime und Vettern; noch mehr, er verpachtet sein Königreich England. Verdient ein solcher zu herrschen, er, der Stiefvater seines Volks, er, der mit dem Herzen und dem Eigenthum seines Volkes verwachsen sein sollte, versetzt Volk und Land für Summen Geldes, verpachtet es wie eine armselige Meierei. In den Leserinnen erzeugt sich schon die Hoffnung den Unwürdigen bestraft zu sehn: er wird es: sein Vetter Hereford stürzt ihn vom Throne, den er als König Heinrich IV. besteigt. Richard wird wahnsinnig und stirbt. Sollte Shakespear wirklich so ordinaire, handgreifliche Gerechtigkeit vollzogen haben? Betrachten wir das Schauspiel näher. Richard geht mit dem aus der Pacht gewonnenen Gelde nach Ireland, um neue ausgebrochene Unruhen zu dämpfen: indels landet Hereford als Rebell in England, und allgemeiner Aufruhr bricht zu seiner Unterstutzung aus. Mit der Nachricht erwacht in Richard das ganze Gefühl seines königlichen Rechtes: er fühlt die Salbung durch sein ganzes Wesen: jeder Tropfen Bluts in seinem Innern ruft ihm zu: Du bist König, der Gesalbte des Herrn; das Recht der Erstgeburt ist unerschütterlich in dir. Er fliegt nach England, küfst den Boden da er landet: nur da die Sonne bei den Antipoden weilte, konnten Meuter und Rebellen es wagen, unter dem Schutze der Nacht Englands Ruhe zu stören, so spricht er: sobald sie in Osten wieder aufsteigt, werden die Söhne der Nacht sich wieder in ihre Schlupfwinkel zurückziehn. — Richard pocht auf sein heiliges Recht, immer begeisterter durch die unsichtbare Heiligkeit seiner Bestimmung, jemehr seine Getreuen abfallen von ihm. Er versäumt die irdischen Vertheidigungs-Anstalten, und harrt noch auf die Engel Gottes, die ihm zu Hülfe kommen mufsten, als schon sein Thron gesunken ist, und Heinrich über ihm, getragen von der Volksgunst, sich erhoben hat. Da geht sein religiöser Glaube in zerschmetternden Wahnsinn über: der Zuschauer, hingerissen von seinen unwiderstehlichen, prophetischen Worten, von seinem beweinenswerthen Schicksal zu Boden gedrückt, frägt, da der Vorhang fällt: aber, warum denn die Majestät Gottes und seiner Stellvertreter, der Grofsen auf Erden, offenbaren in dem Munde desselbigen, der so viel Ungerechtes gethan, der durch zwei Acte hindurch mit Schwäche und Lastern uns alle empört hat? warum denn einen solchen zum Propheten und Heiligen erheben? — Grade einen solchen, antwortet Shakespear! Nicht kömmt es darauf an, ihn, seine Person, sondern die heilige Idee der königlichen Würde zu erheben, deren einmalige Verletzung alle Verbrechen der Folgezeit, die ihr künftig dargestellt sehen sollt, nach sich zog. Gab ich Euch einen König, der zugleich tadelloser, grofsmüthiger Mensch war, so nahmt ihr den Menschen, schlofst Euch an seine Brust und übersaht, vergafst mir den König. In seiner Heiligkeit und Ehrwürdigkeit wollt' ich das Recht der königlichen Erstgeburt verklären: die goldne Kette, die durch alle Generationen eines Volkes greift und sie mächtig zusammen bindet; ein Gesetz, welches die Natur gegeben, damit Kleine und Grofse, Mächtige und Geringe ihr gemeinsames Leben und Treiben daran anschliefsen sollen. Es kann gebrochen werden dieses Gesetz;

empfangt ihr Könige, wenn ihr den Richard bis zum Wahnsinn herabsinken sehet, meine Lehre: das Gesetz selbst als Idee bleibt und erschüttert aus dem einzigen, unglücklichen Munde des verlassenen Richard die triumphirenden Urheber des Bruchs bis in die Tiefe des Herzens, zwingt alle Hörer zu ehrfurchtsvollem Mitleiden: diese Lehre empfangt ihr Völker von mir. — Als Prüfstein des dramatischen Interesses lege ich das Drama Richard II. vor dieser verehrungswürdigen Versammlung nieder, mit dem besondern Anliegen, es nach dieser Darstellung noch einmal in allen seinen wunderbaren Theilen zu betrachten, und nach der Lectüre sich zu fragen, ob irgend etwas der Nichtbefriedigung ähnliches noch in Ihnen zurückbleibt, oder ob das grofse nur der unergründlichen Natur und unendlichen Ideen der Kunst getreue, keinem Zeitgeiste schmeichelnde, und doch allen Zeitaltern gewachsene Gemüth des Dichters sich Ihnen befreundet und nahe zeigen will. Ist das Letztere der Fall, so mögen wir in der nächsten Stunde getrost zur Betrachtung der andern Theile dieses grofsen Dramas fortschreiten.

VII. Heinrich 4.

oder

von dem Verhältnifs des Komischen und Tragischen.

Novalis, dessen eigenthümliche, aus innerster Seele gesprochene Urtheile über einzelne Helden im Gebiet der Wissenschaft und Poesie, allenthalben mit besondrer Ehrfurcht berücksichtigt werden müssen, hat ein einziges Wort über den Shakespear und seine historischen Stücke fallen lassen. Die Kunsturtheile und alle Urtheile überhaupt, fallen in diesen Tagen der Characterschwäche und Geistesohnmacht meistentheils, so wie man von den Kartenspielen und Moden behauptet hat, wie vom Himmel: sie sind da, sie circuliren, werden geglaubt, und da die Selbstuntersuchung höchst selten ist, so modificirt jeder das bereits gestempelte Urtheil nach seinem individuellen Geschmack, läfst aber das Wesentliche davon unverändert. Deshalb sind freien unbefangnen Gemüthern Urtheile wie die des Novalis ganz unschätzbar, weil sich mit ihnen streiten läfst, weil sie herausfordern zu neuer Betrachtung, weil sie den Freien selbst in seiner Freiheit stören, und weil man im Streit mit einer fremden, gewaltigen Eigenthümlichkeit dieser Art sich seiner eignen Individualität erst recht bewufst wird. Novalis sagt: „Wenn man von der Absichtlichkeit und Künstlichkeit der Shakespearschen Werke spricht, so mufs man nicht vergessen, dafs die Kunst zur Natur gehört, und gleichsam die sich selbst beschauende, sich selbst nachahmende, sich selbst bildende Natur ist. Die Kunst einer gut entwickelten Natur ist freilich von der Künstelei des Verstandes, des blos raisonnirenden Geistes sehr unterschieden. Shakespear war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige, buntkräftige Seele, deren Erfindungen und Werke, wie Erzeugnisse der Natur, das Gepräge des denkenden Geistes trägen, und in denen auch der letzte scharfsinnige Beobachter noch neue Übereinstimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen

mit späteren Ideen, Verwandtschaften mit den höhern Kräften und Sinnen der Menschheit finden wird. Sie sind sinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerschöpflich, wie die Erzeugnisse der Natur, und es dürfte nichts unpassenderes von ihnen gesagt werden können, als dafs sie Kunstwerke in jener eingeschränkten mechanischen Bedeutung des Worts seien." — Dieses erste Fragment ist offenbar gegen Göthe und einzelne Aeusserungen desselben über den Shakespear im Wilhelm Meister gerichtet. Es ist dort viel von der Absichtlichkeit Shakespears bei Gelegenheit der Zergliederung Hamlets die Rede: seine Werke werden mit einer Uhr verglichen, deren gläsernes Zifferblatt zugleich das ganze Räderwerk und alle geheime Triebfedern der Bewegung wahrnehmen lafst. Novalis empfindungsvolle Seele sträubte sich gegen dieses Wort, wie gegen eine Entweihung des Dichters, da man den schöpferischen Gang seiner Natur nach dem Tempo und den Positionen eines ordinairen Tanzmeisters zu würdigen unternommen, da man den dichtenden Shakespear gewissermafsen geflacht hätte wie Lessingen, da er aus den dramatischen Species seine Emilia Galotti zusammen calculirte: Sie sind, sagte er, kein Kunstwerk im gemeinen, mechanischen Sinne des Worts. Göthe dagegen, eben so vortrefflich, behauptete, sie seien keine rohen Naturerzeugnisse im gemeinen, dunklen und faulen Sinne des Worts. Es giebt nemlich besonders in Deutschland und England eine Fabel von s. g. Naturdichtern, und es stellen sich von Zeit zu Zeit Creaturen dieser Art ein, die als seltne Phänomene unter diesen Himmelsstrichen wie wilde Thiere oder Menschen mit Fischschuppen sich sehen lassen und angestaunt werden. Es befremdet mich wirklich, dafs der öconomische Speculationsgeist der Menschen nicht darauf gefallen ist, statt der vielen noch umherziehenden Tanzbären, lieber auf die beliebteren Naturdichter einen Erwerb zu gründen, da es offenbar viel leichter ist, einen Bauerjungen durch oftmals vorgeklingelte Wielandische Verse zu einer Art von Reim und Gesang, als einen Bären zum Tanzen zu bringen. — Indefs gestehn wir uns, dafs selbst Shakespear eine lange Zeit hindurch als rohes Naturphänomen dieser Art angestaunt worden: als Curiosität, als Spiel der Natur, als Ausnahme von der Regel. Von einer solchen Ansicht, die ihre eigne Rohheit verkündigt, indem sie die tiefsinnigsten und vollendetsten Werke der Kunst roh findet, ist man jetzt freilich zurückgekommen: ich habe sogar wagen dürfen von ihm, von dieser s. g. Ausnahme aller Regel einzig und allein, direct alles was etwa Regel der dramatischen Poesie zu heifsen verdient, abzuleiten. Aber es findet sich noch in den bessern, einsichtsvolleren die Vorstellung von einer grofsen Kluft zwischen der Kunst und Natur im ausserordentlichen Dichter; immer zeigen sich noch Vorstellungen von einer mechanischen Beobachtung der Regeln oder der s. g. Theorie in der Kunst. Dem, der den Regeln unterworfen ist, wird in keiner Kunst etwas gelingen: der Dichter soll lebendiges Gesetz, milder Beherrscher der Regeln sein. Der dramatische Dichter hat es ausser den sichtbaren Personen in seinem Drama, noch mit sehr vielen unsichtbaren zu thun, mit Ideen, Allegorien, Principien und so auch mit Kunstregeln. Alle diese unsichtbaren Personen haben auch eine Stimme, der leise, innvolle Zuschauer wird sie hier und dort erkennen und vernehmen. Keine einzelne

von ihnen darf aber despotisch das Werk beherrschen: der Dichter läfst die nahe liegende Allegorie hineinspielen in das Werk, er läfst die Idee, z. B. der Freiheit, sich eine Parthei bilden, wie in den Mördern des Julius Cäsar, er läfst der Regel, z. B. dafs die Einheit der Zeit und des Raums gelten solle, mit andern Worten, dafs die Handlung auf den möglichst kleinen Ort, in die möglichst kleine Zeit eingeschränkt, aber nicht eingedrängt sein solle, ihr Recht — sobald aber jene Allegorie, jene Idee, jene einzelne Regel, sobald irgend etwas Einzelnes das ganze Werk erfüllt und beherrscht, so wird der Dichter und Zuschauer von einem dieser unsichtbaren Helden unterjocht: die Poesie, das Interesse, alles hört auf dramatisch zu sein, und wird eben so gut monologisch, als wenn wir von einem der sichtbaren Helden des Stücks bezaubert hinweg giengen. So schwebt der Dichter über seiner kleinen Welt, so schwebt der Naturgeist über seiner grofsen. Darum sträubte sich die grofse Welt gegen Alexandern, Julius Cäsarn und Tamerlan, und gegen jede allzustrenge Gesetzgebung, weil sie gewohnt ist, dafs der Naturgeist dramatisch operirt, und weil er in diesen von ihm allzubegünstigten Helden monologisch zu werden schien. Die Natur hat mit der Kunst ein und dasselbe Gesetz: ich kann es nur andeuten, aber es ist ewig wahr, die Natur, die Geschichte, sind, wo sie erscheinen allenthalben künstlerisch im Verfahren: nirgends monologisch, immer dramatisch. Demnach ist nur von überschwenglicher Höhe der Kunst die Rede gewesen, man hat nur etwas unaussprechlich ausserordentliches gefühlt, wenn man den Shakespear der Natur allein, hat aneignen wollen, so lange, bis in Göthe ein Künstler so grofs geworden, dafs er dem Meister und Künstler Shakespear in die Augen sehen können. Dem Göthe ist es erlaubt, von der Kunst Shakespears, dem frommen Novalis, der mit dem Worte Natur ganz andres und höheres meinte als die Zeitgenossen, ist es vergönnt von der Natur im Shakespear zu reden; uns ist erlaubt zu erklären, dafs beide, nur verschieden in ihrem Standpunct gegen die Zeitgenossen das Grofse, Ächte und des Shakespears Würdige gewollt und gesagt haben. —

Novalis urtheilt folgendes über die historischen Dramen: „In Shakespears historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poesie mit der Unpoesie. Das Gemeine erscheint witzig und ausgelassen, wann das Grofse steif und traurig erscheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen gestellt, oft tragisch, oft parodisch, oft des Kontrasts wegen.“ So erschien dem unvergefslichen Novalis das grofse Drama vom Untergange der Ritterzeit, da er es vom Standpuncte seiner Zeit aus betrachtete: das gemeine und grofse, das niedrige und höhere Leben erschienen getrennt. Die beiden Theile von Heinrich dem Vierten, an die wir heute gekommen sind, bestätigen die Wahrheit jenes Urtheils: das Königshaus und die Schenke zum wilden Schweinskopf in Eastcheap, die Welt Heinrich IV. und die Welt Falstaffs sind offenbar zwei verschiedene Welten. Zwischen diesen beiden Welten schwankend, und dann im folgenden Drama, in König Heinrich V., sie beide in ein schönes Ganze vereinigend, schwebt eine Natur von seltner Vortrefflichkeit, von ungewöhnlichem

Umfang und Reichthum, der Liebling Shakespears, wenn er je einen gehabt, der Kronprinz, Sohn Heinrich IV., nachheriger König Heinrich V. Es frägt sich, ist der Streit dieser beiden Welten, wie er sich am schönsten in dem Gemüth desselben Prinz von Wales repräsentirt, wirklich, wie Novalis sagt, Kampf zwischen der Poesie und der Unpoesie, erscheint das Grofse wirklich steif und unpoetisch. Hier hat Novalis offenbar die Klage über seine Zeit, den Zweck seiner Werke etwas voreilig auf Shakespear übertragen. —

Als Heinrich IV. König Richard den II. vom Throne herab in Wahnsinn und Grab stürzte, da verlor England das Kleinod seiner ritterlichen Unschuld. So ganz, so aus einem Stücke, so rein und unbescholten wie es sich in den heiligen Kriegen und unter der Anführung des schwarzen Prinzen auf den Gefilden von Frankreich zeigte, ist es nun nicht mehr. Argwöhnisch und zurückhaltend zieht sich der alternde Usurpator in das Innere seines Palastes zurück. In That und der Erscheinung königlich konnten Eduard III. und der schwarze Prinz sich täglich unter jeder Gestalt dem Volke zeigen, niemand konnte vergessen, des heiligen Rechts ihres königlichen Blutes und der Thaten, welche dieses Recht bekräftigt hatten. Hören Sie, was dagegen der Usurpator Heinrich IV. über das wüste Leben seines Sohnes, des Kronprinzen, sagt: er mache sich zu gemein mit dem Volke; wen man täglich auf den Strafsen sähe, der könne unmöglich königliche Würde behaupten: man müsse sich selten machen, imponiren, coquettiren mit der Gunst des Volks. Wer kann hierin verkennen, dafs die Unschuld der Krone verloren ist, dafs Schein und Absicht unterstützen sollen, was Wahrheit und Thaten der Gerechtigkeit nicht mehr tragen können. Selbst im Prinzen von Wales läfst Shakespear eine feine Coquetterie hervorleuchten: Er wolle recht schlechte Erwartungen im Volke erwecken, sagt er, durch seinen gemeinen Umgang und durch sein wildes Leben, um dereinst bei seiner Thronbesteigung recht überraschen, und die Erwartung übertreffen zu können. — Die Welt ist wirklich getrennt: die Reue sitzt auf dem Throne in tragischer Gestalt, sinnend über die Wege des Schicksals, in sich erzeugend schwermüthige Ideen über die Unvollständigkeit der Kräfte des Menschen, klagend über den Druck der Krone, beneidend um eine Stunde Schlafs den Schiffsjungen im Masthorbe. Der Geldmangel, der Muthmangel und die Folgen liederlichen Lebens, etabliren sich dagegen in der Schenke zum wilden Schweinskopf, in komischer Gestalt: Handlungen der Willkühr, der Gesetzlosigkeit und des Trugs wechseln unaufhörlich, umfangen von einem und demselben Element eines ganz unerschöpflichen Witzes. Der Kronprinz geht hinüber und herüber, von der Schenke in das Königshaus und schwankt zwischen dem magern König und dem feisten Falstaff, zwischen Ernst und Spiel, wie der Dichter zwischen der komischen und tragischen Muse. — Im ersten Theile ist es die Eifersucht des Kronprinzen gegen den gewaltigen Heifssporn, den jungen ritterlichen Percy, die das Schwanken augenblicklich unterbricht: hier wird der Dichter unerträglich grofs. Auf dem Schlachtfelde, wo die beiden Nebenbuhler kämpfen und Percy fällt, erreicht das Komische in Falstaff seinen

Gipfel. Unmäfsiges Lachen und tiefe tragische Empfindungen mit ihren Thränen wechseln in beschleunigter Folge, und immer mehr bezähmen sie einander, so dafs eine einzige beruhigte Empfindung zurückbleibt. Da lafst der Dichter fühlen, was es sei, wenn sich Schmerz und Lust, einmal entzweit, um die Welt streiten. Unaufhörliche Blitze und Ströme von Regen müssen erfolgen, wenn ein reines Gleichgewicht in die Atmosphäre zurückkehren soll.

Die Luft ist gereinigt, aber nur auf kurze Zeit, denn ein gröfserer Zwiespalt wandelt hoch in der Luft über die Sterblichen her. Im zweiten Theile bricht eine neue Verschwörung über den unglücklichen Usurpator aus: die ihm seinen verbrecherischen Weg geebnet haben, wollen es nicht ertragen, dafs er sie beherrsche. Sie beschönigen sich mit dem Vorwand, dafs er die Gehülfen seines Verbrechens nie aufhören werde zu hassen. Die Söhne des Königs schlagen den Aufruhr zu Boden, aber der Gram hat sein Leben schon zernagt, und grade die Nachricht von den Siegen über seine Feinde giebt ihm den Tod. Der Prinz von Wales ist schon mehr herübergetreten auf die königliche Seite, nur einmal und auf kurze Zeit zeigt er sich in der Sphäre des Falstaffs. Die gemeine und höhere Welt streiten in diesem zweiten Theile auf ihre eigne Hand, und ohne den vermittelnden Prinzen, der dem Throne immer näher, endlich am Sterbebette seines Vaters ganz auf die tragische Seite hinübertritt. So zeigen sich in diesem Drama die Komödie und die Tragödie neben einander herlaufend, ineinander verschränkt, und beide als Glieder und Theile einer höhern Tragödie. — Ich bedarf dieses bewundernswürdigen Beispiels, für die Erklärung des Komischen und Tragischen. Dafs nach Novalis Meinung die Poesie hier auf der einen, der komischen gemeinen Seite allein verweilen sollte, auf der andern dagegen die Unpoesie, dies glaube ich zur Rettung der dramatischen Ironie des Dichters schon widerlegt zu haben. —

Wenn man versuchte, den ersten Theil von Heinrich IV. auf unsrer heutigen Bühne darzustellen, so würde selbst die höchste Vollendung der Darstellung von dem weiblichen Theile des Publicums zuverlässig nicht mit voller Befriedigung aufgenommen werden, die Damen nemlich würden gestört werden, durch die z. g. zu grellen Contraste des Komischen und Tragischen; der Dichter würde scheinen, die schöne tragische Stimmung, in der sich das weibliche Geschlecht besonders gefällt, mit zu grofsem Übermuthe durch Witz und Spas wieder zu zerstören. Das männliche Geschlecht, welches im Durchschnitt höheren Gefallen am Komischen findet, wird vielleicht gar die tragischen Scenen gedehnt und langweilig finden, da es vor allzugrofsem Wohlgefallen an Sir John Falstaff und seinen Gesellen, und vor ungeduldiger Erwartung derselbigen sich vielleicht gar keiner tragischen Situation zu überlassen im Stande ist. Die Frage ist: hat es unser Meister William Shakespear beiden Geschlechtern nur stellenweis recht machen wollen, oder hat er es ihnen wirklich beiden durch das Ganze recht gemacht? Hat er hier die Gunst der Frauen, dort den Beifall der Männer, oder hier und dort und allenthalben die ganze Menschheit im Auge gehabt?

Sollte dieser Vorzug, den man einer von beiden, der tragischen oder der komischen Stimmung giebt, nicht wieder aus einem feinern monologischen Interesse entspringen? Und wäre dies, so dürfte ich Sie auch dort nicht in Ruhe lassen, und das dramatische Interesse für beide Musen verlangen und zu erwecken suchen, mit allen Kräften, die mir zu Gebot stehn. —

Alle wie wir da sind und jeder von uns hängt bei seinem Eintritt in die Welt nach irgend einer Seite, wenn auch noch so leise, hinüber: der einen Stoff ist zu weich, der andern zu spröde. Was liegt uns nun ob, wenn wir unser Leben führen und bilden wollen? Der weiche soll nicht seine Weichheit monologisch für den Helden unter seinen Eigenschaften halten und ihn so alle übrigen beherrschen lassen, sondern er soll diesem von der Natur schon allzubegünstigten Helden, durch Kunst einen Gegner gegenüber zu stellen suchen; er soll durch die Betrachtung des schneidenden, harten und spröden Wesens des Komischen, seiner weichen und allzuleicht überfliefsenden Natur ein Gegengewicht bilden, und so durch ein Umfassen beider Extreme sich zum ganzen und vollständigen Menschen erziehn. So verschrieb Friedrich Schlegel grade den weichen Frauen das Studium der spröden Philosophie, und den spröden Männern das Studium der weichen Poesie: so würde ich grade die Frauen häufiger in die Komödie und grade die Hausväter, sie möchten noch so oft sagen: „sie hätten der Leiden und Trübsale schon genug zu Haus und brauchten sie nicht erst im Theater zu suchen," in die Tragödie führen. Shakespear hat also demnach wohl durch die Gewalt, mit der er im Heinrich IV. beide Elemente Feuer und Wasser gegen einander ankämpfen läfst, es dem ganzen Menschen, und also dem ganzen Publicum recht machen wollen. Die Contraste, die den monologischen Zuschauer ärgern, den Dialogischen über die Mafsen ergötzen, existiren für den dramatischen Zuschauer gar nicht. Dieser, da seine Seele das Ganze zu empfangen hat und diesem gewachsen ist, läfst nicht, wie es dem monologischen Zuschauer begegnet, den dramatischen Faden vor Schrecken aus den Händen fahren, wenn plötzlich das Komische an die Stelle des Tragischen tritt, oder das Tragische den Flufs des Komischen plötzlich unterbricht. — Überhaupt wird die fleifsige Betrachtung des Shakespear bald davon überzeugen, dafs nur das Lächerliche und die Wehmuth des gemeinen Lebens so unverträglich sind, so weit von einander abstehn: sobald beide Empfindungen von einem und demselben dramatischen Gemüth beherrscht werden, sobald beide in dieselbe Sphäre der Kunst eingehn, eben sobald verwandelt sich das Lächerliche in Komisches, und die Wehmuth in tragische Trauer. — Diese eben erwähnten beiden Unterschiede sind zu wichtig und gemeiniglich zu wenig betrachtet, auch für die Bildung eines ächten Urtheils über Shakespear und das Theater überhaupt zu bedeutend, als dafs sie hier mit Stillschweigen übergangen werden könnten. Jeder von uns kennt aus Erfahrung die Herrschaft gewisser Stimmungen und Launen über den Menschen: die Welt mit allen ihren Erscheinungen zeigt sich an gewissen Tagen trüb und schwer, an andern wieder in grellen, bunten, allzuschreienden Farben und leicht. Eben die

Weichheit und die Sprödе des physischen Stoffes aus dem wir bestehn, scheint abwechselnd die Oberhand zu haben; statt dafs die Seele beide Eigenschaften des Stoffes in ihrer Gewalt haben und sie beherrschen sollte, wie der Musiker beides, die Dur- und Moltöne seines Instruments, statt dessen nimmt das Instrument von sich selbst heut einen Dur, morgen einen Mollcharacter an, und zwingt den Spieler sich ihm zu unterwerfen. Die Abstufungen oder Modulationen der Wehmuth und andrerseits der humoristische, witzelnde Taumel, die auf diese Weise entstehn und einzeln, monologisch, ohne Gegengewicht das ganze Gemüth des Menschen befangen, sind unedler, unkünstlerischer Natur. Man fühlt das Lustige einer solchen einseitigen Stimmung und nimmt seine Zuflucht zum Theater, gemeiniglich nicht mit dem Zweck dort eine höhere Sphäre zu finden, in der die Trauer wie die Lust auf künstlerische Weise vereinigt erscheinen, und beide, da sie Ausflüsse eines ihnen überlegenen Geistes sind, beruhigen müssen, sondern vielmehr um nur in die entgegengesetzte Stimmung versetzt zu werden: man curirt eine Krankheit durch die andre: man verschreibt sich gegen die häusliche üble Laune, Kotzebues üble Laune, oder den Wirrwarr, oder den Wildfang, so ungefähr wie ein trübes, in dem Gram einer unglücklichen Liebe befangenes Gemüth sich in ein wüstes, liederliches Leben stürzt und mit diesem zu curiren sucht. Man kann mir einwenden, diese Heilmethode sei probat! Ja, sie mag es in vielen Fallen sein, aber was bleibt nach ihrer Anwendung zurück? Ein Gefühl der Leerheit, der Gleichgultigkeit und des Überdrufses, statt dessen wir von aller Kunst, der Heilkunst wie der dramatischen, ein Gefühl erhobenen Lebens und die Fülle der Kraft und Gesundheit verlangen. —

Sobald die Seele aber sich auf den Thron setzt, alle Eigenschaften des Stoffes, alle Stimmungen der Tage und Augenblicke ihr unterworfen; eben sobald verwandelt sich das Lächerliche in Komisches, das Weinerliche in Tragisches: das Lächerliche und Weinerliche schlossen einander aus, nur eines konnte herrschen: das Komische und Tragische hingegen, da sie beide von einem höhern, von der gesunden menschlichen Seele des Dichters oder des Zuschauers beherrscht werden, bestehen beide neben einander. Das Lächerliche, der Humor entsprang aus treuloser Lust an Wechsel, an Veränderung, an Zerstörung, daher begleiten ihn der beissende Spott, die verwundende schmutzige Satyre, daher ist er überhaupt dialogischer Natur: betrachten Sie als Beispiel die englischen humoristischen Romane; Parnys guerre des dieux; den deutschen Falk und bei vielen anderweiten Verdiensten die pucelle d'Orleans. Das Weinerliche, die üble Laune entsprang aus schwerfalligem Haften und Nagen am Leben, und war deshalb monologischer Natur: gedenken Sie als Beispiel des Drame larmoyant und der Kotzebueschen Rührungen. Das Acht-Tragikomische ist dramatischer Natur: die dramatische Natur mag den Schmerz durch alle Saiten der Brust reissen lassen, ihre Erzeugnisse mögen Ströme von Thranen erwecken, sie mag wie die griechische Tragödie das Schicksal im Hause der Atriden toben lassen, immer wird sich und an allen Stellen eine dem Schmerze wei-

überlegene Seele offenbaren, die den Zuschauer über allen Gram erhebt, gegen jede rohe Wunde sicher stellt: diese mag ferner mit dem Übermuthe der griechischen und italienischen Komödie zerstören was ihr in die Hände fällt, mit Hohem und Heiligen ihr Spiel treiben, die Zuschauer, die Zeitbegebenheiten in ihren Taumel hineinreissen, das Spiel wird seiner selbst bewufst bleiben, und dennoch nie beleidigen und seine Schranken verletzen, denn unverkennbar, wenn schon unsichtbar waltet darin ein ruhiger, ernster Geist. — Daher kann der sinnvolle Zuschauer nach den wahren Darstellungen der dramatischen Kunst nicht sagen, ob es Spiel und Ironie, oder Ernst war, was ihn auf die Höhe des Lebens geführt. Deshalb, wer neben dem rasenden Lear, die Spiele des Narren: neben dem Sterbebette König Heinrich IV. die Prahlereien und den Witz des Sir John Falstaff nicht blos zu dulden, sondern unentbehrlich zu finden weifs, — der ist dem Drama, ja wie sich weiter unten zeigen wird, dem gröfsern Drama des Lebens, welches dieselbe Vereinigung des Ernstes und Spieles verlangt, gewachsen, und unsers grofsen Meisters würdig.

VIII. Richard 3.

oder

von der dramatischen Versöhnung.

Der Dichter reicht den Kranz seinem Helden, Heinrich V.: er sei nur schwacher Nachhall seiner Gröfse, der zweite schwächere Regenbogen gegen die Farbengluth des Ersten; das Leben des Helden sei die wahre höchste Poesie. So kämpft Shakespear seinem Helden nach, erreicht ihn, erhält den Lorbeer zurück, und der Held und der Dichter scheinen am Schlufs als Paire und Brüder wieder neben einander zu stehn. Über das Schlachtfeld von Agincourt hinweg, geleitet er ihn bis zu seiner Vermählung mit Catharina von Frankreich. Das Schicksal scheint versöhnt, die ruhige Erbfolge der Könige wieder hergestellt, die schönen Tage muthiger Ritterzeit zurückgekehrt. Aber ein plötzlicher, früher Tod stört diese Nachblüthe, Heinrich verschwindet und hinterläfst das Reich einem unmündigen Kinde, König Heinrich dem VI. Nun erwachen alle Ansprüche der Enkel und Urenkel Eduard des III., es erwacht Frankreichs Rache, innere und äussere Kriege toben, die schrecklichsten Tage brechen an, welche England erlebt hat. Verbrechen, Verrath und Mord verwüsten Englands Boden und seine Kinder. Dies ist der Inhalt der drei Theile König Heinrich VI., in welchen bekanntlich die Jungfrau von Orleans eine hervorstechende Rolle spielt. Endlich hat das Schicksal alle männlichen Prätendenten des Thrones vernichtet oder verbannt, und nun erscheint der letzte schrecklichste Richard von York: die Wittwen und Waisen der Könige hülflos und verlassen um ihn her. Wie dieser grausamste Character, der je über die Bühne gegangen, die Weiber zertritt und den Mord der Kinder übernimmt, dieses wage keiner zu beschreiben nach Shakespear, denn keiner ist weiter gegen die Gränzen der Menschheit hingelangt als er, keiner würde wie er, in solchem Gegen-

stande noch der Menschheit zu schonen wissen. — Als dieser Tyrann fällt ist das Schicksal versöhnt, aber die Ritterzeit Englands ist nun auch wirklich vorüber: mit König Heinrich VII., dem Nachfolger Richard des III. bricht ein neues Zeitalter für England an, die Zeit seiner Handelsgröfse, deren Entwickelung und Erfolg wir selbst noch nicht erlebt haben, deren dichterische, universalhistorische Bedeutung ihm also ganz verborgen bleiben mufste. Daher ein gewisses, leises nur dem Kenner bemerkbares Übergewicht des Tragischen über das Komische und die Freude in ihm, eine gewisse Unzufriedenheit mit der Gegenwart, keineswegs Sentimentalität aber heilige Unruhe, streben die Zeit zu fördern, die Vorzeit in die Gegenwart hineinzudrängen, die Nachkommen in freundlicher Nähe bei den Vorfahren zu erhalten, was ihm selbst nicht vollständig gelingen konnte, was aber später die herrlichsten Früchte getragen. Seinem lieblosen und in Sachen der Poesie völlig blinden Beurtheiler Hume, ist es, da er die Geschichte Englands schrieb, wohl nicht beigefallen, ihn für die erste Quelle der Geschichte zu halten, geschweige einzusehn, welchen grofsen Einfluls dieser Ausserordentliche auf die spätere Geschichte, ja auf die Verfassung Englands gehabt. Lassen Sie mich diese Darstellung der historischen Dramen Shakespears mit der stolzen Bemerkung schliefsen, dafs wir Deutsche etwas mehr von jenem Meister wissen, und dafs die wahre, vornehmlich durch Göthe und A. W. Schlegel vorbereitete Erkenntnifs seiner, hier bei uns eine Totalveränderung und Totalerhöhung unsrer Ansichten der Poesie, der Kunst, des Lebens, der Geschichte, ja des Staats und der Menschheit bewirkt hat. —

Ich höre, besonders unter den Freundinnen des Shakespears in dieser verehrungswürdigen Versammlung, einen Zweifel nachklingen, betreffend den Character des blutigen Kindermörder Richard den III. Auch dieser, fragen sie, stände noch innerhalb der Gränzen der Menschheit? diesen Bösewicht verabscheuen mit ganzer Seele, den freundlichen, gottbegünstigten Richmond, der England von diesem Scheusale befreit, mit Innbrunst bewillkommen — das wäre auch monologisches Interesse? — Auch dieis ist monologisches Interesse. Also mufs man den natürlichen edlen Empfindungen der Liebe für die Guten, und des Abscheues vor den Bösen entsagen, wenn man als würdige Zuschauerin vor der Bühne sitzen will? — Keineswegs, aber es kommt darauf an, wie Sie verabscheuen und wie Sie lieben! Wie, wenn ich Ihnen bewiese, dafs die Religion und das ächt sittliche Gefühl in Ihrem Herzen nichts andres verlangte, als ein ähnliches dramatisches Interesse an der Welt und am Leben. Setzen Sie einstweilen an die Stelle des Shakespearschen Kindermörders, eine Kindesmörderin! So lange Sie blos das Verbrechen sehn, werden Sie davor zurückbeben: wenn aber der Wortführer der Verbrecherin Sie den Zusammenhang der Ereignisse lehrt, wenn er Ihnen zeigt, wie die Unglückliche allmählich dahin gekommen, wie jeder Schritt den folgenden nach sich zog, so wird sich Ihr Abscheu allmählich in Mitleiden auflösen, und höchstens eine Klage über das Schicksal, über die Nothwendigkeit in Ihnen zurückbleiben. Nun tritt ein andrer Wortführer auf,

der Wortführer des grofsen Lenkers der Schicksale: ein dramatischer Dichter oder ein wahrer Geistlicher, wie Sie wollen: erinnert Sie an die frühern Erfahrungen ihres Lebens: stellt Ihnen dar, wie dieselben Elemente, die in der Kindesmörderin sich zu Schmerz und Tod verknüpften, in andern Erscheinungen wieder zu Lust und Leben zusammenfliefsen; er führt Sie auf eine Höhe, von der aus der Schmerz des Todes und die endliche Lust am Leben, da unten in den Thälern; wo diese in eine heilige Musik, in ein unendliches Gefühl des höhern Lebens zusammenfliefsen, eben wie Dur- und Mollaccorde sich zu einem Ganzen verbinden. Nun erkennen Sie, dafs der endliche Abscheu und die endliche Liebe nur augenblicklich währen können, und dafs es einen reinern, dramatischen, göttlichen Antheil an den Schicksalen des Lebens gebe, wo man vom Geiste der allgemeinen Harmonie ergriffen, die Dissonanzen freilich fühlt und tief fühlt, aber in ihnen sich nicht verlieren, von ihnen nicht zerrissen werden kann, da in der Dissonanz selbst schon sich die neue höhere Harmonie des wohlbekannten Meisters, wenn auch nur als Ahndung ankündigt. Das ist im Leben, was ich oben auf der Bühne zeigte, der herrliche Moment, wenn das Gemüth den Thron besteigt, und die Lust wie die Trauer, die Ironie wie das Spiel in seinen ruhigen Umfang, herrschend aufnimmt. Steigen Sie, alle acht historischen Dramen noch einmal betrachtend hindurch, und ich bin überzeugt, der Abscheu vor Richard III. wird sich milde zum Mitleid veredeln, und Sie werden mir beipflichten, dafs der musicalische, der dramatische, der menschliche und der religiöse Antheil eins und dasselbe sind. —

Im gemeinen Leben sind wir nur zu leicht bei der Hand recht monologisch auf den ersten angenehmen Eindruck hin, den wir von einem Menschen empfangen, ihn zu einem guten Menschen zu ernennen: bald darauf erfahren wir andre Einwirkungen von ihm, er zeigt uns andre Seiten, und nun erklären wir ihn für schlecht. So wird unser armes Urtheil hin und her geworfen, jeder Richterspruch über kurz oder lang widerlegt, wir werden vorsichtiger und nun fallen wir auf die andre dialogische Seite hinüber, wir begeben uns alles Urtheilens, äussern nun blos, wie doch dieser Mensch von allen andern, an Gestalt, Wesen und Eigenthümlichkeit absteche; nun sagen wir, es ist ein sonderbarer, ein eigner Mensch. Erst behaupteten wir allzukek, so ist er, nun behaupten wir allzu vorsichtig, so ist er nicht. Der schlechte Dichter appretirt sein Werk entweder für ein monologisches Publicum, indem er erklärt ein für allemal: die da sind gute, tugendhafte Leute, aber der da, das ist ein hoffnungsloser Bösewicht, hic niger est, vor dem nehmt euch in Acht; oder er tischt dem dialogischen Publicum eine Parthei von Sonderlingen auf, von denen keiner aussieht wie der andre, die bunt genug durcheinander laufen, aber auch wieder auseinander laufen, ohne dafs sich ein ernstes Warum? ein Ganzes zeigt. So haben sich in den Zeiten des Verfalls der Poesie zwei verschiedene Gattungen gebildet: Intriguenstücke und Characterstücke. In den Intriguenstücken waren in der Regel, besonders auf der französischen Bühne die Charactere ein für allemal moralisch

gestempelt, und die Kunst des Dichters zeigte sich blos in der zierlichen Verwirrung dieser moralischen Treffer und der einen moralischen Niete: in den Characterstücken wurden wieder, dialogischen Seelen zur Lust, eine Reihe Gestalten neben einander gestellt, um die endliche Satisfaction zu erwerben, dafs doch keiner wäre wie der andre. Wie beide Gattungen sich in Shakespear durchdringen, wie durch acht grofse Tragödien hindurch in den eigensten verschiedensten Characteren sich unaufhörlich die erhabne Schicksalsintrigue offenbart, und der Dichter gleich rein und keusch und gerecht bleibt, dies glaube ich wenigstens ausgedrückt zu haben.

IX. Hamlet und König Lear.

In den Anfängen der Staaten und Reiche ist That und Handlung alles, innrer Drang des Schaffens und Wirkens führt alle Hände; jeder mufs etwas gewaltiges thun und hat kaum Zeit es zu sagen, wenn ers gethan, geschweige es lange in sich zu bedenken, hin und wieder zu berathen ehe er es thut. So war das Leben der ersten Römer und das unsrer deutschen Ahnherrn. Da Rom am gröfsten war, hatte es weder Redner noch Dichter: die Sybillinischen Bücher, zwölf Tafeln Gesetze, wenig Schrift mehr, das übrige lauter Leben und Arbeit. Eine schwache dem Grübeln ergebene Natur kann in solchen Zeiten nicht aufkommen, kaum wird sie geboren, und sicher erdrückt die allgemeine Regung ihr unnützes Wachsthum frühe. — Nachher, wenn das Staatswerk gedeiht und in sich selbst fortwächst, dann läfst das Treiben der Menschen allmählich nach, und nun erst kommen die leiseren Naturen, und leiseren Organe der Stimme und der Sprache, und mit ihnen die zeichnenden und bildenden Künste zu Wort. Man schreibt die Erinnerungen nieder, man bespricht immer weitläufiger das, was einst mit dem lebendigen Worte gethan wurde. Endlich kann man auch an das, was zukünftig gethan werden soll, nicht mehr ohne weitläufige Seelenvorrede kommen: jede That versteckt sich wie hinter eine Art von speculativem Bollwerk, das erst erobert werden mufs, ehe zu ihr selbst gelangt werden kann. Es häuft sich das philosophische und speculative Für und Wider so, dafs die moralische Überlegung nicht mehr zu übersteigen ist, und dafs die Thaten ungethan und unerobert bleiben. Alle Wirksamkeit beschränkt sich mehr und mehr auf ein klügelndes Spiel der Denkkräfte, das, da die Thaten ihm ihren Beistand versagen, bald auch in sich selbst wieder zerfallen mufs. Nun brauchen nicht erst Wunderzeichen zu kommen, und die Todten aus ihren Gräbern zu gehn, um zu beweisen, dafs der Staat wirklich untergeht. — Ich spreche nicht, wie es etwa scheinen möchte, von meiner Zeit, sondern die Rede ist vom Hamlet. Die weise moralische Überlegung, die in solchen schlechtern Zeiten allem Handeln vorausgeht, ist ein trauriger Nothbehelf für das frische, schnelle, viel sittlichere Gefühl jener ersten bessern Zeit, und in sofern ist Hamlet auch für unser altkluges Geschlecht höchst lehrreich. — Durch einen Bruder- und Königsmord ist der Thron von Dännemark geschändet, Hamlet der rechtmäfsigen Erbfolge beraubt; er ahndet, dafs sein Oheim der Mörder ist; der Geist sei-

nes Vaters erscheint ihm, bekräftigt es und ruft ihn um Rache an. Das Schicksal erwählt den Arm des Hamlet, um durch ihn seine Rache zu vollziehn. Um das ganze Drama zu übersehn, ist es wesentlich nothwendig, dafs man zwei Scenen vor allen andern vorläufig heraushebe: ich pflege sie die Spiegelscenen zu nennen. Im dritten Act hält der Stellvertreter des Schicksals seinem Oheim den ersten Spiegel vor, um ihn zu prüfen: er läfst die meuchelmörderische Handlung in ihrer wahren Farbe von Schauspielern in Gegenwart des Königs darstellen, und es bestätigt sich, dafs der Geist wahr gesagt, und dafs alles für die Rache reif ist. Anstatt sie zu vollziehn, zögert er, über seine Ohnmacht in sich selbst hineinphilosophirend, schwankend zwischen Wahnsinn und Entschlüssen zur That. Da er die Königin mit dem Bilde ihres Verbrechens martert, und die Stimme hinter der Tapete hört, überkömmt ihn sein Entschlufs, er sticht hinein, aber es ist Polonius und nicht der König, den er ermordet. Immerfort glaubt er und glaubt auch nicht: er glaubt dem Geist, und dann sagt er wieder: aus jenem unbekannten Lande sei noch kein Reisender zurückgekehrt; er will und will auch nicht. — Nun reifst ihm das Schicksal, der Langmuth müde, das Rachschwerd aus der Hand und hält den zweiten Spiegel ihm selbst vor: er hat den Polonius ermordet; der Sohn des Polonius, Laertes kömmt aus Frankreich zurück, um dasselbe an Hamlet auszuführen, was Hamlet an seinem Oheim zu vollziehen nicht vermochte, nemlich die Rache für den ermordeten Vater. Um den Hamlet streiten sich Wahnsinn und Thatkraft ohne Erfolg. Im Spiegel sieht er beide getrennt, aber sowohl in der wahnsinnigen Ophelia als in dem racheschnaubenden Laertes, dieselbe Veranlassung, nemlich die Ermordung eines Vaters. — Beiläufig sei es zum Ruhm der Weisheit und des Kunstsinns der deutschen Bearbeiter des Hamlets gesagt, dafs die zweite Spiegelscene der Zweikampf Hamlets und des Laertes in dem hohlen Grabe der Ophelia auf der deutschen Bühne in der Regel nicht gesehen wird. — Für Gesellen dieser Art hat das Stück auch ohne diese Scene schon eine zu unmäfsig grofse Bedeutung. — Wie eines zerstörten Körpers ehemalige herrliche Kräfte sich nun, da er hingesunken, gegenseitig chemisch und elementarisch verzehren und zerlegen, so die einzelnen Personen dieses Dramas und das ganze untergehende Geschlecht: einzeln vermag nichts das Ganze zu retten; zuerst verwest die Weltklugheit des Polonius, dann die Phantasie Opheliens, dann zugleich Hamlets Verstand, Laertes Thatkraft, Claudius Arglist und die wollüstige Weichheit der Königin. — Des Dichters Geist, und wer in ihn einzudringen vermag, schwebt frei über der Bühne des Todes und der Verwesung, die am Ende nothwendig und unvermeidlich sich eröffnet: ruhig sieht er unter der noch glimmenden Asche allenthalben die Knospen neuer Zeit und neuer Geschlechter hervorkeimen, die Fortinbras ankündigt.

Auf eine ganz andre Weise läfst Shakespear ein königliches Geschlecht in seinem Lear untergehn. Der schwach gewordne Greis theilt das Reich unter seine Töchter; Ehrgeiz und Herrschsucht verdrängen in diesen alle kindlichen Gefühle der Liebe. Die Krone läfst sich nur ganz besitzen oder ganz verlieren. Das wähnte der unglück-

liche Alte nicht: das graue Haupt und die alte, ihm eingedrückte Spur der Krone, meinte er, würde gnügen. Aber auch die Vaterschaft hat er mit der Krone weggegeben, und wie Furien verfolgen ihn die Töchter durch Nacht und Sturm; kein Obdach kann er mehr finden, kein Lager und keinen Begleiter. — Das Gesetz der Natur, dafs die Alten herrschen sollen, ist einmal gestört durch Lears Verschulden und seine Schwachheit, und alle Jugend wird übermüthig und rebellisch. Was von jenem Vater die Töchter freiwillig erhalten, das erzwingt durch Künste der Bosheit ein Bastardsohn Edmund von einem andern Vater, dem unglücklichen Gloster. — Lear hat die eine Tochter, der die Liebe mehr war als der Ehrgeiz, in freiwilligem Zorn verstofsen: der Bastard Edmund zwingt durch teuflische Künste seinen Vater Gloster, den bessern Sohn Edgar zu verstofsen. So entstehn zwei schauerliche Gruppen: auf der einen Seite die verbrecherischen Kinder, die Töchter Lears mit dem abscheulichen Bastard alliirt: auf der andern von Gram und Unglück bedeckt, die Gruppe der Väter, in ohnmächtiger Coalition der Verzweiflung der wahnsinnige Lear und der geblendete Gloster, mit ihrem schauerlichen Gefolge. Die beiden frommen verstofsenen Kinder, Cordelia und Edgar, mildern mit dem Balsam grofsmüthiger Liebe die Wunden der Väter, für die es aber keinen Trost, wie für die verbrecherischen Kinder keine Ruhe mehr giebt. Auf die natürlichste Weise häuft sich Verbrechen auf Verbrechen, kein Friede als der Tod ist für die in der eigentlichen Handlung befangenen mehr übrig. — Schwäche der Väter im Kampf mit dem Übermuthe der Kinder: die Väter sich stützend mit Recht auf die Würde der Jahre, Erfahrung, Gesetz der Natur; die Kinder vertrauend auf jugendliche Kraft, auf gröfseren Antheil an der Zukunft: die Väter geben nach, wo sie nicht nachgeben sollten; die Kinder ergreifen mit zu hastiger Hand, bald einsehend, dafs sie nichts erhalten haben, wenn sie nicht alles besitzen. — Dies ist ein Kampf in dem das Schicksal lange zu schwanken scheint, aber keine Parthei ergreifen kann. Wenn solche Knoten geschürzt werden, so müssen die in dem Kampfe befangnen Geschlechter unerbittlich zu Grunde gehn. — Wie nahe liegt diese Tragödie uns, den Zeitgenossen der letzten zehn Jahre des achtzehnten Seculums: denselben Knoten haben wir auf einer viel gröfseren Bühne sich verwickeln und vom Schicksal zerschneiden sehn. — Ich überlasse dieses göttliche Drama lieber der stillen andächtigen Betrachtung, als ich mit klügelnder, fruchtloser Kunst weiter die Faden und eingewirkten Figuren zeige, die ich in dem Gewebe erblicke. Jedem werden die eignen Schicksale tausend Allegorien zeigen, die alle leicht und natürlich von der einen Tragödie ausgedrückt werden. Erlauben Sie mir noch ein einziges profanes kritisches Wort über eine einzelne höchst merkwürdige Person des Stücks: in den schauerlichsten Situationen zeigt sich allenthalben eine komische Figur, der Narr — unentbehrlich, nicht damit das Übermafs von Jammer und Thränen in seinem Anblick gewissermafsen verschluckt werde, sondern damit das Ganze erst recht tragische Würde erhalte und behaupte. Das dramatisch Tragische ist nicht etwa nur das, was nicht komisch ist, wie man glauben möchte, wenn man blos die französische und neuere deutsche Bühne mit Ausschlufs Göthes und Schillers kennt;

der dramatische Schmerz ist nicht etwa ferner nur das, was keine Lust ist, oder der Lust entbehrt. Vielmehr trägt der dramatische Schmerz in sich die Lust, oder die Ahndung der befriedigten Lust. Man hat sich vielfältig geplagt, den Genufs der Menschen am Trauerspiele zu erklären, und da wufste selbst Lessing nichts andres zu finden, als ein ähnliches Gefühl im gemeinen Leben, die edle Lust, die man bei den Leiden andrer empfindet; das weiche musikalische Gefühl, die Art von Gesang, mit der ein schönes Herz die Leiden andrer begleitet, das Mitleid. Offenbar würde indefs die Kunst viel besser das gemeine Leben, oder die schöne Lust am Trauerspiel, viel besser das Mitleid erklärt haben, als das Mitleid die Tragödie; als das gemeine Leben die Kunst. — Wenn wir den Schmerz fliehen, so fliehn wir seine monologische Natur; er allein herrscht, läfst nichts andres aufkommen, und besonders seine monologische Dauer läfst sich nicht absehn; Monoton klingt und dröhnt er durch unser ganzes Wesen. Sehn wir einen andern hingegen im Schmerz befangen, so freut sich die gemeine Seele freilich dialogisch über den Contrast ihrer Gesundheit, sie empfindet nichts als einen wohlthätigen Schauer in ihrer Haut, den niemand Mitleid nennen wird. Die Freude der edlern schönern Seele daran hat einen andern höhern dramatischen Grund: sie fuhlt den Schmerz des andern theilnehmend in seiner ganzen Tiefe, aber sie begleitet ihn mit Hoffnung, Glauben und Liebe, die in ihr sich geltend machen können, da der Schmerz bei ihr nicht monologisch allein herrscht. So entsteht in ihr, ich kann es nicht besser ausdrücken, als musikalisch, ein Gefühl von Harmonie, ein Accord, und dies ist das Mitleid. — Die beiden Elemente, Schmerz und Lust, haben in ihr gleiche Gewalt: aus dem Gleichgewicht beider entsteht ein Rhythmus in ihren Empfindungen, eine melodische Folge, die der dramatische Dichter vollstimmig zu einer grofsen Symphonie verbindet. — Der schlechte Dichter, z. B. Kotzebue, in Menschenhafs und Reue, zahlt uns seinen Witz und seine Possen, einzeln aus, und damit ist das eine Geschäft, die eine Scene abgemacht; eben so einzeln der leidigen Abwechslung zu gefallen, werden weinerliche und sentimentale Scenen abgefertigt, und von dem Ganzen kann keine Spur bleiben, als das Gefühl einer dialogischen Motion; man kann am Ende sagen, man habe oft geweint und oft gelacht und nichts weiter. — Shakespear trägt in den höchsten tragischen Schauern die Lust mit sich, und läfst sie allenthalben beruhigend hervorschimmern: man kann vielleicht weder weinen noch lachen, aber in sich fühlt man die Entwicklung eines Gefühls, das alles Schmerzes und aller Lust der Welt darum erst recht fähig wird, weil es so erhaben ist, dafs keine einzelne Empfindung vorlaut werden und monologisch unterjochen kann. —

Noch einige Worte von den Narren überhaupt! — Was das wahre Komische sei, davon vollends kann man sich von unsrer gegenwärtigen Bühne aus, keinen Begriff machen. Nur recht schöne Seelen haben von der Empfindung eine Vorstellung, die ich Mitfreude nennen möchte, und die sich zur Lust verhält wie das Mitleid zum Schmerz. Auch freuen nemlich kann man sich monologisch, verbissen sein im Ge-

nufs, in einer Art von fröhlichem Taumel, der am Ende, wie eine Krankheit, Abspannung und Schwäche zurückläfst. Dramatisch wird die Lust aber nur dadurch, dafs in einer erhabnen ruhigen Seele nicht etwa der Lust ernsthafte Gedanken von Verbesserung der Sitten u. s. f. als Text untergelegt werden, sondern dafs der Ernst des Lebens wie eine Art von Grundbafs sie, wenn auch unsichtbar, begleitet. Nie soll, weder der Ernst noch der Scherz an sich gelten, jedes von ihnen nur als die eine Seite des sich selbst bewufsten Lebens oder der Seele. In schlechten Dramen, z. B. im Wirrwarr und im Wildfang, die ich dennoch für die Meisterstücke des Herrn von Kotzebue halte, in solchen pflegt der Witz oder die Possenreisserei des Autors die ganze Handlung zu überschwemmen, oder zu verschwemmen; er ist nicht weiter Herr seines Witzes. Dahingegen sind die Narren, Rüpel, Hanswürste, Masken in der modernen Poesie Erzeugnisse des Dramatisch-Komischen. Ehe diese nicht wieder in ihrer wahren ursprünglichen Gestalt auftreten, ehe ist kein Heil für das Theater zu hoffen.

Für jetzt ist das Theater nichts weiter als ein ausgedehnter Gukkasten, alles darin auf eine elende Täuschung der Sinne, auf Illusion, und auf eine gemeine Repetition dessen berechnet, was man weiter und breiter, sonst aber um nichts weniger schön und weniger poetisch im gemeinen wirklichen Leben vorfindet. Das heutige Schauspielhaus ist durch das Proscenium in zwei Hälften getheilt, von denen die eine, die auf der Bühne, blos gesehn wird, die andre, die im Parterre blos sieht; jene allein sich beständig thätig, diese hingegen sich völlig unthätig verhält. Wenn man in solcher Lage der Dinge Molieres Geizigen in das Publicum hineinrufen hört, ob Niemand von dem Diebe seines Schatzes etwas vernommen, so regt sich augenblicklich im Zuschauer eine Art des komischen Genusses, die von dem gemeinen komischen sehr verschieden ist. Der Geizige überspringt in der Verzweiflung das Proscenium, die Granze zwischen Bühne und Parterre: in dem Augenblick fühlt der Zuschauer ein thätiges Interesse, er fühlt sich als Mitspieler: der Dichter scheint das ganze Haus, Schauspieler und Zuschauer zugleich zu beherrschen und zu ergreifen. Im Lustspiele, wo der Mensch willkührlich mit der Welt und mit den Schicksalen spielend erscheint, mufs deshalb der Dichter selbst sichtbar heraustreten: im Trauerspiele erscheint der Mensch als dem Schicksale unterworfen, deshalb mufs der Dichter dort unsichtbar, aber das Schicksal sichtbar sich zeigen. Im antiken Trauerspiele hatte das Schicksal seinen Wortführer, seinen Ausleger, — den Chor. Im modernen Lustspiele hingegen der Dichter seinen Wortführer und Repräsentanten — den Hanswurst, den Narren. Im Chor überspringt die ewige Nothwendigkeit das Proscenium, und überwölbt Schauspieler und Zuschauer mit einem gemeinschaftlichen Himmel: der Narr hingegen, reifst unten an der Erde die Persönlichkeiten auf der Bühne und die im Parterre durch einander, und so entsteht eine allgemeine Lust im ganzen Hause: jeder wird ein einzelnes Glied des Ganzen, und fühlt sich doch auch, durch die beständige sichtbare und unsichtbare Allgegenwart des Dichters, als die Seele des Ganzen. Durc

diese Allgegenwart des Dichters in jedem Einzelnen, bleibt jeder sich seines ganzen Genusses in der Lust wie in der Trauer dramatisch bewufst, und so gelangt das Drama, nachdem es alle Epochen seiner Bildung durchlaufen, endlich zu seiner ursprünglichen Form zurück, wo es gemeinschaftliches Fest, nicht einseitiges Spektakel, kahle Repräsentation, oder armseliger Sittenspiegel war. Die Shakespearschen Narren überspringen freilich selten das Proscenium, was auch nur eine einzelne Form des Dramatisch-Komischen ist. Indefs kündigt sich in ihnen fast allezeit mit hervorragender Überlegenheit das Bewufstsein und die Nähe des Dichters an, und so ziehen sie von selbst den Zuschauer in die höhere ironische Sphäre, von wo aus die Schöpfung des Meisters in göttlichster Ruhe betrachtet wird. —

X. Shakespear, der Portraitirer der Natur.

Ich habe der grofsen Verändrung erwähnt, die Shakespear in der Denkart und Kunstansicht der Deutschen hervorgebracht, und da verlohnt es sich wohl um ein halbes Jahrhundert zurückzugehn, und die Meinungen jener Zeit über die Kunst mit den gegenwärtigen Ansichten zu vergleichen. Wir stofsen dort auf einen Tonangeber im Reiche des Schönen, der gegenwärtig auch nur als Wortführer einer einzelnen Parthei eine traurige Rolle spielen würde. Ein französischer s. g. Philosoph, der Batteux, war aufgelegt genug und trieb die Verwegenheit so weit, alle schöne Künste auf einen Grundsatz zurückführen zu wollen. Grundsätze, Maximen, Principien, waren in der französischen Philosophie gänge und gäbe: die Idee eines einzigen Grundsatzes war neu und grofs genug, um blos wegen ihrer Kühnheit und Ausserordentlichkeit allgemeines Aufsehn zu verdienen. Der versprochene Grundsatz freilich war am Ende nichts weiter als das elende Prinzip der Nachahmung: die Kunst hiefs es, sei nichts anders als Nachahmung der Natur. Die Natur dachte man sich vorauslaufend, in allen ihren Werken grofs und unerreichbar: die Kunst nachlaufend, copirend, portraitirend. — So sagte man in England von unserm Meister Shakespear in einer so platten als pretiösen Grabschrift, die Natur sei gegen diesen ihren pinselnden Liebling besonders gefällig gewesen, sie habe ihm in allen möglichen Attitüden gesessen — und man bildete sich wirklich ein, damit etwas recht Ausserordentliches gesagt zu haben. — Wie ganz anders und höher leben und denken wir jetzt? Zu einem ganz andern Gefühle unsrer Würde sind wir zurück gekehrt! In allen menschlichen Beschäftigungen, in Staatsgeschäften, im Kriege, im Handel selbst wie in den einzelnen Künsten, sagen wir, wenn wir den Geist, in dem sie getrieben werden, erheben und auszeichnen wollen, sie würden künstlerisch betrieben. Den Künstler als einen Knecht und Sclaven der herrlichsten Göttin, der Natur selbst, zu denken ist uns mehr als Entweihung, ist uns schreiender Widerspruch, weil wir uns grade die Freiheit in keiner bessern, höhern Gestalt denken können, als in Künstlers Gestalt. Die Batteux mit ihrem Grundsatz der Nachahmung dachten sich den Künstler ausserhalb der Natur, nur durch seine innere Ohnmacht auf die Pro-

tection der Natur angewiesen: wir denken uns die Natur vornehmlich im Künstler, am liebsten im Künstler; wie die Eva in Miltons verlornem Paradiese die Namen und Zeichen der Dinge lieber aus dem Munde Adams als aus dem Munde Gottes selbst empfangen und lernen will, so mögen wir die Natur lieber, wie sie aus den Augen und der Seele des Dichters milder und menschlicher verherrlicht wiederstrahlt, als wir ihr selbst unmittelbar in das blendende und zerstreuende Antlitz sehen mögen. — Unter allen Erzeugnissen der Natur ist der grofse Künstler uns das vornehmste und erste; in ihm sehn wir die Natur mittelbar, aber so herrlich als sie uns unmittelbar nie erschienen. Wir geben uns mit ganzer liebevoller Seele dem Dichter hin, statt dafs der französische Kritiker ihn denkt, ohnmächtig und ängstlich, wie sich selbst, statt dafs Batteux neben der Staffelei des Künstlers sitzt, einen Blick auf das Kunstwerk, den andern auf den Naturgegenstand der abgebildet wird, hinwerfend, bei jedem Pinselstrich meisternd und scheltend, dafs es sich so nicht vorfände in der Natur und dafs, wie L. Tieck ironisch sagte, wenn der Leser mit dem Buche in der Hand, nachher in die freie Natur hinaus ginge, die Sache selbst mit der Abbildung zu vergleichen, er sie nicht wieder finden würde darin.

In Shakespears gesammten Dramen sind gegen zwölfhundert verschiedene Characterе dargestellt, jeder vom andern himmelweit unterschieden, jeder rund für sich, ein kleiner König, jeder von tiefer unergründlicher Wahrheit und Lebendigkeit. Grade weil sie ihm nicht gesessen oder stille gehalten haben, vielmehr weil sie um ihn hergegangen und gelebt, weil er der Welt gestattet sich frei und zwanglos um ihn her zu bewegen, weil er selbst mitging und lebte, darum wufste er sie „so geschwind und so natürlich" darzustellen. Es bleibt ewig wahr: wir können uns den Tod unter keiner bessern, passendern Gestalt denken, als unter dem Bilde eines Nachahmers, oder eines Sclaven überhaupt. — Göthe hat es wahr und paradox so ausgedrückt: sogar der Portraitmaler ahme nicht nach, er bringe das Bildnifs hervor; worauf er sehr passend einen andern jetzt noch lebenden deutschen und gründlicheren Batteux fragen läfst: wenn er das Portrait hervorbringe, warum er denn den Gegenstand mit so vielen Sitzungen incommodire? —

Worin liegt denn wohl die Schönheit eines Kopfes, der im Portrait dargestellt werden soll? die Beantwortung dieser Frage greift weiter als es scheint. Was von dem Portrait dieses einzelnen Kopfes gilt, mufs von Shakespears Portrait der Menschheit auch gelten. Der einzelne Kopf also, die feststehenden Züge sind das wenigste; sie können mit ängstlicher Treue, mit Zirkel und Winkelmaafs nachgeahmt sein, und dennoch ist noch kein Portrait da. — Man kann einem schönen Kopfe keine schlechtere Höflichkeit erweisen, als wenn einer behauptet, er könne durch einen so ängstlichen Pinsel getroffen werden: er ist alsdann gewifs nicht schön, er ist todt und kalt, denn er mufs das einemal aussehn wie das andre. — Wenn ihr dem Künstler einen Menschen zeigt, den er zum erstenmale sieht, und ihn fragt, ob er schön sei, und er antwortet euch kurz und schlechthin: er ist schön, oder er ist nicht schön, so hat

er ihn in Gedanken geschwind aber ängstlich copirt, und es ist nothwendig ein schlechter Künstler. Der wahre Künstler sagt gewifs: ich mufs erst ihn sich bewegen sehn, oder mit ihm sprechen, oder mit ihm leben oder ihn sprechen und leben sehn; ich mufs erst sehn, ob sich dieser Kopf auch verwandeln kann, und ehe ich entscheide, ob er Ausdruck hat, mufs ich doch zuvor erst sehn, wie sich die Ereignisse und der Wechsel der Welt in ihm ausdrücken. Das Leben, die Bewegung in diesem Kopfe mufste erst stillstehn, wenn ich ihn mit dem Zirkel ängstlich copiren wollte, wie ihr: aber grade im Fluge will ich das Leben ergreifen, läfst es sich auch nur ergreifen, in der Bewegung, in vielfältiger Verändrung und Umstaltung will ich erst wahrnehmen, was denn eigentlich das wahre Bleibende in diesen Zügen ist: was ihr Copisten mir hinschreibt von dem Kopfe, das sind freilich die einzelnen nachgemalten Worte und Buchstaben, aber ich will nicht die einzelnen Klänge, sondern das Ganze, den Geist ergreifen; ich will darstellen dasjenige, was übrig bleibt, wenn alle die einzelnen Klänge verklungen sind: dasjenige, was allein auf der Leinwand zu leben und zu bleiben verdient, will ich darstellen. — Deshalb kann man, wenn man lange mit Menschen gelebt hat, sich so schwer erinnern, wie sie aussahn, da man sie das erstemal gesehn: oder wenn man wirklich diesen ersten Moment sich zurückzurufen weifs, findet man, dafs sie durchaus anders aussehn als damals. Beim ersten Anblick nemlich, hat die Seele das Bild copirt; im weitern Umgange hingegen, und in jeder Stunde desselben hat sie es gemalt in der Bewegung und im Fluge; was sie jetzt vor sich sieht, ist das Portrait ihres Freundes, und grade deshalb, weil sie seine Züge hier nicht sclavisch nachahmt, sondern mit Freiheit poetisch hervorbringt. Es kann nicht fehlen, ein Portrait, was einem dritten, der den Dargestellten erst einmal flüchtig gesehn hat, sehr getroffen scheint, ist gewifs ein schlechtes Portrait, oder der Dargestellte ist ein Ungeheuer von Einfaltigkeit und Einsylbigkeit. Darin eben liegt die Gerechtigkeit der Natur gegen s. g. häfsliche Personen: die erste Bekanntschaft mit neuen Menschen ist der schlimmste Moment den sie erleben können, und grade das ist der Copistenmoment: sobald die s. g. häfslichen Züge sich nur bewegen, Freude, Schmerz und Leben ausdrücken können, so nimmt die Häfslichkeit uns unter den Handen mit jedem Tage ab — dahingegen sogenannte schöne Gestalten sich viel schwerer auf die Dauer behaupten. — Sie werden mich nach dieser Auseinandersetzung verstehen, wenn ich den schwerfälligen, ängstlichen Copisten den monologischen Portraitmaler nenne. Nun giebt es aber eine zweite Art s. g. Maler, die von der Verwandlung und Beweglichkeit der Gesichtszüge etwas vernommen haben, und deshalb die Sache auf den Kopf zu treffen glauben, wenn sie eine einzelne von diesen Verwandlungen oder Bewegungen recht kräftig festhalten, einen einzelnen Ausdruck des tiefsinnigen Nachdenkens, der die Augen gen Himmel richtenden Sehnsucht u. s. w. in seiner ganzen Breite darstellen, und so ihre Bilder mit einem Schein von Character coquettiren lassen. Wenn sich Schauspieler malen lassen wollen, so sehn sie sich gewöhnlich nach einem solchen Maler um, und suchen in einer gewissen Ungewifsheit über ihr eignes Gesicht einen Ausdruck auszu-

drücken, der gleichsam über alle einzelnen Ausdrücke ihrer Rollen hervorrage. Das sind dialogische Gesichter und dialogische Maler: ein wahres Gesicht mufs nicht Ausdruck haben, sondern ausdrückend und ausdrücklich sein. — Der dramatische Maler braucht nicht weiter characterisirt zu werden, er und sein Wesen ist durch die ganze Darstellung schon bestimmt: er ist der wahre Maler, und nur das dramatische Gesicht, in dem sich auf einer bleibenden harmonischen Form, die ganze Welt und jede ihrer Veränderungen leise und ruhig aber tief ausdrücken, ist ein wahres Gesicht. —

Wenden wir diese Theorie des ächten Portraits auf die Kunst überhaupt an, und setzen wir an die Stelle des einzelnen im Portrait dargestellten Menschen, die Natur, an die Stelle des Portraitmalers, den Shakespear: nun erhält die oben angeführte Grabschrift des Dichters einen Sinn. Nicht ihre stehenden Züge blos aussprechen, nachsprechen hatte er gelernt: ganze Jahrhunderte mit ihrem Wechsel und Wandel giengen an ihm vorüber; und mit übermächtiger Hand hielt er das innerlich Bleibende und Wesentliche fest, und das unter Bewegungen, die in der blofsen Darstellung noch heut durch ihre Gewalt den Leser zu Boden zu stürzen drohn. Wer lange rüstig und sinnvoll im bewegten, vielseitigen Umgang mit der Natur gelebt hat, der wird sagen, Shakespears Portrait von der Menschheit sei wohlgetroffen — und der allein hat ein Recht es zu sagen. Nachgeahmt, ausgemessen, ausgelöscht und ängstlich verbessert hat er nie: und wie mochte der rastlose Geist nur zögern, sich nur niedersetzen, um es zu können. Wie wenn der Portraitmaler das Auge seines Gegenstandes im Übergange von der Freude zum Schmerze belauscht, so war es für Shakespear nur ein einzelner Ausdruck in den Gesichtszügen der Menschheit, wenn Roms letzte Freiheit und die Heldenunternehmung des Brutus bei Philippi scheiterten: ein zorniger Blick und nicht mehr war diesem Gewaltigen die ganze höllische Erscheinung Richard III.; eine leichte Fieberröthe und nicht mehr die grausende Eifersucht des Othello — und so hinterläfst die hingebende, andachtige, ich möchte sagen, gottesfürchtige Lesung seiner Werke endlich ein ruhiges Bild der Menschheit, das unter dem Lesen wächst und allmählich den weiten Hintergrund füllt. Wenn man erst eine Strecke gegangen, dann mögen im Vorgrunde Palaste, Menschen, ja ganze Geschlechter und Staaten sinken: immer deutlicher tritt, wie ein majestätisches Gebirge, das Bleibende und Ewige, die grofse unaussprechliche Schrift der Natur, im Hintergrunde heraus. Dafs der junge Meister bei Göthe, vor Shakespears Werken, wie vor dem aufgeschlagenen Buche des Schicksals zu stehen glaubt, die Blätter im Sturm der Zeiten hin- und herflatternd — dieses schöne Bild schildert nur den ersten Eindruck, den diese Werke auf ein junges, genialisches Gemüth zu machen pflegen. Da scheinen denn noch die Loose der Menschheit in ihnen willkührlich durcheinander geschüttelt, einem göttlichen Spiele, einem heiligen Taumel scheint die ausserordentliche Natur hingegeben. Wenn es aber nachher kund wird, dafs der Künstler, den man am Schlusse des Lear oder des Macbeth erschöpft, und von der Last seines Un-

ternehmens gebeugt glaubt, daſs derselbe bleibt und bleibt und immer bleibt, und da wir noch ihn tief in der Nacht des Nordens schlafend wähnen, wie die königliche Eiche Lear vom Sturm zu Boden gestreckt — er schon im Süden frisch und jugendlich wieder aufgestanden ist, und das Frühlings- und Liebesspiel von Orsino, Olivia und Viola hertändelt — dann offenbart sich ein Gleichgewicht der Elemente, eine Allmacht und eine Jugend, daſs wir ihn nur mit dem heiligen, ewigen Körper der Erde vergleichen mögen, auf dem wir so sicher und in so glücklicher Mitte zwischen Lust und Schmerz, zwischen Liebe und Tod wohnen und leben.

V. Kleine Gelegenheitsgedichte.

1. Der höhere Frieden. (1792 oder 93.)

Wenn sich auf des Krieges Donnerwagen,
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

Denk' ich, können sie doch mir nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse, wie dem Schrecken, wehrt.

Nicht des Ahorns dunkelm Schatten wehren,
Daſs er mich, im Waizenfeld, erquickt,
Und das Lied der Nachtigall nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

---

2. Jünglingsklage.

Winter, so weichst du,
Lieblicher Greis,
Der die Gefühle
Ruhigt zu Eis.

Nun unter Frühlings
Uppigem Hauch
Schmelzen die Ströme —
Busen, du auch!

---

3. Mädchenräthsel.

Träumt er zur Erde, wen
Sagt mir, wen meint er?
Schwillt ihm die Thräne, was,
Götter, was weint er?
Bebt er, ihr Schwestern, was,
Redet, erschrickt ihn?
Jauchzt er, o Himmel, was
Ist's, was beglückt ihn?

---

4. Katharina von Frankreich.

(als der schwarze Prinz um sie warb.)

Man sollt ihm Maine und Anjou
Übergeben.
Was weiß ich, was er Alles
Mogt' ersterben.
Und jetzt begehrt er nichts mehr,
Als die Eine —
Ihr Menschen, eine Brust her,
Daß ich weine!

---

5. An S. v. H. (1803.)

(als sie die Camille besungen wissen wollte.)

Das Blümchen, das, dem Thal entblüht,
Dir Ruhe giebt und Stille,
Wenn Krampf dir durch die Nerve glüht,
Das nennst du die Camille.

Du, die, wenn Krampf das Herz umstrikt,
O Freundin, aus der Fülle
Der Brust mir so viel Stärkung schickt,
Du bist mir die Camille.

H. v. K.

Inhaltsanzeige.

Neuntes und Zehntes Heft. Septbr. u. Octbr. 1808.

I. Vom religiösen Charakter der griechischen Bühne, von Adam Müller.

II. Zur Weihe. 5. October 1799. von Novalis.

III. Zweites Fragment aus dem Schauspiel: Käthchen von Heilbronn, von Heinrich v. Kleist.

IV. Fragmente über William Shakespear, von Adam Müller.

- i. Prolog.
- ii. Bearbeiter und Übersetzer.
- iii. Anatomie des Dramas.
- iv. Sommernachtstraum und Wintermährchen.
- v. Historische Einleitung zu der Tragödie vom Untergange der Ritterzeit.
- vi. Richard 2. oder von der dramatischen Gerechtigkeit.
- vii. Heinrich 4. oder von dem Verhältniss des Komischen und Tragischen.
- viii. Richard 3. oder von der dramatischen Versöhnung.
- ix. Hamlet und König Lear.
- x. Shakespear, der Portraitirer der Natur.

V. Kleine Gelegenheitsgedichte, von Heinrich von Kleist.

1. Der höhere Frieden (1792 oder 93.)
2. Jünglingsklage.
3. Mädchenräthsel.
4. Katharina von Frankreich.
5. An S. v. H. (1808.)

r h ö b u s.

Ein Journal für die Kunst.

Herausgegeben

von

Heinrich v. Kleist und *Adam H. Müller.*

Erster Jahrgang.

Mit Kupfern.

Eilftes u. Zwölftes Stück. Novbr. u. Decbr. 1808.

Dresden,

im Verlage der Waltherschen Hofbuchhandlung.

I. Prolegomena einer Kunst-Philosophie.

1.

Alles Streben der Philosophie hat sich immer in zwei entgegengesetzten Richtungen bewegen müssen. Entweder ward eine vorgenommene, ergriffene Einheit in eine Mannichfaltigkeit von Theilen, Elementen, oder Gliedern zerlegt, oder es ward aus der Verknüpfung, aus der organischen Verbindung mannichfaltiger Erscheinungen ein Einfaches, ein Ganzes gebildet. Dergestalt nahm die Philosophie zwei entgegengesetzte Fähigkeiten des Geistes in Anspruch: die eine war die Fähigkeit des Theilens, des Zertrennens, Zergliederns; die andre die des Vereinigens, des Vermittelns, des Verbindens. — Offenbar setzt die Fähigkeit des Zergliederns (die anatomische oder chemische Fähigkeit) voraus, daß eine Einheit wirklich ergriffen sei; eben so die Fähigkeit der Vereinigung (die physiologische, oder physicalische Fähigkeit) setzt voraus, eine wahrhaft erkannte Mannichfaltigkeit. —

Wir werden, wenn wir diese beiden Elemente des Geistes, der Welt, oder der Philosophie näher betrachten, einsehn, daß wir die trennende Fähigkeit in uns nicht besser bezeichnen können als mit dem Namen des wissenschaftlichen oder speculativen Talents, daß hingegen die vereinigende Fähigkeit am sichersten unter dem Zeichen des practischen oder Kunst-Talents angeschaut werde. Das Object der Betrachtung, der Speculation, und also der Wissenschaft ist immer der Contrast, der Gegensatz, die Differenz — daher von einseitigen Freunden der Kunst, oder von sentimentalen Bewunderern der Natur, gar zu leicht der Wissenschaft der Vorwurf gemacht wird, sie tödte das Leben der Natur. Übrigens wollen wir auch gar nicht in Abrede sein, daß die meisten Freunde der Wissenschaft diesen Vorwurf durch ihre Einseitigkeit verdienen. — Wie die Wissenschaft es mit der Trennung zu thun hat, so ist der Kunst offenbar das Geschäft der Vereinigung zugewiesen. Einheit, Ganzheit, Zusammenhang, macht das Kunstwerk zum Kunstwerk. Und wenn die Wis-

senschaft einerseits den Character ihres Objects der Trennung, nemlich, anstatt, enge Spaltungen und unendlichen Streit unter den Dingen anrichtet, so löset Leben und Frieden erzeugend die Kunst, alle Gegensätze wieder in Einheit auf. Die Wissenschaft hat ihr Auge gerichtet auf das Bestehende, auf das Vergangene; sie empfängt, was sich schon tausendfaltig in Farben gebrochen, was sich schon in unendlichen Individualitäten gespalten hat: die Kunst wendet sich nach der noch ungebohrnen Zukunft hin, ein Einfaches, ein Werk der einfachen Zukunft hinreichend. Erwägen wir, zu welchem Zwecke wir Wissenschaft und Kunst, das vereinigende und das trennende Vermögen betrachtet haben, und wie wir es gethan haben. Wir haben Wissenschaft und Kunst einander gegenüber gestellt: wir haben Wissenschaft und Kunst, das wissenschaftliche und das Kunstvermögen im Menschen getrennt. Wir haben den Begriff der Vereinigung von dem Begriffe der Trennung getrennt. Es mußte also, damit wir trennen konnten, eine Vereinigung der beiden Begriffe vorhanden sein. Vielleicht war die Vereinigung, die wir vorfanden, nur eine rohe Mischung: gleichviel wie lose der Zusammenhang war, genug wir haben ihn aufgehoben. Wer in meine Bezeichnung der Begriffe einstweilen eingegangen, wird mir zugeben, daß ich, indem ich der Wissenschaft einen trennenden Character beilegte, und dann selbst die Wissenschaft von der Kunst trennte, wissenschaftlich verfahren mußte, daß also durch mein ganzes Verfahren die Existenz einer Wissenschaft der Wissenschaft und Kunst erwiesen worden ist. — Diese Wissenschaft der Wissenschaft und Kunst setzt, indem sie ihre beiden Objecte also auch die Kunst umfaßt, auch Kunstvermögen in mir voraus. Daß man das wissenschaftliche Talent von dem Kunstvermögen im gemeinen Leben absolut zu trennen gewohnt ist, und dem einen bloßen wissenschaftlichen, dem andern bloßen Kunst-Talent zuschreibt, kann natürlich nicht von der Idee, sondern blos von den endlichen und einseitigen Repräsentanten der Idee, und auch von diesen nicht ganz ausschließend gelten. Indem ich also eine Wissenschaft der Wissenschaft und Kunst annehme, ist zugleich die Kunst der Wissenschaft und Kunst vorausgesetzt. — Ich bin die Wissenschaft sowohl als die Kunst, das trennende und das vereinigende Vermögen zugleich zu setzen genöthigt: die Vereinigung ist die Bedingung der Trennung, die Trennung die Bedingung der Vereinigung: die Vereinigung ist nur etwas (man vergönne mir den Ausdruck:) im Gegensatze der Trennung und umgekehrt: ich finde in alle Ewigkeit keinen Grund, weder die Vereinigung noch die Trennung als Princip anzunehmen.

Die Wissenschaft betrachtet das große Kunstwerk: die Welt. Sie zergliedert den schönen großen Bau, den die vergangenen Zeitalter aufgeführt: das große Gemälde gleichsam einer einzigen That, eines ganzen Geschlechts, löst sie auf in unendlich viele Individualitäten, deren Verein jene That erzeugte: viele entfernte Epochen der Weltgeschichte entwickelt sie sich aus dem einfachen Weltbilde vor ihr. Die Kunst andererseits ergreift einzelne Epochen der Geschichte, und vermählt, verbindet, vermittelt, vereinigt sie zu einem historischen Ganzen; aus verschiedenarti-

gen, streitenden Characteren bildet sie ein harmonisches, friedliches Ganzes. — Auf diese Weise arbeiten beide, Wissenschaft und Kunst, ohne Ende einander in die Hände. Die Wissenschaft zergliedert die Werke der Kunst, damit eine höhere Kunst die getrennten Elemente zu einem höheren Werke vereinigen könne, dann eine wieder höhere Wissenschaft eine schärfere, feinere Zergliederung vornehmen könne, und so ins Unendliche fort.

Sollte hiermit wirklich etwas anderes dargestellt sein, als der Wechsel von Tod und Leben selbst? Die Idee ist frei; sie ist keineswegs an menschliche Individualität gebunden. Tragen wir sie demnach frei auf den Welt- oder Erdgeist über. Dieser Wechsel von Tod und Leben ist nichts anders als bis ins Unendliche in einander verschlungene Trennung der Elemente und Vereinigung der Elemente, und höhere Trennung und höhere Verein u. s. f. Die Wissenschaft dieses Erdgeistes (die Wissenschaft, das Bewußtsein, das er im Tode, im Wandel und Wechsel vornehmlich offenbart) und seine Kunst, seine bildende Kunst (die ich nicht beschreibe, weil tausend seiner Werke uns unmittelbar ansprechen) seine Wissenschaft und seine Kunst scheinen höherer Natur als die unsrige, und dies vornehmlich deshalb, weil Tod und Leben in ihm eins ist, weil er uns unmittelbar im Bilden das Zergliedern und das Verzehren, und unmittelbar im Verzehren das Bilden zeigt, wir hingegen eines nach dem andern zu vollbringen scheinen, oft wohl gar bloße, reine, absolute Zergliederer (Wissenschaftler) oder bloße Bildner (Künstler) zu sein glauben. —

Das Verhältniß zwischen Wissenschaft und Kunst, von dem hier die Rede gewesen ist, ist oft, und besonders von dem ersten philosophischen Geiste, unter den lebenden Deutschen, von Schelling bemerkt worden. Sehr mit Recht eifert dieser Schriftsteller gegen die absolute Trennung, den absoluten Gegensatz von Wissenschaft und Kunst, oder was dasselbe sagen will, da alles Handeln Kunst ist und sein soll, und da es kein unkünstlerisches, d. h. unproductives Handeln giebt, gegen den absoluten Gegensatz von Handeln und Wissen. — Aber die absolute Einheit beider, die absolute Identität des Wissens und Handelns, zu deren Annahme Schelling und die deutsche Naturphilosophie mit ihm ihre Zuflucht nahm, ist eben so einseitig. Ich glaube an dieser Stelle, die oben von mir erwählte Bezeichnung: Kunst der Wissenschaft und Kunst, als gleichbedeutend mit der Naturphilosophie aufstellen zu können. Anstatt nemlich, daß in meiner Ansicht Wissenschaft und Kunst sowohl betrachtet werden können aus dem Standpunct einer höheren Wissenschaft, getrennt nemlich; als auch gebildet (vereinigt) werden können, zu einer neuen höheren Kunst, und diese höhere Wissenschaft und höhere Kunst gemeinschaftlich wieder gebildet werden können zu einer noch höheren Wissenschaft und noch höheren Kunst und so ins Unendliche fort, — so glaubt die Naturphilosophie, oder überhaupt die gegenwärtige Philosophie einen letzten Standpunct gefunden zu haben, eine letzte und höchste absolute Wissenschaft oder absolute Kunst: eine Wissenschaft, d. h. eine Trennung, einen Gegensatz, den die höhere Kunst nicht mehr aufzulösen vermöge; oder andererseits eine Kunst, eine Einheit, ein schöpferisches

Princip, worüber die trennende Gewalt einer höheren Wissenschaft nichts mehr vermöge. —

Wenn in meiner Ansicht Wissenschaft und Kunst bald getrennt ihren Weg gehn, sich losreissen von einander, jede gleichsam ihren Geschlechtscharacter, die Wissenschaft den Männlichen, die Kunst den Weiblichen schärfer und schärfer bestimmt, damit ein höherer, klarerer, reinerer Verein zwischen ihnen geschlossen werden könne, damit ferner aus ihrer Vermählung als Kind hervorgehn könne eine sichtbare Einheit beider, die aber heranwachsend wieder einen noch reineren Geschlechtscharacter annehmen, sich endlich noch reiner vermählen wird u. s. f. — wenn auf diese Weise Wissenschaft und Kunst durch ihre ewige und nothwendige Wechselwirkung einander gegenseitig ewiges Leben und ewiges Fortschreiten garantiren, eine abhängig von der andern, und zugleich eine herrschend über die andre — so wird in der cursirenden Ansicht, eben durch die Annahme eines Maximums, der Wissenschaft und Kunst eine tyrannische Constitution angeheftet, die dann freilich das Schicksal mancher andren Constitution theilt, indem gleichgültig gegen sie das ihr anscheinend unterworfene Leben ein freies und göttliches Spiel treibt und seinen Gang fortgeht, gefühllos gegen das Gesetz, woran es der Autor gefesselt zu haben glaubt.

Noch einmal: die Natur steht nicht stille, weil ihr sie darstellen wollt. — Ohne euch selbst zu bewegen, werdet ihr nie die Bewegung des Universums darstellen können. Wie die Natur vom Leben zum Tode und vom Tode zum Leben mit so unendlicher Leichtigkeit und Ironie fortschreitet, daß sie euch wie ein einziges Reich des Lebens und des Todes zugleich, erscheint, — so sollt ihr die heiligsten Erzeugnisse eurer Kunst, die reichsten Erscheinungen eures Lebens, und eure höchsten und liebsten Güter, (denn ihr liebt nur was ihr mit eurem eignen größeren oder geringeren Kunstvermögen erzeugt habt) so sollt ihr eure schönsten Werke in ihre wissenschaftlichen Elemente zu zerlegen wissen, um neue Werke zu erzeugen u. s. f. Jemehr euer Auge an wissenschaftlicher Schärfe gewinnt, um so mehr wird die Kraft der Kunst eure Hand beleben; Wissenschaft und Kunst, Trennung und Vereinigung sind nur etwas durch ihren Gegensatz und ihre Wechselwirkung. — Der Philosoph, den die hier dargestellte dialectische Bewegung ergriffen hat, der im Bewußtsein dieser Bewegung oder in ächter, platonischer Ironie lebt, der ferner nicht blos im Bewußtsein, sondern auch im Glauben an die Unendlichkeit dieser Bewegung mit beständigem Ernst zu bilden und zu wirken weiß — der ist Künstler und Gelehrter zugleich, und so und nicht anders soll sein heiliges Amt gedacht werden. Ernst und Spiel, Tod und Leben scheinen sich in ihm zu durchdringen: jemehr die Bewegung seines Lebens sich beschleunigt, um so tiefer bemeistert sich seiner Rhythmus und Ruhe. Wir bleiben zweifelhaft, ob er sich ein Kind oder einen Gott zum Muster genommen: in den Spielen der Kindheit und im Wirken der Natur finden wir ihn in verjüngtem und erweitertem Maße wieder.

Es kann nun nicht weiter befremden, und selbst der Schein der Paradoxie wird nicht zu befürchten sein, wenn ich erkläre, dafs wir in unserer Unterhaltung über den Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kunst, recht mathematische Gegenstände behandelt haben. Die Mathematik ist in den Augen ihrer wahren Freunde, des Pythagoras, des Hobbes, des Keppler, des Leibnitz und selbst des Euklides nichts anderes gewesen, als die Wissenschaft des Gegensatzes zwischen Mannichfaltigkeit und Einheit, zwischen Zahl und Stetigkeit, zwischen Arithmetik und Geometrie, und die unsterblichen Werke jener Männer waren nichts anderes als Übungen in der Kunst der Vermittlung zwischen Mannichfaltigkeit und Einheit, zwischen Zahl und Stetigkeit, zwischen Arithmetik und Geometrie. Ich beziehe mich nur auf das eine Beispiel der Analysis des Unendlichen, in der die philosophische Wechselwirkung zwischen den Progressionen und der krummen Linie, aber auch die Wechselwirkung zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Behandlung derselben besonders sichtbar ist. —

Betrachten wir indefs nur die Arithmetik und Geometrie in ihrer gewöhnlichsten Gestalt, so werden wir finden, dafs die Arithmetik, wenn in ihr auch (wie oben in der Wissenschaft) der Begriff der Trennung, der Zahl, der Zweiheit zu herrschen scheint, sie dennoch bei jedem ihrer Schritte, des Begriffes der Vereinigung oder der Stetigkeit, den sie von der Kunst oder von der Geometrie erhält, bedarf. Addition und Multiplication sind offenbare Stetigungen, künstlerische, organische Verbindungen mehrerer gleichartiger Zahlen zu einer einzigen, eben so Subtraction und Multiplication, wo entgegengesetzte Zahlen zu einer einzigen, die ihr Verhältnifs, die Natur ihres Gegensatzes anzeigt, verbunden werden; und so fort durch alle Operationen der Arithmetik: unendliche Wechselwirkung zwischen Trennung und Vereinigung, zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Vermögen des Menschen. — Die Geometrie andrer Seits mag immerhin von dem Begriffe der Einheit, des stetigen einfachen Zusammenhangs der Linie, der Fläche ausgehn, ihr Geschäft ist nichts destoweniger ein arithmetisches, ein Zerlegen der einfachen Figur in ihre Linien, Winkel u. s. f. und so vermag auch sie, der Kunsttheil der Mathematik nur zu leben durch ewigen Einfluss des Wissenschaftstheils, nemlich der Arithmetik. — In der Arithmetik einheimisch ist der Begriff der Zwei, in der Geometrie der Begriff der Linie; aber damit dort in der Arithmetik die Zwei begriffen werden könne, mufs die Geometrie ihren Geist in einem Repräsentanten neben der arithmetischen 2 aufstellen, und dieser Repräsentant ist die arithmetische Eins. Damit andrerseits die Geometrie und der ihr eigenthümliche Grundbegriff der geometrischen, einfachen, stetigen Linie nur angeschaut werden könne, mufs auch die Arithmetik der Geometrie einen Repräsentanten herübergeben, und dieser Repräsentant, durch den eine bestimmte Linie begriffen wird, ist die geometrische Zweiheit, oder der Winkel, die Annahme einer zweiten Linie, durch welche die erste nur erst eine bestimmte, anschaubare Richtung erhält. So verweben sich in der Mathematik ins Unendliche

Einheit und Trennung; das beständige rege Bewufstsein dieser Wechselwirkung und dieses Wechselgeschäfts ist das Wesen aller mathematischen Dialektik, und so überlasse ich es der Entscheidung meiner Leser, ob der unaufhörliche Gegensatz zwischen Mathematik und Philosophie, der bisher allenthalben angenommen worden, wirklich fernerhin statt finden könne.

2.

Wir haben uns bestrebt, die Differenz zwischen Wissenschaft und Kunst wissenschaftlich zu erkennen, zugleich aber beide als eins, in einer künstlerischen, philosophischen Handlung zu ergreifen. In allen bisherigen philosophischen Systemen ist mit Recht das speculative Geschäft der Philosophie von dem practischen getrennt worden: man hat ferner die Philosophie, je nachdem Speculation oder Handlung ihr Object war, in speculative und practische Philosophie eingetheilt. An und für sich läfst sich gegen diesen Gegensatz des speculativen und des practischen in der Philosophie nichts einwenden. Denn schon an der Eigenschaft der Schärfe, die vornehmlich von der Speculation erfordert wurde, erkennen wir, dafs es in ihr vornehmlich auf ein Zerschneiden, Zertrennen, Zerlegen und Unterscheiden ankomme: vom Handeln hingegen, von der Praxis ward zunächst Kraft verlangt, ein Beweis, dafs der Praxis besonders die Vereinigung, die Gestaltung zu einem Ganzen, die Production, die Verbindung des Getrennten zugeschrieben wurde. — Demnach wäre unserem oben aufgestellten Begriffe zufolge, die Speculation der wissenschaftliche Theil der Philosophie, die Praxis hingegen, der künstlerische. — So wie nun, nach unsern vorläufigen Auseinandersetzungen, Wissenschaft und Kunst, durch eine höhere Wissenschaft (d. h. durch die Erkenntnifs des Gegensatzes zwischen Wissenschaft und Kunst) nur getrennt werden können, in sofern dieser höheren Wissenschaft eine höhere Kunst (der Behandlung, der Vereinigung von Wissenschaft und Kunst) an die Seite gesetzt wird — eben so können Speculation und Praxis in der Philosophie durch eine höhere Speculation nur getrennt werden, in sofern neben diesen Trennungen und Spaltungen, und ohne Ende in sie einwirkend, eine höhere Handlung herlauft, in der Speculation und Handlung sich vereinigen. — Unterscheiden wir in der Philosophie ein speculatives und ein practisches Geschäft, so geben wir durch den Ausdruck Geschäft, der der Speculation und der Praxis beigelegt wird, schon zu erkennen, dafs wir eine höhere Handlung annehmen, in der Speculation und Praxis sich vereinigen. Da wir nun immerfort genöthigt sind, diese höhere Handlung wieder zu betrachten, das heifst, sie in ihr speculatives und in ihr practisches Element zu zerlegen, so sieht man daraus, dafs jede höhere Handlung (oder Vereinigung des Gegensatzes von Speculation und Praxis) nach sich zieht, unmittelbar eine höhere Erkenntnifs (oder Zerlegung des Gegensatzes von Speculation und Praxis) und alles das

ins Unendliche fort. — Wir wollen es an einem Beispiele näher erörtern: vielleicht zeigt sich am Ende, dafs dasjenige, was wir jetzt als Beispiel aufstellen, dieselbe Sache ist, von der wir reden: Betrachten wir das, was man gewöhnlich den physischen Menschen nennt, so sehen wir die Natur auf ihn einwirken, zugleich sehn wir aber auch wieder ihn auf die Natur zurückwirken. Wir können nicht leugnen, dafs es ein Mensch, ein einfaches Wesen ist, und dennoch sind wir genöthigt, ihn uns als doppelt, als aus zwei Wesen zusammengesetzt zu denken, als ein thätiges, der Natur gebietendes, als ein leidendes, der Natur gehorchendes: er hört, er wird gehört; er sieht, er wird gesehn; er fühlt, er wird gefühlt: er empfängt hörbares (Töne,) sichtbares (Farben,) fühlbares (Lust und Schmerzen:) er producirt dieselbigen Dinge anders auf eigenthümliche Weise wieder. — Wir gehen weiter in unserer Betrachtung, wir zerlegen seine einfache Organisation in vielfache Organe, in solche, die empfangen, (in leidende) und in solche, die produciren, (in thätige:) das Ohr empfangt, das Stimmorgan producirt Töne: das Auge scheint unter allen Organen die meisten Eindrücke von aussen, von der Natur zu empfangen; die Hand andererseits, die meisten Eindrücke nach aussen, auf die Natur zurückzugeben. Kurz, jemehr wir das einfache Wesen, den Menschen, betrachten, um so mehr erblicken wir ihn zusammen gesetzt aus den entgegengesetztesten Organen und Tendenzen. Warum zerfallt uns dies herrliche Ganze unter den Händen nicht in ein Chaos feindseliger Elemente? Weil jede neue Trennung der Organe uns zu einer höheren Verknüpfung der Organe nöthigt, weil jeder tiefere Blick in die wunderbare Zusammensetzung von einem höheren Gefühl der Einheit des Ganzen überwältigt wird, weil, je klarer wir in den unendlichen Krieg der Organe schauen, um so gewaltiger wir den überschwenglichen Frieden des einfachen Organismus, der vor uns her wandelt, zu begreifen gezwungen werden.

Was haben wir jetzt gethan? — den physischen Menschen betrachtet, wir haben ihn in empfangendes und producirendes, hauptsächlich in Auge und Hand, d. h. in sehendes (oder erkennendes) und in handelndes zerlegt; wir haben die in ihm entdeckten speculativen und practischen Organe wieder zu einem Organismus vereinigt u. s. f. — Wir haben ihn betrachtet, d. h. über die Trennung des Speculativen und Practischen in ihm speculirt; den Unterschied, den Gegensatz des Erkennenden und Handelnden in ihm erkannt. In sofern wir nun 1) Gegensatz und Wechselwirkung zwischen Erkenntnifs und Handlung im Menschen erkannten, und 2) selbst Menschen waren, in sofern waren wir genöthigt, was wir erkannten auch auszuüben, wir mufsten selbst den Gegensatz zwischen Erkenntnifs und Handlung nicht blos erkennen, sondern auch behandeln. Mit dem betrachteten Wesen, es sei der Mensch, es sei ein Kunstwerk, es sei die unendliche Natur — mufs der Betrachtende auf die hier beschriebene Weise fortwandeln, sich selbst in dem hier angedeuteten Geiste wieder betrachten lassen, mit Thätigkeit zu leiden und zu betrachten, mit Klarheit, mit Contemplation thätig zu sein, und zu handeln wissen — wenn nicht blos von Philosophie, sondern überhaupt nur von Leben die Rede sein soll. —

Wenn nun jemand herkäme, und alles, was durch das Auge in den Menschen hineinkömmt, herzählte und zusammenrechnete, um uns begreiflich zu machen, wie ungefähr das Auge sähe, und was es sähe, um uns dergestalt das Gesetz des Sehens und des Erkennens sehen zu lassen; wenn ferner ein andrer sich meldete, weitläufig absondernd und in Rubriken und Systemen ordnend, alles dasjenige, was durch die Hand aus dem Menschen herausgeht, um so die Regel zu entdecken, wonach die Hand handelt und handeln müsse; wenn dann die beiden, von denen der eine gleichsam die innern, der andre die auswärtigen Geschäfte des Menschen betriebe, weiter fortschritten und allmählich die ganze Welt unter einander theilten, wenn der eine nach besonderem Gesetz die innere, geistige, moralische Welt, der andre wieder nach besonderm Gesetz die äussere, physische Welt zu beherrschen unternähme — dann wären Erkenntnifs und Handlung absolut von einander losgerissen, absolut, d. h. falsch einander entgegengestellt, dann käme die Trennung der practischen Philosophie von der speculativen zum Vorschein, das absolute Losreissen des Ideellen von dem Reellen, wodurch in neueren Zeiten besonders Philosophie und Leben verarmt sind. — Ob man nun beide, Speculation und Praxis, als ewig getrennte Wesen von einander absondert, oder ob man einen Schritt weiter gehend, ein höheres beide begreifendes Handeln, wie es wirklich geschehn ist, unter dem Namen des Denkens annimmt; sobald dieses Denken als letzte und höchste Action der Philosophie betrachtet wird, eben sobald ist es der Tod aller Philosophie. —

Wenn aber in diesem Denken über die Speculation und die Praxis, wieder ein speculatives und ein practisches Element erkannt wird: wenn ein neues Denken über das vorige Denken uns zeigt, wie das vorige Denken über das Verhältnifs von Speculation und Praxis, nicht blos speculativ, (trennend, arithmetisch,) sondern auch practisch (vereinigend, geometrisch) war, mit andern Worten, wie wir in diesem vorigen Denken, nicht blos den Gegensatz, sondern auch die Einheit von Speculation und Praxis erkennen mufsten — dann lebt die Philosophie. — Wie sich demnach in der Mathematik die geometrische Einheit und arithmetische Zweiheit zu unendlicher Wechselwirkung thätig durchdringen, so in der Philosophie die practische Einheit und die speculative Zweiheit. Alle Praxis, wie die Geometrie, nemlich, ruht in der Idee der Einheit, des Gesetzes, der Vermittlung u. s. w. Alle Speculation, wie die Arithmetik, in der Natur wie in der Kunst, ruht hingegen in der Idee der Differenzirung, der Entgegensetzung. Wie die Geometrie neben die arithmetische Zwei erst als ihren Repräsentanten die arithmetische Eins hinstellen mufs, damit überhaupt in der Arithmetik etwas geschehen könne, so mufs die Praxis den ihr eigenthümlichen Begriff des Gesetzes, der Einheit, zuförderst der Speculation hinreichen, damit neben und durch den Gegensatz, der in der Speculation zu Hause ist, gehen und greifen könne ein beständig Auflösendes und Vermittelndes, damit in der Speculation von einem Gegensatz durch die Indifferenz, (das Mittel, die Einheit, oder wie wir es nennen wollen,) hindurch geschritten werden könne zu einem höheren Gegen-

setz u. s. f. — Wie ferner die Geometrie nicht an dem ihr eigenthümlichen Begriffe der Einheit und Stetigkeit genug hat, um geometrisch leben zu können, und deshalb auf jedem ihrer Schritte den Grundbegriffe der Arithmetik, der Trennung, der Zweiheit bedarf, den sie zuerst unter der Gestalt des Winkels bei sich aufnimmt — so die vom Begriff der Einheit, des Gesetzes ausgehende Praxis, um lebende, ausübende, practische Praxis bleiben zu können, muss sich den Begriff des Gegensatzes von der Speculation borgen, der nun als Streit, als Krieg, als Collision, als Partheihandel ihr vorgeworfen wird. Nun wird das Gesetz erst ein lebendiges, wie in der Speculation erst durch den Friedens- und Vermittlungs-Begriff ein wahres Leben des Gegensatzes möglich wurde. — Soll nun die Philosophie überhaupt characterisirt werden, so sieht jeder ein, dass sie weder blos arithmetischer noch blos geometrischer, weder blos speculativer noch blos practischer, weder blos wissenschaftlicher noch blos künstlerischer Natur sei, dass sie vielmehr eben sowohl Lehre vom Gegensatz, als Vermittlungs- oder Gesetzes-Lehre sein müsse, dass sie aber Lehre vom Gegensatze und vom Mittlerthume nur sein könne, in sofern sie auch Kunst des Entgegenstellens und des Vermittelns sei.

Die hier, wie ich glaube, in ihrem Wirken und Leben wahrhaft beschriebene Philosophie, strebt unverkennbar nach Einheit aller Wissenschaft und Kunst: aber es muss jedem, der aufmerksam und rücksichtslos auch nur ihre wenigen bisherigen Schritte verfolgt hat, einleuchten, dass sie weit davon entfernt, eben jener Einheit zu gefallen, die unendlichen Geschlechtsunterschiede der einzelnen Künste und Wissenschaften aufzuheben, vielmehr die Gattungs-Begriffe erst recht in ihrer wahren Schärfe bestimmt, freilich immer mit der Reservation, dass durch Auflösung dieses Unterschieds eine noch schärfere Entgegenstellung erreicht werden solle, und so ins Unendliche fort. Es kommt darauf an, die hier beschriebene philosophische Bewegung, diesen Rhythmus, diese Reihe von Trennung, Vereinigung, höhere Trennung, höherer Vereinigung u. s. w. zu begreifen als den allgemeinen Geist des Lebens, in dem jedes menschliche Geschäft und jede Betrachtung lebt, webt und ist. Der Grad der Allgemeinheit, der Universalität, unter dessen Gestalt wir sie begreifen und uns darstellen, gilt nur für uns, und ist keineswegs ein absoluter, höchster, letzter. Wir, durch die Zeit und durch die Bewegung der Welt, hingetragen auf eine Stelle, auf der tausendfaltige Anwendungen der aufgestellten Lebensformel, in Künsten und Wissenschaften, im öffentlichen und im Privatleben uns so nahe angehen, so durchaus nicht bei Seite geworfen werden könne, ohne die Ruhe und das Gleichgewicht unsers Lebens aufs Spiel zu setzen — wir bedurfen einer unendlichen Gewandtheit und Schärfe des Entgegenstellens, um alle die mannichfaltigen lebendigen Gattungen, Geschlechter und Individualitäten, die in unser Leben eingreifen, zu sondern, jedes an seine wahre Stelle ordentlich und symmetrisch zu setzen, wir bedürfen einer gewaltigen Kraft der Vermittlung, um dieser disparaten, hier und dort rebellischen Erscheinungen immer überlegene Meister zu sein. —

Erkennen wir immerhin mit Selbstzufriedenheit den Reichthum unserer Sphäre an, erfreuen können wir uns seiner nur in sofern als wir immer höheren, und höheren und unendlichen höheren Reichthum vor uns sehen, der auf diesem hier vorgezeichneten Wege gewonnen wird, erfreuen können wir uns seiner nur, in sofern wir einsehn, daſs die ärmste und einfaltigste Natur ihr Gut vermehrt, und wächst und fortschreitet und lebt, wenn sie auf die Weise sich bewegt in ihrem Kreise, die wir in dem unsrigen für die richtige zu erkennen, durch tausend Extreme und Einseitigkeiten um uns her genöthigt worden sind. Dem ärmsten Handwerke liegt nichts anderes ob, als in ihrer wahren eigenthümlichen Natur, in ihrer Verschiedenheit erkannte Theile zu einem Ganzen zu verbinden, durch die Betrachtung des ganzen Products wieder zu tieferer Einsicht in das Material und das Werkzeug zu gelangen u. s. w. Die Wissenschaft des Materials und des Products allein, macht indeſs den Handwerker noch nicht, auch er bedarf der Kunstbehandlung beides, des Materials und des Products, und so finden wir bei ihm in ärmerer Gestalt dieselbe rhythmische Bewegung wieder, ohne die unser Reichthum durchaus nichts werth ist.

Wenn wir den philosophischen Gang schwebend zwischen Einsicht und Tüchtigkeit, zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen Speculation und Praxis, eine Weile gegangen sind, und nun innehalten, um uns und auf den Weg zurück sehn, so werden wir unsere Speculation, unser Erkennen *wahr*, unser Handeln, unsre Werke aber *gut* finden; und Wahrheit und Güte sich gegenseitig durchdringend, einen einzigen *Lebensgeist* bilden sehn, wie nach obiger Darstellung, allein die wechselwirkende Durchdringung von Speculation und Praxis, den *Geist der Philosophie* auszudrücken vermochte. Jener göttliche Geist des Lebens und der Bewegung, der uns ergreift, rührt und entzückt, wo immer wir menschliche Wahrheit und menschliche Güte als eins, in herrlicher Wechselwirkung, sehen und fühlen, wie könnten wir ihn würdiger und umfassender bezeichnen, als mit dem Worte: *Schönheit*.

3.

Setzen wir auf einen Augenblick den Begriff des *Handelns* in seinem gröſsten Umfange fest: Denken, Erkennen, und welche unsichtbare Thätigkeit des Menschen wir haben unterscheiden mögen, sind nichts anders als eben so viele einzelne Offenbarungen eines allgemeinen Handelns. Wollen wir auf irgend eine mögliche Weise zur Anschauung dieses Handelns gelangen, so müssen wir es in zwei nothwendige Elemente zerlegen, demnächst diese zwei Elemente mit Selbstthätigkeit organisch verbinden, dann das aus dieser Verbindung hervorgehende Einfache wieder im Gegensatz gegen die beiden Elemente betrachten u. s. f. — Alles Handeln setzt voraus ein Handelndes und ein Behandeltes, mit andern Worten ein Thätiges und ein Leidendes. Bevor wir nun zeigen, wie der Begriff des Handelns aus diesen zwei Elementen her-

vorgeht, müssen wir uns lebhaft daran erinnern, daſs Leiden und unthätig sein, behandelt werden und nicht handeln, keineswegs gleichbedeutende Ausdrücke sind: daſs wir demnach nicht sagen dürfen: alles Handeln setzt voraus ein Handelndes und ein nicht Handelndes, ein Thätiges und ein Unthätiges. Wir stehen hier an der bei weiten entscheidendsten Stelle unsrer Untersuchungen. Wenn wir z. B. mit möglichster Gewalt einen Hammer auf eine Stange Eisen losschlagen lassen, so werden wir im gemeinen Leben kein Bedenken tragen, dem Hammer oder uns, denen, die den Hammer führen, Thätigkeit, hingegen dem geschlagenen und durch den Schlag gekrümmten Eisen Unthätigkeit zuzuschreiben. Wenn wir nun mit gleicher Thätigkeit und Gewalt anstatt des Hammers die Faust auf die Stange Eisen niederfallen liefsen, so würde ein sehr empfindlicher Schmerz uns an eine gewisse Gegenthätigkeit des Eisens erinnern: wir würden zugeben müssen, daſs zwar unsre Faust thätig gewesen und das Eisen einige Veränderung seiner Gestalt habe leiden müssen, daſs dagegen unsre Faust eben sowohl und noch mehr von der Thätigkeit des Eisens habe leiden müssen. Vom Blasebalg, von den Werkzeugen, die in unsrer Werkstatt umher lagen, konnten wir sagen, sie seien im Bezug auf unsre Handlung unthätig; aber wir, und das Eisen vor uns, waren einander wahrhaft gegenthätig: die Thätigkeit des Eisens war die Bedingung unsrer Thätigkeit. — Ein anderes Beispiel aus der Geschichte der neueren Philosophie: Fichte in seinem Naturrechte begründet die Rechte des Mannes über die Frau in der Ehe, auf die vermeintliche absolute Thätigkeit des Mannes und die Unthätigkeit der Frau im Beischlaf, da sich hingegen nicht blos in diesem, sondern in jedem möglichen Verhältnifs der Geschlechter, die gröfste Gegenthätigkeit und Wechselwirkung zeigen liefse, und sich vielleicht an keinem andern Beispiele so deutlich ergeben würde, wie man sich den Begriff des Leidens immer falsch denkt, wenn man etwas anderes als Gegenthätigkeit darunter versteht. *) Anmerk. 1.

Ein Verhältnifs, ein Handeln läfst sich nicht eher betrachten, als bis beide Glieder des Verhältnisses, als bis beide Elemente der Handlung mit gleicher Ruhe und Unpartheilichkeit erkannt werden. Als wir in der Absicht das Eisen zu behandeln und zu krümmen mit dem Hammer niederschlugen, nahmen wir die Parthei des Hammers, hingegen, als wir nachher die Wirkung des Schlages auf das Eisen beobachteten, als wir unsre Behandlung des Eisens behandelten, sahen wir, in wiefern das Eisen uns nachgegeben oder widerstanden habe, wir betrachteten ruhig den Gegensatz von Hammer und Eisen, um bei einem zweiten Schlage kräftiger, wirksamer und geschickter die Parthei des Hammers nehmen zu können u. s. f. Gab es aber in dieser Reihe von Handlungen, eine Handlung die absolut partheiisch zu nennen war, und schwebten wir im andern Augenblick mit reiner Unpartheilichkeit über den Gegensatz von Hammer und Eisen? — Auf den ersten Anblick erscheinen Bewegung und Ruhe, Thätigkeit und Unthätigkeit, Schlag und Betrachtung einander abzulösen, aus absolutem Wechsel von beiden scheint die alle einzelne Handlungen umfassende Handlung des Schmiedens zu bestehn. Untersuchen wir es indefs naher, so zeigt es sich

anders. Was sollte geschehn? eine gerade Stange Eisen sollte gebogen werden, die eine Hälfte der Stange sollte aus ihrer Lage gebracht werden. Indem wir also losschlugen, schwebten wir schon über den Gegensatz der beiden Hälften der Stange, indem wir auf die eine Hälfte losschlugen, mufsten wir zugleich die andre in ihrer Lage erhalten. Hätten wir absolut partheiisch auf die eine Hälfte losgeschlagen, und nicht zugleich die Gegenthätigkeit der andern Hälfte durch unser Festhalten noch verstärkt, so würden wir ewig nichts bewirkt haben. Mein Werkzeug, ich, der Schmied, der Inbegriff von schlagendem Hammer und festhaltender Hand — soll die Thätigkeit genannt werden: meine Gegenthätigkeit ist der Streit, der Gegensatz in der Stange, der durch mich geschlichtet und aufgehoben werden soll. — Der Schlag ist geschehn: ich betrachte die Wirkung, die Stange hat sich etwas gekrümmt. Meine Thätigkeit zeigt sich nun unter einer neuen Gestalt, unter der Gestalt des Betrachters, des Beurtheilers. In dieser thätigen Betrachtung erscheint anstatt des vorherigen Gegensatzes der beiden Hälften, nun der Gegensatz gebogene Stange und biegender Schmied. Ich werde unter dieser Betrachtung zu einem zweiten höheren besseren Schmied, der sich in einem zweiten wirksameren Schlage äussert u. s. f. Der Faden meiner Thätigkeit ist bei der ganzen Operation nicht einen Augenblick abgerissen; allzeit hat unter der Gestalt eines Gegensatzes ein wahrhaft Gegenthätiges mir gegenüber gestanden, wonach mein Handeln, wie nach meinem Handeln das Gegenhandeln mir gegenüber sich modificiren mufste. Werkzeug und Eisen waren nur wechselnde, vermittelnde Mittler zwischen Kraft und Gegenkraft, die hier wechselwirkend operirten. Nennen wir im Gegensatze des sichtbaren gleichsam angewandten Schmiedes, die unsichtbar, unfixirbar operirende Kraft den reinen Schmied, und im Gegensatze des sichtbaren angewandten Eisens, die unsichtbar, unfixirbar operirende Gegenkraft, das reine Eisen, so haben wir es mit nichts minderem als dem Handelnden und dem Behandelten zu thun, die beide ich im Anfange Elemente des Handelns nannte. — Wir, in diesem ganzen Beispiele haben den Gegensatz von Handelnden und Behandelten wieder behandelt, den Gegensatz von Schmied und Eisen wieder geschmiedet; dieser Gegensatz war die Gegenthätigkeit unsrer thätigen Betrachtung. Hatten wir auf Rückwirkung, auf Gegenthätigkeit im Behandelten keine Rücksicht genommen, behauptend, der Schmied sei ein handelndes, vernünftiges Wesen, das Eisen dagegen eine rohe leblose Materie, das Eisen sei blofse Negation, sei blofses Nichtich, im Gegensatze des Ichs von dem Schmiede, wie Fichte gesagt haben würde, so hätten wir in der Darstellung der ganzen Operation, nicht aus der Stelle, nicht einmal bis zum ersten Schlage kommen können, unser Schmied würde ins Blaue hinein geschmiedet und wir ins Blaue hinein philosophirt haben. Recht kräftigen, recht thätigen Naturen, lebhaften Kindern, tüchtigen Handwerkern würden wir mit unsrer Lehre von der Gegenthätigkeit des behandelten Stoffs nichts neues gesagt haben; sie wissen recht gut, dafs ihr Spielzeug, ihr Handwerksmaterial, sein Gegenleben, seine Gegenpersönlichkeit hat: sie sprechen mit ihm, sie leben mit ihm: nur kränklichen oder einseitigen Philosophen mufs man dies Gegenleben bewei-

sen. — Die Aufmerksamen ahnden vielleicht schon, wie nahe wir an dieser Stelle der wahren Lehre von der Poesie stehn, wie der Tod als Zustand, als bestimmter bleibender Stoff mit dieser Ansicht unverträglich ist, und wie alles Leben unendliches Gegenleben voraussetzt. Verlassen wir indefs den Weg der ruhigen Untersuchung nicht zu früh, belohnen wir uns mit Aussichten in die Unendlichkeit nicht eher, als bis wir der Festigkeit und Gefahrlosigkeit unsers Standpuncts gewifs sind.

Zugleich mit dem einfachen Begriff des Handelns ist eine Zweiheit, eine Trennung gesetzt, ein Gegensatz vom Handelnden und Behandelten, von Action und Reaction, von Thätigkeit und Gegenthätigkeit, von Kraft und Gegenkraft. Weder von dem Gegensatz des Handelnden und des Behandelten, noch von der beiden gemeinschaftlichen Einheit des Handelns können wir behaupten, dafs eines vorangehe: 2 und 1, Gegensatz und Identität werden entweder zugleich als gleich nothwendig und wesentlich gesetzt, oder sie werden gar nicht gesetzt. Der Künstler bildet aus zwei Elementen sein Werk, 1) aus einer Mannichfaltigkeit von Erscheinungen die ihm die Natur darreicht, 2) aus einem einfachen Gedanken, den er von der Kunst, von dem Kunstgefühle in ihm, erhält. Zwei streitende Charactere, z. B. Tasso und Antonio sollen dienen und unterthänig sein einer künstlerischen Idee, z. B. der Einheit aller Kunst, der Staatskunst, der Kriegskunst, der Dichtkunst. Versuchen wir das Bildungsgeschäft des Künstlers näher zu betrachten. Auf der einen Seite der Gegensatz unter den widerstrebenden Gestalten, Dichter Tasso und Staatsmann Antonio, jeder mit grofsen, lebendigen Ansprüchen, dafs der Sieg und der Lorbeer ihm und seiner Kunst zu Theil werde; jeder von beiden kräftig, reich und beredt genug, um den Dichter auf seine Parthei herüber zu zwingen. Auf der andern Seite der Künstler, oder vielmehr die Ahndung der Einheit, des Friedens zwischen beiden, die Ahndung einer die Dichtkunst und die Staatskunst vereinigenden Kunst. Man bemerke wohl, mit einem vollendeten Heldengedichte tritt Tasso auf: er hat in der Darstellung seines Gottfried von Bouillon schon gefühlt, wie „gleiches Streben Held und Dichter bindet," er hat gefühlt, wie der Dichter sich am liebsten zum Helden und zu seinen Thaten hinneigt. Er hat den Gegensatz vom Helden und Dichter, vom hohen Leben und von hoher Poesie schon einmal aufgelöst. Die Einheit, die er gefunden, aber mufs wieder dahin, sie mufs zerspaltet werden in ihre Elemente, damit ein andrer Dichter, Göthe, einen andern tieferen und innigeren Verein zwischen Leben und Poesie schliefsen könne. Handelndes und Behandeltes, Dichtergeist und die Thaten des heiligen Krieges haben sich zu einem einzigen gemeinschaftlichen Handeln, zu einem einfachen poetischen Geiste verbunden: dieses Handeln heifst Tasso: Handelndes und Behandeltes, höherer Dichtergeist, und die Leiden des Dichter Tasso verbinden sich zu einem noch höheren Handeln, zu einem poetischen Ganzen: dieses Ganze heifst Göthe. Es liefse sich ein noch erhabenerer Genius denken, der den jugendlichen Vollender des Schauspiels Tasso, Göthen einführte, mit dem eben beendigten Werke, und aus dem eben geschlossenen Frieden, durch die Disharmonie der

Welt, oder des Dichters mit ihr, eine neue noch furchtbarere Zwietracht zwischen Kunst und Leben erzeugte, um einen noch reineren Frieden zu schliefsen. Und so würde, wie wir im Schauspiel Tasso den Lorbeerkranz von Tassos Haupt auf Göthes übergehen sehn, der schöne Preis, von diesem auf die Stirne des Höheren versetzt, steigen, und weiter steigen, und endlich das Gebet des Tasso erhört und er zwischen Wolken verklärt werden. — Greifen wir aus den drei Gestalten Tasso, Göthe und dem Unbekannten, die gemeinschaftliche Einheit heraus, und nennen wir sie Geist der Poesie, Lebensgeist. — Wie erscheint er uns? — Allenthalben einem Gegensatze gegenüber, einen Gegensatz vermittelnd: er steht im Gegensatze mit einem Gegensatze. Der Gegensatz streitender Charactere und Situationen ist die Antikraft, gegen die die Kraft des Dichters oder seines Gedankens streitet, damit die Gegenkraft sich nach der Kraft, die Kraft nach der Gegenkraft bequeme, und so aus recht kräftigem Streite der recht innige Friede hervorgehe. Die Natur soll aus dem Gegensatz sprechen, sie soll sich als tiefer, unergründlicher Streit der einzelnen Naturen darstellen: die Kunst spreche aus dem dichtenden Lebensgeist, sie erscheine als alle Tiefen der Natur durchdringender triumphirender Friede. Und wir, die wir über den Gegensatz von Natur und Kunst, von Leben und Poesie philosophirten oder dichteten, wollen uns, weil wir doch immer einen Gegensatz vor uns haben, einen Gegensatz behandlen, einem Gegensatze gegenüber stehn, um deswillen Antigegensatz nennen. Heifse der alle Gegensätze der Formen des Lebens durchdringende Lebensgeist ebenfalls Antigegensatz: auch dem oben erwähnten reinen Schmied, er möge schmieden oder das Geschmiedete betrachten, können wir den Namen Antigegensatz nicht verwrigern. —

Es liegt in dem von mir gewählten Ausdruck: Antigegensatz schon angedeutet, dafs das Wesen, welches ich damit bezeichne, nie als absolutes, letztes erscheinen könne: anschaubar ist der Antigegensatz nie anders als in und neben dem Gegensatze, und in demselben Augenblick, wo ich ihn dem Gegensatze gegenüber stelle, giebt es in mir schon einen andern höheren Antigegensatz, der den vorigen Antigegensatz dem Gegensatz entgegenstellt. Fichte versuchte in seiner Wissenschaftslehre mit seinem reinen Ich dasselbige zu bezeichnen, was ich mit einem barbarischen, minder einfachen Worte, aber, wie mir scheint, auch um so ausdrucksvoller bezeichne. Er setzte ein reines Ich, welches sich selbst wieder im Gegensatz mit dem Nichtich setzte: so entstand, trotz allen Protestationen des Setzers, ein dreifaches: zwei gesetzte Glieder, ein gleichsam angewandtes Ich und Nichtich, und ein reines, beide setzendes Ich. — Dieses reine, ungesetzte und doch von Fichte gesetzte Ich, sollte die absolute Thätigkeit, das absolute, selbst nicht wieder behandelt werdende Handeln ausdrücken. Es war eine Einheit, der keine Zweiheit entgegenstand und deshalb absolut nichts. Der Philosoph übersah, dafs er selbst wieder ein einzelnes Glied in der philosophischen Reihe, des über ihn philosophirenden Natur- oder Weltgeists war. Still, einsam und todt blieb die Darstellung stehn, die bewegt und lebensvoll sich in den Strom der Philosophie des Universums zu ergiefsen streben sollte.

Wenn wir den Menschen im Kampf mit der Natur betrachten, wenn wir die Kraft mit der Gegenkraft streiten, wenn wir das Ich dem Gegenich gegenübersehn, so giebt es allerdings in dem Augenblick ein reineres Ich; ein Ich das den Gegensatz von Ich und Gegenich betrachtet, ein Ich, dessen Gegenich der vorige Gegensatz von Ich und Gegenich genannt werden möge. Übersehen wir aber nie, dafs wir kaum dieses reinere Ich schauten, als wir schon genöthigt durch den unmittelbar sich daneben stellenden Gegensatz des vorigen Ichs und Gegenichs, einen reineren Gegensatz, und deshalb ein noch reineres Ich annehmen mufsten, und so ins Unendliche fort.

4.

Um das Handeln, nemlich die Gemeinschaft des Handelnden und Behandelten zu begreifen, müsse, behaupteten wir, der Mensch mit freier Unpartheilichkeit, mit wahrer Ironie über und in dem Gegensatz von Handelndem und Behandeltem schweben: es reiche nicht hin, die Handlung sich vom Handelnden ausgehend und auf das Behandelte blos übergehend zu denken, sondern bei aller menschlichen Kunst, bei aller Thätigkeit, die begriffen werden soll, müfsten wir auch wieder im Stande sein, des behandelten Stoffs oder Objects Gegenthätigkeit zu begreifen, wir müfsten die ganze Kunsthandlung so begreifen, als gienge sie vom Stoffe, von dem Behandelten aus; als stünde uns, indem wir bildeten, im Stoffe vor uns ein andrer Künstler gegenüber, der, indem wir ihn zu bilden glaubten, auch eben so, in demselben Mafse wieder uns bildete; er, der Künstler, und wir, seine Stoffe. Nur in sofern das Werk des Künstlers auf diese Weise unter seinen Händen heraufiebt, sich wehrend, trotzend gegen den künstlerischen Helden, der mit jedem Schlage seines Meissels neue Kräfte im Werke entbindet, der die Gestalt immerfort rüstet und rüstet, um sie wieder zu überwinden; nur in sofern beide endlich, wenn sie einander gegenseitig begabt und erfreut, gebildet und begeistet, wie Held und Held nach langem unentschiedenen Kampfe mit Genugthuung auseinander gehn, beide, Geist und Leben in andere Sphären ohne Ende verbreitend — nur in sofern ist wirklich gelebt, gehandelt und gebildet worden. — Fort mit dem weichlichen Künstler, der seiner Stoffe, seiner Farben, seiner Sprache, seines Marmorblocks todte Rohigkeit beklagt, weil jene sich weigern, widerstreben, ihre Eigenheit, ihre Persönlichkeit nicht aufgeben wollen: oder der andrerseits die Unerreichbarkeit der Idee, die er selbst hinzugebracht, bejammert. Hier stehn vor uns die beiden Extreme der ohnmächtigen Kunst: sie werden sich immer neben einander zeigen, in demselben falsch strebenden Künstler; von den Handwerkern der Kunst ist hier nicht die Rede. Weil du der Despot deines Marmors sein willst, siehst du in dem Marmor nichts als einen rohen, leblosen Sclaven; weil du den Marmor tyrannisirst, so tyrannisirt er dich wieder, so mufs in demselben Augenblick deine Idee ihm als Sclave dienen. Ich werde demnach verstanden, wenn ich vom Künstler die (wohlverstanden) gegensätzliche Identität, die Gleichheit des Realen

und des Ideals, des Behandelten und des Handelnden fordre. Ein göttlicher Richter und Mittler schwebe er geflügelt und leicht über beiden und in beiden als ein höheres Handelndes, dessen Stoff die handelnde Idee und das behandelte Reale beide gemeinschaftlich bilden; als höherer Künstler, als Antigegensatz vom Gegensatze des arbeitenden Künstlers und seines Werks. Wohl verstanden so, dafs der höhere handelnde Künstler (Antigegensatz) den Gegensatz des arbeitenden Künstlers und seines Werks als wahrhaft Gegenhandelndes respectire, damit das Leben allenthalben Leben gegen sich übersehe, dem Leben in die Augen sehe, damit aus Leben und Antileben sich immer frisches Leben erzeuge, damit alles diene und alles herrsche.

Das ist denn auch die Eigenthümlichkeit des Handelns, welches ich vom philosophischen Künstler fordre: eine leichte Umwechselung der Worte, und man würde mir eingestehn, dafs, indem ich die bildende Kunst beschrieb, auch von der Philosophie in erschöpfender Rede gesprochen worden sei. Auch der Philosoph ist thätiger Antigegensatz, eines gegenthätigen Gegensatzes von thätigem und leidendem (oder gegenthätigem:) auch er soll den Frieden vermitteln zwischen Realem und Idealem, beiden unpartheiisch das Wort vergönnen, ihrem lebhaften Gespräche gehorsam sich hingeben, dann wieder mit dem Gespräche, und über das Gespräch der beiden sprechen, und so hörend und redend, über und in dem Gespräche leben ins Unendliche fort. Solches ist die (nicht absolute, aber) gegensätzische Durchdringung von Idealismus und Realismus, von Herrschaft der Form und Antiherrschaft des Stoffs in der Philosophie, nach welcher bald muthig, bald sehnsüchtig strebend die Gedanken und die Systeme aller Zeiten sich hingewendet haben. Die Sprache ist es, die unter allen andern organischen Materialien die Philosophie sich auserwählt hat: indem sie Sprache und Gespräch ins Unendliche universalisirt, bildet sie nicht blos die Welt, sondern zugleich ihre und aller Kunst, alles Handelns, alles Lebens, Bewegung und Rhythmus ab. Alle Formen der Sprache beruhen auf dem Gegensatz von Handelndem und Behandeltem, und auf der wahren Behandlung dieses Gegensatzes. **) Anmerk. s.

Von dem Begriffe des Handelns in seinem ganzen Umfange, wie wir ihn hier aufgestellt haben, wollen wir jetzt eine grofse und auf den Gang unsrer Untersuchungen entscheidende Anwendung machen: das Handeln des Universums, das Leben überhaupt zerfällt, damit es angeschaut werden könne, auch in die beiden Elemente Handelndes und Behandeltes: bezeichnen wir diese Elemente auf das passendste mit den Worten Natur und Kunst. Halten wir uns streng an die bisher über das Wesen des Gegensatzes aufgestellten Regeln, so sehen wir leicht, dafs es nicht hinreiche, z. B. die Natur allein als das ewig Thätige, alle Kunst Erzeugende, alle Kunst Beschränkende und Bestimmende zu begreifen, dafs wir vielmehr im Stande sein müssen, auch das Leben des Universums als von der Kunst ausgehend zu denken. Werfen wir einen Blick auf die Geschäfte aller Naturgeschichte und Naturwissenschaft, so bemerken wir, es möge nun die Geschichte einer kleinen Pflanze, oder die Geschichte des Planeten, auf dem wir leben, erzählt werden, dafs wir nie umhin können, die Natur

gleichsam als einen grofsen Künstler und im Kunstgeschäfte begriffen zu denken. Ferner, sobald wir ein menschliches Kunstwerk betrachten, und uns noch so tief in das Wesen des Künstlers, der es hervorgebracht, versenken, werden wir dennoch unwiderstehlich genöthigt, auf ein höheres Ganze, z. B. auf die ganze Kunstgeschichte Rücksicht zu nehmen. Mit andern Worten: indem wir das einzelne Werk aus dem Künstler entspringend denken, sind wir zugleich genöthigt, uns wieder den Künstler als aus einer grofsen Künstlergemeinschaft, oder Künstlerfamilie, oder aus einem Zeitalter der Kunst entsprungen zu denken. Nicht selten wird uns wieder das einzelne Zeitalter der Kunst, aus dem wir den Künstler (wie als ein einzelnes Werk des Zeitalters) entspringen sahen, weiter führen, auf die Weltgeschichte überhaupt, als deren Kind und einzelnes Kunstwerk uns das einzelne Kunstzeitalter wieder erscheinen wird. Offenbar ist dies die wahrhafte und ächte Weise aller Kunstbeschauung: theilen wir sie für unsern Zweck in drei Acte nach folgenden drei Fragen: 1) Was hat sich Raphael bei dieser Madonna seinem Werke gedacht? wie verhält sich dieses Werk zum Raphael? 2) Was hat sich die italienische Malerei beim Raphael gedacht? wie verhält sich das Kunstwerk Raphael zu seinem Meister, zu dem Kunst- und Malerstaat aus dem er unmittelbar entsprungen? 3) Was hat sich die ganze Kunst überhaupt bei ihrem einzelnen Gliede oder Werke: der italienischen Malerei gedacht? mit andern Worten: wie verhält sich die italienische Malerei (das Kind) zu der ewigen Kunst überhaupt (ihrem Vater und Meister?) — Es leuchtet ein, dafs die hier dargestellte Gradation der Kunstbetrachtung, der wahre und unendliche Rhythmus des Philosophirens über die Kunst sei. — Im ersten Act wurde Raphael als Handelndes, seine Madonna als Behandeltes betrachtet. Raphael im ersten Act das Handelnde, wird im zweiten Act Behandeltes Werk, Product der italienischen Malerei, die nun als Handelndes gedacht wird: die italienische Malerei, das Handelnde im zweiten Act wird im dritten Acte Behandeltes, Werk, Product der Kunst überhaupt u. s. f. Verbinden wir nun den Raphael des ersten Acts mit dem Raphael des zweiten, oder vielmehr, vereinigen wir in Eins, was wir, um es als Einfaches anzuschauen, uns in zwei Acte oder Zeitelemente getrennt denken mufsten, was aber in der Wirklichkeit als zugleich existirte: so sehen wir, dafs das Handeln, genannt Raphael nichts anderes sei als die gegensitzische Identität, der Antigegensatz von Handelndem, producirendem Raphael, und vom Behandelten, producirten Raphael, von der italienischen Malerei producirtem Raphael sei. Ich lobe die Ehrfurcht vor der Kunst, welche einzelne Kunstfreunde so weit begeistert, dafs sie den recht grofsen Künstler ausser aller, über alle Zeit setzen; dafs sie den Künstler selbst nicht wieder denken wollen als Werk eines höheren Künstlers, den wir Kunstgeschichte oder Natur nennen können: aber die ächt philosophische Kritik und Geschichte kann solche absolute Schöpfer, solche Principe der Kunst nicht annehmen ohne sich selbst zu tödten. — Wir können, und dies sei das Resultat unsrer bisherigen Auseinandersetzung, durchaus keine Kunsthandlung denken, die nicht zugleich wieder Kunstwerk einer höheren über sie waltenden, sie umfangenden Kunsthandlung wäre; ausgedehnt auf alles

Handeln: wir können uns durchaus kein Handelndes denken, dafs nicht wieder behandelt würde. Sehen wir einmal das Werk des Künstlers näher an! sollte er nicht grade das behandeln was ihn behandelt? die italienische Malerei, sagten wir, producire den Raphael, und ist nicht eben die Welt, aus der Raphael entsprungen, grade der Stoff seiner Kunst; ist nicht in jedem Kunstwerke sichtbar die Kunstgeschichte: wir tragen diese nicht eben etwa hinein, sondern wir finden sie heraus. Jeder einzelne wahre Künstler nimmt das von ihm erkannte Pantheon der Kunst betrachtend, Stein für Stein auseinander, und fügt es zu einem stolzeren, schöneren Bau wieder zusammen. Der ewige Künstler, der Künstler aller Künstler, der Lebensgeist, die Natur, oder wie wir ihn nennen mögen, dieser freilich kennt nur ein einziges Schöne, ein ewiges Pantheon, in dem er lebt und webt. Die Losung aller einzelnen Künstler mufs immer sein: besser und noch besser: die Losung jenes Geistes aller Kunst ist: alles, was ich gemacht habe, ist gut. — Unter allen Kunsterscheinungen, die dem Künstler vorgekommen, die sein Kunstgefühl entwickelt und gebildet, schliefst er in jedem Augenblicke seines künstlerischen Daseins einen höheren Verein; er bildet in jedem Augenblicke sein ganzes künstlerisches Leben, seine eigne Kunstgeschichte (welche individuelle Kunstgeschichte in sich enthält von der universellen Kunstgeschichte alles, was zu seiner Betrachtung und Kenntnifs gekommen,) dieses sein künstlerisches Leben bildet er in jedem Augenblicke aus, er hinterläfst unaufhörlich Ausdrücke seines Lebens, Kunstwerke. Behandelt er also im Grunde nicht dasselbe wieder, was ihn behandelt; erzieht er nicht wieder, was ihn erzog; belebt er nicht wieder, was ihn belebt; giebt er nicht dem, der ihm das Leben gab, auch wieder das Leben zurück. Haben wir hier nicht ganz deutlich das Gegenleben, die Gegenthätigkeit des Stoffs? Siehe da, wie im Kunstgeschäfte sich die Gegensätze durchdringen, wie der Handelnde Raphael und das den Raphael Behandelnde, wie Raphaels Kunst und die Natur, oder der grofse Künstler, der den Raphael bildete, eins ist: wie wir die Natur immer im Kunstgeschäfte, und die Kunst immer als Naturerzeugnifs zu denken genöthigt sind. — Durchaus falsch ist demnach die Ansicht der Natur und Kunst als zweier grofsen ewig getrennten Reiche, durchaus falsch die Ansicht, als sei eines von beiden mehr werth als das andre, als sei die Natur unerreichbar durch die Kunst, nach welcher Behauptung angenommen sein würde, dafs die Natur, die nur als im Kunstgeschäfte producirend gedacht werden kann, nicht producirend gedacht werde. Kurz: Kunst ist nichts anderes als Antinatur; Natur nichts anderes, nichts mehr oder weniger, als Antikunst. Alles Einzelne ist Kunstwerk, aber Einzelnes ist es nur in sofern es im Ganzen ist, daher ist alles auch Natur. Man kann nicht einzelnen Dingen blofses Sein, blofse Existenz, absolutes Handeln, absolute Ichheit zuschreiben, und wieder andern einzelnen Dingen blofses Werden, sondern alles ist nur in sofern es wird, handelt, in sofern es behandelt wird, und umgekehrt. Hier zeigen sich die beiden Extreme aller falschen Philosophie, der absolute Idealismus und der absolute Realismus, oder die absolute Ethik und die absolute Physik deutlich vor uns. Aller einseitige absolute Idealismus wird sich aus dem Gegensatz,

Kunst und Natur, die Kunst einzeln herausreissen, oder aus dem Gegensatz, Sein und Werden, den Begriff des Seins, und jene göttliche Schwebung, jenen himmlischen Rhythmus der Philosophie verleugnend, sich in das eine isolirte Glied des Gegensatzes vertiefen, indem er vergifst, allen den besseren Erinnerungen seiner Natur zuwider, dafs jenes einzelne Glied nicht entblöfst und isolirt gedacht werden könne, sondern überhaupt sei im Gegensatze des andern Gliedes; dafs alles, was er sich vom Handeln, von der Kunst, vom Sein denken könne, durchaus abhänge und lebe von dem Behandelten, von der Natur und Werden. Umgekehrt ist es der gleiche Fall mit dem die Natur isolirenden Realisten. Der Mensch, der Künstler ist demnach weder der Natur Sclav, wie der absolute Realist sagen würde, noch Despot der Natur, wie der Idealist, wenn er auch nur diese ihm mögliche geringe Consequenz nicht verleugnen wollte, ohne Wanken behaupten müfste. Er herrscht und wird beherrscht, er herrscht, in sofern er beherrscht wird; er herrscht, in sofern er sich beherrschen läfst. Sein Handeln, in sofern es freies künstlerisches Handeln ist, ist auch zugleich recht nothwendiges, naturgemäfses Handeln. Demnach erhebe der Philosoph das Reale und das Ideale, die Natur und die Kunst zu den beiden ewig nothwendigen Elementen seines Lebens: er sei ruhiger, ewig bleibender Antigegensatz unter allen unendlichen Verwandlungen der Gegensätze vor ihm und in ihm. —

Wenn ich behaupte, die gesammten Kunstwerke eines Künstlers bildeten gleichsam den Körper seiner Kunst, dessen Seele er selbst der Künstler sei, so wird nach meinen obigen Auseinandersetzungen, das Verhältnifs von Körper und Seele unter dieser Gestalt keiner weiteren Undeutlichkeit, keinem Zweifel unterworfen sein. Wie aber, wenn ich zum würdigen Schlufs meiner philosophischen Betrachtung, wenn ich zur Probe des gründlichen Verständnisses meiner Formel, das Paradoxon hinzusetzte: der Körper des Menschen überhaupt sei 1) Kunstwerk des Menschen und 2) damit ich nicht dadurch in den Verdacht des absoluten Idealismus komme: Naturerscheinung oder Geschichte des Menschen. Mit andern Worten, der Gegensatz: das Kunstwerk, Mensch und die Naturerscheinung, die Geschichte Mensch, das Seiende im Menschen, im Gegensatze des Werdenden im Menschen, sei sein Körper, und der Antigegensatz dieses Gegensatzes sei das, welches wir Seele nennen. Auf diesem gegensätzischen Wege allein werden alle Mifsverständnisse, die sich über das Verhältnifs von Körper und Seele, über ihren Unterschied und ihren Zusammenhang in der Philosophie festgesetzt haben, leicht und glücklich beseitigt werden können. Alle einzelnen Künste vereinigen sich in der allgemeinen Kunst des Lebens: sie alle sind nichts als Körperbildungen, die sich in der Idee des allgemeinen Körpers des Lebens, oder der alles umfassenden einfachen Natur, vereinigen. —

5.

Sollten wir aber, da wir neulich mit der Behauptung schlossen, der Körper sei nichts anders als 1) das Kunstwerk und 2) die Geschichte der Seele, sollten wir uns da wirklich weder auf die Seite des Idealismus noch des Realismus hinüber geneigt haben? Sollten wir nicht den Ansichten Fichtes ungebührlich nahe stehn? Wie er, durch einen reinen Act der Freiheit die Welt aus nichts erschaffen?

Diese Besorgniss zu zerstreuen, reicht eine leichte Erinnerung an den Gang unserer Untersuchung vollständig hin: Wir haben nemlich weder dem Handelnden noch dem Behandelten irgend eine Priorität eingeräumt; ausgehend von der nothwendigen Wechselwirkung zwischen uns und dem Stoffe unsers Handelns, ausgehend von dem, wie ich glaube, vollständig geführten Beweise, das alles Kunstwerk hervorgehe aus dem geschlossenen, von beiden Seiten vollständig durchgeführten Kampfe zwischen dem Künstler und dem eben so thätigen, wahrhaft gegenthätigen Material — konnten wir, die Seele den allgemeinen Künstler des Lebens nennend, aus dem Kampfe der Seele mit ihrem Material, den körperlichen Dingen nemlich hervorgehen lassen das Kunstwerk, nemlich die Idee eines höheren Körpers, der wieder gegenthätig gegen die immer begleitende, höher aufgeschwungene Seele, wieder Material eines noch schöneren Kunstwerks, eines noch höheren Körpers wird u. s. f. — Man vergleiche meine Darstellung des Körpers mit den gewöhnlich umlaufenden Begriffen. — Von der ersten Blume, von der ersten Puppe an, die das Kind ergreift, spielend und bildend herzt und sich aneignet, lasse ich den Körper des kleinen Wesens über das unmittelbare Fleisch hinaus wachsen, bis der Mann endlich als bildender Künstler, Staatsmann oder Soldat — grofse Heere, Staaten, ganze Epochen der Kunstgeschichte in seinen höheren erweiterten Körper hineinzieht. Darf eine Armee wirklich etwas anderes sein als der erweiterte, armirte Arm des Helden? Sollte die einfache Wirksamkeit tausendfältiger Individuen im wahren Staate wirklich etwas anders sein, als das erweiterte Haupt des wahren Beherrschers? — Betrachten Sie das Wirken eines recht menschlichen Menschen: greift seine organische Kraft nicht hinaus über den gesunden, kräftigen, unmittelbaren Körper, zieht sie nicht weit und breit, aus Nähe und Ferne, Menschen und Dinge mit unwiderstehlicher Gewalt in den schönen, harmonischen Kreis ihres Lebens hinein? — Aus zwei streitenden, aber liebenden Kräften, aus einem wahren Gegensatze entspringt der Mensch: zwei Liebende bilden ein versammeltes Volk, sagt der Dichter. Wohl! dafs sie ohne Ende streiten müssen, dafs ihr Streit ohne Ende steigt, das eben ist ihre Liebe. Und so wächst und wächst der Strudel des Lebens, und reifst immer entfernteres in sich hinein. Der alte, selbige Streit dauert sich selbst ewig gleich noch immer fort, aber unter welcher Gestalt sehn wir ihn jetzt: Was erst die Blume und die Puppe leistete, das sind jetzt grofse Heere, das ist jetzt ein grofser herrlicher Staatsverein weiter blühender Gebiete des Lebens geworden. Die Seele des Staatsmanns durchdringt mit dem Geiste des Streits und der Liebe, der Thätigkeit und des Friedens, den unendlich grofsen Körper. Noch immer

gilt es: „zwei Liebende (der Staatsmann und sein Kunstwerk, der Staat) bilden ein versammeltes Volk! — Grau, gebückt und unscheinbar geworden, steht endlich, was der Pöbel den wirklichen Körper des Helden nennt, noch da, die eingeschrumpfte Hülse des Kerns, aus dem der majestätische Baum entsprungen. Die Seele des Helden säuselt und duftet in allen Zweigen und Blüthen des Baumes, seines wahren Körpers. Fällt nun endlich die arme Hülse da unten in Asche zusammen, so meint der Pöbel, sein Held sei gestorben, sein, des Helden Körper sei in Asche versunken: und die Besseren selbst bewundern es und klagen, dafs der Keim dahin mufs, wenn die Frucht gedeihen und reifen soll.

Da können sie dann nicht begreifen, wie der kleine, spannenlange Raum, den sie Körper nennen, mit der grofsen, unbändigen Seele zurecht kommt. Statt ruhig um sich her zu sehn, wo alles verkündigen und sagen würde, dafs er, er selbst geblieben ist, und allenthalben um sie lebt und webt, soll die Seele, Gott weifs wohin, gezogen sein, und die Armseligen in Thränen und Jammer allein zurückgelassen haben. — Ungefähr eben so, wie sie vorher sich den Kopf zerbrechen, an welcher Stelle des kleinen Körpers denn eigentlich die Seele ihres Helden sich einquartirt habe, ob im Gehirn oder in den Beinen, in dem Blut oder in den Händen. Da mag noch Jahrtausende hindurch das Wort welches er gesprochen, über sie herklingen, sie begeistern, zu den Waffen rufen; da mag das Gesetz, das er gegeben, die That, die er gethan, ihren Enkeln noch Sicherheit und Freiheit geben — das sind seine Worte, seine Thaten — das ist er selbst nicht mehr, meinen sie. Fragt ihn selbst einmal den sterbenden Helden, der er selbst sich längst übergegangen, ausgedehnt, ausgeflossen fühlt, in das Glück und die Ruhe von tausenden, ob er nicht in dem gröfsern Hause, das er sich erbaut, längst wohnt, und des kleinen Gerüstes, der Erdhütte, die ihr seinen Körper nennt, längst nicht mehr bedarf, ob er eine Anweisung braucht, eine Verheissung, dafs er jenseits, in jenem Leben oder wie ihr es nennen mögt, wieder Haus und Hof und eigne kleine Wirthschaft haben werde?

Ich habe den wahren Menschen, dessen Untergang hier beschrieben worden, einen Helden genannt, weil nach den früheren Voraussetzungen der Mensch überhaupt nur im Streite und im Heldenleben geschaut wird. Künstlerisches, militärisches, wissenschaftliches, politisches Leben, alles ist eine Heldengenossenschaft, wenn es wahr ist, worin Gefühl und Erkenntnifs aller schönen Seelen mir beipflichten, dafs jeder Stoff, jedes Object menschlicher Thätigkeit gegenthätig ist und erobert, überwunden, aber nicht unterdrückt, bei Seite geworfen, vernichtet oder gar, wie der transcendentale Idealismus vermeinte, aus nichts absolut erschaffen werden will. Eine idealistische Verirrung kann und wird man mir nicht vorwerfen. — Nun aber betrachten wir die gewöhnliche Ansicht des Verhältnisses von Körper und Seele. Ist der Fehler nicht wieder der, dafs man sich das Gegenthätige, die Seele, das Negative, wenn der Körper das Positive genannt wird, dafs man sich dieses Negative, Gegen-

thätige denkt, als Negation als Unthätiges, dem Körper gegenüber. Man hat die Seele nur als unkörperliches, unsichtbares, da sie doch ein wahrhaft antisichtbares, gegenkörperliches ist, begriffen. Freilich konnte man ihr eine eigenthümlich grofse Thätigkeit nicht absprechen, aber dieses, ihr Wesen, glaubte man, triebe sie für sich, gleichsam auf ihre eigne Hand. Daraus entsprang eine eigne, ehrenwerthe Wissenschaft von den abgesonderten Motionen der Seele, von ihren Sprüngen, ihren Späfsen und Einfällen, von der wunderlichen Art, in der sie den alten ehrlichen Körper neckte und zum Besten habe. — Man sieht, ich spreche von der, von allen seichten und platten Köpfen, so werthgeachteten Psychologie, oder Seelenlehre: gewöhnlich die Empirische genannt, weil sie von den Erfahrungen meistentheils der Kranken- und Irrenhäuser, auch gern von den sehr instruktiven armen Sündern ausgehend, ohne sich weiter in das Gebiet der Rationalität zu versteigen, gewöhnlich wieder kurz umlenkte in das nahe liegende Taubstummen- oder Blindeninstitut, die wohlfeil erlangte Empirie sogleich wieder philanthropisch für Juristen, Ärzte und Seelsorger applicirend. Höchst characteristisch für den rohen Geist unsrer Tage, ist der besonders unglückliche Name dieser Wissenschaft: die zarte, geflügelte Psyche, gebunden an die Weisheit eines demonstrirenden Nicolai: ein Unterfangen der Seelenlosen, die Seele nicht blos zu sehn, sondern von ihr zu lehren. —

Ziehen wir jetzt einen Schlufs aus unsern Betrachtungen: der Wirkungskreis des Menschen, die Sphäre seines Lebens, deren blofses Symbol der Körper im gewöhnlichen Sinne des Worts ist, das ist sein wahrer Körper. Was ist der Meissel, was ist der schon geformte Marmor anders als die erweiterte Hand: die Hand selbst ist ein allegorisches Zeichen, ewig unverständlich dem, der sie absolut ohne ihre unendlichen Bewegungen und Bildungen betrachtet. Jedes neue wunderbarere Werk des Menschen macht diese Hand ehrwürdiger, bedeutender, begreiflicher. So der Mensch sein Körper überhaupt, der nichts ist, als schönes symmetrisches Zeichen der Natur, Mikrokosmus, für sich nichts, aber ein Heiligthum, wenn er in und neben dem Makrokosmus gedacht wird. Die Sprache zeigt uns den Menschen sowohl als ein einziges Sein, als auch wie ein einziges Haben. Alle Attribute des menschlichen Seins können ausgedrückt werden als Besitzthümer des Seienden, z. B. meine Brust, meine Hand, meine Seele: diese Besitzthümer können aber auch wieder ausgedrückt werden als blofse Actionen des Seins, als blofse Bewegungen der Ichheit, z. B. ich athme, ich greife, ich denke. Man bemerke, dafs wir im ersteren Falle, wo wir das Sein, im Haben, im Mein und Dein, im Besitz darstellen, uns der Substantiven Brust, Hand, Seele, bedienen mufsten: im zweiten Falle hingegen, wo wir das Haben im Seyn betrachteten, der Verba athmen, greifen, denken, bedienen mufsten. Wie nun alle Substantiva in der Sprache das Bleibende, alle Verba hingegen die Bewegung bezeichnen; wie ferner nach den Forderungen des Gegensatzes das Bleibende nichts ist, als Durchdrungenes von der Bewegung, als im Gegensatze der Bewegung; wie nur die wahrhafte Bewegung bleibt, und das wahrhaft Bleibende sich bewegt, und Verände-

rung und Wechsel nur möglich ist, in wiefern sie einem wahrhaft Bleibenden widerfahren — so erscheint uns der Mensch oder der Wirkungskreis des Menschen bald 1) als das ganze seines Besitzes, als ein einziges Mein, d. h. als Körper, im wahren Sinne des Worts; bald 2) als das ganze seines Handelns, seines Wirkens, als ein einziges Seyn, als Ich, d. h. als Seele. — Mit andern Worten, damit wir unsre Untersuchung an das Grundzeichen anknüpfen, das wir einstweilen festgesetzt haben, nemlich an den Gegensatz von Handelndem und Behandeltem: der Mensch erscheint bald 1) als Behandeltes, als Körper, als sein eigenes Kunstwerk; bald 2) als Handelndes, als Seele — als seine eigne Geschichte, sagten wir. — Dieser Ausdruck verdient noch eine kurze Beleuchtung, die uns nach unseren Voraussetzungen nicht schwierig sein kann. Handelndes und Behandeltes, Seyn und Haben, Körper und Seele, Bewegung und Bleibendes sind wahre Gegensätze. Aber Kunstwerk und Geschichte? Sollte nicht vielmehr dem Kunstwerk (behandeltem) der Künstler (handelndes) entgegenstehn? Sehr wahr! wir wollen indefs nicht vergessen, dafs wir den Gegensatz von Handelndem und Behandeltem wieder behandelten, dafs wir Antigegensatz des Gegensatzes von Handelndem und Behandeltem waren; dafs der Gegensatz Körper und Seele, den Körper der höheren Seele bildete, von der aus wir ihn betrachteten. Nennen wir also die höhere Seele, die den Gegensatz von Körper und Seele betrachtet, Ich; den Gegensatz hingegen von mein Körper und meine Seele: Gegenich. Das Wesen des Ichs ist das Seyn; das Wesen des Gegenichs ist das Haben, oder gehabt werden, welches ausgedrückt wird durch das Wort mein, welches wir sowohl dem Körper als der Seele vorsetzen. Was haben wir nun? was enthält der Gegensatz von Körper und Seele? Antwort: eben wieder das angeschaute Haben (den Körper) und das angeschaute Seyn (die Seele.) Angeschautes Seyn, d. h. doch wohl betrachtetes, behandeltes, leidendes Seyn? dies wird uns die Sprache wohl aufs natürlichste bezeichnen durch das Passivum des Verbums Seyn, d. h. durch Werden. So ist es auch: der betrachtenden Seele erscheint der betrachtete Körper als bleibender Besitz, als Kunstwerk, und die betrachtete Seele als unendliches Werden, als Natur, als Geschichte. — Ich hatte demnach ein Recht zu sagen, der wahre Körper der wahren betrachtenden Seele, sei sowohl ihr Kunstwerk als ihre Geschichte: indem Körper und Seele, beide gemeinschaftlich, einen höheren Körper bilden, den die betrachtende, höhere Seele bewohnt, und sich dort bald als ihr Werk, bald als ihre Entstehung, beides in gleicher Klarheit und mit unendlicher Thätigkeit anschaut, gegen Natur und Kunst gleich gerecht, im Bewufstsein freier Erzeugung der Zukunft und nothwendigen Hervorgehens aus der Vergangenheit, in des ewigen Handelns und des ewigen Behandeltwerdens gleich innigem Gefühle.

Adam Müller.

*) Anmerkung 1. zu Seite 13.

Es ist der Unterschied des Negativen und der Negation in der Mathematik, von dessen klarer Erkenntniss alle Deutlichkeit an dieser wichtigen Stelle der Philosophie abhangt. Die Begriffe, Ausgabe und Einnahme in der Öconomie, sind streng entgegengesetzte Begriffe: Ausgabe ist negative Einnahme und Einnahme negative Ausgabe. Wenn jemand so viel einnimmt als er ausgiebt, wenn er z. B. + 1000 einnimmt und — 1000 ausgiebt, so ist das Resultat seiner Öconomie o. Die + 1000 Einnahme wollen wir Positives, die — 1000 Ausgabe wollen wir Negatives nennen, so ist dann das o, welches wir zum Resultat erhielten, die Negation. Niemanden wird es einfallen, die — 1000 mit der o zu verwechseln und zu behaupten, dass, weil nichts übrig behalten, die Folge vom Ausgeben der gesammten Einnahme sei, eben deshalb das übrig bleibende Nichts und die wirklich geschehene Ausgabe auch eins und dasselbe sein müsse. — Ferner, Schuld und Vermogen sind entgegengesetzte Begriffe, Schuld ist negatives Vermögen und Vermogen negative Schuld. Wird es uns je einfallen zu behaupten, Schulden haben und Nichts haben, Negatives und Negation sei einerlei? — Wenn wir uns von einem Orte A nach einem andern B auf geradem Wege begeben, so entfernen wir uns offenbar von A um eben so viel, als wir uns dem B nähern; nehmen wir an, die Entfernung A von B sei = 10 Meilen. Haben wir 4 Meilen dieses Weges gemacht, so haben wir uns B um + 4 genähert, von A um — 4 entfernt: kann nun irgend jemand behaupten, wir hätten uns zwar gegen B um + 4 genähert, aber von A nicht entfernt; d. h. sich entfernen und bleiben, — 4 und o, Negatives und Negation sei eins und dasselbe. — In allen diesen Beispielen ist der Widerspruch so handgreiflich, dass ein Missgriff fast unmöglich ist. Indess bedarf es nur eines leichten Blicks in die Geschichte der bisherigen Physik und Philosophie, um allenthalben Folgen der Vernachlässigung dieses allerwichtigsten Unterschiedes zu finden. Um eins der auffallendsten Beispiele herauszugreifen, betrachten wir die Art, wie man sich Leben und Tod einander entgegengestellt hat: Offenbar kann Tod nichts weiter bedeuten als Nichtleben; wenn wir das Leben + 1 nennen, so ist der Tod = o. Jeder Lebendige fuhlte sich gedrungen, eben weil er lebte, zu dem positiven Leben, das er jetzt lebt = + 1 ein negatives künftiges Leben, = — 1, ein Antileben unter irgend einer Gestalt zu denken. Wenn er z. B. + 1 zeitliches, irdisches Leben nannte, so übersetzte er das — in dem — 1, durch den Gegensatz vom Zeitlichen, Irdischen, durch Ewiges und Himmlisches. Leben heisst durchaus nichts weiter, als ohne Ende Gegenleben annehmen, nach allen Seiten ins Unendliche beleben: diesem Wesen des Lebens genügt das Lebendige, indem es das Universum, wo es hingelangen mag, diesseits und jenseits mit positiven und negativen Zuständen bevölkert. Demungeachtet melden sich Philosophen und Theologen von allen Farben, weitläufig beweisend, dass das Leben (oder die Seele) nicht sterbe, gleichsam als könnte es doch noch einmal darauf hinauskommen, dass Tod und Antileben, negatives Leben und die Negation des Lebens, — 1 und o eins und dasselbe wären. —

**) Anmerkung 2. zu Seite 18.

Man theilt in der Grammatik bekanntlich die einzelnen Worte der Sprache in gewisse Classen, in Substantiva, Adjectiva, Verba, Adverbia u. s. f. Die Weisheit früherer Zeiten hob eine unter diesen Classen vor allen andern hervor, indem sie die Individuen derselben Worte Verba par excell. ohne weiteren Zusatz nannte. Zeitwörter, wie sie in der deutschen Grammatik übersetzt worden, ist eine schlechte und unvollkommene Bezeichnung. Diese Verba haben das Auszeichnende vor allen andern übrigen Worten, dass sie einer viel reicheren Veränderung, Umstaltung oder Conjugation fähig sind als alle andre. Diese Verba bezeichnen die Bewegung, das Handeln der unendlichen Natur wie der Individuen, da-

hingegen die Substantiva dem Bleibenden, Ruhenden, angewiesen sind. Die Verba sind gleichsam die Flüsse und die Meere der Sprache, die Substantiva hingegen, Felsen und festes Land: die Verba das Blut, die Substantive das Fleisch der Sprache. Die Bewegung erzeugt ein Bleibendes, das Bleibende löst sich in Bewegung auf, die Bewegung in neues Bleibende u. s. f.: der Baum schlägt aus, dieses Leben offenbart sich im Laube: er blüht; Blume: es reift; Frucht. Wie unser obigen Darstellung zufolge nun alles Handeln nur angeschaut werden kann, als Verhältnifs zweier Elemente, des Handelnden und des Behandelten, so müssen unter allen möglichen Flexionen und Veränderungen, die mit dem Sprachrepräsentanten des Handelns, mit dem Verbum vorgenommen werden können, zwei Grundformen vor allen andern sich auszeichnen: in deren einen sich das Handeln im Handelnden, in deren anderen sich das Handeln im Behandelten darstellen mufs. — Das erstere geschieht im Activum, das andre im Passivum. — Wie nun in der Sprache z. B. das ruhende Substantiv: Liebe, in der bewegten Gestalt des Verbums sich auflost in vielfache Actionen und Reactionen von lieben und geliebt werden, und das Wesen der Liebe selbst als das Mittlere, als die unsichtbare Einheit, als Antigegensatz durch alle mannichfachen Beugungen und Umstaltungen des Verbums hindurch greift: so soll in der wahrhaft philosophischen Darstellung jede Erscheinung des Lebens selbst leben, und unter unendlichen Formen gelebt, belebt und erlebt werden, um dann selbst wieder zu beleben u. s. f.

II. Lied von der Jugend.

Nur was in frischer Jugendzeit
In Lieb' und Zorn, in Freud' und Leid
Das muntre Herz beweget,
Nur das schafft dauernden Gewinn,
Das Andre fährt wie Wasser hin,
Und war's in Erz gepräget.

Die Jugend ist dem Himmel nah,
Wo Jugend blüht, ist er wohl da
Mit Seinem Geist und Gaben,
Gold trägt im Mund nur Morgenroth,
Wer jung gewesen, ist schon todt,
Lang' eh' sie ihn begraben.

Durch Jugendkraft und Feuergeist
Gott schafft das Grofse allermeist,
Und brütet neue Welten,
Lied klingt am schönsten früh am Tag,
Was später kömmt, ist kalter Schlag,
Krachts auch, es zündet selten.

Nur edler Jugend That und Wort
Lebt, wirkt in tausend Seelen fort
Zu ewig neuen Flammen.
Was schaust verachtend, grauer Zwerg,
Auf deiner Jugend Riesenwerk,
Und willst es gar verdammen?

Dereinst am ernsten letzten Tag,
Was zwischen Tod und Jugend lag,
Wie wird es all' verstieben!
Nur was die Jugend treu empfand,
Zieht mit dem Geist ins neue Land,
Begleitet uns noch drüben.

Wezel.

III. Der Tod.

Was ist der Tod? Ich hab' es oft erwogen,
Wie kam das Wort in die lebend'ge Welt?
Wer es erdacht, gewiſs das war kein Held;
Der ist mit Adlern nie gen Himmel aufgeflogen.
Auf welchen Stern am weiten blauen Bogen
Einst meine kleine Flamme fällt,
In welche Blum' auf Gottes Feld,
Wenn mich in leichten Dunst die Sonne aufgesogen —
Was kümmert's mich? — Ob dort der Wein
In Beeren wächst, ob rinnt in goldnen Flüssen,
Trink' ich ihn nur und darf ich rothe Lippen küssen,
Was mein ist, nenn' ich ewig mein!
Die Schlakken mögen untergehen,
Was ächtes Gold, das hoff' ich, soll bestehen.

Wezel.

IV. Fluch der Zeit.

Was dulden wir? was haben wir begangen?
Ha! welcher Fluch aus grauer Zeit
Verstiefs uns aus der Seligkeit?
Und werden wir wohl je dahin zurück gelangen?
Mich däucht, in Blutschand' ist hier diese Welt empfangen,
Drum schwelgt in Blut der ew'ge Todesstreit,
Und schonten deiner selbst, du Sohn der Herrlichkeit,
Wie du auf Erden kamst, die giftgeschwollnen Schlangen?
Ein Frevel mufs geschehen sein!
Ein falscher Griff — nun fort klingt die verkehrte Weise,
Es trieb ein böser Geist die Welt aus ihrem Gleise.
Nun taumelt sie ins Nichts hinein —
Und was die alte Mutter einst verbrochen,
Wird an den Kindern tausendfach gerochen.

Wezel.

V. Das Kleinod.

Nur Ernst und Kraft vor allen Dingen!
Der Cherub mit dem Flammenschwerdte hält
Noch immer Wach' am Paradies der Welt,
Ihn mufst du erst im offnen Kampf bezwingen.
Zum Lebensbaum kannst du nicht anders dringen.'
Vom Baum wohl mancher Apfel fällt,
Doch nur dem göttergleichen Held
Half eines Apfels Fall das Weltgesetz erringen.
Nicht auf den ersten Schlag der Ruthe
Entdeckt sich stets der tiefe Quell,
Und thun sich auf die goldnen Wunderschätze.
Das Leben kaufst du nur mit deinem Blute!
Drum wapn' und rüste dich nur schnell,
Sonst fahen dich des Todes Netze.

Wezel.

VI. Der Schrecken im Bade.

Eine Idylle.

Johanna.

Klug doch, von List durchtrieben, ist die Grethe,
Wie kein' im Dorf mehr! „Mütterchen," so spricht sie,
Und gleich, als scheute sie den Duft der Nacht,
Knupft sie ein Tuch geschäftig sich ums Kinn:
„Lafs doch die Pforte mir, die hintre, offen;
Denn in der Hürd' ein Lamm erkrankte mir,
Dem ich Lavendelöl noch reichen mufs:"
Und, husch! statt nach der Hürde, die Verrätherinn,
Drückt sie zum Seegestade sich hinab. —
Nun heifs, furwahr, als sollt' er Erndten reifen,
War dieser Tag des Mais und, Blumen gleich,
Fuhlt jedes Glied des Menschen sich erschlafft. —
Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft ringe
Im milden Schein des Mondes still erglänzt!
Wie sich der Alpen Gipfel umgekehrt,
In den krystallnen See danieder tauchen!
Wenn das die Gletscher thun, ihr guten Götter,
Was soll der arme herzdurchgluhte Mensch?
Ach! Wenn es nur die Sitte mir erlaubte,
Vom Ufer sank' ich selbst herab, und wälzte,
Wollüstig, wie ein Hecht, mich in der Fluth!

Margarethe.

Fritz! — Fafst nicht Schrecken, wie des Todes, mich!
— Fritz, sag' ich, noch einmal: Maria — Joseph!
Wer schwatzt dort in der Fliederhecke mir?
— Seltsam, wie hier die Silberpappel flüstert!
Husch und Lavendelöl und Hecht und Sitte:
Als ob's von seinen rothen Lippen käme!
Fern im Gebirge steht der Fritz, und lauert
Dem Hirsch auf, der uns jüngst den Mais zerwühlte;
Doch hatt' ich nicht die Buchs' ihn greifen sehen,
Ich hätte schwören mögen, dafs er's war. —

Johanna.

Gewifs! Diana, die mir unterm Spiegel,
Der Keuschheit Göttinn, prangt, im goldnen Rahm:
Die Hunde liegen lechzend ihr zur Seite;
Und Pfeil und Bogen giebt sie, jagdermüdet,
Den jungen Nymphen hin, die sie umstehn:
Sie wählte sich, der Glieder Duft zu frischen,
Verständiger den Grottenquell nicht aus.
Hier hätt' Aktäon sie, der Menschen Ärmster,
Niemals entdeckt, und seine junge Stirn
Wär ungehörnt, bis auf den heut'gen Tag.
Wie einsam hier der See den Felsen klatscht!
Und wie die Ulme, hoch vom Felsen her,
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder,
Als hätt' ein Eifersücht'ger sie verwebt,
Dafs selbst der Mond mein Gretchen nicht und nicht,
Wie schön sie Gott der Herr erschuf, kann sehn!

Margarethe.

Fritz!

Johanna.

Was begehrt mein Schatz?

Margarethe.

Abscheulicher!

Johanna.

O Himmel, wie die Ente taucht! O seht doch,
Wie das Gewässer heftig, mit Gestrudel,
Sich über ihren Kopf zusammenschliefst!
Nichts, als das Haar, vom seidnen Band umwunden,
Schwimmt, mit den Spitzen glänzend, oben hin!
In Halle sah' ich drei Halloren tauchen,
Doch das ist nichts, seit ich die Rata' erblickt!
Ei, Mädel! Du erstickst ja! Margarethe!

Margarethe.

Hilf! Rette! Gott mein Vater!

Johanna.

Nun? Was giebt's? —
Ward, seit die Welt steht, so etwas erlebt!
Fritz ist's, so schau doch her, der junge Jäger,
Der morgen dich, du weifst, zur Kirche führet! —
Umsonst! Sie geht schon wieder in den Grund!
Wenn wiederum die Nacht sinkt, kenn' ich sie
Auswendig, bis zur Sohl' herab, dafs ich's
Ihr, mit geschlofsnem Aug', beschreiben werde:
Und heut, von ohngefähr belauscht im Bade,
Thut sie, als wollte sie den Schleier nehmen,
Und nie erschaut von Männeraugen sein!

Margarethe.

Unsittlicher! Pfui, Hafslicher!

Johanna.

Nun endlich!
In dein Geschick doch endlich fügst du dich.
Du setzest dich, wo rein der Kiesgrund dir,
Dem Golde gleich, erglänzt und hältst mir still.
Wovor, mein Herzenskind, auch bebtest du?
Der See ist dir, der weite, strahlende,
Ein Mantel, in der That, so züchtiglich,
Als jener sammtene, verbrämt mit Gold,
Mit dem du Sonntags in der Kirch' erscheinst.

Margarethe.

Fritz, liebster aller Menschen, hör' mich an,
Willst du mich morgen noch zur Kirche führen?

Johanna.

Ob ich das will?

Margarethe.

Gewifs? begehrst du das?

Johanna.

Ei, allerdings! Die Glock' ist ja bestellt.

Margaretha.

Nun sieh', so fleh' ich, kehr dein Antlitz weg!
Geh' gleich vom Ufer, schleunig, augenblicklich!
Laſs mich allein!

Johanna.

Ach, wie die Schultern glänzen!
Ach, wie die Knie, als säh' ich sie im Traum,
Hervorgehn schimmernd, wenn die Welle flieht!
Ach, wie das Paar der Händchen, festverschränkt,
Das ganze Kind, als wär's aus Wachs gegossen,
Mir auf dem Kiesgrund schwebend aufrecht halten!

Margaretha.

Nun denn, so mag die Jungfrau mir verzeihn!

Johanna.

Du steigst heraus? Ach, Gretchen! Du erschreckst mich!
Hier an den Erlstamm drück' ich das Gesicht,
Und obenein noch fest die Augen zu.
Denn Alles, traun, auf Erden mögt' ich lieber,
Als mein geliebtes Herzenskind erzürnen.
Geschwind, geschwind! Das Hemdchen — hier! da liegt es!
Das Röckchen jetzt, das blaugekantete!
Die Strümpfe auch, die seidnen, und die Bänder,
Worin ein flammend Herz verzeichnet ist!
— Auch noch das Tuch? Nun, Gretchen, bist du fertig?
Kann ich mich wenden, Kind?

Margaretha.

Schamloser, du!
Geh' hin und suche für dein Bett' dir morgen,
Welch' eine Dirn' im Orte dir gefallt.
Mich, wahrlich, wirst du nicht zur Kirche führen!
Denn wisse: wessen Aug' mich nackt gesehn,
Sieht weder nackt mich noch bekleidet wieder!

Johanna.

Gott, Herr, mein Vater, in so grofser Noth,
Bleibt auf der Welt zum Trost mir nichts, als Eines.

Denn in das Brautbett morgen mögt' ich wohl,
Was leugnet' ich's; doch, Herzchen, wiss' auch du:
In Siegismunds, des Grofsknechts, nicht in deins.

Margarethe.

Was sagst du?

Johanna.

Was?

Margarethe.

Sieh da, die Schäkerinn!
Johanna ist's, die Magd, in Fritzens Röcken!
Und alle, in eines Flieders Busch gesteckt,
Mit Fritzens rauher Mannerstimme mich!

Johanna.

Ha, ha, ha, ha!

Margarethe.

Das hätt' ich wissen sollen!
Das hätte mir, als ich im Wasser lag,
Der kleine Finger juckend sagen sollen!
So hatt' ich, als du sprachst: „Ei sieh, die Nixe?
Wie sie sich wälzet!" Und: „Was meinst du, Kind;
Soll ich herab zu dir vom Ufer sinken?"
Gesagt: „komm her, mein lieber Fritz, warum nicht?
Der Tag war heifs, erfrischend ist das Bad,
Und auch an Platz für beide fehlt es nicht;"
Dafs du zu Schanden wärst, du Unverschämte,
An mir, die dreimal Ärgere, geworden.

Johanna.

So! Das wär' schön gewesen! Ein züchtig Mädchen, wisse,
Soll über solche Dinge niemals scherzen;
So lehrt es irgendwo ein schwarzes Buch. —
Doch jetzt das Mieder her; ich will's dir senkeln:
Dafs er im Ernst uns nicht, indefs wir scherzen,
Fritz hier, der Jäger, lauschend überrasche.

Denn auf dem Rückweg schleicht er hier vorbei;
Und Schade wär' es doch — nicht wahr, mein Gretchen?
Müfst' er dich auch geschnürt nie wiedersehn.

Heinrich von Kleist.

VII. Kunz von Kauffungen.

Romanze.

„Weil die Sterne nun erwachen,
Will mein Herz zur Ruhe gehn."
Ach! Du magst die Nacht durchwachen,
Denn die Ruh' wird nicht bestehn.

„Wohl ist heut' mein Herr so ferne,
Doch die Kinder sind bei mir."
Ach! ihn schutzen diese Sterne,
Sie sind nicht geschützt bei Dir.

„Wie so schuldlos, meine Söhne,
Wie so süfs ihr liegt und ruht!"
Ach! bedroht ist ihre Schöne,
Räuber nahen deinem Gut.

„Nun mufs ich euch wohl verlassen;
Segen, Kufs und gute Nacht!"
Ach! dafs du sie nun verlassen!
Hausen wird so schwarz die Nacht!

„Fern von ihrem Aug' und Munde
Kann nur Schlaf mir Labsal sein."
Ach! bleib munter jetzt zur Stunde,
Fürstin, bleibe nicht allein!

„Wie die Wellen unten rauschen,
Wie die warmen Hauche wehn!"
Ach! Du wollst den Schritten lauschen,
Die aufs Schlofs so dunkel gehn.

„Durch die Bäume spielen Winde,
Schütteln Blüth' aus Lindenlaub."
Wie begehn sie so geschwinde
Ach! an deiner Blüthe Raub!

„Welch Geräusch will mich erschrecken?
Nein, es täuschte nur mein Ohr."
Ach! Du bist nicht mehr zu wecken,
Jetzt, o Fürstin! geht es vor.

„Warum fühl' ich mich beklommen,
Die ich mich so still geglaubt?"
Ach! Dir ist die Welt genommen,
Deine Kinder sind geraubt.

Graf O. Heinr. von Löben.

VIII. Die sterbende Maria.

Nach einem altdeutschen Bilde auf dem Schlosse zu Nürnberg.

Als gekommen nun der Tag,
Der Mariam zöge nach,
Unsre Mutter, ihrem Sohn,
Der von hinnen war gestohn;

Sprach sie sterbend: mir erbangt,
Nach dem Gartlein mich verlangt,
Aus dem Haus lafst mich von hinn',
Zu den Rosen setzt mich hin.

Wie sie bei den Rosen safs,
Ihre Seele halb genafs,
Sagte sterbend: ich mich freu',
Ach! vor'm Tod hab' ich nicht Scheu.

Nur mich macht es schmerzenvoll
Dafs ich arme Mutter soll
Scheiden ohne Jesum Christ,
Der zuvor gen Himmel ist. —

Und ein Engel stand fürwahr
Vor ihr da im goldnen Haar:
Engel, wohl ich dich erkenn'
Hast verkündet mir den Herrn.

„O Maria! sei gegrüßet.
Himmelsglanz dich schon umfließet.
Zage nicht, o Jungfrau hold,
Zag' nicht, daß du sterben sollt!"

Und wie sollt' ich zagen nicht,
Sterbend drauf Maria spricht;
Keine Mutter war so arm,
Starb doch in des Sohnes Arm.

Aber ach! wo ist mein Kind?
Engel, dieses mir verkünd.
Jesu, du mein ein'ger Sohn,
Jesus, du bist fortgeflohn! —

Und er hob die Augen auf,
Zeigte zum Gewölk hinauf,
Drinnen saß Gott Vater mild,
Jesulein im Arme hielt.

Jesulein mit Flügelein
Beugt sich zu der Mutter sein:
„Hör', lieb' Mutter, mich vernimm,
Höre deines Kindes Stimm'.

Von der Welt nun Urlaub nimm,
Auf den Regenbogen klimm,
Komm, du liebe Mutter süß
In des Vaters Paradies."

Ja ich scheid', du liebster Sohn,
Zeuch mich hin vor Gottes Thron!
Zeuch so am Verjüngungstag
Mir die ganze Erde nach! —

Wie Maria so erblich,
Mehren rings die Wölkchen sich,
Ach! es streut sie Jesulein,
Deckt ihr'n Leib mit Blümelein.

O du selig, selig Weib!
Noch im Tode blüht dein Leib,
Thau des Himmels fällt auf ihn,
Macht die Rosen ewig blühn.

Graf O. Heler. von Löhen.

IX. Die himmelfahrende Maria.

Ave Maria!
Auf, auf, Maria!
Nach Morgen wende dein Gesicht.
Und siehst du die Wolken in fliessenden Gluten
Und hörst du ihr Rauschen im Himmelsgrund nicht?
Sie fliehen, sie schiessen, die taumelnden Fluten,
Sie strömen zur Erde mit blendendem Licht.

Ave Maria!
Zu Schiff, Maria!
Kein Sturmwind hemmet seinen Lauf.
Mit goldenen Lilien ist alles umwunden,
Bis oben zum obersten Maste hinauf,
Wo die Blumen gepflückt sind, und wo sie erfunden,
Nach diesem Lande da geht unser Lauf.

Ave Maria!
Steh' fest, Maria!
Das Schiff wankt nur für Jubelfreud,
Erkennst du, die rudernd das Fahrzeug regieren?
Aus jenem Land kamen die Schifferleut'.
Den Schiffsgruss nimm, den sie intonieren,
Den Delfin, der jauchzend den Rücken dir beut.

Ave Maria!
Fahr' wohl, Maria!
Schon liegt nach uns der Port gewandt.
Nun jubelt erst recht, ihr englischen Chöre,
Nun küsset, ihr Winde, Maria's Gewand!
Lob sei Gott in der Höh', und die himmlische Ehre,
Maria, Lob deinem gefürsteten Stand!

Ave Maria!
Zeuch hin, Maria!
Steig' aus und nimm die Glorienkron'.
Die Fremd' ist verschwunden, dein Reich ist gefunden,
Dich rufet der Vater zu seinem Thron!
Sie hat ihn gefunden, sie hält ihn umwunden,
Die himmlische Mutter den göttlichen Sohn.

Derselbe.

X. Druck der Seele

Immer denk' ich, 's soll sich wenden
Und mein traurig Schicksal enden,
Doch die neue Stunde bringt
Gram, der wie der alte klingt.

Immer steht der Teufel drüben,
Soll die Kraft des Herzens üben:
An der Feinde Freundschaft statt
Wird das Herz zu schlagen satt.

Tod und Schmerz erregen Schrecken
Statt des Lebens Lust zu wecken,
Nichts verschlossne will sich fügen,
Des Gefühls Gewalt nicht siegen.

Lieber Schmerz, vertausch die Töne
Daß der Gram den Gram versöhne,
Spiel in Farben, daß nur Licht
In die dunkle Seele bricht.

Großes hab' ich unternommen,
Kleines ist abhanden kommen,
Nun, für die Verstimmte, flicht
Sich dies winzige Geschlecht.

„Kraft, was allzugroß, zu spalten
„Und was klein ist, zu gestalten,
„Erd- und Welt-Geist zu verbinden,
„Herz allein befreit von Sünden."

Nun, ich will auch keinen Frieden,
Doch die Leiden sollen schmieden,
Nicht bloſs drücken, will das Herz,
Es verlangt lebend'gen Schmerz.

X**

XI. Italienisches Theater, Masken, Extemporiren.

(Aus A. Müllers Vorlesungen über dramatische Kunst.)

Die Poesie und das Drama hätten wir demnach in ihren Hauptformen historisch betrachtet; indem wir mit Bewundrung und Ehrfurcht bei den Griechen sowohl als bei den Hauptern des romantischen Dramas verweilten, indem wir ferner nicht ohne Liebe, die Eigenheiten der römischen und französischen Poesie herausstellten, konnte nicht davon die Rede sein, aus irgend einer dieser Formen ewige Regeln für die Gestaltung des Dramas herzuleiten, noch weniger irgend eine einzelne dieser Formen zum allgemeingültigen Muster oder Ideale des Dramas zu erheben. Wenn wir auch hier und dort einzelne Züge des poetischen Lebens vermiſsten, so suchten wir durch die Erklärung des Mangels, den wir vorfanden, durch historische Erörterung der Einseitigkeit uns mit ihr wieder zu versöhnen. — Wie entsteht unter gleichgestimmten harmonischen Gemüthern dennoch so oft Groll und Verstimmung? Dadurch, daſs einer der beiden Freunde thut, was dem andern unbegreiflich, unerklärlich, unzusammenhängend mit seinem übrigen Character erscheint. Wie wird die gleichmäſsige Stimmung, die Harmonie der Freunde wieder hergestellt? Dadurch, daſs der Vorwurf, den der eine dem andern macht, recht zur Sprache kommt, dadurch, daſs der beschuldigte Freund Raum bekommt, sein Betragen zu erklären, die Geschichte seines Fehlers zu erzählen, und so der andre einsieht, wie dieser Fehler denn doch mit allen den übrigen, alten Liebenswürdigkeiten seines Freundes in genauestem Zusammenhange stehe. Kein Freund wird dem andern in ewig gleicher, niegestörter Klarheit, als Ideal des Freundes zur Seite stehen können: immer wird eine verborgene Eigenheit oder Einseitigkeit seines Gemüths zum Vorschein kommen, und ein erklärendes Gespräch darüber beruhigen müssen. Eben so wird keine Kunstform dem Menschen und Künstler ungestört vorleuchten können, keine einzelne wird das Gemüth ihres Freundes ganz durch sich, durch ihr bloſses ruhiges Dasein völlig erfüllen können. Wenn demnach das romantische Dramâ an Mängel und Einseitigkeiten des Griechischen erinnert, wenn andrerseits der Reichthum und die Fülle eines Calderon uns fühlen läſst, wie er denn doch den Rhythmus und die Ruhe der Griechen entbehre, so

bleibt nichts übrig, als sich mit jeder einzelnen, der Einseitigkeit beschuldigten Kunstform in freundschaftliches Gespräch einzulassen, sie gewissermafsen zum Worte kommen zu lassen, damit sie zeigen könne, wie aus dem Zustande, den Sitten, der Religion ihres Volkes sie, gerade sie, in aller ihrer Eigenthümlichkeit und mit ihren Mängeln habe entspringen müssen. Ich glaube, wir haben dies redlich und mit Frömmigkeit gethan! die einzelnen Formen haben sich verantwortet, und die Vortrefflichkeit einer jeden in ihrer Art ist in gehöriges Licht gestellt worden! —

Wenn ich ein Künstler wäre, oder wenn die Umstände meiner Seele ihre volle Freiheit und den Genufs schöpferischen Lebens gestattet hätten, so hätten Sie in diesen Vorlesungen noch etwas ganz anders empfangen müssen. Ich hätte alle die einzelnen Formen der dramatischen Poesie nicht in Abhandlungen, nicht in gutgesinnten, von der Frömmigkeit oder der Billigkeit ihres Verfassers allein Ihnen zugeeigneten Reden, darstellen müssen; — sondern es hätte vor Ihren Augen selbst wieder ein grofses Drama entstehen müssen, dessen einzelne Personen, alle jene von mir kalt dargestellte Repräsentanten der dramatischen Kunstformen gewesen wären; ein Drama, worinn Shakespear und Aristophanes und Plautus und Calderon und Racine, jeder auf seine eigenthümlich schöne Weise handelnd dargestellt worden wären, wo jeder von diesen das schöne Geheimnifs seines künstlerischen Lebens, mit Fülle und Lebenskraft vor Ihnen ausgebreitet hätte, und durch aller dieser Künstler Eigenheit die Fülle der Kunst selbst verklärt worden wäre; ein Drama, dessen Held vielleicht Shakespear gewesen sein würde, der endlich, nach würdiger Vorbereitung auf wahrhaft tragische Weise hätte fallen; hätte, wie grofs und fast allmächtig seine Kunst und die Gewalt seiner Seele gezeigt worden wäre, dennoch zuletzt geopfert werden müssen, dem ewigen Ideal, der allgemeinen unendlichen Schönheit, die, so lange dieses irdische Geschäft des Bildens und Wirkens bestehet, immer herrlicher an den Tag kommen soll. — Solches herrliche, der Kunst, die ich zu verkündigen unternommen hatte, wahrhaft würdige Geschäft hat nicht zu Stande kommen können! — möge die Beschreibung des Ideals, die Mangelhaftigkeit meiner Ausführung einigermafsen ersetzen; möge der im Herzen still verborgene Wille dem ausgesprochnen Werke einige Vollständigkeit geben, die wenigstens, welche es haben mufs, damit sie in der nächsten Stunde mich mit Wohlwollen entlassen können. —

Wenn die Kritik der Dichter denn nicht selbst wieder ein Gedicht sein kann, so mufs sie es wenigstens fühlen lassen, dafs sie ein Gedicht hat sein wollen. Nichts ist verwerflicher als jenes kalte Zergliedern, jenes chemische Zerlegen, wo der Kritiker anstatt die Lebenserscheinung seines Gegenstandes zu geben, endlich von etwas ganz anderm als von der Kunst in dem Werke gesprochen hat, nemlich von allem, was der Handwerker oder der gemeine Rechner auch hätte mit Fleifs und Genauigkeit zu Stande bringen können. — Geht also, frägt es sich, aus diesen Vorlesungen mit einiger Deutlichkeit hervor, wie ein dramatisches Gedicht beschaffen sein müsse, und sind wenigstens Spuren dramatischen Geistes darin? Ist nicht etwa blos jeder einzelnen

Kunstform, die eine Person des grofsen Dramas abgeben soll, gehuldigt worden, so etwa, dafs von Griechen und Spaniern, Römern und Franzosen, mit umschreibenden Worten nichts anders gesagt worden wäre, als dafs jede von ihnen in ihrer Art gut sei, oder ist etwa mit monologischer Partheilichkeit für den Helden, den Shakespear endlich das Resultat gewesen, dafs alle übrigen Personen dieses Dramas, dieser Kunstwelt gegen ihn gehalten, nichts bedeuteten? — In beiden Fällen wäre das Unternehmen verwerflich! Aber so ist es nicht! Unter allen diesen auf und abtretenden Kunstformen, die weder durch ihre blofse Mannichfaltigkeit das Auge allein ergötzten, noch durch ihre blofse mechanische Subordination unter einer einzelnen Kunstform dem kalten Verstande sich gefällig bezeigten, hat sich, zwar unvollkommen, aber gerecht und zuverlässig, die Idee des Dramas entwickelt, die da sein mufste, um zu zeigen, wie eine höhere, allgemeinere und reinere Kunstform zu erwarten ist, und wie besonders die Bestrebungen der Deutschen, so wenig bis auf diesen Augenblick auch noch wirklich erreicht sein mag, dahin zielen, sie ans Licht zu stellen. Nur auf deutschem Boden können die Bühnen und Dichter früherer Zeit, die hier beschrieben worden sind, versammelt werden; nur uns gab der Gott die Ruhe, die Umsichtigkeit, den Fleifs, das alte Mifstrauen in die eignen Kräfte und den Glauben an die Vortrefflichkeit andrer Nationen, und, ich möchte hinzusetzen, das edle Mifstrauen in die eigne Bewundrung, in die eigne natürliche Vorliebe, die wir für die Griechen und für die Spanier hegen möchten; das Mifstrauen, das uns auf die unserm Nationalcharacter am meisten widersprechenden Formen der Römer und der Franzosen sogar wieder zurückführt. Der Gott wird uns dereinst auch wieder die Witterung des Glücks schenken, die nothwendig ist, wenn der vaterländische Boden und der darauf ausgestreuete Saamen sich innig verbinden und neues, ganz neues und schöneres Leben erzeugen sollen. —

Nicht blos durch alte Formen der politischen Welt, sondern durch die Vorherbestimmung der Natur ist Italien an Deutschland gebunden, die südliche Spitze der deutschen Welt, da man wohl sagen kann, dafs, wo uns an Naturvorzügen versagt worden, dieses alles Italien in reichem Maafse besitze und so umgekehrt. Durch das ganze Mittelalter hindurch die Gleichheit der politischen Schicksale; auf beiden Seiten die Zerstückelung des Bodens in kleine republikanische und monarchische Staatsformen; auf beiden Seiten mächtige Wirkungen vom Einflusse der Nachbarn; ähnliche Trennung des nördlichen vom südlichen Italien, wie das nördliche vom südlichen Deutschlande, gleicher Mangel eines Mittelpunctes, einer Hauptstadt. So ist denn auch das italienische Theater nie durchgedrungen zu der Einheit, zu der Ganzheit des französischen und der spanischen Bühne. Es hat so wenig als das deutsche Theater ein eignes z. g. goldnes Jahrhundert, wie das Jahrhundert Ludwig XIV. oder Philipp III. und Philipp IV. in Spanien erlebt. Hier und da in Venedig, in Florenz, in Neapel, ebenso wie in Deutschland, in Hamburg, in Wien, in Berlin, in Weimar hat sich eine vorübergehende, glänzende Blüthe des Dramas gezeigt; wie in Deutschland

sind Griechen, Römer, Spanier und Franzosen wechselsweise die Muster und die Quellen des italienischen Theaters gewesen, aber nie hat eben so wenig als in Deutschland eine eigentliche Nationalbühne errichtet werden können. Wenn man die Erzeugnisse des italienischen und des deutschen Theaters im ganzen überschlägt, so läfst sich nicht leugnen, dafs die italienische Bühne mehr herüber hängt nach der Komödie, die deutsche hingegen mehr nach der Tragödie. Der Boden und der Himmel begünstigen in Italien mehr die Poesie, in Deutschland mehr das Raisonnement und die Philosophie und dieser Unterschied wird besonders merklich, wenn man die gleichzeitigen Werke eines Lessing und Gozzi betrachtet. Beide waren Reformatoren der Bühne, beide aus Gründen, die man immer ähnlicher findet, je länger und aufmerksamer man sie mit einander vergleicht, aber in der Ausführung, welcher kritische Calcul in Lessing, und welches Übergewicht der poetischen Haltung in Gozzi. Wie idealisch, wie sinnig und wie tactvoll war der Gang den Gozzi einschlug, um den ausländischen Einfluls zu verdrängen, um die falsche Leidenschaftlichkeit und das schwerfällige Komische, die auf eine höchst unitalienische Weise in Goldonis Arbeiten zusammengeschoben waren, und durch Mode und Gewohnheit allein unterstützt wurden, um diese höchst unpoetische Manier sanft zu beseitigen, und seine Tragicomödien an ihre Stelle zu setzen.

An ein fortgehendes grofses Zeitalter des blühenden Dramas, wo der Schüler den Meister, und jenen wieder ein gröfserer und fruchtbarerer Nachfolger verdrängt, ist, wie schon bemerkt, in Italien so wenig zu denken als in Deutschland, dazu fehlt es an nationaler Begünstigung des Talents, an einem Mittelpunct der Kunst und politischen Einheit; aber dennoch läfst sich in einzelnen Bruchstücken, an einzelnen vorübergehenden Meistern das eigenthümliche Wesen der italienischen wie der deutschen Komödie erkennen. Zu den hervorstechendsten Eigenschaften des italienischen Theaters gehören nun die Masken und das Extemporiren, die beide von Gozzi in Schutz genommen wurden.

Es ist schon früher bemerkt worden, dafs die Comödie nicht verständlich ist, ohne die Bekanntschaft mit dem dazu gehörigen Publicum, dafs in der Comödie ein beständiges genaues Verkehr zwischen Publicum und Theater statt finden müsse; dafs die Comödie beständig sich richten müsse nach der augenblicklichen Stimmung des Publicums, nach seinen politischen und häuslichen Bedürfnissen; dafs ferner das augenblickliche Betragen des Publicums, die Aussetzungen seines Beifalls, seines Tadels, seines Kunstgeschmacks unmittelbar hineingezogen werden müssen in den Gang der Comödie. Der tragische Dichter kann sein Werk für die Ewigkeit hinstellen, die ewig bleibenden Gefühle des Herzens, die unwandelbar heiligen Angelegenheiten der Menschheit sind sein Stoff; die Verknüpfungen seines Werks sind nothwendig; so unveränderlich wie die Vergangenheit selbst, die sein Gegenstand ist, bleiben und reden seine Gestalten. — Sehen Sie dagegen nun wie bald ein Lustspiel, das auf dem tragischen Leisten zugeschnitten ist, veraltet; für den Antiquitätensammler kann es

lange noch merkwürdig bleiben, aber in das frische Leben des Publicums greifen diese tauben Apotheker und lateinischen Doctoren des Goldoni, diese Pourceaugnace des Molière, diese Lessingsche Juste, und Paul Werner nach einem halben Jahrhundert schon nicht recht ein. Der wesentliche Gedanke der Poesie und des Lebens ist in der Comödie so gut zu Hause als in der Tragödie; aber in der Tragödie geht er hervor aus den Wesenheiten des Herzens, aus dem ruhigen und nothwendigen Zwiespalt von zwei feindseligen Naturen in der Brust des Menschen, die sich und ihren Kampf in jeder neuen Zeit immer wiederfinden werden; die Formen der Tragödie sind ernst und allgemeingültig, heroisch, das heifst, durch Geschichte und eigenthümlichen Glanz geadelt, und werden, wie fremdartig auch ihr Kostüm sei, schon durch ihren Bund mit der unveränderlichen Geschichte, immer vom Publicum respectirt werden. Das Lustspiel hingegen geniefst der unbedingtesten Freiheit; sein Leben besteht in einem reizenden, graziosen Spiel, mit den vorübergehenden Formen des Menschlichen, mit den jeweiligen Sitten, mit der Verfassung der Familien und des Staats; es kann demnach mit seiner Wirkung und mit seinen Mitteln nicht nahe genug in die Gegenwart hineinfallen. — Nun kann freilich der komische Dichter sehr gut auch noch in unsern Tagen alte verfallene komische Charactere, z. B. einen Lessingschen Wachtmeister oder verschmitzten Gastwirth der Minna von Barnhelm auf die Bühne bringen, nur mufs er nicht verlangen, dafs diese Personen noch heut auf die alte Weise an sich selbst für komisch gelten sollen. Setzen wir dagegen den Fall, der neuere komische Dichter stellte eine komische Personage jener alten Schule, und eine von den bis jetzt noch komisch geltenden des Kotzebue nebeneinander, in der Absicht, eine dritte viel komischere, die gegenwärtige Zeit näher ansprechende Person dadurch geltend zu machen, so hätte er nun offenbar im Geiste des wahren Lustspiels gehandelt. Setze er nur das gegenwärtige, augenblickliche Interesse des Publicums in die feurigste Bewegung, und lasse durch alle bunten Contraste seines Werks nur deutlich genug den Gedanken aller Kunst und alles Lebens hindurch schimmern; lasse er nur unter allem Lachen, welches die sprühende Flamme seines Witzes erzeugt, tief fühlen den ernsten Zweck — so kann ihm der Ruhm eines grofsen Comöden nicht versagt werden. —

Deshalb nun ist das ächte Improvisoren oder Extemporiren in der Comödie an seinem wahren Ort, es ist zweckmäfsig, dafs der Dichter, der bei der Aufführung nicht gegenwärtig oder wenigstens nicht allgegenwärtig sein kann, dem Schauspieler Raum lasse, sein Werk dem Augenblick und der Stimmung des Augenblicks noch mehr anzupassen. Mit welcher Dankbarkeit wird schon auf unserer viel ernsteren, phlegmatischeren Bühne und unter unserm viel kältern Himmel, jedes gute, klug eingefugte Impromptü des Schauspielers in der Comödie aufgenommen; wie nun gar auf einem Theater, wo Dichter und Schauspieler unter einander, und dann wieder beide mit dem Publicum so innig einverstanden sind, wie sie es sein sollten. Um wie viel leiser und tiefer wird der Genufs des Publicums, wie gelehrig und aufmerksam wird dieses,

wie gut vor allen Dingen lernt es die Kunst zu hören, die nicht so leicht ist, als es scheint, und die wenigstens kein Publicum in Deutschland gründlich verstehe. Fragen wie uns nur aufs Gewissen: man kann uns von grofsen und ernsten Dingen sprechen, in schönen Formen sprechen, wir hören, wir merken auf; aber welch ein ganz andres Hören ist es doch noch, wenn in dem Gesagten eine unmittelbare, persönliche Beziehung auf uns selbst liegt, wie schlägt dann das leiseste Wort sogleich durch unser ganzes Wesen hindurch, zu welchem andern viel thätigeren Antheil fordert es uns auf? — Welche Lust also gewährt es, wenn mit der Schonung des heiligsten Kerns unserer Persönlichkeit, die der komische Dichter nicht verletzen wird, weil er sie nicht verletzen kann, alle Aeusserlichkeiten unserer Form nicht verspottet, aber mit Grazie und gutmüthiger Ironie dem reinsten Vergnügen der ganzen Versammlung Preis gegeben werden; und nun das innerlich schönste und beste unserer Natur, um so dreister und stolzer nackt heraustritt, jemehr es wirklich schön und gut ist, wenn der Dichter oder der extemporisirende Schauspieler durch die geschickte Art, mit der er einzelne Seiten unsers Wesens dem Scherz zu gefallen heraus hebt, sich das Recht erkauft, unsern ganzen Werth recht kräftig geltend zu machen. —

Die Vereinigung zwischen Dichter, Schauspieler und Publicum, die eine solche Comödie bildet, und in der allein sie recht vollständig gedeihen kann, gab es zu den Zeiten des Gozzi, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Venedig. Dazu gehört, werden Sie mir sagen, die Leichtigkeit des italienischen Bluts; aber was hindert uns denn, die wir den Sinn für solche Lust keineswegs entbehren, wenigstens unsern kleinen häuslichen Festen jene sinnreiche, und den wahren, beweglichen Geist der Kunst erweckende Form zu geben, und das recht durchgreifende Ergötzen vorläufig in unsre Häuser, wenn es die Nation im Ganzen noch nicht ertragen will oder kann, einzuführen. — Wie manches grofse jetzt verborgene Talent käme dadurch zum Wort, und wie würde dem Geiste der Kunst dadurch gedient, wenn die unmittelbarsten Verhältnisse des Lebens häufig diese Feuerprobe oder diese Feuerläuterung des Witzes und der Phantasie aushalten müfsten. Die blofse Gewohnheit des Zusammenlebens verhärtet und verschliefst oft die sinnvollsten Gemüther gegen einander, der Umgang, seine Formen, gewisse Respectverhältnisse setzen sich allmählich fest, und da es dem freien Geiste der Poesie nicht gestattet wird, mitunter auf eine leichte und geschickte Weise das Unterste zu oberst zu kehren, da sich nie wie an den römischen Saturnalien die Diener an den Tisch setzen und die Herren ihnen dienen, so stocken und verfaulen dieselben Verhältnisse, die, gehörig angefrischt und von dem Odem des Lebens zusammengerüttelt und aufgerührt, einen unvergänglichen, immer höheren Reiz für alle Theilnehmer behaupten könnten. —

Eben so wirkt auf die grösere Familie, den Staat, und offenbart dem Staat das ächte Lustspiel, so dafs man getrost die Folgerung ziehen kann, wo kein Lustspiel zu finden ist, da ist auch kein wahrer politischer Verein, da stockt ebenfalls das Blut der bürgerlichen Gesellschaft, da sind die Stände unter einander und gegen einander ver-

hörtet, da drückt einer den andern, und fühlt nichts vom andern als diesen Druck. Vom Geiste des Lustspiels und seiner Wesenheit ist hier die Rede; von der conventionellen Form einer wirklichen Bühne, die zur bestimmten Stunde spielt, und von bestimmten Autoren versorgt wird, wird ganz abgesehn; ob es gleich sehr wahr ist, dafs man auch die Geschichte dieses wirklichen nationellen Lustspiels nur nachzuschlagen braucht, um alle die Stellen in der Universalgeschichte zu finden, wo sich wirklich politisches Leben geregt hat. —

Wenn auf diese Weise das Publicum durch das Lustspiel in die unendliche Bewegung der Komik hineingerissen wird, und ihm dann die schöne, ebenmäfsig eingreifende Tragödie wieder das Bleibende unter den Formen der Menschheit und des Lebens in immer glänzenderer Bekleidung darreicht, so wird der nach neuen Erscheinungen strebende Nationalgeist, und das nach gröfserer Befestigung und Treue des Gemeingutes strebende Nationalherz, eines wie das andre seine volle Rechnung finden. —

Dafs ich die dramatische Poesie gern auf den Staat beziehe, wird niemanden befremden; denn wozu das Zusammenströmen des ganzen Volkes in den Theatern; hoffentlich doch wohl nicht deshalb, weil die Anstalt zu viel Kosten macht, als das Einzelne dieselbe bestreiten könnten; hoffentlich doch wohl auch nicht aus dem andern Grunde, um in diesem Leben, wo es sich freilich selten genug ereignet, doch einmal an irgend einer Stelle mit mehreren, mit vielen zugleich zu lachen oder zu weinen — sondern um das höchste Gemeingut der Nation, ihre Selbstheit, ihre Eigenthümlichkeit, ihr gemeinsames Leben (was doch etwas mehr sagen will, als die Individualität, die Sitten, und das noch so elegante Privatleben der einzelnen, ab- und zulaufenden Menschen,) um dieses gemeinschaftliche Leben gemeinschaftlich mit der Nation zu schauen und zu geniefsen. Den Deutschen ist die Idee des Staates, ungeachtet alles vielfaltigen Geschwätzes darüber, ja sogar die Idee irgend eines Gemeingutes so fremd, so zu einer Art von Fabel geworden, dafs man wirkliche Präcautionen nehmen und sich vielfaltig verantworten mufs, wenn man einmal Beziehungen auf irgend etwas gemeinsames, den Staat oder die Religion, mitunter laufen läfst. Dafs die besseren Deutschen diese grofsen Ideen, eben wegen ihrer überschwenglichen Hoheit und Gröfse, in einer so ungünstigen von Mifsverständnissen und Unverständnissen wimmelnden Zeit, wie die gegenwärtige, lieber gar nicht erwähnen hören wollen, ist eine andre Sache, und verdient, wegen des so edlen Motifs, Ehrfurcht und Ruchsicht.

Die Masken sind eine andre Eigenthümlichkeit der italienischen Bühne in ihrem Wesen wie in ihrer Form, aus dem römischen Theater entsprungen. Bei Gozzi, d. h. in ihrem nationalsten Ausdrucke, bilden sie gleichsam die Stammhalter, die allen den wunderbaren bald aus dem Orient und China hergenommenen, bald mährchenhaften, bald romantischen Stoff, aus dem die einzelnen Comödien des Gozzi gebildet

sind, zusammen halten, indem sie in allen diesen Werken immer in ihrer alten Persönlichkeit, mit ihren alten Naturfehlern und moralischen Gebrechen wiederkehren, und als Minister, als Ärzte, als Erzieher, immer unmittelbar für die alten vom Publicum wieder erkannt werden. Ihres Zeichens sind die vier von Gozzi besonders begünstigten Masken, Pantalon, Brigella, Tartaglia und Truffaldino, komische, auf den Märkten von Venedig ursprünglich wirklich existirende Charactere, die durch ihr langes komisches Leben auf der Bühne unter den wunderbarsten und verschiedenartigsten Situationen, eine Art von Sanction durch die Volksgunst erhalten haben, und die nun ausser dem komischen Genufs, den sie in dem gegenwärtigen Lustspiele darbieten, auch noch durch die Erinnerung an frühere Lust, die sie an den vorhergehenden Abenden in derselbigen Maske gewährt haben, doppelt und dreifach belustigen, indem die frühere bestimmte und höchst nüancirte Ergötzung in dem Augenblick ihrer Erscheinung wieder erwacht, und die Lust jedes einzelnen theatralischen Abends dadurch auf alle übrigen Abende zugleich mit ausgegossen wird. Das Lustspiel eben, in seiner unendlichen Freiheit, bedarf solcher Stützungspuncte; das entfernteste und entlegenste, das im phantastischen Wechsel durcheinander schweift, bedarf solcher Mittelgestalten, die es leicht und rasch in die innigste Gegenwart herüber tragen. Glücklich, wer wie Gozzi, durch das blofse Gleichgewicht, in die er solche unerschöpflich komische Wesen zu bringen weifs, allein schon ein schönes inneres Ebenmaafs, das erste Erforderniſs aller Kunst in sein Werk zu bringen weifs.

Ich habe in frühern Stunden gezeigt, dafs an der Stelle, wo auf der alten Bühne die Bildsäule des Gottes stand, auf der neuern Bühne die Musik ihren Sitz aufgeschlagen hat, die im neuern Theater eben so unentbehrlich ist, als jene im antiken. In den italienischen theatralischen Belustigungen hat dieser Repräsentant des Gottes allenthalben den Vorrang, einen Dichter, der im Dienste dieses Gottes gewesen wäre, wie Metastasio, der für das musikalische Ohr organisirt gewesen wäre, wie dieser, kann keine neuere Nation aufzeigen. Dagegen wir, sollten wir es auch in frühern Zeiten nicht an musikalischer und poetischer Haltung mit den Italienern haben aufnehmen können, so bleibt uns dagegen das Wort, die Deutlichkeit und Kraft des Gedankens, und der tiefsinnige Bau. Möge von unsern Schicksalsgenossen, jenseits der Alpen, eine freundliche und milde Luft fortdauernd herwehen, erwärmen und beleben die Werke, die uns zwar zweckmäfsiger und kräftiger gelingen, aber an denen die Kälte unsers Himmels zu deutlich noch empfunden wird. Dafs ich auch hier nicht der spanischen oder italienischen Krankheit jener schwächlichen Seelen, die einen immerwährenden Sommer verlangen, und in Dichter-Gärten, unter Blumen und Karfunkel einen ewigen poetischen Sonntag leben, das Wort rede, versteht sich von selber.

XII. Geisternähe.

(Fragment.)

Nicht stumm, wie sie dem blöden Sinn sich zeigen,
Sind Felsen, Bäume, Quellen, um dich her.
Drum scheue du des Orts geheimen Zeugen,
Denn keine Stätte ist von Geistern leer,
Es wird noch nach Jahrhunderten nicht schweigen,
Verborgne Gräuel rügen streng und schwer.
Und in unheimlich schreckenden Gesichten,
Urenkeln noch die Missethat berichten.

Denn gleichwie Lettern dem Gedanken Leben
Noch bei den spätesten Geschlechten leihn,
So prägt den Dingen, die ihn still umgeben,
Der Mensch bedeutungsvoll sein Bildniſs ein,
Und will ein Sturm sich wider ihn erheben,
Oft stellen sich geheime Boten ein.
Der todte Hausrath selbst muſs sich beleben,
Und seltne Töne ahndend von sich geben.

Nur Eine Hemisphär' ist uns geblieben,
Die Andre ist uns unbekanntes Land,
Doch oft umleuchtet uns ein Blitz von drüben,
Ergreift uns eine räthselhafte Hand,
Da ist ein andrer Haſs — und ander Lieben,
Und andrer Zungen seltsamer Verstand,
Hier bindet nicht des Raumes trage Schranke,
Und was du Zeit nennst, ist hier Ein Gedanke.

In ew'gem Wandel weben dort Gestalten,
Die ewig fern und unaussprechlich nah,
Entfliehn willst du und fühlst dich fest gehalten,
Und was dein Auge sonst verhüllt nur sah,
Es bricht der Wundergeist aus seinen Falten,
Du selber stehst vor deinen Augen da,
Doch eh' du dich vom ersten Schreck besonnen,
Entflohn ist die Erscheinung und zerronnen.

XIII. Über das deutsche Familiengemälde.

Ich würde sehr falsch verstanden werden, wenn man mich in dem Verdacht hätte, als meinte ich, daſs das bürgerliche Leben und die Familie nicht auf die Bühne gehörten. Nicht in dem Gegenstande, in der zufälligen Charge der Personen, nicht darin, daſs uns „Pfarrer, Commerzienräthe, Fähndriche und Husarenmajore" auf die Bühne gebracht werden, liegt die Nichtswürdigkeit unsrer Familiengemälde, sondern in der Art *wie* sie gezeigt werden, nemlich, als ob um ihrentwillen die Welt da sei, als ob von regelmäſsiger Haushaltung, von Punctlichkeit in den Amtsgeschäften, von der Zufriedenheit, die daraus erwächst, daſs man niemanden etwas schuldig ist, von der Entlarvung irgend eines Hausbösewichts, so wichtig und schätzbar auch diese Dinge sind, nun gleich ein goldnes Zeitalter zu erwarten stehe. Allerdings ruht auf dem Wohl der Familien das Glück des Staates und so der Menschheit, der Familie aller Familien. Aber das Wohl der Familien ist doch auch noch nicht zu Stande gebracht, wenn die Hauspolizei wieder mit Strenge verwaltet wird, wenn ein tüchtiger Onkel mit Geld und derben Worten die Haushaltungsbücher in Ordnung gebracht hat, wenn der Jugend ihre Sprünge, ihr Schuldenmachen, ihre Liebschaften gelegt sind, und im letzten Act der Fürst mit seiner Gnade ausgeholfen, und die schändlichen Minister und Präsidenten abgesetzt hat, gegen die weder der Dichter noch seine Hausväter und Oheime Rath wuſsten. — Wenn solch ein deutsches Familiengemälde zu Ende gebracht ist, so muſs man freilich gestehn, daſs die äuſsre Noth vorläufig und auf wie lange es halten will, ziemlich reparirt ist, aber wer steht uns für den innern Reiz zur Sünde, der immer noch zurückbleibt, ferner, für die Haltbarkeit der moralischen Besserung und der schönen tugendhaften Entschlüsse, die vornehmlich die Jugend in dem fünften Acte hat spüren lassen. Es ist schön und brav von Iffland, daſs er meistentheils am Ende die Jungen sich zur Lebensart, zu den Sitten und dem hausmännischen Leben der alten Leute bequemen läſst; der Kotzebue ist schon unmoralischer; der steht dem Scherz und der Unterhaltung zu Gefallen sehr oft den Jungen bei, und bringt sie wohl gar erst auf die rechten Künste und Listen, und hilft ihnen die Alten hintergehn. Aber wenn in allen diesen bürgerlichen Dramen nur etwas tiefer gegriffen würde, wenn es nur nicht immer auf Familien hinaus käme, die den Menschen zu vergleichen sind, von denen man sagt, daſs sie nichts Böses aber auch nichts Gutes thun; was hilft uns die ganze Dienstpflicht, die Iffland predigt, wenn der Feind das Land überschwemmt und alle die schönen Dienstverhältnisse aufhören. Bei schönem Wetter und gutem Boden ist es leicht ein guter Landwirth sein, aber wenn es stürmt und der Boden wankt, da hülle sich einmal einer in seine Unschuld, Redlichkeit und gewissenhafte Treue gegen den vorigen Dienst: wenn die Noth anhebt, die Contributionen drängen und die Gehalter zurückbleiben.

Tiefer gegriffen in das Herz der Familien und der Menschen! Abgesehn von den äusseren Verhältnissen, von den Lumpen, die der Augenblick, die Umstände und die Convenienz dem gewaltigen Wesen umhängen, das in jedem Busen schlägt! oder vielmehr mit der Flamme des Witzes ergriffen und verzehrt diese Unwesentlichkeiten, damit das spröde Herz drinnen geschmiedet werden könne menschlich und weich — so erzeugt sich das ächte Familiendrama. — Wenn sich der Sohn, der dem Vater durch liederliche Lebensart Verdruſs und Kummer bereitet, in der Reue gebehrdet, wie Orest der die Mutter gemordet, oder wenn sich ein verführtes und verlaſsnes Mädchen gebehrdet wie eine Ariadne oder Medea, so ist dies freilich lächerlich und unschicklich — aber in den einfachsten Familiensituationen unsres häuslichen Lebens walten noch dieselben Mächte, die im Hause der Atriden herrschten. Wie manches verborgene Schicksal wird auch bei uns mit Adel getragen; wie rhythmisch, wie harmonisch, wie würdig des Kothurns, wie heroisch wird noch heut gehandelt und gelitten!

Ich verachte das bürgerliche Drama nicht: ächte Kunst klebt nicht an diesen äusseren Formen und Hüllen, also braucht sie selbige auch nicht unbedingt zu verachten und zu verwerfen. Vielmehr kann sie ihre wahre Freiheit zeigen, wenn sie aus ungeschickten Formen der Convenienz und des bürgerlichen Lebens, ohne sie, die doch auch ihren vergänglichen Werth haben, zu zerstören, mit alter Freiheit und altem Glanze der Poesie hervorbricht.

XIV. An J.

Als sie dreizehn Jahr alt war ins Stammbuch geschrieben.

Blüthen, so die Knospe deckte,
Geist, der noch im Keime schlief,
Was ich leicht in Dir erweckte
Bluhe fort und wurzle tief.

Hohen Dingen Dich ergeben
Kleidet Deiner Seele schön,
Soll es Deinen Reiz erheben
Muſs auch häusliches Dir stehn.

Leicht im schönen Leben finden
Buch und Nadel ihre Zeit,
Stolz und Demuth zu verbinden
Ist der Schmuck der Weiblichkeit.

Halte beide in vertrauter
Nähe fest in Deiner Brust,
Diese still, die andre lauter
Adeln Leben, Schmerz und Lust.

A. M.

XV. Unsichtbare Schrift.

Tausendmal drückt ich das Blatt stumm an die durstigen Lippen
Verse sollten es sein, aber bei Küssen verblieb's:
Jedes zierliche Wort zerschellt an der Klippe des Herzens,
Lies nicht so emsig mein Kind, ach in den Worten liegts nicht.
Was ich begehre? du fragst: Unglückliche! — Aber dich rührt nicht
Schon das feuchtliche Blatt, schon die zerflossene Schrift?
Auge nicht, Mund nur vermag das stumme Gedicht zu vollenden:
Lies mir die Küsse heraus, eh' der Pentameter schliefst.

XVI. Wanderers Tagereise.

Aus fernem Land kam ich gezogen,
Weit von des Aufgangs goldnem Strand,
Viel duldet' ich auf Meereswogen,
Und viel auf gottbesä'tem Land,
Ich sah' der Nacht uralte Stätte,
Und war im Haus der Morgenröthe.

Und als im Reigen heil'ger Stunden
Wohl sieben lange Jahre flohn,
Und Alles, Alles schien verschwunden,
Heimath und Weib und theurer Sohn,
Da führt mich eines Gottes Gnade
Zurück an's heimische Gestade.

Doch nicht vermag ich's zu erkennen,
Das herzgeliebte Vaterland,
Erst mufs ein Himmlischer mir's nennen,
Der klagend mich am Ufer fand,
Er mufs den Nebel erst zerstreuen,
Eh' ich der Heimath mich kann freuen.

Da war der alte Lorbeer wieder,
Dess ich als Kind mich schon gefreut,
Der Zeuge meiner ersten Lieder,
In dessen äuſser Dunkelheit
Oft Himmelsjungfraun zu mir kamen,
Und mich in ihre Arme nahmen.

Und dort vom väterlichen Heerde
Stieg noch der liebe Rauch empor!
Ich warf mich auf die heil'ge Erde,
Und küsste sie wie nie zuvor,
Und eile nun zu meinen Hallen,
Dem edlen Weib an's Herz zu fallen.

Doch wie ich ruf' und wie befehle,
Sie öffnen mir die Pforte nicht,
Von Fremden voll sind meine Säle,
Die werben um mein Augenlicht,
Ein treuer Hund nur kennt mich wieder,
Und stirbt und schliefst die Augenlieder.

Sie fahn und binden mich mit Stricken,
Ein Thurm fafst den verstofsnen Mann,
Wohin kein Strahl der Sonne blicken,
Kein Mond dem Armen leuchten kann.
Zuletzt erbarmen sich die Raben,
Mit Trank und Speise mich zu laben.

Getrost! getrost, verlafsne Seele!
Es wird der Kerker nicht dein Grab!
Bald steigt in deine Jammerhöhle
Der Freiheit güldner Tag hinab,
Die Mauer springt, die Ketten brechen,
Darein mich schlug die Hand der Frechen.

Und offen vor der Feinde Blicken
Führt mich ein Himmlischer heraus,
Es beut der Strom mir seinen Rücken,
Und ich begrüfse froh mein Haus.
Der dunkle Zauber mufs sich lösen,
Zerbrochen wird die Macht der Bösen.

Und Götter steigen aus der Wolke,
Und salben feierlich aufs neu
Mein Haupt vor dem bestürzten Volke,
Daſs ich ihr ew'ger König sei,
Das Eisen rostet in der Scheide,
Ich herrsch' aufs neu in Fried' und Freude.

XVII. Wanderers Abend.

Nun tummle dich, mein Wanderstab!
Schon blinkt der Abendstern,
Bald werf' ich meine Bürde ab,
Das Thor ist nicht mehr fern.

Wohl sehn die Häuser kalt mich an,
Kein Auge kennt mich nicht:
Was kümmert uns der fremde Mann?
Ob's mit ihm biegt und bricht.

Still! still, mein Herz! Mein Stab, halt ein!
Was ist das für Gesang?
Bald hie, bald da klingts süſs darein
Das ganze Thal entlang:

Wir sind dir nah, wir kennen dich,
Und kennst du uns auch nicht,
Wir sind dir nah' und lieben dich,
Du liebes Angesicht!

Aus Wolken unser Auge schaut,
Behütet deinen Fuſs,
Wenn Sonne scheint, wenn Dämm'rung graut,
Daſs er nicht straucheln muſs.

In Lerchenstimmen himmelan
Entlocken wir dein Aug',
Und athmen aus dem Busch dich an,
Im kühlen Abendhauch.

Nun fördre frühlich deinen Schritt,
Und sei nicht blöd' und bang,
Der Stein selbst, den dein Fuſs betritt,
Kennt dich schon Jahre lang.

Geh' ein zur Stadt und freue dich,
Auch Menschen wohnen drin,
Gezeugt, geſäugt, wie du und ich,
Von gleichem Herz und Sinn.

Und pfleg' des Leibes wohl, und kaum,
Wie du entſchlafen biſt,
So kommen wir im warmen Traum,
Dich Liebchen herzt und küſst.

XVIII. Wanderers Nachtlager.

Die Sonne durch den ſchwarzen Wald
Warf ihren letzten rothen Schein,
Von fern das Vesperglöcklein hallt
Ins heimliche Gebüſch hinein,
Der Wandersmann mit saurem Tritte
Verdoppelt keuchend seine Schritte.

Er will ſich zwingen über Macht,
Ihn zwingt die ſtärkere Natur,
Vor'm Auge nebelt's ihm wie Nacht,
Und er verliert des Weges Spur.
Im Schatten dunkelgrüner Hecken,
Muſs er ſich endlich niederſtrecken.

Und ſieh, der Boden, da er ruht,
Bezieht mit Eis ſich wunderbar,
Wiewohl es mitten in der Gluth
Des ſchönſten Sommers eben war,
Auch ein empfindlich kühles Wehen
Fangt an ins Antlitz ihm zu gehen.

Ein Schneegeſtöber zart und dicht,
Mit kaltem Schau'r umrieſelt ihn,
Gemach erliſcht der Sonne Licht,
Die Wolken immer tiefer ziehn,
Und unter ihm er hört ein Sauſen,
Als eines nahen Waſſers Brauſen.

Wohl dreimal wechselt er den Ort,
Weil ihm das Bett von Schnee zu kalt,
Doch Schnee und Reif fällt hie und dort,
Und Eis friert unter ihm alsbald,
Nun eilt der Schlummer, wider Willen
Das müde Auge zu verhüllen.

Bald will's ihm dünken, er erwacht,
Die Sonne ist schon tief hinab,
Er tappt um sich in blinder Nacht,
Fort ist sein Bündel, weg sein Stab,
Am schwarzen Himmel, ohne Flimmern,
In stillem Licht die Sterne schimmern.

Im Dunkel weit und breit er streicht,
Zu suchen den verlornen Weg,
Doch wildfremd ihm die Gegend däucht,
Er findet weder Weg noch Steg,
Der dicke Wald von allen Seiten
Scheint ohne Ende sich zu breiten.

Er legt das Ohr wohl an den Grund,
Nach Menschenhülf' er ängstlich ruft,
Da regt sich weder Mensch noch Hund,
Ist still und stumm wie in der Gruft,
Zuletzt gewahrt er fern im Dunkeln
Ein Licht, das auf ihn zukömmt, funkeln.

Defs war der Wandrer herzlich froh,
Weil er's für Menschennähe nahm,
Doch schien es ferne lichterloh,
Ward's kleiner, wie es nahe kam,
So hatt' ihn Nebeldunst betrogen,
Ein Glühwurm kömmt auf ihn geflogen.

Und freundlich grüfst der Wurm und blies
Das blaue Flämmchen stärker an,
Und sprach: Die schöne Herrin hiefs
Mich nach dir gehn, du fremder Mann,
So komm nach ihrem Rosengarten,
Wo Sie und ihre Jungfraun warten.

Hast Aug' im Auge ihr geschaut,
Trankst ihrer Stimme Honigseim,
Erwählst sie flugs zur ew'gen Braut,
Verlangst wohl nimmer wieder heim —
Nun schweig' und fleug zum süfsen Orte,
Wir lieben hier nicht viele Worte.

Sie kommen an ein Wasser nun,
Nicht breit, doch schien es tief zu sein:
Hier mufs ich aus mein Lämpchen thun,
Spring (sprach der Wurm) nur keck hinein,
Du mufst den Sprung im Finstern wagen,
Diefs Wasser will kein Licht vertragen.

Nun stürzt der Pilger in die Fluth,
Und überlafst sich ihrem Spiel,
Sie brannte wie in heller Gluth,
Und war doch gar anmuthig kühl,
In wundersüfsem Traum verloren,
Er fühlt sich kräftig neugeboren.

Bald am jenseitigen Gestad
Erstaunt der Wandersmann sich fand,
Ein morgenrother Schein ihm naht,
Das alte Licht wird gleich erkannt,
Doch gröfser wohl zu tausendmalen
Gleich einem Stern sieht er es strahlen.

Und leuchtend aus der Herrlichkeit
Ein schöner Jungling tritt alsbald,
Der Pilger froh verwundert schreit,
Befreundet däucht ihm die Gestalt —
Zwei Brüder sind's, die sich im Schatten
Des grofsen Walds verloren hatten. —

Und nun mit junger Adler Schwung
Sie ziehen mit einander fort,
Wohl um die erste Dämmerung
Erreichen sie den Liebesort,
Der Mond im Abend schlafen gehet,
Die Sonn' im Morgen auferstehet.

Wezel.

XIX. Über Kunstausstellungen und Kunstkritik.

Bei Gelegenheit dessen, was Herr Kammerherr von Ramdohr über ein zum Altarblatte bestimmtes Landschaftsgemälde von Herrn Friedrich, und über Landschaftsmalerei, Allegorie und Mysticismus in No. 12. 13. 14. und 15. der Zeitung für die elegante Welt hat einrücken lassen.

> Derjenige Weg, auf dem sich der Mann von Geschmack, der Beschützer, der Führer des Talents, um die Ausbildung des Künstlers am meisten verdient machen kann, ist, wie ich glaube, der, dafs er den Geist der Originalität in ihm bewahre.
>
> Basilius von Ramdohr,
> über Malerei und Bildhauerei in Rom, 3. Theil, S. 143.

Seit den frühsten Zeiten haben sich die Künstler der öffentlichen Ausstellungen bedient, ihre Werke dem Publicum bekannt zu machen. Indem der Künstler das Schönste und Herrlichste, was er von seinem Genius empfieng und sein sorgsamer Fleifs getreulich pflegte, dem Publicum vorzeigt, reizt er auch in diesem Einbildungskraft, Gefühl und die besten Kräfte der Seele überhaupt zur Thätigkeit auf. Die verschiedenen Ansichten und Bemerkungen der ungleichartigen Betrachter geben zu Auseinandersetzung und Berichtigung der Urtheile Anlafs, und führen von den Kunstwerken zur Kunst über. Der Gesichtskreis des Künstlers und des Publicums wird im Allgemeinen erweitert, nebenbei auch der erstere auf die Mängel seiner ausgestellten Arbeit aufmerksam gemacht, und ist er nun (durch Leitung oder Hang) einseitig geworden, hierdurch am sichersten zu der Vollständigkeit zurückgeführt, deren er fähig ist. Ohne dafs daher der eine oder der andere Theil bestimmt die Rolle des Lehrenden oder Lernenden übernimmt, bilden sich beide: Künstler und Publicum, durch diese wechselseitige Mittheilung immer mehr aus. Der Sinn des letztern wird durch die Betrachtung verschiedener Kunstwerke und abstechender Bestrebungen immer mehr erweckt, für Schönheit, Harmonie und Übereinstimmung regsamer, sein Geist für höhere Ideen empfänglicher gemacht. Der erstre dagegen gewinnt an Umsicht, an Geschmack und Urtheil; kurz, der aus dieser gegenseitigen Reibung sich erzeugende Funke, entzündet, erwärmt und erleuchtet beide.

Bei der immer entschiedneren Unfruchtbarkeit in Hervorbringung ausgezeichneter Kunstwerke und der vorzüglichsten Ursache hievon, der Abnahme an Liebe und Interesse für die Kunst, haben in neuerer Zeit mehrere Freunde des Schönen sich bemüht, durch geistige Abspiegelung oder Beschreibung der einzelnen hie und da erschienenen Kunstproducte, den Genufs derselben allgemeiner und die im Verborgenen lebenden Talente bekannter zu machen. Sie fügten ihren Beschreibungen, Urtheile und Untersuchungen über das Schöne bei, und suchten so nach ihren Kräften auf den Geschmack zu wirken, und Achtung und Liebe für die Kunst immer mehr zu verbrei-

ten. Diese Art der Mittheilung hat nun freilich das Unvollkommene, dafs sie keinen Einwurf gestattet, auch verfällt sie oft unvermerkt in den bestimmten Ton des Tadels und des Lehrens. Jedoch zuweilen wurde das glückliche Auskunftsmittel gewählt, die Beurtheiler mehr als Organ des Publicums erscheinen zu lassen, vor dessen Augen das Kunstwerk ausgestellt worden war, so dafs nur die verschiedenen Bemerkungen und Urtheile dieses Publicums unter Einen Gesichtspunct gebracht zu sein schienen. Allein die bescheidenen Beförderer des Schönen, welche schonend und zärtlich, wie ein so leicht verletzliches Bestreben verdient, mit den ausgestellten Kunstwerken verfuhren, verdrängte bald eine dritte Classe, die sich ganz beherzt zu Lehrern der Künstler und des Publicums aufwerfen zu müssen glaubte; Kunstkenner, weil sie unbeschadet ihres academischen Brotstudiums, der schönen Kunst und demjenigen, was sie unter dem Worte Ästhetik verstehen, nebenher ein halbes Ohr geliehen, und so viel Zeichnen und Malen gelernt haben, als in jetziger Zeit die gute Erziehung nicht füglich entbehren kann; Männer, von angebornem Geschmack, die späterhin auf ihren Reisen neben den Zucht- und Arbeitshäusern und andern gemeinnützigen Anstalten, einige Bildergallerien besucht, und nun deshalb selbst lebendige Exemplare des ineinandergeschobenen und geflochtenen Schönen und Guten abzugeben, sich geeignet finden. Diese handfesten Herren trauen sich alle mögliche Erfordernisse zur Beurtheilung des Schönen zu; sie hören nicht mehr auf die Stimme des unwissenden Publicums; das Sprichwort, dafs diese Stimme die göttliche sei, taugt durchaus nicht in ihren Kram. Mit Beweisen ihrer Ansprüche auf den Lehrstuhl meinen sie sich nicht erst abgeben zu dürfen. Das Publicum konnte freilich die Anmafsung dieser Herren hingehen lassen, weil sie ihm weiter nicht damit zu nahe traten. Destomehr haben sich aber die Künstler darüber aufgehalten, wenn ihnen auf diese Weise ein geistiges Vermögen nach dem andern mit der Feder weggestrichen, und noch im Vorbeigehen als Kleinigkeit bemerkt wurde, dafs sie weder zu zeichnen noch zu malen wüfsten, von Perspective, Optik und Haltung nicht das mindeste verständen u. s. w.

Man pflegte den Künstlern, die sich gegen solche Gewaltthätigkeiten auflehnten, immer zu antworten: der Gelehrte müsse sichs ja auch gefallen lassen, dafs man öffentlich über sein Werk urtheile, dafs man die schwachen Seiten desselben aufdecke, zerlege, und ihn darüber zurecht weise. Aber indem man eine solche Sprache führte, übersah man den bedeutenden Unterschied, dafs der Gelehrte immer von den Gelehrten, der Künstler aber nie von Künstlern öffentlich beurtheilt wird. Denn das Bischen Malen, worauf sich diese Kunstkritiker bei ihren Urtheilen so viel zu gut thun, kann ihnen nur Vorurtheile einflöfsen, und ist allenfalls zu betrachten, wie es der Kirchenvater Tertullian bei einem seiner Zeitgenossen, dem Hermogenes, betrachtete, von dem er sagt, dafs er bei seinen übrigen Lastern, auch das des Malens an sich habe. *)

*) Tertull. contra Hermog. c. 2.

Bei einem Gedichte oder einem wissenschaftlichen Werke, wo die Darstellung durch Worte bewirkt wird, kann die Idee und der Plan des Ganzen weit besser aufgefafst und mit Worten wiedergegeben werden, als bei einem Werke der bildenden Kunst. Wo alles auf dem bildlichen, auf dem Sinneneindruck beruht, da kommt alles auf das Beschauen an. Läfst sich der Recensent eines poetischen oder wissenschaftlichen Werkes, weiter auf Sprache, Rhythmus, Styl, Ausdruck u. s. w. ein, so kann er alle seine Behauptungen dem Leser beweisen, wenn er sie mit Stellen aus dem Werke selbst belegt. Alles dieses fällt aber bei der Beurtheilung eines Gemäldes oder einer Statue weg. Noch mehr, das Werk des Gelehrten kommt mit der Beurtheilung zugleich, ja noch früher in die Hände des Publicums, und jeder Leser wird in den Stand gesetzt, selbst über den Gehalt der Schrift, und das Wahre und Treffende ihrer Recension, zu entscheiden. Daher sollte dem Beurtheiler schöner Kunstwerke Wahrheit, Behutsamkeit und Bescheidenheit zur zwiefachen Pflicht werden.

Es ist keineswegs meine Absicht, mich im Allgemeinen gegen alle öffentliche Beurtheilungen von Kunstwerken auflehnen zu wollen, ich glaube vielmehr, dafs sie von grofsem Nutzen für die Künstler und das Publicum sein können, nur mufs der Beurtheiler selbst von der Idee des Schönen lebhaft ergriffen sein, und sein Streben nach Erkenntnifs der Wahrheit, dem endlichen Zwecke alles Philosophirens beurkunden. Mag dann die Kritik noch so einseitig sein, wenn der Beurtheiler nur den Eindruck, den das Kunstwerk auf ihn macht, rein und unverfalscht zurück giebt, hiermit seine Bemerkungen, sein Lob, oder seinen Tadel verbindet, oder auch zeigt, wie der Künstler seine Idee vollkommener hätte ausdrücken können. Diese Art von Kritik wird zwar nur einen Theil ihres Berufs erfüllen. Es kann auch dadurch dem Einzelnen Unrecht geschehen, dennoch aber ist auch sie im Stande zur allgemeinen Bildung beizutragen, indem sie auf das Gefühl fürs Schöne wirkt, und Ideen über die Kunst und ihr eigenthümliches Wesen in Anregung bringt. Nur gegen jene Kunstkritiker sei daher meine Rede gerichtet, die ohne Kunstsinn und Geschmack, — ausser demjenigen, den sie auf allen Wegen im Munde führen, dahin, als hinter dem dunkelsten Sinne sich ihre Verworrenheit, wenn sie bedrängt wird, zurückzieht, und den ich deshalb ihren Mysticismus nennen möchte — ferner ohne philosophische Liebenswürdigkeit und den leisen Scharfsinn, welchen die Künste fordern, sich mit Anmafsung auf dem Richterstuhl der Kunst setzen, und nach den plattesten Regeln und Theorien, die nicht dem innern Wesen der Kunst, sondern nur der Oberfläche verschiedener Kunstwerke oberflächlich abgenommen wurden, Kunstwerke und Künstler beurtheilen, diese Regeln gegen Künstler, wie Prokrustes sein eisernes Bett gegen arme Fremdlinge gebrauchen, alle ohne Unterschied hineinzwingen, denen, die zu grofs sind, Kopf oder Beine abhauen, den Kleinern alle Glieder ausrenken, dafs sie nur in ihren leeren Raum mit hineinpassen sollen.

Die nächste Veranlassung zu diesem Aufsatze ist das, was kürzlich Herr von Ramdohr über ein zum Altarblatte bestimmtes Landschaftsgemälde von Herrn Friedrich,

und über Landschaftsmalerei, Allegorie und Mysticismus in No. 12. 13. 14. 15. der Zeitung für die elegante Welt hat einrücken lassen.

Herr von Ramdohr eröffnet seine Kritik damit, dafs er sagt, wie ungern er mit der Beurtheilung eines Werks von der Hand eines lebenden Künstlers öffentlich hervortrete. Ich glaube ihm dies sehr gern: so viel als sich die verewigten Künstler von jeher von ihm haben gefallen lassen müssen, werden die lebenden wohl schwerlich so ruhig erdulden, — und die Art der Antikritiken ist sehr mannichfaltig. Wenn dem Herrn v. R. die schönen Künste (wie er Seite XI. in der Einleitung zu seiner Charis sagt) „nach seiner Denkungsart, Lage und Bestimmung in der Welt, immer nur als Nebensache und Mittel zur Belustigung bleiben," so erlaube er nun auch dem Künstler, dafs er bei dem ernsten Worte, was er gelegentlich über Kunstkritiken im Allgemeinen zu sprechen für nöthig findet, sich nebenher an seinen Ansichten und Urtheilen über Kunst belustige.

Das Bild, das Herr Friedrich während der letztverflossenen Weihnachtsfeiertage für einige Freunde und Kunstliebhaber hier ausstellte, ist, wie Herr v. R. in seiner Beurtheilung davon selbst sagt, die einzige Arbeit, die er von Herrn Friedrich gesehen hat. Er erkennt in ihm ein ungewöhnliches Talent, einen phantasiereichen, gefühlvollen Künstler; er siehet, mit welcher zauberischen Macht das Werk auf das ganze gebildete Publicum wirkt, allein es ist, wie Herr v. R. sagt, nicht nach den Grundsätzen verfertigt, die eine lange Erfahrung erprobt und das Beispiel grofser Meister geheiligt hat. Es eröffnet eine neue, ihm wenigstens, bisher unbekannt gebliebene Ansicht der Landschaftsmalerei. Dies schon allein wäre hinreichend ihn zu veranlassen, sich mit seinem ganzen Gewichte auf das Talent zu werfen, um es zu ersticken. Ausserdem noch überzeugt er sich aus diesem einzigen Bilde, dafs die Tendenz, die hier das Talent nimmt, dem guten Geschmacke gefährlich wird; dafs sie dem Wesen der Malerei ihre eigenthümlichen Vorzüge raubt; dafs sie mit dem Geiste in Verbindung stehet, der, eine unglückliche Brut der gegenwärtigen Zeit, in ihm das schauderhafte Vorgefühl der schnell herannahenden Barbarei erweckt. Es wäre daher Kleinmüthigkeit von ihm, dem Manne, welcher durch Darlegung seiner Grundsätze, Kunst und Wissenschaft in ihrer fehlerhaften Richtung aufhalten zu können glaubt, Kleinmüthigkeit von ihm, der mit Abwerfung der Bande, die ihn vorher an das Localnützliche hauptsächlich hefteten, der Ausbreitung des Guten und Schönen überall in ihrem grenzenlosen Gebiete den Rest seiner Tage gewidmet hat, wenn er nicht öffentlich gegen ein solches Werk auftreten wollte.

In wiefern es möglich ist, aus einem einzigen Werke eines Künstlers die Tendenz, die sein Talent nimmt, zu errathen; in wiefern es möglich ist, dafs diese dem guten Geschmack im allgemeinen gefährlich werden, und gar noch allgemeine Nacht und Barbarei herbeiführen könne, das bedarf keiner Untersuchung, da die Nichtigkeit dieser Behauptung am Tage liegt Wohl werde ich aber im Allgemeinen und im Ein-

zelnen den Einwürfen, die Herr v. R. Her[illegible] macht, zu begegnen suchen, und dann nicht nur aus diesem, sondern au[illegible]theit dessen, was Herr v. R. über die Kunst zu schreiben für gut gefunden, [illegible]age beantworten: ob gerade er zum Kunstrichter, zum Vertheidiger des guten Geschmacks und zum Leiter und Lenker des Zeitalters im Kunstfache berufen sein möchte?

Vorerst vergönne man mir aber mit ein paar Worten von Herrn Friedrich zu sagen, dafs er weder ein Partheiführer, noch irgend einer Parthei zugethan ist, dafs er in seiner Kunst ganz einzeln und isolirt da stehet, dafs erst seit kurzer Zeit das Publicum auf sein schönes Streben, bei seiner Ausbildung blos dem Wege zu folgen, den ihm sein Genius und die Natur zeigen, aufmerksam wurde, dafs er seit noch kürzerer Zeit erst Versuche im Olmalen gemacht hat, und dafs dieses Bild das erste war, das Herr Friedrich in dieser Art dem Publicum zeigte. Alles dies sollte bei den vielen Verdiensten, die Herrn Friedrichs Arbeiten nicht abgeleugnet werden können, und die jedem unpartheiischen Beschauer einleuchten müssen, Nachsicht gegen die Mängel, die aus der wenigen Ubung im Olmalen entstanden sind, einflöfsen. Besonders aber sollten wir diese Nachsicht von einem Manne fordern können, der drei dicke Bände zu dem Endzweck geschrieben hat, *) für die Vorzüge eines Künstlers Verehrung, gegen dessen Fehler Billigkeit einzuflöfsen. „Aber, wird mir Herr v. R. einwenden, ich greife ja mehr den Geist, der aus dem Bilde hervorleuchtet, als das Bild selbst an, ich lehne mich vorzüglich dagegen auf, dafs Herr Friedrich einen neuen Weg in der Kunst einschlagen will, dafs er nicht dem Beispiele bekannter Meister der Claude Lorrain, Poussin und Ruisdael, und dem was ich in meinen Werken, besonders in meiner Charis über Landschaftsmalerei gelehrt habe, gehörig gefolgt ist.“ Allein wenn Claude, Poussin und Ruisdael sich eben so streng an ihre Vorgänger gehalten hätten, so könnten sie unmöglich das geworden sein, was sie sind; wenn ihnen auch das erforderliche Zeitalter und die erforderliche Geduld vergönnt gewesen wäre, um ihr Bildungsgeschäft von der etwas umständlichen Charis des Herrn von Ramdohr zu lernen. Dieser geehrte Dilettant sagt selbst einmal sehr schön und wahr**) „Ein sehr wichtiger Grund, warum unsere gegenwärtigen Künstler ihren Vorgängern nicht mehr gleich kommen, liegt darinn, dafs sie ihre Nachfolger sind, und hätte dieses Princip der Nachahmung von jeher in den Künsten geherrscht, so wäre es wie in China immer beim Alten, bei den ersten Versuchen geblieben, und jedes Talent, jede geistige Kraft hätte in dem unbeweglichen Pfuhle der Observanz vermodern und zu Grunde gehen müssen, und nur die mechanischen Fähigkeiten hätten mit Noth etwas mehr Raum gewonnen, sich auszubilden.“ Das ganze Streben des Herrn v. R. als Kritiker scheint aber auch vorzüglich dahin zu gehen, den Geist zum Vortheil der mechanischen Fähigkeiten einzuspannen, damit nur diese, in die er das Künstlerische der Kunst zu setzen scheint, bei ihrer Ausbildung kein Hindernifs finden.

*) Über Malerei und Bildhauerei in Rom, von Hrn. v. Ramdohr. Tom. 1. S. 1.

**) Über Malerei und Bildhauerei in Rom, Tom. 3. S. 358.

Nachdem er unter eigner Signatur eine Beschreibung des Friedrichschen Bildes gegeben, verläfst er, mit einer Resignation, die man seiner kunstrichterlichen Selbstgefälligkeit hoch anrechnen sollte, seine Persönlichkeit: er läfst den Autor des Bildes selbst sprechen, seine Absichten darlegen und die Arbeit commentiren. Wie sehr diese Entäusserung mifslingt, wird niemanden befremden: höchst liebenswürdige, bewegliche und fromme Naturen gehören dazu, um einen so reingesinnten Künstler sprechen, vornehmlich öffentlich sprechen zu lassen, während sie den Geist seines Strebens zu tadeln unternehmen. Vor solchen dialectischen Wendungen müssen wir im Namen des Geschmacks unsern Kunstrichter warnen: hier müssen wir ihn zur Ordnung und in die Schranken seiner Natur, zum Vortrag der Grundsätze und zum Preisgeben der eignen Persönlichkeit zurückführen. Vor allen Dingen mufs man sich in der Schreibart selbst mit Klarheit repräsentiren, bevor man sich zum Repräsentanten Andrer aufwirft. Auch gehört nach unsern bürgerlichen Begriffen eine Art von Auftrag dazu, um nicht etwa in indirecter Rede, sondern völlig im Namen des Andern zu reden, und sein Ich direct zu übernehmen. Hier finden wir verletzt, was wir Urbanität und guten Ton nennen möchten.

Das Material dieser Auslegung betreffend, denn das Formale verdient eine weitere Kritik nicht, fehlt er darin, dafs er den dargestellten Abend für einen Morgen ansah, was ihn natürlich zu einer ganz falschen Erklärung des Bildes verführen mufste. Der Kritiker rügt zwar als einen Fehler des Bildes, dafs die Tageszeit zweifelhaft geblieben sei, er erkennt aber an einem silbernen Sterne, der oben in dem vergoldeten Rahmen angebracht ist, den Morgenstern, und macht daher das Bild bestimmt zu einem Morgen. Wenn die Voraussetzung wahr ist, so mufs es auch der Schlufs sein. Da aber Herr v. R. das Unglück hat, öfters aus irrigen Voraussetzungen Schlüsse zu ziehen, so halte ich es für Schuldigkeit, ihm hier im Vorbeigehen zu sagen, dafs der Stern, der zu manchen Zeiten als Morgenstern am östlichen Himmel glänzt, und der, der uns zu andern, am westlichen als Abendstern leuchtet, ein und derselbe Stern ist, und nur von der Zeit seiner Sichtbarkeit am Himmel, Morgen- oder Abendstern genannt wird, dafs dieser also auch um so weniger dazu beitragen kann, die Tageszeit zu bestimmen, da er sich einzeln auf einem Bilde vorgestellt, durchaus von andern Sternen nicht unterscheiden läfst. Dafs Herr v. R. aus diesem Irrthum auf eine andere, als die von dem Künstler damit verbunden gewesene, Idee geleitet werden mufste, ist natürlich, inzwischen spricht es gerade für den Ausdruck des Bildes, dafs Herr v. R. keine andere, als eine religiöse, die wenigstens in Verwandtschaft mit der des Künstlers steht, damit verbinden konnte. Da aber der Beurtheiler seiner Erklärung hinzufügt: „habe ich weniger gesehen, als ich sehen sollte, desto schlimmer für Herrn Friedrich, warum hat er sich nicht deutlicher ausgedrückt, warum rechnete er bei einem Gemälde, das so viele erbauen soll, auf das Scharfgefühl einiger weniger Auserwählten," so mufs ich ihm auch hier im Vorbeigehen sagen, dafs das Bild keineswegs für eine öffentliche Kirche, sondern für die Hauscapelle einer der ausgezeich-

netesten gebildetsten und feinfühlendsten Frauen bestimmt ist, auf deren Zartgefühl Herr Friedrich in der That mit Zuversicht rechnen durfte.

Nachdem unser Kritiker eine Beschreibung von dem Altarblatte gegeben, und den Gegenstand desselben nach seiner Weise gedeutet hat, stellt er folgende Fragen auf: Läfst sich die angegebene Naturscene malen, ohne die wesentlichen Vorzüge der Malerei, besonders der Landschaftsmalerei, aufzuopfern? Ist es ein glücklicher Gedanke, die Landschaftsmalerei zu Allegorisirung einer bestimmten religiösen Idee, oder auch nur zu Erweckung der Andacht zu gebrauchen? Endlich ist es der Würde der Kunst und des wahrhaft frommen Menschen angemessen, durch solche Mittel, wie Herr Friedrich angewandt hat, zur Devotion einzuladen? Die Fragen sind in der That an und für sich schon komisch genug, aber noch komischer ist es, dafs die Antworten nur wenig oder gar nicht darauf passen wollen. Um die erste Frage zu beseitigen, stellt Herr v. R. ein paar Grundsätze auf, von denen er glaubt, dafs sie auch dem Laien einleuchten müssen. Es möchte wohl sehr schwer sein, aus der Weitschweifigkeit und Unbestimmtheit, womit dieselben dargelegt sind, den eigentlichen Grundsatz dieser sogenannten Grundsätze heraus zu heben, und ich würde in denselben Fehler der unnöthigen Weitläufigkeit verfallen, wenn ich Herrns v. R. Worte hier wiederholen und Untersuchungen darüber anstellen wollte; ich halte mich daher nur an die Folgerungen, auf die es bei ästhetischen Schriften, wie unsers Autors, vielmehr ankommt, als auf die Grundsätze, die für den gelehrigen Laien zu verworren, für den Künstler und Philosophen zu breit und zu leer, und für die leichteren Kinder der Welt zu langweilig vorgetragen sind, um auch das Unbedeutendste zu begründen oder festzusetzen. Wenn also Herr v. R. aus seinen uns und aller Welt sehr gleichgültigen Grundsätzen die Folgerung ziehet, dafs nemlich eine Landschaft durchaus mehrere Plane und Perspective zeigen müsse, und dafs einzelne Gegenstände, wie zum Beispiel eine Baumgruppe, ein Fels, ein Haus, eine Wasserfläche u. s. w. durchaus nicht für sie gehören, so verdient er eine ihm angemessne Antwort. Da er nemlich ein entschiedener Freund von Autoritäten ist, so erlaube er mir, dafs ich ihn bei dieser Gelegenheit an die schauerlichen Felsenklüfte des Salvator Rosa, die tiefen Gründe und Mühlen von Everdingen, die Seestücke von Bockhuisen, und an die vielen einzelnen Ruinen, Baumgruppen und Waldpartien, die Ruisdael und andere niederländische Meister so oft darstellten, erinnere, und ihn frage, ob er diese für keine Kunstwerke halte? — Wäre aber auch sonst nie ein von Herrn v. R. sogenannter einzelner Theil einer Landschaft von einem Künstler zum Vorwurfe seiner Darstellung gebraucht worden, warum sollte es darum dem Talente, das demselbigen eine schöne interessante Seite abzugewinnen, ihm Bedeutung zu geben, und ihn als ein für sich bestehendes Ganzes darzustellen weifs, nicht erlaubt sein, ihn zum Gegenstand seiner Kunst zu erwählen. Wenn daher der Recensent den Gegenstand dieses Friedrichschen Gemäldes

darum verwirft, weil er nicht genug Mannichfaltigkeit und Aussicht gewährt, so ist dies eine Folge der Beschränktheit seiner Ansichten von der Landschaftsmalerei; wenn er aber behauptet, dafs Herr Friedrich alle Lustperspective geflissentlich verbannt und Finsternifs auf der Erde verbreitet habe, so dürfen wir diesen Kritiker mit der Blödigkeit seiner Augen um so eher entschuldigen, da seine übrigen Schriften *) manche Belege von dieser Blödigkeit geben, und er unter andern auch von Raphael behauptet, dafs er von Reflexen, (ohne die doch keine Rundung möglich ist,) gar nichts gewufst habe. Gern trete ich der Meinung des Recensenten darin bei, dafs Herr Friedrich die Einwirkung der Luft, besonders an den Umrissen des Berges, mehr hätte fühlen lassen können, aber, dafs sie ganz fehle, ist unwahr. Dem Vorwurfe der Finsternifs widerspricht Herr v. R. dadurch von selbst, dafs er weiter unten, dem Künstler zum Fehler anrechnet, jedes Reischen, jede Nadel an den Tannen, und jeden Fleck in den Felsblöcken ausgedruckt zu haben, was ja mit der Finsternifs ganz unverträglich gewesen wäre. So widerspricht sich auch Herr v. R. in der Behauptung, dafs der Künstler keinen Standpunct angenommen habe, noch habe annehmen können dadurch von selbst, dafs er früher (wiewohl ohne Grund) voraussetzt, Herr Fr. müsse die Scene so in der Natur gesehen haben, und komisch genug ist die Behauptung, dafs der Verfertiger des Bildes mehrere tausend Schritte entfernt, und in gleicher Höhe mit dem Berge hätte stehen müssen, um den Berg zugleich mit dem Himmel in dieser Ausdehnung zu sehen. Könnte denn der Künstler nicht auch näher auf einer andern Anhöhe, oder einem andern Felsen sich befunden haben, von dem der Berg zugleich mit dem Detail des Vorgrundes sichtbar gewesen wäre. Und sollte es denn dem Künstler unerlaubt sein, sich das in seiner Phantasie vorzustellen, und in einem Bilde wieder zu geben, was unserm Fufs unzugänglich ist, und was man der Natur zwar nicht geradezu abmalen, wovon man aber doch mathematisch beweisen kann, wie es ganz der Natur gemäfs gezeichnet und gemalt werden müsse.

Wenn Herr v. R. behauptet, dafs Herr Fr. das Crucifix auf seinem Bilde von unten auf beleuchtet, und ihm mit Valencienne und Lairesse beweist, dafs er dadurch gegen alle Regeln der Optik gefehlt habe, so pflichte ich allerdings dem, was diese Männer über eine solche Beleuchtung sagen, vollkommen bei, nur Herrn v. R. mufs ich widersprechen, indem dieser Ausspruch auf das Friedrichsche Bild gar keine Anwendung leiden kann. Denn das Crucifix ist hier durchaus nicht beleuchtet; es glänzt nur (als ein polirter Körper) in dem Purpur-Reflexe des Abendroths. Was Herr v. R. bei dieser Gelegenheit vom Prisma der Sonnenstrahlen spricht, verstehe ich gar nicht, aber seine Meinung, dafs Herr Friedrich durchaus keine Strahlen in der Luft habe sehen können, mufs ich widerlegen, weil ich dies verstehe, und Herr v. R. alle Abende, wenn die Luft mit Dünsten angefüllt ist, eine ähnliche Wirkung in der

*) S. sein Buch über Malerei und Bildhauerei in Rom, Tom. 4. S. 127. T. 3. S. 240. sagt er von einem Basrelief des Algardi: die Figuren stehen jede am rechten Orte; die malerische Gruppirung, die Linien- und Luft-Perspective sind gut angedeutet.

Natur wahrnehmen kann. Ware von dem Kritiker behauptet worden, dafs Herr Friedrich seinen Berg mit der Luft in harmonischere Verbindung hätte bringen können, so würde ich ihm beipflichten; aber es ist hart und ungegründet, wenn er sagt, dafs die Erdmasse einen blaubraunen höchst einfärbigen Ton habe, und in schreiendem Contrast mit dem lichten Himmel stehe. Dafs Herr v. R. mit dem Künstler darüber nicht streiten will, ob die rothen Streifen, mit denen die Wolken besäumt sind, nicht in eine Gegend ihrer Wölbung gehören, die im Zenith des Beschauers stehet, darin müssen wir ihm völlig Recht geben, indem er bei diesem Streite nur verlieren könnte, da die Brechung des Lichts in den Dünsten allein diese Wirkung hervorbringen kann, sie also im Zenith völlig unmöglich ist.

Herr v. Ramdohr läfst sich hierauf sehr mifsbilligend darüber aus, dafs einige Maler, die sich erst in spätern Jahren der Kunst ausschliefsend gewidmet haben, und den Mangel einer frühern technischen Bildung fühlen, sich dadurch zu helfen glauben, dafs sie ihre Aufmerksamkeit verdoppeln, die Natur so ängstlich als möglich zu copiren, dem Beispiele des Albert Dürer und einiger andern ältern Meister folgen, die jedes Haar im Barte, jede Faser in der Pflanze mit sorgsamen Fleifse nachbilden, und dadurch glauben, ihren Werken den eigentlichen National-Character der Deutschen, biedere, treue und anspruchslose Wahrheit aufzudrücken. Indefs meint er aber, dafs diese Herrn vergessen, wie unser Zeitalter an den grofsen Styl des Michael Angelo, Raphael in seiner spätern Zeit, der Carrache gewöhnt, ein Bedürfnifs dieses fehlerhaften Luxus erhalten habe. Er bemerkt sehr richtig, dafs für das (wie er es zu nennen beliebt) nun freilich einmal durch die Raphael, Michael Angelo und Carrache höchst verdorbene und entwöhnte Zeitalter, schwerlich Compositionen in dem Geschmacke Albrecht Dürers ausgeführt werden dürften, von denen es die Neben-Idee der harten, ängstlichen, steifen und geschmacklosen Nachäffung trennen könnte. — „Bis dahin, (sagt Herr v. R.) dafs jene Herrn dies Wunder verrichten, will ich, der ich das Unglück habe, um funfzig Jahre zu spät geboren zu sein, um statt der Bildung, die ich durch die classischen Werke der Alten und Neuen erhalten, durch die Werke aus der ersten Kindheit der Kunst zum Gefühl des Schönen angezogen zu sein, ich sage, ich will wenigstens unterdessen vor den Abwegen warnen, welche das ängstliche Bestreben, die Natur fein fleifsig zu copiren, so leicht herbeiführen kann."

Herr v. R. macht nun weiter Ausfalle gegen die Historienmaler, die sich Jahre lang Modelle sitzen lassen, und in Ermangelung dieser, sich bald von dieser Person eine Hand, von jener ein Haar, zusammen betteln, oder gar zum Gliedermann, oder zu Modellen von Thon und Wachs, ihre Zuflucht nehmen, und statt die Natur darzustellen, die abenteuerlichste Alfanzerei hervorbringen.

Auf wen eigentlich dieser Ausfall gerichtet ist, weifs ich nicht, und kann mir es auch, so sehr ich mir schmeichle, mit dem Streben der jetzt lebenden deutschen Künstler bekannt zu sein, nicht einmal denken. Den französischen Malern wurden

in neuerer Zeit öfter ähnliche Vorwürfe gemacht, aber was haben die mit dem Character der Deutschen zu schaffen. Wie der Seitenhieb, der beträchtlich über eine Kolumne einnimmt, hieher gehört, weifs ich in der That nicht, so viel aber doch, dafs er keineswegs die Frage: läfst sich die angegebene Naturscene malen, ohne die wesentlichen Vorzüge der Landschaftsmalerei aufzuopfern? beantworten hilft. Herr v. R. sucht zwar dadurch wieder einen Übergang, oder vielmehr einen Sprung auf diese Art von Malerei zu machen, dafs er sagt, es sei das ängstliche Copiren der einzelnen Gegenstände gerade dem Zwecke am meisten entgegen; denn in der Landschaft biete sich alles als Masse dar, und leide durchaus kein anderes Detail als gerade nöthig sei die Masse zu characterisiren. Da dieser Kunstrichter gleich anfangs in seinem Aufsatze äussert, dafs er keiner andern Meinung, als der, der längst anerkannten grofsen Meister, des Claude, Lorrain, des Poussin und Ruisdael zugethan sei; so erlaube er mir, dafs ich jetzt gerade diese Männer zu Widerlegung seiner Behauptung anführe. Gewifs hat nie ein Kunstler mit zarterem Sinn die Natur in ihren feinsten Nuancen aufgefafst und wieder gegeben, als Claude. Man könnte aus seinen Landschaften die Botanik erlernen, so sind die Pflanzen und Blumen in den Vorgründen ausgeführt. Aber komisch genug, gerade diesem Künstler, der alles das Einzelne wie das Ganze zur grofsten Vollendung ausbildete, macht Herr v. R. in seinem Buche über Malerei und Bildhauerei in Rom, (*) den Vorwurf, dafs die Form der Blätter seiner Bäume nicht hinreichend bestimmt sei, obschon sein Baumschlag sonst sehr viel Abwechselung habe. Auch mufs ich bei dieser Gelegenheit den kritischen Mann an das erinnern, was er in seiner Charis (*) zu vernehmen giebt. „Die Belustigung, welche die schönen Künste dem wohlerzogenen Menschen zuführen wollen, kann in Gemäfsheit ihres Wesens, diesen gar nicht anders zugeführt werden, als durch einen vollständigen und richtigen Schein eines specifiken Körpers in der Natur." Und in demselben Buche (*) sagt er, „der Kohlkopf im Gemälde mufs nicht blos ein Kohlkopf überhaupt, allenfalls mit besondern Merkmalen einer guten Vegetation dargestellt sein; sondern der Kohlkopf, den ich in diesem oder jenem Garten, in dieser oder jener Reihe, gerade so neben andern Gewächsen und Gegenständen gesehen zu haben glaube." Es sollte mir ein leichtes sein, aus Herrn v. R. eigenen Schriften, ein paar Dutzend Stellen für, und eben so viel gegen das, was er über das Vollenden des Einzelnen und die Nachahmung der Natur von sich hören läfst, anzuführen. Ich begnüge mich aber, ihn mit diesen wenigen auf seine Inconsequenz aufmerksam zu machen. Indem sich der Kunstrichter darüber ereifert, dafs sich die Künstler jetzt gar zu sehr an die Natur halten, erklärt er es für eine Unmöglichkeit, gröfsere Gegenstände der Natur selbst nachzubilden. Herr v. R. vergifst, oder weifs es gar nicht, dafs die Künstler gewöhnlich einzelne Gegenstände der Natur zu ihren Studien benutzen, und indem sie an ihnen ihren Sinn für Wahrheit, Characteristik und Individualität ausbilden, und ihre Hand üben, das Beobachtete wieder zu geben, dasselbe ihrem Ge-

(*) Th. 2. S. 74. (*) 8. Cap. 7. Buch. (*) 8tes Buch 9tes Cap.

dichtnifs einzuprägen trachten, dafs sie also nicht nöthig haben, ein ganzes Bild nach der Natur zu malen, was ja auch dem Zwecke der Kunst entgegen sein würde. Diejenigen Menschen, denen es durchaus an Phantasie gebricht, können sich freilich nie eine Idee von dieser freien Schöpfungskraft machen. Es bleibt ihnen ewig unbegreiflich, wie andere aus eigener Fülle und Kraft hervorzubringen vermögen, sie müssen daher auch die Kunst immer nur für das halten, was ihr Wissen ist, für loses, thörichtes Flickwerk. Dafs aber nun Herr v. R., der Verfasser dreier Bände, über Liebe, moralischer Erzählungen, und so vieler Schriften über die Kunst, dieses Geheimnifs der Kunst-Production nicht kennt, wird vielen unglaublich scheinen. Allein, er behauptet schon früher, dafs Herr Fr. den Gegenstand, den er zu seinem Bilde wählte, in der Natur gesehen haben müsse, und nun sagt er vollends, da er dieser nicht habe habhaft werden können, um ihr alles getreu nachzubilden, so habe er sich mit einem Modell von Thon oder Wachs beholfen, worin er Tannen und Fohrenreiser gesteckt, und statt der Felsen Granitkiesel und Moos eingedrückt habe. Diese Masse hätte er nun mit einem Lichte von hinten beleuchtet, sich davor gesetzt und fleifsig danach portraitirt. Ich will das Hämische nicht rügen, welches in dieser Behauptung liegt, ich will der Unwahrheit nicht dadurch begegnen, dafs ich sage, ich habe das Bild entstehen sehen; dafs das Werk das ganze Publicum ansprach, widerlegt die Behauptung von selbst. Was nicht aus dem Herzen kommt, kann nicht zum Herzen dringen, alles was der blofse Verstand mit Mühe und Sorgfalt zusammensetzen kann, wird uns immer fühllos und kalt lassen.

Das Wachs scheint übrigens zur fixen Idee bei diesem Kritiker geworden zu sein, und es ist ein Unglück, dafs er es nie aus dem Kopfe bekommen kann, wenn er über Kunst Gericht hält. So sagt er zum Beispiel in seinem Buche über Malerei und Bildhauerei in Rom (1) von Michael Angelo: „In seinem Colorit, im Helldunkeln, scheint er sich gefärbte Wachsbilder zum Vorbilde genommen zu haben, die ein Ungefähr vereinigt hat," und in demselben Buche von Raphael: (2) „Er scheint inzwischen nach kleinen Modellen von Thon oder Wachs gearbeitet zu haben, die er der Perspective und der Anordnung wegen zusammen stellte. Wenn diese von ungefähr eine glückliche Abwechselung von Licht und Schatten hervorbrachten, so trug er sie getreu in sein Gemälde über." Kurz, mit seinem Wachse sucht er jedem etwas anzukleben.

Die zweite Frage des Herrn v. R. heifst: Ist es ein glücklicher Gedanke, die Landschaft zu einer bestimmten religiösen Idee, oder auch nur zu Erweckung der Andacht zu gebrauchen?

Er sagt bei dieser Gelegenheit, dafs man schon lange Zeit davon gesprochen habe, die Landschaft könne noch idealisirt werden, und dafs hier noch viel für den modernen Künstler zu thun sei. Er bechrt dieses mit seinem Beifall, nur, fügt er hinzu,

(1) Th. 1. pag. 179. (2) Th. 1. pag. 128.

müsse er, wenn er sich eine Stimme dabei anmafsen dürfte, drei kleine Bedingungen machen. Die erste davon wäre, dafs dieses Idealisiren nur solchen Künstlern erlaubt würde, welche den mechanischen Theil der Kunst völlig inne haben. Zweitens, sei es nöthig, dafs er mit dem Künstler über den Begriff des Idealisirens erst eins werde, und dann drittens müsse er sich ganz gehorsamst verbitten, dafs es nicht auf dem Wege des Allegorisirens geschehe, den Herr Fr. eingeschlagen habe. Zuerst bemerke ich, dafs der Kritiker zwischen Allegorisiren und aus Idee dichten, eine bestimmte Idee oder Empfindung mit einem Bilde ausdrücken, nicht gehörig unterscheidet, und indem er gegen Allegorie zu sprechen glaubt, sich gegen die Bedeutung, gegen den Sinn auflehnt, also Unsinn in der Kunst zu verlangen scheint. Wir haben dagegen nichts einzuwenden, nur bitten wir, dafs uns derselbe nicht aufgetischt werde, besonders, da nach Herrn v. R. Meinung, die nachbildenden Künste bei dem Eindruck, den sie hervorbringen wollen, hauptsächlich auf die Associazion der Ideen rechnen, welche die dargestellten Gegenstände erwecken, sie also auch unsinnige Ideen in uns hervorbringen mufsten. Aus dieser Ansicht liefse sichs denn auch erklären, was mir anfangs unbegreiflich war, dafs ein einziges Bild so viel Unsinn und Narrheit in der Welt verbreiten konnte, dafs der Geschmack und das Zeitalter darin untergehen mufsten.

Was mich betrifft, so finde ich in Herrn Fr. Bilde keine eigentliche Allegorie, die nur eine Sache oder Eigenschaft anzudeuten, fremde Gegenstände borgt, welche dieselbe nur bezeichnen sollen. Doch ich stelle das Bild nochmals vor die Augen des Publicums. Hoch auf dem Gipfel eines Felsen stehet das Kreuz, umschlungen von immer grünenden Epheu, und von immer grünen Tannen umgeben, strahlend sinkt die Sonne nieder, und im Glanze des Abendroths leuchtet der Heiland am Kreuze. Wohl fühle ich, dafs der Künstler eine Idee mit dieser Darstellung verband, und sie wird mir klarer, deutlicher und bedeutender, jemehr ich mich der Betrachtung seines Bildes hingebe. Ist hier aber Allegorie, so hat es auch die Natur an sich, dafs sie stets allegorisirt, und die Frage, ob es möglich sei, mit einer Landschaft eine bestimmte Idee oder Empfindung ausdrücken zu können, wäre denn dadurch schon beantwortet. Character würde Herr v. R. wohl schwerlich in Herrn Fr. Landschaft vermifst haben, wenn er, wie er selbst sagt, nicht blos drei Arten desselben kennte, „nemlich den schnell anstrengenden feierlichen, den allmählich dehnenden, zärtlichen, — und den zum hupfen einladenden, muntern.“ Es ist keinesweges meine Absicht, durch Aufsuchung anderer Arten desselben, den aufzufinden, welcher Herrn Fr. Bilde eigenthumlich ist; aber eine vierte Art drängt sich mir bei Durchlesung dieser Kritik gar zu gewaltig auf. Dies ist der ganz gedehnte, Gähnen und Schlafsucht erregende Character.

Wer es für unmöglich hält, mit der Landschaft Ideen und Empfindungen auszudrucken, und glaubt, dafs zu dem Zwecke das angewöhnte Verhältnifs der Gegenstande in ein ungewohnliches verwandelt werden musse, der kann wohl niemals von

der Natur gerührt gewesen sein. Denn sind es nicht Gestalten, Formen, Bilder, Farben und Einwirkungen des Lichts, wodurch die Natur zu unserm Gemüthe spricht, sind es nicht dieselben Formen, Bilder und Farben, worein sich unsere Phantasie kleidet, wenn sie heraus in die Aussenwelt treten will? Wer aber nie mit der Natur in vertrautem Umgange gelebt, sich nie den Anklängen hingegeben hat, mit denen sie unser Gemüth erfreulich anspricht, dem wird ihre Sprache stets fremd und unverständlich bleiben, für den sollte man freilich, um mich des Ausdrucks unsers Kritikers zu bedienen, die Bäume mit Backwerk belauben, um ihm Interesse und Geschmack für ihre Erscheinung abzugewinnen. Wem aber dieser Sinn für das Hohe und Bedeutende in der Natur abgeht, der wird auch nie in den Geist und das Wesen der Kunst eindringen und ihre Natur und Bedeutung ergründen können, der mag es denn auch als Profanation der Kirche ansehen, wenn ein Poussin in dem Tempel St. Martino al Monti in Rom, die grofsen erhabenen und rührenden Eindrücke in Bildern wieder giebt, die er vorher in der Natur erhalten hat, der mag wie Herr v. R. ausrufen: „In der That, es ist eine wahre Anmafsung, wenn sich die Landschaftsmalerei in Kirchen schleichen und auf Altäre kriechen will."

Die dritte Frage: Ist es der Würde der Kunst und des wahrhaft frommen Menschen angemessen, durch solche Mittel, wie Herr Fr. angewandt, zur Devotion einzuladen? beantwortet Herr v. R. eigentlich eben so wenig oder noch weniger, als die vorhergehenden. Er spricht bei dieser Gelegenheit vorzüglich von dem Rahmen der das Gemälde umgiebt, und dadurch im Zusammenhange mit demselben stehet, dafs Herr Fr. durch Symbole auf die Gedächtnifsfeier dessen hindeutete, der sein Leben für unser Wohl dahin gab, und der in dem Gemälde am Kreuze erscheint. Da die Bilder, deren sich der Künstler hiezu bediente, so klar und deutlich und jedem Christen bekannt sind, so sollte Herr v. R., der selbst die in seinem öfter angeführten Werke, über Malerei und Bildhauerei in Rom (*) aufgeworfene Frage, wie weit der Künstler mit seinen allegorischen Bezeichnungen gehen dürfe? mit der Antwort abfindet: „So weit als er allen Menschen, die zu dem Genusse der schönen Künste berechtigt sind, verständlich zu bleiben glauben darf," als devoter, zum Genusse der schönen Künste berechtigter Mensch und Christ nichts dagegen einzuwenden haben. Dessen ungeachtet nimmt der Kritiker an diesem Rahmen einen dreifachen Anstofs; erstens darum, weil er ihn für einen integrirenden Theil des Bildes hält, ohne den (ihm wenigstens) die Allegorie desselben unverständlich bleiben würde, zweitens, weil Herr Fr. demjenigen Bedeutung und Interesse zu geben suchte, was nur dazu dienen soll, das Bild zu begränzen und einzuschliefsen, und drittens und hauptsächlich deswegen, weil er, wenn er die Emblemik des Rahmens mit der Allegorie des Bildes zusammensetzt, und die Tendenz des Ganzen erwägt, den Einflufs nicht verkennen kann, den ein jetzt herrschendes System auf die

(*) 3ter Th. Seite 228.

Composition des Künstlers gehabt hat, nemlich jener Mysticismus, von dem Herr v. R. bemerkt, dafs er sich überall einschleiche, aus der Kunst wie aus der Wissenschaft, aus der Philosophie wie aus der Religion gleich einem narkotischen Dunste entgegen wittere, und ihn für die Folgen der gegenwärtigen Zeit zittern mache, weshalb er an diejenige erinnere, welche gegen das Ende der römischen Monarchie den Verfall der wahren Gelehrsamkeit und des Geschmacks herbeiführte.

Wenn es eine Eigenschaft aller Menschen von wahrer Genialität und von schnell ergreifendem durchdringenden Verstande ist, dafs sie sich leicht in die Ideen und Ansichten Anderer zu finden wissen, dafs sie alles Neue für eignen Gewinn, für Bereicherung ihres Wissens und ihrer Umsicht betrachten, dafs sie sich bei allen Erscheinungen mehr an das Positive, an das Schöne und Eigenthümliche halten; dafs sie leicht über das Mangelnde und Fehlerhafte wegsehen, und bescheiden von sich und ihren Talenten denken: so scheint es dagegen den Leuten, die als das vollkommne Gegentheil von diesen betrachtet werden können, eigen zu sein, dafs sie jede Aeusserung einer andern Meinung als die ihrige ist, für eine Beeinträchtigung ihres Wesens, für einen Eingriff in ihr Eigenthum betrachten, besonders wenn sie sich einmal mit Speculation befafst, und Theorieen aufgestellt oder compilirt, und dadurch andern einen Weg vorgezeichnet und gangbar gemacht zu haben glauben. Wehe dem, der dann keine Rücksicht darauf nimmt, davon abweicht, und ihnen seinen Zoll nicht entrichtet.

Werfen wir nun im Allgemeinen einen Blick auf die Kritik des Herrn v. R., auf den urbanen höflichen Ton, auf die Würdigung des Talents mit der er beginnt und zu bestechen sucht, auf die Anmafsung und Prätension, mit der er seine Sätze aufstellt, auf die Sophisterei, mit der er sie aus einander setzt, auf das Bild anwendet, und womit er am Ende dem Künstler alles und jedes Verdienst abspricht; ferner auf die Nichtigkeit seiner Behauptungen, die Inconsequenz, womit er zum Beispiel die Künstler auf die Nachahmung des Raphael, Michel Angelo und der Carrache hinweist, nachdem er kurz zuvor gezeigt hat, wie unmöglich es sei, die frühern Meister nachzuahmen, weil sich in ihren Werken der eigenthümliche Character und Geist ihres Zeitalters ausgedrückt habe, wie die Nachahmung derselben in unsern Tagen nur geistlose Nachäfferei sein würde, ferner die Feindseligkeit, mit der er den Bestrebungen neuerer Künstler begegnet, in deren Werken sich das Eigenthümliche ihrer Zeit, die höhern Ansichten der Natur und der Wissenschaft zu entwickeln und zu bilden anfangen, und wie er, der Vielgereiste, ohne eine Ahndung von dem beständigen Wechsel der Dinge zu haben, bei diesen Erstlingen gleich vom Untergang des guten Geschmacks, von Nacht und Barbarei spricht: so wird es wohl leicht sein zu bestimmen, zu welcher Art der oben bezeichneten Geister dieser Kunstkritiker zu rechnen sein möchte.

Ich habe geflissentlich selbst nichts bestimmtes über Herrn Friedrichs Arbeiten aussprechen wollen, weil ich glaube, dies gänzlich dem Publicum und der Zeit über-

lassen zu müssen. Aber ich finde es, um mit Arndt zu sprechen, menschlicher, in dem Höchsten und Tiefsten zu irren, als sich nie von dem falschen Boden elender Sicherheit versteigen; daher muss uns jedes eigenthümliche Streben eines Mannes von Talent und Kraft achtenswerth und interessant sein, indem es uns selbst eine neue Ansicht von der Kunst giebt; wir müssen ihn, wenn er es nur treu und ernsthaft meint, auch in seinen erhabenen Irrthümern ehren, weil er sich selbst opfert, und sich dem Tadel der nüchternen, polirten, untadelhaften Gewöhnlichkeit Preis giebt, für eine Sache, die allen freien Naturen etwas mehr gilt als blosse Belustigung, und welche die heiligsten Gedanken des menschlichen Geschlechts, der Mit- und Nachwelt zu offenbaren, bestimmt ist. Ob im vorliegenden Falle wirklich geirrt worden sei, darüber lasst sich nach gewissen auf Treue und Glauben an Andre hingenommenen, oder aus eigenen engen Begriffen hervorgegangenen Regeln und Theorieen nicht absprechen. Gegen etwanige Nachahmer eines solchen Talents, würde ich mir inzwischen schon ein bestimmteres Urtheil erlauben. Auf welche Kraft sich übrigens der Übermuth des Herrn v. R., den Geschmack seines Zeitalters leiten und lenken, in seinem Fortschreiten oder Verfall aufhalten zu wollen, eigentlich stütze, das will ich nicht blos mit der Widerlegung dieser Kritik gezeigt haben, sondern dem Publicum noch ein Pot-pourri aus dessen gesammten Schriften über die Kunst hinzufügen, wodurch es, wie ich hoffe, selbst in Stand gesetzt werden soll, hierüber zu urtheilen.

Dresden, den 21. Febr. 1809.

Ferdinand Hartmann.

XX. Noth- und Hülfsbüchlein

für Künstler und Kunstliebhaber in Mildheim,

aus den Schriften des Herrn von Ramdohr mit Fleifs zusammengetragen.

I. Allgemeine Ansichten, Grundsätze und Urtheile über die Kunst.

1. **Verhältnifs der Kunst zur Natur.** Charis, Buch 2. Cap. 10. Alle bildenden Künste schaffen entweder das Wirkliche nach, oder bilden es nach; das Wirkliche heifst hier so viel als der Inbegriff sichtbarer Körper, welche nach den Kenntnissen, welche wohlerzogenen Menschen eigen zu sein pflegen, Begriffen von dem Wesen und der Bestimmung ihres Äufseren unterworfen sind. Man nennt dieses Wirkliche auch Natur.

2. **Vom Verhalten der Seele gegen die schönen Künste.** Über Malerei und Bildhauerkunst in Rom. Th. 3. pag. 8. Die Unterhaltung, welche die

bildenden Künste gewähren, ist leicht, weil sie sinnlich ist; sie ist beschäftigend, weil sie die Einbildungskraft ausfüllt und das Empfindungsvermögen zur sanften Theilnehmung einladet. Diese Kräfte der Seele, wenn sie gleich nicht zu den obern gehören, sind bei der Ausführung vieler Geschäfte nicht ohne Wirksamkeit, sie werden durch die bildenden Künste erhalten, ausgebildet, ohne in die lebhafte Thätigkeit gesetzt zu werden, welche die obern Erkenntniss- und Urtheils-Kräfte schwächen könnte.

3. Psychologische Gründe der Rührungen und Gefühle. Charis, B. 1. C. 1. Eine Rührung, oder ein Gefühl, ist die Bemerkung der wahrnehmenden Kraft, von einer ungewöhnlichen Maasse in der Aufeinanderfolge und Bewegung meines Wesens. Die Empfindungen, aus denen ich das Bewufstsein meines Daseins ziehe, succediren sich in ungewöhnlicher Eilfertigkeit und Langsamkeit. Dies regt meine erkennende Kraft auf. Sie weifs, es ist etwas da, was sie ungewöhnlich bewegt hat, aber was es ist, erkennt sie nicht.

4. Vom Erhabenen und seinen Gründen. Charis, B. 3. C. 10. Das feierlich Schöne, oder das Erhabene, ist eine besondere Modification des Schönen, welche es dadurch erhält, wenn der Affect des Schönen uns in Gesellschaft einer zusammenziehenden Spannung unserer Kräfte zugeführt wird. Der Grund dieser Spannung liegt darin, dafs gewisse Gegenstände, indem sie uns den Affect des Schönen zuführen, uns zu gleicher Zeit an eigennützige Begierden nach abzuhelfender oder abgeholfener Nothdurft dunkel erinnern.

5. Wie die Schönheit mit dem Häfslichen zu würzen sei. Charis, B. 6. C. 13. Eben so, wie ein Fehler im Character, am Körper des geliebten menschlichen Ganzen, an den ich mich, zur Belustigung auf die Länge in meinen geselligen Verhältnissen binde, gar wohl das Gewebe von Trieben, welches man Liebe nennt, verstärken und die Vereinigung im Ganzen pikanter machen kann; eben so kann in einem schönen Kunstwerke das Häfsliche, das Vernachläfsigte, das Mangelhafte, zuweilen das Vergnügen erhöhen, welches dessen Anschauung mir machen soll.

6. Endlicher Begriff des Wesens und der Bestimmung der schönen nachbildenden Künste. Charis, B. 7. C. 13. Das Wesen und die Bestimmung der schönen nachbildenden Künste besteht also darin: durch Wahrnehmung der Aehnlichkeiten des künstlich abgenommenen sichtbaren, aber todten, Scheins mit dem Vorbilde eines natürlichen Scheins specifischer, wirklicher, sichtbarer Körper, im Ganzen und im Detail, den wohlerzogenen Menschen im Durchschnitt unter begleitenden Affecten des Schönen, dergleichen sichtbare Eigenschaften an todten durch schöne Fertigkeiten des Geistes und von der Hand des Menschen verfertigten Körpern erwecken können, zu belustigen.

7. Wie der Affect blofs dadurch zur Poesie werde, dafs ihm die Zunge gelöst wird. Charis, B. 7. C. 21. Ein Mensch, der sich in einem hohen

Grade leidenschaftlich bewegt fühlt, kann dadurch schon ein Dichter werden, dafs er seine Gefühle mit Worten ausdrückt.

8. Ermunterung für die Geistlosen, sich den Künsten zu widmen. Charis, B. 7. C. 21. Es ist bekannt genug, wie die gröfsten Maler zuweilen vortreffliche Werke geliefert haben, ohne dafs man ihnen eigentliche Begeisterung zuschreiben könnte. Ich weifs von zuverlafsiger Hand, dafs Menge einmal ein sehr schönes Bild blofs darum verfertigt hat, weil er ein leeres Tuch nicht unbedeckt und ungenutzt stehen lassen und einmal versuchen wollte, mit Wasserfarben zu malen. Er setzte erst eine academische Figur darauf, und berathschlagte sich dann mit seinem Farbenreiber, mit welcher andern er sie in Verbindung setzen könnte. So entstand das Gemälde.

9. Vom Galvanismus des Colorits. Charis, B. 8. C. 11. Das Frische, Saftige, Duftige, Markigte, Sammetne, Pikante der Farben und des Lichts wirkt nicht blofs auf das Auge, sondern auch mittelbar auf die Sinne des Geschmacks, des Geruchs, und sogar des betastenden Gefühls. Das Zusammenstehen der Farben und Lichter, ihr Abweichen von einander, bringt ein Spiel hervor, welches unmittelbar unsre innere Rührungsfähigkeit in Bewegung setzt.

10. Wie mannichfach der Schönheitssinn afficirt werde. Charis, B. 5. C. 11. Endlich gehört zur unbedeutenden Wohlgestalt die Ähnlichkeit, welche wir zwischen der Form einzelner Theile des menschlichen Körpers mit der Form anderer angenehmer oder nützlicher Körper finden. So sind uns die Hand, welche die Gestalt einer Birn an sich trägt, der Finger, der wie eine allmählig sich verjüngende Säule gestaltet ist, u. s. w. wohlgefällig. Man darf nur das Hohelied Salomonis nachlesen, um noch manchen Beleg zu diesem Satze zu finden.

11. Endlicher Begriff des Wesens und der Bestimmung der schönen Künste. Charis, B. 6. C. 8. Also besteht das Wesen und die Bestimmung der schönen Künste in Folgendem. Es sind schöne Fertigkeiten des Menschen, vermöge deren dem wohlerzogenen Menschen im Durchschnitt eine Belustigung am Schein der Wahrheit und der Zweckmäfsigkeit, unter begleitenden Affecten des Schönen, zugeführet wird.

12. Vom Schönen. Charis, B. 6. C. 10. Eine Kunstschönheit ist ein durch schöne Fertigkeiten hervorgebrachtes, wirklich existirendes, specifikes Ganze, in dem der Schein eines wirklich existirenden, oder wirklich brauchbaren, specifiken Ganzen zu der Absicht enthalten ist, wohlerzogenen Menschen im Durchschnitt zur Belustigung an Wahrheit und Zweckmäfsigkeit, unter begleitenden Affecten des Schönen, auf den Wegen zu dienen, die jeder besondern schönen Kunst dazu angewiesen sind, und welches mittelst einer solchen vollständigen, richtigen, zweckmäfsigen Nachahmung oder Nachschaffung, zu gleicher Zeit dem Instinkte und dem Geiste des Geniefsers Affecte des Schönen zuführt, und dadurch seine Persönlichkeit erhält.

13. **Wie weit die Kunstliebe getrieben werden könne.** Charis, B. 6. C. 11. *Das geliebte menschliche Gesicht, wie wir uns mit demselben auf die Länge aber nur bloßem geselligen Belustigung verbinden, ist das Vorbild, wornach die Kunstschönheit geformt und beurtheilt wird. Man darf daher dreist sagen: ein schönes Kunstwerk ist zwar ein todtes, aber als lebendig angesehenes, Wesen, das alle wohlerzogene Menschen im Durchschnitt beinahe eben so lieb haben können, als sie einen Menschen in ihren geselligen Verhältnissen mit ihm, zur Belustigung im Ganzen und auf die Länge, lieb haben werden.*

14. **Wie runde Gegenstände dem Kritiker durch Beleuchtung platt werden.** Charis, B. 3. C. 11. *Es ist eine höchst wichtige Bemerkung. Wenn ich einen runden Tempel, der auf Säulen ruhet, ganz en face in vollem Lichte sehe, so erscheint er mir als platt.*

15. **Von Thierstücken.** Charis, B. 3. C. 19. *Aber auch bei Thierstücken ist Individualität und malerische Wirkung allemal Hauptsache. Diesen Stücken wird die Schönheit der Form immer aufgeopfert. Daher haben die größten Maler lieber Karrengäule mit langen Mähnen, Schweifen und behangenen Füßen gemalt, als feine, wohl gar compirte Reitpferde. Kühe, Ziegen, Schafe sind im Ganzen viel geschickter für die Malerei, als das Pferd, weil sie zu mehrerer Abwechselung in Farben, in hellen und dunklen Partien, Veranlassung geben.*

16. **Von der Illusion.** Über Malerei und Bildhauerkunst in Rom. Th. 2. S. 41. *Die Malerei ist privilegirt, uns zu täuschen. Wir erblicken ein Gemälde wie ein Phantom, wie eine Erscheinung an der Wand, die verschwindet, sobald wir darnach greifen.*

17. **Vom Farbenstone.** Über Malerei und Bildhauerkunst in Rom. Th. 3. S. 347. 348. *Der beste, angenehmste Ton, den der Maler seinen gefärbten Gegenständen geben zu können scheint, ist der, den der Abglanz des warmen Sonnenstrahls über sie verbreitet. Aber in seiner ursprünglichen Stärke würde ihn die Kunst des Malers nicht erreichen. Es nimmt ihm also lieber gebrochen an, wie er ungefähr von einem bemoosten Mauerwerke von Backsteinen auf die Gegenstände zurückprallen würde. Der Anstrich, den die Objecte dadurch erhalten, steht ungefähr zwischen roth, gelb und braun in der Mitte. Ich sage ungefähr, decidirt darf der Ton nimmer sein. Aber so erscheint er in vielen Bildern von Correggio, von Albano, und dies macht auch in den mehresten des A. Sachi den kräftigen warmen Ton aus, den wir so sehr darin lieben.*

18. **Von der Erfindung.** Über Malerei und Bildhauerkunst in Rom. Th. 1. S. 13. *Wenn man von Erfindung in der Malerei spricht, so denkt man nie an Hervorbringung eines neuen, dem Zuschauer unbekannten, Vorwurfs, sondern an Erfindung einzelner Theile, wodurch ein bekannter Gegenstand auf eine neue Art zusammengesetzt wird.*

19. **Vorschlag für Kunstacademien in Rom.** Malerei und Bildhauerkunst. Th. 3. S. 154. Und dafs ich mir hier die Ausführung eines Projects zu einer Anstalt denken dürfte, die für Sittlichkeit und Ausbildung fremder Künstler von so unendlichem Nutzen wäre! Ich wünschte nemlich Männer von gutem Herkommen und guter Erziehung, die bei gehörig gebildetem Geschmack und einer Liebhaberei zu den Künsten, die bis zur Aufopferung aller übrigen Neigungen gienge, den Pensionairs, die ein oder mehrere Höfe hier erhalten, statt der Directeurs der Academien, welche Künstler sind, vorgesetzt zu sehen. Ich wünschte, dafs es Männer von gewissen Jahren wären, die, verheirathet und reichlich besoldet, sich der moralischen Erziehung der jungen Künstler annehmen, ihnen bei ihrer Bildung als Künstler mit Rath und That zu Hülfe kommen könnten, ohne geradezu ihre Lehrer in der Kunst sein zu wollen. Sie könnten ihnen den Zutritt in ihrem Hause vergönnen, wo sie gute Gesellschaft, zu ihrer Bibliothek, wo sie Bücher und Kupferstiche antreffen würden. Sie könnten ihnen Gelegenheit verschaffen, nach nackenden Modellen zu zeichnen, ihnen den Eintritt in die Gallerien erleichtern, und sie vorzüglich in die Werkstätte der Künstler bringen, wo sie Gelegenheit zur Arbeit und dadurch Kenntnifs der mechanischen Behandlung erhalten würden. Das eigentlich Wissenschaftliche der Kunst, die Perspective, die Optik, die Statik zu lehren, dazu möchte ein eigener Professor mit geringen Kosten angesetzt sein.

II. Gallerie der großen italienischen Meister.

1. **Leonardo da Vinci.** Über Malerei und Bildhauerkunst in Rom. Th. 2. S. 311. Seine Figuren haben Ausdruck: nur ist die Lieblichkeit seiner Weiberköpfe Minauderie, gezwungene Lieblichkeit. Auch sehen sie sich an Form alle untereinander ähnlich. Alle haben gekniffene Augen, gezogene Lippen, Grübchen in den Wangen. Wenn er Männer von schlechtem Character hat schildern wollen, so hat er den Ausdruck bis zur Carricatur übertrieben. Die Carnation fällt bei jugendlichen Figuren ins Weinhefenartige, bei älteren ins Nufsbraune. Wahre Mezzotinten kannte er nicht; aber die Localfarben der Gewänder sind rein, und noch jetzt frisch und wohl erhalten. Vom Helldunkeln, und der damit correspondirenden Gruppirung hatte er keinen Begriff. Er rundete jede Figur durch Abschattirung des Weifsen, vertrieb die Umrisse nicht und kannte keine Reflexe. Daher die geringe Wirkung auf den grofsen Haufen. Der äufserste Fleifs, der an das Überflüfsige, wie an das Nothwendige, verschwendet wurde, herrscht in der Behandlung: daher das Kleinliche, das Trockene. Leonardo da Vinci war in vielen Wissenschaften stark, die mit seinem Hauptgeschäfte der Kunst in keinem genauen Verbande stehen. Er war für seine Zeit ein universelles Genie und erlangte als solches, bei denen, die das Centrum kannten, in dem so viele Vollkommenheiten zusammentrafen, einen erhöheten Grad von Achtung. Aber dem jungen Künstler kann man nicht genug einprägen, dafs die Nachwelt das Werk getrennt von dem Meister sieht, und dem Todten nichts von seiner Geschicklichkeit anrechnet, als was auf sie gekommen ist und was sie gegenwärtig sieht.

z. Michael Angelo. Malerei und Bildhauerkunst. Th. 1. S. 177. Michael Angelo hatte um die Kunst für die Epoche, worin er lebte, grofse Verdienste. Er war der erste, der grofse Flächen mit Figuren auszufüllen wagte, die mit dem Platze, für den sie bestimmt waren, im Verhältnisse standen. Er lehrte zuerst das Überflüssige von dem Nothwendigen unterscheiden und das Auge durch grofse Massen in der Zeichnung anzuziehen. Er brachte die Lehre von Verhältnissen auf richtige Grundsätze, und lehrte den Zusammenhang des Knochen- und Muskelbaues in ganzen Figuren. — —

Für den Künstler ist in den Werken des M. A. eine reichere Erndte als für den Liebhaber. Diesen mufs man vielleicht mehr auf die Fehler unsers Künstlers, als auf seine Vorzüge, aufmerksam machen, damit das Anziehende, was jene begleitet, ihn nicht verführe, sie mit diesem zu verwechseln. — —

Die Gegenstände, die den Pinsel des M. A. beschäftigten, waren selten angenehm, und wenn sie es waren, so wurden sie unangenehm durch die Art, wie er sie behandelte. — —

S. 173. Seine Gedanken sind oft so ungeheuer, und dies wird oft mit Grofse verwechselt. — —

Eine Menge von Figuren in schweren Stellungen neben einander zu vereinigen, scheint das Grundgesetz seiner Anordnungen gewesen zu sein; seine Personen so zu stellen, wie es der vorzügliche Antheil, den sie an der Handlung nehmen, oder die Regeln der Gruppirung erfordern, daran scheint er nicht gedacht zu haben. — —

Seine Extremitäten sind ohne Noth verdreht und convulsivisch verzerrt; die Gewänder willkührlich geworfen und die Falten zu ängstlich gelegt. — —

Das jüngste Gericht. S. 179. Wenn meine Einbildungskraft, sagt Herr von Ramdohr, sich dieses Sujet malerisch darstellt, welches Bild steigt in meiner Seele auf — (nun kömmt eine Beschreibung des jüngsten Gerichts, wie Herr v. R. meint, dafs es dargestellt sein sollte, von dem was M. A. dargestellt hat, sagt er:)

S. 180. Aber was findet man von diesen und andern Ideen, wodurch dieses Sujet so reich an interessanten Einfällen werden könnte, in diesem Gemälde? Nichts! Es gleicht einer Beschreibung, wodurch eine feurige und fruchtbare Einbildungskraft, die weder von Gefühl noch Geschmack geleitet wird, bei langen Winterabenden, horchenden Kindern und Weibern, ein Grausen würde abjagen wollen. — —

S. 182. Am Plafond sind einige Begebenheiten aus dem ersten Buche Moses in verschiedenen Abtheilungen vorgestellt. Man lobt darin die Figuren Gottes. Allein mir scheinen sie durchaus den zurückstofsenden Ernst zu haben, der sich mehr für einen Zauberer als den Weltregierer paßt. In dem Bilde, wo der Schöpfer die beiden grofsen Lichter ans Firmament setzt, hat er den Anstand eines schlechten Schauspielers. Der Engel, der sich in eben diesem Bilde in dem Schooße des Schöpfers aus Furcht vor dem Monde verkriecht, ist eine lächerliche Idee. — —

S. 283. Rund um den Plafond herum sieht man mehrere Sybillen und Propheten in academischen Stellungen, sie zeichnen sich durch eine repräsentirende Anmassung, durch eine Anstrengung von Kräften aus, deren Grund man nicht absieht, die über die Gränze der Wahrheit verstärkt ist. — —

Der Ausdruck in den Figuren des Michael Angelo, verhält sich zu dem Ausdrucke in den Figuren des Raphael, wie die Bewegung eines vorexercirenden Flügelmanns zu den Bewegungen eines Soldaten in Reihe und Glieder.

Th. 3. S. 307. Christus von Michael Angelo (in der Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom) stehet, meiner Einsicht nach, nicht seinem Ruhm. Er ist von gemeiner Natur, sowohl was Kopf und Körper anbetrifft. Er trägt einen Stutzbart; die Beine sind schwerfällig, die Hände unnatürlich; die ganze Stellung ist verdreht und unedel: die Muskeln sind viel zu stark angegeben. Inzwischen ist die Kenntnis des Knochen- und Muskelbaues und die Behandlung des Marmors unserer Aufmerksamkeit werth. — —

S. 296. Eine berühmte Pieta oder Madonna, bei dem todten Christ, Gruppe von Marmor von Michael Angelo Buonarotti. H. D. Volkmann rühmt den Ausdruck von Traurigkeit in der heiligen Jungfrau, aber mir scheint er verfehlt, und mehr mürrische Unzufriedenheit als Schwermuth auszudrücken. Die Figur Christi ist zu mager, zu knöchern, und die Gelenke sind wie zerschlagen. Die Madonna ist noch zu jung gegen ihren Sohn. Taille und Hüften sind zu lang, die Extremitäten zu klein. Man wirft dem einen Arm vor dass er ausgesetzt sei. Ihr Gewand beutelt sich statt Falten zu schlagen: eine Wirkung, die man von einem nassen Gewande, das an der Hand klebt, vermuthen kann. Diese Fehler abgerechnet, ist die Zeichnung richtig, und die Behandlung weich. — —

3. Michael Angelo. Malerei und Bildhauerei. Th. 3. S. 375. Über M. Angelo, als Bildhauer, finde ich noch nöthig zu erinnern, dass er zwei verschiedene Manieren hatte. Die erste ahmelt der des Donatello. Der Geschmack ist kleinlich, Köpfe und Körper führen auf den Begriff durch Krankheit niedergedrückter und abgemergelter Personen zurück, und die Gewänder, wenn sie gleich das Nackte gut andeuten, scheinen doch als nass, zu fest daran zu kleben: die Falten gleichen den Beuteln des Albert Durers. In der Folge vergrösserte er seine Manier: hier ist der Faltenschlag leier, grösser, und zeigt die Bekanntschaft des Meisters mit der Antike.

4. Raphael. Erste Manier. Malerei und Bildhauerei. Th. 1. S. 119 u. 120. Raphael hielt sich eine Zeitlang an die Manier seines Lehrers. Doch zeigte sich schon damal der Zusatz von Ausdruck, den er in seine Figuren legte; zu jeder Zeit der unterscheidende Vorzug unseres Künstlers! Übrigens entging er durch gar zu grosse Bestimmtheit, und durch den Fleiss, den er zu Nebensachen verschwendete, weder der Trockenheit noch der Härte und der kleinen Manier seiner Schule. — —

Zweite Manier. Th. 1. S. 121. Die malerische Anordnung ist zu symmetrisch. Die Zeichnung ist richtig, ist fein, aber zu hart, zu bestimmt, im kleinlichen Sinne. Die Gewander sind noch in zu viele Portien getheilt: die Ausfuhrung ist noch trocken, der Fleiß zu sehr auf Nebensachen verschwendet. Ja! ein gewisser gothischer Schmuck, z. E. goldener Schein um die Kopfe der Heiligen, goldene Stickerei auf den Gewändern ist noch nicht abgelegt. — —

Th. 1. S. 123. Die malerische Erfindung oder eigentliche Anordnung war weniger das Verdienst Raphaels. Es zeigt sich keine Spur in seinen Werken von einer überlegten Zusammenstellung der Figuren, um dem Auge Gruppen von angenehmer Form, oder solche Gruppen darzubieten, die eines vortheilhaften Eindrucks von Licht und Schatten vorzüglich fähig wären. — —

S. 124. Raphael hat nie das Sublime der Antiken, noch das Gefällige des Correggio erreicht. Er wählte seine Weiber aus der Natur, und er brachte, wie es scheint, wenig Abwechslung in ihre Wahl. Sie haben beinahe alle den Character eines sanften Ernstes, aber selten setzen sie uns durch die majestätische Übereinstimmung ihrer Züge in Bewunderung, oder ziehen uns durch holdselige Lieblichkeit an. Seine Kinder sind von ganz gemeiner Natur. — —

In dem Gemälde, welches das Ordnen des Chaos vorstellt, hat Raphael dem Schöpfer den Ausdruck eines rustigen Alten gegeben, der mit gewaltsamer Anstrengung und ausgespreitzten Armen und Beinen die Elemente auseinander treibt. — —

Mit eben so wenigem Glucke hat Raphael die Begebenheit der Schöpfung der Thiere sinnlich machen wollen. Hier breitet der Schöpfer die Hände über eine Menge von Thieren verschiedener Gattung aus, und gleicht einem Hausvater, der seine Menagerie besieht. — —

S. 126. Die Galathea Raphaels ist stehend abgebildet in einem Wagen, bespannt mit zwei Delphinen, deren Zügel sie selbst leitet. Zur Seite umarmt ein Triton eine Nereide, ein anderer Triton stößt in eine Meer-Trompete, und weiterhin sitzt noch eine andere Nereide auf dem Rucken eines Tritons. Amor führt den Wagen der Galathea, Amorinen schießen fliegend Pfeile herab. Die Anordnung ist nicht zu loben, die Figuren sind zu abgerissen von einander, und das Ganze thut wenig Wirkung. Dem Kopfe der Galathea sieht man es an, daß vieles von der ursprünglichen Schönheit, durch die Reise von dem Kopfe des Künstlers ab in die Hand, verloren gegangen ist. Die Augen sind zu klein, die Nase ist zu stark. Der Körper der Galathea, bis an die Kniee, ist schön, aber dies Knie ist zu muskulos. Die Nereide, die der Triton umarmt, ist sehr reizend, allein die Schenkel sind wieder viel zu stark. Dieser Triton selbst scheint in der Mitte abgebrochen, und das Untertheil des Körpers kömmt mit der Bewegung der Arme, der Schultern, nicht überein. Der Amor, der den Wagen führt, ist schön gezeichnet. In dem Kopfe desselben erkennt man dasselbe Mo-

dell wieder, nach welchem Raphael den Christ della Madonna della Seggia zu Florenz gemalt hat u. s. w. — —

S. 127. 128. Raphael hat bei der Beleuchtung seiner Figuren mehr auf Rundung jeder Figur im Einzelnen, als auf die Wirkung des Lichts und Schattens im Ganzen gesehen. Er ging dabei sehr einfach zu Werke, legte auf die höchsten Partien weiss auf, und brach dasselbe mit schwarz bis in den Schlagschatten: von Reflexen wusste er nichts. Wenn er mehrere Figuren zusammenstellte, so kamen die hellesten vorn hin, und die dunkelsten hinten, und auf solche Art schwächte er die Lichter ab. Von den Repoussoirs, oder den dunklen Figuren auf dem Vorgrunde, die das Licht herausheben, zeigt sich keine Idee in seinen Werken; so wenig als von dem ausgesparten Fall des Lichts und Schattens (den sogenannten Accidens) jener weisen Austheilung des Hellen und Dunkeln, wodurch gewisse Theile mehr als andere, gleichsam von ohngefähr hervorstechend oder zurückweichend sich zeigen: es sei, dass der Künstler überhaupt für das Auge des Zuschauers hier und da eine kleine Ruhe nöthig hält, oder dass er dasselbe auf gewisse vorzügliche Partien besonders aufmerksam machen möchte. Darin liegt eine der Hauptursachen, warum seine Gemälde so wenig auf den ersten Blick anziehen.

5. Andrea del Sarto. Malerei und Bildh. Th. 1. S. 279. Andrea del Sarto ward geboren 1488. Er bildete sich hauptsächlich nach Leonardo da Vinci, aber er nutzte auch die Werke des Mich. Angelo, des Fra Bartholomeo und Raphaels. Die meisten seiner Gemälde waren bestellte Werke, die Assembleen von Heiligen, ohne Verbindung durch eine gemeinschaftliche Handlung, vorstellen. Dabei konnte er keine Stärke in der Composition zeigen. Seine Anordnung ist zu symmetrisch. In seinen Köpfen herrscht zu wenig Abwechselung. Der Character ist kleinlich und ängstlich furchtsam. Man bemerkt, wenn ich so sprechen darf, einen leonardisch sufälichen Zug darin. Als auffallende Kennzeichen kann man die knorplichten, eckigen Nasen, die hagern Wangen, und die hoch liegenden Augknochen ansehen. Er zeichnete mit vieler Feinheit, aber nicht ganz richtig. Seine Extremitäten sind zu knöchern. Die Gewänder haben viel von dem Geschmack des Fra Bartholomeo, aber sie sind viel einfacher und weniger wahr u. s. w.

6. Iulius Romanus. Malerei und Bildh. Th. 3. S. 134. So lange er nach den Zeichnungen seines Meisters Raphaels, und unter dessen Augen arbeitete, war seine Zusammensetzung weise, und seine Zeichnung richtig: aber in der Farbung unterschied er sich gleich, durch gar zu schwarze Schatten und zu rothe Lichter des Carnation. Seine Ausführung war übrigens sehr besorgt, und man kann sogar sagen, gelecht. Sobald er sich aber nach Raphaels Tode seiner eigenen Willkühr überlassen sahe, ward er durch seine brennende Einbildungskraft zu Ausschweifungen jeder Art fortgerissen. Vielleicht darf man auch sagen, dass er nur übertrieb, um dem Vorwurf, blos Copist zu sein, zu entgehen. Denn häufig findet man noch Digressible, die er an Werken seines Vorgängers begangen hat. Er setzte sie aber auf eine bizarre

Art mit seinen eigenen nicht minder bizarren Erfindungen zusammen. Daran, und an seinen grämlichen Mannerköpfen, an den Gelenken, die mit Muskeln und Knorpeln überladen sind, an der kreberothen Fleischfarbe erkennt man ihn am leichtesten wieder. Seine Zeichnung ward nun incorrekt, er fieng an, im Geschmack der Florentinischen Schule, die Muskeln zu stark anzudeuten, und weil er gar zu geschwind arbeitete, so ward die Behandlung vernachlässigt. — —

Schönes Gemälde von Julius Romanus (in der Kirche S. Maria dell Anima in Rom.) Th. 3 S. 300. Madonna mit dem Christkind, ein heiliger Jacob betet es an; der heilige Joseph lehnt sich auf den Ellnbogen, und sieht zu, der heilige Rochus wird dem Heiland durch den heil. Johannes vorgestellt, und hinten füttert die heil. Anna die Huner. Es ist ein Hauptbild dieses Meisters. Ob es gleich auf mancherlei Art durch Retouchiren, schlechten Firnis etc. gelitten hat. Auch sind Erfindung und Anwendung nicht zu loben; man muls allein auf das Detail sehen. Der Kopf der Madonna hat viel Ähnlichkeit mit dem der Madonna, in der heil. Familie von Raphael zu Versailles. Eben daher ist auch die Stellung des heil. Josephs genommen, der sich auf den Arm stutzt; aber, recht nach Art der Nachahmer, hier sehr übertrieben wieder angebracht. Die Madonna ist die reizendste Figur auf dem Bilde, dabei in vortrefflichem Geschmack drappirt. Der Kopf des heil. Rochus und einige Engel sind auch schon. Dagegen gehören die Kniee des Christkindes einem ausgewachsenen Bootsknechte, und die Beine des heil. Johannes sind offenbar zu klein gegen die übrige Figur. — —

7. Meisterstück des Garofalo. Über Malerei und Bildh. Th. 1, S. 284. Ein todter Christ mit der Mutter und mehrern Heiligen. Ein Meisterstück des Garofalo. Erfindung und Anordnung sind zwar nicht zu loben, auch ist die Luftperspectiv nicht beobachtet, und die Zeichnung trocken und steif. Allein das Bild hat doch viele einzelne Schönheiten. Die Stellung der Magdalena ist sehr reizend, und der Ausdruck zutreffend. Der heilige Hieronimus hat einen schönen Kopf, und bei dem heiligen Johannes scheint der Maler sehr glücklich einen der Söhne des Laokoon zum Vorbilde genommen zu haben. Die frischen Localfarben, welche immer das charakteristische Verdienst unseres Meisters ausmachen, sind auch in diesem Bilde unserer Aufmerksamkeit werth. — —

Studien auf einer Reise nach Dänemark. Th. 1. S. 136. Eine heilige Familie, die man für Raphaels Arbeit ausgiebt, aber sicherlich nicht von ihm ist. Mir ist es am wahrscheinlichsten, dals es das Werk des Garofalo sei. Das zeigt die fehlerhafte Zeichnung, die frische Farbe in den Gewändern, das zeigen die eckigen Konturen und die klumpenfoigen Hände.

8. Parmeggianino. Malerei und Bildh. Th. 1. S. 295. Parmeggianino suchte die Zeichnung des Raphael, mit den Vorzügen des Correggio zu vereinigen. Er hatte weder Begriff von Zusammensetzung noch von Anordnung und Ausdruck. Aber er

wufste seinen Figuren einen gewissen falschen Reiz zu geben, der sehr anzieht. Seine Umrisse sind sehr fein und sehr sweit; seine Köpfe haben viel Gefalliges. Aber bei einer genauern Untersuchung wird man finden, dafs alles incorrekt und manierirt ist. Seine Figuren sind zu lang, die Finger an den Handen sind spindelmäfsig. Gewänder und besonders der Kopfputz haben etwas reizend Phantastisches. Seine Färbung fällt ins Graue und ist ohne Harmonie. Man kann Liebhaber nicht genug vor den verführerischen Reizen dieses Meisters warnen. — —

Th. 2. S. 81. Das Verlöbnifs der heiligen Catharina. Ein grofses Gemälde von Parmeggianino, um so interessanter, weil es selten ist, von diesem Meister Gemälde in dieser Gröfse zu finden. Ausdruck darf man hier nicht suchen, auch keine sonderlich gute Zusammensetzung. Während dafs die heilige Catharina den Christ beim Kinn ergreift, um ihn zu kussen, und ihr erhabener Gemahl die Hand auf ihren Busen legt, sieht die Madonna nach einer andern Seite. Von den umherstehenden Heiligen nimmt keiner an der Handlung Theil, und einer hufst sogar — wie werden unsere Kritiker über den Anachronismus schreien! — das Crucifix. Übrigens ist die Anordnung und die Gruppirung gut. Der Maler hat den Köpfen und Stellungen das Liebliche des Correggio zu geben gesucht, aber es ist zur Affectation geworden. Die Zeichnung ist nicht ganz correkt; die Gewander sind von schlechter Wahl; die Schatten haben nachgeschwärzt.

9. Annibale Carracci. Malerei Th. 1. p. 15. Sein Ausdruck ist nicht immer wahr, selten edel, und beinahe nimmer lieblich. Er hatte wenig Gefühl für Schönheit, mehr für Starke: Seine Weiber sind zu männlich, seine jugendlichen Figuren zu schwerfallig, seine Alten ohne Majestät. Sein Colorit ist ohne Lieblichkeit und ohne Harmonie. In Olgemälden grau, im al Fresco ziegelroth. Das Helldunkle ist in den mehrsten seiner Gemälde mit Einsicht angedeutet, aber selten thut es die Wirkung, die sich der Meister davon versprochen zu haben scheint. — —

Der Triumph des Bachus und der Ariadne. Keine einzige Figur hat den Ausdruck den der Character und die Handlung erfordern. Bachus hat den Anstand eines schlechten Schauspielers, der repräsentiret, und Ariadne, seine neuvermählte Gattin, kehrt ihm den Rücken zu, um den Maler eine schöne academische Figur im Contrapost darzubieten. Die Nymphen haben den gemeinen Fehler aller weiblichen Figuren dieses Meisters, sie sind zu männlich. Sylen ist ein ekelhaft berauschter Alter. Hingegen ist die malerische Erfindung vortreflich. Die Gruppen greifen wohl in einander, und die einzelnen Figuren haben sehr abwechselnde Stellungen. Schönheit und Reiz darf man beim Annibale nicht suchen. Das Colorit fällt ins Ziegelrothe, und ist ohne Harmonie.

10. Guido Reni. Malerei und Bildh. Th. 2. S. 184. Kein Maler der Neueren hat so sehr, wie er, im Geiste der Alten gedacht, und die Grundsätze, die sie bei der Bildung der Schönheit beobachteten, auf die Darstellung der Natur seines Landes, auf

die Vorwürfe, die den Pinsel des Künstlers in neueren Zeiten hauptsächlich beschäftigen, anzuwenden gewußt. Mehr als jeden andern ist es ihm geglückt, die edle Gestalt, den einfachen Reiz, der aus der Übereinstimmung der Züge entsteht, mit einer hohen Bedeutung des Characters, und einem erhabenen und wahren Ausdruck des Affects zu vereinigen. — —

Der heilige Petrus im Palast Zampieri, zu Bologna. S. 189. Der heilige Petrus an sich eine unedle Figur, weint nicht wie ein Mann, sondern wie ein ungezogenes Kind, und kratzt sich dabei hinter den Ohren, während daß ein anderer Heiliger, von eben so niedriger Natur, ihn tröstet. Die Extremitäten sind nichts weniger als schön, nicht einmal richtig gezeichnet, und die Schatten sind offenbar übertrieben. Was hat denn dies Bild um so sehr anzuziehen? für den rohen Betrachter einen um so falscheren Ausdruck, als er an Carricatur grenzt, eine Rundung, durch welche die Figuren sich von dem Grunde heraus zu heben scheinen; für den Künstler aber die kecke Behandlung, mit der die kräftigsten Farben in vollkommener Harmonie nicht einzeln aufgetragen, sondern zusammen gegossen scheinen.

11. Guercino da Cento. Malerei und Bildh. Th. 2. S. 211. 212. Er lernte in der Schule der Caracci: die Manier des M. Angelo Carravaggio war ihm früh bekannt; aber er ward mehr Schüler der Natur als irgend eines Meisters. Inzwischen er sahe diese Natur durch eine ihm allein eigene Netzhaut des Auges, (wenn ich so sagen darf) die sich in Absicht der Farbe dreimal veränderte. Das heißt: man kennt in ihm drei verschiedene Manieren: die schwarze, die rothe und die helle; oft ertappt man ihn auch auf den Übergängen von der einen zur andern. — —

Sein Ausdruck ist oft wahr, oft gezwungen, oft unbedeutend. Man kann ihn selten eines unedlen wegen tadeln, aber auch eben so selten eines edlen wegen loben. Ländliche Naivetät, die zuweilen an bäurische Einfalt streifte, sproder Ernst, wie man ihn wohl bei blöden Landmädchen antrift, sind die Charactere seiner Weiber. Seine männlichen jugendlichen Figuren sind Genossen der vorigen, Contadini, ehrliche Bauerkerls, nur daß sie statt des flinken raschen Ausdrucks, der der niederländische in den Gemälden dieser Schule hat, gemeiniglich einen weinerlichen Zug auf dem Gesichte tragen, der auf den Druck, unter dem die päbstlichen Bauren leben, schließen läßt u. s. w. — —

Der Tod der Dido von Guercino. Th. 3. S. 84. Dido fällt in ihr Schwerd, vor einer ganzen Versammlung des Volks. Das, was wir sehen, hat zu wesentliche Fehler, um zu bedauren, daß das, was wir zu sehen wünschten, in diese Hand zur Ausführung nicht gekommen sei. Eine Menge von Figuren füllt die Fläche: aber keine einzige nimmt wahren Antheil an der Hauptshandlung. Sie stehen da — weil sie da stehen, und noch dazu ohne leicht zu übersehende Ordnung. Die Perspective ist gar nicht beobachtet. Dido liegt in einer unnatürlichen Stellung. Das Schwerd ohne Lade, dessen Spitze eine Elle jenseits des Rückens heraus ragt, muß

den ernsthaften Beschauer zum Lachen bringen. Aber bewunderungswürdig schön gemalt sind Kopf und Brust: voll Ausdruck und Schönheit: das Blut scheint den Wangen zu entfliehen. Das Gewand ist aus der Trödelbude genommen, *) so wie die Kleidung der übrigen Figuren. Ans Costum darf man nicht denken. Man sieht Männer in spanischer Tracht.

Es hat diesem Mildheimischen Kunstbuche, etwa unter der Aufschrift Pantheon, noch ein dritter Abschnitt von Ramdohrschen Charakteristiken der alten heidnischen Götter hinzugefügt werden sollen, indefs ist trotz aller angewandter Mühe nichts aufgetrieben worden, was zur Belustigung des Publicums gereichen könnte. Man überlafst sie also lieber auch fernerhin der Vergessenheit, die sie bisher, von Leser und Kritiker unangefochten, genossen haben. Ein Lohn ist dem Verfasser weitläufiger, bänderreicher Werke, wie der Ramdohrschen, in Zeiten wie die jetzigen gewifs: man lobt sie unbesehens, um nur der Mühe, sie zu lesen, überhoben zu sein.

Indefs um diesen würdigen Freund des classischen Alterthums, der die Munterkeit so weit treibt, sich neben Winkelmann und Mengs, als die nothwendige dritte Person, zu stellen, würdig und classisch abtreten zu lassen, so möge unsre Sammlung beschlossen sein mit folgender

Characteristik des Jupiters

Malerei und Bildh. Th. 1. S. 104. Gröfse und Güte, wie man sie sich bei einem Manne in Verbindung denken darf, dem das reife Alter und lange Erfahrung Herrschaft über seine Leidenschaften, wahres Gefühl von der Bestimmung seiner Vorzüge, und Billigkeit gegen die Schwächen andrer gegeben haben, machen den Character des Vaters der Götter und Menschen aus.

*) In der Beschreibung des Gemäldes der heiligen Petronilla, von diesem Meister, sagt Herr v. Ramdohr ebendaselbst: Was die Gewänder betrifft, so scheinen sie alle in einer Trödelbude zusammen gesucht zu sein.

Inhaltsanzeige.

Eilftes und Zwölftes Heft. Novbr. u. Decbr. 1803.

I. Prolegomens einer Kunst-Philosophie, von Adam Müller.

II. Lied von der Jugend, von Wezel.

III. Der Tod, von Wezel.

IV. Fluch der Zeit, von Wezel.

V. Das Kleinod, von Wezel.

VI. Der Schrecken im Bade. Eine Idylle. Von Heinr. von Kleist.

VII. Kunz von Kaufungen. Romanze. Von Graf O. Heinr. von Löben.

VIII. Die sterbende Maria, nach einem altdeutschen Bilde auf dem Schlosse zu Nürnberg, von Graf O. Heinr. von Löben.

IX. Die himmelfahrende Maria, von Demselben.

X. Druck der Seele, von X**.

XI. Italienischer Theater, Masken, Extemporiren. (Aus A. Müllers Vorlesungen über dramatische Kunst.)

XII. Geistermähe. Fragment.

XIII. Über das deutsche Familiengemälde.

XIV. An J. als sie dreizehn Jahr alt war ins Stammbuch geschrieben, von A. M.

XV. Unsichtbare Schrift.

XVI. Wanderers Tagereise.

XVII. Wanderers Abend.

XVIII. Wanderers Nachtlager, von Wezel.

XIX. Über Kunstausstellungen und Kunstkritik, von Ferdinand Hartmann.

XX. Noth- und Hulfsbüchlein für Künstler und Kunstliebhaber in Mildheim.

Heinrich von Kleist's

Politiſche Schriften

und

andere Nachträge zu ſeinen Werken.

Mit einer Einleitung

zum erſten Mal herausgegeben

von

Rudolf Köpke.

Berlin, 1862.

Verlag von A. Charisius.

Lüderitz'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Friedrich von Raumer

zur Feier

seines sechszigjährigen Amtsjubiläums

am 8. December 1861

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet

von

dem Herausgeber.

BAYER. SCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Nur Wenigen iſt es beſchieden, den Lebenstag zu ſehen, der Ihnen, hochverehrter Herr, heute feſtlich anbricht. Den Zeitraum eines halben Jahrhunderts in demſelben Kreiſe durchſchritten zu haben, iſt kein alltäglicher Ruhm unter Menſchen, daſſelbe Zeitmaß in verſchiedenen Kreiſen des Wirkens zu erfüllen, iſt dem Einzelnen noch ſeltener vergönnt; doch wo fünf reichen Jahrzehnten ein ſechstes hinzugelegt wird, iſt es unter den ſeltenen Feſten das ſeltenſte.

Ihnen hat das gegenwärtige Jahr nicht einen, ſondern eine Reihe von Feſttagen gebracht, die ein halbes Jahrhundert Ihres Wirkens in Wiſſenſchaft und Lehramt abſchließen, und vor wenigen Wochen noch mit dem goldenen Kranze des häuslichen Glücks gekrönt worden ſind. Der heutige Tag vollendet Ihr ſechszigſtes Jahr im Dienſte des Vaterlandes. Wer das in ungeſchwächter Kraft des Geiſtes und Körpers

erlebt, den möchte man versucht sein jenen Männern des Alterthums beizuzählen, die der hellenische Weise vor allen glücklich pries. Denn Glück ist die reine Entfaltung der eigenen Natur nach ihrem Gesetze, im Einklange zugleich mit dem großen Ganzen, dessen dienendes Glied zu sein der Einzelne bestimmt ist. Eine solche harmonische Verbindung ist das freie Geschenk höherer Macht, darum ist ein Tag wie der heutige ein Tag des Glückwunsches, das heißt der dankbaren Anerkennung menschlicher Lebens- und Entwicklungsfülle.

Sechszig Jahre, mehr als ein Drittheil unserer Preußischen Geschichte, überschauen Sie als Staatsmann, als Lehrer und Geschichtschreiber. Von sieben Königen haben Sie fünf erlebt und dreien treu gedient. Das Preußen Friedrichs des Großen, den tiefen Fall der alten Staatsformen haben Sie

gesehen, und dem reformatorischen Gesetzgeber thatkräftig zur Seite gestanden, als er die Grundlagen des neuen Staates vorbereitete; Sie sind Zeuge gewesen der großen volksthümlichen Erhebung, haben Ihren Theil gehabt an den Zeiten innerer Ruhe und wissenschaftlichen Ruhms, und eine zweite tiefe Erschütterung überwinden helfen, um nochmals in eine neue Umgestaltung des öffentlichen Lebens einzutreten. Zu allen Zeiten haben Sie für Gesetz und volksthümliche Freiheit, für den König wie für das Vaterland, für Preußen wie für Deutschland als untrennbare Mächte, mit den Besten im Bunde, unermüdet und maßvoll gestritten, und die Unabhängigkeit des Urtheils und Charakters frei bewahrt.

Als Forscher und Geschichtschreiber haben Sie die Vergangenheit des deutschen Vaterlandes in umfassender Weise zuerst erschlossen, und die verschiedenen Zeitalter des mensch-

lichen Geſchlechts durchmeſſen. So möchte ich Ihnen nachrühmen, was ein alter Schriftſteller von einem Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit ſagt, das ſchönſte Loos ſei es Schreibenswürdiges gethan, Leſenswürdiges geſchrieben zu haben. Mögen Sie mir verſtatten das auszuſprechen, da Sie, obgleich nicht ſelten verkannt, dennoch ſtets ein Verkleinerer Ihrer ſelbſt geweſen ſind.

Als einen öffentlichen Ausdruck dieſer Geſinnung, die ich Ihnen längſt im Herzen bewahre, bitte ich Sie die folgenden Blätter betrachten und annehmen zu wollen. Ein Zeichen ſollen ſie ſein wiſſenſchaftlicher Anerkennung, das ein jüngerer Fachgenoſſe Ihnen darzubringen wünſcht, rein menſchlicher Hochachtung und aufrichtiger Uebereinſtimmung in den großen Fragen des Lebens, und endlich des Dankes für die freundſchaftliche Theilnahme, die Sie mir ſtets bewieſen haben.

Für diesen Zweck schienen mir diese Blätter vornehmlich geeignet. Denn sie sind ein Erbstück aus dem Nachlasse des großen Dichters, in dessen Verehrung und Liebe, wir, wie verschieden an Lebensalter und Stellung, einander zuerst freundschaftlich begegnet sind; ein bisher unbekannter Beitrag zu unserer nationalen Litteratur, der Sie, wie der Kunst, auch unter historischen Studien und politischen Kämpfen eine jugendfrische Neigung gewahrt haben; der Gesinnungsausdruck eines ebenso hochbegabten als unglücklichen Dichters, der wie Sie für die Wiedergeburt des Vaterlandes gestritten, den Sie selbst noch von Angesicht gekannt haben. Es irrt mich nicht, daß die Berührungen zwischen Ihnen, dem Staatsmanne, und dem Dichter nicht freundlicher Art gewesen sind. Persönlich unangenehme Erfahrungen haben Sie niemals gehindert gerecht zu sein, und Sie haben darum weder

dem Menſchen Ihre Theilnahme noch dem Dichter Ihre Anerkennung verſagt. Die damals ausgeſprochene Verſöhnung wird heute zur hiſtoriſchen Sühne. Der Dichter iſt nach ſchwerer Verirrung eingegangen in die Ehrenhalle unſerer Litteratur; Sie haben ſeitdem fünfzig Jahre des reichſten Wirkens durchlebt, und ſtehen heute als gefeierter Greis voll ſeltener Jugendfriſche und Theilnahme für Alles was die menſchliche Bruſt bewegt, am Grabe des Dichters, der am Widerſtreit des Lebens zu Grunde ging.

Und ſo wüßte ich Ihnen nur Eines noch zu wünſchen, daß Ihnen die Fülle der Lebensgüter, die Sie beſitzen, noch lange erhalten, und mir Ihre Freundſchaft bewahrt bleiben möge.

Berlin, den 8. December 1861.

Rudolf Köpke.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Prosa.

1. Politische Satiren.

1. Brief eines rheinbündischen Officiers an seinen Freund . . . 63
2. Brief eines jungen märkischen Landfräuleins an ihren Onkel . . 64
3. Schreiben eines Burgemeisters in einer Festung an einen Unterbeamten 68
4. Brief eines politischen Pescherä über einen Nürnberger Zeitungsartikel 70
5. Die Bedingung des Gärtners. Eine Fabel 73
6. Lehrbuch der französischen Journalistik 74
7. Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte 89

2. Politische Aufrufe und Betrachtungen.

1. Einleitung zur Zeitschrift Germania 94
2. Aufruf 96
3. Was gilt es in diesem Kriege? 97
4. Einleitung zu den Berliner Abendblättern. Gebet des Zoroaster 100
5. Von der Ueberlegung. Eine Paradoxe 101
6. Betrachtungen über den Weltlauf 103

Seite

3. Erzählungen und Anekdoten.

1. Warnung gegen weibliche Jägerei 104
2. Die Heilung 107
3. Das Grab der Väter 110
4. Der Griffel Gottes 112
5. Muthwille des Himmels. Eine Anekdote 113
6. Anekdote aus dem letzten Kriege 114
7. Der Branntweinſäufer und die Berliner Glocken 115
8. Tages-Ereigniß 116
9. Der verlegene Magiſtrat. Eine Anekdote 117
10. Charité-Vorfall 118
11. Anekdote 119
12. Räthſel 120
13. Anekdote 120
14. Anekdote 121

4. Kunſt und Theater.

1. Empfindungen vor Friedrich's Seelandſchaft 123
2. Brief eines Mahlers an ſeinen Sohn 125
3. Brief eines jungen Dichters an einen jungen Mahler . . 126
4. Theater. Den 2. October: Ton des Tages, Luſtſpiel von Voß 128
5. Unmaßgebliche Bemerkung 129
6. Schreiben aus Berlin, den 28. October 131
7. Die ſieben kleinen Kinder 132
8. Von einem Kinde, das kindlicher Weiſe ein anderes Kind umbringt 133

5. Gemeinnüthiges.

1. Allerneueſter Erziehungsplan 136
2. Entwurf einer Bombenpoſt 145
3. Schreiben aus Berlin. 15. October 147
4. Aëronautik 149

Seite

II. In Verſen.

1. Eine Legende nach Hans Sachs. Gleich und Ungleich 153
2. Eine Legende nach Hans Sachs. Der Welt Lauf 156
3. Epigramme:
   1. Auf einen Denuncianten. Räthſel 160
   2. Wer iſt der Aermſte? 160
   3. Der witzige Tiſchgeſellſchafter 160
   4. An die Verfaſſer ſchlechter Epigramme 160
   5. Nothwehr 160
Anmerkungen 161

Einleitung.

I.

Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum
Ruhm dir zu ſchlagen,
Iſt, getreu dir im Schooß, mir, deinem Dichter,
verwehrt,

ſchrieb Heinrich von Kleiſt auf das Titelblatt ſeines vaterländiſchen Dramas die Hermannsſchlacht, als er es im Jahre 1808 vollendet hatte. Es war eine Grabſchrift, die er dem Vaterlande, ſeiner Dichtung, ſich ſelbſt ſetzte, und in finſterm Haß ſich in das Schweigen der Hoffnungsloſigkeit zu vergraben, ſchien der letzte Troſt, den das Leben ihm noch nicht geraubt hatte. Voll Liebe zum Vaterlande will er ihm zum Ruhme ſingen, aber in der Gegenwart ſieht er es ſchmachbedeckt in den Staub getreten; er wendet den Blick rückwärts, der ruhmvollen Vergangenheit entlehnt er den Stoff ſeiner Dichtung, im Sturme will er ſein Volk mit ſich fortreißen, aber die Hörer verſchließen ihm das Ohr. Für die Enkel iſt es gefährlich geworden, dem Heldenliede von den Thaten der Ahnen zu horchen, der Sänger ſchließt ſein „letztes Lied", „er wünſcht mit ihm zu enden, und legt die Leier thränend aus den Händen!"[1] Keine Bühne will ſich ſeinem vaterländiſchen Schau-

spiel öffnen. Zurückgewiesen von den Seinen verschließt er einsam den Schmerz und das Elend des eigenen Lebens, die Schmach und den Gram Deutschlands in jene Worte, die zur schwer lastenden Anklage eines selbstvergessenen Volks werden.

Dennoch nennt sich Kleist den Dichter seines Vaterlandes; getreu bleibt er ihm im Schooß, während viele andere, denen es Macht, Ehre, Ruhm gegeben hatte, untreu geworden waren, es durch That, Wort oder verzagtes Schweigen verrathen hatten. Nicht Fürsten und Volksstämme, Generale und Staatsmänner allein, auch Männer der Wissenschaft und Dichter hatten das gethan. In das Unendliche hatte sich die Wissenschaft versenkt und die Welt durchmessen, das Vaterland, in dem sie aufgewachsen war, blieb ihr fast fremd; in Griechenland und Rom lebte die Dichtung, in Deutschland nicht. Weder die eine noch die andere ahnte das Verderben, das sich heranwälzte, bestürzt hatten sie geschwiegen, als es hereinbrach, oder den fremden Gewalthaber als den Vollzieher des Weltgeschicks wohl gar bewundert und gepriesen. Kleist wollte nichts als sein Deutschland, sein oft geschmähtes Brandenburg, ob auch hier „die Künstlerin Natur bei der Arbeit eingeschlummert", ob es auch gerade jetzt doppelt arm und öde sein mochte; er wollte es, weil es das Vaterland war.[2] Aus ihm sprach die Stimme des lang eingeschläferten Gewissens, das laut mahnte, dem Zwiespalt zwischen Weltbürgerthum und Volkssinn, Staat und Vaterland, Wissenschaft und Leben ein Ende zu machen, und die tiefsten Kräfte zum Kampfe aufzurufen. Jene Verse, wie sein Drama, waren ein erster erschütternder Ausdruck der Wiedervereinigung der Dichtung mit dem Vaterlande, und darum lassen sie selbst in der Hoffnungslosigkeit die Rettung

ahnen; es liegt in ihnen der Wendepunkt des deutschen Lebens. Denn anders mußte es werden, sobald diese Ueberzeugung allgemein ward; selbst die höchsten Güter der Menschheit, denen man so lange nachgetrachtet hatte, verloren ihre bildende und heiligende Kraft, wenn sie durch den volksthümlichen Muth nicht mehr geschirmt wurden. Es brach die Zeit an, wo Schleiermacher und Fichte Volksredner waren, Arndt durch Lied und That wirkte und ein jüngeres Dichtergeschlecht heraufwuchs, das nicht mehr classisch, sondern vaterländisch sein wollte, selbst zum Schwerte griff und kämpfend fiel, wie Körner, oder das Glück der Sieger beneidend, den Sieg feierte, wie Schenkendorf und Rückert.

Nicht so glücklich war Kleist; in die Mitte gestellt, zwischen die schonungslose Uebermacht der Gegenwart und die zweifelhafte Zukunft, hat er weder den Kampf noch den Sieg erlebt, und gleichgültig haben sich seine Zeitgenossen von ihm abgewandt. Den Weltklugen zu mystisch, den Frommen zu ruchlos, den Politikern zu unpraktisch, den Zahmen zu wild, dem Meister der Kunst zu roh und formlos, fand er bei seinem Leben nur wenige Freunde, und als der widerwärtige Streit über seinem Grabe verstummt war, ward er im Toben des Volkskampfes, den er erwecken wollte, fast vergessen, und die Kränze, nach denen er gegeizt hatte, wurden andern zu Theil.

Gewiß war er als Mensch weder im Leben noch im Tode frei von schwerer Schuld, aber so oft dies auch gesagt worden ist, dem Dichter ist die folgende Zeit langer Ruhe kaum gerecht, geschweige denn günstig, geworden. Zehn Jahr später hat ihn Tieck in das Gedächtniß des genießenden

Geſchlechtes, dem die ſtarke, männliche Dichtweiſe unbequem geworden war, zurückgerufen. Ihm, ſeiner reinen Anerkennung verdankt man es, wenn Kleiſt's Stelle in der Litteraturgeſchichte geſichert iſt. Auch das iſt langſam und zögernd geſchehen. In fünfzig Jahren ſind nur zwei Geſammtausgaben erſchienen, und zwiſchen beiden liegt ein Menſchenalter. Nicht ohne Mühe haben ſich drei ſeiner Dramen auf der Bühne eingebürgert, gerade das vollendetſte, das vorzugsweiſe heimiſche, mußte, der Gefahr des Unterganges kaum entzogen, am längſten gegen das Vorurtheil kämpfen, und die Hermannsſchlacht, die ſchon vor einem halben Jahrhundert zünden ſollte, hat ihre Hörer bis heute nicht gefunden.

Auch die Nachleſe, ſo ergiebig bei andern Dichtern, und die Kunde von ſeinem Leben iſt demſelben Mißgeſchick verfallen. Einen großen Theil ſeiner Schriften hat er in ſelbſtquäleriſcher Verachtung zerſtört; was ſonſt zu hoffen, war verſchollen oder in unbekannten Zeitſchriften begraben, und erſt Julian Schmidt's Ausgabe hat aus dem Phoebus einen Theil des Vergeſſenen wieder ans Licht gebracht. Vereinzelt und zufällig ſind manche Briefe von ihm zum Vorſchein gekommen und unbeachtet geblieben; die ſpäter von E. v. Bülow und Roberſtein herausgegebenen größeren Sammlungen ſind, wenn auch die erſte, faſt einzige Quelle, doch nicht umfaſſend genug, um auf ſein dunkles Leben ein überall genügendes Licht zu werfen. Bülow's freilich nicht erſchöpfende doch verdienſtliche Lebensbeſchreibung blieb in der politiſchen Sturmzeit von 1848, wie vierzig Jahre früher der lebende Dichter, faſt unbeachtet. Erſt in den letzten Jahren hat man ſich ihm aus dem Geſichtspunkte der allgemeinen Zeitgeſchichte, in der er in ſo frag-

würdiger Gestalt hervortritt, wieder mehr zugewendet.[3] Dennoch scheint eine Seite seines zerrissenen Lebens der näheren Besprechung würdig und bedürftig, von allen die erhebendste und reinste, in der sich die jähen Widersprüche vielleicht am ersten ausgleichen, die vaterländische. Ich würde es nicht unternehmen, allein auf Grund des schon benutzten Stoffes darüber zu reden, aber ich bin glücklich genug Neues, bisher Unbekanntes oder Vergessenes, hinzufügen zu können, und halte es für eine That der Gerechtigkeit, die folgende nicht geringfügige Nachlese zu Kleist's Schriften der Oeffentlichkeit zu übergeben. Eben hier erscheint er vorzugsweise als politischer Schriftsteller, von dieser Thätigkeit mindestens gewinnt man ein bedeutend vollständigeres Bild.

Zuerst habe ich Rechenschaft von den Quellen, aus welchen diese Nachträge geschöpft sind, abzulegen. Theils sind sie handschriftlicher Art, theils gehören sie vergessenen Drucken an; von jenen spreche ich zuerst.

Nicht alles, was Tieck aus dem Nachlasse Kleist's besaß, hat er in seine Ausgabe aufgenommen. „Auch finden sich", schreibt er, „in seinem Nachlasse Fragmente aus jener Zeit (1809), die alle das Bestreben aussprechen, die Deutschen zu begeistern und zu vereinigen, sowie die Machinationen und Lügenkünste des Feindes in ihrer Blöße hinzustellen: Versuche in vielerlei Formen, die aber damals vom raschen Drang der Begebenheiten überlaufen, nicht im Druck erscheinen konnten, und auch jetzt, nach so manchem Jahre und nach der Veränderung aller Verhältnisse, sich nicht dazu eignen."[4] Also Schriftstücke politischen, vaterländischen Inhalts, die ein Aufruf an das Volk sein sollten, jedoch nie zur Verwendung gekommen

sind, waren es, die Tieck im Jahre 1821 vor sich hatte. Zunächst scheint ihn die Rücksicht auf die Erregung des eben durchgekämpften Völkerkrieges, die jetzt friedlichern Stimmungen Platz machen sollte, von der Veröffentlichung abgehalten zu haben, und noch 1826 glaubte er dabei stehen bleiben zu müssen. Auch mochten ihm viele Fragmente im Vergleiche mit den großen Dichtungen minder bedeutend scheinen. Er sah in Kleist einen befreundeten gleichzeitigen Dichter, dem er aus den vollendetsten Werken ein Denkmal errichten wollte, von welchem er das Geringfügigere meinte ausschließen zu können. Ueberhaupt war seine Kritik ein Ausdruck der Begeisterung für den Gegenstand, mehr ästhetisch, allgemein anschauend und nachdichtend als bücherlich philologisch: er konnte zufrieden sein, den Dichter und dessen Werke der Vergessenheit entrissen und in genialen Zügen ein groß gehaltenes Bild beider entworfen zu haben. Ganz anders stand es, als zweiundzwanzig Jahre später Bülow in der Vorrede zum Leben Kleist's schrieb: „Die schon von Tieck bezeichneten zerstreuten politischen Blätter aus dem Jahre 1809 habe ich ebenfalls durchgesehen und des Druckes meist unwerth befunden." Diese „Reliquien", die er damals noch unverkürzt in Händen hatte, legte er alle in demselben Augenblicke als unwichtig bei Seite, wo er den Untergang oder die absichtliche Zurückhaltung anderer beklagte. Der Umstand allein hätte den Biographen bestimmen sollen, nicht seinem persönlichen Geschmacksurtheil über den Werth dieser Blätter, sondern dem brüderlichen Gesetze zu folgen, das zu retten gebietet, was noch zu retten ist, damit das Bild des Dichters so getreu als möglich hergestellt werden könne. Das verlangte die inzwischen zur

Wissenschaft heranzureifte Litteraturgeschichte, die auch für die Schriftsteller der nächsten Vergangenheit eine willkürliche Kritik dieser Art nicht mehr duldete. Nicht ohne ironisches Lächeln über Kleist's „naive Absicht" begnügte er sich, einen dieser Aufsätze, überschrieben: „Was gilt es in diesem Kriege?" sorglos abdrucken zu lassen. Von Tieck hatte Bülow diese Papiere erhalten; im Nachlasse des einen oder des andern mußten sie aufbewahrt sein.

Unter den zahlreich angesammelten Handschriften Tieck's fand sich in der That eine, die aus dem Nachlasse Kleist's herstammte, eine Abschrift der Penthesilea, vom Dichter durchgesehen und nicht ohne bedeutende Veränderungen einzelner Verse und Worte von seiner Hand. Aus der Vergleichung mit der Tieckschen Ausgabe, welcher der Druck von 1808 zu Grunde liegt, und den nicht unerheblich abweichenden Bruchstücken im Phöbus, ergab sich diese Handschrift als eine dritte noch frühere Bearbeitung selbständigen Charakters, die aufs neue beweist, wie sorgfältig Kleist seine Dichtungen im einzelnen durcharbeitete. Dagegen schien sich die nah liegende Vermuthung, der Herausgeber der Kleist'schen Schriften werde von seinen Sammlungen mehr als dieses eine Erinnerungszeichen bewahrt haben, nicht zu bestätigen, als sich später, bei der Durchsicht eines Restes ungeordneter Papiere, noch eine Anzahl Blätter nach und nach unerwartet zusammenfanden. Es war ein Theil des gehaltigen Bruchstücks Nehers Guiskard, das Kriegslied der Deutschen, das Sonett an die Königin von Preußen und das an den Erzherzog Karl im März 1809, denen sich einiges Prosaische anschließt; im Ganzen 2½ Halbbogen und 6 Blätter in Quart bläulich grauen

Streifenpapiers, deſſen höheres Alter nicht bezweifelt werden konnte. Nur freilich waren es nicht Kleiſt's Schriftzüge, ſondern die altmodiſch ſteife Hand eines ſächſiſchen Schreibers, von der alles, nach der Tinte zu urtheilen, faſt in einem Zuge geſchrieben worden war. Zwar beginnt die Zählung der Seiten mehr als einmal von vorn und manche Blätter ſind gar nicht bezeichnet, aber offenbar liegt hier ein Bruchſtück einer Handſchrift vor, die wenngleich ſehr verſchiedenartigen Inhalts, doch äußerlich ein Ganzes bilden ſollte.

Bei näherer Unterſuchung des proſaiſchen Theils fanden ſich mehrere bisher unbekannte Aufſätze: fünf Halbbogen, unter der Ueberſchrift „Satyriſche Briefe", deren drei numerirt aufeinander folgen: „1. Brief eines rheinbündiſchen Officiers an ſeinen Freund; 2. Brief eines jungen märkiſchen Landfräuleins an ihren Onkel; 3. Schreiben eines Burgemeiſters in einer Feſtung an einen Unterbeamten"; welchen ſich ohne Zahlenbezeichnung ein vierter anſchließt „Brief eines politiſchen Peſcherä (ſo) über einen Nürnberger Zeitungsartikel." Auf einem Quartblatt folgte „die Bedingung des Gärtners, eine Fabel"; dann vier Halbbogen „Lehrbuch der franzöſiſchen Journaliſtik", ſechs Halbbogen und ein Blatt „Katechismus der Deutſchen, abgefaßt nach dem Spaniſchen zum Gebrauch für Kinder und Alte", jedes Stück mit beſonderer Seitenzählung; endlich noch vier nicht paginirte Halbbogen, drei Stücke enthaltend, eines mit der Aufſchrift „Einleitung", ein anderes ohne Titel beginnend mit der Anrede „Zeitgenoſſen", das dritte mit der Ueberſchrift „Was gilt es in dieſem Kriege?" Eben dieſes Blatt hatte Bülow herausgegriffen; es war alſo kein Zweifel mehr, die politiſchen Blätter Kleiſt's, die er nach Tieck's Vergang bei

Seite gelegt hatte, waren noch erhalten. Gewiß ein glücklicher Fund, der durchaus Neues ans Licht brachte und für manchen andern Verlust entschädigen konnte. Die nächste Frage, ob er vollständig sei, beantwortete sich leider verneinend. Die Seitenzahlen des Katechismus ergeben, daß der dritte und sechste Halbbogen fehle; das Lehrbuch der französischen Journalistik bricht mit Paragraph 25, die Einleitung mitten im Satze ab; ursprünglich mußten diese Blätter vollzählig gewesen sein.

Ohne besondere Veranlassung zur Herausgabe und andern Arbeiten hingegeben, hatte ich mich längere Zeit bei diesem Ergebnis beruhigt, als die Briefe Kleist's an seine Schwester mich zu jenen politischen Bruchstücken zurückführten; denn was etwa noch gefehlt hätte, ein bestimmtes Zeugnis des Verfassers selbst, fand sich hier. Am 17. Juni 1809 nach der Schlacht von Wagram und dem Waffenstillstand von Znaym schrieb er von Prag aus, wohin ihn seine Hoffnungen auf Oesterreich geführt hatten, an seine Schwester: „Gleichwohl schien sich hier durch B. (Brentano?) und die Bekanntschaften, die er mir verschaffte, ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die schöne Zeit nach dem 21. und 22. Mai, und ich fand Gelegenheit meine Aufsätze, die ich für ein patriotisches Wochenblatt bestimmt hatte, im Hause des Grafen v. Kollowrat vorzulesen. Man faßte die Idee, dieses Wochenblatt zu Stande zu bringen, lebhaft auf, Andere übernahmen es, statt meiner den Verleger herbeizuschaffen, und nichts fehlte als eine höhere Bewilligung, wegen welcher man geglaubt hatte, einkommen zu müssen. So lange ich lebe, vereinigte sich noch nicht so viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu lassen, und nun ver-

nichten die letzten Vorfälle nicht nur diese Unternehmung, sie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt."

Alle ein Theil der Aufsätze, die Kleist im Frühjahr 1809 für ein patriotisches Wochenblatt bestimmt hatte, ist in diesen Blättern enthalten, nach allen äußeren Zeugnissen kann seine Autorschaft keinem Zweifel unterliegen. Heutiges Tages indeß, wo es darauf ankommt den Stoff der abgeschlossenen Litteraturperiode zu sammeln und zu sichten, wird man bisher unbekannte Schriften eines bedeutendern Dichters nicht leicht aus der Hand geben, ohne sie einer allseitigen Durchforschung unterworfen zu haben, auch wenn ihre Aechtheit feststeht. Es ist daher gerathen, auch diese Briefe und Aufrufe nach Form und Inhalt näher zu prüfen; auch schon aus dem Grunde, weil dies zugleich für einige andere Stücke, deren Kleistischer Ursprung äußerlich weniger verbürgt ist, den erforderlichen Maßstab gewähren wird. Um die stilistische Gestaltung dieser politischen Aufsätze zu beurtheilen, wird man zunächst auf eine etwas allgemeinere Betrachtung der Prosa Kleist's hingewiesen.

Seine prosaischen Schriften, äußerlich weniger umfassend als die versificirten Dichtungen, bestehen aus Erzählungen und Briefen. Nur in jenen erscheint er in voller bewußter Kraft, in ihnen wird man daher den Schriftsteller studieren können, während diese vom Augenblicke eingegeben, ungleich und schwankend, bald lebhaft, bald fieberisch erregt und abspringend den Menschen und den jähen Wechsel seiner Stimmungen auch in der Form zeigen. In der darstellenden Prosa ist er Meister, so daß Tieck der Ansicht war, hier entfalte sich sein Talent vielleicht noch glänzender als im Drama.

Könnte man einige Auswüchse beseitigen, die in seiner Natur wurzeln und von der vollendetern Handhabung der Form unabhängig sind, man würde von seinen acht Erzählungen die vier ersten größeren und sorgfältig durchgearbeiteten mustergültig nennen können. In der Haupttugend aller Erzählung beruhen ihre Vorzüge, in der durchsichtigsten Gegenständlichkeit. Ueberall treten Personen und Verhältnisse in festen und kräftigen Umrissen, bis zur sinnlichen Greifbarkeit deutlich hervor. Alles ist Bewegung, Leben, That, nirgend eine Stockung, eine todte Beschreibung, die sich abmüht viele einzelne Züge zusammen zu lesen, und es eben darum nie zu einem ganzen Bilde bringt, während hier die glückliche Einflechtung eines unscheinbaren Zuges auf einzelne Personen und ganze Gruppen einen hellen Rückstrahl wirft, der das Ganze in neuem überraschendem Lichte erscheinen läßt. Weil der Dichter diese Gestalten als ob sie lebten mit seinem Auge sah und darstellte, erweckt er in der Seele des Lesers, diesem unbewußt, die Kraft des dichterischen Nachschaffens. Mit der Selbstentäußerung eines Geschichtschreibers oder Dramatikers verschwindet er hinter seiner Darstellung, nirgend sieht man ihn mit zufahrender Hand in das Spiel hineingreifen und die Täuschung ungeschickt selbst zerstören, nirgend sich mit seinen Empfindungen und Betrachtungen aufdrängen; auch nicht in den Reden und Handlungen der Personen findet man ihn, weil sie überall ganz eigenthümlich, aus ihrer Stimmung, unter diesen gegebenen Umständen fühlen und handeln. Nur aus der Gesammtwirkung aller Kräfte, die er spielen läßt, ist sein letzter Gedanke zu erkennen. Und weil er seinen Menschen so wenig als sich selbst Abschweifungen philosophierender Betrachtung oder

überschwellenden Gefühls verstattet, haben sie nichts von der idealistischen Weise anderer Dichtergestalten; sie sind vielmehr von einer realistischen Derbheit, die in Härte und Schroffheit übergehen kann, aber eben darum scheinen sie aus Phantasiegeschöpfen zur Höhe historischer Charaktere, in denen sich ganze Menschengattungen und Zeiten darstellen, emporzuwachsen.

Er selbst nähert sich dadurch, so weit sich das von dem Dichter sagen läßt, der Grenze des Geschichtschreibers. Ohne es sein zu wollen, oder auch nur den Anspruch des historischen Romanstils zu erheben, hat ihn sein historischer Realismus auf den geschichtlichen Boden geführt. Unmittelbar aus dem Leben, aus Gegenwart oder Vergangenheit schöpft er den Stoff, wie schon seine Verliebe für die Anekdote beweist, die er da und dort aufgegriffen hat, und von denen er manche bis zur Erzählung ausspinnt. Auf diese lebendige Quelle deutet er bei der „Marquise von O." mit dem wichtigen Zusatze, der sich nur im Phoebus, nicht aber in den Ausgaben findet, selbst hin: „Nach einer wahren Begebenheit, deren Schauplatz vom Norden nach dem Süden verlegt werden." Wieder aber hat er diese Episode, in der er die ganze Fülle seines Talents entfaltet, in den Hintergrund des großen gleichzeitigen Revolutionskrieges eingefügt. Ebenso hat er im „Kohlhaas", dem „Erdbeben in Chili", der „Verlobung in St. Domingo" sich großen historischen Verhältnissen entweder angeschlossen, oder deren Natur an einem einzelnen Falle meisterhaft dargestellt; wie denn die erste Erzählung, sicherlich ohne daß er es beabsichtigte, zugleich eine ergreifende Darstellung des Ständekampfes geworden ist, der unter der Nachwirkung der Reformation in ganz

Deutſchland entbrannte. Selbſt die Verirrungen, in denen er unerwartet eine andere Seite ſeines Innern herauskehrt, und ſich mit vollſtändiger Verleugnung des hiſtoriſchen Charakters auf das Gebiet des dunkeln Wahns verlocken läßt, dienen nur dazu, die Kraft ſeiner Darſtellung in hellerem Lichte erſcheinen zu laſſen; denn auch die Traumgebilde ſeiner Phantaſie hat er ſo mit Fleiſch und Blut zu bekleiden gewußt, daß man ſie ſieht, ohne an ihre Wahrheit zu glauben. Sein „Kohlhaas“ bleibt trotz des unhiſtoriſchen Vornamens Michael und trotz des mythiſchen Kurfürſten von Sachſen, bei dem der Hiſtoriker von Fach nur mit Haarſträuben an den ſtandhaften Johann Friedrich denken kann, nach Auffaſſung und Darſtellung eine faſt vollendete hiſtoriſche Erzählung, deren Grundzüge dem Thatſächlichen entſprechen. Denn die Zurückhaltung der Pferde, die Rechtsverweigerung und Verſchleppung ſächſiſcher Seits, die Niederbrennung der Vorſtadt von Wittenberg, das Geſpräch mit Luther ſind hiſtoriſch.' Nach ihrer Kunſtform könnte ſie ohne Uebertreibung ein in Proſa aufgelöſtes Epos genannt werden.

Auch ſind ſeine Erzählungen von der modernen Novelle, dem hiſtoriſchen Roman und dem, was heute dafür gelten will, ſehr verſchieden. Die Novellenhelden ſind überwiegend Träger der Reflexion, ſie kämpfen die Gegenſätze nicht nach außen wirkend, durch die That aus, ſondern in dialectiſchem Ringen mit ſich ſelbſt, ſie ziehen die ganze Welt in den Strom ihrer Betrachtungen hinein, und deſſen ungeachtet verblaſſen ſie zu Schatten, die nach dem Lehrbuche ſprechen. Andererſeits in den neueren ſogenannten hiſtoriſchen Romanen, die mit der Macht der Geſchichte den Zauber der

Dichtung zu verbinden wähnen, werden die hiſtoriſchen Rieſen auf das zwerghafte Maß einer ſchwächlichen Phantaſie herabgedrückt, die eigentlich nur deshalb ihre Zuflucht zur Geſchichte nimmt, weil dieſe mit der unüberſehbaren Fülle eigenthümlicher Geſtalten der dürftigen Erfindung zu Hülfe kommt. Der falſche Schein hiſtoriſcher Kenntniß ſoll die Mängel der Dichtung verdecken, und ſchließlich verliert jede von beiden den reinen und urſprünglichen Charakter durch die Verbindung mit der anderen.

So ſehr Kleiſt Dramatiker iſt, ſo vermeidet er doch in der Erzählung in der Regel den unmittelbaren Dialog, der in neueren Novellen ſo die Oberhand gewonnen hat, daß der verkehrte Verſuch einer wörtlichen Uebertragung in das Drama hat gewagt werden können. Dagegen hat er im vollſten Verſtändniſſe dieſer Darſtellungsweiſe die indirecte Rede überwiegend gebraucht. Auch da, wo ſeine Perſonen direct reden müßten, iſt er epiſcher Berichterſtatter, er läßt ſie nicht aus dem Rahmen des Ganzen ſelbſtändig heraustreten, ſondern verwandelt ihre Rede in ein Handeln, von dem er zu erzählen hat. Es iſt bemerkt worden, ſein dramatiſcher Dialog verrathe in den unruhigen Sprüngen, in dem haſtigen Hin- und Wiederfliegen von Frage und Antwort, wodurch die Lebhaftigkeit zwar geſteigert wird, die innere Erregtheit des Dichters; ſeiner erzählenden Rede iſt dieſe Zerriſſenheit durchaus fremd. Mit gleichem Wellenſchlage fließt ſie wie ein breiter Strom dahin, auf dem der Hörer ſich mit ſtets gleicher Theilnahme von einer Windung zur andern tragen läßt.

Mit Vorliebe baut Kleiſt lange Perioden, architectoniſch erheben und ſchließen ſie ſich, ohne je zu erſtarren; der Belege

im einzelnen bedarf es kaum, jede Seite bietet sie dar. Aus vielen herausgegriffen möge folgende Periode hier eine Stelle finden: „Der Roßhändler, dessen Wille durch den Vorfall, der sich auf dem Markt zugetragen, in der That gebrochen war, wartete auch nur, dem Rath des Großkanzlers gemäß, auf eine Eröffnung von Seiten des Junkers oder seiner Angehörigen, um ihnen mit völliger Bereitwilligkeit und Vergebung alles Geschehenen entgegenzukommen: doch eben diese Eröffnung zu thun, war den stolzen Rittern zu empfindlich, und schwer erbittert über die Antwort, die sie von dem Großkanzler empfangen hatten, zeigten sie dieselbe dem Kurfürsten, der am Morgen des nächstfolgenden Tages den Kanzler, krank wie er an seinen Wunden darniederlag, in seinen Zimmern besucht hatte." Der Wendepunkt dieser Periode liegt in dem doch, durch das sie in zwei gleich wiegende Hälften getheilt wird; jede hat zwei [illegible] Nebensätze, die einen untern in sich umfassen, in dem eine nähere Begründung gegeben wird; beide schließen mit der Andeutung des Zieles ab, das erreicht werden soll. Der thatsächliche wie stilistische Nachdruck liegt auf den letzten Worten, sie leiten die Bewegung weiter. Umsonst versucht der Roßhändler seinen Zweck zu erreichen, um so besser erreichen die Ritter, die keine Versöhnung wollen, den ihren, die Rache. Man gewinnt den vollsten Ueberblick der Parteien, ihrer Stimmung, ihres Verhältnisses zu einander, ihrer Erfolge. Kleist's Perioden sind kunstvoll ohne verwickelt, reich ohne überladen zu sein, vielgliederig ohne Leben und Bewegung zu verlieren. Es ist ein Beweis bedeutender Meisterschaft, wenn man sich dem Zuge der deutschen Sprache zu weitläufigen Satzgefügen überlassen darf, weil die strenge Fassung, die nichts

Ueberflüssiges hinzufügt, die Möglichkeit eines Vorwurfs der Weitläufigkeit nicht einmal aufkommen läßt.

Noch verschlungener werden sie, wenn sich die mittelbare Rede zu entfalten beginnt, sei es, daß sie den Dialog einführe, oder über Seelenvorgänge berichte. Selten nur wird durch steigende Lebendigkeit die mittelbare Rede in die unmittelbare fortgerissen, wie in folgender Periode, die ebenfalls charakteristisch ist:' „Luther, der unter Schriften und Büchern an seinem Pulte saß, und den fremden beförderen Mann die Thür öffnen und hinter sich verriegeln sah, fragte ihn: wer er sei und was er wolle? und der Mann, der seinen Hut ehrerbietig in der Hand hielt, hatte nicht sobald mit dem schüchternen Vorgefühl des Schreckens, den er verursachen würde, erwiedert: daß er Michael Kohlhaas der Roßhändler sei; als Luther schon: „weiche fern hinweg!" ausrief, und indem er vom Pult erstehend nach einer Klingel eilte, hinzusetzte: „dein Odem ist Pest und deine Nähe Verderben!" Häufig dagegen zieht sich die indirecte Rede leicht und geschickt durch die längsten Wendungen hin, bisweilen freilich, auch über die Grenze des Erlaubten hinaus. So wird z. B. in der „Marquise von O." der Inhalt einer Rede in einer Reihe von Sätzen, die durch ein fünfzehnmal wiederholtes daß — daß — verbunden sind, wiedergegeben.'" Ich weiß nicht, ob Kleist die Novellen des Cervantes studiert oder auch nur gekannt hat; aber lebhaft wird man an die hohe Gegenständlichkeit der Darstellung, an den vollen klaren Fluß der getragenen Perioden des Spaniers erinnert.

Doch auch bei dem Meister ist das wahrhaft Vollendete immer noch nicht das Gewöhnliche. Jeder Schriftsteller hat

Angewohnheiten des Stils, geringfügig ſcheinende Eigenthümlichkeiten, die um ſo häufiger ſein können, je leichter ſie ſich dem Blick, der auf das Ganze gerichtet iſt, entziehen. Aber er kommt dadurch in Gefahr, aus dem Stil in die Manier zu gerathen, und er wird ihr verfallen, wenn der freie Ausdruck des Inhalts von der bequemen Gewohnheit geleitet wird, ſtatt ſie zu leiten. Wie Goethe hat auch Kleiſt dergleichen Angewohnheiten. Es iſt die Vorliebe für gewiſſe Bindewörter, die er gebraucht, um die Spannung des Leſers zu ſteigern oder herabzuſtimmen. Am auffallendſten iſt das unzählige Mal wiederkehrende „dergeſtalt daß", das er als anſchaulichere Redeweiſe dem nüchtern „ſo daß" vorzieht. Durch alle Erzählungen läßt ſie ſich verfolgen, im Kohlhaas allein ſind ohne große Mühe ein Paar Dutzend Beiſpiele dafür aufzufinden. Nicht minder häufig iſt der Gebrauch von „gleichwohl", wo es eine Bedingung, einen unerwarteten Gegenſatz ankündigen ſoll, den man mit „dennoch, deſſen ungeachtet" einleiten würde. Ferner die gleichzeitige Ereigniſſe oder Erwägungen verführende Redensart „nicht ſobald — als", für „kaum, in dem Augenblick als"; ebenſo „inzwiſchen", dann das gleichgültige oder ungeduldig abweiſende „gleichviel", das bedingende „falls" für „wenn." Alle dieſe Lieblingswendungen ſind auch den Dramen, namentlich dem proſaiſchen Dialog, nicht fremd." Dagegen hat ſich Kleiſt von einem andern Fehler, dem auch die Größten verfallen ſind, um ſo reiner erhalten, von widerlich ſtörender Wortmengerei. Fremdwörter braucht er in der Regel nur da, wo etwa Kunſtausdrücke unvermeidlich ſind, überall bietet ſich ihm an der rechten Stelle das rechte deutſche Wort ungeſucht dar. Hier übertrifft er Schiller und den alternden Goethe bei weitem.

Es ist der Ausdruck seiner deutschen Natur; eben darum greift er auch bisweilen selbst im Verse zu Provinzialismen, die nichts weniger als edel, aber sehr bezeichnend sind.

Faßt man dies Alles zusammen, den künstlerischen Bau der Perioden, seine Vorliebe für die mittelbare Rede, die Reinheit seines Ausdruckes, die unbewußten stilistischen Gewohnheiten, so gewinnt man eine Anzahl von Merkmalen, nach denen sich mit ziemlicher Gewißheit feststellen läßt, ob man es mit Kleist's Wort und Schrift zu thun habe oder nicht.

II.

Die vier satirischen Briefe bilden gewissermaßen ein dramatisches Ganze, sehr verschiedene Personen sprechen sich über dieselben Ereignisse, jede in ihrer Weise aus. Der rheinbündische Officier, das Landfräulein, der Burgemeister; diesen ironischen Charakteren steht der politische Pescherü mit seinen einfachen Betrachtungen als Chor gegenüber. Der erste Brief ist in kurz abschneidender französirender Standessprache geschrieben. Das Landfräulein schreibt, wie schon der Eingangssatz beweist, in der verschlungenen Weise Kleist's; architectonisch durchgeführt sind Perioden wie die „Allein, wenn die Ansicht u. s. w." oder: „Aber die Beweise, die er mir, als ich zurückkam u. s. w.", denen die beiden letzten des Briefes, mit ihrem „inzwischen" und „gleichwohl" an die Seite gestellt werden können. In dem Schreiben des Burgemeisters (I, 1, 3) gilt es, die pedantische Langstiligkeit amtlicher Erlasse darzustellen; der Wortschwall ironisirt sich selbst, er soll betäuben und über die Schmählichkeit des Inhalts täuschen. Bezeichnend ist die

unübersehbare Periode: „Indem wir euch nun diesem Auftrage gemäß u. s. w."

Der Brief des politischen Pescherü (I, 1, 4) stellt neun genau abgefaßte Fragen auf; in der fünften heißt es: „Ist er es, der den König von Preußen — zu Boden geschlagen hat, und auch selbst nach dem Frieden noch mit seinem grimmigen Fuß auf dem Nacken desselben verweilte"? Diese Bezeichnung vollständigster Vernichtung ist ein Lieblingsbild Kleist's. Im fünften Auftritt der Penthesilea sagt Asteria:

Den Fußtritt will er, und erklärt es laut,
Auf deinen königlichen Nacken setzen;

im neunten Auftritt wiederholt Penthesilea:

Laßt ihn den Fuß gestählt, es ist mir recht,
Auf diesen Nacken setzen!

Und die Hermannsschlacht beginnt mit den Worten:

Rom, dieser Riese, der —
Den Fuß auf Ost und Westen setzet,
Des Parthers muthgen Nacken hier,
Und dort den tapfern Gallier niedertretend.

Unter 7 heißt es im Briefe: „Ist er es, der — Preußen, den letzten Pfeiler Deutschlands sinken sah" —? Und in den ersten Versen der Hermannsschlacht:

Und Hermann der Cherusker endlich,
Zu dem wir, als dem letzten Pfeiler uns
Im allgemeinen Sturz Germanias geflüchtet —

Endlich in der neunten Frage wird auf den Kaiser Franz folgendes Gleichniß angewendet: „der wie Antäus, der Sohn der Erde, von seinem Fall erstanden ist, um das

Vaterland zu retten.“ In dem Gedichte vom 1. März 1809 an denſelben ſingt Kleiſt:

O Herr, du trittſt, der Welt ein Retter,
Dem Mordgeiſt in die Bahn,
Und wie der Sohn der duftgen Erde
Nur ſank, damit er ſtärker werde,
Fällſt du von Neu'm ihn an.“

Die Fabel „die Bedingung des Gärtners“ entſpricht in ihrer Faſſung den beiden Fabeln, die 1808 im Phöbus erſchienen.

In ganz anderem Ton iſt das „Lehrbuch der franzöſiſchen Journaliſtik“ gehalten. Obgleich die knappe Form dieſer geſchloſſenen Reihe von Erklärungen, Lehrſätzen, Aufgaben und Beweiſen der entfalteten Rede keinen Raum geſtattet, ſo haben ſich doch auch hier die Lieblingswendungen eingeſchlichen. Es iſt bekannt, welche Neigung Kleiſt für dieſe Darſtellungsweiſe und den ſtrengen Beweis hatte. Wie er zuerſt meinte, ſeine Lebensaufgabe auf dem Gebiete der Mathematik gefunden zu haben, ſo iſt er auch ſpäter, namentlich in den Briefen, geneigt, wo die Leidenſchaft nicht durchbricht, ſeine Gedanken in ſtreng logiſche Formeln zu bringen. Leider iſt das Lehrbuch der Journaliſtik in 25 Paragraphen unvollſtändig. Wahrſcheinlich hatte er es zu Ende geführt, doch ſind die letzten Blätter verloren gegangen. Den oberſten Grundſätzen und Definitionen folgt im Paragraph 10 die Eintheilung der Journaliſtik mit dem erſten Capitel: „Von der Verbreitung der wahrhaftigen Nachrichten“ in zwei Artikeln „von den guten und den ſchlechten Nachrichten“; ein zweites Capitel von der Verbreitung falſcher Nachrichten mußte folgen, und dieſes fehlt.

In dem „Katechismus der Deutschen" hat Kleist die Einförmigkeit des katechisirenden Tons, in dem die Antwort das Echo der Frage ist, so zu beleben gewußt, daß er durchaus charakteristisch wird, und einzelne Redewendungen von Vater und Sohn an den dramatischen Dialog, etwa die einfachen Gegenreden Käthchens in der ergreifenden Scene mit ihrem Vater erinnern.[13] Auch andere Anklänge fehlen nicht. Die Schilderung des Erzfeindes findet an mehr als einer Stelle ihr Seitenstück. Sie lautet 7: „Als einen der Hölle entstiegenen Vatermörder, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist." Im Käthchen von Heilbronn schleudert der alte Theobald dem Grafen Strahl folgende Worte zu:

Ein glanzumflossener Vatermördergeist,
An jeder der granitnen Säulen rüttelnd,
In dem urewigen Tempel der Natur,
Ein Sohn der Hölle, den u. s. w.

In der Hermannsschlacht sind Raub, Brand und Mord ein „höllenentstiegener Geschwisterreigen" und in dem Gedichte „Germania an ihre Kinder" ist es „eines Höllensohnes Rechte", die das eiserne Joch der Knechtschaft auferlegt. Im Katechismus 9 soll, wer weder liebt noch haßt, wenn es sich um die Freiheit des Vaterlandes handelt, in die tiefste, siebente Hölle, in der Hermannsschlacht der Verräther in die neunte Hölle stürzen. Dort wird die Frage verneint, ob nicht „das Blut vieler tausend Menschen nutzlos geflossen, die Städte verwüstet und das Land verheert worden sei", wenn man im Kampf unterliege. In dichterischer Sprache wird derselbe Einwand abgewiesen „Germania und ihre Kinder":

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt,
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt,
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt."

Die drei folgenden Stücke (I, 2, 1—3) sind nicht blos ein persönlicher Gefühlserguß, sondern Aufrufe an das Volk, die Kampf und Rache erwecken sollen. Das erste kündet sich als „Einleitung" einer Zeitschrift an, und ist im Tone der glühendsten vom Hasse eingegebenen Beredsamkeit geschrieben; der Erzherzog Karl ist der volksthümliche Held, „der Bezwinger des Unbezwungenen", oder, wie er in dem Siegesliede nach der Schlacht von Aspern genannt wird, „der Ueberwinder des Unüberwindlichen." Germania soll der Name dieser Zeitschrift sein; „Hoch auf den Gipfel der Felsen soll sie sich stellen, und den Schlachtgesang herabdonnern ins Thal", wie in dem Gedichte Germania ihren Kindern zuruft:

Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!
— —
Das Gebirg hallt donnernd wieder —
— —
Und vom Fels herab der Ritter,
Der sein Cherub, auf ihm steht.

Die Germania der Zeitschrift will singen: „Vaterland, — welch ein Verderben seine Wogen auf dich heranwälzt." In dem letzten Lied

Kommt das Verderben mit entbundenen Wogen
Auf Alles, was besteht, herangezogen.

Jene will „die Jungfrauen des Landes herbeirufen, wenn der Sieg erfochten ist, daß sie sich niederbeugen über die, so gesunken sind"; und das Lied an den Erzherzog Karl nach der Schlacht bei Aspern singt:

Siehe, die Jungfraun rief ich herbei des Landes,
Daß sie zum Kranz den Lorbeer flöchten."

Der Grundton der Einleitung ist in dem Gedicht Germania zum gewaltigen Schlachtgesang geworden, und kaum wird man sich der Ueberzeugung verschließen können, gerade für die Eröffnung dieser Zeitschrift sei es geschrieben worden. Der Schluß der Einleitung fehlt; dagegen scheint das folgende Stück, das ohne Ueberschrift mit dem aus einer andern Schrift entlehnten Aufrufe „Zeitgenossen!" beginnt, von Kleist selbst nicht abgeschlossen zu sein, wenigstens die Abschrift ist nicht vollständig, denn mit dem Ausrufe „Was?" bricht der Text mitten auf der Seite ab. Es sollen diejenigen, die sich auf den Trümmern des Vaterlandes in die bequeme Ruhe der Ungläubigkeit einwiegen, aufgeschreckt und ihnen die Augen über den Abgrund, an dem sie stehen, geöffnet werden. Das Ziel des Kampfes wird bezeichnet in dem Aufruf „Was gilt es in diesem Kriege?" Wenn es heißt: „Deren (der deutschen Nation) Unschuld selbst in dem Augenblick noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnißvoll erweckt, dergestalt daß" — so giebt dazu die Hermannsschlacht ein treffendes Beispiel, wo der Römer von dem Deutschen sagt:

In einem Hämmling ist, der an der Tiber graset,
Mehr Lug und Trug, muß ich Dir sagen,
Als in dem ganzen Volk, dem er gehört."

Erſt im Zuſammenhange mit den früheren Stücken erſcheint dieſer Aufruf, der weder abgeſchloſſen noch auch das bedeutendſte Stück iſt, im rechten Lichte; um ſo weniger iſt zu begreifen, wie Bülow gerade dies zur Probe mittheilen konnte, um dadurch ſeine Verurtheilung der anderen gehaltreicheren Blätter zu rechtfertigen.

Mit den bekannten politiſchen Gedichten Kleiſt's ſtehen dieſe Aufſätze in nächſter Verbindung; ſie ſind der Ausdruck derſelben Zeit und Stimmung, wie die Hermannsſchlacht von 1808, die Gedichte an den Kaiſer Franz und den Erzherzog Karl aus dem Frühjahr 1809, und Germania an ihre Kinder. Der erſte ſatiriſche Brief iſt unter der Einwirkung des beginnenden Krieges von 1809 geſchrieben, wie die Hindeutung auf die unglücklichen Kämpfe um und in Regensburg vom 19. bis 23. April beweiſt; Napoleons ſiegverkündendes Bülletin, deſſen erwähnt wird, iſt vom 24. April datirt. Der vierte Brief ſchließt ſich an einen Artikel des Nürnberger Korreſpondenten aus denſelben Tagen an. Die öſterreichiſchen Landwehren, welche die Fabel anredet, waren durch Erlaß vom 9. Juni 1808 ins Leben gerufen; die Erhebung der Spanier, auf welche die Ueberſchrift des Katechismus anſpielt, hatte im Mai 1808, der Tiroler, deren im Text gedacht wird, am 9. April 1809 begonnen. Dagegen findet ſich nichts, was auf den Sieg von Aſpern am 21. und 22. April 1809 hinwieſe. Alſo dieſe fünf Stücke werden Ende April oder Anfangs Mai entſtanden ſein. Ganz anders lautet der Ton nach der Schlacht von Aſpern in der Einleitung zur Germania; der erſte Athemzug der deutſchen Freiheit ſollte dieſe Zeitſchrift ſein. Derſelben Zeit gehören auch die beiden andern Nummern an. Da folgte

die Schlacht von Wagram, und Sieg und Hoffnung, Muth und Zuverſicht, Kraft und Begeiſterung ſind wiederum mit einem Schlage vernichtet.

Den Verſuch, den Kleiſt in Prag 1809 machen wollte, durch eine Zeitſchrift auf die Volksſtimmung zu wirken, hat er einmal vorher 1808 in Dresden, ein anderes Mal nachher 1810 in Berlin wirklich gemacht. Dort ſollte es eine künſtleriſch wiſſenſchaftliche, hier eine vaterländiſche ſein. Jenes iſt der Phöbus, „ein Journal für die Kunſt," zu deſſen Herausgabe er ſich mit Adam Müller und dem Maler Ferdinand Hartmann verbunden hatte, dieſes die „Berliner Abendblätter." Prächtig ausgeſtattet, auf weißem Papier in Quart, groß gedruckt, mit kupfergeſtochenen Umriſſen erſchien der Phöbus in monatlichen Heften, auf deren Umſchlag der emporſteigende Sonnengott mit ſeinem Viergeſpann zu ſehen war. Kleiſt erblickte wirklich eine neue Hoffnungsſonne in dieſem Unternehmen. Aus der Zeitſchrift ſollte eine Buch-, Karten- und Kunſthandlung erwachſen, in die er und ſeine Freunde nach dem Vorbilde der Fugger und Medici alles hineinwerfen ſollten, was man auftreiben könne. Dichter und Buchhändler zugleich zu ſein, darin lag die Hoffnung des großen Looſes; außerdem war Novalis Nachlaß, Beiträge von Goethe und Wieland zugeſagt. Ruhmredig pries Adam Müller ſeinem Freunde Gentz, daß es wohl noch keine ähnliche Verbindung der Poeſie und Philoſophie und der bildenden Kunſt gegeben, und meinte jede Vergleichung mit den Horen, als „einer Art von ſonntäglicher Retraite oder Reſſource", und ſelbſt mit dem Athenäum abweiſen zu können. Dennoch war es kein Treffer; die gehofften Mittel und Beiträge blieben aus, mit der Mißgunſt

der Buchhändler waren die noch mißgünstigeren Zeitumstände im Bunde, und schon im August 1808 ward es Kleist deutlich, das Journal werde sich auf die Dauer nicht halten. Am Ende war man zufrieden, es der Waltherschen Buchhandlung in Dresden überlassen zu können, und mit dem zwölften Monatshefte des Jahres 1808 hörte es auf. Für uns liegt der überwiegende Werth desselben darin, daß Kleist es zur ersten Niederlage seiner bedeutendsten Dichtungen gemacht hat."

In dem unscheinbarsten Gewande, der Zeit angemessen, wo man alle Veranlassung hatte, geräuschlos zu wirken, traten die Berliner Abendblätter seit dem 1. October 1810 auf. Klein Octav, graues Löschpapier, stumpfe Lettern, die von mittlerer Größe, unter Anwendung aller Hülfen der Raumersparniß, bis zu den kleinsten Augentödtern hinabstiegen, durch zahllose Druckfehler entstellt, bieten sie einen ungemein kümmerlichen Anblick dar; äußerlich stehen sie auf einer Stufe mit dem bekannten Berliner Localblatte, der Beobachter an der Spree. Kein Programm war vorangeschickt, das über den Zweck des Blatts Andeutungen gegeben hätte, selbst in der ersten Nummer nannten sich weder Redacteur noch Buchdrucker, und erst unter dem 22. October trat Kleist in einer von ihm unterzeichneten Erklärung aus dem Dunkel hervor, während die buchhändlerische Spedition von J. E. Hitzig übernommen wurde. Diese dürftigen Blätter haben einige bekannte Dichtungen Kleist's in die Welt zuerst eingeführt; sie enthalten aber noch weit mehr, theils unter seinem Namen, theils unter verschiedenen Zeichen, was nachher im Sturm eines halben Jahrhunderts verweht und vergessen worden ist. Damals wenig beachtet, sind sie jetzt ein wichtiges Hülfsmittel zur Litteratur und Würdigung

des Dichters. Doch gehört ein vollständiges Exemplar zu den größten Seltenheiten des Büchermarkts. Tieck muß sie bei der Herausgabe des Nachlasses noch gehabt haben; in der Vorrede sagt er, daß sie „ungleich und oft flüchtig von verschiedenen Verfassern geschrieben, doch manches Erfreuliche von ihm (Kleist) enthalten," doch geht er auf eine Ausscheidung desselben nicht ein.[14] Bülow erhielt beim Abschlusse seines Buchs, wie er in der Vorrede sagt, no' ein Exemplar; doch ist es entweder nicht vollständig gewesen oder von ihm nicht vollständig benutzt worden, denn in dem Anhange giebt er nur zwei Stücke „über das Marionettentheater" und „eine Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege"; das Uebrige bezeichnet er „als unbedeutende gelegentliche Aufsätze und Bemerkungen."[15] Auch der neueste Herausgeber Julian Schmidt hat der Abendblätter nicht habhaft werden können. Ich würde mich in gleicher Lage befinden, wenn mich nicht Herr Freiherr W. v. Maltzahn durch die freundschaftliche Mittheilung derselben aus seinem reichen Bücherschatze in den Stand gesetzt hätte, diese verschüttete Quelle durch eigene Untersuchung wieder zu öffnen. Vor mir liegen 75 Blätter vom 1. October bis 28. December 1810, ein volles Quartal. Aber wie sich aus dem Briefe Kleist's an F. v. Raumer vom 21. Februar 1811 in dessen kürzlich erschienenen Lebenserinnerungen und Briefwechsel ergiebt, sind die Abendblätter erst gegen Ende dieses Monats eingegangen; die letzten Nummern scheinen ganz verschollen zu sein. Mitarbeiter waren Adam Müller, A. v. Arnim, Brentano, Friedrich Schulz, Fouqué und einige andere. Doch litt das Unternehmen an innerer Planlosigkeit, es brachte bunt zusammengewürfelte Artikel über Fragen der innern Politik und

das Theater, dichterische Beiträge und Polizeiberichte, und scheiterte zuletzt an dem Zerwürfniß mit den obersten Staatsbehörden, auf deren Unterstützung Kleist nicht ohne Selbsttäuschung gerechnet hatte, wie seine leidenschaftliche Anklage F. v. Raumers beweist.

Er selbst hat zahlreiche und sehr verschiedenartige Beiträge geliefert. Aus der Ermittelung und Zusammenstellung derselben wird sich eine nicht ganz geringe und kaum noch gehoffte Nachernte ergeben, die ich mit den vorher besprochenen handschriftlichen Bruchstücken zu einem Ganzen verbinde.

Einiges steht durch die Unterzeichnung, anderes durch den Inhalt fest. Durch sein offenkundiges H. v. K. bekennt er sich am 5. October zu der „Ode auf den Wiedereinzug des Königs im Winter 1809"; am 17. October zu dem Artikel „Theater. Unmaßgebliche Bemerkung"; am 12. December zu dem Aufsatze „über das Marionettentheater." Anerkannt hat er durch Aufnahme in den zweiten Band der Erzählungen 1811 „das Bettelweib von Locarno" vom 11. October, und „die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik, eine Legende" hier mit dem Zusatze „Zum Taufangebinde für Cäcilie M . . . ." vom 15. November, die erste mit mz, die andere yz unterzeichnet. Er wandte also verschiedene Schriftstellerzeichen an, je nachdem er erkannt, errathen oder verborgen bleiben wollte. Die Wahl solcher Chiffern ist freilich durchaus willkürlich, und der Versuch ohne anderweitige Bürgschaft aus ihnen einen Schluß auf den Verfasser zu ziehen, wäre sehr mißlich. Doch sollte der Schriftsteller in diesen Dingen auch kein entschiedenes System gehabt haben, dennoch wird man irgend eine Art von Folgerichtigkeit annehmen dürfen; wahrscheinlich werden die einmal

gebrauchten Zeichen, sei es in etwas abweichender oder derselben Verbindung wiederkehren. Auch Kleist wird die Buchstaben m, x, y, z wiederholt angewendet haben, und wenn ihnen Auffassung und Darstellung zustimmen, wird man mit annähernder Gewißheit aussprechen können, ob ein Stück von ihm sei oder nicht.

Zunächst nach diesen äußeren Zeichen stelle ich die Aufsätze zusammen: xy ist unterzeichnet der Artikel „Theater" vom 4. October (I, 4, 4 dieser Nachlese). x: die „Einleitung, Gebet des Zoroaster" vom 1. October (I, 2, 4); „Anekdote aus dem letzten Kriege" vom 20. October (I, 3, 6); „von der Ueberlegung, eine Paradoxe" vom 7. Decbr. (I, 2, 5). y: „Brief eines Mahlers an seinen Sohn" vom 22. October (I, 4, 2); „Schreiben aus Berlin vom 28. October" unter dem 30. Oct. (I, 4, 6); „Brief eines jungen Dichters an einen jungen Mahler" 6. November (I, 4, 3). z: „Betrachtungen über den Weltlauf" 9. October (I, 2, 6). xyz: „Der Branntweinsäufer und die Berliner Glocken, eine Anekdote" 19. October (I, 3, 7). Das Zeichen mz erscheint in Verbindung mit r. rmz ist gezeichnet „Nützliche Erfindungen, Entwurf einer Bombenpost" 12. Octbr. (I, 5, 2); rm „Aëronautik" 29., 30. October (I, 5, 4). rz: „Der verlegene Magistrat, eine Anekdote" 4. October (I, 3, 9). r: „Muthwille des Himmels, eine Anekdote" 10. October (I, 3, 5). Ein anderes Mal gesellt sich zu x noch p. xp erscheint unter drei Epigrammen, 24., 31. October (II, 3, 3).

Hier verlassen uns diese Spuren; doch nehme ich für Kleist noch eine Anzahl Stücke, die entweder völlig abweichende oder gar keine Zeichen haben, aus inneren Gründen in Anspruch. Zwei gereimte Epigramme, 12., 30. Octbr. (II, 3, 3) unter st.

Zu dem Aufsatz „Empfindungen vor Friedrich's Seelandschaft" (I, 4, 1) eb unterzeichnet, hat er sich in der folgenden Erklärung vom 22. October selbst bekannt: „Der Aufsatz der Hrn. L. A. v. A. und C. B. über Hrn. Friedrich's Seelandschaft (S. 12te Blatt) war ursprünglich dramatisch abgefaßt; der Raum dieser Blätter erforderte aber eine Abkürzung, zu welcher Freiheit ich von Hrn. A. v. A. freundschaftlich berechtigt war. Gleichwohl hat dieser Aufsatz dadurch, daß er nunmehr ein bestimmtes Urtheil ausspricht, seinen Charakter dergestalt verändert, daß ich zur Steuer der Wahrheit, falls sich dessen jemand noch erinnern sollte, erklären muß: nur der Buchstabe desselben gehört den genannten beiden Hrn.; der Geist aber und die Verantwortlichkeit dafür, so wie er jetzt abgefaßt ist, mir. H. v. K."

In dieser Erklärung liegt ein Widerspruch. Hatte er Arnim's und Brentano's Dialog (denn das allein kann mit der „dramatischen" Form gemeint sein) in diese Betrachtung umgesetzt, so gehörte ihm sicherlich auch der Buchstabe an; sein Stil ist es unverkennbar. Durch das Zeichen eb wollte er, wie es scheint, Clemens Brentano's Autorschaft wahren.

Kleist gehören ferner an: vaa bezeichnet die Erzählung „Warnung gegen weibliche Jägerei" 5., 6. November (I, 3, 1); ava, eine Umstellung des vorigen, „die sieben kleinen Kinder" 8. Nov. (I, 4, 7); M. F. die beiden Erzählungen „die Heilung" vom 29. November und „das Grab der Väter" 5. December (I, 3, 2. 3); und „Allerneuester Erziehungsplan" unterzeichnet Levanus 29. October (I, 5, 1). Ohne jedes Zeichen sind folgende Stücke: „Der Griffel Gottes", eine Anekdote 5. October (I, 3, 4); „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege"

6. October in Bülow's Nachtrag; „Charité-Vorfall" 13. October (I, 3, 10); „Schreiben aus Berlin" 15. October (I, 5, 3); „Anekdote" 24. October (I, 3, 11); „Räthsel" eine Anekdote, 1. Novbr. (I, 3, 12); „Tages-Ereigniß" 7. Novbr. (I, 3, 8); „von einem Kinde, das kindlicher Weise ein anderes Kind umbringt" 13. November (I, 4, 8); „Legende nach Hans Sachs. Gleich und Ungleich" 3. November; und „Legende nach Hans Sachs. Der Welt Lauf." 8. December (II, 1, 2); endlich zwei Anekdoten, 22. November und 27. November (I, 3, 13. 14).

Diese Aufsätze, nach Werth und Inhalt sehr ungleich, gehen von der höchsten Betrachtung bis zur niedrigen Tagesanekdote hinab. Mit manchem Beitrag ist es ihm durchaus Ernst, andere sind nichts als Raumfüller und Lückenbüßer. Um den Beweis anzutreten, sie alle seien von einem Verfasser, und zwar von Kleist, war es nöthig, das Gleichartige in eine Klasse zu bringen; schon daraus mußte sich manches ergeben, was für die innere Zusammengehörigkeit spricht. Ich habe sie nach der prosaischen und dichterischen Form in zwei Abtheilungen geschieden, deren erste enthält: 1. Politische Satiren, 2. Politische Aufrufe und Betrachtungen, 3. Erzählungen und Anekdoten, 4. Kunst und Theater, 5. Gemeinnütziges; worauf die wenigen versificirten Stücke unter dem zweiten Haupttitel folgen.

Zu dem Politisch Historischen gehören drei Beiträge: die „Einleitung, Gebet des Zoroaster", „von der Ueberlegung, eine Parabore" und „Betrachtungen über den Weltlauf" (I, 2, 4—6). Daß der Führer des Blattes die Einleitung geschrieben habe, läßt sich ohne Weiteres annehmen; sie athmet ganz seinen Geist in dem Ingrimm über das Elend des Zeitalters, die Erbärmlichkeit, Halbheit, Unwahrhaftigkeit

und Gleißnerei, zu deren Bekämpfung er um Kraft betet. Denſelben praktiſchen Zweck hat die Paradoxe; ſie gilt den Deutſchen, und findet im Gegenſatze zu den Franzoſen den Quell ihres Elends in dem unverhältnißmäßigen Uebergewicht der geprieſenen Ueberlegung, die den lähmenden Zwieſpalt zwiſchen Denken und Handeln hervorruft. Wie im Katechismus richtet ein Vater dieſe Rede an ſeinen Sohn „Die Ueberlegung," ſagt er „ſcheint nur die zum Handeln nöthige Kraft, die aus dem herrlichen Gefühle quillt, zu verwirren, zu hemmen und zu unterdrücken." Aehnlich im Katechismus 9: „Sie (die Deutſchen) reflectirten, wo ſie empfinden, oder handeln ſollten, meinten alles durch ihren Witz bewerkſtelligen zu können, und gäben nichts mehr auf die alte geheimnißvolle Kraft der Herzen." Dort wie hier ſpielt das Gleichniß vom Ringer durch. In der Paradoxe heißt es: „Der Athlet kann in dem Augenblick, da er ſeinen Gegner umfaßt hält, ſchlechterdings nach keiner andern Rückſicht — verfahren — aber nachher, wenn er geſiegt hat oder am Boden liegt, mag es zweckmäßig ſein — zu überlegen, durch welchen Druck er ſeinen Gegner niederwarf." Und im Katechismus 7: „Das wäre ebenſo feig, als ob ich die Geſchicklichkeit, die einem Menſchen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte, da er mich in den Koth wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt." Derſelbe Gedanke endlich, Kraft und That ſeien früher als Erkenntniß und Betrachtung, das politiſche Handeln älter als deſſen Darſtellung durch die Kunſt, die Reflexion das Zeichen des Verfalls und der Ohnmacht, erhebt ſich in den „Betrachtungen über den Weltlauf" zur geſchichtsphiloſophiſchen Höhe. Stiliſtiſch ſprechen die langen Perioden,

in dem letzten Stück der indirecte Satz mit seinem fünfmaligen — „daß" — für Kleist.

Unter I, 3, 1—3 folgen drei etwas ausgeführtere Erzählungen „Warnung gegen weibliche Jägerei" vaa, „die Heilung" und „das Grab der Väter", beide M. F. gezeichnet. Das könnte etwa auf Fouqué zu deuten scheinen, doch hat dieser nur wenige unbedeutende Zeilen unter d. l. M. F. beigesteuert; auch hat der Stil durchaus nichts von seiner Manier. Diese drei Erzählungen gehören zusammen, sie sind von einem Verfasser; in allen dieselbe Anschaulichkeit, dieselbe Lebendigkeit der Darstellung, verschlungene Perioden und indirect wiederholte Reden und Betrachtungen. Mit ungemeiner Kraft, höchst ergreifend ist in der „Heilung" die Spitze der ganzen Begebenheit in eine einzige Periode zusammengedrängt: „Wie mußte nun dem Leichtsinnigen zu Muthe werden", u. s. w. die in wenigen Strichen ein Grauen erregendes Bild vorführt. Auch „dergestalt daß" fehlt hier nicht. In gleicher Weise wird in dem „Grab der Väter" die Summe des Ganzen in einem Bilde, in einer Periode ausgesprochen. „Da standen sie aber plötzlich" u. s. w. Die erste Erzählung ist mehr humoristischer Natur. Alle drei stehen auf der Grenze der Erzählung und Anekdote und schließen sich insofern dem „Bettelweib von Locarno" an, einer Anekdote spukhaften Inhalts, welche die Reihe dieser kleinen Skizzen, die den Rahmen des Blattes füllen, eröffnet.

Es folgt eine Gallerie von elf Anekdoten verschiedenen Inhalts, zum Theil als solche bezeichnet; einige sehr charakteristisch und unmittelbar dem Leben entlehnt, der Form nach Papierschnitzel, die nebenher vom Schreibtisch abgefallen waren.

Manche mochten Züge ſein, die zu künftiger Verwendung in irgend einem größeren Bilde vorläufig hingeworfen waren. „Der Griffel Gottes“ (I, 3, 4), ohne Unterzeichnung, trägt das Gepräge einer ſolchen Notiz zu einer ſpäter auszuführenden Erzählung. Ins Lächerliche wird das Grauſige verkehrt in der Anekdote „Muthwille des Himmels“ r., in der man Kleiſt's Feder wieder erkennen wird. Auch ſpricht der Schauplatz dafür, ſeine Vaterſtadt Frankfurt an der Oder, wo er dies Geſchichtchen gehört haben mochte. Es iſt wie die folgenden 6 bis 9 eine der beliebten Militairanekdoten. Kleiſt war dieſen Kreiſen, ſeiner abweichenden Denk- und Lebensweiſe ungeachtet, nicht entfremdet; noch 1810 war von ſeinem Rücktritt in den Dienſt in allem Ernſt die Rede.“ Bei der lebhaften Theilnahme, die man nach altpreußiſcher Ueberlieferung an militairiſchen Dingen nahm, und der Beſchränkung, der die Tagesblätter damals doppelt unterlagen, war es nicht zu verwundern, wenn kleine Soldatengeſchichten, Witze und Diſciplinarfälle einen willkommenen Stoff darboten. War doch der Soldat neben dem Schauſpieler der einzige öffentliche Charakter! Eine eigenthümliche Art dieſer Anekdoten bilden die Züge der Tapferkeit Einzelner, die man aus den Nachrichten des letzten Krieges zu ſammeln begann. Zum Troſte über die Vergangenheit, daß der alte Geiſt wieder erwachen werde, ſuchte man ſie auf. In dem Sinne nahm Kleiſt dieſe kleinen Geſchichten; den unter der Aſche glimmenden Funken dachte er wohl mit ſolchen Erinnerungen, ſoweit er vermochte, zu unterhalten. Von den beiden Anekdoten aus dem letzten preußiſchen Kriege iſt die erſte, die Bülow bereits mitgetheilt hat, gar nicht, die zweite x unter-

zeichnet. Mit dieſer dramatiſchen Lebendigkeit konnte nur Kleiſt den preußiſchen Huſaren vorführen, der in der Nähe des ſiegreichen Feindes ſeinen Danziger mit größter Seelenruhe trinkt, ſich ſchnäuzt, die Pfeife anzündet, über die Feinde herfällt, daß ſie die „Schwerenoth kriegen“ ſollen, und auf drei franzöſiſche Chaſſeurs „dergeſtalt“ einhaut, „daß“ ſie aus dem Sattel ſtürzen. Die Umſtändlichkeit des dramatiſch gehaltenen Geſprächs, das regelmäßig wiederkehrende „ſpricht er“ für „ſagte er“ erinnert lebhaft an den Dialog zwiſchen Eva und dem Dorfrichter in der zweiten Bearbeitung des zerbrochenen Krugs. Wenn er ſagt, auf der Reiſe nach Frankfurt habe er dieſe Geſchichte in einem Dorfe bei Jena gehört, ſo konnte das damals geſchehen ſein, als er im Frühjahr 1807 nach Jour als Gefangener geführt wurde. Verwandt (und wieder nicht ohne „dergeſtalt daß“) aber cyniſch und hoch humoriſtiſch iſt die Anekdote 6. Gleichgültiger ſind die drei folgenden Geſchichten, militairiſche Disciplinarfälle; 7 xyz, 8 ohne Zeichen, 9 rz. Komiſchen Inhalts ſind die fünf letzten Anekdoten; 10, eine Tagesneuigkeit, zugleich eine Satire auf die Aerzte; 11 bis 14 ſämmtlich ohne Zeichen, doch durch „gleichwohl“ und „dergeſtalt daß“ hinreichend kenntlich gemacht.

Der vierten Abtheilung „Kunſt und Theater“ gehören acht Nummern an. Die beiden Briefe „eines Mahlers an ſeinen Sohn“, und „eines jungen Dichters an einen jungen Mahler“, mit y bezeichnet, gehören zu einander. Der erſte, der ironiſirend in dem einfachen Stil des kunſtliebenden Kloſterbruders beginnt, um cyniſch zu enden, iſt ein Ausfall gegen die junge Maleriſchule, der Gemüth und Andacht, Beruf und

Studium ersetzen soll. Im zweiten fordert der Dichter den Maler auf, von dem verhimmelnden Nachbilden alter Meister abzustehen, weil der Künstler sein eigenes Innerste zur Anschauung bringen solle, da das wesentlichste Stück der Kunst „die Erfindung nach eigenthümlichen Gesetzen" sei. Die Dichtung soll mit der Malerei auseinandergesetzt werden. Schon im Phöbus hatte Kleist in einer Anmerkung zu dem Gedichte nach Hartmanns Gemälde „der Engel am Grabe des Herrn" etwas Aehnliches angekündet; er wollte in dieser fortgesetzten Verbindung zweier so verschiedener Kunstleistungen eine Sammlung von Beispielen geben, an denen vielleicht die alte wichtige Frage von den Grenzen der Malerei und Poesie erörtert werden könne." Die folgenden Nummern dieses Abschnitts sind, mit Ausnahme der letzten Abhandlung „über das Marionettentheater", gelegentliche Bemerkungen, die durch das Berliner Theater veranlaßt wurden. Die erste „Theater" xy (I, 4, 4) ist eine feine Kritik Iffland's, der sehr vorsichtig als Manierist bezeichnet wird. Die Hinweisung auf Kant's Kritik der Urtheilskraft an dieser Stelle läßt den Kantianer Kleist sogleich errathen. In der „unmaßgeblichen Bemerkung" (I, 4, 5) tritt er in seinem H. v. K. mit einem Angriffe auf die Theaterleitung offen hervor. Die Direction soll wahre Kritik üben; ist sie geneigt, der Menge zu schmeicheln, muß sie unter die Aufsicht des Staats gestellt werden. Nicht ohne Gereiztheit spricht er gegen Iffland, dem er in Folge der Zurückweisung des Käthchen von Heilbronn schon am 12. August 1810 einen sarkastisch bittern Brief geschrieben hatte. Das „Schreiben aus Berlin 28. Oktober" y („dergestalt, gleichwohl") bei Gelegenheit der Oper Aschenbrödel; „die sieben

kleinen Kinder" ava, worin vom Theater größere Berücksichtigung des Volksthümlichen, besonders norddeutscher Dialecte gefordert wird; der Artikel ohne Zeichen „Von einem Kinde, das kindlicher Weise ein anderes Kind umbringt", der an eine Anekdote geknüpft eine anerkennende Erwähnung des Vierundzwanzigsten Februar von Z. Werner enthält; das Alles sind mehr oder weniger Anklagen der Direction des Berliner Theaters, in denen sich das feindliche Verhältniß Kleist's und Iffland's abspiegelt.

Endlich gemeinnützigen Inhalts sind die vier Nummern der fünften Abtheilung: „Allerneuester Erziehungsplan", „Entwurf einer Bombenpost" emz („dergestalt daß"), „Schreiben aus Berlin 15. Oktober" ohne Zeichen („gleichwohl"), „Aëronautik" rm („dergestalt daß"). Der erste Aufsatz trägt freilich nur die Maske der Gemeinnützigkeit, denn er ist eine Satire gegen die neuesten Erziehungsreformatoren; gegen Ende werden Pestalozzi und Zeller namentlich genannt. Schon in seinem Epigramme hatte Kleist den Pädagogen das bittere Wort gesagt:

Setzet, ihr träft's mit eurer Kunst und erzögt uns die Jugend
Nun zu Männern wie ihr: lieben F was wär's?

Hier stellt er allen Plänen, die zum Heil der Menschheit gemacht werden, den originellen und humoristischen Gedanken entgegen, statt der Tugendschulen zur Abwechselung einmal Lasterschulen zu gründen und durch die Macht des Gegensatzes zu wirken. Daß Kleist der Verfasser sei, obgleich er in den einleitenden Worten und in den Anmerkungen als Kritiker dieser „abentheuerlichen Unternehmung" spöttisch und vorsichtig auftritt, beweist unzweifelhaft der periodisch

ausgeführte Stil, namentlich in den erzählenden Episoden, wo er einmal sogar auf sein zeitweiliges Zusammenleben mit seiner Schwester anspielt. Die Unterschrift Levanus ist eine ironische Hinweisung auf Jean Paul's Levana, das Ganze kein geringer Beweis für seine satirische Ader. In den drei folgenden Aufsätzen werden Telegraphie und Post, die Frage, ob der Luftballon gelenkt werden könne, besprochen. Es sind Actenstücke zu Kleist's Leben, der als Techniker und erfindungslustiger Planmacher seine früheren Studien auf dem Gebiete der Naturwissenschaften praktisch zu verwenden sucht.

Eine viel geringere Ausbeute bieten die Abendblätter für die zweite Hauptabtheilung; Beiträge in Versen sind die Ausnahme. Unter den drei Stücken, als deren Verfasser ich Kleist erkenne, sind die beiden Legenden nach Hans Sachs „Gleich und Ungleich" und „der Welt Lauf", ohne Zeichen, Holzschnitte in der Art des alten Meisters, dem nur die Grundzüge angehören, und deren freie Behandlung nicht minder meisterhaft ist.[22] Diese Verse erinnern an das Gedicht der Engel am Grabe des Herrn; nur sind sie, dem Stoffe gemäß, in den humoristischen Ton umgebogen. Der Dialog mit dem regelmäßig eingeschalteten „spricht er", die dramatisch lebendigen Gestalten des tölpelhaften Knechts und der flinken Magd lassen Kleist's Hand nicht verkennen. In den fünf Epigrammen xp und st wechseln, wie in seinen anerkannten, Frage und Antwort; die Distichen sind metrisch hier wie dort gleich unbeholfen.

III.

Ueberblickt man dieſe Nachträge, ſo gehören ſie, mit Ausnahme der dramatiſchen, allen Stilgattungen Kleiſt's an; es ſind Erzählungen in Proſa und Verſen, Dialoge, Briefe, Betrachtungen. Von einer neuen Seite als Kritiker, bedeutender als Satiriker zeigt er ſich; die Grundlage ſeiner Satire iſt der Patriotismus. Für Auffaſſung komiſcher Contraſte war er kaum minder befähigt als für die Behandlung des tragiſchen Conflicts, nur iſt ſeine Darſtellung des Komiſchen ſchroff und gewaltſam wie ſeine Tragik, es fehlt ihr die Ruhe und Behaglichkeit, die er auf dem Gebiet der Erzählung ſo trefflich zu bewahren weiß, ſie wird für die Charaktere vernichtend, wie im zerbrochenen Kruge, wo man zweifeln kann, ob der Hauptträger des Luſtſpiels noch komiſch ſei. Auch hier zeigt ſich eine Leidenſchaftlichkeit, die zum Ingrimm ſteigt, ſobald perſönliche Beweggründe hinzukommen. Wenn ihn die ſittlichen Anforderungen, denen gegenüber die Welt ſo klein und elend erſchien, auf die Satire hinleiteten, ſo drängte ihn ſeine Leidenſchaft darüber hinaus zum Pasquill. Seine Epigramme ſind meiſt rein perſönlicher Natur, zu Schutz und Angriff für ſeine Dichtungen gegen die Kritiker gerichtet; ſie ſind bitter und heftig. Nach der ungünſtigen Aufnahme der Pentheſilea und des zerbrochenen Kruges ſchonte er weder Weimar noch Goethe. Ein Pasquill ſondergleichen war ſein Brief an Iffland, ein „ungeheurer Witz" von der Art, wie er ihn in der Anekdote aus dem letzten Kriege erzählt hat. Um wie viel tödtlicher mußten ſeine Pfeile ſein, wenn der Zorn für das Vaterland ſie entſandte,

wenn er die ganze Wucht des Haſſes auf den Feind ſeines Volkes ſchleuderte.

Wenn man ſagen darf, der Menſch trage ſein Schickſal in der eigenen Bruſt, in ſeinen Anlagen ſei es ihm beſchieden, ſo gilt das von ihm. Sehr verſchiedene Elemente lagen in ſeiner Seele neben einander, er beſtand gewiſſermaßen aus mehreren Menſchen; bald trat dieſer bald jener hervor, oder ſie führten unter einander einen dämoniſchen Krieg, dem er mit einer eiſigen Selbſtentäußerung zuſehen konnte, als ſei es ein Spiel fremdartiger Gewalten. Und doch war die Geſammtheit dieſer ringenden Kräfte nichts anderes als er ſelbſt. In doppeltem und dreifachem Gegenſatze fühlte er ſich gegen Welt und Menſchen, die er abwechſelnd mied, verachtete, haßte und bekämpfte. Eine raſtloſe Unruhe trieb ihn zum Wirken in welcher Geſtalt auch immer; aber ebenſo zog es ihn in die abgeſchiedenen Räume rein geiſtiger Arbeit, die ihre Welt aus ſich auferbaut. Da lagen wieder zwei Wege vor ihm, beide gleich einladend; für den einen drängte ſich ihm der Verſtand als Führer auf, während Herz, Gefühl und Phantaſie ihn auf den andern locken wollten. Er hatte eine entſchiedene Luſt am Abſtracten, die Dinge ſich durch den Schematismus des Verſtandes zu unterwerfen, ſchien ihm der einzig würdige Beruf, und während ſeine ſcharfe überall ins einzelne dringende Beobachtung ihm die Welt als eine Maſſe zuſammenhangsloſer und doch unfreier Atome zeigte, ſetzte er ihr den Stolz des unabhängigen Denkers entgegen, der, auf die Allmacht des Gedankens trotzend, ſich ſeine Stelle erobern will. Er iſt überzeugt, es ſei möglich, das Schickſal zu leiten, aus ſich heraus will er ſeinen Lebensplan bilden;

das Kennzeichen eines freien Menschen, der nach sichern Principien handelt, ist Consequenz, Zusammenhang und Einheit des Betragens. Wer keinen Lebensplan hat, schwankt zwischen unsichern Wünschen und ist eine Puppe am Drahte des Schicksals. Dieser Zustand scheint ihm verächtlich, bei weitem wünschenswerther wäre ihm der Tod. Er wählt die Wissenschaft als Führerin, und welche eher als die Philosophie, die dem bildungsgierigen Jünger Sicherheit des Erkennens und Handelns zugleich verheißt? Aber die Wissenschaft erscheint doch nicht als Philosophie allein, sie spaltet sich in viele Wissenschaften, und seines ersten Entschlusses ungeachtet verfällt er bald dem Zweifel. Am Ende ziehen alle ihn in gleicher Weise an. Soll er nur einer folgen? Aber er kann sich nicht vergraben wie der Maulwurf im Loch, wie die Raupe einspinnen im Blatt. Soll er rubelos von einer zur andern gehen? Aber ebenso wenig vermag er stets auf der Oberfläche zu schwimmen. Er leidet Tantalusqualen, weil er in seinem Heißhunger nicht alles zugleich verschlingen kann, und voll Widerwillen stößt er die ganze Mahlzeit von sich.

Er sucht die Wahrheit, weil sie Wahrheit ist. Aber ist sie auf diesem Wege zu finden? Was hat ihm die abstracte Wissenschaft nicht verheißen, und was hat sie gehalten? Er wird ein Opfer der Zweifel, die sie erweckt, es scheint ihm unmöglich irgend etwas zu wissen, irgend ein Eigenthum zu erwerben, das uns über das Grab folgt, alles Mühen und Ringen ist vergeblich; ihn ekelt vor Büchern und allem was Wissenschaft heißt, möge man aufgeklärt oder unwissend sein, man hat dabei ebensoviel verloren als gewonnen. Er beklagt die traurige Klarheit, die ihm geworden,

die ihm alles, was ihn umgiebt, und ihn selbst in seiner armseligen Blöße zeigt. Der Verstand, die nagende Skeptik haben sich selbst vernichtet: „Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche“, ruft er aus, „ist schön, und schief und verschroben alles, sobald es sich selbst begreift. O, der Verstand, der unglückliche Verstand! Studiere nicht zu viel, folge dem Gefühl!“ Hatte er doch schon früher bei seinen logischen Studien geseufzt: „nur im Herzen, nur im Gefühle, nicht im Kopfe, nicht im Verstande wohnt das Glück, es kann nicht wie ein mathematischer Lehrsatz bewiesen werden.“

Aber noch ein Mittel giebt es, welches den Mann groß macht und über alle Zweifel hinweghebt, es ist Handeln, das besser ist als Wissen, denn „es liegt eine Schuld auf dem Menschen, die wie eine Ehrenschuld jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt.“ Auch ihn treibt der Ehrgeiz, dieses gefährliche Ding, dessen Folgen für ein unendliches Gemüth nicht zu berechnen sind. Er durstet nach Thaten und Erfolgen auf irgend einem Felde. Aber wie soll man handeln, wenn man nicht weiß, was recht ist? Wird sich für ihn eine Stelle finden, wo Pflicht und Neigung, That und Einsicht zusammengehen? Umsonst sieht er sich danach um; umsonst klagt er sich des allgemeinen Fehlers der Deutschen an, „deren Verstand durch einige scharfsinnige Lehrer einen Ueberwitz bekommen habe, der sie die alte geheimnißvolle Kraft der Herzen verachten läßt.“ Umsonst sagt er sich und seinen Lebensplänen zum Trotz: „die Ueberlegung findet ihren Zeitpunkt weit schicklicher nach als vor der That“; die Menschen machen einen falschen Gebrauch von ihr; während sie das Gefühl für künftige Fälle reguliren soll, hemmt sie jetzt nur

die That, die ſich aus der augenblicklichen Eingebung, nicht aus der Berechnung ergiebt. Er hat Recht, denn die That iſt unmittelbar eins, wie Blitz und Schlag; wer wirklich handelt, hat keine Zeit zu rechnen, und wer berechnet, handelt nicht. Doch zum ſtoßweiſen ja gewaltſamen Handeln gebricht es ihm weder an Entſchluß noch Kraft; mit dem raſenden Muthe eines verzweifelnden Spielers will er dann alles auf eine Nummer ſetzen, er greift über ſein Ziel hinaus, und was anfangs ſorgliche Ueberlegung war, endet als klägliche Uebereilung. Denn was kommt bei allen Erfahrungen heraus? Eines ganzen Lebens bedarf man, um leben zu lernen, Niemand ahnt den Zweck ſeines Daſeins, und die Vernunft reicht nicht hin, die Seele und die Dinge zu begreifen. Und an dieſes räthſelhafte Ding, „das wir beſitzen, wir wiſſen nicht von wem, das uns fortführt, wir wiſſen nicht wohin, ob wir darüber ſchalten dürfen, eine Habe, die nichts werth iſt, wenn ſie uns etwas werth iſt, ein Ding, wie ein Widerſpruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich“, an dieſes Ding iſt der Menſch gefeſſelt durch Naturnothwendigkeit! Da giebt es keine Verantwortlichkeit, wir mögen thun, was wir wollen, wir thun recht! Fürwahr jene orakelhaften Verſe, die in Thun über der Hausthüre zu leſen waren, und die Kleiſt ſo liebte:

Ich komme, ich weiß nicht von wo,
Ich bin, ich weiß nicht was,
Ich fahre, ich weiß nicht wohin;

waren ſein Lebenszeichen, nur der vierte Vers:

mich wundert, daß ich ſo fröhlich bin!

paßte auf ihn nicht.“

In der Knechtschaft der Schulmeinungen, die er sich auferlegt hat, vermag sich seine reiche Natur nicht zu entfalten; nun er sie abgeworfen hat, und die Skeptik ihm auch das Handeln verleidet, durchbrechen Gefühl und Phantasie, so lange gewaltsam zurückgehalten, jeden Damm um so mächtiger. Nur seinem Herzen will er folgen, er ist überzeugt, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schooße des menschlichen Gemüths hervorgebe, dann müsse es auch der ganzen Menschheit angehören. Vergessene oder ungeahnte Kräfte regen sich, aus der Fülle lebendiger Anschauungen beginnt die Phantasie ihre schaffende Thätigkeit, er fühlt sich als Schöpfer ideeller Gestalten. Als Künstler winkt ihm jetzt ein höchstes Ziel, der Lorbeer des Dichters, und seinem Namen soll ein Platz unter den Sternen nicht fehlen. Es gehört zu den Dunkelheiten in Kleist's Leben, daß die Zeit, wo er sich der Dichtung entschieden zuwandte, nicht mit Sicherheit festzustellen ist. Im Sommer 1801 in Paris, wohin er vor seinen abstracten Studien geflohen war, angeblich um praktische Zwecke zu verfolgen, einsam im endlosen Menschengewühle, versenkt er sich in seine Phantasien; wie ein stiller Tag nach dem Sturme steigt die Ruhe in seiner Seele wieder auf, und zum ersten Mal verräth er, daß er ein dichterisches Geheimniß habe. Aber der Friede ist nur von kurzer Dauer. Rastlos arbeitet er. Während ihm angstvoll das Höchste zu erreichen, der Schweiß von der Stirne rinnt, und er jeden Blutstropfen seines Herzens für den Buchstaben geben möchte, entflieht die Begeisterung, der Verstand schleicht herbei, und indem er einzelne Mängel aufdeckt, flüstert er ihm hämisch und selbstquälerisch ins Ohr, Vollendung sei ihm doch nicht ge-

geben. Was ſoll er länger die Kraft an ein Werk ſetzen, das ihm zu ſchwer iſt? Am Einzelnen geht das Ganze zu Grunde, verzweifelnd zerſtört er mit eigener Hand ein Dichterwerk, das auf den höchſten Ruhm Anſpruch hat, kaum in irgend einem Augenblicke ſeines Lebens ſtolzer als jetzt, wo er vor keinem lebenden Dichter aus den Schranken weicht, ſondern ſich vor der Größe eines kommenden, ein Jahrtauſend im Voraus beugt. Demjenigen, der das ausſpricht, was er gewollt hat, iſt ein Denkmal gewiß!"

Doch irgendwo muß es auch für ihn einen Balſam geben; ſchon der bloße Glaube daran ſtärkt ihn. Aber wo? Mit dem Waffenhandwerk und der Kantiſchen Philoſophie hat er es verſucht, mit Hebeln und Schrauben will er die Natur bezwingen, er iſt Dichter und will Bauer werden, er will ſich frei ſelbſt beſtimmen, das Schickſal leiten, und fühlt ſich bald als eine jener Drahtpuppen, die er ſo tief verachtet; überall tritt ſeinen Plänen ein dunkles Etwas entgegen, das ſie mit furchtbarer Dialektik in ihr Gegentheil umwendet und ihn ſelbſt hin- und widerwirft. Mit dem Forſchen, Dichten, Handeln hat er es verſucht, überall Stück- und Flickwerk gefunden, während ſeiner Seele das Ganze vorſchwebt; abhängig, bedingt in allem fühlt er ſich, und nach dem Letzten, Unbedingten geht ſein Streben. Da er es nicht findet, ſtürzt er, der ſtrenge Realiſt, ſich in den Abgrund des myſtiſchen Geheimniſſes, wo er das Ganze in ſeinem Urzuſammenhange zu erfaſſen meint.

Auch das iſt ein Räthſel in Kleiſt's Leben, wann er ſich dieſer dunkeln Richtung, die ein Ergebniß ſeiner wachſenden Hoffnungsloſigkeit war, zuerſt überlaſſen habe. In den ver-

traulichen Briefen findet ſich kaum eine Spur davon, ſie ſind nach wie vor im Tone bitterer Verachtung oder rationell ſcharf gehalten. Auch ſeine erſten Dichtungen ſind weit davon entfernt, die Schroffenſteiner in ihrer grauſigen Härte durchaus realiſtiſch, ebenſo Penthesilea, Robert Guiskard. Nach dem Unglück von 1806 ſchrieb er noch ſeine beiden Luſtſpiele und gleichzeitig die Marquiſe von O. Dagegen zeigt ſich dieſer dunkle Schatten zuerſt im Kohlhaas, milder im Käthchen von Heilbronn, deſſen erſte Bruchſtücke im Mai 1808 erſchienen, und in voller Stärke in den Beiträgen zu den Abendblättern. Der Wendepunkt mag die Gefangenſchaft in Frankreich im Frühjahr 1807 geweſen ſein; auch hier, in der Einſamkeit ſeiner Zelle, beſchäftigt er ſich dichteriſch. Aber immer düſterer ſcheinen ſich die Wolken um ihn zuſammengezogen zu haben. So zerrten ihn abſtracter Verſtand und verzehrendes Gefühl, trockner Schematismus und glühende Phantaſie, gemeine Deutlichkeit und dunkle Myſtik, himmelſtürmender Muth und ermattende Verzagtheit einer willenloſen Beute gleich hin und her. Die Phantaſie verdunkelte den Verſtand, der Verſtand hemmte die Phantaſie, beide lähmten die Kraft des Handelns, gegenſeitig verdarben ſie ihr Spiel. Jede allein hätte einen tüchtigen Menſchen ausſtatten können, ſie alle in dieſem Maße vereinigt, vernichteten den Beſitzer, der für ſein Glück zu viel oder zu wenig hatte. Das fühlte er nur allzuwohl; in ſchmerzlicher Verzweiflung ruft er aus: „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel ſchenkt dem Menſchen ein ganzes oder gar keins!“ So ward er immer bitterer gegen die Menſchen, die ihn nicht verſtehen, nicht verſtehen können, denn er verſteht ſich ſelber nicht!“ Hätte

Kleist, wenn man dieser Betrachtung nachgeben darf, eine große sittliche Kraft in sich getragen, er hätte den Streit seines Innern durch Unterwerfung unter ein oberstes Gesetz zur Ruhe gebracht; hätte er die Selbstbescheidung besessen, ein Talent still anzubauen, sei es, der wissenschaftlichen Forschung, oder, wozu er gewiß viel höhern Beruf hatte, allein der Poesie zu leben, vielleicht daß er gerettet worden wäre!

Diesen Zwiespalt, den er überall wiederfand, hat er in seinen Dichtungen unter verschiedenen Formen dargestellt, jene geheimnißvolle Wandelung, wie Menschen und Verhältnisse in räthselhafter Verkettung ihre ursprüngliche Natur und Freiheit verlieren, um zu werden, was sie nicht werden wollen; Tugenden verkehren sich in Laster, aus der besten Absicht wächst das Verderben empor, und wie zum Hohne menschlicher Weisheit, führt der Frevel zur Versöhnung. Durch den abgeschmackten Aberglauben eines einfältigen Mädchens gehen blutsverwandte Familien in den Schroffensteinern zu Grunde; Penthesilea's heiße Liebe zerzerrt sich zum todbringenden Vampyrismus; Kohlhaas wird durch sein Rechtsgefühl zum Verbrecher und Landschädiger, und für zwei Pferde fallen Menschen und Städte als Sühnopfer; die Selbstverleugnung der jungen Creolin bringt ihr den Tod von der Hand des Geliebten; der ritterliche Kämpfer für Tugend und Recht erliegt im feierlichen Gottesgericht; und im Findling wird der väterliche Wohlthäter von der Schlange, die er im Busen erwärmt hat, zu Tode gestochen. Umgekehrt wird der thierische Frevel in der Marquise v. O. wider aller Menschen Erwarten zur sühnenden Liebe; im Erdbeben von Chili werden durch den Untergang Tausender in einem plötzlichen

Naturereigniß im Augenblicke des Todes der Inquiſition ihre Opfer entriſſen, freilich um ihn gleich darauf während des Dankgebetes für die wunderbare Rettung deſto furchtbarer zu erleiden; und in der heiligen Cäcilie werden die Sünder zu Boden geſchmettert, als ſie die Hände zum Tempelraube erheben. In der Heilung (I, 3, 2) wird der Wahnſinn durch den Wahnſinn geheilt; und im Grabe der Väter (I, 3, 3) eine Ehe im Grabe geſchloſſen. Satiriſch gewendet erſcheint dieſelbe Anſicht in dem „allerneueſten Erziehungsplan“ (I, 5, 1), der eine Schule der Tugend durch das Laſter zu errichten vorſchlägt. Milder ſind Käthchen von Heilbronn und der Prinz von Homburg. Dort wird der ritterliche Starrſinn durch die reine Natur des einfachen Mädchens unterworfen, hier wird der Prinz träumend ein rettender Schlachtenheld, um wachend in eiſiger Todesfurcht zu verzagen. Eine großartige Wendung erhält dieſer Gedanke in der Hermannſchlacht; aus der tiefſten Knechtſchaft erwächſt die Freiheit, darin liegt hier zugleich die Verſöhnung. Aber überwiegend ſind es Nachtſtücke, fern von allem Idealismus der claſſiſchen Periode.

Ueberhaupt ſteht Kleiſt in entſchiedenem Gegenſatze zu Goethe und Schiller. Ihrer ausgleichenden Claſſicität ſetzte er mit kühner Hand den ſchreienden Zwieſpalt, das Grauſige in ſeiner Nacktheit entgegen, den allgemeinen idealen Geſtalten derb realiſtiſche, dem Antiken das volksthümlich Deutſche, Provinzielle, unbekümmert ob ſeine Diſſonanzen das verwöhnte Ohr zerſchnitten, und ſeine lebenswahre Grobheit dem claſſiſch gebildeten Sinne brutal ſchien. Goethe's und Schiller's Dichtung war in ihrer Wurzel deutſch, aber doch kosmopolitiſch vielſeitig; Kleiſt hat ſeine Räthſel in deutſche Stoffe und

Charaktere hineingelegt, er war volksthümlich und einseitig. So griff er als vaterländischer Dichter in den großen Kampf der Befreiung ein.

Tiefer Schmerz erfaßte ihn, als er den ungeheuern Sturz aller Verhältnisse überschaute. Schon im Herbst 1806 rief er seiner Schwester zu: „Es wäre schrecklich, wenn dieser Wüthrich sein Reich gründete! Nur ein sehr kleiner Theil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer.“ In diesen Worten liegt der Keim seiner Hermannsschlacht. Er selbst fällt in die Hand des Feindes, mit jedem Siege wächst das Verderben, er zweifelt, ob in hundert Jahren noch Jemand im deutschen Norden deutsch sprechen werde.“ In dem einen Leiden des Vaterlandes geht jetzt alles Leid, auch das seine auf. Der Ingrimm, der an seinem Herzen wie ein Geier nagt, wendet sich von den kleinen Menschen und Verhältnissen auf die großen und größten, auf den Dämon der Zeit, auf Napoleon den Korsenkaiser. In der erstarkenden Liebe zum alten Vaterlande sammelten sich seine Kräfte noch einmal. Sie war nicht blos ein verneinender Haß gegen das Fremde, für ihn ward sie eine Läuterung, aus der seine Dichtung reiner hervorging, und seine drei großen vaterländischen Dramen erwuchsen. Er hatte wieder ein Ziel gefunden; es war kein willkürliches, durch die großen Ereignisse ward es ihm gegeben, es war die Wiedererweckung des erstorbenen Gefühls für Freiheit und Volksehre. So dichtete er die Hermannsschlacht, ein gewaltiges politisch historisches Doppelbild, das in der Vergangenheit das Unheil der Gegenwart und das Heil der Zukunft im Spiegel der Poesie

erſcheinen ließ. Seine Römer und Germanen bedeuten Franzoſen und Deutſche, und doch ſind ſie nichts weniger als Typen; es ſind Menſchen aus dem Volke der Welteroberer und der Urgermanen; gerade hier hat ſich die Dichterkraft glänzend bewährt.

Rom und ſein Auguſtus will in Deutſchland nur einen Fürſten dulden, „der ſeinem Thron auf immer ſich verbinde.“ Es kennt dieſe kleinen Herren, die um ein Wort, einen leeren Vorzug, eine ſcheinbare Selbſtändigkeit, die nur durch Demüthigung vor dem fremden Herrſcher erkauft werden kann, ſtreiten, und lieber dieſem als einem aus ihrer Mitte ſich unterwerfen. Sie fallen ſich „wie zwei Spinnen“ an, und

— Es bricht der Wolf, o Deutſchland,
In deine Hürde ein, und deine Hirten ſtreiten
Um eine Hand voll Wolle ſich!

Aber das römiſche Bündniß wird Unterdrückung, die verheißene Freiheit Knechtſchaft, das Gebiet der Neutralen wird ſchonungslos verletzt, „es wird jedwedem Gräuel des Krieges Preis gegeben“, und die Abtrünnigen um den Lohn der fluchwürdigen Feigherzigkeit betrogen. Ausgepreßt wird das deutſche Land bis auf den letzten Blutstropfen, denn „für wen erſchaffen ward die Welt, wenn nicht für Rom?“ Wie Elephant und Seidenwurm zu Roms Schmuck hergeben müſſen, was die Natur ihnen verlieh, ſo der Deutſche; er iſt eine Beſtie, „die auf vier Füßen in den Wäldern läuft“, und ausgeweidet und dann gepelzt wird. Wer erkennte nicht in dem Latier, „der keine andere Volksnatur verſtehen konnte und ehren als nur ſeine“ den Franzoſen? Napoleon's höhnende Politik, die mit zweizüngiger Liſt die Schwachen umgarnt, Krieg führt

mitten im Frieden, das Markten deutſcher Fürſten in Paris um Fetzen deutſchen Gebiets, das Anfachen der Eiferſucht Oeſterreichs und Preußens, die Kriecherei der Rheinbündler, das Hinzerren der Schwäche Preußens, die blutige Verwüſtung Heſſens, Thüringens, der preußiſchen Lande? Varus mit ſeinem ſchneidenden Wort:

Was bekümmerts mich? Es iſt nicht meines Amtes
Den Willen meines Kaiſers zu erſpähn.
Er ſagt ihn, wenn er ihn vollführt will wiſſen;

iſt das lebendige Ebenbild jener eiſernen Marſchälle, Mortier, Ney, Davouſt; und Ventidius, der galante Friſeurkünſte treibt, einer der jüngeren franzöſiſchen Officiere, die im Boudoir der Damen die gefährlichſte Politik geheimer Verführung trieben."

In derſelben Stimmung ſind die ſatiriſchen Briefe entſtanden. Nicht entſchieden genug können die offnen oder geheimen Bundesgenoſſen der Feinde im Vaterlande ſelbſt der Verachtung preisgegeben werden. Der rheinbündiſche Officier, der ſich mit dem elenden Troſte entſchuldigt, ein Deutſcher könne ſeinen Landsleuten im Hauptquartier Napoleon's durch Milderung der Einquartirung die beſten Dienſte leiſten; das Landfräulein, wie Kleiſt von ſeiner Thusnelda ſagte, eins von den Weiberchen, die einfältig genug ſind, „ſich von franzöſiſchen Manieren fangen zu laſſen", das den Verführer heirathen will, an deſſen Rock das Blut ihrer Brüder und Verwandten klebt; der Feſtungscommandant, der die Häuſer der Bürger verbrennt und die Vertheidigungsmittel aus der Stadt ſchafft; ſie alle waren nur zu getreue Abbilder ganzer Claſſen von Verräthern. Man wußte ja, welche ſchmachvollen Erobe-

rungen die Franzoſen in den Familien gemacht hatten, und mochten auch manche Schilderungen böswillig übertrieben ſein, ſo war es doch z. B. eine amtlich feſtgeſtellte Thatſache, daß eine ſechszigjährige Wittwe einen zwanzigjährigen franzöſiſchen Soldaten heirathete, und zu deſſen Gunſten ihren eigenen Sohn enterbte. Was will des Dichters Satire bedeuten gegen dieſe furchtbarſte Satire der Thatſachen? Die Commandanten von Cüſtrin und Magdeburg hatten ja kurz vor der Capitulation die Vorſtädte niederzubrennen gedroht oder wirklich niedergebrannt; und in dem Königlichen Publicandum vom 6. December 1806 waren ſie, und dieſe ganze Gattung, bezeichnet worden als Knechte, „die ihre Pferde abſträngen, um davonzujagen.“

War dieſe Satire zermalmend, ſo war der Gedanke, die Trugpolitik des Feindes als Syſtem darzuſtellen und die Lügenkünſte der franzöſiſchen Journale nach Lehrſätzen zu entwickeln, vielleicht der geiſtvollſte, den Kleiſt in dieſer Ideenverbindung hatte. Er war im Sinne Swift's gefaßt. Was ein politiſcher Weiſer, der dies Treiben an der Quelle ſtudiert hatte, der Graf Schlabrendorf davon ſagte, ſtellte Kleiſt ſyſtematiſch dar: „Es iſt gar keine Kunſt, eine Unwahrheit zu erfinden. Jeder Flachkopf kann das. Die eigentliche Kunſt beſteht darin, aus zweien Sätzen, die, jeder einzeln, wahr ſind, durch argliſtige Zuſammenſtellung einen dritten herauszubringen, der eine Lüge iſt. Das iſt die vornehmſte Art der Rabuliſterei, aber auch zugleich die gemeinſte.“ Oder wie Kleiſt die Aufgabe ſtellt: „Alles was in der Welt vorfällt, zu entſtellen, und gleichwohl ziemliches Vertrauen zu haben.“ Mit ſarkaſtiſcher Folgerichtigkeit entwickelt er den ganzen Vor-

rath von Trug- und Gewaltmitteln, und der letzte Zweck ist: „die Regierung über allen Wechsel der Begebenheiten hinaus sicher zu stellen, und die Gemüther, allen Lockungen des Augenblickes zum Trotz, in schweigender Unterwürfigkeit unter das Joch derselben niederzuhalten.“*

Diesen geheimen Künsten des Feindes gegenüber konnte dem Volke nicht eindringlich genug wiederholt werden, was es zu thun habe, um sich aus dem Elende zu retten. Keine Form war dem furchtbaren Humor geeigneter als der Katechismus, der die christlichen Grundwahrheiten als Gebote Gottes lehrt, und in dem Alte und Kinder Trost und Heil suchen. Einige Jahre früher hatten die Gründer der romantischen Schule gar manches zur Religion machen wollen; hier sollte mit der Vaterlandsliebe als Religion Ernst gemacht werden. Hatte der Kosmopolitismus sich der religiösen Weihe gerühmt, so war auch das Volk, das deutsche Volk, die lebendige Darstellung eines Gedankens aus dem göttlichen Geiste, und die Heils- und Rettungslehre vom Vaterlande sollte Alten und Jungen eingeprägt werden.

Ein Mann wie Kleist konnte nur der Partei angehören, die Preußen je eher je besser in den Kampf führen, alles an alles setzen und lieber ruhmvoll untergehen, als schmählich leben wollte. Nur zu Stein, Scharnharst, Gneisenau konnte er stehen, zu den sogenannten Exaltirten, wie damals die deutsche Partei genannt wurde. Volksbewaffnung, Volkskrieg war ihr Gedanke; der Norddeutsche konnte so gut, wie Spanier und Tiroler, sein Joch zertrümmern, Katt, Dörnberg, Schill erhoben sich, das Maß war übervoll, das Volk genug geknechtet, geschmäht, getreten, um endlich in voller Wuth

hervorzubrechen. Was Staatsmänner beriethen und Generale vorbereiteten, ſprach er 1808 in der Hermannsſchlacht als letztes Rettungsmittel aus; wie Gneiſenau wollte ſein Hermann, die Germanen ſollten Weib und Kind zuſammenraffen, ihre Güter verkaufen, die Fluren verwüſten, die Heerden erſchlagen, die Plätze niederbrennen, denn der That bedarf es, nicht der Verſchwörung, Schwätzer mögen Deutſchland zu befreien mit Chiffern ſchreiben und einander Boten ſenden, die die Römer hängen, er will einen Krieg

> Entflammen, der in Deutſchland raſſelnd
> Gleich einem dürren Walde um ſich greifen
> Und auf zum Himmel lodernd ſchlagen ſoll!
> — —
> Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
> Sich eingeniſtet, wie ein Inſectenſchwarm,
> Muß durch das Schwerdt der Rache jetzo ſterben.
> — —
> Die Guten mit den Schlechten. Was! Die Guten!
> Das ſind die Schlechteſten! Der Rache Keil
> Soll ſie zuerſt vor allen Andern treffen!

Und das ſollte von der Bühne herab verkündet werden; am 1. Januar 1809 ſandte Kleiſt die Hermannsſchlacht dem Wiener Burgtheater; ſein Schauſpiel ſchien ihm des Erfolges ſicher zu ſein. Das iſt auch der Grundton ſeines Katechismus."

In ſechszehn Capiteln ſpricht er von Deutſchland überhaupt, von der Liebe zum Vaterlande, von der Zertrümmerung des Vaterlandes, vom Erzfeind, von der Erziehung der Deutſchen, der Verfaſſung der Deutſchen, den freiwilligen Beiträgen, den oberſten Staatsbeamten, vom Hochverrathe. Die

fehlenden Capitel handelten augenscheinlich von den Mitteln, den Erzfeind zu bekämpfen, von der Organisation des Kampfes, vom Aufstande des Volks. Auch hier geht er von der Gegenwart aus. Auf der Karte giebt es seit 1805 kein Deutschland mehr. „Wo sind ich dies Deutschland? wo liegt es?“ lautet die bittere Frage. Dennoch hat es ein unverlierbares Dasein in der Liebe derer, die ihm anhangen, weil es das Vaterland ist. Aber es ist zertrümmert worden von dem Korsenkaiser, den die Deutschen nie beleidigt haben, und der sie mitten im Frieden unterjocht. Und warum that er es? „Weil er ein böser Geist ist, der Erzfeind, der Anfang alles Bösen, das Ende alles Guten!“ So braust der Strom eines vernichtenden Zornes hin, der umsonst nach Ausdrücken und Bildern sucht, durch die seine ganze Fülle sich ergießen könne. Der Deutsche soll sich vergegenwärtigen, was er gelitten habe, des Morgens, wenn er sich vom Lager erhebt, des Abends, wenn er zur Ruhe geht; die höchsten Güter, die Gott dem Menschen verliehen, „Gott, Vaterland, Kaiser, Freiheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschaft und Kunst“ soll er wieder erringen, den Erzfeind hassen, aus allen Kräften bekämpfen, alles entbehren, alles opfern, und wenn auch kein Mensch am Leben bliebe, dennoch müßte gekämpft werden, „weil es Gott lieb ist, wenn Menschen ihrer Freiheit wegen sterben, weil es ihm ein Gräuel ist, wenn Sclaven leben!“

So predigte er die Religion der volksthümlichen Selbständigkeit, des nationalen Hasses, so dachten und sprachen Stein, Blücher, Fichte. „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen“, schrieb Scharnhorst an Clausewitz, „man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst

bekannt wird, daß ſie ſich ihrer ſelbſt annimmt; nur erſt dann wird ſie ſich ſelbſt achten, und von Andern Achtung zu erzwingen wiſſen!“ Und Stein an Wittgenſtein: „Die Erbitterung nimmt in Deutſchland täglich zu, und es iſt rathſam, ſie zu nähren und auf die Menſchen zu wirken. — Die ſpaniſchen Angelegenheiten machen einen ſehr lebhaften Eindruck und beweiſen handgreiflich, was wir längſt hätten glauben ſollen. Es wird ſehr nützlich ſein, ſie möglichſt auf eine vorſichtige Art zu verbreiten.“ Endlich Blücher: „Mein Rath iſt zu den Waffen unſere und die gantze deutſche Nation aufzuruffen, den vaterländiſchen boden zu verteidigen, die waffen im allgemeinen nicht ehender nieder zu legen, bis ein Volck, daß uns unterjochen wollte, vom dießſeitigen Reinufer vertrieben ſei; jeder deutſche der mit den waffen wider uns getroffen werde, habe den Tod verwürkt; ich weiß nicht, warum wihr uns nicht den Tihrollern und Spaniern gleich achten wollen!“ So der Held, der Staatsmann, der Dichter.

Doch dazu waren in Preußen die Dinge noch nicht reif; aber um ſo mächtiger erhob ſich Oeſterreich, das, ſeiner alten Natur entſagend, ſich an die Kraft des Volkes wandte. Wie zündende Funken ſchlugen die Aufrufe des Kaiſers und des Erzherzogs Karl ein, als deren Verfaſſer man Friedrich Schlegel und Gentz nannte. „Wir kämpfen“, ſagte der Erzherzog in ſeinem Aufruf an die deutſche Nation, „um die Selbſtändigkeit der öſterreichiſchen Monarchie zu behaupten, um Deutſchland die Unabhängigkeit und National-Ehre wieder zu verſchaffen, die ihm gebühren. Dieſelben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutſchland bereits gebeugt. Unſer Widerſtand iſt ſeine letzte Stütze zur Rettung. Unſere Sache

iſt die Sache Deutſchlands!“ Und in einem andern: „Die Maſſe der Nation ſelbſt hat ſich in ihrem gerechten Unwillen erhoben und die Waffen ergriffen! — Der jetzige Augenblick kehrt nicht zurück in Jahrhunderten! Ergreift ihn, damit er nicht für Euch auf immer entfliehe! Ahmet Spaniens großes Beiſpiel nach! — Zeiget, daß auch Euch Euer Vaterland und eine ſelbſtändige deutſche Regierung und Geſetzgebung theuer ſei, daß Ihr Entſchluß und Kraft habt, es aus der entehrenden Sclaverei zu reißen, es frei, nicht unter fremdem Joche erniedrigt, Euren Kindern zu hinterlaſſen.““ Noch einmal erhoben die Habsburger das Banner des deutſchen Volkes, ſie gaben das Zeichen zum Kampf, und noch einmal leuchteten das alte Kaiſerthum, das alte Reich in einem zauberiſchen Glanze volksthümlicher Größe, den ſie ſeit dem Untergange der Hohenſtaufen in Wirklichkeit nie gehabt hatten. Die Vergangenheit enthielt was die Zukunft verſprach, was der Gegenwart fehlte. Daher, wie bei vielen Andern, die zum öſterreichiſchen Heere eilten, auch bei Kleiſt, dem Brandenburger, die Begeiſterung für Oeſterreich, für Franz den Zweiten, den alten Kaiſer, den Vormund, Vater nad Wiederherſteller der Deutſchen, „der den großmüthigen Kampf für das Heil des unterdrückten und bisher noch wenig dankbaren Deutſchland unternommen hat“; für den Erzherzog Karl, der „die göttliche Kraft das Werk an ſein Ziel hinaus zu führen dargethan hat.“

Wohin dieſer Kampf für Gottes heilige Ordnung endlich führen mußte, ahnte er; wie der Deutſche zum Deutſchen zurückkehren, alle ſich gemeinſam umwenden würden gegen den Feind, den Rhein ereilen, um „dann nach Rom ſelbſt auf-

zubrechen, wir oder unſere Enkel", damit der Weltkreis endlich Ruhe gewinne. Ueber dieſe Erfüllung hinaus ſah er einen Herrſcher an der Spitze des Vaterlands, von dem er im Prinzen von Homburg ſagte:

> Das wird ſich ausbaun herrlich, in der Zukunft,
> Erweitern unter Enkels Hand, verſchönern,
> Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
> Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.[33]

So eilte ſein Seherblick über fünf verhängnißvolle Jahre fort; in ſeinem Prinzen von Homburg ahnte er den künftigen York und nahm die Siege von 1813 und 1815 voraus. Doch nicht ſo gut wie ſeinem Helden ward es ihm ſelbſt. Den Glauben an den Sieg der ewigen Mächte, der den Dichter begeiſterte, vermochte der Menſch nicht feſtzuhalten, und ſein Zweifel führte ihn in den Tod. Weil ſein Dichterglaube der Zeit voraneilte, verließen ihn die Zeitgenoſſen; und kraftlos ſchien ſein Wort zu verhallen. Die Hermannsſchlacht, der Prinz von Homburg kamen nicht zur Darſtellung, nicht einmal zum Druck; ſeine Aufrufe, die ganz Deutſchland galten, mußte er bei verſchloſſenen Thüren vorleſen, dann wurden ſie vergeſſen. Er hatte gehofft, jetzt werde Deutſchland ſich erheben, es erhob ſich nicht; er hatte gehofft, jetzt werde Oeſterreich ſiegen, es ward geſchlagen. Auch die Hoffnung auf die Rettung des Vaterlandes, an der er ſich noch einmal aufgerichtet hatte, ſcheiterte, und er mit ihr. Hätte er ſterben können auf dem Schlachtfelde, mit dem Degen in der Fauſt, wie ſein Vorfahr Ewald von Kleiſt, wie Theodor Körner, er wäre glücklich geweſen. Er iſt gefallen wie Schill, weil es noch nicht an der Zeit war; aber nicht wie der Held, deſſen Untergang

noch ein Sieg iſt, ſondern im Streite mit ſich ſelbſt. Zu ſeinem Verderben reichen ſich jetzt Phantaſie und Verſtand die Hände, die Verzweiflung, die ihm von jener ausgemalt wird, beweiſt ihm dieſer, und mit trügeriſch kalter Ueberlegung, die er unausſprechliche Heiterkeit nennt, wird er fremden Blutes ſchuldig und giebt ſich dann den Tod. Voreilig greift er in ſein Geſchick, beraubt ſich des Höchſten, was er erſehnt hat, und in tragiſcher Ueberſtürzung endet der tragiſche Dichter.

Kleiſt hat ſich ſelbſt gerichtet, aber ſeine Stelle in der Litteratur und Geſchichte unſeres Volkes bleibt ihm unvergänglich. Jene Zeit hat ſeinen Mahnruf überhört; deſto eindringlicher tönt er zu uns herüber; es iſt die Stimme des Propheten, die ſich nach mehr als fünfzig Jahren warnend aus dem Grabe erhebt. Oder hätten wir etwa Veranlaſſung, ſie heute zu überhören? Wäre ſie wirklich nur ein geſchichtliches Zeugniß vergangener Zeiten? Wollte Gott, wir könnten es ſagen! Noch iſt der Ueberwitz bei uns zu Hauſe, noch treiben wir Handel und Wandel im Schweiße des Angeſichts, während andere die Früchte deutſcher Arbeit genießen; noch hadern die Hirten um eine Hand voll Wolle, noch gilt das Ganze als Verrath am Einzelnen, und jeder Zoll will ein König ſein. Wieder haben ſich die Epigonen der Eroberer erhoben und werfen ihre lüſternen Blicke auf die deutſche Erde, wieder ſpinnt die Trugpolitik die unſichtbaren zähen Fäden ihres Netzes, wieder heulen die Wölfe an den deutſchen Marken. Sollte das alte Chaos je wiederkehren? Wäre das möglich nach ſo vielen Opfern, ſchweren Kämpfen

und ſchmerzlichen Erfahrungen? Nimmermehr! Auch Völker lernen aus der Geſchichte, nur langſamer als der Einzelne; ſchwerer hat keines dafür gezahlt, als das deutſche. Möge es durch die That zeigen, es habe Kleiſt's großes Wort endlich erkennen gelernt:

„Vergebt, vergeßt, verſöhnt, umarmt und liebt euch!“

Nachtrag

zu

Heinrich von Kleiſt's Werken.

I. Prosa.

1. Politische Satiren.

1. Brief eines rheinbündischen Officiers an seinen Freund.[1]

Auf meine Ehre, mein vortrefflicher Freund, Sie irren sich. Ich will ein Schelm sein, wenn die Schlacht von Jena, wie Sie zu glauben scheinen, meine politischen Grundsätze verändert hat. Lassen Sie uns wieder einmal nach dem Beispiel des schönen Sommers von 1806 ein patriotisches Convivium veranstalten (bei Sala schlag ich vor,[2] er hat frische Austern bekommen und sein Burgunder ist vom Beßten), so sollen Sie sehen, daß ich noch ein ebenso enthousiastischer Anhänger der Deutschen bin wie vormals. Zwar der Schein, ich gestehe es, ist wider mich. Der König hat mich nach dem Frieden bei Tilsit auf die Verwendung des Reichsmarschalls Herzogs von Auerstädt,[3] dem ich einige Dienste zu leisten Gelegenheit [hatte],[4] zum Obristen avancirt. Man hat mir das Kreutz der Ehrenlegion zugeschickt, eine Auszeichnung, mit welchem ich, wie Sie selbst einsehen, öffentlich zu erscheinen, nicht unterlassen kann; ich würde den König, dem ich diene, auf eine zwecklose Weise dadurch compromittiren.

Aber was folgt daraus? Meinen Sie, daß diese Armseeligkeiten mich bestimmen werden, die große Sache, für die die Deutschen fechten, aus den Augen zu verlieren? Nimmer-

mehr! Laſſen Sie nur den Erzherzog Carl, der jetzt ins Reich vorgerückt iſt, ſiegen, und die Deutſchen, ſowie er es von ihnen verlangt hat, en masse aufſtehen, ſo ſollen Sie ſehen, wie ich mich alsdann entſcheiden werde.'

Muß man denn den Abſchied nehmen und zu den Fahnen der Oeſterreicher übergehen, um dem Vaterlande dieſen Augenblick nützlich zu ſein? Mit nichten! Ein Deutſcher, der es redlich meint, kann ſeinen Landsleuten in dem Lager der Franzoſen ſelbſt, ja in dem Hauptquartier des Napoleon, die wichtigſten Dienſte thun. Wie mancher kann der Requiſition an Fleiſch oder Fourage vorbeugen; wie manches Elend der Einquartirung mildern?

Ich bin mit wahrer Freundſchafft u. ſ. w.

N. S.

Hierbei erfolgt feucht, wie es eben der Courier überbringt, das erſte Bülletin der franzöſiſchen Armee. Was ſagen Sie dazu? Die Öſterreichiſche Macht total pulveriſirt, alle Corps der Armee vernichtet, drei Erzherzöge todt auf dem Platz!' — Ein verwünſchtes Schickſal! Ich wollte ſchon zur Armee abgehn. Herr von Montesquiou, hat, wie ich höre, das Bülletin nunmehr anhero gebracht, und iſt dafür von Sr. Majeſtät mit einer Tabatiere, ſchlecht gerechnet 2000 Ducaten an Werth beſchenkt worden.

2. Brief eines jungen märkiſchen Landfräuleins an ihren Onkel.

Theuerſter Herr Onkel,

Die Regungen der kindlichen Pflicht, die mein Herz gegen Sie empfindet, bewegen mich, Ihnen die Meldung zu

thun, daß ich mich am 8ten d. von Verhältniſſen, die ich nicht nennen kann, gedrängt, mit dem jungen Hrn. Lefat, Capitain bei dem 9. franzöſiſchen Dragonerregiment, der in unſerm Hauſe zu P . . . einquartiert war, verlobt habe.'

Ich weiß, gnädigſter Onkel, wie Sie über dieſen Schritt denken. Sie haben ſich gegen die Verbindungen, die die Töchter des Landes, ſo lange der Krieg fortwährt, mit den Individuen des franzöſiſchen Heers vollziehn, oftmals mit Heftigkeit und Bitterkeit erklärt. Ich will Ihnen hierin nicht ganz Unrecht geben. Man braucht keine Römerinn oder Spartanerinn zu ſein, um das Verletzende, das allgemeine betrachtet darin liegen mag, zu empfinden. Dieſe Männer ſind unſere Feinde; das Blut unſerer Brüder und Verwandten klebt, um mich ſo auszudrücken, an ihren Röcken, und es heißt ſich gewiſſermaßen, wie Sie ſehr richtig bemerken, von den Seinigen losſagen, wenn man ſich auf die Parthei derjenigen herüber ſtellt, deren Bemühen iſt ſie zu zertreten, und auf alle erſinnliche Weiſe zu verderben und zu vernichten.

Aber ſind dieſe Männer, ich beſchwöre Sie, ſind ſie die Urheber des unſeeligen Kriegs, der in dieſem Augenblick zwiſchen Franzoſen und Deutſchen entbrannt iſt? Folgen ſie nicht, der Beſtimmung eines Soldaten getreu, einem blinden Geſetz der Nothwendigkeit, ohne ſelbſt oft die Urſach des Streits, für den ſie die Waffen ergreifen, zu kennen? Ja, giebt es nicht Einzelne unter ihnen, die den raſenden Heereszug, mit welchem Napoleon von Neuem das deutſche Reich überſchwemmt, verabſcheuen, und die das arme Volk, auf deſſen Ausplünderung und Unterjochung es angeſehen iſt, aufs Innigſte bedauern und bemitleiden?

Vergeben Sie, mein theuerſter und beſter Oheim! Ich ſehe die Röthe des Unwillens auf Ihre Wangen treten! Sie glauben, ich weiß, Sie glauben an dieſe Gefühle nicht; Sie halten Sie für die Erfindung einer ſataniſchen Liſt, um das Wohlwollen der armen Schlachtopfer, die ſie zur Bank führen, gefangen zu nehmen. Ja, dieſe Regung, ſelbſt wenn ſie vorhanden wäre, verſöhnt Sie nicht, Sie halten den Ihrer doppelten Rache für würdig, der das Geſetz des göttlichen Willens anerkennt und gleichwol auf eine ſo läſterliche und höhniſche Weiſe zu verletzen wagt.

Allein, wenn die Anſicht, die ich aufſtellte, allerdings nicht gemacht iſt, die Männer, die das Vaterland eben[a] vertheidigen, zu entwaffnen, indem ſie unmöglich, wenn es zum Handgemenge kömmt, ſich auf die Frage einlaſſen können, wer von denen, die auf ſie anrücken, ſchuldig iſt oder nicht: ſo verhält es ſich doch, mein gnädigſter Onkel, mit einem Mädchen anders; mit einem armen ſchwachen Mädchen, auf deſſen leicht bethörte Sinne, in der Ruhe eines monatlangen Umgangs, alle Liebenswürdigkeiten der Geburt und der Erziehung einzuwirken Zeit finden, und das, wie man leider weiß, auf die Vernunft nicht mehr hört, wenn das Herz ſich bereits für einen Gegenſtand entſchieden hat.

Hier lege ich Ihnen ein Zeugniß bei, das Hr. v. Lefat ſich auf die Forderung meiner Mutter von ſeinem Regimentschef zu verſchaffen gewußt hat. Sie werden daraus erſehen, daß das, was uns ein Feldwebel von ſeinem Regiment von ihm ſagte, nämlich daß er ſchon verheirathet ſei, eine ſchändliche und niederträchtige Verläumdung war. Hr. v. Lefat iſt ſelbſt vor einigen Tagen in B.— geweſen, um das Atteſt,

das die Declaration vom Gegentheil enthält, formaliter von seinem Obristen ausfertigen zu lassen. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß die niedrige Meinung, die man hier in der ganzen Gegend von diesem jungen Manne hegt, mein Herz auf das Empfindlichste kränkt. Der Leidenschaft, die er für mich fühlt, und die ich als wahrhaft zu erkennen, die entscheidendsten Gründe habe, wagt man die schändlichsten Absichten unterzulegen. Ja, mein voreiliger Bruder geht soweit mich zu versichern, daß der Obrist, sein Regimentschef, gar nicht mehr in B.— sei —, und ich bitte Sie, der Sie sich in B.— aufhalten, dem Ersteren darüber nach angestellter Untersuchung die Zurechtweisung zu geben. Ich leugne nicht, daß der Vorfall, der sich vor einiger Zeit zwischen ihm und der Kammerjungfer meiner Mutter zutrug, einige Unruhe über seine sittliche Denkungsart zu erwecken geschickt war. Abwesend, wie ich an diesem Tage von P.— war, bin ich gänzlich außer Stand über die Berichte dieses albernen und eingebildeten Geschöpfs zu urtheilen. Aber die Beweise, die er mir, als ich zurückkam und in Thränen auf mein Bette sank, von seiner ungetheilten Liebe gab, waren so eindringlich, daß ich die ganze Erzählung als eine elende Vision verwarf, und von der innigsten Reue bewegt, das Band der Ehe, von dem bis dahin noch nicht die Rede gewesen war, jetzt allererst knüpfen zu müssen glaubte. — Wären sie es weniger gewesen, und Ihre Laura noch frei und ruhig wie zuvor!

Kurz, mein theuerster und bester Onkel, retten Sie mich!

In 8 Tagen soll, wenn es nach meinen Wünschen geht, die Vermählung sein.

Inzwiſchen wünſcht Hr. v. Lefat, daß die Anſtalten dazu, auf die meine gute Mutter bereits in zärtlichen Augenblicken denkt, nicht eher auf entſcheidende Weiſe gemacht werden, als bis Sie die Güte gehabt haben ihm das Legat zu überantworten, das mir aus der Erbſchaft meines Großvaters bei dem Tode deſſelben zufiel, und Sie, als mein Vormund bis heute gefälligſt verwalteten. Da ich großjährig bin, ſo wird dieſem Wunſch nichts im Wege ſtehn, und indem ich es mit meiner zärtlichſten Bitte unterſtütze, und auf die ſchleunige Erfüllung deſſelben antrage, indem ſonſt die unangenehmſte Verzögerung davon die Folge ſein würde, nenne ich mich mit der innigſten Hochachtung und Liebe u. ſ. w.

3. Schreiben eines Burgemeiſters in einer Feſtung an einen Unterbeamten.

Sr. Excellenz der Hr. Generallieutenant von F., Commendant der hieſigen Garniſon, haben ſich auf die Nachricht, daß der Feind nur noch drey Meilen von der Feſtung ſtehe, auf das Rathhaus verfügt, und daſelbſt, in Begleitung eines ſtarken Detaſchements von Dragonern, 3000 Pechkränze verlangt, um die Vorſtädte, die das Glacis embarraſſiren, danieder zu brennen.

Der Rath der Stadt, der unter ſolchen Umſtänden das Ruhmvolle dieſes Entſchluſſes einſah, hat, nach Abführung einiger renitirenden Mitglieder, die Sache in pleno erwogen, und mit einer Majorität von 3 gegen 2 Stimmen, wobei meine wie gewöhnlich für 2 galt, und Sr. Excellenz die 3

ſupplirten, die verlangten Pechkränze ohne Bedenken bewilligt. Inzwiſchen iſt nun die Frage, und wir geben Euch auf Euch gutachtlich darüber auszulaſſen,

1. Wie viel an Pech und Schwefel, als den dazu gehörigen Materialien, zur Fabrication von 3000 Pechkränzen erforderlich ſind; und
2. ob die genannten Combuſtibeln in der berechneten Menge zur gehörigen Zeit herbeizuſchaffen ſind?

Unſeres Wiſſens liegt ein großer Vorrath von Pech und Schwefel bei dem Kaufmann M. in der N..ſchen Vorſtadt, P..ſche Gaſſe Num. 139.

Inzwiſchen iſt dies ein auf Beſtellung der Däniſchen Regierung aufgehäufter Vorrath, und wir beſitzen bereits, in Relation wie wir mit derſelben ſtehen, den Auftrag dem Kaufmann M. den Marktpreis davon mit 3000 fl. zuzufertigen. Indem wir Euch nun, dieſem Auftrage gemäß, die beſagte Summe für den Kaufmann M. in guten Landespapieren, demſelben auch ſechs Wägen oder mehr und Päſſe, und was immer zur ungeſäumten Abführung der Ingredienzen an den Hafen-Platz erforderlich ſein mag,' bewilligen, beſchließen wir zwar von dieſem Eigenthum der Däniſchen Regierung Behufs einer Niederbrennung der Vorſtädte keine Notiz zu nehmen; indeſſen habt Ihr das geſammte Perſonale der untern Polizeibeamten zuſammenzunehmen, und alle Gewölbe und Läden der Kauf- und Gewerksleute, die mit dieſen Combuſtibeln handeln oder ſie verarbeiten, aufs Strengſte und Eigenſinnigſte zu durchſuchen, damit, dem Entſchluß Sr. Excellenz gemäß, unverzüglich die Pechkränze verfertigt und mit Debarraſſirung des Glacis verfahren werden möge.

Nichts iſt nothwendiger, als in dieſem Augenblick der herannahenden Gefahr Alles aufzubieten, und kein Opfer zu ſcheuen, das im Stande iſt dem Staat dieſen für den Erfolg des Kriegs höchſt wichtigen Platz zu behaupten. Sr. Excellenz haben erklärt, daß wenn ihr auf dem Markt befindlicher Pallaſt vor dem Glacis läge, ſie denſelben zuerſt niederbrennen und unter den Thoren der Veſtung übernachten würden. Da nun unſer, ſowohl des Burgemeiſters, als auch Euer, des Unterbeamten, Haus, in dem angegebenen Fall ſind, indem ſie von der O...ſchen Vorſtadt her mit ihren Gärten und Nebengebäuden das Glacis beträchtlich embarraſſiren, ſo wird es bloß von Euren Recherchen und von dem Bericht abhangen, den Ihr darüber abſtatten werdet, ob wir den Andern ein Beiſpiel zu geben, und den Pechkranz zuerſt auf die Giebel derſelben zu werfen haben.

Sind in Gewogenheit u. ſ. w.

4. Brief eines politiſchen Peſcherä über einen Nürnberger Zeitungsartikel.

Erlaube mir, Vetter Peſcherä, daß ich Dir in der verwirrten Sprache, die kürzlich ein Deutſcher mich gelehrt hat, einen Artikel mittheile, der in einer Zeitung dieſes Landes, wenn ich nicht irre, im Nürnberger Correſpondenten geſtanden hat, und den ein Grönländer, der in Island auf einem Kaffeehauſe war, hierher gebracht hat. Der Zeitungsartikel iſt folgenden ſonderbaren Inhalts:[1]

„Es ſind nicht ſowohl die Franzoſen, welche die Freiheitsſchlacht, die bei Regensburg gefochten ward, entſchieden haben,

als vielmehr die Deutſchen ſelbſt. Der tapfere Kronprinz von Bayern hat zuerſt an der Spitze der rheinbündiſchen Truppen die Linien der Oeſterreicher durchbrochen. Der Kaiſer Napoleon hat ihn am Abend der Schlacht auf dem Wahlplatz umarmt, und ihn den Helden der Deutſchen genannt.“[3]

Ich verſichere Dich, Vetter Peſcherü, ich bin hinausgegangen auf den Sandhügel, wo die Sonne brennt, und habe meine Naſe angeſehen ſtundenlang, und wieder ſtundenlang, ohne im Stande geweſen zu ſein den Sinn dieſes Zeitungsartikels zu erforſchen. Er verwiſcht Alles, was ich über die Vergangenheit zu wiſſen meine, dergeſtalt, daß mein Gedächtniß wie ein weißes Blatt ausſieht, und die ganze Geſchichte derſelben von Neuem darin angefriſcht werden muß.

Sage mir alſo, ich bitte Dich:

1. Iſt es der Kaiſer von Oeſterreich, der das deutſche Reich im Jahre 1805 zertrümmert hat?[4]

2. Iſt er es, der den Buchhändler Palm erſchießen ließ, weil er ein dreiſtes Wort über dieſe Gewaltthat in Umlauf brachte?[4]

3. Iſt er es, der durch Liſt und Ränke die deutſchen Fürſten entzweite, um über die Entzweiten nach der Regel des Cäſar zu herrſchen?

4. Iſt er es, der den Kurfürſten von Heſſen ohne Kriegserklärung aus ſeinem Lande vertrieb, und einen Handlungscommis — wie heißt er ſchon? — der ihm verwandt war, auf den Thron deſſelben ſetzte?[5]

5. Iſt er es, der den König von Preußen, den erſten Gründer ſeines Ruhms, in dem undankbarſten und ungerechteſten Kriege zu Boden geſchlagen hat, und auch ſelbſt nach

dem Frieden noch mit ſeinem grimmigen Fuß auf dem Nacken deſſelben verweilte?"

6. Iſt es dagegen der Kaiſer Napoleon, der durch unglückliche Feldzüge erſchöpft, die deutſche Krone auf das Machtwort ſeines Gegners niederzulegen genöthigt war?"

7. Iſt er es, der mit zerriſſenem Herzen Preußen, den letzten Pfeiler Deutſchlands, ſinken ſah, und, ſo zerſtreut ſeine Heere auch waren, herbei geeilt ſein würde ihn zu retten, wenn der Friede von Tilſit nicht abgeſchloſſen worden wäre?"

8. Iſt er es, der dem betrogenen Kurfürſten von Heſſen auf der Flucht aus ſeinen Staaten einen Zufluchtsort in den ſeinigen vergönnt hat?"

9. Iſt er es endlich, der ſich des Elends, unter welchem die Deutſchen ſeufzen, erbarmt hat, und der nun, an der Spitze der ganzen Jugend, wie Anteus, der Sohn der Erde, von ſeinem Fall erſtanden iſt, um das Vaterland zu retten?

Vetter Peſcherü, vergieb mir dieſe Fragen; ein Europäer wird ohne Zweifel, wenn er den Artikel lieſt, wiſſen was er davon zu halten hat. Einem Peſcherü aber müſſen, wie Du ſelbſt einſiehſt, alle die Zweifel kommen, die ich Dir vorgetragen habe.

Bekanntlich drücken wir mit dem Wort Peſcherü Alles aus, was wir empfinden oder denken, drücken es mit einer Deutlichkeit aus, die den andern Sprachen der Welt fremd iſt. Wenn wir z. B. ſagen wollen: es iſt Tag, ſo ſagen wir: Peſcherü; wollen wir hingegen ſagen: es iſt Nacht, ſo ſagen wir: Peſcherü. Wollen wir ausdrücken: dieſer Mann iſt redlich, ſo ſagen wir: Peſcherü; wollen wir hingegen verſichern: er iſt ein Schelm, ſo ſagen wir: Peſcherü. Kurz,

Peſcherü drückt den Inbegriff aller Erſcheinungen aus, und eben darum, weil es Alles ausdrückt, auch jedes Einzelne.

Hätte doch der Nürnberger Zeitungsſchreiber in der Sprache der Peſcherüs geſchrieben! Denn ſetze einmal der Artikel lautete alſo Peſcherü, ſo würde Dein Vetter" nicht einen, nicht einen Augenblick bei ſeinem Inhalt angeſtoßen ſein. Er würde alsdann mit völliger Beſtimmtheit und Klarheit alſo geleſen haben:

„Es ſind nicht ſowohl die Franzoſen, welche die Schlacht, die das deutſche Reich dem Napoleon überliefern ſollte, gewonnen haben, als vielmehr die bemitleidenswürdigen Deutſchen ſelbſt. Der entartete Kronprintz von Bayern hat zuerſt an der Spitze der rheinbündiſchen Truppen die Linien der braven Oeſterreicher, ihrer Befreier, durchbrochen. „Sie ſind der Held der Deutſchen!" rief ihm der Verſchlagenſte der Unterdrücker zu; aber ſein Hertz ſprach heimlich: „ein Verräther biſt Du, und wenn ich Dich werde gebraucht haben, wirſt Du abtreten!"

5. Die Bedingung des Gärtners.

Eine Fabel.

Ein Gärtner ſagte zu ſeinem Herrn: „Deinem Dienſt habe ich mich nur innerhalb dieſer Hecken und Zäune gewidmet. Wenn der Bach kommt und deine Frucht-Beete überſchwemmt, ſo will ich mit Hacken und Spaten aufbrechen, um ihm zu wehren; aber auſſerhalb dieſes Bezirkes zu gehen, und, ehe der Strom noch einbricht, mit ſeinen Wogen zu kämpfen, das kannſt du nicht von deinem Diener verlangen."

Der Herr ſchwieg.

Und drei Frühlinge kamen und verheerten mit ihren Gewässern das Land. Der Gärtner triefte von Schweiß, um dem Gerieſel,' das von allen Seiten eindrang, zu ſteuern: umſonſt: der Seegen des Jahrs, wenn ihm die Arbeit auch gelang, war verderbt und vernichtet.

Als der vierte kam, nahm er Hacken und Spaten und gieng auf's Feld.

„Wohin?" fragte ihn ſein Herr.

„Auf das Feld, antwortete er, wo das Uebel entſpringt. Hier thürm' ich Wälle von Erde umſonſt, um dem Strom, der brauſend hereinbricht, zu wehren: an der Quelle kann ich ihn mit einem Fußtritt verſtopfen."

Landwehren von Oeſterreich! Warum wollt ihr bloß innerhalb eures Landes fechten?"

6. Lehrbuch der franzöſiſchen Journaliſtik.

Einleitung.

§ 1.

Die Journaliſtik überhaupt iſt die treuherzige und unverfängliche Kunſt das Volk von dem zu unterrichten, was in der Welt vorfällt. Sie iſt eine gänzliche Privatſache, und alle Zwecke der Regierung, ſie mögen heißen wie man wolle, ſind ihr fremd. Wenn man die franzöſiſchen Journale mit Aufmerkſamkeit lieſt, ſo ſieht man, daß ſie nach ganz eignen Grundſätzen abgefaßt worden, deren Syſtem man die franzöſiſche Journaliſtik nennen kann. Wir wollen uns bemühen den Entwurf dieſes Syſtems, ſo wie es etwa im geheimen Archiv zu Paris liegen mag, hier zu entfalten.

Erklärung.

§ 2.

Die französische Journalistik ist die Kunst das Volk glauben zu machen, was die Regierung für gut findet.

§ 3.

Sie ist bloß Sache der Regierung, und alle Einmischung der Privatleute, bis selbst auf die Stellung vertraulicher Briefe, die die Tages-Geschichte betreffen, verboten.

§ 4.

Ihr Zweck ist die Regierung über allen Wechsel der Begebenheiten hinaus sicher zu stellen, und die Gemüther, allen Lockungen des Augenblicks zum Trotz, in schweigender Unterwürfigkeit unter das Joch derselben niederzuhalten.

Die zwei obersten Grundsätze.

§ 5.

Was das Volk nicht weiß, macht das Volk nicht heiß.

§ 6.

Was man dem Volke dreimal sagt, hält das Volk für wahr.

Anmerkung.

§ 7.

Diese Grundsätze könnte man auch Grundsätze des Talleyrand nennen. Denn ob sie gleich nicht von ihm erfunden sind, so wenig wie die mathematischen von dem Euklid: so ist er doch der Erste, der sie für ein bestimmtes und schlußgerechtes System in Anwendung gebracht hat.

Aufgabe.

§ 8.

Eine Verbindung von Journalen zu redigiren, welche 1. Alles, was in der Welt vorfällt, entstellen, und gleichwohl 2. ziemliches Vertrauen haben?

Lehrsatz zum Behuf der Auflösung.

Die Wahrheit sagen heißt allererst die Wahrheit ganz und nichts als die Wahrheit sagen.

Auflösung.

Also redigire man zwei Blätter, deren Eines niemals lügt, das Andere aber die Wahrheit sagt: so wird die Aufgabe gelöst sein.

Beweis.

Denn weil das Eine niemals lügt, das Andere aber die Wahrheit sagt, so wird die zweite Forderung erfüllt sein. Weil aber jenes verschweigt was wahr ist, und dieses hinzusetzet was erlogen ist, so wird es auch, wie jedermann zugesteben wird, die erste sein. q. e. d.

Erklärung.

§ 9.

Dasjenige Blatt, welches niemals lügt, aber hin und wieder verschweigt was wahr ist, heißt der Moniteur, und erscheine in officieller Form; das Andere, welches die Wahrheit sagt, aber zuweilen hinzuthut was erstuncken und erlogen ist, heiße Journal de l'Empire, oder auch Journal de Paris, und erscheine in Form einer bloßen Privat-Unternehmung.

Eintheilung der Journaliſtik.

§ 10.

Die franzöſiſche Journaliſtik zerfällt in die Lehre von der Verbreitung 1. wahrhaftiger, 2. falſcher Nachrichten. Jede Art der Nachricht erfordert einen eigenen Modus der Verbreitung, von welchem hier gehandelt werden ſoll.

Cap. I.
Von den wahrhaftigen Nachrichten.

Art. 1.
Von den guten.

Lehrſatz.

§ 11.

Das Werk lobt ſeinen Meiſter.

Beweis.

Der Beweis für dieſen Satz iſt klar an ſich. Er liegt in der Sonne, beſonders wenn ſie aufgeht; in den ägyptiſchen Pyramiden; in der Peterskirche; in der Madonna des Raphael, und in vielen andern herrlichen Werken der Götter und Menſchen.

Anmerkung.

§ 12.

Wirklich und in der That: man mögte meinen, daß dieſer Satz ſich in der franzöſiſchen Journaliſtik [nicht] findet. Wer die Zeitungen aber mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, der wird geſtehen, er findet ſich darin; daher wir ihn auch dem Syſtem zu Gefallen hier haben aufführen müſſen.

Corollarium.

§ 13.

Inzwiſchen gilt dieſer Satz doch nur in völliger Strenge für den Moniteur, und auch für dieſen nur bei guten Nachrichten von außerordentlichem und entſcheidendem Werth. Bei guten Nachrichten von untergeordnetem Werth kann der Moniteur ſchon das Werk ein wenig loben, das Journal de l'Empire aber und das Journal de Paris mit vollen Backen in die Poſaune ſtoßen.

Aufgabe.

§ 14.

Dem Volk eine gute Nachricht vorzutragen?

Auflöſung.

Iſt es z. B. eine gänzliche Niederlage des Feindes, wobei derſelbe Kanonen, Bagage und Munition verloren hat und in die Moräſte geſprengt worden iſt, ſo ſage man dies, und ſetze das Punctum dahinter. (§ 11) Iſt es ein bloßes Gefecht, wobei nicht viel herausgekommen iſt, ſo ſetze man im Moniteur eine, im Journal de l'Empire drei Nullen an jede Zahl, und ſchicke die Blätter mit Courieren in alle Welt. (§ 13)

Anmerkung.

§ 15.

Hierbei braucht man nicht nothwendig zu lügen. Man braucht nur z. B. die Bleſſirten, die man auf dem Schlachtfelde gefunden, auch unter den Gefangenen aufzuführen. Dadurch bekömmt man zwei Rubriken, und das Gewiſſen iſt gerettet.

Art. 2.

Von den ſchlechten Nachrichten.

Lehrſatz.

§ 16.

Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Anmerkung.

§ 17.

Dieſer Satz iſt ſo klar, daß er, wie die Grundſätze, keines Beweiſes bedarf, daher ihn der Kaiſer der Franzoſen auch unter die Grundſätze aufgenommen hat. Er führt in natürlicher Ordnung auf die Kunſt dem Volk [eine] Nachricht zu verbergen, von welcher' ſogleich gehandelt werden ſoll.

Corollarium.

§ 18.

Inzwiſchen gilt auch dieſer Satz nur in völliger Strenge für das Journal de l'Empire und für das Journal de Paris, und auch für dieſe nur bei ſchlechten Nachrichten von der gefährlichen und verzweifelten Art. Schlechte Nachrichten von erträglicher Art kann der Moniteur gleich offenherzig geſtehen, das Journal de l'Empire aber und das Journal de Paris thun als ob nicht viel daran wäre.

Aufgabe.

§ 19.

Dem Volk eine ſchlechte Nachricht zu verbergen?

Auflöſung.

Die Auflöſung iſt leicht. Es gilt für das Innere des Landes in allen Journalen Stillſchweigen, einem Fiſch gleich. Unterſchlagung der Briefe, die davon handeln, Aufhaltung der

Reiſenden, Verbote in Tabagien und Gaſthäuſern davon zu reden, und für das Ausland Confiscation der Journale, welche gleichwohl davon zu handeln wagen; Arretirung, Deportirung, und Füſelierung der Redacteren; Anſetzung neuer Subjecte bei dieſem Geſchäfft: Alles mittelbar entweder durch Requiſition, oder unmittelbar durch Detaſchements.

Anmerkung.

§ 20.

Dieſe Auflöſung iſt, wie man ſieht, nur eine bedingte, und früh oder ſpät kommt die Wahrheit ans Licht. Will man die Glaubwürdigkeit der Zeitungen nicht ausſetzen, ſo muß es nothwendig eine Kunſt geben dem Volk ſchlechte Nachrichten vorzutragen. Worauf wird dieſe Kunſt ſich ſtützen?

Lehrſatz.

§ 21.

Der Teufel läßt keinen Schelmen im Stich.

Anmerkung.

§ 22.

Auch dieſer Satz iſt ſo klar, daß er nur erſt verworren werden würde, wenn man ihn beweiſen wollte, daher wir uns nicht weiter darauf einlaſſen, ſondern ſogleich zur Anwendung ſchreiten wollen.

Aufgabe.

§ 23.

Dem Volk eine ſchlechte Nachricht vorzutragen?

Auflöſung.

Man ſchweige davon (§ 5) bis ſich die Umſtände geändert haben. (§ 15). Inzwiſchen unterhalte man das Volk

mit guten Nachrichten, entweder mit wahrhaftigen aus der Vergangenheit, oder auch mit gegenwärtigen, wenn ſie vorhanden ſind, als: Schlacht von Marengo, von der Geſandſchafft des Perſeuſchachs* und von der Ankunft des Levantiſchen Kaffes, oder, in Ermangelung aller, mit ſolchen die erſtunken und erlogen ſind; ſobald ſich die Umſtände geändert haben, welches niemals ausbleibt, (§ 20) und irgend ein Vortheil, er ſei groß oder klein, errungen worden iſt, gebe man (§ 14) eine pomphafte Ankündigung davon, und an ihren Schwanz hänge man die ſchlechte Nachricht an. q. e. des.

Anmerkung.

§ 24.

Hierin iſt eigentlich noch der Lehrſatz enthalten: wenn man dem Kinde ein Licht zeigt, ſo weint es nicht; denn darauf ſtützt ſich zum Theil das angegebene Verfahren. Nur der Kürze wegen, und weil er von ſelbſt in die Augen ſpringt, geſchah es, daß wir denſelben in abstracto nicht haben aufführen wollen.

Corollarium.

§ 25.

Ganz ſtill zu ſchweigen, wie die Auflöſung fordert, iſt in vielen Fällen unmöglich, denn ſchon das Datum des Bülletins, wenn z. B. eine Schlacht verloren und das Hauptquartier zurückgegangen wäre, verräth dies Factum. In dieſem Fall antedatire man entweder das Bülletin, oder aber fingire einen Druckfehler im Datum, oder endlich laſſe das Datum ganz weg. Die Schuld kommt auf den Setzer oder Corrector.

7. Katechismus der Deutſchen, abgefaßt nach dem Spaniſchen, zum Gebrauch für Kinder und Alte.[1]

In ſechzehn Kapiteln.

Erſtes Kapitel.

Von Deutſchland überhaupt.

Frage. Sprich, Kind, wer biſt Du?

Antwort. Ich bin ein Deutſcher.

Fr. Ein Deutſcher? Du ſcherzeſt. Du biſt in Meißen gebohren, und das Land, dem Meißen angehört, heißt Sachſen!

Antw. Ich bin in Meißen gebohren, und das Land, dem Meißen angehört, heißt Sachſen; aber mein Vaterland, das Land dem Sachſen angehört, iſt Deutſchland, und Dein Sohn, mein Vater, iſt ein Deutſcher.

Fr. Du träumeſt! Ich kenne kein Land, dem Sachſen angehört, es müßte denn das rheiniſche Bundesland ſein.[2] Wo ſind ich es, dies Deutſchland, von dem Du ſprichſt, und wo liegt es?

Antw. Hier, mein Vater. — Verwirre mich nicht.

Fr. Wo?

Antw. Auf der Karte.

Fr. Ja, auf der Karte! — Dieſe Karte iſt vom Jahr 1805. — Weißt Du nicht, was geſchehn iſt im Jahr 1805, da der Friede von Preßburg abgeſchloſſen war?

Antw. Napoleon, der korſiſche Kaiſer, hat es nach dem Frieden durch eine Gewaltthat zertrümmert.[3]

Fr. Nun? Und gleichwohl wäre es noch vorhanden?

Antw. Gewiß! — Was fragſt Du mich doch!

Fr. Seit wann?

Antw. Seit Franz der Zweite, der alte Kaiſer der Deutſchen, wieder aufgeſtanden iſt, um es herzuſtellen, und der tapfre Feldherr, den er beſtellte, das Volk aufgerufen hat, ſich an die Heere, die er anführt, zur Befreiung des Landes anzuſchließen.

Zweites Kapitel.

Von der Liebe zum Vaterlande.

Fr. Du liebſt dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?

Antw. Ja, mein Vater, das thu ich.

Fr. Warum liebſt Du es?

Antw. Weil es mein Vaterland iſt.

Fr. Du meinſt, weil Gott es geſeegnet hat mit vielen Früchten, weil viele ſchöne Werke der Kunſt es ſchmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weiſe, deren Namen anzuführen kein Ende iſt, es verherrlicht haben?

Antw. Nein, mein Vater; Du verführſt mich.

Fr. Ich verführte Dich?

Antw. Denn Rom und das ägyptiſche Delta ſind, wie Du mich gelehrt haſt, mit Früchten und ſchönen Werken der Kunſt und Allem, was groß und herrlich ſein mag, weit mehr geſeegnet als Deutſchland. Gleichwohl, wenn Deines Sohnes Schickſal wollte, daß er darin leben ſollte, würde er ſich traurig fühlen, und es nimmermehr ſo lieb haben, wie jetzt Deutſchland.

Fr. Warum alſo liebſt Du Deutſchland?

Antw. Mein Vater, ich habe es Dir ſchon geſagt!

Fr. Du hätteſt es mir ſchon geſagt?

Antw. Weil es mein Vaterland iſt.

Drittes Kapitel.

Von der Zertrümmerung des Vaterlandes.

Fr. Was iſt Deinem Vaterlande jüngſthin widerfahren?

Antw. Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, hat es mitten im Frieden zertrümmert, und mehrere Völker, die es bewohnen, unterjocht.

Fr. Warum hat er dies gethan?

Antw. Das weiß ich nicht.

Fr. Das weißt Du nicht?

Antw. Weil er ein böſer Geiſt iſt.

Fr. Ich will Dir ſagen, mein Sohn: Napoleon behauptet, er ſei von den Deutſchen beleidigt worden.

Antw. Nein, mein Vater, das iſt er nicht.

Fr. Warum nicht?

Antw. Die Deutſchen haben ihn niemals beleidigt.

Fr. Kennſt Du die ganze Streitfrage, die dem Kriege, der entbrannt iſt, zum Grunde liegt?

Antw. Nein, keineswegs.

Fr. Warum nicht?

Antw. Weil ſie zu weitläuftig und umfaſſend iſt.

Fr. Woraus alſo ſchließeſt Du, daß die Sache, die die Deutſchen führen, gerecht ſei?

Antw. Weil Kaiſer Franz von Oeſterreich es verſichert hat.

Fr. Wo hat er dies verſichert?

Antw. In dem von ſeinem Bruder, dem Erzherzog Carl, an die Nation erlaſſenen Aufruf.

Fr. Alſo wenn zwei Angaben vorhanden ſind, die Eine von Napoleon, dem Korſenkaiſer, die Andere von Franz, Kaiſer von Oeſterreich, welcher glaubſt Du?

Antw. Der Angabe Franzens, Kaisers von Oesterreich.

Fr. Warum?

Antw. Weil er wahrhaftiger ist.

Viertes Kapitel.
Vom Erbfeind.

Fr. Wer sind Deine Feinde, mein Sohn?

Antw. Napoleon und, so lange er ihr Kaiser ist, die Franzosen.

Fr. Ist sonst niemand, den Du hassest?

Antw. Niemand auf der ganzen Welt.

Fr. Gleichwohl, als Du gestern aus der Schule kamst, hast Du Dich mit jemand, wenn ich nicht irre, entzweit?

Antw. Ich, mein Vater? Mit wem?

Fr. Mit Deinem Bruder; Du hast es mir selbst erzählt.

Antw. Ja, mit meinem Bruder! Er hatte meinen Vogel nicht, wie ich ihm aufgetragen hatte, gefüttert.

Fr. Also ist Dein Bruder, wenn er dies gethan hat, Dein Feind, nicht Napoleon der Korse, noch die Franzosen, die er beherrscht?

Antw. Nicht doch, mein Vater! — Was sprichst Du da?

Fr. Was ich da spreche?

Antw. Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll.

— — — —

[Siebentes Kapitel.]

Fr. Das hab ich Dich schon gefragt. Sage es noch einmahl mit den Worten, die ich Dich gelehrt habe.

Antw. Für einen verabscheuungswürdigen Menschen, für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen

nicht hinreicht, und den Engeln einſt am jüngſten Tage der Odem vergehen wird.

Fr. Sahſt Du ihn je?

Antw. Niemals, mein Vater.

Fr. Wie ſollſt Du ihn Dir vorſtellen?

Antw. Als einen der Hölle entſtiegenen Vatermörder, der herumſchleicht in dem Tempel der Natur, und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut iſt.

Fr. Wann haſt Du dies im Stillen für Dich wiederholt?

Antw. Geſtern Abend, als ich zu Bette gieng, und heute Morgen, als ich aufſtand.

Fr. Und wann wirſt Du es wieder wiederholen?

Antw. Heute Abend, wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh, wann ich aufſtehe.

Fr. Gleichwohl, ſagt man, ſoll er viel Tugenden beſitzen. Das Geſchäfft der Unterjochung der Erde ſoll er mit Liſt, Gewandtheit und Kühnheit vollziehn, und beſonders an dem Tage der Schlacht ein großer Feldherr ſein.

Antw. Ja, mein Vater, ſo ſagt man.

Fr. Man ſagt es nicht bloß; er iſt es.

Antw. Auch gut; er iſt es.

Fr. Meinſt Du nicht, daß er um dieſer Eigenſchafften willen Bewunderung und Verehrung verdiene?

Antw. Du ſcherzeſt, mein Vater.

Fr. Warum nicht?

Antw. Das wäre ebenſo feig, als ob ich die Geſchicklichkeit, die einem Menſchen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte, da er mich in den Koth wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt.

Fr. Wer alſo unter den Deutſchen mag ihn bewundern?

Antw. Die robuſten Feldherrn etwa und die Kenner der Kunſt.

Fr. Und auch dieſe, wann mögen ſie es erſt thun?

Antw. Wenn er vernichtet iſt.

Achtes Kapitel.

Von der Erziehung der Deutſchen.

Fr. Was mag die Vorſehung wohl damit, mein Sohn, daß ſie die Deutſchen ſo grimmig durch Napoleon, den Korſen, aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt hat, bezweckt haben?

Antw. Das weiß ich nicht.

Fr. Das weißt Du nicht?

Antw. Nein, mein Vater.

Fr. Ich auch nicht. Ich ſchieße nur mit meinem Urtheil ins Blaue hinein. Treffe ich, ſo iſt es gut; wo nicht, ſo iſt an dem Schuß nichts verloren. — Tadelſt Du dies Unternehmen?

Antw. Keineswegs, mein Vater.

Fr. Vielleicht meinſt Du, die Deutſchen befanden ſich ſchon, wie die Sachen ſtehn, auf dem Gipfel aller Tugend, alles Heils und alles Ruhms?

Antw. Keineswegs, mein Vater.

Fr. Oder waren wenigſtens auf guten Wegen, ihn zu erreichen?

Antw. Nein, mein Vater; das auch nicht.

Fr. Von welcher Unart habe ich Dir zuweilen geſprochen?

Antw. Von einer Unart?

Fr. Ja; die dem lebenden Geſchlecht anklebt.

Antw. Der Verstand der Deutschen, hast Du mir gesagt, habe durch einige scharfsinnige Lehrer einen Ueberwitz bekommen; sie reflectirten, wo sie empfinden oder handeln sollten, meinten Alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu können, und gäben nichts mehr auf die alte geheimnißvolle Kraft der Herzen.

Fr. Findest Du nicht, daß die Unart, die Du mir beschreibst, zum Theil auch auf Deinem Vater ruht, indem er Dich catechisirt?

Antw. Ja, mein lieber Vater.

Fr. Woran hiengen sie mit unmäßiger und unedler Liebe?

Antw. An Geld und Gut, trieben Handel und Wandel damit, daß ihnen der Schweiß ordentlich des Mitleidens würdig von der Stirn triefte, und meinten ein ruhiges, gemächliches und sorgenfreies Leben sei Alles, was sich in der Welt erringen ließe.

Fr. Warum also mag das Elend wohl, das in der Zeit ist, über sie gekommen, ihre Hütten zerstört und ihre Felder verheeret worden sein?

Antw. Um ihnen diese Güter völlig verächtlich zu machen, und sie anzuregen nach den höhern und höchsten, die Gott den Menschen beschert hat, hinanzustreben.

Fr. Und welches sind die höchsten Güter der Menschen?

Antw. Gott, Vaterland, Kaiser, Freyheit, Liebe und Treue, Schönheit, Wissenschafft und Kunst.

Neuntes Kapitel.

Eine Nebenfrage.

Fr. Sage mir, mein Sohn, wohin kommt der, welcher liebt? In den Himmel oder in die Hölle?

Antw. In den Himmel.

Fr. Und der, welcher haßt?

Antw. In die Hölle.

Fr. Aber derjenige, welcher weder liebt noch haßt: wohin kommt der?

Antw. Welcher weder liebt noch haßt?

Fr. Ja! — Haſt Du die ſchöne Fabel vergeſſen?

Antw. Nein, mein Vater.

Fr. Nun? Wohin kommt der?

Antw. Der kommt in die ſiebente, tiefſte und unterſte Hölle.

Zehntes Kapitel.

Von der Verfaſſung der Deutſchen.[5]

— — — —

[Zwölftes Kapitel.]

wo ſie ſie immer treffen mögen, erſchlagen.

Fr. Hat er dies Allen oder den Einzelnen befohlen?

Antw. Allen und den Einzelnen.

Fr. Aber der Einzelne, wenn er zu den Waffen griffe, würde oftmals nur in ſein Verderben laufen?

Antw. Allerdings, mein Vater, das wird er.

Fr. Er muß alſo lieber warten, bis ein Haufen zuſammengelaufen iſt, um ſich an dieſen anzuſchließen?

Antw. Nein, mein Vater.

Fr. Warum nicht?

Antw. Du ſcherzeſt, wenn Du ſo fragſt.

Fr. So rede!

Antw. Weil, wenn jedweder ſo dächte, gar kein Haufen zuſammenlaufen würde, an den man ſich anſchließen könnte.

Fr. Mithin — was iſt die Pflicht jedes Einzelnen?

Antw. Unmittelbar auf das Gebot des Kaiſers zu den Waffen zu greifen, den Anderen, wie die hochherzigen Tyroler,* ein Beiſpiel zu geben, und die Franzoſen, wo ſie angetroffen werden mögen, zu erſchlagen.

Dreizehntes Kapitel.

Von den freiwilligen Beiträgen.

Fr. Wen Gott mit Gütern geſeegnet hat, was muß der noch außerdem für den Fortgang des Kriegs, der geführt wird, thun?

Antw. Er muß, was er entbehren kann, zur Beſtreitung ſeiner Koſten hergeben.

Fr. Was kann der Menſch entbehren?

Antw. Alles bis auf Waſſer und Brod, [das] ihn ernährt, und ein Gewand, das ihn deckt.

Fr. Wie viel Gründe kannſt Du anführen, um die Menſchen, freiwillige Beiträge einzuliefern, zu bewegen?

Antw. Zwei. Einen, der nicht viel einbringen wird, und Einen, der die Führer des Kriegs reich machen muß, falls die Menſchen nicht mit Blindheit geſchlagen ſind.*

Fr. Welcher iſt der, der nicht viel einbringen wird?

Antw. Weil Geld und Gut gegen das, was damit errungen werden ſoll, nichtswürdig ſind.

Fr. Und welcher iſt der, der die Führer des Kriegs reich machen muß, falls die Menſchen nicht mit Blindheit geſchlagen ſind?

Antw. Weil es die Franzoſen doch wegnehmen.

Vierzehntes Kapitel.

Von den obersten Staatsbeamten.

Fr. Die Staatsbeamten, die dem Kaiser von Oesterreich und den ächten deutschen Fürsten treu dienen, findest Du nicht, mein Sohn, daß sie einen gefährlichen Stand haben?

Antw. Allerdings, mein Vater.

Fr. Warum?

Antw. Weil, wenn der korsische Kaiser ins Land käme, er sie um dieser Treue willen bitter bestrafen würde.

Fr. Also ist es für jeden, der auf einer wichtigen Landesstelle steht, der Klugheit gemäß, sich zurückzuhalten, und sich nicht mit Eifer auf heftige Maasregeln, wenn sie ihm auch von der Regierung anbefohlen sein sollten, einzulassen?

Antw. Pfui doch, mein Vater; was sprichst Du da!

Fr. Was? — Nicht?

Antw. Das wäre schändlich und niederträchtig.

Fr. Warum?

Antw. Weil ein Solcher nicht mehr Staatsdiener seines Fürsten, sondern schon, als ob er in seinem Sold stünde, Staatsdiener des Korsenkaisers ist, und für seine Zwecke arbeitet.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Hochverrathe.

Fr. Was begeht derjenige, mein Sohn, der dem Aufgebot, das der Erzherzog Carl an die Nation erlassen hat, nicht gehorcht, oder wohl gar durch Wort und That zu widerstreben wagt?

Antw. Einen Hochverrath mein Vater.

Fr. Warum?

Antw. Weil er dem Volk, zu dem er gehört, verderblich ist.

Fr. Was hat derjenige zu thun, den das Unglück unter die verrätherischen Fahnen geführt hat, die den Franzosen verbunden, der Unterjochung des Vaterlandes wehen?

Antw. Er muß seine Waffen schaamroth wegwerfen, und zu den Fahnen der Oesterreicher übergehen.

Fr. Wenn er dies nicht thut, und mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, was hat er verdient?

Antw. Den Tod, mein Vater.

Fr. Und was kann ihn einzig davor schützen?

Antw. Die Gnade Franzens, Kaisers von Oesterreich, des Vormunds, Retters und Wiederherstellers der Deutschen.

Sechszehntes Kapitel.

Schluß.

Fr. Aber sage mir, mein Sohn, wenn es dem hochherzigen Kaiser von Oesterreich, der für die Freiheit Deutschlands die Waffen ergriff, nicht gelänge, das Vaterland zu befreien: würde er nicht den Fluch der Welt auf sich laden, den Kampf überhaupt unternommen zu haben?

Antw. Nein, mein Vater.

Fr. Warum nicht?

Antw. Weil Gott der oberste Herr der Heer-Schaaren ist, und nicht der Kaiser, und es weder in seiner noch in seines Bruders, des Erzherzog Carls, Macht steht, die Schlachten, so wie sie es wohl wünschen mögen, zu gewinnen.

Fr. Gleichwohl iſt, wenn der Zweck des Kriegs nicht erreicht wird, das Blut vieler tauſend Menſchen nutzlos gefloſſen, die Städte verwüſtet und das Land verheert worden.

Antw. Wenngleich, mein Vater!

Fr. Was? Wenngleich! — Alſo auch, wenn Alles unterginge, und kein Menſch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdeſt du den Kampf noch billigen?

Antw. Allerdings, mein Vater.

Fr. Warum?

Antw. Weil es Gott lieb iſt, wenn Menſchen ihrer Freiheit wegen ſterben.

Fr. Was aber iſt ihm ein Gräuel?

Antw. Wenn Sclaven leben!

2. Politiſche Aufrufe und Betrachtungen.

1. Einleitung [zur Zeitſchrift Germania].

Dieſe Zeitſchrift ſoll der erſte Athemzug der deutſchen Freiheit ſein. Sie ſoll Alles ausſprechen, was während der drei letzten, unter dem Druck der Franzoſen verſeufzten, Jahre in den Brüſten wackerer Deutſchen hat verſchwiegen bleiben müſſen: alle Beſorgniß, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück.

Es bedurfte einer Zeit wie die jetzige, um einem Blatt, wie das vorliegende iſt, das Daſein zu geben. So lange noch keine Handlung des Staats geſchehen war, mußte es jedem Deutſchen, der ſeine Worte zu Rathe hielt, ebenſo voreilig als nutzlos ſcheinen zu ſeinen Mitbrüdern zu reden. Eine ſolche Stimme würde entweder völlig in der Wüſte verhallt ſein, oder — welches faſt noch ſchlimmer geweſen wäre — die Gemüther nur auf die Höhen der Begeiſterung erhoben haben, um ſie in dem zunächſt darauf folgenden Augenblick in eine deſto tiefere Nacht der Gleichgültigkeit und Hoffnungsloſigkeit verſinken zu laſſen.

Jetzt aber hat der Kaiſer von Oeſterreich an der Spitze ſeines tapfern Heeres den Kampf für ſeiner Unterthanen Wohl, und den noch großmüthigeren für das Heil des unterdrückten

und bisher noch wenig dankbaren Deutschlands unternommen. Der kaiserliche Bruder, den er zum Herrn des Heers bestellte, hat die göttliche Kraft, das Werk an sein Ziel hinauszuführen, auf eine erhabene und rührende Art dargethan. Das Misgeschick, das ihn traf, trug er mit der Unbeugsamkeit der Helden, und ward in dem entscheidenden Augenblick, da es zu siegen oder zu sterben galt, der Bezwinger des Unbezwungenen, — ward es mit einer Bescheidenheit, die dem Zeitalter, in welchem wir leben, fremd ist.'

Jetzt oder niemals ist es Zeit den Deutschen zu sagen, was sie ihrerseits zu thun haben, um der erhabenen Vormundschafft, die sich über sie eingesetzt hat, allererst würdig zu werden; und dieses Geschäfft ist es, das wir, von der Lust am Guten mitzuwirken bewegt, in den Blättern der Germania haben übernehmen wollen.

Hoch, auf dem Gipfel der Felsen soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern ins Thal! Dich, o Vaterland, will sie singen und deine Heiligkeit und Herrlichkeit, und welch ein Verderben seine Wogen auf dich heranwälzt! Sie will herabsteigen, wenn die Schlacht braußt,* und sich mit hochroth glühenden Wangen unter die Streitenden mischen und ihren Muth beleben, und ihnen Unerschrockenheit und Ausdauer und des Todes Verachtung ins Herz gießen; — — und die Jungfrauen des Landes herbeirufen, wenn der Sieg erfochten ist, daß sie sich niederbeugen über die so gesunken sind, und ihnen das Blut aus der Wunde saugen. Möge jeder, der sich bestimmt fühlt dem Vaterlande auf diese Weise zu — — —

2. [Aufruf.]

Zeitgenoſſen! Glückliche oder unglückliche Zeitgenoſſen — wie ſoll ich euch nennen? daß ihr nicht aufmerken wollet, oder nicht aufmerken könnet. Wunderbare und ſorgenloſe Blindheit, mit welcher ihr nichts vernehmt! O, wenn in euren Füßen Weiſſagung wäre, wie ſchnell würden ſie zur Flucht ſein! Denn unter ihnen gährt die Flamme, die bald in Vulcanen herausdonnern, und unter ihrer Aſche und ihren Lavaſtrömen Alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe iſt, daß Dinge reifen, von welchen noch der Urenkel mit Grauſen ſprechen wird, wie von atridiſchen Tiſchen und Pariſer und Nanter Bluthochzeiten? Welche Verwandlungen nahen! Ja, in welchen ſeid ihr mitten inne und merkt ſie nicht, und meint, es geſchähe etwas Alltägliches in dem alltäglichen Nichts, worin ihr befangen ſeid! — G. v. J. S. 13.[1]

Dieſe Prophezeiung — in der That, mehr als einmal habe ich dieſe Worte als übertrieben tadeln hören. Sie flößen, ſagt man, ein gewiſſes falſches Entſetzen ein, das die Gemüther, ſtatt ſie zu erregen, vielmehr abſpanne und erſchlaffe. Man ſieht um ſich, heißt es, ob wirklich die Erde ſich ſchon unter den Fußtritten der Menſchen eröffne; und wenn man die Thürme und die Giebel der Häuſer noch ſtehen ſieht, ſo holt man, als ob man aus einem ſchweren Traume erwachte, wieder Athem. Das Wahrhaftige, was darin liegt, verwerfe man mit dem Unwahrhaftigen, und ſei geneigt die ganze Weiſſagung, die das Buch enthält, für eine Viſion zu halten.

O du, der du ſo ſprichſt, du kömmſt mir vor wie etwa ein Grieche aus dem Zeitalter des Sülla, oder aus jenem des Titus ein Israelit.

„Was? dieſer mächtige Staat der Juden ſoll untergehen? Jeruſalem, dieſe Stadt Gottes, von ſeinem leibhaftigen Cherubime beſchützt, ſie ſollte, Zion, zu Aſche verſinken? Eulen und Adler ſollten in den Trümmern dieſes ſalomoniſchen Tempels wohnen? Der Tod ſollte die ganze Bevölkerung hinwegraffen, Weiber und Kinder in Feſſeln hinweggeführt werden, und die Nachkommenſchafft in alle Länder der Welt zerſtreut, durch Jahrtauſende und wieder Jahrtauſende verworfen, wie dieſer Ananias prophezeit, das Leben der Sclaven führen? Was?“

3. Was gilt es in dieſem Kriege?

Gilt es, was es gegolten hat ſonſt in den Kriegen, die geführt worden ſind auf dem Gebiete der unermeßlichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürſten, der in dem Duft einer lieblichen Sommernacht von Lorbeern geträumt hat? Oder die Genugthuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, deren Reitze, vom Beherrſcher des Reichs anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden ſind? Gilt es einen Feldzug, der, jenem ſpaniſchen Erbfolgeſtreit gleich, wie ein Schachſpiel geführt wird, bei welchem kein Herz wärmer ſchlägt, keine Leidenſchafft das Gefühl ſchwellt, kein Muskel, vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es ins Feld zu rücken von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, ſich zu treffen mit flatternden

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fahnen, und zu ſchlagen und entweder zu ſiegen, oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es eine Provinz abzutreten, einen Anſpruch auszufechten, oder eine Schuld-Forderung geltend zu machen, oder gilt es ſonſt irgend etwas, das nach dem Werth des Geldes auszumeſſen iſt, heut beſeſſen, morgen aufgegeben, und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinſchafft gilt es, deren Wurzeln tauſendäſtig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überſchattend, an den ſilbernen Saum der Wolken rührt, deren Daſein durch das Drittheil eines Erdalters geheiligt worden iſt; eine Gemeinſchafft, die, unbekannt mit dem Geiſt der Herrſchſucht und der Eroberung, des Daſeins und der Duldung ſo würdig iſt, wie irgend eine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, ſie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller Uebrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelaſſenſter und ungeheuerſter Gedanke noch, von Dichtern und Weiſen auf Flügeln der Einbildung erſchwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung iſt, die in freier Wahl von der Geſammtheit aller Brüder-Nationen geſetzt wäre. Eine Gemeinſchafft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit gegen Freund und Feind gleich unerſchütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden iſt; die über jeden Zweifel erhoben, dem Beſitzer jenes ächten Ringes gleich, diejenige iſt, die die Anderen am Meiſten lieben; deren Unſchuld, ſelbſt in dem Augenblick noch, da der Fremdling ſie belächelt, oder wohl gar verſpottet, ſein Gefühl geheimnißvoll erweckt; dergeſtalt, daß derjenige, der zu ihr gehört, nur ſeinen Namen zu nennen braucht, um

auch in den entfernteſten Theilen der Welt noch Glauben zu finden. Eine Gemeinſchafft, die weit entfernt in ihrem Buſen auch nur eine Regung von Uebermuth zu tragen, vielmehr, einem ſchönen Gemüth gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflattert iſt unermüdlich, einer Biene gleich, Alles, was ſie Vortreffliches fand, in ſich aufzunehmen, gleich als ob nichts von Urſprung herein Schönes in ihr[3] ſelber wäre; in deren Schooß gleichwohl (wenn es zu ſagen erlaubt iſt!) die Götter das Urbild der Menſchheit reiner als in irgend einer andern aufbewahrt hatten. Eine Gemeinſchafft, die dem Menſchengeſchlecht nichts in dem Wechſel der Dienſtleiſtungen[3] ſchuldig geblieben iſt, die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunſt des Friedens, welche ſie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab; eine Gemeinſchafft, die an dem Obelisken der Zeiten ſtets unter den Wackerſten und Rüſtigſten thätig geweſen iſt; ja, die den Grundſtein deſſelben gelegt hat, und vielleicht den Schlußblock darauf zu ſetzen beſtimmt war. Eine Gemeinſchafft gilt es, die den Leibnitz und Guttenberg gebohren hat, in welcher ein Guericke den Luftkreis wog, Tſchirnhauſen den Glanz der Sonne lenkte, und Keppler der Geſtirne Bahn verzeichnete; eine Gemeinſchafft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweiſen hat; die den Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Joſeph und Friedrich auferzog; in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt, und Klopſtock den Triumph des Erlöſers geſungen hat. Eine Gemeinſchafft mithin gilt es, die dem ganzen Menſchengeſchlecht angehört;[4] die die Wilden der Südſee noch, wenn ſie ſie kennten, zu beſchützen herbeiſtrömen würden; eine

Gemeinſchafft, deren Daſein keine deutſche Bruſt überleben, und die nur mit Blut, vor [dem] die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden ſoll!

4. Einleitung [zu den Berliner Abendblättern].

Gebet des Zoroaſter.

(Aus einer indiſchen Handſchrift, von einem Reiſenden in den Ruinen von Palmyra gefunden.)

(1. October 1810.)

Gott, mein Vater im Himmel! Du haſt dem Menſchen ein ſo freies, herrliches und üppiges Leben beſtimmt. Kräfte unendlicher Art, göttliche und thieriſche, ſpielen in ſeiner Bruſt zuſammen, um ihn zum König der Erde zu machen. Gleichwohl, von unſichtbaren Geiſtern überwältigt, liegt er, auf verwunderswürdige und unbegreifliche Weiſe, in Ketten und Banden; das Höchſte, von Irrthum geblendet, läßt er zur Seite liegen, und wandelt, wie mit Blindheit geſchlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher. Ja, er gefällt ſich in ſeinem Zuſtand; und wenn die Vorwelt nicht wäre und die göttlichen Lieder, die von ihr Kunde geben, ſo würden wir gar nicht mehr ahnden, von welchen Gipfeln, o Herr! der Menſch um ſich ſchauen kann. Nun läſſeſt du es, von Zeit zu Zeit, niederfallen, wie Schuppen, von dem Auge Eines deiner Knechte, den du dir erwählt, daß er die Thorheiten und Irrthümer ſeiner Gattung überſchaue; ihn rüſteſt du mit dem Köcher der Rede, daß er, furchtlos und liebreich, mitten unter ſie trete, und ſie mit Pfeilen, bald ſchärfer, bald leiſer, aus der wunderlichen Schlafſucht, in welcher ſie befangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr,

haſt du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen, zu dieſem Geſchäft erkoren; und ich ſchicke mich zu meinem Beruf an. Durchdringe mich ganz, vom Scheitel zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darnieder liegt, und mit der Einſicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge iſt. Stähle mich mit Kraft, den Bogen des Urtheils rüſtig zu ſpannen, und, in der Wahl der Geſchoſſe, mit Beſonnenheit und Klugheit, auf daß ich jedem, wie es ihm zukommt, begegne: den Verderblichen und Unheilbaren, dir zum Ruhm, niederwerfe, den Laſterhaften ſchrecke, den Irrenden warne, den Thoren, mit dem bloßen Geräuſch der Spitze über ſein Haupt hin, necke. Und einen Kranz auch lehre mich winden, womit ich, auf meine Weiſe, den, der dir wohlgefällig iſt, kröne! Ueber Alles aber, o Herr, möge Liebe wachen zu dir, ohne welche nichts, auch das Geringfügigſte nicht, gelingt: auf daß dein Reich verherrlicht und erweitert werde, durch alle Räume und alle Zeiten, Amen!

x.

5. Von der Ueberlegung.

(Eine Paradoxe.)

(7. December.)

Man rühmt den Nutzen der Ueberlegung in alle Himmel; beſonders der kaltblütigen und langwierigen vor der That. Wenn ich ein Spanier, ein Italiener oder ein Franzoſe wäre: ſo mögte es damit ſein Bewenden haben. Da ich aber ein Deutſcher bin, ſo denke ich meinem Sohn einſt, beſonders

wenn er ſich zum Soldaten beſtimmen ſollte, folgende Rede zu halten.

„Die Ueberlegung, wiſſe, findet ihren Zeitpunkt weit ſchicklicher nach, als vor der That. Wenn ſie vorher, oder in dem Augenblick der Entſcheidung ſelbſt, ins Spiel tritt: ſo ſcheint ſie nur die zum Handeln nöthige Kraft, die aus dem herrlichen Gefühl quillt, zu verwirren, zu hemmen und zu unterdrücken; dagegen ſich nachher, wenn die Handlung abgethan iſt, der Gebrauch von ihr machen läßt, zu welchem ſie dem Menſchen eigentlich gegeben iſt, nämlich ſich deſſen, was in dem Verfahren fehlerhaft und gebrechlich war, bewußt zu werden, und das Gefühl für andere künftige Fälle zu reguliren. Das Leben ſelbſt iſt ein Kampf mit dem Schickſal; und es verhält ſich auch mit dem Handeln wie mit dem Ringen. Der Athlet kann, in dem Augenblick, da er ſeinen Gegner umfaßt hält, ſchlechthin nach keiner andern Rückſicht, als nach bloßen augenblicklichen Eingebungen verfahren; und derjenige, der berechnen wollte, welche Muskeln er anſtrengen, und welche Glieder er in Bewegung ſezzen ſoll, um zu überwinden, würde unfehlbar den Kürzern ziehen, und unterliegen. Aber nachher, wenn er geſiegt hat oder am Boden liegt, mag es zweckmäßig und an ſeinem Ort ſein, zu überlegen, durch welchen Druck er ſeinen Gegner niederwarf, oder welch ein Bein er ihm hätte ſtellen ſollen, um ſich aufrecht zu erhalten. Wer das Leben nicht, wie ein ſolcher Ringer, umfaßt hält, und tauſendgliedrig, nach allen Windungen des Kampfes, nach allen Widerſtänden, Drücken, Ausweichungen und Reactionen, empfindet und ſpürt: der wird, was er will, in keinem Geſpräch, durchſetzen; vielweniger in einer Schlacht." x.

6. Betrachtungen über den Weltlauf.

(9. October.)

Es giebt Leute, die ſich die Epochen, in welcher die Bildung einer Nation fortſchreitet, in einer gar wunderlichen Ordnung vorſtellen. Sie bilden ſich ein, daß ein Volk zuerſt in thieriſcher Rohheit und Wildheit daniederläge; daß man nach Verlauf einiger Zeit, das Bedürfniß einer Sittenverbeſſerung empfinden, und ſomit die Wiſſenſchaft von der Tugend aufſtellen müſſe; daß man, um den Lehren derſelben Eingang zu verſchaffen, daran denken würde, ſie in ſchönen Beiſpielen zu verſinnlichen, und daß ſomit die Aeſthetik erfunden werden würde: daß man nunmehr, nach den Vorſchriften derſelben, ſchöne Verſinnlichungen verfertigen, und ſomit die Kunſt ſelbſt ihren Urſprung nehmen würde: und daß vermittelſt der Kunſt endlich das Volk auf die höchſte Stufe menſchlicher Cultur hinaufgeführt werden würde. Dieſen Leuten dient zur Nachricht, daß Alles, wenigſtens bei den Griechen und Römern, in ganz umgekehrter Ordnung erfolgt iſt. Dieſe Völker machten mit der heroiſchen Epoche, welches ohne Zweifel die höchſte iſt, die erſchwungen werden kann, den Anfang; als ſie in keiner menſchlichen und bürgerlichen Tugend mehr Helden hatten, dichteten ſie welche; als ſie keine mehr dichten konnten, erfanden ſie dafür die Regeln; als ſie ſich in den Regeln verwirrten, abſtrahirten ſie die Weltweisheit ſelbſt; und als ſie damit fertig waren, wurden ſie ſchlecht. Z.

3. Erzählungen und Anekdoten.

1. Warnung gegen weibliche Jägerei.

(5. 6. November.)

Die Gräfin L... war kurzsichtig, aber sie liebte noch immer die Jagd, ungeachtet sie niemals gut geschossen hatte. Ihre Jäger kannten ihre Art und nahmen sich vor ihr in Acht; sie schoß dreist auf jeden Fleck, wo sich etwas regte, es war ihr einerlei, was es sein mogte. Abbé D....., einer der gelehrtesten Literatoren, mußte sie mit ihrem vierzehnjährigen Sohne, dem Grafen Johann, auf einer dieser Treibjagden begleiten, die Jäger suchten ihnen einen sichern Platz zum Anstand, hinter zwei starken Bäumen, aus; der Abbé nahm aus Langeweile ein Buch aus seiner Tasche, das er vom Jagdschloß mitgenommen; es war von Idstädt's Jagdrecht. Der junge Graf lauerte aufmerksam auf einen Rehbock, der herangetrieben wurde. In dem Augenblicke, als er losdrücken wollte, fiel ein Schuß der Gräfin, den sie ungeschickt und übereilt auf denselben Rehbock thun wollte, so geschickt durch den schmalen Luftraum, zwischen den beiden Bäumen, die den Abbé und den Grafen sicherten, daß sich beide zu gleicher Zeit verwundet fühlten und aufschrieen. Die Gräfin wurde bei diesem Geschrei ohnmächtig, die Jäger

und die übrige Gesellschaft, in der sich auch ein Wundarzt befand, eilten von allen Seiten herbei und theilten ihre Sorge zwischen der Gräfin und dem jungen Erbgrafen. Die Güte und Geduld des Abbé's ist jedem, der ihn gesehen, aus seinem Gesichte bekannt, seine Bescheidenheit jedem, der mit ihm gesprochen; hier erschien aber alles Dreies auf einer merkwürdigen Probe. Kein Mensch fragte ihn, was ihm fehle, vielmehr drängte man ihn beiseite, und als er einem sagte: Er glaube zu sterben, der eine Rehposten wäre ihm in der Gegend der Leber durch die Rippen eingeschlagen; so antwortete ihm jener verstört: der junge Graf sei durch beide Schulterblätter verletzt. Der Wundarzt sah nur auf den jungen Grafen, und der arme Abbé mußte sich selbst helfen, so gut er konnte, und suchte sich die Wunde mit seinem Schnupftuche, das er mit dem Rock festknöpfte, so gut als möglich zu verschließen. Mit Mühe wurde eine Kutsche durch den steinigen hügligten Wald, bis nahe an den Unglücksort, gebracht. Die Gräfin hatte sich erholt, und empfahl mit vielen Thränen, dem Wundarzte ihren Sohn; der Abbé wollte ihr mit Klagen, über seinen Schmerz, keinen Kummer machen, und stieg sachte mit der letzten Anstrengung dem jungen Grafen in den Wagen nach. Der Wundarzt hielt den Grafen im Vorsitz, rückwärts saß der Abbé. Der Wagen fuhr sehr langsam, aber der Weg war uneben und stieß unvermeidlich; der Graf litt dabei und seufzte leise, aber der Abbé konnte, bei dem entsetzlichen Druck der Kugel, sich heftiger Seufzer und einzelner Ausrufungen nicht enthalten. Der Wundarzt hatte schon ein paar Mal gesagt: Es hätte nichts auf sich mit der Wunde des Grafen, er könnte sich beruhigen; endlich

ſprach er ganz ernſtlich: Ich ehre ihr Mitleid Herr Abbé, aber ich traue ihrem Verſtande zu, daß ſie ſich der Ausbrüche deſſelben erwehren können, wenn es dem Gegenſtande deſſelben gefährlich werden könnte; ihre Beileidsbezeugungen machen aber den Kranken ſelbſt beſorgter, als das Uebel verdient.

In dem Augenblicke krachte der Wagen über eine Wurzel, daß der arme Abbé kein Wort ſagen konnte, ſondern um ſich verſtändlich zu machen, den Rock aufknöpfte; das Tuch fiel herunter und das Blut floß in großer Menge herab. — Mein Gott, rief der Wundarzt, ſind ſie auch verwundet, wahrhaftig! ja, da muß man ſich hier nichts draus machen, ich habe heute auch ein Paar Schroten von der Frau Gräfin in das dicke Fleiſch bekommen, es macht ihr ſo viel Vergnügen und ich ſinge luſtig dabei:

Es iſt ein Schuß gefallen,
Mein, ſagt, wer ſchoß da draus?
Es war ein junger Jäger,
Der ſchoß im Hinterhaus.
Die Spatzen in dem Garten,
Die machen viel Verdruß,
Zwei Spatzen und ein Schneider,
Die fielen von dem Schuß,
Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Abbé in den Dreck.

Der gute Abbé, der eine gewiſſe Kränkung empfunden hatte, wie er erſt ſo verbindlich in dem Hauſe aufgenommen und im Unglück ſo ganz vergeſſen ſei, mußte jetzt ſelbſt lächlen,

als er bei dieſer Anzeige bemerkte, wie er ſich beim Falle auf dem feuchten Boden beſchmutzt hatte, dabei übernahm ihn eine Ohnmacht, von der er erſt im Schloſſe erwachte. Ich ſah ihn mehrere Jahre nach dieſem Vorfalle, den er glücklich überſtanden hatte; ich fühlte die Kugel, ſie hatte ſich wohl zwei Hände breit hinter den Rippen niedergeſenkt, und war jetzt unter denſelben fühlbar. Zuweilen litt er noch an Schmerzen und verſicherte, daß alle Gefahren, die von den Dichtern einem gewiſſen Bogengeſchoß aus weiblichen Augen nachgeſagt würden, nicht mit den Gefahren weiblicher Jägerei zu vergleichen wären, denn die Geſchicklichkeit Dianens mögte wohl ſo ſelten geworden ſein, wie ihre anderen Eigenſchaften. *vaa.*

2. Die Heilung.

(20. November.)

In den Zeiten des höchſten Glanzes der altfranzöſiſchen Hofhaltung unter Ludwig XIV lebte ein Edelmann, der Marquis de Saint Meran, der die Anmuth, Geiſtesgewandheit und ſittliche Verderbniß der damaligen vornehmen Welt im höchſten Grade in ſich vereinigte. Unter andern unzählbaren Liebesabentheuern hatte er auch eines, mit der Frau eines Procuratoren, die es ihm gelang, dem Manne ſowohl, als deſſen Familie und ihrer eigenen gänzlich abzuwenden, ſo daß ſie deren Schmach ward, deren Juweel ſie geweſen war, und in blinder Leidenſchaft das Hotel ihres Verführers bezog. Er hatte zwar nie ſo viel bei einer Liebesgeſchichte empfunden, als bei dieſer, ja, es regten ſich bisweilen Ge-

fühle in ihm, die man einen Abglanz von Religion und Herzlichkeit hätte nennen mögen, aber endlich trieb ihn dennoch, wenn nicht die Luſt am Wechſel, doch die Mode des Wechſels von ſeinem ſchönen Opfer wieder fort, und er ſuchte nun dieſes durch die ausgeſuchteſten und verfeinertſten Grundſätze ſeiner Weltweisheit zu beruhigen. Aber das war nichts für ein ſolches Herz. Es ſchwoll in Leiden, die ihm keine Geiſteswendung zu mildern vermochte, ſo gewaltſam auf, daß es den einſtmals lichtklaren und lichtſchnellen Verſtand verwirrte, und der Marquis, nicht bösartig genug, die arme Verrückte ihrem Jammer und dem Hohn der Menſchen zu überlaſſen, ſie auf ein entferntes Gut in der Provence ſchickte, mit dem Befehl, ihrer gut und anſtändig zu pflegen. Dort aber ſtieg, was früher ſtille Melancholie geweſen war, zu den gewaltſamſten phrenetiſchen Ausbrüchen, mit deren Berichten man jedoch die frohen Stunden des Marquis zu unterbrechen ſorgſam vermied. Dieſem fällt es endlich einmal ein, die provenzaliſche Beſitzung zu beſuchen. Er kommt unvermuthet an, eine flüchtige Frage nach dem Befinden der Kranken wird eben ſo flüchtig beantwortet, und nun geht es zu einer Jagdpartie in die nahen Berge hinaus. Man hatte ſich aber wohl gehütet, dem Marquis zu ſagen, daß eben heute die Unglückliche in unbezwinglicher Wuth aus ihrer Verwahrung gebrochen ſei, und man ſich noch immer vergeblich abmühe, ſie wieder einzufangen. Wie mußte nun dem Leichtſinnigen zu Muthe werden, als er auf ſchroffem Fußgeſtade an einer der einſamſten Stellen des Gebirges, weit getrennt von alle ſeinem Gefolge, im eiligen Umwenden um eine Ecke des Felſens, der furchtbaren Flüchtigen grad in die

Arme rennt, die ihn faßt mit alle der unwiderſtehlichen Kraft des Wahnſinns, mit ihrem, aus den Kreiſen gewichenen blitzenden Augenſtern, gerad' in ſein Antlitz hineinſtarrt, während ihr reiches, nun ſo gräßliches, ſchwarzes Haar, wie ein Mantel von Rabenfittigen, über ihr hinweht, und die dennoch nicht ſo entſtellt iſt, daß er nicht auf den erſten Blick die einſt ſo geliebte Geſtalt, die von ihm ſelber zur Furie umgezauberte Geſtalt, hätte erkennen ſollen. — Da wirrte auch um ihn der Wahnſinn ſeine grauſe Schlingen, oder vielmehr der Blödſinn, denn der plötzliche Geiſtesſchlag zerrüttete ihn dergeſtalt, daß er beſinnungslos in den Abgrund hinunter taumeln wollte. Aber die arme Manon lud ihn, plötzlich ſtill geworden, auf ihren Rücken, und trug ihn ſorgſam nach der Gegend des Schloſſes zurück. Man kann ſich das Entſetzen der Bedienten denken, als ſie ihrem Herren auf dieſe Weiſe und in der Gewalt der furchtbaren Kranken begegneten. Aber bald erſtaunten ſie noch mehr, die Rollen hier vollkommen gewechſelt zu finden. Manon war die verſtändige, ſittige Retterin und Pflegerin des blödſinnigen Marquis geworden, und ließ fürderhin nicht Tag nicht Nacht auch nur auf eine Stunde von ihm. Bald gaben die herbeigerufnen Aerzte jede Hoffnung zu ſeiner Heilung auf, nicht aber Manon. Dieſe pflegte mit unerhörter Geduld und mit einer Fähigkeit, welche man für Inſpiration zu halten verſucht war, den armen verwilderten Funken in ihres Geliebten Haupt, und lange Jahre nachher, ſchon als ſich beider Locken bleichten, genoß ſie des unausſprechlichen Glückes, den ihr über Alles theuren Geiſt wieder zu ſeiner ehemaligen Blüthe und Kraft herauferzogen zu haben. Da gab der Marquis ſeiner Helferin am Altare die

Hand, und in dieſer Entfernung der Hauptſtadt wußten alle Theilhaber des Feſtes von keinen andern Gefühlen, als denen der tiefſten Ehrfurcht und der andächtigſten Freude.

M. F.

3. Das Grab der Väter.

(5. Dezember.)

Einem jungen Bauersmann in Norwegen ſoll einmal folgende Geſchichte begegnet ſein. Er liebte ein ſchönes Mädchen, die einzige Tochter eines reichen Nachbarn, und ward von ihr geliebt, aber die Armuth des Werbers machte alle Hoffnung auf nähere Verbindung zu nichte. Denn der Brautvater wollte ſeine Tochter nur einem ſolchen geben, der ſchuldenfreien Hof und Heerde aufzuweiſen habe, und weil der arme junge Menſch weit davon entfernt war, half es ihm zu nichts, daß er von einem der uralten Heldenväter des Landes abſtammte, ob zwar Niemand einen Zweifel an dieſer rühmlichen uralten Geſchlechtstafel hegte. Seiner Ahnen Erſter und Größter ſollte auch in einem Hügel begraben ſein, den alle Landleute unfern der Küſte zu zeigen wußten. Auf dieſen Hügel pflegte ſich denn der betrübte Jüngling oftmals in ſeinem Leide zu ſezzen, und dem begrabnen Altvordern vorzuklagen, wie ſchlecht es ihm gehe, ohne daß der Bewohner des Hügels auf dieſen kleinen Jammer Rückſicht zu nehmen ſchien. Meiſt hatten auch die zwei Liebenden ihre verſtohlenen Zuſammenkünfte dort, und ſo geſchah es, daß einſtmals der Vater des Mädchens den einzig gangbaren ſteilen Pfad zum Hügel von ohngefähr herauf gegangen kam, indeß die beiden

oben saßen. Eine tödtliche Angst befiel die Jungfrau, ihr Liebhaber faßte sie in seine starken Arme, und versuchte, von der andern Seite das Gestein herabzuklimmen. Da standen sie aber plötzlich, auf glattem Rasen am schroffen Hange, fest, sie hörten schon die Tritte des Vaters über sich, der sie auf diese Weise unfehlbar erblicken mußte, schon fühlten sich beide von Angst und Schwindel versucht, die jähe Tiefe und den Standkreis hinab zu stürzen, — da gewahrten sie nahe bei sich einer kleinen Oeffnung, und schlüpften hinein, und schlüpften immer tiefer in die Dunkelheit, immer noch voll Angst vor dem Bemerktwerden, bis endlich das Mädchen erschrocken aufschrie: „mein Gott wir sind ja in einem Grabe!" — Da sahe auch der junge Normann erst um sich, und bemerkte, daß sie in einer länglichen Kammer von gemauerten Steinen standen, wo sich inmitten etwas erhub, wie ein großer Sarg. Jemehr aber die Finsterniß vor den sich gewöhnenden Augen abnahm, je deutlicher konnte man auch sehn, daß die Masse in der Mitte kein Sarg war, sondern ein uralter Nachen, wie man sie mit Seehelden an den nordischen Küsten vor Zeiten einzugraben pflegte. Auf dem Nachen saß, dicht am Steuer, in aufrechter Stellung, eine hohe Gestalt, die sie erst für ein geschnitztes Bild ansahen. Als aber der junge Mensch, dreist geworden, hinaufstieg, nahm er wahr, daß es eine Rüstung von riesenmäßiger Größe sei. Der Helm war geschlossen, in den rechten Panzerhandschuh war ein gewaltiges bloßes Schwert mit dem goldenen Griffe hineingeklemmt. Die Braut rief wohl ihrem Liebhaber ängstlich zu, herab zu kommen, aber in einer seltsam wachsenden Zuversicht riß er das Schwert aus der beerzten Hand. Da rasselten die mürben

Knochen, auf denen die Waffen ſich noch erhielten, zuſammen, der Harniſch ſchlug auf den Boden des Nachens lang hin, der entſetzte Jüngling den Bord hinunter zu den Füßen ſeiner Braut. Beide flüchteten, uneingedenk jeder andern Gefahr, aus der Höle, den Hügel mit Anſtrengung aller Kräfte wieder hinauf, und oben wurden ſie erſt gewahr, daß ein ungeheurer Regenguß wüthete, welcher den Vater von da vertrieben hatte, und zugleich mit ſolcher Gewalt, Steine und Sand nach der ſchaurigen Oeffnung hinabzuwälzen begann, daß ſolche vor ihren Augen verſchüttet ward, und man auch nachher nie wieder hat da hineinfinden können. Der junge Menſch aber hatte das Schwerdt ſeines Ahnen mit heraus gebracht. Er ließ mit der Zeit den goldenen Griff einſchmelzen, und ward ſo reich davon, daß ihm der Brautvater ſeine Geliebte ohne Bedenken antrauen ließ. Mit der ungeheuren Klinge aber wußten ſie nichts beſſers anzufangen, als daß ſie Wirthſchafts- und andere Geräthſchaften, ſo viel ſich thun ließ, daraus ſchmieden ließen. M. Z.

4. Der Griffel Gottes.

(8. October.)

In Polen war eine Gräfinn von P...., eine bejahrte Dame, die ein ſehr bösartiges Leben führte, und beſonders ihre Untergebenen, durch ihren Geiz und ihre Grauſamkeit, bis auf das Blut quälte. Dieſe Dame, als ſie ſtarb, vermachte einem Kloſter, das ihr die Abſolution ertheilt hatte, ihr Vermögen; wofür ihr das Kloſter, auf dem Gottesacker, einen koſtbaren, aus Erz gegoſſenen, Leichenſtein ſetzen ließ,

auf welchem dieſes Umſtandes, mit vielem Gepränge, Erwähnung geſchehen war. Tags darauf ſchlug der Blitz, das Erz ſchmelzend, über dem Leichenſtein ein, und ließ nichts, als eine Anzahl von Buchſtaben ſtehen, die, zuſammen geleſen, alſo lauteten: ſie iſt gerichtet! — Der Vorfall (die Schriftgelehrten mögen ihn erklären) iſt gegründet; der Leichenſtein exiſtirt noch, und es leben Männer in dieſer Stadt, die ihn ſammt der beſagten Inſchrift geſehen.

5. Muthwille des Himmels.

Eine Anekdote.

(10. October.)

Der in Frankfurt an der Oder, wo er ein Infanterie-Regiment beſaß, verſtorbene General Dieringshofen, ein Mann von ſtrengem und rechtſchaffenem Charakter, aber dabei von manchen Eigenthümlichkeiten und Wunderlichkeiten, äußerte, als er, in ſpätem Alter, an einer langwierigen Krankheit, auf den Tod darniederlag, ſeinen Widerwillen, unter die Hände der Leichenwäſcherinnen zu fallen. Er befahl beſtimmt, daß niemand, ohne Ausnahme, ſeinen Leib berühren ſolle; daß er ganz und gar in dem Zuſtand, in welchem er ſterben würde, mit Nachtmütze, Hoſen und Schlafrock, wie er ſie trage, in den Sarg gelegt und begraben ſein wolle; und bat den damaligen Feldprediger ſeines Regiments, Herrn P..., welcher der Freund ſeines Hauſes war, die Sorge für die Vollſtreckung dieſes ſeines letzten Willens zu übernehmen. Der Feldprediger P... verſprach es ihm: er verpflichtete ſich, um jedem Zufall vorzubeugen, bis zu ſeiner Beſtattung,

von dem Augenblick an, da er verſchieden ſein würde, nicht von ſeiner Seite zu weichen. Darauf nach Verlauf mehrerer Wochen, kömmt, bei der erſten Frühe des Tages, der Kammerdiener in das Haus des Feldpredigers, der noch ſchläft, und meldet ihm, daß der General um die Stunde der Mitternacht ſchon, ſanft und ruhig, wie es vorauszuſehen war, geſtorben ſei. Der Feldprediger P... zieht ſich, ſeinem Verſprechen getreu, ſogleich an, und begiebt ſich in die Wohnung des Generals. Was aber findet er? — Die Leiche des Generals ſchon eingeſeift auf einem Schemel ſitzen: der Kammerdiener, der von dem Befehl nichts gewußt, hatte einen Barbier herbeigerufen, um ihm vorläufig zum Behuf einer ſchicklichen Ausſtellung, den Bart abzunehmen. Was ſollte der Feldprediger unter ſo wunderlichen Umſtänden machen? Er ſchalt den Kammerdiener aus, daß er ihn nicht früher herbeigerufen hatte; ſchickte den Barbier, der den Herrn bei der Naſe gefaßt hielt, hinweg, und ließ ihn, weil doch nichts anders übrig blieb, eingeſeift und mit halbem Bart, wie er ihn vorfand, in den Sarg legen und begraben. r.

6. Anekdote aus dem letzten Kriege.

(20. October.)

Den ungeheuerſten Witz, der vielleicht, ſo lange die Erde ſteht, über Menſchenlippen gekommen iſt, hat, im Lauf des letztverfloſſenen Krieges, ein Tambour gemacht; ein Tambour meines Wiſſens von dem damaligen Regiment von Puttkammer; ein Menſch, zu dem, wie man gleich hören wird, weder die griechiſche noch römiſche Geſchichte ein Gegenſtück

liefert. Dieſer hatte, nach Zerſprengung der preußiſchen Armee bei Jena, ein Gewehr aufgetrieben, mit welchem er, auf ſeine eigne Hand, den Krieg fortſetzte; dergeſtalt, daß da er, auf der Landſtraße, Alles, was ihm an Franzoſen in den Schuß kam, niederſtreckte und ausplünderte, er von einem Haufen franzöſiſcher Gensdarmen, die ihn aufſpürten, ergriffen, nach der Stadt geſchleppt, und, wie es ihm zukam, verurtheilt ward, erſchoſſen zu werden. Als er den Platz, wo die Execution vor ſich gehen ſollte, betreten hatte, und wohl ſah, daß Alles, was er zu ſeiner Rechtfertigung vorbrachte, vergebens war, bat er ſich von dem Obriſten, der das Detaſchement commandirte, eine Gnade aus; und da der Obriſt, inzwiſchen die Officiere, die ihn umringten, in geſpannter Erwartung zuſammentraten, ihn fragte: was er wolle? zog er ſich die Hoſen ab, und ſprach: ſie mögten ihn in den ... ſchießen, damit das F.. kein L... bekäme. — Wobei man noch die Shakespeariſche Eigenſchaft bemerken muß, daß der Tambour mit ſeinem Witz, aus ſeiner Sphäre als Trommelſchläger nicht herausging.

7. Der Branntweinſäufer und die Berliner Glocken.

Eine Anekdote.

(19. October.)

Ein Soldat vom ehemaligen Regiment Lignewski, ein heilloſer und unverbeſſerlicher Säufer, verſprach nach unendlichen Schlägen, die er deshalb bekam, daß er ſeine Aufführung beſſern und ſich des Branntweins enthalten wolle. Er hielt auch, in der That, Wort, während drei Tage: ward

aber am Vierten wieder betroffen in einem Rennstein gefunden, und, von einem Unterofficier, in Arrest gebracht. Im Verhör befragte man ihn, warum er, seines Vorsatzes uneingedenk sich von Neuem dem Laster des Trunks ergeben habe? „Herr Hauptmann!“ antwortete er; „es ist nicht meine Schuld. Ich ging in Geschäften eines Kaufmanns, mit einer Kiste Färbholz, über den Lustgarten; da läuteten vom Dom herab die Glocken: Pommeranzen! Pommeranzen! Pommeranzen!“ Läut', Teufel, läut, sprach ich, und gedachte meines Vorsatzes und trank nichts. In der Königsstraße, wo ich die Kiste abgeben sollte, steh ich einen Augenblick, um mich auszuruhen, vor dem Rathhaus still: da bimmelt es vom Thurm herab: „Kümmel! Kümmel! Kümmel! — Kümmel! Kümmel! Kümmel!“ Ich sage zum Thurm: bimmle du, daß die Wolken reißen — und gedenke, mein Seel, gedenke meines Vorsatzes, ob ich gleich durstig war, und trinke nichts. Drauf führt mich der Teufel, auf dem Rückweg, über den Spittelmarkt; und da ich eben vor einer Kneipe, wo mehr denn dreißig Gäste beisammen waren, stehe, geht es, vom Spittelthurm herab: „Anisette! Anisette! Anisette!“ Was kostet das Glas, frag' ich? Der Wirth spricht: Sechs Pfennige. Geb' er her, sag' ich — und was weiter aus mir geworden ist, das weiß ich nicht. *xyz.*

8. Tages-Ereigniß.

(1. November.)

Das Verbrechen des Ulahnen Hahn, der heute hingerichtet ward, bestand darin, daß er dem Wachtmeister Pape, der ihn, eines kleinen Dienstversehens wegen, auf höheren

Befehl, arretiren wollte, und deshalb, von der Straße her, zurief, ihm in die Wache zu folgen, indem er das Fenster, an dem er stand, zuwarf, antwortete: von einem solchen Laffen ließe er sich nicht in Arrest bringen. Hierauf verfügte der Wachtmeister Pape, um ihn mit Gewalt fortzuschaffen, sich in das Zimmer desselben: stürzte aber, von einer Pistolenkugel des Rasenden getroffen, sogleich todt zu Boden nieder. Ja, als auf den Schuß, mehrere Soldaten seines Regiments herbeieilten, schien er sie, mit den Waffen in der Hand, in Respect halten zu wollen, und jagte noch eine Kugel durch das Hirn des in seinem Blute schwimmenden Wachtmeisters; ward aber gleichwohl, durch einige beherzte Cameraden, entwaffnet und ins Gefängniß gebracht. Se. Maj. der König haben, wegen der Unzweideutigkeit des Rechtsfalls befohlen, ungesäumt mit der Vollstreckung des, von den Militair-Gerichten gefällten, Rechtsspruchs, der ihm das Rad zuerkannte, vorzugehen.

9. Der verlegene Magistrat.

Eine Anekdote.

(4. October.)

Ein H . . . r Stadtsoldat hatte vor nicht gar langer Zeit, ohne Erlaubniß seines Offiziers, die Stadtwache verlassen. Nach einem uralten Gesetz steht auf ein Verbrechen dieser Art, das sonst der Streifereien des Adels wegen, von großer Wichtigkeit war, eigentlich der Tod. Gleichwohl, ohne das Gesetz mit bestimmten Worten aufzuheben, ist davon seit vielen hundert Jahren kein Gebrauch mehr gemacht worden:

dergeſtalt, daß ſtatt auf die Todesſtrafe zu erkennen, derjenige, der ſich deſſen ſchuldig macht, nach einem feſtſtehenden Gebrauch, zu einer bloßen Geldſtrafe, die er an die Stadtcaſſe zu erlegen hat, verurtheilt wird. Der beſagte Kerl aber, der keine Luſt haben mochte, das Geld zu entrichten, erklärte, zur großen Beſtürzung des Magiſtrats: daß er, weil es ihm einmal zukomme, dem Geſetz gemäß, ſterben wolle. Der Magiſtrat, der ein Mißverſtändniß vermuthete, ſchickte einen Deputirten an den Kerl ab, und ließ ihm bedeuten, um wieviel vortheilhafter es für ihn wäre, einige Gulden Geld zu erlegen, als arquebuſirt zu werden. Doch der Kerl blieb dabei, daß er ſeines Lebens müde ſei, und daß er ſterben wolle: dergeſtalt, daß dem Magiſtrat, der kein Blut vergießen wollte, nichts übrig blieb, als dem Schelm die Geldſtrafe zu erlaſſen, und noch froh war, als er erklärte, daß er, bei ſo bewandten Umſtänden am Leben bleiben wolle. *rz.*

10. Charité-Vorfall.

(13. October.)

Der von einem Kutſcher kürzlich übergefahrne Mann, Namens Beyer, hat bereits dreimal in ſeinem Leben ein ähnliches Schickſal gehabt; dergeſtalt, daß bei der Unterſuchung, die der Geheimerath Hr. K. in der Charité mit ihm vornahm, die lächerlichſten Mißverſtändniſſe vorfielen. Der Geheimerath, der zuvörderſt ſeine beiden Beine, welche krumm und ſchief und mit Blut bedeckt waren, bemerkte, fragte ihn: ob er an dieſen Gliedern verletzt wäre? worauf der Mann jedoch erwiederte: nein! die Beine wären ihm ſchon vor

fünf Jahren, durch einen andern Doktor, abgefahren worden. Hierauf bemerkte ein Arzt, der dem Geheimenrath zur Seite ſtand, daß ſein linkes Auge geplatzt war; als man ihn jedoch fragte: ob ihn das Rad hier getroffen hätte? antwortete er: nein! das Auge hätte ihm ein Doktor bereits vor 14 Jahren ausgefahren. Endlich, zum Erſtaunen aller Anweſenden, fand ſich, daß ihm die linke Rippenhälfte, in jämmerlicher Verſtümmelung, ganz auf den Rücken gebreht war; als aber der Geheimerath ihn fragte: ob ihn des Doktors Wagen hier beſchädigt hätte, antwortete er: nein! die Rippen wären ihm ſchon vor 7 Jahren durch einen Doktorwagen zuſammengefahren worden. — Bis ſich endlich zeigte, daß ihm durch die leztere Ueberfahrt der linke Ohrknorpel ins Gehörorgan hineingefahren war. — Der Berichterſtatter hat den Mann ſelbſt über dieſen Vorfall vernommen, und ſelbſt die Todtkranken, die in dem Saale auf den Betten herumlagen, mußten, über die ſpaßhafte und indolente Weiſe, wie er dies vorbrachte, lachen. — Uebrigens beſſert er ſich; und falls er ſich vor den Doktoren, wenn er auf der Straße geht, in Acht nimmt, kann er noch lange leben.

11. Anekdote.

(24. October.)

Bach, als ſeine Frau ſtarb, ſollte zum Begräbniß Anſtalt machen. Der arme Mann war aber gewohnt, Alles durch ſeine Frau beſorgen zu laſſen; dergeſtalt daß da ein alter Bedienter kam, und ihm für Trauerflor, den er einkaufen wollte, Geld abforderte, er unter ſtillen Thränen, den Kopf auf einen Tiſch geſtüzt, antwortete: „ſagt's meiner Frau". —

12. Räthsel.

(1. November.)

Ein junger Doktor der Rechte und eine Stiftsdame, von denen kein Mensch wußte, daß sie mit einander in Verhältniß standen, befanden sich einst bei dem Commendanten der Stadt, in einer zahlreichen und ansehnlichen Gesellschaft. Die Dame, jung und schön, trug, wie es zu derselben Zeit Mode war, ein kleines schwarzes Schönpflästerchen im Gesicht, und zwar dicht über der Lippe, auf der rechten Seite des Mundes. Irgend ein Zufall veranlaßte, daß die Gesellschaft sich auf einen Augenblick aus dem Zimmer entfernte, dergestalt, daß nur der Doktor und die besagte Dame darin zurückblieben. Als die Gesellschaft zurückkehrte, fand sich, zum allgemeinen Befremden derselben, daß der Doctor das Schönpflästerchen im Gesichte trug, und zwar gleichfalls über der Lippe, aber auf der linken Seite des Mundes. —

13. Anekdote.

(22. November.)

Zwei berühmte Englische Barer, der Eine aus Portsmouth gebürtig, der Andere aus Plymouth, die seit vielen Jahren von einander gehört hatten, ohne sich zu sehen, beschlossen, da sie in London zusammentrafen, zur Entscheidung der Frage, wem von ihnen der Siegerruhm gebühre, einen öffentlichen Wettkampf zu halten. Demnach stellten sich beide, im Angesicht des Volks, mit geballten Fäusten, im Garten einer Kneipe, gegeneinander, und als der Plymouther den Ports-

mouther, in wenig Augenblicken, dergeſtalt auf die Bruſt traf, daß er Blut ſpie, rief dieſer, indem er ſich den Mund abwiſchte: brav! — Als aber bald darauf, da ſie ſich wieder geſtellt hatten, der Portsmouther den Plymouther, mit der Fauſt der geballten Rechten, dergeſtalt auf den Leib traf, daß dieſer, indem er die Augen verkehrte, umfiel, rief der Letztere: das iſt auch nicht übel —! Worauf das Volk, das im Kreiſe herumſtand, laut aufjauchzte, und, während der Plymouther, der an den Gedärmen verletzt worden war, todt weggetragen ward, dem Portsmouther den Siegesruhm zuerkannte. — Der Portsmouther ſoll aber auch Tags darauf am Blutſturz geſtorben ſein.

14. Anekdote.

(27. November.)

Der Czar Iwan Baſilowitz, mit dem Beinamen der Tyrann, ließ einem fremden Geſandten, der, nach der damaligen Europäiſchen Etikette, mit bedecktem Haupte vor ihm erſchien, den Hut auf den Kopf nageln. Dieſe Grauſamkeit vermogte nicht den Botſchafter der Königin Eliſabeth von England, Sir Jeremias Bowes abzuſchrecken. Er hatte die Kühnheit den Hut auf dem Kopfe, vor dem Czaar zu erſcheinen. Dieſer fragte ihn, ob er nicht von der Strafe gehört hätte, die einem andern Geſandten widerfahren wäre, welcher ſich eine ſolche Freiheit herausgenommen? „Ja, Herr, erwiderte Bowes, aber ich bin der Botſchafter der Königin von England, die nie, vor irgend einem Fürſten in der Welt, anders, wie mit bedecktem Haupte erſchienen iſt. Ich bin ihr

Repräſentant, und wenn mir die geringſte Beleidigung widerfährt, ſo wird ſie mich zu rächen wiſſen.“ Das iſt ein braver Mann, ſagte der Czaar, indem er ſich zu ſeinen Hofleuten wandte, der für die Ehre ſeiner Monarchin zu handeln und zu reden verſteht: wer von Euch hätte das nämliche für mich gethan?“

Hierauf wurde der Bothſchafter der Favorit des Czars. Dieſe Gunſt zog ihm den Neid des Adels zu. Einer der Großen, der zuweilen den vertrauten Ton mit dem Monarchen annehmen durfte, beredete ihn, die Geſchicklichkeit des Bothſchafters auf die Probe zu ſtellen. Man ſagte nämlich, daß er ein ſehr geſchickter Reuter wäre. Nun wurde ihm, um den Beweis davon zu führen, ein ungebändigtes ſehr wildes Pferd vor dem Czar zu reiten gegeben, und man hoffte, daß Bowes zum wenigſten mit einer derben Lähmung das Kunſtſtück bezahlen würde. Indeſſen widerfuhr der neidiſchen Eiferſucht der Verdruß, ſich betrogen zu ſehn. Der brave Engländer bändigte nicht nur das Pferd, ſondern er jagte es dermaßen zuſammen, daß es kraftlos wieder heimgeführt wurde, und wenige Tage nachher crepirte. Dieſes Abentheuer vermehrte den Credit des Bothſchafters bei dem Czar, der ihm jederzeit nachher die ausgezeichnetſten Beweiſe ſeiner Huld widerfahren ließ.

(Borrow's Sammlung von Reiſebeſchreibungen nach der franzöſiſchen Ueberſetzung von Targe. 1766.)

4. Kunst und Theater.

1. Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft.

(13. October.)

Herrlich ist es, in einer unendlichen Einsamkeit am Meeresufer, unter trübem Himmel, auf eine unbegränzte Wasserwüste, hinauszuschauen. Dazu gehört gleichwohl, daß man dahin gegangen sei, daß man zurück muß, daß man hinüber mögte, daß man es nicht kann, daß man Alles zum Leben vermißt, und die Stimme des Lebens dennoch im Rauschen der Fluth, im Wehen der Luft, im Ziehen der Wolken, dem einsamen Geschrei der Vögel, vernimmt. Dazu gehört ein Anspruch, den das Herz macht, und ein Abbruch, um mich so auszudrücken, den Einem die Natur thut. Dies aber ist vor dem Bilde unmöglich, und das, was ich in dem Bilde selbst finden sollte, fand ich erst zwischen mir und dem Bilde, nehmlich einen Anspruch, den mein Herz an das Bild machte, und einen Abbruch, den mir das Bild that; und so ward ich selbst der Kapuziner, das Bild ward die Düne, das aber, wo hinaus ich mit Sehnsucht blicken sollte, die See, fehlte ganz. Nichts kann trauriger und unbehaglicher sein, als diese Stellung in der Welt: der einzige Lebensfunke im

weiten Reiche des Todes, der einſame Mittelpunct im einſamen Kreis. Das Bild liegt, mit ſeinen zwei oder drei geheimnißvollen Gegenſtänden, wie die Apokalypſe da, als ob es Youngs Nachtgedanken hätte, und da es, in ſeiner Einförmigkeit und Uferloſigkeit, nichts, als den Rahm, zum Vordergrund hat, ſo iſt es, wenn man es betrachtet, als ob Einem die Augenlieder weggeſchnitten wären. Gleichwohl hat der Mahler Zweifels ohne eine ganz neue Bahn im Felde ſeiner Kunſt gebrochen; und ich bin überzeugt, daß ſich, mit ſeinem Geiſte, eine Quadratmeile märkiſchen Sandes darſtellen ließe, mit einem Berberitzenſtrauch, worauf ſich eine Krähe einſam pluſtert, und daß dies Bild eine wahrhafte Oſſianiſche oder Roſegartenſche Wirkung thun müßte. Ja, wenn man dieſe Landſchaft mit ihrer eignen Kreide und mit ihrem eigenen Waſſer mahlte; ſo, glaube ich, man könnte die Füchſe und Wölfe damit zum Heulen bringen: das Stärkſte, was man, ohne allen Zweifel, zum Lobe für dieſe Art von Landſchaftsmahlerei beibringen kann. — Doch meine eigenen Empfindungen, über dies wunderbare Gemählde, ſind zu verworren; daher habe ich mir, ehe ich ſie ganz auszuſprechen wage, vorgenommen, mich durch die Aeußerungen derer, die paarweiſe, von Morgen bis Abend, daran vorübergehen, zu belehren.

cb.

2. Brief eines Mahlers an ſeinen Sohn.

(22. October.)

Mein lieber Sohn,

Du ſchreibſt mir, daß du eine Madonna mahlſt, und daß dein Gefühl dir, für die Vollendung dieſes Werks, ſo unrein und körperlich dünkt, daß du jedesmal, bevor du zum Pinſel greifſt, das Abendmal nehmen mögteſt, um es zu heiligen. Laß dir von deinem alten Vater ſagen, daß dies eine falſche, dir von der Schule, aus der du herſtammſt, anklebende Begeiſterung iſt, und daß es, nach Anleitung unſerer würdigen alten Meiſter, mit einer gemeinen, aber übrigens rechtſchaffenen Luſt an dem Spiel, deine Einbildungen auf die Leinwand zu bringen, völlig abgemacht iſt. Die Welt iſt eine wunderliche Einrichtung; und die göttlichſten Wirkungen, mein lieber Sohn, gehen aus den niedrigſten und unſcheinbarſten Urſachen hervor. Der Menſch, um dir ein Beiſpiel zu geben, das in die Augen ſpringt, gewiß, er iſt ein erhabenes Geſchöpf; und gleichwohl, in dem Augenblick, da man ihn macht, iſt es nicht nöthig, daß man dieß, mit vieler Heiligkeit, bedenke. Ja, derjenige, der das Abendmahl darauf nähme, und mit dem bloßen Vorſatz ans Werk gienge, ſeinen Begriff davon in der Sinnenwelt zu conſtruiren, würde ohnfehlbar ein ärmliches und gebrechliches Weſen hervorbringen; dagegen derjenige, der, in einer heitern Sommernacht, ein Mädchen, ohne weiteren Gedanken, küßt, zweifelsohne einen Jungen zur Welt bringt, der nachher, auf rüſtige Weiſe, zwiſchen Erde und Himmel herumklettert, und den Philoſophen zu ſchaffen giebt. Und hiermit Gott befohlen. y.

3. Brief eines jungen Dichters an einen jungen Mahler.

(6. November.)

Uns Dichtern iſt es unbegreiflich, wie ihr euch entſchließen könnt, ihr lieben Mahler, deren Kunſt etwas ſo Unendliches iſt, Jahre lang zuzubringen mit dem Geſchäft, die Werke eurer großen Meiſter zu copiren. Die Lehrer, bei denen ihr in die Schule geht, ſagt ihr, leiden nicht, daß ihr eure Einbildungen, ehe die Zeit gekommen iſt, auf die Leinewand bringt; wären wir aber, wir Dichter, in eurem Fall geweſen, ſo meine ich, wir würden unſern Rücken lieber unendlichen Schlägen ausgeſetzt haben, als dieſem grauſamen Verbot ein Genüge zu thun. Die Einbildungskraft würde ſich, auf ganz unüberwindliche Weiſe, in unſeren Brüſten geregt haben, und wir, unſeren unmenſchlichen Lehrern zum Trotz, gleich, ſobald wir nur gewußt hätten, daß man mit dem Büſchel, und nicht mit dem Stock am Pinſel mahlen müſſe, heimlich zur Nachtzeit die Thüren verſchloſſen haben, um uns in der Erfindung, dieſem Spiel der Seeligen, zu verſuchen. Da, wo ſich die Phantaſie in euren jungen Gemüthern vorfindet, ſcheint uns, müſſe ſie, unerbittlich und unrettbar, durch die endloſe Unterthänigkeit, zu welcher ihr euch beim Copiren in Gallerieen und Sälen verdammt, zu Grund und Boden gehen. Wir wiſſen, in unſrer Anſicht ſchlecht und recht von der Sache nicht, was es mehr bedarf, als das Bild, das euch rührt, und deſſen Vortrefflichkeit ihr euch anzueignen wünſcht, mit Innigkeit und Liebe, durch Stunden, Tage, Wochen, Monden, oder meinethalben Jahre, anzuſchauen. Wenigſtens dünkt uns, läßt ſich ein doppelter Gebrauch von einem Bilde machen:

einmal der, den ihr davon macht, nämlich die Züge deſſelben nachzuſchreiben, um euch die Fertigkeit der mahleriſchen Schrift einzulernen; und dann in ſeinem Geiſt, gleich vom Anfang herein, nachzuerfinden. Und auch dieſe Fertigkeit müßte, ſobald als nur irgend möglich, gegen die Kunſt ſelbſt, deren weſentlichſtes Stück die Erfindung nach eigenthümlichen Geſetzen iſt, an den Nagel gehängt werden. Denn die Aufgabe, Himmel und Erde! iſt ja nicht, ein Anderer, ſondern ihr ſelbſt zu ſein, und euch ſelbſt, euer Eigenſtes und Innerſtes, durch Umriß und Farben, zur Anſchauung zu bringen! Wie mögt ihr euch nur in dem Maaße verachten, daß ihr willigen könnt, ganz und gar auf Erden nicht vorhanden geweſen zu ſein; da eben das Daſein ſo herrlicher Geiſter, als die ſind, welche ihr bewundert, weit entfernt, euch zu vernichten, vielmehr allererſt die rechte Luſt in euch erwecken und mit der Kraft, heiter und tapfer, ausrüſten ſoll, auf eure eigne Weiſe gleichfalls zu ſein? Aber ihr Leute, ihr bildet euch ein, ihr müßtet durch euren Meiſter, den Raphael oder Correggo, oder wen ihr euch ſonſt zum Vorbild geſetzt habt, hindurch; da ihr euch doch ganz und gar umkehren, mit dem Rücken gegen ihn ſtellen, und, in diametral-entgegengeſetzter Richtung, den Gipfel der Kunſt, den ihr im Auge habt, auffinden und erſteigen könntet. — So! ſagt ihr und ſeht mich an: was der Herr uns da Neues ſagt! und lächelt und zuckt die Achſeln. Demnach, ihr Herren, Gott befohlen! Denn da Copernicus ſchon vor dreihundert Jahren geſagt hat, daß die Erde rund ſei, ſo ſehe ich nicht ein, was es helfen könnte, wenn ich es hier wiederholte. Lebet wohl! y.

4. Theater. Den 2. October: Ton des Tages, Luſtſpiel von Voß.

(4. October.)

Kant ſagt irgendwo, in ſeiner Kritik der Urtheilskraft, daß der menſchliche Verſtand und die Hand des Menſchen, zwei, auf nothwendige Weiſe, zu einander gehörige und auf einander berechnete, Dinge ſind. Der Verſtand, meint er, bedürfe, falls er in Wirkſamkeit treten ſolle, ein Werkzeug von ſo mannichfaltiger und vielſeitiger Vollkommenheit, als die Hand; und hinwiederum zeige die Struktur der Hand an, daß die Intelligenz, die dieſelbe regiere, der menſchliche Verſtand ſein müſſe. Die Wahrheit dieſes, dem Anſchein nach paradoxen Satzes, leuchtet uns nie mehr ein, als wenn wir Herrn Iffland auf der Bühne ſehen. Er drückt in der That, auf die erſtaunenswürdigſte Art, faſt alle Zuſtände und innerliche Bewegungen des Gemüths damit aus. Nicht, als ob, bei ſeinen theatraliſchen Darſtellungen, nicht ſeine Figur überhaupt, nach den Forderungen ſeiner Kunſt, zweckmäßig mitwirkte: in dieſem Fall würde das, was wir hier vorgebracht haben, ein Tadel ſein. Es wird ihm, in der Pantomimik überhaupt, beſonders in den bürgerlichen Stücken, nicht leicht ein Schauſpieler heutiger Zeit gleichkommen. Aber von allen ſeinen Gliedern, behaupten wir, wirkt, in der Regel, keins, zum Ausdruck eines Affekts, ſo geſchäftig mit, als die Hand; ſie zieht die Aufmerkſamkeit faſt von ſeinem ſo ausdrucksvollen Geſicht ab: und ſo vortrefflich dies Spiel an und für ſich auch ſein mag, ſo glauben wir doch, daß ein Gebrauch, mäßiger und minder verſchwenderiſch, als der, den er davon macht, ſeinem Spiel (wenn daſſelbe noch etwas zu wünſchen übrig läßt) vortheilhaft ſein würde. *xy.*

5. Theater. Unmaßgebliche Bemerkung.

(17. October.)

Wenn man fragt, warum die Werke Göthe's ſo ſelten auf der Bühne gegeben werden, ſo iſt die Antwort gemeinhin, daß dieſe Stücke, ſo vortrefflich ſie auch ſein mögen, der Caſſe nur, nach einer häufig wiederholten Erfahrung, von unbedeutendem Vortheil ſind. Nun geht zwar, ich geſtehe es, eine Theater-Direction, die, bei der Auswahl ihrer Stücke, auf nichts, als das Mittel ſieht, wie ſie beſteht, auf gar einfachem und natürlichem Wege, zu dem Ziel, der Nation ein gutes Theater zu Stande zu bringen. Denn ſo wie, nach Adam Smith, der Bäcker, ohne weitere chemiſche Einſicht in die Urſachen, ſchließen kann, daß ſeine Semmel gut ſei, wenn ſie fleißig gekauft wird: ſo kann die Direction, ohne ſich im Mindeſten mit der Kritik zu befaſſen, auf ganz unfehlbare Weiſe, ſchließen, daß ſie gute Stücke auf die Bühne bringt, wenn Logen und Bänke immer, bei ihren Darſtellungen, von Menſchen wacker erfüllt ſind. Aber dieſer Grundſatz iſt nur wahr, wo das Gewerbe frei, und eine uneingeſchränkte Concurrenz der Bühnen eröffnet iſt. In einer Stadt, in welcher mehrere Theater neben einander beſtehn, wird allerdings, ſobald auf irgend einem derſelben, durch das einſeitige Beſtreben, Geld in die Caſſe zu locken, das Schauſpiel entarten ſollte, die Betriebſamkeit eines andern Theaterunternehmers, unterſtützt von dem Kunſtſinn des beſſeren Theils der Nation, auf den Einfall gerathen, die Gattung, in ihrer urſprünglichen Reinheit, wieder feſtzuhalten. Wo aber das Theater ein ausſchließendes Privilegium hat, da könnte uns, durch die An-

wendung eines ſolchen Grundſatzes, das Schauſpiel ganz und gar abhanden kommen. Eine Direction, die einer ſolchen Anſtalt vorſteht, hat eine Verpflichtung ſich mit der Kritik zu befaſſen, und bedarf wegen ihres natürlichen Hanges, der Menge zu ſchmeicheln, ſchlechthin einer höhern Aufſicht des Staats. Und in der That, wenn auf einem Theater, wie das Berliner, mit Vernachläſſigung aller andern Rückſichten, das höchſte Geſetz, die Füllung der Caſſe wäre: ſo wäre die Scene unmittelbar, den ſpaniſchen Reutern, Taſchenſpielern und Faxenmachern einzuräumen; ein Spectakel bei welchem die Caſſe, ohne Zweifel, bei weitem erwünſchtere Rechnung finden wird, als bei den götheſchen Stükken. Parodieen hat man ſchon, vor einiger Zeit, auf der Bühne geſehen; und wenn ein hinreichender Aufwand von Witz, an welchem es dieſen Producten zum Glück gänzlich gebrach, an ihre Erfindung geſetzt worden wäre, ſo würde es, bei der Frivolität der Gemüther, ein Leichtes geweſen ſein, das Drama vermittelſt ihrer, ganz und gar zu verdrängen. Ja, geſetzt, die Direction käme auf den Einfall, die götheſchen Stücke ſo zu geben, daß die Männer die Weiber- und die Weiber die Männerrollen ſpielten: falls irgend auf Coſtüme und zweckmäßige Carrikatur einige Sorgfalt verwendet iſt, ſo wette ich, man ſchlägt ſich an der Caſſe um die Billets, das Stück muß drei Wochen hinter einander wiederholt werden, und die Direction iſt mit einemmal wieder ſolvent. — Welches Erinnerungen ſind, werth, wie uns dünkt, daß man ſie beherzige.

H. v. K.

6. Schreiben aus Berlin.

(30. October.)

Den 28. October.

Die Oper Cendrillon, welche ſich Mad. Bethmann zum Benefiz gewählt hat, und Herr Herclots bereits, zu dieſem Zweck, überſetzt, ſoll, wie man ſagt, der zum Grunde liegenden franzöſiſchen Muſik wegen, welche ein dreiſilbiges Wort erfordert, Aſcherlich, Aſcherling oder Aſcherlein u. ſ. w. nicht Aſchenbrödel genannt werden. Brödel, von Brod oder, altdeutſch Brühe (brode im Franzöſiſchen) heißt eine mit Fett und Schmutz bedeckte Frau; eine Bedeutung, in der ſich das Wort, durch eben das, in Rede ſtehende, Mährchen, in welchem es, mit dem Muthwillen freundlicher Ironie, einem zarten und lieben Kinde von überaus ſchimmernder Reinheit an Leib und Seele, gegeben wird, allgemein beim Volk erhalten hat. Warum, ehe man dieſem Mährchen dergeſtalt, durch Unterſchiebung eines, an ſich gut gewählten, aber gleichwohl willkührlichen und bedeutungsloſen Namens, an das Leben greift, zieht man nicht lieber, der Muſik zu Gefallen, das „del" in „d'l" zuſammen, oder elidirt das d ganz und gar? Ein öſterreichiſcher Dichter würde ohne Zweifel keinen Anſtand nehmen, zu ſagen: Aſchenbröd'l oder Aſchenbröl.

Aſcherlich oder Aſchenbröd'l ſelbſt wird Mademoiſ. Maas; Mad. Bethmann, wie es heißt, die Rolle einer der eiferſüchtigen Schweſtern übernehmen. Mlle. Maas iſt ohne Zweifel durch mehr, als die bloße Jugend, zu dieſer Rolle berufen; von Mad. Bethmann aber ſollte es uns leid thun, wenn ſie glauben ſollte, daß ſie, ihres Alters wegen, davon ausge-

ſchloſſen wäre. Dieſe Reſignation käme (wir meinen, wenn nicht den größeſten, doch den verſtändigſten Theil des Publicums, auf unſerer Seite zu haben) noch um viele Jahre zu früh. Es iſt, mit dem Spiel dieſer Künſtlerin, wie mit dem Geſang manchen alten Muſikmeiſters am Fortepiano. Er hat eine, von manchen Seiten mangelhafte, Stimme und kann ſich, was den Vortrag betrift, mit keinem jungen, rüſtigen Sänger meſſen. Gleichwohl, durch den Verſtand und die ungemein zarte Empfindung, mit welcher er zu Werke geht, führt er, alle Verletzungen vermeidend, die Einbildung, in einzelnen Momenten, auf ſo richtige Wege, daß jeder ſich mit Leichtigkeit das Fehlende ergänzt, und ein in der That höheres Vergnügen genießt, als ihm eine beſſere Stimme, aber von einem geringern Genius regiert, gewährt haben würde. — Mad. Bethmanns größeſter Ruhm, meinen wir, nimmt allererſt, wenn ſie ſich anders auf ihre Kräfte verſteht, in einigen Jahren (in dem Alter, wo Andere ihn verlieren) ſeinen Anfang.

y.

7. Die ſieben kleinen Kinder.

(8. November.)

Was mag aus einer Bande kleiner Sänger geworden ſein, die im vorigen Jahre ſich ſehr häufig in vielen Straßen Berlins mit wenigen Liedern hören ließen, die aber ſo wunderbar auf einzelne Töne eingeſungen waren, daß ſie am erſten einen Begriff von der Ruſſiſchen Hörnermuſik geben konnten? Sie wurden, nach dem einen ihrer bekannteſten Lieder, meiſt die ſieben kleinen Kinder genannt. Das Lied erzählte von Kindern, denen zu ſpät Brod gereicht worden, nachdem ſie

lange geſchrieen und endlich aus Hunger geſtorben waren. — Iſt es dieſen armen Schelmen, die wir immer mit beſonderem Vergnügen gehört, etwa auch ſo ergangen?

Dieſe Kinder waren jedermann ſo bekannt, alle Kinder ſangen ihnen nach, daß wir es kaum begreifen können, daß ſie nicht in irgend ein luſtiges Stück z. B. Rochus Pumpernickel, auf der Straße eingeführt worden, wo ſie gewiß die allgemeinſte Wirkung hervorgebracht hätten. Leider aber begnügen ſich unſre Theater-Dichter die Späße fremder Städte, beſonders Wiens, zu wiederholen; was aber bey uns luſtig und erfreulich, dafür haben ſie keine Faſſung. So finden ſich manche auf unſerer Bühne, die den Wiener oder Schwäbiſchen Dialekt recht gut nachſprechen, aber keiner, der z. B. gut pommerſch-plattdeutſch redete, was in der Rolle des Rochus Pumpernickel ſicher recht eigenthümliche Wirkung bei uns thäte.

ava.

8. Von einem Kinde, das kindlicher Weiſe ein anderes Kind umbringt.

(13. November.)

„In einer Stadt Franecker genannt, gelegen in Weſtfriesland, da iſt es geſchehen, daß junge Kinder, fünf- ſechsjährige, Mägdlein und Knaben mit einander ſpielten. Und ſie ordneten ein Büblein an, das ſolle der Metzger ſein, ein anderes Büblein, das ſolle Koch ſein, und ein drittes Büblein, das ſolle eine Sau ſein. Ein Mägdlein, ordneten ſie, ſolle Köchin ſein, wieder ein anderes, das ſolle Unterköchin ſein; und die Unterköchin ſolle in einem Geſchirrlein das Blut von der Sau empfahen, daß man Würſte könne machen. Der

Metzger gerieth nun verabredetermaßen an das Büblein, das die Sau ſollte ſein, riß es nieder und ſchnitt ihm mit einem Meſſerlein die Gurgel auf; und die Unterköchinn empfing das Blut in ihrem Geſchirrlein. Ein Rathsherr, der von ungefähr vorübergeht, ſieht dies Elend; er nimmt von Stund' an den Metzger mit ſich, und führt ihn in des Oberſten Haus, welcher ſogleich den ganzen Rath verſammeln ließ. Sie ſaßen all' über dieſen Handel, und wußten nicht, wie ſie ihm thun ſollten, denn ſie ſahen wohl, daß es kindlicher Weiſe geſchehen war. Einer unter ihnen, ein alter weiſer Mann, gab den Rath, der oberſte Richter ſolle einen ſchönen rothen Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheiniſchen Gulden, ſolle das Kind zu ſich rufen, und beide Hände gleich gegen daſſelbe ausſtrecken; nehme es den Apfel, ſo ſolle es ledig erkannt werden, nehme es aber den Gulden, ſo ſolle man es auch tödten. Dem wird gefolgt; das Kind aber ergreift den Apfel lachend, wird alſo aller Strafe ledig erkannt."

Dieſe rührende Geſchichte aus einem alten Buche gewinnt ein neues Intereſſe durch das letzte kleine Trauerſpiel Werners, der vier und zwanzigſte Februar genannt, welches in Weimar und Lauchſtädt ſchon oft, und mit einem ſo lebhaften Antheil geſehen worden iſt, als vielleicht kein Werk eines modernen Dichters. Das unſelige Mordmeſſer, welches in jener Tragödie der unruhige Dolch des Schickſals iſt, (vielleicht derſelbe, den Mackbeth vor ſich her zur Schlafkammer des Königs gehen ſieht) iſt daſſelbe Meſſer, womit der eine Knabe den anderen getödtet, und er empfängt in jener That ſeine erſte blutige Weihe. Wir wiſſen nicht, ob

Werner die obige Geſchichte ganz gekannt oder erzählt hat, denn jenes treflichſte und darſtellbarſte Werk Werners, in dem nur drei Perſonen, Vater und Mutter und Sohn, nur eine doppelte durchgeſchlagene Schweizer Bauerſtube, ein Schrank, ein Meſſer und etwas Schnee, den der Winter gewiß bald bringen wird, die nöthigen Requiſite ſind, iſt auf unſerer Bühne noch nicht aufgeführt worden. Gleichwohl beſitzen wir mehr, als die Weimaraner, um es zu geben, einen Iffland, eine Bethmann und Schauſpieler, um den Sohn darzuſtellen, im Ueberfluß. Möge dieſe kleine Mittheilung den Sinn und den guten Willen dazu anregen.

5. Gemeinnütziges.

1. Allerneueſter Erziehungsplan.

(29 — 31. October; 9. 10. November.)

Zu welchen abentheuerlichen Unternehmungen, ſei es nun das Bedürfniß, ſich auf eine oder die andere Weiſe zu ernähren, oder auch die bloße Sucht, neu zu ſein, die Menſchen verführen, und wie luſtig dem zufolge oft die Inſinuationen ſind, die an die Redaction dieſer Blätter einlaufen: davon möge folgender Aufſatz, der uns kürzlich zugekommen iſt, eine Probe ſein.

Allerneueſter Erziehungsplan.

Hochgeehrtes Publicum,

Die Experimental-Phyſik, in dem Capitel von den Eigenſchaften elektriſcher Körper, lehrt, daß wenn man in der Nähe dieſer Körper, oder, um kunſtgerecht zu reden, in ihre Atmoſphäre, einen unelektriſchen (neutralen) Körper bringt, dieſer plötzlich gleichfalls elektriſch wird, und zwar die entgegengeſetzte Elektricität annimmt. Es iſt als ob die Natur einen Abſcheu hätte, gegen Alles, was, durch eine Verbindung von Umſtänden, einen überwiegenden und unförmlichen Werth angenommen hat; und zwiſchen je zwei Körpern, die ſich berühren, ſcheint ein Beſtreben angeordnet zu ſein, das urſprüng-

liche Gleichgewicht, das zwiſchen ihnen aufgehoben iſt, wieder herzuſtellen. Wenn der elektriſche Körper poſitiv iſt: ſo flieht aus dem unelektriſchen Alles, was an natürlicher Elektricität darin vorhanden iſt, in den äußerſten und entfernteſten Raum deſſelben, und bildet, in den, jenem zunächſt liegenden Theilen eine Art von Vacuum, das ſich geneigt zeigt, den Elektricitäts-Ueberſchuß, woran jener, auf gewiſſe Weiſe, krank iſt, in ſich aufzunehmen; und iſt der elektriſche Körper negativ, ſo häuft ſich, in dem unelektriſchen, und zwar in den Theilen, die dem elektriſchen zunächſt liegen, die natürliche Elektricität ſchlagfertig an, nur auf den Augenblick harrend, den Elektricitäts-Mangel umgekehrt, woran jener krank iſt, damit zu erſetzen. Bringt man den unelektriſchen Körper in den Schlagraum des elektriſchen, ſo fällt, es ſei nun von dieſem zu jenem, oder von jenem zu dieſem, der Funken: das Gleichgewicht iſt hergeſtellt, und beide Körper ſind einander an Elektricität völlig gleich.

Dieſes höchſt merkwürdige Geſetz findet ſich, auf eine, unſeres Wiſſens, noch wenig beachtete Weiſe, auch in der moraliſchen Welt; dergeſtalt, daß ein Menſch, deſſen Zuſtand indifferent iſt, nicht nur augenblicklich aufhört, es zu ſein, ſobald er mit einem Anderen, deſſen Eigenſchaften, gleichviel auf welche Weiſe, beſtimmt ſind, in Berührung tritt: ſein Weſen wird ſogar, um mich ſo auszudrücken, gänzlich in den entgegengeſetzten Pol hinübergeſpielt; er nimmt die Bedingung + an, wenn jener von der Bedingung —, und die Bedingung —, wenn jener von der Bedingung + iſt.

Einige Beiſpiele, hochverehrtes Publicum, werden dies deutlicher machen.

Das gemeine Geſetz des Widerſpruchs iſt jedermann, aus eigner Erfahrung, bekannt; das Geſetz, das uns geneigt macht, uns, mit unſerer Meinung, immer auf die entgegengeſetzte Seite hinüber zu werfen. Jemand ſagt mir, ein Menſch, der am Fenſter vorübergeht, ſei ſo dick, wie eine Tonne. Die Wahrheit zu ſagen, er iſt von gewöhnlicher Corpulenz. Ich aber, da ich ans Fenſter komme, ich berichtige dieſen Irrthum nicht bloß: ich rufe Gott zum Zeugen an, der Kerl ſei ſo dünn, als ein Stecken.

Oder eine Frau hat ſich, mit ihrem Liebhaber, ein Rendezvous menagirt. Der Mann, in der Regel, geht des Abends, um Triktrak zu ſpielen, in die Tabagie; gleichwohl, um ſicher zu gehen, ſchlingt ſie den Arm um ihn, und ſpricht: mein lieber Mann! Ich habe die Hammelkeule, von heute Mittag, aufwärmen laſſen. Niemand beſucht mich, wir ſind ganz allein; laß uns den heutigen Abend einmal in recht heiterer und vertraulicher Abgeſchloſſenheit zubringen. Der Mann, der geſtern ſchweres Geld in der Tabagie verlor, dachte in der That heut, aus Rückſicht auf ſeine Caſſe, zu Hauſe zu bleiben; doch plötzlich wird ihm die entſetzliche Langeweile klar, die ihm, ſeiner Frau gegenüber, im Hauſe verwartet. Er ſpricht: liebe Frau! Ich habe einem Freunde verſprochen, ihm im Triktrak, worin ich geſtern gewann, Revange zu geben. Laß mich, auf eine Stunde, wenn es ſein kann, in die Tabagie gehn; morgen von Herzen gern ſtehe ich zu deinen Dienſten.

Aber das Geſetz, von dem wir ſprechen, gilt nicht bloß von Meinungen und Begehrungen, ſondern auf weit allgemeinere Weiſe, auch von Gefühlen, Affecten, Eigenſchaften und Charakteren.

Ein Portugieſiſcher Schiffskapitain, der, auf dem Mittelländiſchen Meer, von drei Venetianiſchen Fahrzeugen angegriffen ward, befahl, entſchloſſen wie er war, in Gegenwart aller ſeiner Officiere und Soldaten, einem Feuerwerker, daß ſobald irgend auf dem Verdeck ein Wort von Uebergabe laut werden würde, er, ohne weiteren Befehl, nach der Pulverkammer gehen, und das Schiff in die Luft ſprengen mögte. Da man ſich vergebens, bis gegen Abend, gegen die Uebermacht herumgeſchlagen hatte, und allen Forderungen, die die Ehre an die Equipage machen konnte, ein Genüge geſchehen war: traten die Officiere in vollzähliger Verſammlung den Capitain an, und forderten ihn auf, das Schiff zu übergeben. Der Capitain, ohne zu antworten, kehrte ſich um, und fragte, wo der Feuerwerker ſei; ſeine Abſicht, wie er nachher verſichert hat, war, ihm aufzugeben, auf der Stelle den Befehl, den er ihm ertheilt, zu vollſtrecken. Als er aber den Mann ſchon, die brennende Lunte in der Hand, unter den Fäſſern, in Mitten der Pulverkammer fand: ergriff er ihn plötzlich, von Schrecken bleich, bei der Bruſt, riß ihn, in Vergeſſenheit aller anderen Gefahr, aus der Kammer heraus, trat die Lunte, unter Flüchen und Schimpfwörtern, mit Füßen aus und warf ſie in's Meer. Den Officieren aber ſagte er, daß ſie die weiße Fahne aufſtecken mögten, indem er ſich übergeben wolle.

Ich ſelbſt, um ein Beiſpiel aus meiner Erfahrung zu geben, lebte, vor einigen Jahren, aus gemeinſchaftlicher Kaſſe, in einer kleinen Stadt am Rhein, mit einer Schweſter. Das Mädchen war in der That bloß, was man, im gemeinen Leben, eine gute Wirthinn nennt; freigebig ſogar in manchen Stücken; ich hatte es ſelbſt erfahren. Doch weil ich locker

und loſe war, und das Geld auf keine Weiſe achtete: ſo fieng ſie an zu knickern und zu knauſern; ja, ich bin überzeugt, daß ſie geizig geworden wäre, und mir Rüben in den Caffe und Lichter in die Suppe gethan hätte. Aber das Schickſal wollte zu ihrem Glücke, daß wir uns trennten.

Wer dies Geſetz recht begreift, dem wird die Erſcheinung gar nicht mehr fremd ſein, die den Philoſophen ſo viel zu ſchaffen giebt: die Erſcheinung, daß große Männer, in der Regel, immer von unbedeutenden und obſcuren Eltern abſtammen, und eben ſo wieder Kinder groß ziehen, die in jeder Rückſicht untergeordnet und geringartig ſind. Und in der That, man kann das Experiment, wie die moraliſche Atmoſphäre, in dieſer Hinſicht, wirkt, alle Tage anſtellen. Man bringe nur einmal Alles, was, in einer Stadt, an Philoſophen, Schöngeiſtern, Dichtern und Künſtlern, vorhanden iſt, in einen Saal zuſammen: ſo werden einige, aus ihrer Mitte, auf der Stelle dumm werden; wobei wir uns, mit völliger Sicherheit, auf die Erfahrung eines jeden berufen, der ſolchem Thee oder Punſch einmal beigewohnt hat.

Wie vielen Einſchränkungen iſt der Satz unterworfen: daß ſchlechte Geſellſchaften gute Sitten verderben; da doch ſchon Männer wie Baſedow und Campe, die doch ſonſt, in ihrem Erziehungs-Handwerk, wenig gegenſätziſch verfuhren, angerathen haben, jungen Leuten zuweilen den Anblick böſer Beiſpiele zu verſchaffen, um ſie von dem Laſter abzuſchrecken. Und wahrlich, wenn man die gute Geſellſchaft, mit der ſchlechten, in Hinſicht auf das Vermögen, die Sitte zu entwickeln, vergleicht, ſo weiß man nicht, für welche man ſich entſcheiden ſoll, da, in der guten, die Sitte nur nachgeahmt

werden kann, in der ſchlechten hingegen, durch eine eigenthümliche Kraft des Herzens erfunden werden muß. Ein Taugenichts mag, in tauſend Fällen, ein junges Gemüth, durch ſein Beiſpiel, verführen, ſich auf Seiten des Laſters hinüber zu ſtellen; tauſend andere Fälle aber giebt es, wo es, in natürlicher Reaction, das Polar-Verhältniß gegen daſſelbe annimmt; und dem Laſter, zum Kampf gerüſtet, gegenüber tritt. Ja, wenn man, auf irgend einem Platze der Welt, etwa einer wüſten Inſel, Alles was die Erde an Böſewichtern hat, zuſammenbrächte: ſo würde ſich nur ein Thor darüber wundern können, wenn er, in kurzer Zeit, alle, auch die erhabenſten und göttlichſten, Tugenden unter ihnen anträfe.

Wer dies für parador halten könnte, der beſuche nur einmal ein Zuchthaus oder eine Feſtung. In den von Frevlern aller Art, oft bis zum Sticken angefüllten Kaſematten, werden, weil keine Strafe mehr, oder doch nur ſehr unvollkommen, bis hierher dringt, Ruchloſigkeiten, die kein Name nennt, verübt. Demnach würde, in ſolcher Anarchie, Mord und Todtſchlag und zuletzt der Untergang Aller die unvermeidliche Folge ſein, wenn nicht auf der Stelle, aus ihrer Mitte, welche aufträten, die auf Recht und Sitte halten. Ja, oft ſetzt ſie der Commendant ſelbſt ein; und Menſchen, die vorher aufſäßig waren gegen alle göttliche und menſchliche Ordnung, werden hier, in erſtaunenswürdiger Wendung der Dinge, wieder die öffentlichen geheiligten Handhaber derſelben, wahre Staatsdiener der guten Sache, bekleidet mit der Macht, ihr Geſetz aufrecht zu erhalten.

Daher kann die Welt mit Recht auf die Entwikkelung der Verbrecher-Kolonie in Botany-Bay aufmerkſam ſein. Was

aus ſolchem, dem Boden eines Staats abgeſchlämmten Geſindel werden kann, liegt bereits in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten vor Augen; und um uns auf den Gipfel unſerer metaphyſiſchen Anſicht zu ſchwingen, erinnern wir den Leſer bloß an den Urſprung, die Geſchichte, an die Entwikkelung und Größe Roms.

In Erwägung nun[1])

1) daß alle Sittenſchulen bisher nur auf den Nachahmungstrieb gegründet waren, und ſtatt das gute Princip, auf eigenthümliche Weiſe im Herzen zu entwickeln, nur durch Aufſtellung ſogenannter guter Beiſpiele zu wirken ſuchten;[2])

2) daß dieſe Schulen, wie die Erfahrung lehrt, nichts eben, für den Fortſchritt der Menſchheit Bedeutendes und Erkleckliches hervorgebracht haben;[3])

das Gute aber 3) das ſie bewirkt haben, allein von dem Umſtand herzurühren ſcheint, daß ſie ſchlecht waren, und hin und wieder, gegen die Verabredung, einige ſchlechten Beiſpiele mitunter liefen;

in Erwägung, ſagen wir, aller dieſer Umſtände, ſind wir geſonnen, eine ſogenannte Laſterſchule, oder vielmehr eine gegenſätziſche Schule, eine Schule durch Laſter, zu errichten.[4])

---

[1]) Jetzt rückt dieſer merkwürdige Pädagog mit ſeinem neueſten Erziehungsplan heraus. (Die Redaction.)

[2]) So! — Als ob die pädagogiſchen Inſtitute nicht, nach ihrer natürlichen Anlage, ſchwache Seiten genug darböten. (Die Redaction.)

[3]) In der That! — Dieſer Philoſoph könnte das Jahrhundert um ſeinen ganzen Ruhm bringen. (Die Redaction.)

[4]) Riſum teneatis, amici! (Die Redaction.)

Demnach werden für alle, einander entgegenſtehende Laſter, Lehrer angeſtellt werden, die in beſtimmten Stunden des Tages, nach der Reihe, auf planmäßige Art, darin Unterricht ertheilen; in der Religionsſpötterei ſowohl als in der Bigotterie, im Trotz ſowohl als in der Wegwerfung und Kriecherei, und im Geiz und in der Furchtſamkeit ſowohl, als in der Tollkühnheit und in der Verſchwendung.

Dieſe Lehrer werden nicht bloß durch Ermahnungen, ſondern durch Beiſpiele, durch lebendige Handlung, durch unmittelbaren praktiſchen, geſelligen Umgang und Verkehr zu wirken ſuchen.

Für Eigennutz, Plattheit, Geringſchätzung alles Großen und Erhabenen und manche anderen Untugenden, die man in Geſellſchaften und auf der Straße lernen kann, wird es nicht nöthig ſein, Lehrer anzuſtellen.

In der Unreinlichkeit und Unordnung, in der Zank- und Streitſucht und Verläumdung wird meine Frau Unterricht ertheilen.

Lüderlichkeit, Spiel, Trunk, Faulheit und Völlerei, behalte ich mir bevor.

Der Preis iſt der ſehr mäßige von 300 Rthl.

N. S.

Eltern, die uns ihre Kinder nicht anvertrauen wollten, aus Furcht, ſie in ſolcher Anſtalt, auf unvermeidliche Weiſe, verderben zu ſehen, würden dadurch an den Tag legen, daß ſie ganz übertriebene Begriffe von der Macht der Erziehung haben. Die Welt, die ganze Maſſe von Objecten, die auf die Sinne wirken, hält und regiert, an tauſend und wieder tauſend Fäden, das junge, die Erde begrüßende, Kind. Von

dieſen Fäden, ihm um die Seele gelegt, iſt allerdings die Erziehung Einer, und ſogar der wichtigſte und ſtärkſte; verglichen aber mit der ganzen Totalität, mit der ganzen Zuſammenfaſſung der übrigen, verhält er ſich wie ein Zwirnsfaden zu einem Ankertau, eher drüber als drunter.

Und in der That, wie mißlich würde es mit der Sittlichkeit ausſehen, wenn ſie kein tieferes Fundament hätte, als das ſogenannte gute Beiſpiel eines Vaters oder einer Mutter, und die platten Ermahnungen eines Hofmeiſters oder einer franzöſiſchen Mamſell. — Aber das Kind iſt kein Wachs, daß ſich in eines Menſchen Händen, zu einer beliebigen Geſtalt kneten läßt: es lebt, es iſt frei, es trägt ein unabhängiges und eigenthümliches Vermögen der Entwickelung, und das Muſter aller innerlichen Geſtaltung, in ſich.

Ja, geſetzt, eine Mutter nähme ſich vor, ein Kind, das ſie an ihrer Bruſt trägt, von Grund aus zu verderben: ſo würde ſich ihr auf der Welt dazu kein unfehlbares Mittel darbieten, und, wenn das Kind nur ſonſt von gewöhnlichen, rechtſchaffenen Anlagen iſt, das Unternehmen, vielleicht auf die ſonderbarſte und überraſchendſte Art, daran ſcheitern.

Was ſollte auch, in der That, aus der Welt werden, wenn den Eltern ein unfehlbares Vermögen beiwohnte, ihre Kinder nach Grundſätzen, zu welchen ſie die Muſter ſind, zu erziehen: da die Menſchheit, wie bekannt, fortſchreiten ſoll, und es mithin, ſelbſt dann, wenn an ihnen nichts auszuſetzen wäre, nicht genug iſt, daß die Kinder werden, wie ſie; ſondern beſſer.

Wenn demnach die uralte Erziehung, die uns die Väter, in ihrer Einfalt, überliefert haben, an den Nagel gehängt

werden ſoll: ſo iſt kein Grund, warum unſer Inſtitut nicht, mit allen andern, die die pädagogiſche Erfindung, in unſern Tagen, auf die Bahn gebracht hat, in die Schranken treten ſoll. In unſrer Schule wird, wie in dieſen, gegen je Einen, der darin zu Grunde geht, ſich ein andrer finden, in dem ſich Tugend und Sittlichkeit auf gar robuſte und tüchtige Art entwickelt; es wird Alles in der Welt bleiben, wie es iſt, und was die Erfahrung von Peſtalozzi und Zeller und allen andern Virtuoſen der neueſten Erziehungskunſt, und ihren Anſtalten ſagt, das wird ſie auch von uns und der unſrigen ſagen: „Hilft es nichts, ſo ſchadet es nichts."

Rechtenfleck im Holſteiniſchen, den 15. Oct. 1810.

C. J. Levanus, Conrector.

2. Nützliche Erfindungen. Entwurf einer Bombenpoſt.

(12. October.)

Man hat, in dieſen Tagen, zur Beförderung des Verkehrs, innerhalb der Gränzen der vier Welttheile, einen elektriſchen Telegraphen erfunden; einen Telegraphen, der mit der Schnelligkeit des Gedankens, ich will ſagen, in kürzerer Zeit, als irgend ein chronometriſches Inſtrument angeben kann, vermittelſt des Elektrophors und des Metalldraths, Nachrichten mittheilt, dergeſtalt, daß wenn jemand, falls nur ſonſt die Vorrichtung dazu getroffen wäre, einen guten Freund, den er unter den Antipoden hätte, fragen wollte: wie geht's dir? derſelbe, ehe man noch eine Hand umkehrt, ohngefähr ſo, als ob er in einem und demſelben Zimmer ſtünde, antworten könnte: recht gut. So gern wir dem Erfinder dieſer

Poſt, die, auf recht eigentliche Weiſe, auf Flügeln des Blitzes reitet, die Krone des Verdienſtes zugeſtehn, ſo hat doch auch dieſe Fernſchreibekunſt noch die Unvollkommenheit, daß ſie nur, dem Intereſſe des Kaufmanns wenig erſprießlich, zur Verſendung ganz kurzer und lakoniſcher Nachrichten, nicht aber zur Uebermachung von Briefen, Berichten, Beilagen und Packeten taugt. Demnach ſchlagen wir, um auch dieſe Lücke zu erfüllen, zur Beſchleunigung und Vervielfachung der Handels-Communikationen, wenigſtens innerhalb der Gränzen der cultivirten Welt, eine Wurf- oder Bombenpoſt vor; ein Inſtitut, das ſich auf zweckmäßig, innerhalb des Raums einer Schußweite, angelegten Artillerie-Stationen, aus Mörſern oder Haubitzen, hohle, ſtatt des Pulvers, mit Briefen und Paketen angefüllte Kugeln, die man ohne alle Schwierigkeit, mit den Augen verfolgen, und wo ſie hinfallen, falls es ein Moraſtgrund iſt, wieder auffinden kann, zuwürfe; dergeſtalt, daß die Kugel, auf jeder Station zuvörderſt eröffnet, die reſpektiven Briefe für jeden Ort herausgenommen, die neuen hineingelegt, das Ganze wieder verſchloſſen, in einen neuen Mörſer geladen, und zur nächſten Station weiter ſpedirt werden könnte. Den Proſpectus des Ganzen und die Beſchreibung und Auseinanderſetzung der Anlagen und Koſten behalten wir einer umſtändlicheren und weitläufigeren Abhandlung bevor. Da man auf dieſe Weiſe, wie eine kurze mathematiſche Berechnung lehrt, binnen Zeit eines halben Tages, gegen geringe Koſten von Berlin nach Stettin oder Breslau würde ſchreiben oder reſpondiren können, und mithin, verglichen mit unſeren reitenden Poſten, ein zehnfacher Zeitgewinn entſteht, oder es eben ſoviel iſt, als ob ein

Zauberſtab dieſe Orte der Stadt Berlin zehnmal näher gerückt hätte: ſo glauben wir für das bürgerliche ſowohl als handeltreibende Publicum, eine Erfindung von dem größeſten und entſcheidendſten Gewicht, geſchickt, den Verkehr auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu treiben, an den Tag gelegt zu haben.

Berlin d. 10. Oct. 1810. rnx.

3. Schreiben aus Berlin.

(15. October.)

10 Uhr Morgens.

Der Wachstuchfabrikant Hr. Claudius will, zur Feier des Geburtstages Sr. Königl. Hoheit, des Kronprinzen, heute um 11 Uhr mit dem Ballon des Prof. J.' in die Luft gehen, und denſelben, vermittelſt einer Maſchine, unabhängig vom Wind, nach einer beſtimmten Richtung hinbewegen. Dies Unternehmen ſcheint befremdend, da die Kunſt, den Ballon, auf ganz leichte und naturgemäße Weiſe, ohne alle Maſchienerie, zu bewegen, ſchon erfunden iſt. Denn da in der Luft alle nur mögliche Strömungen (Winde) übereinander liegen: ſo braucht der Aëronaut nur, vermittelſt perpendikularer Bewegungen, den Luftſtrom aufzuſuchen, der ihn nach ſeinem Ziele führt: ein Verſuch, der bereits mit vollkommnem Glück, in Paris, von Hrn. Garnerin, angeſtellt worden iſt.

Gleichwohl ſcheint dieſer Mann, der während mehrerer Jahre im Stillen dieſer Erfindung nachgedacht hat, einer beſondern Aufmerkſamkeit nicht unwerth zu ſein. Einen Gelehrten, mit dem er ſich kürzlich in Geſellſchaft befand, ſoll er gefragt haben: ob er ihm wohl ſagen könne, in wieviel Zeit

eine Wolke, die eben an dem Horizont heraufzog, im Zenith der Stadt sein würde? Auf die Antwort des Gelehrten: „daß seine Kenntniß so weit nicht reiche," soll er eine Uhr auf den Tisch gelegt haben, und die Wolke genau, in der von ihm bestimmten Zeit, im Zenith der Stadt gewesen sein. Auch soll derselbe, bei der letzten Luftfahrt des Professor J. im Voraus nach Werneuchen gefahren, und die Leute daselbst versammelt haben: indem er aus seiner Kenntniß der Atmosphäre mit Gewißheit folgerte, daß der Ballon diese Richtung nehmen, und der Professor J. in der Gegend dieser Stadt niederkommen müsse.

Wie nun der Versuch, den er heute, gestützt auf diese Kenntniß, unternehmen will, ausfallen wird: das soll in Zeit von einer Stunde entschieden sein. Hr. Claudius will nicht nur bei seiner Abfahrt, den Ort, wo er niederkommen will, in gedruckten Zetteln bekannt machen: es heißt sogar, daß er schon Briefe an diesem Ort habe abgeben lassen, um daselbst seine Ankunft anzumelden. — Der Tag ist in der That, gegen alle Erwartung, seiner Vorherbestimmung gemäß, ausnehmend schön.

N. S. 2 Uhr Nachmittags.

Hr. Claudius hatte beim Eingang in den Schützenplatz Zettel austheilen lassen, auf welchen er, längs der Potsdammer Chaussee, nach dem Luckenwaldschen Kreis zu gehen, und in einer Stunde vier Meilen zurückzulegen versprach. Der Wind war aber gegen 12 Uhr so mächtig geworden, daß er noch um 2 Uhr mit der Füllung des Ballons nicht fertig war; und es verbreitete sich das Gerücht, daß er vor 4 Uhr nicht in die Luft gehen würde.

4. Aëronautik.

S. Haude u. Spenerſche Zeitung, den 25. Oct. 1810.

(22. 20. October.)

Der, gegen die Abendblätter gerichtete, Artikel der Haude und Spenerſchen Zeitung, über die angebliche Direction der Luftbälle iſt mit ſoviel Einſicht, Ernſt und Würdigkeit abgefaßt, daß wir geneigt ſind zu glauben, die Wendung am Schluß, die zu dem Ganzen wenig paßt, beruhe auf einem bloßen Mißverſtändniß.

Demnach dient dem unbekannten Hrn. Verfaſſer hiemit auf ſeine, in Anregung gebrachten Einwürfe zur freundſchaftlichen Antwort:

1) daß wenn das Abendblatt, des beſchränkten Raums wegen, den unverklauſulirten Satz aufgeſtellt hat: die Direction der Luftbälle ſei erfunden; daſſelbe damit keineswegs hat ſagen wollen: es ſei an dieſer Erfindung nichts mehr hinzuzuſetzen; ſondern bloß: das Geſetz einer ſolchen Kunſt ſei gefunden, und es ſei, nach dem, was in Paris vorgefallen, nicht mehr zweckmäßig, in dem Bau einer, mit dem Luftball verbundenen, Maſchiene eine Kraft zu ſuchen, die in dem Luftball ſelbſt, und in dem Element, das ihn trägt, vorhanden iſt.

2) Daß die Behauptung, in der Luft ſeien Strömungen der vielfachſten und mannigfaltigſten Art enthalten, wenig Befremdendes und Außerordentliches in ſich faßt, indem unſeres Wiſſens, nach den Aufſchlüſſen der neueſten Naturwiſſenſchaft, eine der Haupturſachen des Windes, chemiſche Zerſetzung oder Entwickelung beträchtlicher Luftmaſſen iſt. Dieſe Zerſetzung oder Entwickelung der Luftmaſſen aber muß,

wie eine ganz geringe Einbildung lehrt, ein concentriſches oder excentriſches, in allen ſeinen Richtungen diametral entgegengeſetztes, Strömen der in der Nähe befindlichen Luftmaſſen veranlaſſen; dergeſtalt, daß an Tagen, wo dieſer chemiſche Prozeß im Luftraum häufig vor ſich geht, gewiß über einem gegebenen, nicht allzubeträchtlichen Kreis der Erdoberfläche, wenn nicht alle, doch ſo viele Strömungen, als der Luftfahrer, um die willkührliche Direction darauf zu gründen, braucht, vorhanden ſein mögen.

3) Daß der Luftballon des Hrn. Claudius ſelbſt (in ſofern ein einzelner Fall hier in Erwägung gezogen zu werden verdient) zu dieſer Behauptung gewiſſermaßen den Beleg abgiebt, indem ohne Zweifel als derſelbe $^{1}/_{2}$5 Uhr durchaus weſtlich in der Richtung nach Spandau und Stendal aufſtieg, niemand geahndet hat, daß er, innerhalb zwei Stunden, durchaus ſüdlich, zu Düben in Sachſen niederkommen würde.

4) Daß die Kunſt, den Ballon vertical zu dirigiren, noch einer großen Entwickelung und Ausbildung bedarf, und derſelbe auch wohl, ohne eben große Schwierigkeiten, fähig iſt, indem man ohne Zweifel durch Veränderung nicht bloß des abſoluten, ſondern auch ſpecifiſchen Gewichts (vermittelſt der Wärme und der Expanſion) wird ſteigen und fallen und ſomit den Luftſtrom mit größerer Leichtigkeit wird aufſuchen lernen, deſſen man, zu einer beſtimmten Reiſe, bedarf.

5) Daß Hr. Claudius zwar wenig gethan hat, die Aufmerkſamkeit des Publikums, die er auf ſich gezogen hat, zu rechtfertigen; daß wir aber gleichwohl dahingeſtellt ſein laſſen, in wiefern derſelbe, nach dem Geſpräche der Stadt, in der Kunſt, von der Erdoberfläche aus die Luftſtrömungen in den

höheren Regionen zu beurtheilen, erfahren sein mag: indem aus der Richtung, die sein Ballon anfänglich westwärts gegen Spandau und späterhin südwärts gegen Düben nahm, mit sonderbarer Wahrscheinlichkeit hervor zu gehen scheint, daß er, wenn er aufgestiegen wäre, sein Versprechen erfüllt haben, und vermittelst seiner mechanischen Einwirkung, in der Diagonale zwischen beiden Richtungen, über der Potsdammer Chaussee, nach dem Luckenwaldischen Kreise, fortgeschwommen sein würde.

6) Daß wenn gleich das Unternehmen vermittelst einer, im Luftball angebrachten Maschiene, den Widerstand ganz contrairer Winde aufzuheben, unübersteiglichen Schwierigkeiten unterworfen ist, es doch vielleicht bei Winden von geringerer Ungünstigkeit möglich sein dürfte, den Sinus der Ungünstigkeit, vermittelst mechanischer Kräfte, zu überwinden, und somit, dem Seefahrer gleich, auch solche Winde, die nicht genau zu dem vorgeschriebenen Ziel führen, ins Interesse zu ziehen.

Zudem bemerken wir, daß wenn 7) der Luftschiffahrer, aller dieser Hülfsmittel ungeachtet, Tage und Wochen lang auf den Wind, der ihm passend ist, warten müßte, derselbe sich mit dem Seefahrer zu trösten hätte, der auch Wochen, oft Monate lang, auf günstige Winde im Hafen harren muß: wenn er ihn aber gefunden hat, binnen wenigen Stunden damit weiter kommt, als wenn er sich, von Anfang herein, während der ganzen verlornen Zeit, zur Are oder zu Pferde fortbewegt hätte.

Endlich selbst zugegeben 8) — was wir bei der Möglichkeit, auch selbst in der wolligsten Nacht, den Polarstern, wenigstens auf Augenblicke, aufzufinden, keineswegs thun —

dem Luftſchiffer fehle es ſchlechthin an Mittel, ſich in der Nacht im Luftraum zu orientiren: ſo halten wir den von dem unbekannten Hrn. R. berechneten Irrthum von 6 Meilen, auf einen Radius von 30 Meilen, für einen ſehr mäßigen und erträglichen. Der Aëronaut würde immer noch, wenn x die Zeit iſt, die er gebraucht haben würde, um den Radius zur Are zurückzulegen, in $\frac{4}{5}$ den Radius und die Sehne zurücklegen können. Wenn er dies, gleichviel aus welchen Gründen, ohne ſeinen Ballon, nicht wollte, ſo würde er ſich wieder mit dem Seefahrer tröſten müſſen, der auch oft, widriger Winde wegen, ſtatt in den Hafen einzulaufen, auf der Rhede vor Anker gehen, oder gar in einen andern ganz entlegenen Hafen einlaufen muß, nach dem er gar nicht bei ſeiner Abreiſe gewollt hat.

Was Hr. Garnerin betrift, ſo werden wir im Stande ſein, in Kurzem beſtimmtere Facta, als die im 13ten Abendblatt enthalten waren, zur Erwiderung auf die gemachten Einwürfe, beizubringen. Frz.

II. In Verſen.

1. Eine Legende nach Hans Sachs.

Gleich und Ungleich.

(3. November.)

Der Herr, als er auf Erden noch einherging,
Kam mit Sanct Peter einſt an einen Scheideweg,
Und fragte, unbekannt des Landes,
Das er durchſtreifte, einen Bauersknecht,
Der faul, da, wo der Rain ſich ſpaltete, geſtreckt
In eines Birnbaums Schatten lag:
Was für ein Weg nach Jericho ihn führe?
Der Kerl, die Männer nicht beachtend,
Verdrießlich, ſich zu regen, hob ein Bein,
Zeigt auf ein Haus im Feld', und gähnt' und ſprach: da unten!
Zerrt ſich die Mütze über's Ohr zurecht,
Kehrt ſich, und ſchnarcht ſchon wieder ein.
Die Männer drauf, wohin das Bein gewieſen,
Gehn ihre Straße fort; jedoch nicht lange währt's,
Von Menſchen leer, wie ſie das Haus befinden,
Sind ſie im Land' ſchon wieder irr.
Da ſteht, im heißen Strahl der Mittagsſonne,
Bedeckt von Aehren, eine Magd,

Die ſchneidet, friſch und wacker, Korn,
Der Schweiß rollt ihr vom Angeſicht herab.
Der Herr, nachdem er ſich gefällig drob ergangen,
Kehrt alſo ſich mit Freundlichkeit zu ihr:
„Mein Töchterchen gehn wir auch recht,
So wie wir ſtehn, den Weg nach Jericho?“
Die Magd antwortet flink: „Ei, Herr!
Da ſeid ihr weit vom Wege irr gegangen;
Dort hinterm Walde liegt der Thurm von Jericho,
Kommt her, ich will den Weg euch zeigen.“
Und legt die Sichel weg. und führt, geſchickt und emſig,
Durch Aecker, die der Rain durchſchneidet,
Die Männer auf die rechte Straße hin,
Zeigt noch, wo ſchon der Thurm von Jericho erglänzet,
Grüßt ſie und eilt zurücke wieder,
Auf daß ſie ſchneid', in Rüſtigkeit, und raffe,
Von Schweiß betrieft, im Waizenfelde,
So nach wie vor.
Sanct Peter ſpricht: „O Meiſter mein!
Ich bitte dich, um deiner Güte willen,
Du wolleſt dieſer Maid die That der Liebe lohnen,
Und, flink und wacker, wie ſie iſt,
Ihr einen Mann, flink auch und wacker, ſchenken.“
„Die Maid, verſetzt der Herr voll Ernſt,
Die ſoll den faulen Schelmen nehmen,
Den wir am Scheideweg im Birnbaumsſchatten trafen:
Alſo beſchloß ich's gleich im Herzen,
Als ich im Waizenfeld ſie ſah.“
Sanct Peter ſpricht: „Mein Herr, das wolle Gott verhüten.

Das wär' ja ewig Schad' um ſie,
Müßt' all' ihr Schweiß und Müh' verloren gehn.
Laß einen Mann, ihr ähnlicher, ſie finden,
Auf daß ſich, wie ſie wünſcht, hoch bis zum Giebel ihr
Der Reichthum in der Tenne fülle."
Der Herr antwortet, mild den Sanctus ſtrafend:
„O Petre, das verſtehſt du nicht.
Der Schelm, der kann doch nicht zur Höllen fahren.
Die Maid auch, friſchen Lebens voll,
Die könnte leicht zu ſtolz und üppig werden.
Drum, wo die Schwinge ſich ihr allzuflüchtig regt,
Henk' ich ihr ein Gewichtlein an,
Auf daß ſie's beide im Maaße treffen,
Und fröhlich, wenn es ruft, hinkommen, er wie ſie,
Wo ich ſie Alle gern verſammeln möchte.

2. Eine Legende nach Hans Sachs.

Der Welt Lauf.

(9. December.)

Der Herr und Petrus oft, in ihrer Liebe beide,
Begegneten im Streite ſich,
Wenn von der Menſchen Heil die Rede war;
Und dieſer nannte zwar die Gnade Gottes groß,
Doch wär' er Herr der Welt, meint er,
Würd' er ſich ihrer mehr erbarmen.
Da trat, zu einer Zeit, als längſt, in beider Herzen,
Der Streit vergeſſen ſchien, und juſt,
Um welcher Urſach weiß ich nicht,
Der Himmel eben auch voll Wolken hieng,
Der Sanctus mißgeſtimmt, den Heiland an, und ſprach:
„Herr, laß, auf eine Handvoll Zeit,
Mich, aus dem Himmelreich, auf Erden niederfahren,
Daß ich des Unmuths, der mich griff,
Vergeſſ' und mich einmal, von Sorgen frei, ergötze,
Weil es jetzt grad' vor Faſtnacht iſt."
Der Herr, des Streits noch ſinnig eingedenk,
Spricht: „Gut; acht Tag' geb' ich dir Zeit,
Der Feier, die mir dort beginnt, dich beizumiſchen;

Jedoch, ſo bald das Feſt vorbei,
Kommſt du mir zu geſetzter Stunde wieder.
Acht volle Tage doch, zwei Wochen ſchon, und mehr,
Ein abgezählter Mond vergeht,
Bevor der Sanct zum Himmel wiederkehrt.
„Ei, Petre,“ ſpricht der Herr, „wo weiltest du ſo lange?
Gefiel's auch nieden dir ſo wohl?“
Der Sanctus, mit noch ſchwerem Kopfe, ſpricht:
„Ach, Herr! Das war ein Jubel unten —!
Der Himmel ſelbſt beſeeliget nicht beſſer.
Die Erndte, reich, du weißt, wie keine je geweſen,
Gab alles was das Herz nur wünſcht,
Getraide, weiß und ſüß, Moſt, ſag' ich dir, wie Honig,
Fleiſch fett, dem Speck gleich, von der Bruſt des Rindes;
Kurz, von der Erde jeglichem Erzeugniß
Zum Brechen alle Tafeln voll.
Da ließ ich's, ſchier, zu wohl mir ſein,
Und hätte bald des Himmels gar vergeſſen.“
Der Herr erwiedert: „Gut! Doch Petre ſag' mir an,
Bei ſoviel Seegen, den ich ausgeſchüttet,
Hat man auch dankbar mein gedacht?
Sahſt du die Kirchen auch von Menſchen voll?“ —
Der Sanct, beſtürzt hierauf, nachdem er ſich beſonnen:
„O Herr,“ ſpricht er, „bei meiner Liebe,
Den ganzen Faſtmond durch, wo ich mich hingewendet,
Nicht deinen Namen hört' ich nennen.
Ein einz'ger Mann ſaß murmelnd in der Kirche:
Der aber war ein Wucherer,
Und hatte Korn, im Herbſt erſtanden,

Für Mäuſ' und Ratzen hungrig aufgeſchüttet." —
„Wohlan denn," ſpricht der Herr, und läßt die Rede fallen,
„Petre, ſo geh; und künft'ges Jahr
Kannſt du die Faſtnacht wiederum beſuchen."
Doch diesmal war das Feſt kaum eingeläutet,
Da kömmt der Sanctus ſchleichend ſchon zurück.
Der Herr begegnet ihm am Himmelsthor und ruft:
„Ei, Petre! Sieh! Warum ſo traurig?
Hat's dir auf Erden denn danieden nicht gefallen?"
„Ach, Herr," verſetzt der Sanct, „ſeit ich ſie nicht geſehn,
Hat ſich die Erde ganz verändert.
Da iſt's kurzweilig nicht mehr, wie vordem,
Rings ſieht das Auge nichts, als Noth und Jammer.
Die Erndte, aſchenweiß verſengt auf allen Feldern,
Gab für den Hunger nicht, um Brod zu backen,
Viel wen'ger Kuchen, für die Luſt, und Stritzeln.
Und weil der Herbſtwind früh der Berge Hang durchreift,
War auch an Wein und Moſt nicht zu gedenken.
Da dacht ich: was auch ſollſt du hier?
Und kehrt ins Himmelreich nur wieder heim." —
„So!" ſpricht der Herr. „Fürwahr! das thut mir leid!
Doch, ſag' mir an: gedacht' man mein?"
„Herr, ob man dein gedacht? — Die Wahrheit dir zu ſagen,
Als ich durch eine Hauptſtadt kam,
Fand ich, zur Zeit der Mitternacht,
Vom Altarkerzenglanz, durch die Portäle ſtrahlend,
Dir alle Märkt' und Straßen hell;
Die Glöckner zogen, daß die Stränge riſſen;
Hoch an den Säulen hiengen Knaben,

Und hielten ihre Mützen in der Hand.
Kein Mensch, versichr' ich dich, im Weichbild rings zu sehn,
Als Einer nur, der eine Schaar
Lastträger keuchend von dem Hafen führte:
Der aber war ein Wucherer,
Und häufte Korn auf lächelnd, fern erkauft,
Um von des Landes Hunger sich zu mästen."
„Nun denn, o Petre," spricht der Herr,
Erschaust du jetzo doch den Lauf der Welt!
Jetzt siehst du doch was du jüngsthin nicht glauben wolltest,
Daß Güter nicht das Gut des Menschen sind;
Daß mir ihr Heil am Herzen liegt wie dir:
Und daß ich, wenn ich sie mit Noth zuweilen plage,
Mich, meiner Liebe treu und meiner Sendung,
Nur ihrer höh'ren Noth erbarme.

3. Epigramme.

1. Auf einen Denuncianten.

(Räthsel.)

(19. October.)

Als Kalb begann er; ganz gewiß
Vollendet er als Stier — des Phalaris. *st.*

2. Wer iſt der Aermſte?

(24. October.)

„Geld!“ rief, „mein edelſter Herr!“ ein Armer. Der Reiche verſetzte:
„Lümmel, was gäb' ich darum, wär ich ſo hungrig als er!“

3. Der witzige Tiſchgeſellſchafter.

Treffend, durchgängig ein Blitz, voll Scharfſinn, ſind ſeine Repliken:
Wo? An der Tafel? Vergieb! Wenn er's zu Hauſe bedenkt. *xp.*

4. An die Verfaſſer ſchlechter Epigramme.

(30. October.)

Des Satyrs Geißel ſchmerzt von Roſenſtrauch am meiſten;
Wer nur den Knieriem führt, der bleibe ja beim Leiſten. *st.*

5. Nothwehr.

(31. October.)

Wahrheit gegen den Feind? Vergieb mir! Ich lege zuweilen
Seine Binde um den Hals, um in ſein Lager zu gehn. *xp.*

Anmerkungen.

Einleitung.

1. Das letzte Lied; H. v. Kleist gesammelte Schriften III, 373, der zweiten Ausgabe von Tieck und J. Schmidt.
2. So schrieb Kleist an Zschokke; s. E. v. Bülow H. v. Kleists Leben und Briefe S. 27.
3. Die umfassendste Sammlung von Briefen Kleists sind die an seine Schwester Ulrike gerichteten, 57 an der Zahl, aus den Jahren 1795 bis zum Augenblick seines Todes, nebst einem an Pannwitz aus dem Jahre 1802, von Koberstein 1860 herausgegeben; 23 Briefe aus der Zeit von 1799 bis 1811 an seinen Lehrer, seine Braut, deren Schwester, seinen Freund Rühle und Fouqué, gab Bülow heraus; 6 Brieffragmente von 1807 bis 1811 Tieck in der Einleitung zu Kleists Schriften; ein Brief von 1809 an H. v. Collin steht in Hoffmanns Findlingen I, 320, ein von Bülow nicht gekannter von 1811 an Fouqué, in den Briefen an F. Baron de la Motte-Fouqué, herausgegeben von H. Kletke I, 223; 6 aus den Jahren 1810 und 1811 an K. v. Raumer in dessen Lebenserinnerungen und Briefwechsel I, 229. Anekdotenhaft ist was Peguilhen von Kleist erzählt in der Sammlung Berühmte Schriftsteller der Deutschen Berlin 1854 I, 309; die Denkschrift desselben über Kleists Tod, die dem Staatskanzler vorlag aber nicht erscheinen durfte, scheint verloren. Umfassende Charakteristiken Kleists sind neuerdings gegeben worden in den Preußischen Jahrbüchern II, 599, 1858, und von J. Schmidt in seiner Einleitung zu den gesammelten Schriften Kleists, 1859; Nachträge dazu von Koberstein in der Einleitung zu Kleists Briefen an seine Schwester.

4. Tiecks Ausgabe von 1826 I, S. XX.
5. S. X Vorrede.
6. In der Inhaltsanzeige des Februarheftes. Dadurch widerlegt sich Bülows Angabe S. 44 eine Novelle der Madame de Gomez habe dem Dichter den Stoff in Paris geliefert. Sucht man in einer fremden Litteratur nach einer Parallele zu dieser Geschichte, so könnte man auch an Cervantes' de la fuerça de la sangre erinnern, wo ähnliche Verhältnisse freilich maßvoller dargestellt werden.
7. Eine quellengemäße geschichtliche Darstellung der Kohlhasischen Händel hat Klöden gegeben in Gropius' Beiträge zur Geschichte Berlins, Berlin 1840 S. 61 ff. Wenn er im Vorwort sagt, zu Kleists Erzählung habe die Geschichte nichts als einige Namen beigesteuert, so ist dagegen zu bemerken, daß nicht die wesentlichen Thatsachen, sondern gerade die Namen unhistorisch sind; denn der Junker hieß Günther von Zaschwitz auf Melaun bei Düben. Man möchte doch vermuthen, nicht Pfuels Erzählung, sondern irgend einem älteren Buche habe Kleist den Stoff entlehnt, vielleicht dem von B. Mentz, Kurtze Erzehlung vom Vrsprung vnd Hehrkommen der Chur vnnd Fürstlichen Stämmen, Sachsen, Brandenburg, Anhalt vnd Lawenburg, Wittenberg 1597, das Klöden außer Hafftiz besonders benutzt hat.
8. III, 71.
9. III, 48.
10. III, 124.
11. Ich führe einige Beweisstellen für die im Text hervorgehobenen Lieblingsworte Kleists an: „dergestalt daß" Kohlhaas III, 39, 47, 57, 75, 104, 109, 114; das Erdbeben in Chili S. 164; die Verlobung in St. Domingo S. 188; das Bettelweib von Locarno S. 224, 225, 226; die heilige Caecilie S. 249, 250; der Zweikampf S. 272, 273; Käthchen von Heilbronn II, 132. „Gleichwohl": Kohlhaas III, 22, 35, 63, 75, 102, 109; Marquise v. O. S. 151; Findling 235; die heilige Caecilie 252; Käthchen von Heilbronn I, 123, 125, 130; die Hermannsschlacht 397; der Prinz v. Homburg 325, 345; Amphitryon I, 374, 375. „Nicht sobald — als": Kohlhaas III, 34, 39, 58. „Falls": Kohlhaas III, 27, 64, 77, 94. „Gleichviel": Kohlhaas III, 57, 60, 79; Marquise v. O. 153; die heilige Caecilie 251; der Zweikampf 286; Prinz v. Homburg II, 279, 281, 315, 320, 323, 327, 331; die Hermannsschlacht 509;

Amphitryon I, 417. „Inzwiſchen“: Kohlhaas III, 34, 43, 77, 98, 106, 111; Marquiſe v. O. 124, 125; der Zweikampf 266, 287.

12. Pentheſilea I, 201, 224; die Hermannsſchlacht II, 383; an Franz den Erſten III, 374.
13. Akt III. Sc. 1. II, 188.
14. Käthchen v. Heilbronn A. V. S. 1. II, 248; die Hermannsſchlacht A. II, S. 1. II, 402; III, 379.
15. III, 376, 377, 372.
16. A. III, S. 6. II, 443.
17. Kleiſt an ſeine Schweſter 17. Sept. 1807 und die folgenden Briefe S. 129 ff. 144. Adam Müller an Gentz 6. Febr. 1808, Briefwechſel S. 126.
18. Kleiſts geſ. Schriften I, S. XX.
19. Bülow S. XI.
20. Brief an ſeine Schweſter o. D. S. 157.
21. Phöbus I, 39.
22. Hans Sachs Worte I, 189 der Kemptener Ausgabe, wo ſich indeß nur die Legende der Welt Lauf findet. Es ſcheint Kleiſt hat ſeine Originale nicht ſowohl in einer Geſammtausgabe der Werke von Hans Sachs als in einem Einzeldruck geleſen; in einem ſolchen, wovon ein Exemplar im Beſitz des Herrn W. v. Maltzahn iſt, finden ſich neben zwei andern Erzählungen gerade die beiden von Kleiſt nachgedichteten; es iſt: Das erſt Geſprech, Von der Welt lauff; und das dritt Geſpräch, von eim | faulen Bawrenknecht, vnd einer | endlichen Bauren Maidt. | Der Haupttitel lautet: Vier ſchöne Geſprech zwiſchen | Sanct Peter vnd dem Herren, | ſehr nützlich zu leſen, vnd | zu hören — Hanß Sachs. Gedruckt zu Nürnberg | durch Valentin Newber fl. 8. 16 Bll.
23. S. die Briefe an ſeine Schweſter o. D. und von 1799, 1801 S. 5, 20, 49, 51; an ſeine Braut 1801, Bülow S. 145; 1806 S. 243.
24. Briefe von 1801, Bülow S. 226, 210, 204, 27; Koberſtein S. 46, 50. Katechismus der Deutſchen 8. I, 1, 7; von der Ueberlegung I, 2, 5.
25. Brieffragment bei Bülow S. 66; 1801 S. 207, 227; 1803 Koberſtein S. 90.
26. 1801, 1803 Koberſtein S. 45, 90.
27. Briefe an ſeine Schweſter S. 110, 145.

28. Hermannsschlacht A. I, S. 3. I, 1; II, 394, 386, 391, 434, 444; III, 3, 6.
29. Kleists Wort über die Thusnelda zu Dahlmann in J. Schmidts Einleitung S. XCV; (v. Bassewitz) die Kurmark Brandenburg während der Zeit von 1806 bis 1808 II, 709; v. Höpfner der Krieg von 1806 und 1807 II, 326, 332.
30. Lehrbuch der Journalistik 4, 8. Die Worte des Grafen Schlabrendorff hat Jochmann aufbewahrt, Reliquien, herausgegeben von Zschokke, I, 135.
31. Hermannsschlacht A. I, 3, 10, 4, 9; II, 397, 399, 456, 467. Hoffmann Findlinge I, 320.
32. Häusser deutsche Geschichte III, 151, 183, 439. Europas Palingenesie Leipzig 1810 I, 147, 149.
33. Hermannsschlacht V. 24, 14. II, 519, 499; Prinz von Homburg IV, 1. S. 340.

I, 1, 1.

1. Wahrscheinlich dachte sich Kleist unter dem rheinbündischen Officier einen sächsischen, denn kaum ein anderer hätte im Sommer 1806 mit einem preußischen Officier in Berlin ein patriotisches Convivium halten können, in einer Zeit, wo über ein preußisch-sächsisches Bündniß, als Grundlage des nordischen Reichsbundes unter Preußens Führung, verhandelt wurde. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges kam es bekanntlich zu einer Vereinigung der preußischen und sächsischen Armee. Der König, der durch Ablehnung des Kreuzes der Ehrenlegion nicht kompromittirt werden soll, ist also der König von Sachsen, der diesen Titel seit dem Posener Vertrage 11. Dec. 1806 führte.
2. Eine in Berlin noch jetzt bestehende bekannte Weinhandlung, in der Kleist viel verkehrt haben soll.
3. Davoust, der bei Auerstädt siegte.
4. Die eingeklammerten Worte sind in der Abschrift irrthümlich ausgelassen.
5. Am 9. April 1809 eröffneten die Oesterreicher unter dem Erzherzog Karl den Krieg, indem sie in Baiern einrückten. Zu einem Massenaufstande hatte der Erzherzog in einem undatirten Aufruf an die „Völker Deutschlands" aufgefordert; der in demselben Sinn abge-

faßte Armeebefehl iſt vom 6. April. S. Europas Palingeneſie I, 147, 152.

6. Das erſte Bülletin Napoleons über die einleitenden Gefechte vom 19. bis 23. April iſt vom 24. April. S. Europas Palingeneſie II, 39. Der gleich darauf erwähnte Montesquiou war Napoleons Kammerherr und zu ähnlichen Sendungen mehrfach gebraucht worden. Kurz vor der Schlacht von Jena war er in preußiſche Gefangenſchaft gerathen.

I, 1, 2.

1. Dieſe Scenen ſpielen alſo während des Krieges von 1806 und 1807, und ihr Schauplatz ſoll, wie leicht erſichtlich, Potsdam und Berlin ſein. In Potsdam war das große Cavalleriedepot der Franzoſen; ſ. (v. Baſſewitz) die Kurmark Brandenburg während der Zeit von 1806 bis 1808 I, 266.
2. Aber hat die Handſchrift.

I, 1, 3.

1. Dies ſcheint darauf hinzuweiſen, daß Kleiſt hier etwa die Vorgänge in Stettin im Auge hatte, deſſen Uebergabe an eine ſchwache Abtheilung franzöſiſcher Cavallerie am 29. Oct. 1806 die Reihe ſchmachvoller Capitulationen der Hauptfeſtungen im öſtlichen Theile der preußiſchen Lande eröffnete. Dagegen ſcheint die Niederbrennung der Vorſtädte auf Küſtrin oder Magdeburg zu deuten. S. v. Höpfner Krieg von 1806 und 1807 II, 326, 332.

I, 1, 4.

1. Den Nürnberger Correſpondenten von 1809 habe ich nicht auftreiben können.
2. Am 23. April hatte die franzöſiſche Armee nach heftigem Kampfe Regensburg genommen. Die Hauptmaſſe beſtand aus Baiern und Würtembergern, denen Napoleon am 30. in einer Anrede, die der Kronprinz von Baiern verdollmetſchte, diesmal die ausſchließliche Ehre des Kampfs gegen die Oeſterreicher zugeſprochen hatte; Europas Palingeneſie II, 12, 38.
3. Durch den Frieden von Preßburg am 26. December 1805, der auf Oeſterreichs Koſten Baiern, Würtemberg und Baden vergrößerte,

den beiden ersten die souveraine Königswürde zusprach, und ein deutsches Reich nicht mehr, sondern nur noch eine confédération Germanique kannte.

4. Am 26. August 1806.
5. Am 1. November 1806 besetzten die Franzosen Kassel. Vous avez cessé d'exister, sagte Napoleon in seinem 13. Bülletin dem Kurfürsten.
6. Hier ist wohl die entgegenkommende Anerkennung gemeint, die Napoleon als Consul seit Durocs Sendung im November 1799 in Berlin fand, und die Vermittlung, welche Preußen in Folge dessen zwischen ihm und dem Kaiser Paul einzuleiten suchte. — Erst anderthalb Jahr nach dem Tilsiter Frieden, am 5. December 1808, räumten die Franzosen Berlin.
7. Am 6. August 1806.
8. Dazu war man österreichischer Seits doch nicht geneigt, wohl aber wich man einem französischen Bündniß auf Kosten Preußens aus.
9. In Böhmen.
10. Vatter hat die Handschrift.

I, 1, 5.

1. Gewinsel, die Handschrift.
2. Durch Patent vom 9. Juni 1808 wurde die Errichtung einer Landwehr „zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens" angeordnet.

I, 1, 6.

1. [illegible] — welchem, die Handschrift.
2. vernommen, die Handschrift.
3. Am 7. Mai 1807 schloß Napoleon ein Bündniß mit dem Schach von Persien, dessen Gesandter zu diesem Zweck nach Elbing kam.

I, 1, 7.

1. Die Volkserhebung in Spanien begann im Mai 1808.
2. Sachsen war dem Rheinbunde im Posener Vertrage beigetreten.
3. Der Rheinbund vom 12. Juli 1806.
4. Hier fehlen zwei Blätter, die den Schluß des vierten, das fünfte, sechste und den Anfang des siebenten Capitels enthielten.
5. Fehlen abermals zwei Blätter, das zehnte, elfte und den Anfang des zwölften Capitels enthaltend.

6. Am 9. April 1809 erhoben sich die Tiroler.
7. Wenn man nicht annehmen will, zwischen diesem und dem folgenden Satze sei durch Schuld des Abschreibers eine Frage und eine Antwort ausgefallen, in denen der erste Grund unmittelbar angegeben wurde, und daß dann erst die nähere Erläuterung folgte, warum er nicht viel einbringen könne, so sind die letzten vier Sätze des Capitels von dunkler Spitzfindigkeit nicht frei zu sprechen. Es würden dann die freiwilligen Beiträge einmal als geringfügig bezeichnet werden, weil sie als Geld und Gut, dem Vaterlande und der Freiheit gegenüber, an sich keinen Werth haben, und doch zugleich als ein einträgliches Mittel, wenn die Menschen es lieber dem gönnen, von dem sie zur Freiheit geführt werden, als den Feinden, die ihnen das Eigenthum mit Gewalt entreißen.
8. Dies scheint ein bitterer Seitenblick auf die zurückhaltende Politik des preußischen Ministeriums, das seit Steins Abgang am 24. Nov. 1808 Dohna, Altenstein und Beyme leiteten. Es ist bekannt, wie sehr Oesterreich schon damals Preußen zum entschiedenen Handeln zu bestimmen suchte, aber auch zugleich, daß Preußen schwerlich stark genug dazu war.

I, 2, 1.

1. In der Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai 1809.
2. bewußt, die Handschrift. Der Schluß fehlt.

I, 2, 2.

1. Woher dies Citat sei, vermag ich nicht zu sagen.
2. sind fügt die Handschrift überflüssig hinzu.

I, 2, 3.

1. ist fügt die Handschrift hinzu.
2. Die letzten drei Worte wiederholt die Handschrift. In Bülows Abdruck, Kleists Leben und Briefe S. 254, fehlen die Worte: „Alles was sie Vortreffliches fand in sich aufzunehmen gleich" —.
3. Bülow liest für Dienstleistungen Einflüsterungen!
4. Die Worte: „die dem ganzen Menschengeschlecht angehört" fehlen bei Bülow.

I, 5, 2.

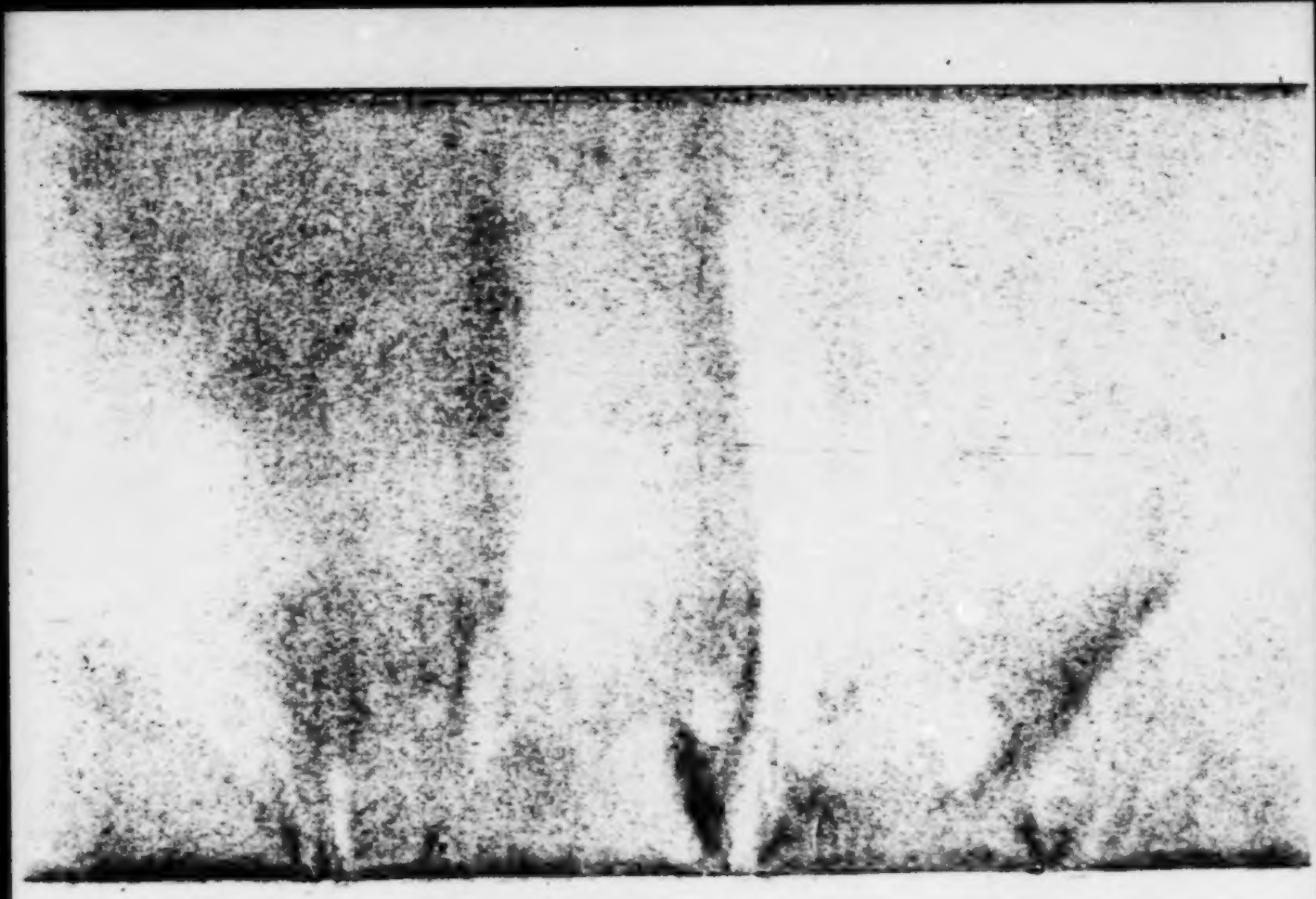
1. Jungius, Professer am Friedrich-Wilhelms Gymnasium.

I, 5, 3.

1. Dieser Artikel von einem ungenannten Verfasser brachte eine wissenschaftlich gehaltene Widerlegung der in dem Schreiben aus Berlin I, 5, 2 ausgesprochenen Ansichten Kleists, und schloß mit einem Ausfall gegen die trügerischen Terminologien neuer und unverschämter Lehrer, die sich auf erdichtete Facta stützen.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Mauerstraße Nr 10



[illegible]

Zwei
Jugend-Lustspiele

von

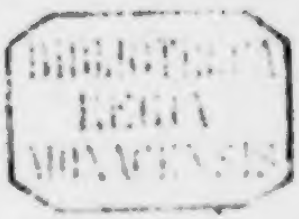
Heinrich von Kleist.

Herausgegeben

von

Eugen Wolff.

Oldenburg.
Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
(A. Schwartz.)



Alle Rechte vorbehalten.

Einleitung.

Kein Dichter unſeres Jahrhunderts bietet der Mit- und Nachwelt ſo viele Rätſel wie Heinrich von Kleiſt. War es doch des Unglücklichen Verhängnis, daß er kein Herz, kein Auge fand, welches dem Fluge ſeines Genius mit verſtändnisvoller Teilnahme und ſchrankenloſer Hingebung, wie er es erſehnte, dauernd folgen mochte. Louis von Brockes, Rühle von Lilienſtern, Ernſt von Pfuel, Adam Müller, Dahlmann ſowie einige wenige Freunde ſonſt, vermochten ihm eine Strecke Weges das Geleit zu geben; vor allen ſtand ihm die getreue Schweſter Ulrike auf ſeinen verſchlungenen Lebenspfaden opferwillig in nie wankender Liebe zur Seite — aber ſelbſt ſie wurde nicht die Vertraute ſeiner Muſe: Unzweideutig bekennt Kleiſt 1801 — ausdrücklich in Zuſammenhang mit der Klage, daß ihm kein ſeelenvertrauter Freund geworden: „Ich kann Ulrike alles mitteilen, nur nicht, was mir das Teuerſte iſt“ (Karl Biedermann: Kleiſts Briefe an ſeine Braut, S. 180). Jahrelang hütet er denn auch vor ihr das Geheimnis ſeiner Bruſt, daß er ſich zum Dichter berufen fühle, meiſt erfährt ſie von ſeinen Werken erſt nach der Vollendung und nur die äußeren Schickſale; und ſie ihrerſeits, ſieht ſie doch dieſe dichteriſche Beſchäftigung zu Zeiten als das Verhängnis ſeines Geiſtes an und beſchwört ihn davon zu laſſen! So ſchon 1801 in Paris, ſo wieder 1804 in Potsdam (vgl. Zolling im Vorwort ſeiner Kleiſt-Ausgabe, S. XXX und XLVI).

Der Schleier reizvollen Geheimnisses umgiebt sogleich Kleists Entwicklung zum Dichter. Unersättliches Streben nach Wissen und Bildung treibt den jungen märkischen Edelmann aus dem Offizierstande auf die Universität, leidenschaftlich bohrt er sich in die mathematischen und physikalischen Wissenschaften hinein, die Kantische Philosophie findet an ihm einen neuen Jünger, um auch ihn wie so manchen seiner Jugendgenossen von ursprünglicher Begeisterung grüblerischer Selbstzerstörung nahezuführen. Der Geist fand seine Nahrung, aber das arme Herz geht leer aus — klagt er selbst. Doch schon kündigt sich eine entscheidende Wendung seiner Lebensbahn an. Er gewinnt nach einem früh zerrissenen Herzensbunde abermals die Liebe eines gemütvollen Mädchens, Wilhelmine von Zenge; die Verlobten waren Nachbarskinder; geraume Zeit blieb die geistvolle Schwester Wilhelminens, die goldene Schwester — wie sie Kleist nannte —, die einzige Mitwisserin dieses Liebesbundes. Wie in einem späteren Herzensverhältnis zeigte sich Heinrich als ein überaus anspruchsvoller Liebhaber; er verlangte, daß seine Braut nichts freuen solle, als was sich auf ihn bezog (s. Eduard v. Bülow: Kleists Leben und Briefe, S. 13 f.). Doch empfand er seinerseits nun die Pflicht, sobald als möglich eine Stellung zu erringen, die ihm eine eheliche Verbindung mit der Geliebten ermöglichte. Abermals bricht er mit seiner Vergangenheit, giebt das Studium auf und tritt im August 1800 eine geheimnisvolle Reise an, die ihn auf die eine oder andere Weise dem eben erwähnten neuen Ziel näher bringen sollte: so will er sich durch Beobachtung ausländischer Fabrikationsarten für eine Verwendung im preußischen Kommerzdepartement vorbereiten (nach den Briefen an Ulrike, besonders dem vom 25. Nov. 1800); gleichzeitig aber, losgelöst von den ihn drückenden gewohnten Verhältnissen, zur inneren Klarheit über seine gährenden Gefühle, insbesondere den sich in ihm regenden schriftstellerischen Drang gelangen. Auch der amtlichen Fessel, so oft er aus äußeren Gründen sich

ihr zu unterwinden versuchte, entrang sein leidenschaftlich freier, feuriger Geist sich immer wieder. Aber war er scheinbar ausgezogen, wie Saul seines Vaters Eselinnen zu suchen, so brachte auch er eine Krone heim: im Verlauf dieser Reise — zu Würzburg war es — wird er sich mit Zuversicht über seinen dichterischen Beruf klar, sogleich mit der Richtschnur, bei der großen Lehrmeisterin Natur in die Schule zu gehen. Seitdem finden sich in seinen Briefen mancherlei Hindeutungen auf litterarische Bethätigung. Unterm 13. November 1800 gesteht er seiner Braut ausdrücklich: „Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten, meine ich ... Da stände mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen" (s. Biedermann S. 113). Wilhelmine bewahrt Anfang 1802 unter seinen Sachen „ein Buch, worin Gedichte stehn" (s. ebenda S. 236). Noch 1823 überschickt sie „einen seiner ersten poetischen Versuche Ariadne auf Naxos" an Tieck (s. Erich Schmidts Privatdruckblatt: Von und über H. v. Kleist, S. 4).

Zwei und ein halb Jahr später erschien die erste Dichtung Kleists, die wir kennen: „Die Familie Schroffenstein". Schon ein Jahr früher freilich, als er seit Weihnachten 1801 den Winter in Bern verlebte, las er die erste Fassung dieses Trauerspiels im Freundeskreise vor. Indes war eine neue Wendung in seinen Lebensplänen erfolgt: am 10. Oktober hatte er von Paris aus, angeekelt von allen „konventionellen Verhältnissen", Wilhelminen den verzweifelten Gedanken entwickelt, mit dem Rest seines auf ziellosen Reisen arg zusammengeschmolzenen Vermögens in der Schweiz ein kleines Landgut zu erstehen und „im eigentlichen Verstande ein Bauer" zu werden. Trotzdem auch dieser Plan wegen der politischen Unruhen garnicht zur Vollendung gedieh, veranlassen die Bedenken des von ihren Verwandten nicht minder wie von Kleist gequälten Mädchens, im Verein mit der Hoffnungslosigkeit seiner Lage, Kleist zu einer Lösung des Verhältnisses.

Vor allem war hier die Entscheidung gefallen, daß Kleist sein Leben auf einen andern Erwerb stellen könne. Aus Thun erfährt Zschokke von ihm am 2. März 1802 über Kleists Umzug nach der Aar-Insel: „Ich werde in einigen Wochen einziehen, vorher aber noch, Geschäfte halber, auf ein paar Tage nach Bern kommen ... Grüßen Sie das geßnersche Haus, das ich sehr ehre und liebe“ (s. Bollings Ausgabe, 1. Teil, S. CIX). Am 18. März 1802 schreibt er aus Thun an Ulriken: „Wenn mein kleines Vermögen gleich verschwunden ist, so weiß ich jetzt doch, wie ich mich ernähren kann.“ Die nächste Antwort der Schwester empfängt er in Bern, wo er (laut Schreiben vom 1. Mai) „eben ein Geschäft hatte bei dem Buchhändler Geßner, Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau und Kinder wie die lebendigen Idyllen hat: ein Haus, in welchem sich gern verweilen läßt. Darauf machte ich“ — setzt Kleist hinzu — „mit Zschokke und Wieland, Schwager des Geßner, eine kleine Streiferei durch den Aargau.“ „Von allen Sorgen vor dem Hungertode“, erwähnt er gleichzeitig, „bin ich befreit, obschon, was ich erwerbe, so grade wieder draufgeht“ (in Koberſteins Ausgabe S. 76). Auch im letzten Brief an Wilhelmine (vom 20. Mai, bei Biedermann S. 238) gesteht Kleist, daß er sich nun, „mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellerei machen muß“.

Schon während des Winters hatten jene vier jungen Leute in Bern den engsten litterarischen Verkehr gepflogen und Kleist hatte sich in diesem Kreise zum ersten Male ganz als Schriftsteller gefühlt. Zschokke erzählt in seiner Selbstschau (I, 5. Aufl. 233 f.): „Unter zahlreichen lieben Bekannten, deren Umgang den Winter mir verschönte, befanden sich zwei junge Leute meines Alters, denen ich mich am liebsten hingab. Sie atmeten fast einzig für die Kunst des Schönen, für Poesie, Litteratur und schriftstellerische Glorie. Der eine von ihnen, Ludwig Wieland,

Sohn des Dichters, gefiel mir durch Humor und sarkastischen Witz, den ein Mienenspiel begleitete, welches auch Milzsüchtige zum Lachen getrieben hätte. Verwandter fühlte ich mich dem andern wegen seines gemütlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens, worin sich immerdar der reinste Seelenadel offenbarte. Es war Heinrich von Kleist." In demselben Dichterbund wurde jener poetische Wettkampf verabredet, dem — freilich erst vier Jahre später — Kleists Lustspiel „Der zerbrochne Krug" entsproß. Zschokke erzählt weiter: „Zuweilen teilten wir uns auch freigebig von eignen poetischen Schöpfungen mit, was natürlich zu neckischen Glossen und Witzspielen den ergiebigsten Stoff lieferte. Als uns Kleist eines Tages sein Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein" vorlas, ward im letzten Akt das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft, wie auch des Dichters, so stürmisch und endlos, daß bis zu seiner letzten Mordscene zu gelangen, Unmöglichkeit wurde." Ernst Münch, der noch bei Zschokkes Lebzeiten 1831 als „Supplementbändchen" zu dessen „Ausgewählten Schriften" eine Biographie des ihm eng befreundeten Novelliſten veröffentlichte und der wegen der „beispiellos seltenen Treue des Gedächtnisses" besonders gerühmt wird (s. Neuer Nekrolog der Deutschen, 1841, S. 569), ergänzt diese Mitteilungen (S. 17) dahin: „Mit vieler Laune hat Zschokke seinen spätern Freunden noch oft erzählt, wie Ludwig Wieland, der nicht das mindeste Talent zum Tragöden, sondern vielmehr ein launig-humoristisches hatte, wie sein nachmaliges Leben deutlich bewies, unaufhörlich mit der Idee umging, er sei dazu bestimmt, ein großer Trauerspieldichter zu werden; Heinrich Kleist aber sich anstrengte, witzige und lustige Komödien zu verfassen. Das Unglück wollte, daß die Gesellschaft, worin die corpora delicti mitgeteilt wurden, über die Trauerspiele Wielands sich halb tot lachte, und über die Lustspiele Kleists sich halb tot gähnte, was beide denn oft nicht wenig verdroß."

Trotz der spöttischen Aufnahme, welche — wie wir sahen —

der Schlußakt der „Familie Schroffenstein“ in diesem übermütig ausgelassenen Freundeskreis fand, gab es ein Jahr später (1803) Geßner anonym in seinem Verlag heraus. Noch in Goedekes „Grundriß“ (III. Bd.) wird nun auch dem jungen Wieland ein 1802 anonym bei Geßner erschienenes Drama desselben Titels beigelegt, ebenso schon im Buchhändler-Katalog von Heinsius; ja, es findet sich diese Angabe in Meusels „Gelehrtem Teutschland im 19. Jahrhundert“ (Bd. IX, S. 556 f.) an der Spitze des umfassenden und sorgfältigen Schriftenverzeichnisses von Ludwig Wieland, das offenbar einer authentischen Quelle entstammt. Auch durch Tiecks und Bülows Mitteilungen steht fest, daß sich Ludwig Wieland einer Art Autorschaft an der „Familie Schroffenstein“ rühmte oder aber daß Kleist selbst mündlich zwei grundsätzlich durchgeführte Umwälzungen in der Textgestaltung auf jenen zurückführte. Tieck bezieht 1826 (in der Einleitung zu Kleists Gesammelten Schriften, S. XII) allerdings auf den alten Wieland die Mitteilung: „Auf dessen Rat arbeitete er die Familie Schroffenstein um und legte die Scene aus Spanien nach Teutschland.“ Richtiger betont Bülow (S. 29), an die Familie Schroffenstein sei „in der Schweiz die letzte Hand gelegt. Nur daß Kleist den fünften Akt blos in Prosa geschrieben und die Herausgeber Wieland und Geßner ihn in Verse gebracht haben sollen. Es heißt auch, daß derselbe Wieland Kleist bewogen habe, das Stück nochmals umzuschreiben und die erst in Spanien vorgehende Handlung nach der Schweiz zu verlegen.“ Die neuerdings aufgetauchte Originalhandschrift Kleists bestätigt, daß der tragische Erstling ursprünglich in Spanien spielte, dem entsprechend den Titel „Familie Ghonorez“ führte und nicht nur auf weiten Strecken der Schlußscene, sondern auch vorher im Dialog mit nicht ritterlichen Personen Prosastellen aufwies. Daß hier wie auch sonst an manchen Stellen nicht der Dichter selbst umgestaltend eingegriffen haben kann, sondern nur invitis musis eine fremde täppische Hand, zeigt fast jede in betracht kommende Partie zur

Evidenz. Schon von vorn herein betrachtete Kleist die Einflechtung von Prosascenen garnicht als vorläufige Unvollkommenheit, die es zu verbessern gelte: es liegt ein künstlerisches Prinzip zugrunde, das er aus Shakespeare gelernt und noch im „Kätchen von Heilbronn" befolgt hat. Treffend bemerkt Georg Minde-Pouet (Kleist. Seine Sprache und sein Stil, S. 13): „Die so entstandenen Verse sind meistens nur skandierte Prosa und lassen sich als solche sehr glatt lesen, während sie als Verse oft unlesbar sind." Doch unterläßt auch er leider die Frage, ob dies „oberflächliche" Verfahren dem Dichter selbst zuzutrauen wäre. Können der Feder eines gewandten, sprachschöpferischen Dichters — um uns hier auf wenige markante Beispiele zu beschränken — Verballhornungen des eignen Textes entfließen wie die Uebertragung der Prosa des Gärtners aus der Handschrift:

„Nun, ich pflanze die Bäume, Herr, aber könnt Ihr die Früchte nicht essen, der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht lieber die Bäume umhaue, ehe ich einen Apfel nach Ciella schicke" —

in die Versifizierung des Druckes:

„Nun, ich pflanz'
Die Bäume. Aber eßt ihr nicht die Früchte,
Der Teufel hol' mich, schick' ich sie nach Roffitz."

Ein andres Beispiel: Kleists Handschrift läßt Barnabe am Ende eines längeren Gesprächs sagen:

„Nein, nun plaudre ich nicht mehr; ich muß die Wünsche sprechen, sonst verdirbt der Brei und die Mutter schilt."

Die Verse des Druckes nehmen schon auf den Zusammenhang keine Rücksicht und stülpen schließlich das Kausalitätsverhältnis widersinnig um:

„Nein sieh', ich plaudre nicht.
Ich muß die Wünsche sprechen, laß mich sein.
Sonst schilt die Mutter und der Brei verdirbt."

In den drei „Wünschen" selbst, die Barnabe beim Kochen des Zauberbreies spricht, ist der Schluß gröblich verballhornt. Nach-

dem der erſte Wunſch dem Vater, der zweite bereits der Mutter gegolten hat, ſetzt der dritte ein:

„Dann für mich:
Freuden vollauf: daß mich ein ſtattlicher Mann
Ziehe mit Kraft kühn ins hochzeitliche Bett.
Blüthe des Leibs: daß mir kein giftiger Duft
Sudle das Blut, Furchen mir ätz' in die Haut.
Fröhlichen Tod: fröhlich im gleitenden Kahn,
Bin ich am Ziel, ſtoße er ſanft an das Land."

Dieſe äſthetiſche Vorſtellung, wie die Alten den Tod gebildet, erſchien dem Reviſor anſtößig; der Druck bietet folgende 4 Schlußverſe:

„Gnädiger Schmerz: daß ſich die liebliche Frucht
Winde vom Schoos o nicht mit Ach! mir und Weh!
Weiter mir nichts, bleibt mir ein Wünſchen noch frei,
Gütiger Gott, mache die Mutter geſund!"

Wie naiv! Überdies galt ſchon der zweite Wunſch eingehend und anſchaulicher der Geſundung der Mutter.

Nimmt man dazu die durchweg handwerksmäßige Verſifikation in den aus Proſa der Handſchrift umgeſchriebenen Stellen, ſo bleibt kein Zweifel, daß ein Dilettant in der Versfunſt wie Ludwig Wieland in echt dilettantiſchem Streben nach vermeintlicher Harmoniſierung der Form den Text der erſten Kleiſtſchen Tragödie verunſtaltet hat.

Doch ſchon um den Frühlingsanfang 1802 fanden wir Kleiſt „ein Geſchäft bei dem Buchhändler Geßner" erledigen, und im Auguſt 1802 ſchreibt er ſeinem Schwager Pannwitz (ſ. im Anhang zu den Briefen an Ulrike): „Ich liege ſeit zwei Monaten krank in Bern und bin um 70 franzöſiſche Louisd'or gekommen, worunter 30, die ich mir durch eigne Arbeit verdient hatte." Wo man dieſe Summe als Honorar für die 1803 erſchienene „Familie Schroffenſtein" betrachtete, überſah man ein Zeugnis des Dichters ſelbſt, wonach er hierfür keine Bezahlung erhielt. Am 5. Oktober 1803 ſchreibt er Ulriken (bei Roberſtein S. 92), nachdem er eben auf einer

neuen Reise Bern passiert, zur Begründung einer Bitte um Geld bündig: „Geßner hat mich nicht bezahlt." Ersichtlich hatte er sich Hoffnung gemacht, jetzt das Honorar für die während seiner Abwesenheit aus der Schweiz gedruckte Tragödie zu erlangen. Infolge der politischen Umwälzung war aber Geßners Nationalbuchdruckerei geschlossen worden, wodurch er dem Ruin nahekam.

Von Kleistschen Lustspielen sind bisher nur „Amphitryon" und „Der zerbrochne Krug" bekannt, beide nachweislich erst 1806 ausgeführt und vollendet, nur die drei ersten Scenen des letzteren Originaldramas diktierte Kleist um die Mitte des Jahres 1803 zu Dresden seinem Freund Ernst von Pfuel in die Feder. Und doch gesteht auch der Dichter selbst das Dasein mehrerer komischen Dramen zu, indem er Ulriken unterm 17. September 1807 schreibt: „Zwei meiner Lustspiele, das eine gedruckt, das andere im Manuskript, sind schon mehrere Male in öffentlichen Gesellschaften vorgelesen worden." Außer den beiden genannten und hier wohl gemeinten darf man nach alledem noch frühere Lustspiele Kleists voraussetzen.

Wir wissen nun schon aus seiner kurzen Frankfurter Studienzeit (1799/1800), daß er nicht nur ernstlich an der Bildung seiner Geschwister und der Nachbarstöchter arbeitete, sondern auch auf die Spiele der jungen Mädchen einging; „und als sich", erzählt Bülow (S. 11), „deren Neigung dereinst Sprichwörtern zugewendet hatte, richtete er nicht nur mehrere zum Aufführen ein, sondern schrieb auch ganz besonders einige für sie, die er ihnen sorgfältigst einstudierte und mit denen er ebenso wie mit seinen Neujahrs- und Gelegenheitsgedichten vielen Beifall erwarb." Aus dem Liebhabertheater haben wir uns jedenfalls das dramatische Talent Kleists herausgewachsen zu denken. Aber fortgesetzt fließen seit den Würzburger Tagen seine Briefe von Andeutungen ernst zu nehmender litterarischer Beschäftigung über.

Sollten wir uns von den Lustspielen, die er in Bern

verlas, eine Vorstellung machen, so müßten wir schon durch ihre Wirkung wie durch den Eindruck, den Zschokke von Kleist empfing, inmitten komischer Versuche auf ernste Gemütstöne gefaßt sein. Entwirft doch auch Ludwig Tieck (in der Einleitung zu Kleists Gesammelten Schriften, revidiert von Julian Schmidt, Bd. I, S. XIV) von des Dichters Stimmung um die Jahrhundertwende ein Zwitterbild: „In Frankfurt lebte Kleist in heiterer Geselligkeit mit seinen Freunden und Geschwistern im elterlichen Haus. Dem wunderlichen Hauswesen stand eine alte Tante vor; es wollte vom Morgen bis zum Abend des Scherzes und der Lust kein Ende werden. Es währte nicht lange, so hatte Kleists Erscheinung die Gestalt des Familienkreises völlig verändert. So heiter, kindisch und ausgelassen er sein konnte, so ernst und verschlossen war er wieder in anderen Stunden ... Wie sehr er oft mit sich zufrieden war und sich seiner Fortschritte freute, so haderte er auch nicht selten mit sich selber, hielt sich für unbrauchbar und unfähig, und wollte immer mit Gewalt und in kurzer Zeit, mit Trotz, das erzwingen, was nur Geduld, Ausdauer und Resignation auch dem ausgezeichneten Geiste gewähren können." Was sein Herz in diesen Jahren neben seiner Kunst am tiefsten berührte, die Liebe zu Wilhelmine von Zenge, zeigt uns den gleichen Trotz, dieselbe leidenschaftliche Ungeduld. „Es verging selten ein Tag, an dem er nicht über Mangel an Liebe gegen sie zu klagen hatte. Wiewohl er Haus an Haus mit ihr wohnte, und sie täglich sah, schrieb er ihr beinahe täglich die leidenschaftlichsten Briefe" (nach Bülow S. 14). Er suchte sie zu bilden, ganz seines Geistes Geschöpf sollte sie werden. Wie er selbst den ernsthaftesten Liebhaber von der Welt — eine wahre Appiani-Figur — ausmachte, wie seine Briefe an die Braut von philosophischen Grübeleien, besonders über die Bestimmung des Weibes, erfüllt sind, so herrscht auch (namentlich nach seiner Antwort vom 15. August 1801 zu schließen) in ihren Äußerungen der Ernst und sie geht auf sein Bestreben sie

zu bilden wie auf Seelenerörterungen mit Geduld und Eifer ein. Vergegenwärtigen wir uns daneben (entsprechend seinem Ausdruck gegen Wilhelmine vom 4. Mai 1801) Ulrikes „lustiges, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Wesen", das namentlich zu Verkleidung in Mannstracht neigt, sowie die geistreiche Vertraulichkeit von Wilhelminens „goldener Schwester", sie alle wie der ganze aristokratische Verkehrskreis im Französischen gewandter als in der Muttersprache — so haben wir die Welt, in der Kleists Herz heimisch war, als er an seine ersten Dichtungen ging.

Die litterarische Tradition, der ein Anfänger nur allmählich entwachsen kann, wies ihn für das Lustspiel auf Lessing hin; im übrigen gehörte seine Verehrung vor allem Goethe; zu Iffland und Kotzebue fühlte er sich wegen ihrer gemeinen, weichlich sentimentalen Moral in scharfer Opposition (vergl. seine Äußerung bei Bülow S. 50 f.), wennschon es einem Anfänger schwer fallen mußte, sich äußerlich den Leitmotiven jener Modedramatiker zu entwinden; ebenso klagt er in demselben Atemzug, der seiner Braut den Plan entwickelt, sich in der Schweiz anzukaufen, um ganz nach dem Willen der Natur, in Ruhe vor den Leidenschaften zu leben: „Die Romane haben unsern Sinn verdorben. Durch sie hat das Heilige aufgehört heilig zu sein, und das reinste, menschlichste, einfältigste Glück ist zu einer blosen Träumerei herabgewürdigt worden" (s. K. Biedermann: Kleists Briefe an seine Braut, S. 225).

Zu einem schärfer umrissenen Bilde von Kleists Jugend-Lustspielen kann uns vor allem der ihnen zeitlich bald folgende tragische Versuch „Die Familie Schroffenstein" verhelfen. Dieselbe Schülerhaftigkeit der Technik, eine gewisse Abhängigkeit von der mittleren litterarischen Zeitströmung, eine jener lächerlich übertriebenen Schaurigkeit der Tragik entsprechende Entgleisung der komischen Handlung in gelegentliches Narrenwerk werden wir schon hinnehmen müssen, wenn nur sonst das Stück Ansätze individueller Charakteristik, in der sich Kleist

mit den Jahren zur Meisterschaft erhebt, sowie deutliche Spuren seines eigenartigen, bald ausgelassen heiteren, bald geist- und weihevoll schwermütigen Wesens verrät. Um nicht im voraus willkürlich Einzelzüge herauszugreifen, sei zunächst nur auf diejenigen allgemeinen Merkmale verwiesen, die sich bereits der bisherigen Forschung als charakteristisch für den Dichter darstellten. Schon Otto Brahm geht in seiner Kleist-Biographie (3. Auflage, S. 80 ff.) darauf aus, an der „Familie Schroffenstein" „nachzuweisen, wie Kleist hier aus seinen Erlebnissen ein Motiv herausgegriffen und für seine Kunst verwertet hat." Da betont er mit Recht: „Auf eine Figur wird ein jugendlicher Dramatiker sein persönliches Empfinden naturgemäß zuerst übertragen: auf den „Liebhaber". Und in der That finden wir, daß Kleist den Ottokar nach seinem Bilde geformt hat. Ganz verleiht er ihm seine leidenschaftliche Initiative, den Schwung seines Gefühles, den plötzlichen Wechsel seiner nun hoch steigenden, nun tief fallenden Stimmung." Des weiteren geht Brahm natürlich auf manche Parallelität mit den Briefen dieser Frühzeit ein, um vor allem die sich hier wie dort entspinnende „Bilderjagd" und Sentenzensucht hervorzuheben. Merkwürdig genug sagte man schon Christian Ewald Kleist solch Ausgehen auf „Bilderjagd" nach (vergl. Goethe im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit). — Ähnliche charakteristisch Kleistische Erkennungszeichen werden wir auch in den Lustspielen des angehenden Dramatikers voraussetzen müssen.

Verschiedene äußere Spuren wiesen uns bereits darauf hin, daß Lustspiele von Kleist im Jahre 1802 nicht nur vorhanden waren, sondern im Verlag von Heinrich Geßner veröffentlicht wurden. Da noch ein Jahr später „Die Familie Schroffenstein" bei demselben buchhändlerischen Freund anonym erschien, werden wir auch hier nicht auf Namensnennung des Verfassers rechnen dürfen. Nun gab laut Ausweis des Leipziger Meß-Kataloges auf das Jahr 1802 Heinrich Geßners Verlag neben religiösen, politischen und

wiſſenſchaftlichen Werken nur eine poetiſche Schrift heraus, und dieſe führt ohne Autornamen ſchlechtweg den Titel: — „Luſtſpiele.“ Einem vereinzelten Exemplar des verſchollenen Werkes entnehmen wir, daß es ſich um zwei Bändchen handelt, deren erſtes in zwei Aufzügen „Das Liebhabertheater“, deren zweites in drei Aufzügen „Coquetterie und Liebe“ betitelt iſt. Zu den zahlreichen Anzeichen, die wir von vorn herein für Kleiſts Autorſchaft zeugen ſahen, tritt die Erwägung, daß Beziehungen Geßners zu andern Dichtern als zu Kleiſt, Zſchokke und Ludwig Wieland aus dieſer Zeit nirgends nachweisbar ſind. Zſchokke, deſſen eigentliche Domäne die romantiſche Novelle blieb, hat ſeine geſammelten Schriften herausgegeben, ſo daß ſeine Autorſchaft überhaupt nicht in betracht kommt; und Ludwig Wieland hatte überhaupt nur ein Nachahmertalent.

Allerdings brüſtet ſich der junge Wieland im Laufe des Jahres 1802 wiederholt in gefliſſentlich unklaren Wendungen mit ſeiner litterariſchen Beſchäftigung. Aus einem Briefe des Vaters an ihn (vom 10. Juni) geht hervor, daß er einer eigenen Publikation Erwähnung gethan. Zolling, der dies Schreiben abdruckt, deutet die Stelle auf Ludwig Wielands Renommage mit der „Familie Schroffenſtein“ (Kleiſt in der Schweiz, S. 151, Werke I, 651. In einem folgenden Brief (vom 9. Auguſt, abgedruckt von Ludwig Geiger: Aus Alt-Weimar, S. 24 ff.) entnimmt der Vater weiteren dunkeln Andeutungen Ludwigs: „Wie es ſcheint, exiſtieren ſchon 2 Stücke von Dir im Druck“, wovon eins „dem guten Geßner aufgehängt“ ſei. Allein ſchon am 10. Juni hatte ihn der Vater aufgefordert: „Melde mir den Titel und den Verleger, damit ich mich baldmöglichſt in den Beſitz eines Exemplars ſetzen könne.“ Vergebens! So fragt er jetzt: „Wie kommt es, daß Du nicht für gut gefunden haſt, mir ein Exemplar davon zu ſchicken?“ Ludwig ſiedelt nach Weimar über und lebt unter den Augen des Vaters: trotzdem hat dieſer kein Luſtſpiel von

ihm gesehen. Denn in dem Brief, durch den er Göschen zum Verlag von Ludwigs „Erzählungen und Dialogen" bestimmen will, führt er zur Begründung seiner captatio benevolentiae nur an: er sei „bald nach seiner (Ludwigs) Zurückkunft aus der Schweiz von ihm mit verschiedenen Aufsätzen überrascht", die ihm große Freude machten (Gruber: Wieland: IV, 342).

Die Charakteristik, die der alte Wieland sonst durchgehends, und besonders scharf gerade unterm 9. August 1802, von seinem Erstgeborenen entwirft, läßt es ziemlich ausgeschlossen erscheinen, daß sein Schwager Geßner Druckkosten an ein Werk Ludwigs gesetzt, ohne den litterarischen Rat des Familienoberhauptes einzuholen, zumal Ludwig selbst eine sehr geringe Meinung von dem Opus affektiert. Jedenfalls aber läßt sich kein schroffierer Gegensatz denken als der zu den harmlos humoristischen und seelenvollen Zügen, die aus den in Rede stehenden Lustspielen ansprechen. An „diesem nicht zum Trost seines Alters geborenen Sohn" „choquiert" den Vater gerade im Sommer 1802 wieder besonders der „fatale Schein von Leichtsinn", den er sich gab, „weil er auf einmahl eine Menge Erinnerungen in mir aufweckte, die ich so gern ewig schlafen lassen möchte." Er verweist dem Sohn den „leichtsinnigen, witzelnden und herzlosen Ton". „Mit einem harten ungeschmeidigen Kopf, mit satirischen Launen, mit beißend tadelndem und spottendem Witz, mit strengen Forderungen an Andre bey großer Nachsicht gegen sich selbst, mit überspannten Begriffen und Grundsätzen, mit großer Einbildung von sich und geringer Meinung von andern, kommt niemand durch die Welt, geschweige, wer in Deiner Lage ist. Doch genug hiervon!" — Wieviel litterarisches Geschick Vater Wieland seinem Ältesten zutraute, erhellt zur Genüge aus der an dem Guten sonst unerhörten Härte, mit der er Ludwig von dem schriftstellerischen Beruf abmahnt, um sich bis zu äußersten Drohungen zu versteigen.

Die in der Folge an die Öffentlichkeit dringenden litterarischen Leistungen von Vater Wielands Schmerzenskind zeigen

überdies eine Physiognomie, wie sie für den Verfasser der vorliegenden Lustspiele von vorn herein nicht in betracht kommen kann. In den zwei Bänden „Erzählungen und Dialogen" herrscht Ironie und Pikanterie vor, Herzensprobleme werden mit allerhand Anklängen äußerlich und theoretisch abgehandelt. In den zweiten, bei Geßner erschienenen Band ist „eine Posse nach dem Französischen" und ein frivoler „Schwank" in erzählender Form übernommen. Der Stil bleibt kahl und schal. Von den „Lustspielen" ist zunächst „Ambrosius Schlinge. Eine Komödie" zu nennen, die von der litterarhistorischen Kritik allgemein mit Recht als ein ganz wertloser Schwank ohne Geist und Witz und von einer wahrhaft kindlichen Intrigue und Charakteristik bezeichnet worden ist (vgl. Bolling: Kleist in der Schweiz, S. 33). Mit geschickterer Anpassung ist „Die Bettlerhochzeit" nach den englischen Bettlerkomödien gearbeitet. Außerdem bearbeitete er anonym „Evelina oder das Burggespenst, ein romantisches Drama nach dem Englischen für die deutsche Bühne"; 1814 ließ er noch ein Schauspiel „Die Belagerten" erscheinen. Aus dem wirklichen Leben, aus eigenen Seelenerfahrungen, aus der Seele überhaupt ist keine Zeile in Ludwig Wielands Versuchen herausgewachsen. —

Zwei litterarische Arbeiten Ludwig Wielands stehen allerdings für das Jahr 1802 fest: Einmal wissen wir von seiner Teilnahme an dem Wettdichten über die bildliche Darstellung einer Gerichtsscene: „La cruche cassée", gleichviel ob wir die Frucht davon in seinem 1805 erschienenen, überaus elenden und talentlosen Lustspiel „Ambrosius Schlinge" zu sehen haben, wie nach Maltzahns Vorgang jetzt meist angenommen wird, oder nicht. Andererseits ist von je her ein Anteil des jungen Wieland an dem jetzt unter Kleists Namen gehenden Druck der „Familie Schroffenstein" behauptet worden. Wie uns ein kritischer Blick auf Kleists Handschrift zeigte, mit Recht, wenn auch dieses Eingreifen alles eher als rühmlich war. —

Daß nun von den vorliegenden Lustspielen als Kleistschen

Jugendwerken bisher nichts verlautete, kann jedenfalls nicht Wunder nehmen. Erschien doch die erste Ausgabe von Kleists „Gesammelten Schriften" sehr unvollständig funfzehn Jahre nach dem Tode des Dichters, besorgt von Ludwig Tieck, und noch heut sind die Ergänzungen nicht abgeschlossen. So kündigt Erich Schmidt für die von ihm geplante neue Gesamt-Ausgabe eine Reihe Aufsätze und kleinerer Erzählungen aus den von Kleist in seinen letzten Lebensjahren herausgegebenen „Berliner Abendblättern" an. Auch waren des Dichters äußere Verhältnisse so niederdrückend, daß sein Interesse an den meisten Werken nach ihrer Fertigstellung vorwiegend pekuniärer Natur sein mußte. Überdies spricht Kleist auch von der „Familie Schroffenstein" nur gelegentlich einer Rezension, die seiner Familie vor die Augen kommen mußte. Und lange Jahre haben — wie wir sahen — in der Öffentlichkeit die Angaben über den Ursprung dieses Werkes thatsächlich geschwankt.

Aber auch wenn wir keinerlei äußere Gründe kennen würden, um Kleist diese Lustspiele zuzuschreiben, ließe eine innere Betrachtung derselben keinen Zweifel über ihren Ursprung.

Die drei typisch Kleistschen Erkennungszeichen, die uns bereits aus der „Familie Schroffenstein" geläufig sind — unwillkürliche Individualisierung des Helden nach der Seele des Dichters selbst sowie Bilderjagd und Sentenzensucht — leuchten namentlich aus „Coquetterie und Liebe" so verblüffend ungeschminkt hervor, wie selbst in keinem der an Kunstwert hoch darüber stehenden späteren Dichtungen unseres Autors.

In dem Helden Eduard Felseck tritt uns schlechtweg der ganze Heinrich von Kleist entgegen. Gleich die unmittelbare Charakteristik, welche Charlotte, die übermütig heitere Schwester seiner ernsten Angebeteten, im ersten Auftritt von ihm entwirft, läßt keinen Zweifel darüber, daß wir es hier mit Wiedergabe eines Urteils über eine Natur wie die Kleistsche zu thun ha-

ben. Charlotte hat an ihm nichts auszuſetzen, „als daß er überall der erſte und der einzige ſeyn möchte. Er bittet um Liebe die Piſtole in der Hand, und ſieht immer aus, als dächte er, wenn Sie nicht wollen, Mademoiſelle, ſo laſſen Sie es bleiben.“ In der 4. Scene wird ſeine Verſchloſſenheit betont. Eduard ſelbſt geſteht im zwölften Auftritt: „Nicht das Schöne lieben wir, ſondern das Anmutige, Holde, was uns freundlich entgegenkommt, und uns nicht widerſtrebt“, und Sophie rügt ſeinen „Stolz gegen Weiber“. Wie Kleiſt fordert er „Alles oder Nichts“ (II, 12). Er verlangt und ſetzt es durch, daß die Geliebte das erſte Wort des Geſtändniſſes ſpricht, wie auch Kleiſt gern ein ausdrückliches Liebesbekenntnis fordert. Im zwölften Auftritt des zweiten Aufzugs erinnert Sophie ihren Bewerber an die gemeinſamen Kinderſpiele: „That ich nicht ſogleich, was Sie herriſch begehrten, ſah ich Ihnen nicht Alles an den Augen ab, kam jedem Ihrer Wünſche zuvor, gleich waren Sie entrüſtet, und ſönderten ſich ab.“ Man erinnere ſich der Mitteilung Bülows (Kleiſts Leben und Briefe, S. 14): „Kleiſts leidenſchaftliche Liebe verlangte von ſeiner Braut zuletzt, daß ſie nichts freuen ſollte, als was ſich auf ihn bezog, und es verging ſelten ein Tag, an dem er nicht über Mangel an Liebe gegen ſie zu klagen hatte.“ Nicht minder wirkt wie Kleiſts Leben abgeſtohlen Eduards Erwiderung: „Aber was ich dann litt, und wie ich mein Unrecht bereute, wenn ich von ferne ſah', wie Sie einem Andern freundlich begegneten, das bringen Sie nicht in Anſchlag.“ Und weiter der echte Kleiſt des Lebens: „Zweifel und Ungewißheit waren mir von je unleidlich; in den härteſten Verluſt kann ich mich ſchicken, aber ich will wiſſen, was ich Mein nennen kann, und wenn ich entſagen muß.“ Sophiens Antwort berührt ſich nun faſt wörtlich mit Tiecks uns ſchon bekannter Schilderung von Kleiſts Gebaren: „Und was iſt das anders als Hochmuth, der entweder Alles oder Nichts beſitzen will, und auch da ungeſtüm fodert, wo man nur durch Hingebung und

Bescheidenheit am meisten gewinnt." Dem Maler Lohse gesteht Kleist selbst, daß „er immer recht haben wollte" (s. Bollings Ausgabe, I. Teil, S. CVII). Auch die Prüderie Eduards, an welcher Charlotte (II, 9) Ärgernis nimmt, erinnert an Kleists gesellschaftliches Auftreten. „Durch alles Gemeine und Niedrige", erzählt Tieck (Tieck-Julian Schmidts Einleitung S. XV), „wurde er empört, der geringste Verstoß gegen die Sittlichkeit, ein Blick, eine Miene konnten ihn außer Fassung bringen." Vorwürfe, wie sie von Sophien (II, 12) über Eduards Grübeleien ergehen, mag der Dichter oft gehört haben; es kann jedenfalls keine treffendere Kritik auch seiner Liebesbriefe geschrieben werden, durch die er sich auch in der Liebe als der Mathematiker, Physiker und Philosoph erwies: „Ihr vielwissenden und Alles erklärenden Herren versteht Euch auf Alles besser, als auf ein weibliches Herz. Ihr untersucht und raisonnirt darüber, und möchtet es gern anatomiren und klassificiren . . . Ihr zählt und meßt die Sterne; Ihr habt das Regelloseste in Formeln und Systeme gebracht; . . aber das Gemüth des Weibes ist Euch ein unbekanntes Land." Kleist selbst schreibt seiner Schwester am 12. November 1799: „Das Glück kann nicht wie ein mathematischer Lehrsatz bewiesen werden, es muß empfunden werden".

Hinzu kommt als Analogie der schwermütige Grundzug von Eduards Charakter. Noch individueller mutet die schnelle Entschlossenheit zum Äußersten an, mit der dieser Held, weil sein Stolz und sein tüftelndes Mißtrauen ihn die Liebe der Auserkorenen verkennen lassen, spornstreichs nach Amerika flüchten will: „zu den Wilden . . ., da finde ich noch Herzlichkeit und Treue" (am Schluß des zweiten Aufzugs). Von solcher Rousseauschen schwärmerischen Sehnsucht nach Naturboden und Naturvölkern fließen Kleists Briefe um die Jahrhundertwende über; ließ ihn doch gerade auch dieses Gefühl in der Schweiz Zuflucht suchen und ein Leben als Landmann planen; vor allem werden wir an des Dichters späteren entsetzlichen Entschluß er-

innert, für den Fall eines Seekriegs gegen England französische Kriegsdienste zu nehmen, nachdem er an seiner Dichterkraft verzweifelte: „unser aller Verderben lauert über dem Meere“ (an Ulriken 26. Oktober 1803). Durch Rousseau sieht er die Braut am liebsten sich bilden, mit Genugthuung verspürt er in ihren Briefen schon etwas von des großen Genfers Geist (s. Biedermann S. 163 und 190); gegen die große Welt und ihre konventionelle Oberflächlichkeit deklamiert der Dichter in gleichem Sinne wie sein Held Eduard, der überdies ausdrücklich an den Urzustand der Unschuld appelliert (I, 12).

Ganz eigenartig Kleistisch ist aber schließlich an Eduard eine Neigung, die wir an den Werken unseres Dichters, speziell der „Familie Schroffenstein“ bereits kennen lernten; Charlotte spottet über das Liebespaar — wiederum mögen schalkhafte Bemerkungen der „goldenen Schwester“ oder Ulrikens zu Grunde liegen —: „Statt der Neckereyen und der Wortspiele wird man in Euerm Hause nichts als Sentenzen und Sprüchwörter hören, und ich freue mich schon über die Delicatesse und den Anstand, womit Ihr mit einander umgehen werdet“.

Zahlreich sind die Urteile, welche ähnliche Neigungen an Kleist hervorheben. Ludwig Tieck bemerkt über „Familie Schroffenstein“ bereits in der Einleitung zu Kleists Hinterlassenen Schriften: „Ein sonderbares Hinwerfen und Auffangen einzelner Worte, Reden und Fragen, wie ein Ballspiel, trifft man in diesem Stücke.“ Unwillkürlich denkt man des Eindruckes, den in „Coquetterie und Liebe“ Sophie von ihrem Gespräch mit Eduard (I. Akt, 12. Scene) gewinnt: „Wir werfen uns nur leere Worte zu“.

Von Anfang an schon neigen die Briefe des Bräutigams zu philosophischen Erörterungen, besonders über das Verhältnis von Mann und Weib. In Würzburg beginnt er dann ausdrücklich jene zunächst monologischen, bald dialogischen Seelengrübeleien, in denen wir eine Art Vorbereitung und Grundlage für die seelenvollen Wortgefechte von „Coquetterie und

Liebe" zu ſehen haben. „In meiner Seele ſieht es aus wie in dem Schreibtiſch eines Philoſophen, der ein neues Syſtem erſann, und einzelne Hauptgedanken auf zerſtreute Papiere niederſchrieb." Noch im ſelben Brief vom 10. Oktober 1800 ſetzt er nun hinzu: „Ich erſuchte Dich doch einſt mir aufzuſchreiben, was Du Dir denn eigentlich von dem Glücke einer künftigen Ehe verſprächſt? Erräthſt Du nicht, warum? Doch wie kannſt Du das erraten! Ich ſehe mit Sehnſucht dieſem Aufſatz entgegen." Am 13. November erwähnt er weiterhin: „Ich wollte Dir . . . vorſchlagen, ob Du Dir nicht ein Tagebuch halten wollteſt . . . Das könnteſt Du mir dann von Zeit zu Zeit mitteilen." Fünf Tage ſpäter nennt er noch einen andern Grund, „warum es gut wäre, Deine eigenen Gedanken aufzuſchreiben. Es iſt dieſer. Du weißt, daß ich mich jetzt für das ſchriftſtelleriſche Fach bilde. Ich ſelbſt habe mir ſchon ein kleines Ideenmagazin angelegt, das ich Dir wohl einmal mitteilen und Deiner Beurteilung unterwerfen mögte. Ich vergrößere es täglich. Wenn Du auch einen kleinen Beitrag dazu lieferteſt, ſo könnteſt Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen." Das ſtreift denn in der That an Selbſtverrat.

Sogleich geht Wilhelmine, ihm immer ganz ergeben, auf dieſe Wünſche ein (vgl. in Biedermanns Sammlung beſonders S. 131 und 142), und der lehrmeiſternde Bräutigam überſchreibt ihr alsbald eine förmliche Anleitung zum Abfaſſen von — Bildern und Gleichniſſen (ſ. ebenda S. 133 ff.). Am 12. Januar 1801 trifft der erſte Aufſatz von ihr ein, und ganz in Übereinſtimmung mit dem von Sophie in „Coquetterie und Liebe" angeſchlagenen Tone rühmt Aleiſt daran: „Es atmet in dieſer Schrift ein Ernſt, eine Würde, eine Ruhe, eine Beſcheidenheit, die mich mit unbeſchreiblicher Freude erfüllt" (ebenda S. 143). Unterm 22. März hat er neue Veranlaſſung an ihrem Schreiben zu rühmen, daß ihr „Gefühl ſich ſo verfeinert, ihr Verſtand ſich ſo berichtigt, ihre Sprache ſich

ſo veredelt hat.“ Ein an Kleiſt gerichtetes Schreiben Wilhelminens, das veröffentlicht vorliegt (bei Biedermann S. 234 ff.), bekundet ausdrücklich dieſe edle Sprache und Fähigkeit zu geiſtvoller Bildlichkeit des Ausdrucks. Nicht minder aber beſtärkt die Braut ihn ſelbſt in ſolchen Reflexionen durch wiederholte Fragen, wie es in ſeinem Innern ausſehe? ob er nicht etwas von ſeiner Seele mitteilen wolle? und dergl. (ſ. ebenda S. 163 und 205).

Mit richtigem Inſtinkt hat ſchon Karl Biedermann empfunden, daß ſolch Verfahren irgend eine unmittelbare dichteriſche Geſtaltung poſtuliere. „Nun ſollte man denken“, argumentiert er (S. XXV f.), „bei der langen und tiefgehenden inneren Gährung, die Kleiſt (wie ja dieſe Briefe bezeugen) durchgemacht, hätte ſein dichteriſcher Drang, als er endlich zum Durchbruch kam, wenigſtens zunächſt einen ſogenannten pathologiſchen Charakter annehmen, d. h. eben dieſe inneren Seelenzuſtände und ihre Entwicklung abſpiegeln müſſen . . . Aber auch darin zeigt ſich Kleiſt unberechenbar. Er, der bis dahin in ſeinem Denken und Thun als der allerſubjektivſte Menſch erſchien, . . . er tritt ſogleich in jenen erſten Dramen und ebenſo im „Zerbrochnen Krug“ nicht nur mit ganz objektiven Stoffen, ſondern auch mit einem ganz realiſtiſchen Stile auf.“ — Jene früheſten bekannt gewordenen Dramen waren eben nicht das erſte Wort ſeiner Dichterſeele: die Lücke, die jeder empfand, der ſich in die ſchriftſtelleriſche Entwicklung Kleiſts vertiefte, iſt nun ausgefüllt.

So ſchlagen dieſe ſonderbaren Liebesbriefe bereits die weſentlichſten Leitmotive an, die gleichzeitig den Dialog von „Coquetterie und Liebe“ durchtönen. Vorherrſchend erinnern die Geſpräche Sophiens ſowohl mit Eduard wie mit andern Männern in Thema und Ausführung an die Lieblingsgegenſtände im Briefwechſel zwiſchen Kleiſt und Wilhelminen. Namentlich kommen die theoretiſchen Unterſuchungen über das Verhältnis von Mann und Weib in den beiden entſcheidenden

Briefen vom 10. und 27. Oktober 1801 in betracht. Im Drama ſind vor allem der 7. und der 12. Auftritt des I. Aufzugs ſowie der 12. Auftritt des II. Aufzugs reich an ſolchen ſeelenvollen Geſtändniſſen, wie ſie nur aus einem echten Dichterherzen fließen können.

Im einzelnen zeigt gleich Kleiſts erſtes auf uns gekommenes Schreiben an Wilhelmine, daß die Geliebte ihm zunächſt Freundſchaft bietet, während er ungeſtüm mehr verlangt. Wird man ſchon dadurch auf eine äußere Analogie im Geſpräch Eduards mit Sophien (II, 12) hingelenkt, ſo entſpricht jedenfalls Kleiſts gleichzeitige Bitte (bei Biedermann S. 2): „Führen Sie mich einmal in das Heiligtum Ihres Herzens, das ich noch nicht mit Genauigkeit kenne!“ den in gleicher Scene des Luſtſpiels ausgeſponnenen Wendungen, wo Sophie einwirft, der Mann dringe nicht ſelbſtändig in „das Heimlichſte und Weiblichſte“ des weiblichen Herzens: „das Gemüth des Weibes iſt Euch ein unbekanntes Land,“ — und Eduard demgemäß fleht, „in dieſe Geheimniſſe“ eingeführt zu werden. Wie Eduard „die Eitelkeit und die Mode“ als Feinde der Liebe darſtellt (I, 12), räſonniert ſchon derſelbe Brief Kleiſts (a. a. O. S. 5): „An den Höfen herrſcht die Mode, und die Liebe flieht vor der unbeſcheidenen Spötterin,“ und der dritte Brief ſpinnt dieſen Gedanken (a. a. O. S. 15) ebenfalls fort. — Aus demſelben mannesſtolzen Ideenkreiſe fließt im Grunde das Geſtändnis Kleiſts (S. 139): „Das Herz iſt das einzige Eigenthum, das wir uns lieber rauben laſſen, als auf Bitten und Geſuche verſchenken“ — mit der aggreſſiv zugeſpitzten Wendung Eduards (I, 12): „Die Männer können uns nur äuſſere Güter rauben; wer uns die Herzen ſtiehlt, iſt unſer ärgſter Feind.“ — Schlagend tritt hervor, durch welche Wahrnehmungen der Dichter zu der feinen Bemerkung des Grafen Schall über Sophie (I, 7) gelangte: „Sie iſt blos Geiſt und Vernunft, ſagte ich zu mir ſelbſt; . . . da ſah ich aber einmal beym Anhören einer rührenden Geſchichte

eine Thräne in dem ſchönen Auge blinken, und nun ſuchte ich Ihren nähern Umgang . . . Ich hatte jetzt Gelegenheit . . . die ſprechendſten Beweiſe von Wohlwollen und ſchweſterlicher Zuneigung wahrzunehmen . . .“ Am 15. Januar 1801 hatte Wilhelmine den Eindruck geſchildert, den ſie von einer Erzählung in J. J. Engels „Philoſophen für die Welt“ empfangen. Nach ſechs Tagen antwortet Heinrich: „So tief kannſt Du empfinden, Mädchen? Ich kenne die Erzählung . . . nicht . . . Aber das iſt gleichviel — daß Du ſo tief und innig empfinden kannſt, war mir eine neue, frohe Entdeckung.“ — Ruhe vor den Leidenſchaften feiert das ja gewiß in mancher Hinſicht harmloſe Jugend-Luſtſpiel in bedeutſamer Sehnſucht als Ideal. „Nur wenige beſitzen eine ſo glückliche Gemüthsruhe wie Sie, ſchöne Sophie. Frey vom Sturm der Leidenſchaften, die uns andere arme Sterbliche zerwühlen,“ . . . nennt Graf Schall die Heldin, welche überdies einwirft: „Und wer ſagt Ihnen, daß ich dieſe heilige Ruhe genieße?“ (I, 7). — Auch durch Eduards Herz geht dieſes Sehnen. Nun vergleiche man Kleiſts Liebesbriefe aus dem Jahre 1801: „Von ganzer Seele ſehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle . . . Weltkörper ſtreben, nach Ruhe!“ ſchreibt er am 9. April und von Paris meldet er über ſeinen Seelenzuſtand am 15. Auguſt (ſ. Biedermann S. 205): „Seit einigen Wochen ſcheint es mir, als hätte ſich der Sturm ein wenig gelegt . . . O mögteſt Du auch ein wenig von der Ruhe genießen . . .“; ebenda am 10. Oktober (a. a. O. S. 224) ſchreit er auf: „Ruhe vor den Leidenſchaften!! Ach der unſeelige Ehrgeiz, er iſt ein Gift für alle Freuden.“ Ausdrücklich geſteht Kleiſt auch dem Maler Lohſe am 23. December 1801: „Was ſuchten wir wohl auf unſerm ſchönen Wege? War es nicht Ruhe vor der Leidenſchaft?“ (ſ. in Zollings Ausgabe, Teil I, S. CVII). In ſolchem Zuſammenhang wie auch ſonſt entwirft Kleiſt mit Vorliebe ausgeführte Bilder aus der Seeſphäre, die er auch im Luſtſpiel wiederholt heranzieht.

Den inneren Kennzeichen, daß wir es hier mit einem Kleiſtiſchen Werke zu thun haben, reiht ſich überhaupt ein Kranz eigenartiger Bilder an, die den Dialog durchſchlingen. An den für Wilhelmine beſtimmten Briefen ſchon hebt Julian Schmidt (Einleitung S. XVII) hervor: „Wir ſehen ihn auf der Bilderjagd; ... und wenn er Wilhelminen vorſchreibt, jedes Bild ſo lange hin- und herzuwenden, bis es allſeitig erſchöpft ſei, ſo befolgt er dieſe Regel ſelbſt, indem er ſeine Bilder zu Tode hetzt.“ Auch Zolling (ſ. ſeine Einleitung S. XX) empfindet in den an die Braut gerichteten Briefen ſeit der entſcheidenden Würzburger Reiſe „poetiſche Bilder und Gedanken, Gleichniſſe und Lehren“.

Prägnant einſetzend, aber weit ausgeſponnen und bisweilen ſelbſt zu Tode gehetzt, zeigen die Bilder des Luſtſpiels den glänzenden Vorzug wie die Schattenſeite der von andern Werken bekannten Diktion Kleiſts überhaupt. Auffallend viele Bilder ſind — gerade an einem eben aus dem Offiziersſtande geſchiedenen Dichter begreiflich — der militäriſchen Sphäre entnommen: die Muſterung paſſieren laſſen (I, 1), Allianz, defenſive Waffen (I, 2), Sturm laufen, die Feſtung einſchließen, aushungern, Kriegsliſten (II, 3) u. dergl. mehr. Markant durchgeführt ſind auch Bilder und Wortſpiele aus der Spielwelt: im 2. Auftritt ſpinnt ſich durch ſechs Reden dieſe Gedankenkette fort; angeregt durch Charlottens Scherzwort, es ſei ihm erlaubt, mit ſeinen Feſſeln zu ſpielen, nimmt Eduard das Wort in ſeiner ernſten Manier auf, und nun regnet es im Wechſelgeſpräch bunt durch einander Nieten und Gewinne, das große Los und Amben, Herzenslotterie und Hazardſpiele; ein ausgeführtes Bild aus der Welt des Lotto entwirft Kleiſt auch in ſeinem Brief an Ulrike vom Auguſt 1800 (ſ. Koberſtein S. 25). Der nächſte Auftritt bringt ein ausgeſponnenes litterariſches Bild: „Wir handeln nur einige Kapitel aus dem Buch der Liebe ab, haben uns aber über die Leſeart nicht vereinigen können. — Mademoiſelle Charlotte überſezt etwas

zu frey." In beiden eben erwähnten Auftritten finden wir daneben originelle Bilder aus dem Kommerz- und Zolldepartement, dem ſich Kleiſt damals zugewandt: Eheſtandskompagnie ꝛc., Mädchen ſind Güter auf der See ꝛc. Williams hat „in die Welt nur noch wie in einen Guckkaſten hineingeſehen" (II, 1); denſelben Gegenſtand verwendet Kleiſt am 16. Auguſt 1801 gegenüber der „goldenen Schweſter" zweimal als Vergleichsobjekt. Wie auch bloſſe Wortſpiele bis zum Äußerſten ausgepreßt werden, zeigt z. B. der Schluß des I. Aufzugs: Williams vergaß den Ring wieder anzuſtecken; Sophie vergaß ſein Vergeſſen; Eduard vergißt ſich, wie Sophie ihm vorwirft; er aber will nicht entſcheiden, wer ſich hier am meiſten vergeſſen hat.

Könnten wir angeſichts von übereinſtimmenden Einzelzügen — trotz frappanter Ähnlichkeit mit Kleiſts Weſen und Dichten — noch immer an Zufall glauben, ſo runden ſie ſich in ihrem Zuſammentreffen zu einem individuellen Charakterbild, wie es nur einmal, eben in Heinrich von Kleiſt, dem Menſchen und dem Dichter, dageweſen.

Auch die äußeren Analogien mit Kleiſts Liebesverhältnis ſind augenfällig: zwar die Namen Sophie und Charlotte hat wohl Preußens erſte geiſtvolle Königin hergeliehen; aber im Leben wie in der Dichtung ſind die Liebenden Nachbarskinder, deren Liebe ſich auf dem Wege ſteter Eiferſüchteleien äußert. Die Schweſter der Geliebten, mit der ſich Eduard „von Kindheit an immer herumgeneckt" hat (I, 3), iſt ebenfalls die einzige Mitwiſſerin dieſer bizarren Neigung. Als „Jugendfreundinnen" bezeichnet Kleiſt ausdrücklich Wilhelmine und deren Schweſter noch am 2. December 1801 (ſ. bei Biedermann S. 233). Wilhelmine von Zenge war 1780 geboren, zählte alſo 1801 ebenſo viel Jahre wie im Luſtſpiel Sophie nach Angabe des Onkels (I, 11).

Wie der Ton der höheren Stände immer in dem vorliegenden Luſtſpiel feſtgehalten iſt, wird ferner für die ariſtokra-

tische Natur des Grafen Schall Verständnis eröffnet; auch er will sich durch eine vorzeitige Liebeswerbung nicht kompromittieren: „Einem Manne von seinen Verhältnissen muß nichts fürchterlicher seyn, als nur die Möglichkeit abgewiesen zu werden" (I, 8). Selbst Williams in seinem tollen Gebaren ist bis zu einem gewissen Grade an des Dichters eigenem Busen genährt: zu Zeiten kindische Ausgelassenheit, zu Zeiten Trotz fand noch Tieck, wie wir bereits sahen, unter den widerspruchsvollen Elementen von Kleists Wesen; und halb oder ganz verrückten Entschlüssen neigt er gleichfalls zu. Auch Kleist ist mit Vorliebe auf Reisen, wird übrigens 1801 von einem eigenen Diener begleitet. Gleicherweise nebenher sei darauf verwiesen, daß Williams Sophiens Farbe, hellblau und schwarz, trägt (I, 6): der Dichter trägt Wilhelminens blaues Band am linken Arm (s. S. 53 bei Biedermann). Ist die äußere Rolle Charlottens ersichtlich nach Wilhelminens „goldener Schwester" gebildet, so erinnert „ihr Leichtsinn, ihr gleichgültiges Spiel mit den Männern" (I, 12) sowie ihre Leidenschaft für Verkleidungen an Ulriken. „Du glaubst nicht, wie ihr lustiges, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Wesen gegen mein Bedürfnis absticht" — klagt Kleist ja zu Wilhelminen am 4. Mai 1801, ganz wie (I, 12) Eduard zu Sophie über Charlotten. Charlottens Neigungen „ändern sich mit dem Mondswechsel" (I, 6); Ulriken gegenüber betont Kleist (am 14. August 1800), daß „die Hülle des Menschen mit jedem Monde wechselt". Auch hier paßt Kleists Geständnis: „Mein liebes, bestes Ulrikchen, wie konnte ich Dich, oft in demselben Augenblicke, so innig lieben und doch so empfindlich beleidigen? O verzeih mir! Ich habe es mit mir selbst nicht besser gemacht" (aus Bern 12. Januar 1802). Sucht er doch Ulriken ebenfalls in langen philosophischen Erörterungen zum Nachdenken über den Beruf des Weibes anzuregen: „Du sagst", zitiert er dabei (S. 20 des Briefwechsels), „nur Männer besäßen diese uneingeschränkte Freiheit des Willens, Dein Geschlecht sei unauflöslich an die Verhält-

niſſe der Meinung und des Ruſs geknüpft." Im ſelben Sinne antwortet (I, 7) einmal Sophie dem Grafen Schall. Nicht minder müſſen wir ſeiner Klage gedenken, wie die „kalte Kruſte der Konvenienz beſonders bei den Weibern ſo ſelten ein warmes Gefühl" hervorbrechen läßt (gegen Karoline von Schlieben, 18. Juli 1801, — bei Bülow S. 189).

Daß die Zofe ein nächtliches Abenteuer in der Maske ihrer Herrin beſteht, hat Kleiſt nochmals in ſeiner Erzählung „Der Zweikampf" als Motiv verwandt. Eine Vertauſchung von Herrin und Zofe beim nächtlichen Stelldichein führt auch „Die Hermannsſchlacht" (V, 17) ein.

Durch den Dialog klingt oft, beſonders in den gehaltvolleren Scenen, jambiſcher Rhythmus; z. B. gehen in der 12. Scene des I. Aktes die Wechſelreden von Eduard und Sophie auf ganze Sätze in den dramatiſchen Vers über:

Sophie.

Dem Manne ziemt Geſtändniß ſeiner Wahl
Und eifriges Bemühen um Weibergunſt;
Das Weib ergiebt ſich nur dem Liebenden.

Eduard.

So lange wir das ernſte Wort in uns bewahren,
So lange ſind wir frey, und Sklaven ſind wir,
Sobald es uns entflohen iſt.

Sophie.

Stolz gegen Weiber iſt ein Schwerdt,
Das ſeinen eigenen Herrn verlezt.

Eduard.

Die Männer können uns nur äuſſere Güter rauben;
Wer uns die Herzen ſtiehlt, iſt unſer ärgſter Feind.

Sophie.

Wir werfen uns nur leere Worte zu,
Und jedes bleibt auf ſeinem Sinn.

Solche Partien könnten unverändert in einem der späteren Versdramen Kleists stehen, da er ja in ausgiebigem Maße von der Fünfzahl der Hebungen abweicht und Wörter wie Bemühen, eigenen, äussere unterschiedslos mit den synkopierten Formen wechseln läßt. -

Zu alledem treten schließlich in der grammatischen und orthographischen Sprachhandhabung spezifisch Kleistsche Eigentümlichkeiten hervor. Wir sehen von solchen ab, die unser Dichter mit manchen Zeitgenossen gemeinsam hat, namentlich von dem im ganzen für den Anfang unsers Jahrhunderts ziemlich veralteten Sprachstand (eilf, [vorwiegend] verheurathen, ahnden [= ahnen], erleiden [= leid sein]; die älteren Nebenformen der Pursch, die Pursche, behäglich u. dgl.). Wie überall bei Kleist wechseln kommst, kommt mit kömmst, kömmt; ebenso im Singular und Plural Herren mit Herrn. Auch an den bei Kleist immer begegnenden Sprachfehlern ist gerade hier kein Mangel, wennschon einzelne auf Rechnung des Setzers kommen mögen (den innern Aufruhr Luft machen, wen Sie sie entführen, von gesetzten Alter, Sie in Sophiens Kleider sah, Nanntchen ansichtig werden rc. rc.). Manchen Abweichungen von der Norm liegt freilich hier wie in späteren Werken selbständiges Denken und plastische Vorstellung zugrunde (z. B. sieht sich im Spiegel, auf den Abend wird getanzt, gereuet Ihnen diese Gunst rc.). Besonders glückliche Sprachschöpfungen haben wir in dem aktiven Gebrauch von Zusammensetzungen mit inaktiven Zeitwörtern zu begrüßen (schreie ich das ganze Haus in den Garten hinunter, mich aus meinem Unmuth herausscherzen, den wir aus seinem Witz herausspotten). Kleist soll französisch geläufiger als deutsch gesprochen haben; so begegnen zunächst eine Fülle Fremdwörter (Tournüre, Mademoselle, Sottisen, Entrechats, tête à tête, prüde, manierirt u. s. w., selbst die französische Form Pair immer ausdrücklich für die englische Würde); aber selbst in der Satzkonstruktion hat man für andre Werke Kleists bereits weit-

gehende französische Einflüsse nachgewiesen: in „Coquetterie und Liebe" klingen zahlreiche Wendungen wie wörtliche Übertragung aus elegantem Französisch (ist an der Toilette, studirt auf ein Impromptu, ich glaubte Eduard auf einer andern Spur, fand ich sie die nemliche, macht sie übler Laune, habe mich mit ihrer Schwester zu einem Tanz engagirt, von sich selbst, giebt es näher u. dergl. mehr). — Zu Kleists Stileigentümlichkeiten gehört die Vorliebe für jede Art der Antithese (z. B. du bist langsamer als je — und Sie ungeduldiger als gewöhnlich; nie war er so allerliebst unartig — ich wettete darauf, wenn er artiger wäre, du fändest ihn unausstehlich ꝛc.).

Ferner verwendet er das einfache Zeitwort oft statt des zusammengesetzten (hier z. B. kühlen st. abkühlen, sparen st. aufsparen, nehmen st. annehmen). Ein Durcheinanderwerfen der schwachen und starken Deklination begegnet nicht selten (hier z. B. die Symptomen, der Menschenscheue, einen Pursch). Aus erhaltenen Kleist-Handschriften ist ersichtlich, daß dieser Dichter das schwache Präteritum mit Vorliebe apokopiert und demgemäß apostrophiert gebraucht, dann aber aus Analogie auch zum starken Präteritum Apostroph setzt: durchgehends ist hier sah' gedruckt (vielleicht schwebt noch die Nebenform aus älterem Neuhochdeutsch sahe vor). Ebenso verfährt Kleist mit starken Imperativen: sieh', geh' ꝛc.

Die Orthographie zeigt in ihren Eigentümlichkeiten vielfach Berührung mit der Handschrift der „Familie Schroffenstein": so namentlich in der Abgrenzung der einfachen und doppelten Konsonanten sowie in der Vokaldehnung durch Verdoppelung oder durch h. Nur steht die ja später fallende Tragödie der regelrecht modernen Schreibung schon vielfach näher.

Neben alledem ist natürlich der Einfluß des Setzers bemerkbar; so findet sich bei ausgeprägt norddeutschem Lautstand vereinzelt schweizerisch: angenohmen, gestühnde, sönderten Auch

in der Orthographie wird Kleists Schreibung durch die Tradition der Druckerei bisweilen durchbrochen. Sind doch die vorliegenden Lustspiele überhaupt in gleichem Maße wie „Die Familie Schroffenstein" dem Verdacht unorganischer Eingriffe von seiten Ludwig Wielands, des Schwagers und Hilfsarbeiters von dem Verleger Heinrich Geßner, ausgesetzt! —

Was nun den Wert dieses ersichtlich Kleistschen Werkes betrifft, so tritt neben den vielfach gelungenen Ansätzen individueller Charakteristik der feinkomische, zum guten Teil wirklich geistvolle Dialog hervor. Der gewandte, flüssige Stil verrät überall Bemeisterung der Sprache; vor allem ist der Ton und die Bewegung des wirklichen Dialogs getroffen, auch da wo psychologische Fragen in Kleists Manier dialektisch abgehandelt werden. Freilich ist die Technik, besonders im Auftreten und Abgehen der Personen, noch schülerhaft, für die Iffland-Zeit konventionell ist auch das Verhältnis der Nichten zu einem alten gutmütig simplen Onkel. Er ist nun allerdings ausdrücklich als „alter Schwätzer" gedacht und sieht schließlich selbst ein, daß er „bey der Geschichte eine alberne Rolle gespielt" hat. Aber unserm Dichter ist es in dieser Figur wie den meisten Anfängern ergangen, die nach August Wilhelm Schlegels treffendem Wort „in die Schilderungen der Narrheit und Dummheit die Langeweile mit hineintragen, welche sie in der alltäglichen Wirklichkeit begleitet." Daß der Spleen des Engländers am Schluß den Gipfel erreicht, ist gleichfalls beabsichtigt; „natürlicher" wäre dieser Schluß, wenn er weniger prüde wäre und Williams, da ihm das Fräulein entgeht, das Kammermädchen entführte, statt sie kurz entschlossen zu heiraten.

Die Anstalten zur Entführung Sophiens (II, 4) stehen augenscheinlich unter dem Einfluß von Lessings „Emilia Galotti". Wie der Entführer von seinem Opfer denkt, klingt außerdem wörtlich an Emiliens Geständnis an (II, 2: „Du hast so warmes Blut als eine", — vgl. „Emilia" V, 7). Sonst schwebt Lessings „Minna", namentlich für den Dialog, als Muster

vor. Die Schachscene am Beginn des dritten Aktes ist ersichtlich vom „Nathan“ eingegeben, wo sie ebenfalls einen Akt (den II.) einleitet: hier wie dort unerlaubt zerstreutes Spiel des Mannes, geistvolle Verweise seiner Partnerin, im Vordergrund der Springer und die Königin, was gleichfalls für den Dialog sinnbildlich ausgemünzt wird, schließlich vorzeitiges Einwerfen des Spiels. So finden sich ja auch in der „Familie Schroffenstein“ namentlich Anklänge an Lessing (vgl. Zolling in seiner Ausgabe, Teil I, S. 68). Des Engländers Schwur: „Ich will dich zur Lady machen“ (II, 2) dürfte auf Falstaffs analoge Versicherung (in Shakespeares „Lustigen Weibern“ III, 3) zurückgehen. Die 1. Scene berührt sich mehrfach mit der 2. des „Kaufmanns von Venedig“. Aber mit eigenem Geist ist auch die überkommene Form erfüllt, und nicht rückwärts, sondern vorwärts weist die Entwicklung dieser dichterischen Individualität. —

Nach den umfassenden Beweisen, die für Kleist als Autor von „Coquetterie und Liebe“ sprechen, genügt wohl eine kürzere Betrachtung des damit verbundenen, offenbar zeitlich vorangehenden Lustspiels „Das Liebhabertheater“. Aus dem Liebhabertheater sahen wir Kleists dramatische Anfänge sich herausbilden. An dem Lieblingstypus der Zeit, dem alten närrischen Onkel, fehlt es leider auch hier nicht. Schon hier stehen ihm ein ernstes und ein schalkhaftes Mädchen zur Seite. Vor allem tritt ein Mädchen das ganze Stück hindurch in Mannskleidern auf, woraus sich allerlei komische Konflikte ergeben; und dies Mädchen reist in Gesellschaft eines Mannes umher — ganz wie Ulrike mit Kleist nach Paris ging und auch sonst zu reisen pflegte. Ihr Begleiter, der Held, heißt Roderigo: denselben Namen trug ursprünglich der Held des ersten Kleistschen Trauerspiels, wie die Handschrift der „Familie Schroffenstein“ noch durchgehends schreibt; erst nachträglich bemerkt der Dichter am Rande: „Nachricht für den Abschreiber: statt Rodrigo wird überall Ottokar gesetzt.“ Es ist der-

ſelbe Rufname, den Schillers Marquis Poſa führt, — worin offenbar der Urſprung einer komiſchen Epiſode in unſerm Luſtſpiel (II, 5) zu ſuchen iſt. Daß Poſa aber ein Lieblingsheld Kleiſts war, tritt gerade während der Zeit, welche für die Entſtehung des „Liebhabertheaters" in betracht kommt, wiederholt hervor. Der in Citaten recht ſparſame Dichter fordert am 21. Auguſt 1800 das Vertrauen Ulrikens für die geheimen Zwecke ſeiner Reiſe durch den Hinweis heraus: „Eliſabeth ehrte die Zwecke Poſas, auch ohne ſie zu kennen" (bei Koberſtein S. 29). Und der Braut führte er am 11. Januar 1801 als erſtes von zwei Beiſpielen für die Kraft des Ideals vor: „ohne ſie würde Poſa ſeinen Freund nicht gerettet haben" (bei Biedermann S. 141 f.). — Auch Brigitte (für die Tante) gehört zu Kleiſts Lieblingsnamen (ſ. im „Zerbrochnen Krug" und im „Kätchen"). — Die Geliebte des Helden iſt, wie Wilhelmine, die Tochter eines Offiziers, er ſelbſt desgleichen Offizier, der ſeinen Dienſt quittiert. Der Schluß des Luſtſpiels, die Komödie in der Komödie, zeigt auch hier den tiefernſten Grundton dieſer Herzensneigung. Die Charakterzeichnung iſt weit primitiver. Aber der Dialog zeigt überall Beherrſchung des ariſtokratiſchen Verkehrstones. Noch reichlicher wimmelt es von franzöſiſchen Wendungen aus der Umgangsſprache des deutſchen Adels (nebenbei bemerkt: Ludwig Wieland ſollte in Bern franzöſiſch ſprechen lernen, vernachläſſigt es aber gefliſſentlich, „weil er die Franzoſen nicht leiden kann"!). Die Sicherheit in Handhabung dieſes Dialogs läßt keinen Zweifel, daß hier nicht bloße Nachahmung ſeitens eines dieſen Kreiſen fernſtehenden, ſondern unmittelbare Ausſprache eines ariſtokratiſchen Dichters ſelbſt vorliegt.

Welche Rolle das Liebhabertheater in vornehmen Kreiſen Deutſchlands damals ſpielte, iſt bekannt. Namentlich „Wilhelm Meiſters Lehrjahre", denen wohl auch der Name Felix entſtammt, vermitteln uns (im III. Buch und dann wieder im 6. Kapitel des VII. Buches) die vor hundert Jahren herr-

ſchende Neigung, auf Schlöſſern Geſellſchaftstheater einzurichten und vorüberwandernde Berufsſchauſpieler hinzuzuziehen. Der Verwalter in Kleiſts Luſtſpiel, auch der Grundzug in dem von dem adligen Dilettanten verfaßten Drama (I, 19) ließe ſich auf entſprechende Einzelheiten in Goethes Roman (III. Buch, 1. und 2. Kapitel) zurückführen. Gelangten doch auch ſpäter noch mehrere Kleiſtſche Dramen in ſolchen privaten Zirkeln zur Aufführung. So fehlt es dem ſpieleriſchen Stoff doch nicht an Lebensgrundlage.

Die Verſpottung der Iffland-Kotzebue-Dramatik (I, 19 und II, 8) wie der Mode-Romane, ſowohl der ſentimentalen von Jean Paul wie der erotiſchen von Lafontaine (I, 12 — durch ein Wortſpiel direkt den Namen desſelben andeutend) entſprechen den Anſchauungen in Kleiſts Briefen (ſ. beſonders bei Bülow S. 50 f. u. 229). Kotzebues „Sonnenjungfrau" und ähnliche alberne Spekulationen auf die romantiſche Mode werden nicht übel parodiert. Von ſachlichem Intereſſe ſind auch die völkerpſychologiſchen Malicen Rodrigos (I, 12); trefflich zu unſerm Dichter paſſen namentlich Wendungen wie: „In Teutſchland, meinem geliebten Vaterlande, bin ich Philanthropiſt, Humaniſt, kritiſcher Philoſoph"; . . . „für den Franzoſen bin ich zu tiefſinnig und zu ehrbar"; . . . „meine Landsmänninnen ſind mir, ſeitdem ſie den Jean Paul leſen, zu thränenreich und mondſüchtig: die Franzöſinnen ſehen ſich einander zu ähnlich und treiben die Liebe etwas handwerksmäßig." Kleiſts Brief an Minchen aus Paris vom 15. Auguſt 1801 verbreitet ſich eingehend über den Eindruck, welchen der Anblick „dieſer höchſten Sittenloſigkeit bei der höchſten Wiſſenſchaft" im franzöſiſchen Volk auf ihn machte (ſ. in Biedermanns Ausgabe S. 206). Die Vornahme Silberbachs, in der Tragödie „das Vortrefliche beyder groſſen Männer zu vereinigen" (I, 19), klingt wie ein Selbſtverrat von Kleiſts Stellung zu Goethe und Schiller. Als „das neueſte dramatiſche Meiſterwerk", das „die drey Einheiten zu Boden geſchlagen" hat, iſt doch wohl „Wallenſtein"

anzusehen. Dieser Hinweis wie die Art, in welcher Napoleons gedacht ist, rücken das Stück ins Jahr 1800.

An Übereinstimmungen im Dialog beider vorliegenden Lustspiele fehlt es nicht: „Seine Bemühungen belustigten mich, so lange ich sie nur für flüchtige Galanterie hielt" im „Liebhabertheater" I, 4. „Ich muß mir Vorwürfe machen, daß ich für bloße Galanterie hielt, womit Sie eine ernstere Absicht hatten" in „Coquetterie und Liebe" II, 1. — Im „Liebhabertheater" I, 14: „Aber wie sind wir zu diesem Gespräch gekommen?" — „Brechen wir ab, wenn es Ihnen mißfällt." In „Coquetterie und Liebe" I, 7: „Wie kommen wir aber auch zu dem wunderlichen Gespräch?" — „Verzeihen Sie, wenn es Ihnen mißfallen hat." — Im „Liebhabertheater" II, 4: „Und erlauben Sie mir zu hoffen?" — „Das Hoffen verwehre ich Ihnen nicht." In „Coquetterie und Liebe" I, 2: „Was darf er hoffen?" — „Was das Hoffen anlangt, so ist das einem jeden unverwehrt." — Im „Liebhabertheater" II, 7: „Lassen wir die romantische Liebe, sie ist etwas traurig und langweilig." In „Coquetterie und Liebe" II, 12: „Die Zeit der romantischen Liebe ist vorüber, wo man sein Leben in fruchtlosen Seufzern verhauchte."

Die Verwendung des Silbers in Attributen und Zusammensetzungen gehört übrigens zu den Lieblingsneigungen Kleists (s. Minde-Pouet: H. v. Kleist. Seine Sprache und sein Stil. S. 207); außer dem Namen Silberbach könnten wir beiher der „Stimme so klar wie von Silber" gedenken (I, 6; ebenso zweimal in „Penthesilea"). Die Klage über die Unterdrückung des „armen Herzens" (II, 9) ist ein echt Kleistisches Motiv, man vergleiche seine Klage, daß „das arme Herz leer ausgehen muß" (zu Ulriken, 12. Nov. 1799). Spezifisch Kleistisch ist unter den uns schon bekannten Abweichungen von der Norm wieder die Apostrophierung von sah', umsah', ja blieb'; ebenso sieh', geh', laß', desgleichen mit Scheue; die Trümmern (s. Minde-Pouet S. 253 f.) u. ä. m., häufig

auch das einfache Zeitwort an Stelle des zuſammengeſetzten. Ferner begegnet die Schreibung irrdiſch (I, 19) wie in der Handſchrift des „Zerbrochnen Krugs“ (7. Auftritt) irrdne, vergl. auch unwirrſch (im „Käthchen“ I, 1). Ebenſo entſpricht der Gepflogenheit Kleiſts, zwiſchen den Adjektivbildungen auf — ig und — igt zu wechſeln, die Form ſcheckigt (I, 3. — ſ. Minde-Pouet S. 249). Kleiſtiſch iſt mit Betonung der Bewegung (I, 3) konſtruiert: „er macht Verſe in Muſen-Almanache“; ebenſo (II, 9) „auf deine heitre Stirn Furchen eingraben“ u. ä. Frappierend märkiſch iſt der ungewöhnlich ausgedehnte Gebrauch von machen in allgemeiner Stellvertretung für zahlloſe heterogene Zeitwörter: machen = ſpielen, macht Verſe, mache erröten, verliebt machen, macht Effekt, Reiſen gemacht, macht Reden, mache es niemand recht, Vorwürfe machte, unkenntlich gemacht, Fortüne gemacht, ihre Eroberung gemacht, Querſtrich macht, mich losmachen u. ſ. w. u. ſ. w. Zu Kleiſts Sprachgebrauch ſtimmt (I, 11) verdrüßlich (vgl. Minde-Pouet S. 248), wie kützlich. —

Das Willkommenſte an dieſem Anfängerſtück iſt das überall ſichtbare und oft wohlgelungene Streben nach feinkomiſchem Dialog. Auch ſteckt in der Handlung immerhin ein recht wirkſamer komiſcher Kern: um den Narren Silberbach von ihrem lieben Malchen abzulenken, giebt die auf luſtige Intriguen ausgehende Julie mit Erfolg Herrn Felix als Mädchen aus, das ſich in Silberbach verliebt habe. Und ſiehe da, Felix entpuppt ſich wirklich als Frauenzimmer, aber ſchon an Rodrigo gefeſſelt; Julie iſt beſchämt, mehr aber Silberbach, der Malchen aufgegeben, um ſich dem neuen Stern zuzuwenden. Beſchämt iſt auch die verliebte Tante, die für Rodrigo Feuer fing, nicht minder Malchen ſelbſt, die ſich in den ſanften Felix, den ſie ernſtlich als Jüngling nahm, vergaſſt hat.

Genug, auch hier haben wir es mit einem Kleiſtſchen Jugend-Werkchen zu thun, das eine noch frühere Entwicklungsſtufe als „Coquetterie und Liebe“ repräſentiert und den Über-

gang des Autors vom Liebhaber zum Künſtler erkennen läßt. Durch beide Jugend-Luſtſpiele iſt für die bisher ſchwankende dichteriſche Entwicklungsgeſchichte Kleiſts die feſte Grundlage gewonnen.

Um unſerer Ausgabe möglichſt den Charakter des Originals zu wahren, iſt auch in der Orthographie jede Modernisierung und ebenſo jede Ausgleichung von Inkonſequenzen vermieden: man gewinnt ein ſchiefes Bild gerade von Kleiſts Sprach- und Schreibgebrauch, wenn man eine künſtliche Regelmäßigkeit, überhaupt ein fertiges, harmoniſches Schema vorausſetzt. So haben wir nur folgende offenbare Druckfehler verbeſſert: A. 15 merreillöſe in merveillöſe. — S. 41 Cleven in Eleven. — S. 47 ein engeres in kein engeres. — B. 67 müſſen wir unſerer Bruſt verſchlieſſen in müſſen wir in unſerer Bruſt verſchlieſſen. — S. 69 eine Bläſſe geben in eine Blöſſe geben. — S. 71 Klenigkeit in Kleinigkeit. — S. 86 nichts als tüchtige Strickleiter in nichts als eine tüchtige Strickleiter. — S. 90 Oder hat bey ſo etwas in O der hat ꝛc. — S. 94 Starr in Staar. — S. 105 verlieb in vorlieb. — S. 121 Frend in Freund.

Kiel, 25. Februar 1898.

Eugen Wolff.

Luſtſpiele.

1.

Das

Liebhabertheater

in

zwey Aufzügen.

Bern und Zürich bey H. Geßner.
1802.

Das

Liebhabertheater.

Ein Luſtſpiel

in

zwey Aufzügen.

Perſonen:

Baron Eichthal.
Die Baroneſſe, ſeine Schweſter.
Amalie, ſeine Tochter.
Julie, ſeine Nichte.
Herr von Silberbach.
Roderigo.
Felix.
Wohlgemuth, Verwalter des Barons.

(Die Scene iſt zu Eichthal, auf des Barons Gute.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der **Baron**, die **Baroneſſe**.

Baron.

Nun, Schweſter, was ſagſt du zu unſerer neuen Acquiſition? Es ſind herrliche Jungen, alles leibt und lebt an ihnen. Heute Nacht habe ich mir ſchon ausgedacht, wie es werden ſoll. Roderigo kriegt das Heldenfach, die feurigen Liebhaber; Felix mit ſeinem Jungferngeſicht ſpielt die ſchmachtenden, zärtlichen Rollen, Chevaliers und dergleichen. Silberbach bleibt Theaterdichter, und übernimmt die Gecken, die Simpel; Wohlgemuth giebt die Liebhaber auf immer ab, und geht zum Komiſchen über, zu Spitzbuben, Juden, Schulmeiſtern. Ich mache die polternden Alten, und ihr Frauenzimmer mögt euch einrichten, wie ihr wollt.

Baroneſſe.

Aber, Bruder, mir iſt eingefallen, ſchikt es ſich wohl für uns, mit Schauſpielern zuſammen zu ſpielen? Was wird man in der Stadt, was am Hofe ſagen, wenn es heißt: im Baron Eichthaliſchen Hauſe iſt eine Niederlage von Komödianten, mit denen die Fräulein Komödien aufführen!

Baron.

Narrenspoſſen! Was es heiſſen wird, will ich dir ſagen: Der Baron Eichthal iſt Liebhaber vom Theater; er protegirt die Kunſt, und wer etwas dawider hat, um den bekümmere ich mich nicht ſoviel. Sieh', Schweſter, ich muß dir im Vertrauen ſagen, ich habe Hoffnung, daß unſeres Liebhaber-Theaters in einem Theater-Almanach rühmlichſt gedacht werde. Dieſen Winter will ich den großen Iffland zu einigen Gaſtrollen ein-

laden. Silberbach entwickelt ſein ganzes Spiel, und nebenher das unſere auch, und ſo lernt die Welt uns kennen. Um Gotteswillen verdirb mir nicht allen Spaß und ſetze den beyden Mädchen etwas in den Kopf!

Baroneſſe.

Wenn dir ſo viel daran liegt, lieber Bruder, bin ich es auch zufrieden, und geſchieht dir damit ein Gefallen, ſo übernehme ich ſelbſt im nächſten Stücke eine Rolle.

Baron.

Das macht dir Ehre, liebe Brigitte, nun erkenne ich wieder in dir meine leibliche Schweſter.

Baroneſſe.

Aber du weißt, daß ich dieſen häßlichen Nahmen nicht leiden kann! Nenne mich doch bey meinen andern, Iſabelle oder Marie, das klingt ſo ſanft, ſo ſchmachtend.

Baron (lacht).

Ach! warum nicht gar, in deinem Alter iſt man über ſo etwas weg.

Baroneſſe.

Immer beſſer, nun wirft er mir noch mein Alter vor! Und wie alt bin ich denn, Herr Bruder?

Baron.

Nun laß es gut ſeyn, und mach' mir den Kopf nicht warm; ich habe ſo alle Hände voll zu thun. Dieſe Woche ſoll ein neues Stück gegeben werden, und es fehlt noch an Allem; die Decoration zur Hauptſcene muß erſt fertig werden; noch iſt die erſte Probe nicht gehalten worden, und ich wette, es weiß niemand ein Stichwort. (Er geht fort, wendet aber wieder um). A propos, Schweſter, der Silberbach treibt mich mit ſeiner Heirath, und Malchen ſcheint nicht abgeneigt zu ſeyn. Unſere Güter liegen ſo hübſch zuſammen, und alles bleibt dann in der alten Ordnung. Malchen kann ich ſo nicht entbehren, ſie ſpielt die Sonnenjungfrau gar zu hübſch. Sprich mit ihr, und bringe alles aufs Reine; ich muß jezt auf das Theater. (Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Baroneſſe allein.

Geh' nur, Grobian, und bilde dir ein, daß ich deinetwegen die albernen Poſſen mittriebe. Wenn Roderigo nicht hergekommen wäre, ſo hätte ich das Land mit ſeinem einfältigen Einerley und dieſe abgeſchmakten Kinderſpiele verlaſſen, und wäre nach der Reſidenz gezogen. Roderigo iſt der ſchönſte, artigſte Mann, den ich noch geſehen, ſeine Schmeicheleyen, wie fein, ſeine Blicke ſo feurig und durchdringend! Wo er nur bleiben mag! Zuweilen iſt es mir, als kennte ich ihn ſchon, als hätte ich ihn ſchon ſonſt wo geſehen. Vielleicht kommt er nicht ohne Urſache hieher, und ſicher iſt er nicht, wofür er ſich ausgiebt. Und wäre er auch nicht mehr, als er ſcheint, ſo iſt er doch der liebenswürdigſte aller Männer, und das Herz fragt nicht nach Geld und Rang. Ach Roderigo! wüßteſt du — ſtill, meine Nichten.

Dritter Auftritt.

Baroneſſe, Fräulein Amalie und **Fr. Julie.**

Fr. Julie.

Guten Morgen, gnädige Tante (küßt ihr die Hand). So früh auf und ſchon en grande parure? (Vor ſich) Das hat ſicher etwas zu bedeuten.

Baroneſſe.

Ja, ſchämt euch, an einem ſo ſchönen Morgen bis an den hellen lichten Tag zu ſchlafen. Um unſere Gäſte hat ſich wohl auch noch niemand bekümmert?

Julie (vor ſich).

Raubt ihr das den Schlaf! (Laut) Nicht doch, liebe Tante, dieſer Vorwurf iſt ungerecht, wir nehmen nur zu vielen Antheil an ihnen. Fragen ſie nur Malchen, ob wir nicht faſt die halbe Nacht von ihnen geplaudert haben.

Amalie.

Ich hoffe nicht, daß ſie ihr glauben werden; ſie kennen ja ihren Muthwillen.

Julie.

Nein, nein, in vollem Ernſt, wir ſind der beyden jungen Herrn wegen in einen hitzigen Streit gerathen. Malchen zieht Felix vor, rühmt ſeine ſchüchterne Beſcheidenheit, und lobt ſeine Tauben-Augen; ich habe mich Roderigo's angenommen, habe ſeinen feinen Anſtand herausgeſtrichen, ſeinen muntern Witz, ſeine Figur, ſeine —

Baroneſſe (ins Wort fallend).

Nichts mehr, Fräulein Nichte, fühlen ſie nicht die Unſchiklichkeit, einen Mann ſo zu loben und noch dazu einen Komödianten! Was geht ſie Roderigo an?

Julie.

Verzeihen ſie, er geht mich viel an, ich muß mit ihm Komödie ſpielen, er wird mein Anbeter ſeyn, zu meinen Füſſen ſeufzen, und ſagen ſie ſelbſt, gnädige Tante, ob ſie ihn nicht lieber vor ſich knien ſähen, als den buntſcheckigten Silberbach, oder den wohlbeleibten Wohlgemuth mit ſeinem — Galgengeſicht?

Baroneſſe.

Hören ſie auf, Fräulein, und ſpotten ſie nicht über Perſonen, die ihr Onkel und jedermann achtet, und die ihnen bald näher angehören werden. (Zu Amalien) Liebe Nichte, dein Vater hat mir aufgetragen, mit dir wegen Silberbach zu reden; er will nicht länger warten, und mein Bruder iſt überzeugt, daß du ihm heute noch dein Jawort geben wirſt. Silberbach iſt reich, überall wohl gelitten; er macht Verſe in Muſen-Almanache, und deinem Vater iſt er für das Theater ganz unentbehrlich — kurz er iſt eine äuſſerſt ſchikliche Parthie. Bald wird er hier bey dir ſeyn, und morgen wäre etwa die Verlobung. Ich laſſe euch jezt auf einen Augenblik allein. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Amalie. Julie.

Julie

(lacht nach einer kurzen Pauſe laut auf.

Ha, ha, ha, die gnädige Tante in ihrem Herbſt noch verliebt! Merkteſt du wohl, wie ungehalten und eiferſüchtig ſie wurde? Aber mein Gott, du machſt ein Geſicht, wie eine, über die der Stab gebrochen wird. Was iſt dir, du wirſt ja ganz blaß?

Amalie.

Habe ich nicht Urſache genug? Soll ich nicht Silberbach meine Hand geben? Du hörteſt ja, daß alles ſchon richtig iſt. Was fang' ich an? Meinem Vater geht ſeine Liebhaberey über alles, und Silberbach iſt ihm dazu nothwendig; bey der Tante finde ich keine Unterſtützung: rathe mir, Julchen, hilf mir.

Julie.

Aber du mochteſt ihn doch ſonſt leiden, woher kommt dieſer plözliche Abſcheu?

Amalie.

Seine Bemühungen beluſtigten mich, ſo lange ich ſie nur für flüchtige Galanterie hielt. Du weißt, wie oft wir über ihn lachten, wenn er mir ſeine Leidenſchaft mit dem ganzen Anſtand eines theatraliſchen Liebhabers in einem Schwall von redneriſchen Figuren vordeclamirte; nun, da er Ernſt macht, iſt er mir unerträglich.

Julie.

Geſtehe nur, daß es nicht ganz ſo iſt. Es war eine Zeit, wo du dir ohne Widerrede hätteſt gefallen laſſen Frau von Silberbach zu werden; und die Urſache dieſer Veränderung? — laß mich rathen, — ſollte nicht der ſanfte Felix —

Amalie.

Verſchone mich, Julie! mache mich nicht vor mir ſelbſt erröthen.

Julie.

Und eben dieſe Röthe wäre ſo ganz ohne Bedeutung? Höre, Malchen, ſey aufrichtig: du kennſt mich; wehe dem, der vor mir ein Geheimniß haben will!

Amalie.

Geſezt nun, Felix wäre die Urſache, daß — wenn er mir nun auch beſſer gefiele als Silberbach, ſo kannſt du doch heilig verſichert ſeyn, daß ich nie —

Julie.

Schon gut; ich errathe, was du ſagen willſt, und weiß woran ich bin. Felix iſt vielleicht deiner Wahl würdiger als du glaubſt.

Amalie.

Was willſt du damit ſagen?

Julie.

Vielleicht iſt Roderigo eben ſo wenig Roderigo als Felix — Herr Felix iſt. Sieh' ſie nur an, höre ſie nur ſprechen! Man muß ſo eingenommen ſeyn, als mein guter Onkel, um ſie für nichts weiter als ein Paar Komödianten, die Trümmern einer herumziehenden Truppe, zu halten.

Amalie.

Das iſt mir auch ſchon eingefallen, und es wird mir immer wahrſcheinlicher. Aber Silberbach —

Julie.

Vor der Hand müſſen wir die Sache in die Länge ziehen. Wie wär' es, wenn wir ihn in eine Andere verliebt zu machen ſuchten? — Halt! — Da kommt mir ein Einfall! Ich mache ihm weiß, Felix ſey ein verkleidetes Frauenzimmer; dieſe Intrigue wird ihm göttlich vorkommen, und da widerſteht er nicht. Ja, ja, es geht, glaube mir, in wenig Stunden biſt du eine arme Verlaßne.

Amalie.

O! wenn du das machen könnteſt, wie wollte ich dir danken!

Julie.

Geh' nur jezt. Er wird bald hier seyn, und ich muß ihn allein sprechen.

Amalie.

Wer? wen willst du allein sprechen?

Julie.

Wen anders als Silberbach! Ey, ey, Malchen, schon eifersüchtig! Armes Mädchen, ist's schon so weit mit dir gekommen?

(Amalie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Fräul. Julie allein.

Julie (sieht ihr nach).

Nein, es ist nicht erlaubt! Da kommen zwey junge Springinsfelde her, niemand kennt sie, niemand weiß, woher sie kommen, und wohin sie gehen, und kaum sind sie zweymal vier und zwanzig Stunden im Hause, so verliebt sich die alte Tante in den einen, und die junge Nichte in den andern! Und die andere Nichte, wie steht es mit deren Herzchen? (Sie legt die Hand aufs Herz.) So, so; noch ist alles ziemlich ruhig — und doch, warum bin ich so zerstreut? — Nach wem sehe ich mich um? Roderigo, Roderigo, ich fürchte, du könntest mir gefährlich werden! — Noch heute muß ich heraus haben, wer beyde sind — Still, ich sehe Silberbach kommen; meine erste Sorge muß jezt seyn, Malchen von diesem Haasenfuß zu befreyen.

Sechster Auftritt.

Fräul. Julie. Herr von Silberbach.

Silberbach.

So allein, schöne Julie, und in tiefe Betrachtungen versenkt! Darf man fragen, wer der beneidenswürdige Gegenstand davon ist?

Julie.

Das muß man Ihnen nachsagen, Herr von Silberbach;

Sie ſind der galanteſte Mann von der Welt, jedes Wort iſt eine Artigkeit, das unbedeutendſte erhält in Ihrem Munde einen Werth.

Silberbach (küßt ihr die Hand).

Allzugütig. (Bey Seite) Ich glaube gar, ſie iſt in mich verliebt.

Julie.

Doch Sie wollen wiſſen, woran ich vorher gedacht? Nun das will ich Ihnen wohl ſagen, wenn Sie mir verſprechen wollen, mir mit Ihrem Scharfſinn beyzuſtehen.

Silberbach.

Sie erregen meine ganze Neugier. Alſo —

Julie.

Ich ſann eben darüber nach, wer wohl unſere beyden Gäſte wären.

Silberbach.

Herr Roderigo und Herr Felix? Sind ſie denn keine Schauſpieler?

Julie.

Das iſt eben die Frage. Ohne Zweifel haben Sie den feinen Weltton, die vornehme freye Manier an beyden bemerkt, das air dégagé von Roderigo, und die mädchenhafte Schüchternheit des ſogenannten Felix.

Silberbach.

Des ſogenannten? Und wer iſt er denn eigentlich?

Julie.

Ja, das will ich eben erſt heraus haben; und dazu ſollen Sie mir behülflich ſeyn. Haben Sie nicht auf ſein Geſicht Achtung gegeben? Iſt Ihnen nichts darin aufgefallen?

Silberbach.

Ich wüßte nichts — als daß er ſehr jung ausſieht und noch keinen Bart hat.

Julie.

Ganz richtig; eben das meyne ich. Und ſeine Stimme, iſt ſie nicht ſo klar wie von Silber?

Silberbach.

Es iſt wahr, ſie hat einen feinen Ton.

Julie.

Und die Hände, ſo weiß, klein und rund!

Silberbach.

Beynahe wie Mädchenhände.

Julie.

Sie glauben alſo? —

Silberbach.

Was ſoll ich glauben?

Julie.

Aber, mein Gott, merken Sie denn gar nichts; ich meyne —

Silberbach.

Was ſoll ich denn merken?

Julie.

Nun gut, ſo will ich Ihnen denn Alles ſagen, ob ich gleich nicht ſollte. Geſtern ſah' ich, daß Felix von Zeit zu Zeit heimliche, ſcheue Blicke auf Sie warf, und ſich dann ängſtlich umſah', ob es wohl jemand bemerkt hätte. Aus allen dieſen Anzeigen zuſammen genommen, — ſollt' ich faſt vermuthen, daß Herr Felix — mit Einem Wort — ein verkleidetes Frauenzimmer iſt.

Silberbach.

Was ſagen Sie? ein Frauenzimmer! Iſt das möglich!

Julie.

Ueberlegen Sie nur ſelbſt.

Silberbach (vor ſich).

Es trift alles zu. (Laut) Aber Roderigo, wer wäre denn der?

Julie.

Etwa der Bruder.

Silberbach.

Und warum wäre ſie hier?

Julie.

Mit Ihren ewigen Fragen! Was weiß ich davon? Ich

ſage Ihnen das ja nur als Vermuthung; es iſt ein Einfall, weiter nichts.

Silberbach.

Und doch wollte ich wetten, Sie haben recht. Ich hatte gleich beym erſten Anblik ſo eine Ahndung. Aber gleichwohl iſt es höchſt ſonderbar, ſo jung und hübſch als Mannsperſon verkleidet herumzureiſen! Sehr intereſſant, wahrhaftig!

Julie.

Vielleicht wußte ſie, wen ſie hier finden würde; vielleicht hat ſie Ihre Gedichte geleſen, war neugierig den Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen, und findet nun den Meiſter noch liebenswürdiger als ſeine Worte.

Silberbach.

Sie beſchämen mich, gnädiges Fräulein! Bloſſe Jugend-Verſuche, Blümchen auf dem Altare der Muſen und Grazien.

Julie.

Eben dieſe Beſcheidenheit iſt es, die Sie unwiderſtehlich macht. Armer Felix!

Siebenter Auftritt.

Der Baron. Vorige.

Baron.

Das iſt allerliebſt, ich warte auf Sie wie ein Narr, und endlich finde ich den saubern Herrn allein bey meiner Nichte! Aber was ich ſagen wollte, kommen Sie geſchwind aufs Theater, die neue Decoration iſt eben fertig geworden und macht herrlichen Effect. Ich freue mich wie ein Kind auf das neue Stück, in dem die fremden Schauſpieler debütiren ſollen. Aber wo ſtecken ſie denn alle beyde; noch habe ich den ganzen Vormittag keinen zu Geſicht bekommen?

Julie.

Sie ſind noch auf ihrem Zimmer, wahrſcheinlich ſtudieren ſie ihre Rollen.

Baron.

Ja, das ſind ächte Söhne Thaliens, wahre Kunſt-Genies! Heute Abend ſollen ſie uns ein kleines Pröbchen ihrer Kunſt geben. Sie werden ſehen, daß ich nicht zu viel von ihnen ſage.

Achter Auftritt.

Baroneſſe. Fräul. Amalie. Vorige.

Baroneſſe.

Schön, daß Sie hier ſind, Herr von Silberbach; Amalie erwartet Sie ſchon lange.

Julie.

Ja, mit Sehnſucht.

Baroneſſe.

Fräulein Julie —

Silberbach.

Darf ich mir wirklich ſchmeicheln —

Amalie.

Herr von Silberbach —

Baron.

Aber mein Gott, ihr Kinder, was ziert ihr euch denn? Sie haben mein Wort, Silberbach, und nun je bälder je lieber, damit nur keine Stöhrung im Hauſe wird.

Baroneſſe.

Und Malchen iſt es zufrieden, daß —

Julie.

Aber Sie ſind ja ganz ſtumm, Herr von Silberbach, ſo reden Sie doch.

Silberbach (in der größten Verlegenheit).

Mein gnädiges Fräulein, (er küßt ihr die Hand) Ihr Herr Vater — (zum Baron) Verzeihen Sie, Herr Baron, es iſt jezt nicht der rechte Zeitpunkt vor ſo vielen Zuſchauern — und zu dem ſteht mir mein neues Drama im Kopf, ich habe eher keine Ruhe —

Baron.

Ja, das neue Drama, ich bitte, machen Sie es bald fertig; gönnen Sie mir die Freude, es auf meinem Geburtstage aufführen zu können.

Silberbach.

Sehr gerne; der dritte Akt ist schon vollendet, am ersten arbeite ich noch —

Baron.

Wie! Sie fangen von hinten an?

Silberbach.

So schreiben jezt alle Genies. Das neueste dramatische Meisterwerk, hat die drey Einheiten, diese Popanze der Dichtkunst, zu Boden geschlagen. Ich versichere Sie, es ist jezt ein bloßer Spaß, ein Drama zu schreiben.

Baron.

Sie machen mir beynahe Lust, auch so etwas zu versuchen. Thun Sie mir nur den Gefallen, und geben Sie Wohlgemuthen, dem Verwalter, eine passende Rolle; der Kerl hat merveillöse Anlage zum Komischen. Da kommt er ja wie gerufen.

Neunter Auftritt.

Wohlgemuth. Die Vorigen.

Wohlgemuth.

Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden wollte ich nur unterthänigst melden thun, daß die fremden Komödianten ihre Aufwartung machen wollen.

Baron (betrachtet ihn wohlgefällig).

Was macht er denn für Bücklinge, was schneidet er für Gesichter?

Wohlgemuth.

Eure Gnaden verzeihen, meine Rolle bringt es so mit sich.

Baron.

Welche Rolle?

Wohlgemuth.

Nun die von der vorigen Komödie, wo ich mit Höchſtdero Beyfall ſpielte.

Baron.

Geh' er nur. (Wohlgemuth geht unter lächerlichen Verbeugungen ab.) Stellen Sie ſich vor, er ſpielt noch immer die Rolle des Biedermann in Menſchenhaß und Reue.

Julie.

Und das dauert ſo lange, bis er eine andere Rolle einſtudirt.

Baron.

Komm, Schweſter, wir wollen das junge Volk allein laſſen.

(Baron und Baroneſſe gehen ab.)

Zehnter Auftritt.

Amalie. Julie. Silberbach.

(Amalie und Silberbach an den beyden Seiten des Zimmers, Julie in der Mitte.)

Julie (nachdem ſie beyde beobachtet).

Herr von Silberbach, geſchwind auf die Knie, und thun Sie Malchen eine feyerliche Abbitte und Liebeserklärung.

Silberbach (zu Amalien).

Schönſte Amalie, ich war ſo überraſcht, ſo verwirrt, mein Kopf ſo eingenommen, daß ich keine Worte finden konnte —

Amalie.

Offenherzig, Herr von Silberbach! Sie ſcheinen in einem gewaltigen Irrthum zu ſeyn. Sie wollen mich wohl ſchonen, und mir nicht auf einmal die glükliche Täuſchung rauben?

Silberbach (bey Seite zu Julien).

Weiß ſie auch ſchon?

Julie (bey Seite zu Silberbach).

Sicher merkt ſie was.

Silberbach.

Sie legen meine Verwirrung falſch aus; Ihre Beſorgniſſe ſind ungegründet.

Amalie.

Meine Beſorgniſſe? Sie glauben wohl gar —

Silberbach (tritt zu Julien).

Sie ist eifersüchtig, ich muß sie auf eine falsche Spur bringen. (Laut) Sie thun mir Unrecht, schöne Amalie; bald darf ich Sie aus diesem Irrthum reissen; dann wird die Sonne meiner Liebe aus diesem Nebel nur desto schöner hervorgehen. Jezt erlauben Sie mir, daß ich mich entferne. (Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Amalie. Julie.

Julie.

Nun, was sagst du zu diesem Narren?

Amalie.

Er glaubt also wirklich, daß Felix ein Frauenzimmer ist?

Julie.

Ja und noch mehr, er ist überzeugt, daß sie nur seinetwegen hiehergekommen ist. Ich sehe schon seine zärtlichen Blicke, ich höre ihn schon girren und seufzen, und dem armen Felix schöne Sachen ins Ohr flüstern.

Amalie.

Aber Felix wird seinen Irrthum bald gewahr werden.

Julie.

Dafür will ich sorgen. Ich spreche sogleich mit Roderigo und ziehe ihn in unser Geheimniß; und Felix, wenn er die Absicht merkt, wird uns sicher unterstützen. Von einem verdrüßlichen Liebhaber habe ich dich befreyet, nun wollen wir sehen, wie wir es mit den künftigen machen. (Sie gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Baronesse. Roderigo

(kommen von der andern Seite herein).

Baronesse.

Sie haben also grosse Reisen gemacht?

Roderigo.

Durch ganz Europa und einen Theil von Asien.

Baronesse.

Und wo hat es Ihnen am besten gefallen? Erzählen Sie, Herr Roderigo; ich höre nichts lieber als von fremden Völkern und fernen Landen, und je wunderbarer, desto besser.

Roderigo.

Sie lieben also die Abentheuer? Nun daran fehlt es mir nicht; mein ganzes Leben ist eine Kette sonderbarer Begebenheiten und seltsamer Einfälle der Dame Fortuna. Es ist nicht leicht ein Stand, den ich nicht eine zeitlang angenommen, ein Metier, in das ich nicht gepfuscht, eine Kunst, die ich nicht practicirt hätte. Ueberall mache ich die Mode des Landes mit, und chargire sie so, daß es scheint, als hätte ich sie erst erfunden. In Deutschland, meinem geliebten Vaterlande, bin ich Philantropist, Humanist, kritischer Philosoph; in England speculire und agiotire ich, und in Frankreich spotte ich über die Republik und schimpfe auf Buonaparte. Für meine lieben Landsleute schreibe ich einige beliebte philosophisch-ästhetisch-moralisch-politische Zeitschriften, und reisse sie dann, um ihnen mehr Nachfragen zu verschaffen, in selbst eignen erbärmlichen Recensionen herunter. In England schreibe ich Pamphlets für und wider das Ministerium, und mache einigen berühmten Parlamentsgliedern ihre Reden. In Frankreich arbeite ich Constitutionen auf den Kauf aus und lasse sie in den Straßen durch Colporteurs ausrufen. Bey aller dieser Vielseitigkeit mache ich es aber doch niemand recht. Der Deutsche meynt, ich wäre zu witzig und hätte eine zu freye Zunge, so daß man mir schon einige von unsern vielen Residenzen verboten hat; für den Franzosen bin ich zu tiefsinnig und zu ehrbar; der Britte wirft mir vor, ich hätte nicht den rechten englischen Accent für sein God damn me und gar keinen Sinn für seinen Pudding und seine vortreflichen Zeitungen. Im Grunde thue ich Alles nur aus Spaß, und eben den mag niemand leiden.

Baronesse.

Aber die Weiber, spielen die in ihrem Leben gar keine Rolle?

Roberge.

Leider sind sie mir unentbehrlicher als Luft. Ich hasse das Geschlecht, und liebe jede Einzelne; überall hoffte ich die Probe, die ich suchte, zu finden, und so habe ich mein ganzes bisheriges Leben hindurch umsonst probirt und experimentirt. Die Häßlichen sind zu klug und boshaft, die Hübschen zu einfältig und facil. Meine Landsmänninnen sind mir, seitdem sie den Jean Paul lesen, zu thränenreich und mondsüchtig: die Französinnen sehen sich einander zu ähnlich und treiben die Liebe etwas handwerksmäßig; und die Töchter Albions fragen zuerst, ob der Herr auch loyal sey, und dann zählen sie einem die holden Gaben portionenweise zu, als wollten sie einen Gotteslohn damit verdienen.

Baronesse.

Sie haben also das Suchen ganz aufgegeben?

Roberge.

Gott bewahre! Noch habe ich ja nichts gefunden; nur suche ich jezt in einem engern Kreis. Die jungen Gelbschnäbel von Mädchen und Weiberchen reizen mich nicht mehr; unter dreyßig Jahren sehe ich keine an. Mich lokt nur das gesezztere Alter, eine Dame, die zugleich ihre Reize conservirt und ihren Geist durch Erfahrung und Menschenkenntniß bereichert hat, eine Dame, die — mit einem Wort — Ihnen gleicht, meine Gnädige. (Er küßt ihr die Hand.)

Baronesse (schlägt ihn mit dem Fächer).

O Sie Loser! Aber ernstlich, unsere heutigen jungen Weiber sind in der That unausstehlich, das liest, das ziert und puzt sich, und tändelt und trippelt, und jede, sobald sie vierzehn Jahre alt ist, will einen Roman spielen.

Roberge.

Freylich kriegen sie auch ordentlich wissenschaftlichen Unterricht in der Kunst zu lieben. Unsere beliebtesten Romane sind gleichsam eine hohe Schule der Liebe, und die Weibchen sind klug und schöpfen nur aus der Fontaine.

Baronesse.

Ist eine erst fünf und zwanzig Jahre alt, so schreyen die unreifen Dinger über ihr hohes Alter!

Roderigo.

Lassen Sie sie schreyen; wer Geschmak hat, läßt sich dadurch nicht stören, und zieht das Solide vor.

Baronesse.

Sie sind also, nach dem was Sie mir erzählt haben, nicht Schauspieler?

Roderigo.

Ich bin was Sie wollen, gnädige Frau, was Sie befehlen. Ich komme auf meiner Reise hieher, höre von dem sonderbaren Steckenpferd des Herrn Baron, und kriege Lust ihn kennen zu lernen, weil ich alles Auffallende liebe; so werde ich mit einer Dame bekannt, die alles vereinet, was mein Herz wünscht, und von ihr erwarte ich nun den Befehl, zu gehen oder zu bleiben.

Baronesse.

Sie sind ein so artiger, galanter Mann, daß Sie überall willkommen seyn müssen; und ob Sie sich gleich verbergen wollen, so erkennt man doch auf den ersten Blick den Mann von Stand und Erziehung.

Roderigo.

Wer kann sich vor Ihren Augen verbergen? vor diesen schönen Augen, in die ich nur zu tief geblikt habe.

Baronesse.

Still, ich höre jemand kommen; man darf uns nicht beysammen finden. Bald hoffe ich Sie wieder zu sehen.

Roderigo.

Ich sehe dem Augenblik mit Ungeduld entgegen.

Dreyzehnter Auftritt.

Felix. Roderigo.

Roderigo.

Noch immer so traurig?

Felix.

Eben war ich beym Baron. Er zeigte mir die Theater-Garderobe, die Decorationen, und war so gütig, so freundlich gegen den fremden Felix, daß ich mir bittere Vorwürfe über unsern Undank machte. Wir treiben ein unverzeihliches und gewagtes Spiel mit seiner schwachen Seite.

Roderigo.

Du siehst es zu ernst, zu schwarz an. Geht nicht alles erwünscht? Und habe ich seine Liebhaberey für's Theater übertrieben? Zwölf Jahre Abwesenheit haben mich der ganzen Familie unkenntlich gemacht und ich preise jezt den tollen Einfall unserer Maskerade. Gefallen wir ihm erst als Schauspieler, so stehe ich für den glüklichen Erfolg. Sicher verzeiht er uns, wenn wir nur den Knoten recht theatralisch lösen, um der bloßen Intrigue willen. Er hat eine Probe unserer Kunst zu sehen verlangt; führen wir also unsere eigene Geschichte dramatisirt vor ihm auf, und das Ende von Allem ist eine Entdeckungs-Scene. Aber du hast mir mit deiner traurigen Miene den herrlichsten Spaß verdorben. Ha, ha, ha, stell' dir vor, ich habe Fortüne bey der alten Tante gemacht. Eben habe ich ein rührendes tête à tête mit ihr gehabt und hättest du es nicht bey Zeiten unterbrochen, ich hätte ihr ins Gesicht lachen müssen.

Felix.

Ich kann deine Confidence erwiedern: Fräulein Malchen sieht mich mit zärtlich verstohlnen Blicken an, und ich schmeichle mir, ihre Eroberung gemacht zu haben.

Roderigo.

Das ist köstlich! Hat sie so wenig Instinkt? Ha, ha, ha!

Felix.

Ich fürchte aber, Silberbach merkt etwas; er sucht mich allein zu sprechen und verfolgt mich mit warmen Freundschaftsversicherungen.

Roderigo.

Dahinter muß ich sogleich kommen, damit er keinen Quer-

ſtrich durch unſern Plan macht. Gegen Malchen ſey zuvorkommend und gefällig, und ich ſpiele indeß meinen Schäfer-Roman mit der zärtlichen Tante fort. Noch heute Abend ſoll ſich Alles entwickeln, länger halte ich es nicht aus, hier den Fremdling zu ſpielen. Laß mich jezt allein, vielleicht kommt Silberbach. (Fritz geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Roderigo. Fräul. Julie.

(Fr. Julie will, wie ſie ihn erblikt, wieder gehen.)

Roderigo.

Und Sie eilen wieder fort, gnädiges Fräulein, ohne mich eines Blikes zu würdigen?

Julie.

Verzeihen Sie, Herr Roderigo, ich glaubte meine Couſine hier zu finden.

Roderigo.

Die glükliche Couſine! Aber erlauben Sie mir von dieſem Irrthum Vortheil zu ziehen. Ein Fremder meiner Art darf freylich keine Anſprüche machen, und doch wünſchte ich ſo mancherley aus Ihrem Munde zu hören, was mir Winke für mein künftiges Betragen, Aufſchlüſſe über Perſonen gäbe, mit denen ich eine zeitlang leben werde.

Julie.

Und da haben Sie das gute Zutrauen zu mir, daß ich Ihnen unſere ſchwachen Seiten zeigen werde? Nein, mein Herr, daraus wird nichts. Die Herrn Schauſpieler haben ohnehin den Vorzug, daß ſie ihre Menſchenkenntniß nicht auf eigne, ſondern auf der ganzen Welt Unkoſten erwerben; ihnen noch dazu die Hand bieten, hieße ihnen Waffen wider uns ſelbſt in die Hände geben.

Roderigo.

Haben Sie nicht auch ſchon Komödie geſpielt, gnädiges Fräulein?

Julie.

Ja, aber nur als Lückenbüſſerin, bis zur Kunſt habe ich es nicht bringen können.

Roderigo.

Und was ſpielten Sie für Rollen?

Julie.

Ich machte verſchlagene Kammer-Mädchen, liſtige Nichten, grauſame Liebhaberinnen.

Roderigo.

Sie kamen alſo nie aus Ihrer natürlichen Rolle heraus; und die zärtlichen wollten Ihnen niemals gelingen?

Julie.

Vielleicht lag es nur an dem Liebhaber; ich konnte immer das Lachen nicht laſſen, wenn er Seufzer zum Schneiden hervorpreßte, die Augen verdrehte, und die Luft mit den Armen durchſägte.

Roderigo.

Bald werde auch ich das Unglük haben, der Gegenſtand Ihres Spottes zu werden; aber nehmen Sie ſich in Acht, unſer Rächer wird nicht ausbleiben.

Julie.

Ich weiß nicht, ob ich es fürchten ſoll — Aber wie ſind wir zu dieſem Geſpräch gekommen?

Roderigo.

Brechen wir ab, wenn es Ihnen mißfällt. Sagen Sie mir, wie Ihr Herr Onkel zu dieſer unter Männern ſeines Standes ſo ungewöhnlichen Liebhaberey gekommen iſt.

Julie.

Sie iſt ganz zufälligerweiſe nach und nach entſtanden, und von Stufe zu Stufe bis zur heftigſten Leidenſchaft geſtiegen. Nach dem Tode ſeiner Frau zog er hieher auf ſein Gut, weil ihm die Stadt nun unerträglich war. Sein lebhafter Geiſt fand zu wenig Beſchäftigung an den ſich immer wiederholenden Arbeiten und Freuden der Landwirthſchaft. Er fieng an zu leſen, gieng von Mährchen zu Reiſebeſchreibungen, dann zu

den Romanen und von dieſen zu den dramatiſchen Werken über, die er mit Heißhunger verſchlang. Da er die leztern für unſchädlich hielt, und fühlte, daß jedes theatraliſche Werk ein Auditorium erfordert, ſo wurde jedes Stück nun öffentlich in Beyſeyn der ganzen Familie vorgeleſen. Bald nachher kam er auf den Einfall, die einzelnen Rollen abſchreiben zu laſſen und ſie unter uns zu vertheilen; einige benachbarte Gutsbeſitzer wurden mit ihren Familien zu ſolchen Vorleſungen eingeladen, und nahmen unvermerkt auch Antheil daran. Das bloße Vorleſen befriedigte ihn nun nicht mehr, es fehlte die Aktion, das Leben. So entſtand allmählig ein kleines Theater, eine Garderobe wurde angeſchaft, Decorationen von dem Direktor einer auseinander gegangenen Truppe gekauft und ſelbſt welche verfertigt. Herr von Silberbach ward um dieſe Zeit in unſerm Hauſe bekannt, arbeitete die Stücke, die aufgeführt werden ſollten, erſt nach verjüngtem Maaßſtabe, um, und trat ſelbſt als Held und erſter Liebhaber auf; Wohlgemuth, unſer Verwalter, ſpielte die komiſchen Rollen, der Onkel die Alten, meine Couſine und ich die jungen Frauenzimmer, und die Tante ward ins Fach der zärtlichen Mütter verwieſen.

Roderigo.

Nun dazu hat ſie viel Anlage.

Julie.

Haben Sie ſchon Proben davon?

Roderigo.

Verzeihen Sie, ich bin diſcret.

Julie.

Aber jezt, da ich Ihnen ſo viel von unſern Angelegenheiten vertraut habe, fordere ich auch von Ihnen eine kleine Rechenſchaft, wie und warum wir das Glük haben, Sie und den Herrn Felix bey uns zu ſehen. Wir Weiber haben in ſolchen Dingen ſchärfere Augen, und laſſen uns nicht mit den erſten, beſten Geſchichtchen abfinden.

Roderigo.

Und wofür halten Sie mich denn, mein schönes Fräulein? Doch nicht für einen incognito seine Staaten besuchenden Reichs-Fürsten, oder für einen auf Reisebeschreibungen herumwandernden Autor, oder gar für den ewigen Juden? So gut ist es mir, leider! nicht worden; ich bin nur ein simpler, schlichter Mensch von spaßhafter, etwas verliebter Complexion, meiner Profession nach ein mittelmässiger Schauspieler und ihr unterthäniger Diener und Verehrer.

Julie.

Ihre Dienerin! Ich sehe wohl, aus Ihnen ist die Wahrheit nicht herauszubringen. Aber eine Bitte gewähren Sie mir hoffentlich. Sie müssen Ihren Freund Felix überreden, daß er sich gefallen läßt, für ein Frauenzimmer zu passiren.

Roderigo.

Was? wie?

Julie.

Verderben Sie uns ja unsern Spaß nicht. Ich habe, um meine Cousine von einem lästigen Liebhaber zu befreyen, dem Herrn von Silberbach weiß gemacht, Felix sey eine Dame, die seinetwegen hieher gereiset und in ihn verliebt sey. Er glaubt es steif und fest, und schmachtet bereits ganz erbärmlich.

Roderigo.

Ist's möglich? Ha, ha, ha!

Julie.

Sie haben recht, es ist sehr komisch; ha, ha, ha!

Roderigo (lacht stärker).

Felix für ein Frauenzimmer auszugeben! Nein, es ist zum Kranklachen!

Julie.

Aber sehen Sie ihn nur an, hat er nicht viel mädchenhaftes?

Roderigo.

Ach ja, ich kenne ihn so ziemlich, und wirklich sollte man zuweilen glauben —

Julie.

Machen Sie nur, daß Felix nicht grabezu widerſpricht, und wir werden noch herrliche Scenen erleben.

Roderigo.

O ſicher! Ich freue mich ſehr auf die langen Geſichter, wenn Alles an den Tag kommen wird.

Julie.

Ich verlaſſe mich ganz auf Sie; jezt muß ich zur Tante. Leben Sie wohl, Herr Schauſpieler.

Roderigo.

Auf Wiederſehen, mein allerliebſtes Kammerkätzchen.

Julie.

Sie Unverſchämter! (Geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Roderigo allein.

Das geht herrlich! närriſcher als man ſich's könnte träumen laſſen. Die Tante verliebt, die Tochter vom Hauſe zärtlich, das Nichtchen halb und halb verwundet und der Theaterdichter beynahe verrükt; eine ganze Familie in Liebe verſunken und ertrunken! Und von allen dieſen Verheerungen ſind die Urheber zwey luſtige Komödianten! Es geht doch nichts über eine öffentliche Perſon! Sey es nun ein in allen Zeitungen ausposaunter Held, oder ein ausgepfiffener Komödienſchreiber, ein Kasperl, ein Luftſpringer, oder Hanswurſt mit der Pritſche; es iſt alles eins, wenn man nur auf einem erhöhten Gerüſte ſteht. Gebt den Menſchen nur Gelegenheit, ſie bewundern gar zu gern. Aber bin ich nicht ſelbſt ein Narr, daß ich mich darüber wundere! Geſchwinde zu dem gefährlichen Felix, ihn von der neu hinzugekommenen Intrigue zu benachrichtigen.

(Er geht ab; Felix kommt zur andern Thür herein.)

Sechszehnter Auftritt.

Felix allein.

Ich weiß nicht wo ich mich hinflüchten ſoll vor den Verfolgungen des läſtigen Menſchen! Sicher kommt er nach, und wird Alles verrathen. Mir iſt ſo bange, wenn er mich nur nicht allein hier findet! Aber wahrhaftig, da iſt er ſelbſt! Könnt' ich doch noch entfliehen —

(Er will abgehen. Silberbach kommt ihr aber an der Thüre entgegen, und hält ſie auf.)

Siebenzehnter Auftritt.

Silberbach. Felix.

Silberbach.

Wohin, mein lieber Felix? Sie fliehen mich doch nicht?

Felix.

Ich muß zu dem Herrn Baron; er erwartet mich.

Silberbach.

Laſſen Sie ihn nur warten. Endlich finde ich Sie allein und kann ungeſtört mit Ihnen plaudern. Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen —

Felix.

Sie mir?

Silberbach.

Unſere Bekanntſchaft iſt zwar kurz, aber Ihr erſter Blik flößte mir ein Vertrauen, eine Anhänglichkeit ein, wie ich noch gegen niemand empfunden habe. Ihre Phyſiognomie iſt ſo ſanft, ſo einnehmend; ſchenken Sie mir Ihre Freundſchaft, beſter Felix.

Felix.

Aber bedenken Sie die Ungleichheit des Standes —

Silberbach.

Was Stand! Wir ſind beyde Künſtler; laſſen Sie uns die ſchöne Bahn Hand in Hand gehen.

Felix.

Aber Sie kennen mich noch gar nicht.

Silberbach.

Freylich weiß ich wenig von Ihnen, aber deſtomehr rathe, deſtomehr ahnde ich. O! es giebt eine zarte Berührung ſympathetiſch geſchaffner Seelen, im erſten Augenblik als ſie ſich erkennen. Widerſtehen ſie nicht dem innern Zuge Ihres Herzens, vertrauen Sie ſich mir an. Halten Sie mich nicht für unempfindlich, entdecken Sie ſich mir und ſeyn Sie gewiß —

Felix (in äuſſerſter Beſtürzung).

Sie glauben — Sie wiſſen alſo —

Silberbach.

Mein Herz hat mir Alles geſagt, empfangen Sie ſeine Huldigung; ſeyn Sie meine Muſe, begeiſtern Sie mich zu unſterblichen Werken und theilen Sie mit mir den Ruhm der Nachwelt! (Er fällt ihr zu Füſſen.)

Felix.

Stehen Sie auf; wie dürfen Sie es wagen, wenn Sie mich kennen, mich ſo zu beleidigen? Stehen Sie auf, oder —

Silberbach (ſteht auf).

Aber wozu dieſes Zögern, wozu ein längeres Mißtrauen, erlauben Sie mir auf Ihren ſchönen Lippen zu leſen —

(Er will ihn umarmen; Julie kommt dazu.)

Achtzehnter Auftritt.

Julie. Vorige.

Julie.

Laſſen Sie ſich nicht ſtören. Es iſt ein herzerhebender Anblik, Dichter und Schauſpieler in einem ſo innigen Einverſtändniß zu ſehen.

Felix.

Herr von Silberbach war in einer dithyrambiſchen Begeiſterung und ſah mich wahrſcheinlich für die Gebieterin ſeines Herzens an.

Julie.

Armer Baron, wo haben Sie Ihre Augen? (Leiſe zu Silberbach) Sie ſind zu hitzig.

Silberbach (zu Julien leiſe).

Sie glauben nicht, wie hartnäckig ſie iſt; ſie will ſchlechterdings nichts geſtehen.

Julie (leiſe).

Aber ſetzen Sie ſich an ihren Plaz, ſie will erſt Ihre Beſtändigkeit prüfen.

Silberbach.

Urtheilen Sie, mein Fräulein, über meinen Streit mit Herrn Felix. Ich habe ihm meine Freundſchaft angeboten, und er weiſt ſie ſchmählich von ſich.

Julie (zu Felix).

Da haben Sie ſehr Unrecht. Die Beſcheidenheit des Herrn von Silberbach erlaubt mir zwar nicht in ſeiner Gegenwart ſeine rühmlichen Eigenſchaften herauszuſtreichen, aber doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß man ſchwerlich einen Edelmann finden wird, der ſo wie er die ausgezeichneteſten Talente mit der gröſten Anſpruchloſigkeit vereint, der den feinſten Weltton ſich eigen gemacht, und doch dabey die gewöhnliche abgeſchmakte Geckenhaftigkeit glüklich vermieden hat. Kurz, Natur und Kunſt haben gewetteifert, welche für ihn das Meiſte thun wolle.

Felix.

Sie haben da eine ſehr warme Vertheidigerin!

Silberbach.

Fräulein Julie iſt zu gütig. Ihre Freundſchaft für mich macht ſie blind.

Julie.

O! nichts weniger; lauter ſchuldige Gerechtigkeit! Aber alles was ich bisher an ihm gerühmt, dieſe ſeltnen Gaben, gleichſam der Schmuk und die Zierde eines Edelmanns, ſind bey ihm nur geringfügige Zierrathen, verglichen mit den unſchäzbaren Kleinodien ſeines Herzens. Sein Herz iſt nicht eng und beſchränkt, etwa nur ein kleiner Altar für einen Hausgözen, nein, alles Schöne und Liebenswürdige hat neben ein-

ander darin Plaz, es iſt ein ganzer Tempel mit Portraits von Göttinnen tapezirt.

Silberbach.

Glauben Sie ihr nicht, Verleumdung.

Felix (vor ſich).

Könnte ich mich doch von dem läſtigen Menſchen losmachen.

Neunzehnter Auftritt.

Baron. Roderigo. Vorige.

Baron.

Da finden wir ſie beyſammen. Silberbach, hier führe ich Ihnen Herrn Roderigo zu, einen talentvollen Schauſpieler, der unſer Theater mit ſeinem vortreflichen Spiele zieren will.

Roderigo.

Der Herr Baron beſchämt mich durch ſeine große Erwartung von meiner geringen Geſchiklichkeit. Nur mit Scheue trete ich vor ſolchen Kennern auf, die aus eigener Erfahrung ſo gut wiſſen, was die Kunſt leiſten kann und ſoll.

Silberbach.

Wir ſind glüklich, Sie, Thaliens Eingeweihte, bewundern und von ihnen lernen zu können.

Roderigo.

Dreymal glüklich preiſe ich uns, in Ihnen einen ſolchen Mäcen gefunden zu haben, der uns erſt durch Meiſterſtücke begeiſtert und dann mit einſichtsvoller Strenge über unſere Fehler zurechtweiſen kann. Der Herr Baron ſagte mir, Sie arbeiteten an einem neuen Werk für die Ewigkeit.

Silberbach.

Allzugütig. Bisher verſuchte ich mich nur im Kleinen, nun haben mich meine Freunde etwas Größeres zu unternehmen aufgemuntert. Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß im dramatiſchen Fache noch viel zu thun iſt.

Roderigo.

Das unterſchreibe ich.

Silberbach.

Ich verehre zwar die verdienſtvollen Männer, die neulich für die Bühne geſchrieben haben, aber doch erkühne ich mich zu behaupten, daß jeder noch etwas zu wünſchen übrig läßt. Das Luſtſpiel iſt noch am weiteſten gebracht; ein Lieblingsſchriftſteller unſerer Zeit —

Roderigo.

Ich rathe, wen Sie meynen. Eine wahre Theater-Sonne!

Silberbach.

Vortreflich geſagt! Und dann unſer treflicher Naturmahler, den ich, um Ihr Bild fortzuführen, dem ſtillen Mond vergleichen möchte. Seine Sittengemählde ſind alle ſo ſprechend, ſo aus dem Leben, ſo natürlich —

Roderigo.

Ja, das geht ſo weit, daß ich, da ich neulich in einem ſeiner Stücke ſpielte, wirklich glaubte, ich wäre zu Hauſe in meinem Lehnſtuhl und glüklich einſchlief.

Baron.

Das heiß ich die Täuſchung weit getrieben! Aber fahren Sie doch ja in Ihrem lehrreichen Geſpräch fort, ich könnte Tag und Nacht zuhören.

Silberbach.

Wo blieb' ich doch gleich ſtehen? Ja am Trauerſpiele, wollte ich ſagen, iſt mehr auszuſetzen. Einer unſerer gröſten Tragiker iſt zu wild genialiſch, er verſetzt uns in ganz fremde Regionen, und das Publikum —

Roderigo.

Bleibt hübſch gern zu Hauſe.

Silberbach.

Sehr richtig bemerkt! Ein anderer bekannter Dramatiſt —

Roderigo.

Schleift uns etwas auf der ſchmuzigen Erde weg.

Silberbach.

Das erkühne ich mich zwar nicht zu behaupten, mein Beſter, aber — wie ſoll ich ſagen, er iſt zu irrdiſch, er reißt uns nicht hin. Ich habe mich alſo entſchloſſen, einen Mittelweg einzuſchlagen, und das Vortrefliche beyder groſſen Männer zu vereinigen.

Roderigo.

Herrlicher Gedanke!

Silberbach.

Hören Sie nur. Lange war ich über das Sujet verlegen, das heut zu Tage immer hiſtoriſch ſeyn muß. Anfangs ſuchte ich in der bibliſchen Geſchichte, fieng ſchon an den Propheten Jonas zu bearbeiten, wo ich ganz einzige Situationen hätte anbringen können; aber aus Furcht, man möchte Aergerniß daran nehmen, gab ich dieſe Idee wieder auf. Nun gerieth ich zufällig über die lappländiſche Chronik, und da fand ich Stoff, der es verdiente dramatiſch behandelt zu werden.

Julie.

O! erzählen Sie uns doch etwas von dem Helden; nur eine kleine Probe!

Baron.

Ja, erzählen Sie, ich bin äuſſerſt neugierig.

Silberbach.

Der Held iſt ein Lappe, und beſchließt, ſeine Landsleute vom fremden Joch zu befreyen. Er erfährt alle möglichen Drangſale, entwiſcht einer harten Gefangenſchaft und wird nun von allen Seiten verfolgt. Nachdem er faſt vor Kälte und Hunger umgekommen iſt, ändert ſich alles auf einmal und er beſteigt glüklich den lappländiſchen Thron. Durch das ganze Stück hindurch bringe ich Scenen aus dem ländlichen Leben an, Converſationen in Bierſchenken, Bärenhetzen, und ſo weiter, alles im neueſten Geſchmack. Das Intereſſanteſte aber iſt eine Liebſchaft des lappiſchen Helden mit einer Lappin und die Scene wo ſie ſich auf einem Kirchhofe den Eyd der Treue

ſchwören. Beſonders habe ich auf den Effect losgearbeitet; daher kommen nicht weniger als drey Ohnmachten darin vor, eilfmal wird gebetet und fünfmal gekniet. Zwey und zwanzig Umarmungen thun auch das Ihrige, kurz, der Zuſchauer muß gerührt werden, er mag wollen oder nicht. Gleich im erſten Auftritt giebts ein fürchterliches Ungewitter mit Donner und Bliz; der Held wird bis auf die Haut naß und klappert entſezlich mit den Zähnen; hier will ich das Mitleiden im höchſten Grade rege machen, und dann fliegen die Schnupftücher, und der Dichter weint Freudenthränen.

Baron.

Das Ungewitter ſoll ſich gewiß gut ausnehmen, ich donnere jezt ganz vortreflich.

Roderigo.

Ich finde Alles herrlich, nur, dünkt mich, fehlen einige Hinrichtungen. Hat der Held keine Frau Mutter, die Sie von den Mauern herabſtürzen, oder keinen Herrn Vater, den Sie hängen laſſen könnten? Blut muß flieſſen, es mag herkommen wo es wolle, wenn Ihr Stück ſchon kein Trauerſpiel iſt.

Silberbach.

Sie haben recht; das giebt noch ein paar gute Situatiönchen.

Baron.

Ich will geſchwind den Donner probiren. (Geht ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Fr. Julie. Felix. Roderigo. Silberbach.

Roderigo.

Ich weiß nicht, ob Sie meinen Freund Felix ſchon kennen?

Silberbach.

Ja, ich habe das Vergnügen, und ich hoffe, wir ſollen noch näher bekannt werden.

Felix.

Sie ſind zu gütig.

Roderigo.

Sie müssen Nachsicht mit seiner Blödigkeit haben, es ist sein erster Ausflug in die Welt. Sein Metier, das er aus Neigung gewählt, und Ihr Umgang wird ihm bald das verschüchterte Wesen nehmen. Es fehlt ihm nichts als die Kunst zu reden, die mit der Kunst ein Buch zu schreiben viel Aehnlichkeit hat. Sein Unglük ist, daß er nur dann spricht, wenn er etwas denkt oder fühlt, da doch die wahre Kunst darin besteht, daß es so aussieht, als dächte man etwas ganz Ausserordentliches, mag man doch wirklich denken oder nicht. Nehmen Sie ihn in die Schule, Herr von Silberbach.

Julie.

Dazu rath' ich auch; Herr von Silberbach wird ihm Liberalität geben.

Roderigo.

Und das ist der erste Schritt zur Humanität.

Silberbach.

Aber sie — aber er hat kein Vertrauen zu mir.

Roderigo.

Das giebt sich; nur piano gegangen, leise aufgetreten.

Felix.

Daran liegt es; die Freundschaft des Herrn Baron ist für mich zu derb, zu breit —

Silberbach (fein).

Aber wer sollte sich auch eingebildet haben, daß ein junger Schauspieler so fein und delikat behandelt zu werden verlangte.

Roderigo.

Das kommt daher, weil er wegen seiner Jugend und seinem Diskant oft Frauenzimmer-Rollen spielt, davon hängt ihm etwas an, und oft ist er nach einer solchen Rolle in Versuchung, sich selbst für das zu halten, was er eben dargestellt hat.

Silberbach (lacht).

Das heiß' ich die Natur verläugnen.

Felix.

Aber der Baron erwartet uns.

Roderigo.

Bald hätt' ich's vergeſſen. Nun ſollen Sie Felix in Weiberkleidung ſehen; wir werden vor dem Herrn Baron ein Duodrama aufführen. Geſchwind zur Toilette.

Julie.

Ah! das iſt allerliebſt.

Silberbach (vor ſich).

Nun wird ſie ſich mir zu erkennen geben.

(Sie gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Baron. Wohlgemuth.

Baron.

Heute werden wir was lernen können. Das ſind nun Schauſpieler von Profeſſion, die wiſſen doch eher Beſcheid als unſer einer.

Wohlgemuth.

Erlauben Eure Gnaden, es ſind ja auch nur Menſchen.

Baron.

Nun das iſt wahr, aber der Unterſchied iſt: ſie ſind Künſtler, und wir nur Kunſt-Liebhaber, was man ſo Dilettanten heißt.

Wohlgemuth.

Verzeihen Ew. Gnaden, ich denke ſo nach meinen einfältigen Gedanken, der Hauptunterſchied iſt der: ſie laſſen ſich's bezahlen, und wir thun's umſonſt.

Baron.

Nein, nein, es iſt anders. Sieht er, die ſpielen mit einer gewiſſen Feinheit, mit Zierlichkeit; alles iſt künſtlich.

Wohlgemuth.

Ich lobe mir die Natur. Wenn einer ſo auf dem Theater einen Juden macht, ſo muß es gerade ſo ſeyn, als hätte man einen Mauſchel vor ſich.

Baron.

Schon recht; nur muß alles veredelt werden.

Wohlgemuth.

Wenn aber nichts Edles an dem ganzen Kerl iſt!

Baron.

Da muß es hineingelegt werden.

Wohlgemuth.

Ja, das möchte wohl ſchwer halten.

Baron.

Wenn er z. E. einen Grafen, oder gar einen König vorſtellen müßte, wie wollt' er's machen? Er iſt doch nie mit ſolchen Leuten bekannt geweſen.

Wohlgemuth.

I nu, ich glaube es würde auch gehen. Wenn man ſo einen blinkenden Stern dahier, und ein breites Band um den Leib hat, iſt man gleich ein ganz anderer Menſch.

Baron.

Aber der Anſtand, das Große, Majeſtätiſche —

Wohlgemuth.

Ach! ich will mir ſchon ein Anſehn geben! Gnädiger Herr, laſſen Sie mich doch einmal einen Potentaten machen, nur zum Verſuch.

Baron.

Nun wart' er nur auf das neue Drama, da ſoll er, wenn zwey Könige drin ſind, einen davon kriegen; jezt wollen wir die Decoration zum heutigen Stück zurechtſchieben.

(Gehen ab. Zur andern Thüre treten herein Felix in Weiberkleidung und Amalie.)

Zweyter Auftritt.

Fräul. Amalie. Felix.

Amalie.

Die Kleidung ſteht Ihnen wie angegoſſen. Wer Sie nicht kennt, muß Sie für ein Mädchen halten.

Felix.

Ich habe eine Schweſter, die mir von Kindheit auf ſehr ähnlich war, ſo daß wir oft unſere Kleider wechſelten und ſelbſt unſere Eltern täuſchten. Daher bin ich auch dieſe Kleider ſo gewohnt, als wären es die meinigen.

Amalie.

Lebt dieſe Schweſter noch?

Felix.

Ja, und ich habe ſie ſo lieb wie mich ſelbſt.

Amalie.

Wie wünſchte ich ſie zu kennen, und ſie zu meiner Freundin zu machen!

Felix.

Wir waren immer nur Eine Seele. Unſere Spiele waren die nämlichen und unſere Arbeiten faſt auch; wir lachten und weinten miteinander. Auch haben wir geſchworen, uns nie zu trennen, kein anderes Verhältniß, kein engeres Band ſoll uns von einander reiſſen.

Amalie.

Aber, wenn ſie nun liebt, und heirathet, wird ſie das nicht kälter gegen ihren Bruder machen?

Felix.

Sie hat mir verſprochen, nie ohne meine Einwilligung zu heirathen.

Amalie.

Und Sie —

Felix.

Daran habe ich noch gar nicht gedacht; was hälfe es mir auch, wo würde ich ein Weib finden, die mich noch lieber hätte als meine Schweſter?

Amalie (ſeufzt).

Aber wie haben Sie ſich von ihr trennen können?

Felix.

Bald werden Sie ſie hier ſehen, oder ich reiſe fort. Heute vielleicht noch ſollen Sie über die Aehnlichkeit zwiſchen uns erſtaunen.

Amalie.

Heute noch? Hier kommt Roderigo; ich wünſche nicht, daß er mich hier träfe. Leben Sie wohl.

(Sie geht hurtig zur Seitenthüre ab.)

Dritter Auftritt.

Felix. Roderigo.

Roderigo.

Wer entwiſchte da ſo eilig?

Felix.

Fräulein Amalie.

Roderigo.

Das arme Malchen! Immer war in allem was ſie that, ein romantiſcher Schwung; aber daß ihr die Phantaſie ſo übel mitſpielen würde, hätte ich nicht gedacht. Ich hoffe, die kleine Beſchämung wird ihr gut ſeyn. Noch eins, weßwegen ich dich aufſuchte; Silberbach wird gleich hieher kommen, ſpanne ſeine Erwartungen auf's Höchſte, mach' ihm einige Hoffnung, und verſprich ihm dich heute zu erkennen zu geben. Ich ſelbſt habe noch vor der Entdeckungs-Scene ein Rendezvous mit der liebenswürdigen Tante, und auch mit dem Couſinchen muß ich noch ein paar Worte ſprechen.

Felix.

Du biſt ſo ruhig, ſo munter, und doch ſteht unſer ganzes Glük auf dem Spiel! Wie kannſt du ſo nahe an dem entſcheidenden Augenblik noch an ſolchen Intriguen Vergnügen finden?

Roderigo.

Beneide mich um mein glükliches Temperament. Ich weiß gar nicht was Sorge, Kummer und Bangigkeit iſt. Gleich ſtelle ich mir den ſchlimmſten Fall vor, und finde ich, daß auch da das Leben noch erträglich bleibt, ſo iſt meine gute Laune wieder da.

Felix.

Der Baron! Ich zittere vor ſeinem Zorn.

Roderigo.

Sey ruhig, ich bitte dich; er iſt gut, und leicht zu verſöhnen. Wir haben ſeine ſtärkſte Leidenſchaft auf unſere Seite gebracht; bald rufen wir Victoria! Laß' uns nur unſere Rollen gut ſpielen.

Vierter Auftritt.

Silberbach. Vorige.

Roderigo.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit Ihrem Eleven allein laſſe; einige nöthige Anſtalten rufen mich ab. (Geht ab.)

Silberbach.

Ach! meine Göttin! (Will ihr die Hand küſſen.)

Felix.

Beſinnen Sie ſich, mein Herr!

Silberbach.

Noch immer ſo grauſam! Zweifeln Sie an der Aufrichtigkeit, an der Ewigkeit meiner Liebe?

Felix.

Es wird eine Zeit kommen, wo Sie dieſe Sprache ändern werden. Wüßten Sie meine Geſchichte —

Silberbach.

Ich brenne vor Begierde ſie zu hören; vertrauen Sie ſich mir an!

Felix.

Nein, ich vermag es nicht, Ihnen ſelbſt zu bekennen —

Silberbach.

O! machen Sie das Glük meines Lebens, ſchlieſſen Sie mir den Himmel auf!

Felix.

Verſchonen Sie mich mit dieſer Bitte — warten Sie — bald, heute noch ſollen Sie wiſſen wer ich bin.

Silberbach.

Und erlauben Sie mir zu hoffen?

Felix.

Das Hoffen verwehre ich Ihnen nicht. Kommen Sie, man wartet auf uns. (Sie gehen ab.)

(Die Baroneſſe und Roderigo kommen zur andern Thür herein.)

Fünfter Auftritt.

Baroneſſe. Roderigo.

Baroneſſe.

Alſo heute noch erfahren wir, wer Sie ſind?

Roderigo.

Was liegt Ihnen daran, meine Gnädige? Roderigo bleibt doch immer der nämliche, heiſſe er wie er wolle. Und werden Sie dann gütiger gegen mich ſeyn?

Baroneſſe.

Aber die Dehors müſſen niemals vernachläſſigt werden. Ach! Roderigo, wären Sie doch ein Cavalier!

Roderigo.

Es thut mir leid, daß das zu meinem Glüke nothwendig iſt. Iſt Ihnen ein treues Herz nicht genug? Wie viel Ahnen ſind nöthig, grauſame Baroneſſe, um Ihr Felſenherz zu erobern?

Baroneſſe.

Undankbarer!

Roderigo.

Aber wenn ich Maltheſer-Ritter wäre?

Baroneſſe.

Alſo Ritter?

Roderigo.

Ich ſetze nur den Fall; Sie kennen doch die traurige Bedingung dieſes Ordens?

Baroneſſe.

Sie verwirren mich; dann müßte ich Sie fliehen, und wer weiß, ob ich es könnte!

Roderigo.

Fliehen! Nein, dann ſoll das Geheimniß nicht über meine Zunge kommen, ich bleibe als Roderigo hier, entſage dem Flitterglanze der Welt und will unerkannt zu Ihren Füſſen leben und ſterben!

Baroneſſe.

Entdecken Sie ſich mir, wer Sie auch ſeyn mögen; mein Herz — meine Schwäche — Sie können nur zu ſehr darauf rechnen.

Roderigo.

Ich will dieſen Augenblik nicht unedel benutzen, groſsmüthige Baroneſſe, laſſen Sie mich ſchweigen und leiden.

Baroneſſe.

Reden ſollen Sie — Wir ſind jezt allein —

Roderigo.

Und würden Sie mir ohne Beweiſe, ohne Zutrauen glauben? Nein, öffentlich in Gegenwart des Barons und Aller, ſollen Sie noch heute meinen Namen und Stand erfahren, und dann über mein Glük oder Unglük entſcheiden.

Sechſter Auftritt.

Julie. Die Vorigen.

Julie.

Liebe Tante, der Onkel ſucht Sie überall.

Baroneſſe (vor ſich).

Keinen Augenblik iſt man ungeſtört. (Laut) Auf Wiederſehen, Herr Roderigo. Kommen Sie, Nichte!

(Sie geht ab. Julie folgt ihr langſam, Karl ruft ſie zurük.)

Siebenter Auftritt.

Julie. Roderigo.

Karl.

Auf ein Wort, gnädiges Fräulein. Das Stük naht ſich mit groſſen Schritten der Kataſtrophe und mir als dem Dichter kommt vor, es fehle noch an Verwiklungen. Wie wäre es, wenn wir uns aus dem Stegreif in einander verliebten?

Julie.

Das läßt ſich hören! Auf wie viel Stunden?

Roderigo.

Was! eine Liebe en migniature? Nein, ich lobe mir eine in Lebensgröße.

Julie.

Deſto beſſer; ich trauete Ihnen nicht ſo viel Geduld zu. Ich ſchlage Ihnen alſo eine complette Liebe vor, eine Leidenſchaft aus den guten alten Ritterzeiten. Knien Sie nieder, ich ſchlage Sie zu meinem Ritter. Ziehen Sie drey Jahre in der Welt herum, und verfechten Sie meine Schönheit. Nach verfloßner Friſt erlaube ich Ihnen die äuſſerſte Spitze meines kleinen Fingers zu küſſen, und in der kälteſten Winternacht vor meinem Fenſter mir eine Serenade zu bringen.

Roderigo.

O herrlich! Geben Sie mir jezt gleich die Accolade.

(Er will ſie umarmen.)

Julie (tritt zurük).

Halt; ſo weit ſind wir noch nicht; Sie haben ja noch die Probezeit zu beſtehen.

Roderigo.

Laſſen wir die romantiſche Liebe; ſie iſt etwas traurig und langweilig. Verſuchen wir es mit der idylliſchen: ſeyn Sie Chloe und ich Damöt.

Roderigo.

Was halten Sie denn von der neumodiſchen ſentimentalen Liebe?

Julie.

Ach, die iſt mir zu künſtlich!

Roderigo.

Nun ſo wollen wir uns eine eigne Liebe erfinden. Was ſchön iſt, iſt liebenswürdig, was liebenswürdig iſt, muß man küſſen, alſo — (er küßt ſie.)

Julie.

Was unverſchämt iſt, verdient Züchtigung, alſo —

(ſie giebt ihm eine Ohrfeige.)

Roderigo.

Sie beſchämen mich; dieſe Gunſtbezeugung habe ich noch nicht verdient.

Julie.

Kommen Sie jezt, junger Herr, löſen Sie den Knoten, ich möchte ihn ſonſt zerhauen. Mich dünkt, wir kennen uns ſchon länger.

Roderigo.

Nur beſcheiden, mein ſchönes Fräulein, das Ende von alle dem errathen Sie doch nicht. Sie haben nur etwas hinter die Couliſſen geſchielt, der Vorhang muß ſich erſt aufthun, und Ihnen die Geheimniſſe enthüllen. (Sie gehen ab.)

Achter Auftritt.

(Die Scene iſt ein kleines Theater. Auf dem Vordergrunde von der Bühne durch einen Vorhang geſchieden ſitzen der Baron, die Baroneſſe, die beyden Fräulein, Silberbach und Wohlgemuth auf Stühlen.)

Baron. Baroneſſe. Fräul. Amalie. Fr. Julie. Herr von Silberbach. Wohlgemuth.

Baron.

Ich bin entſezlich neugierig.

Silberbach.

Wie wird das Stück heiſſen?

Baron.

Hoffentlich wird es noch angeſagt werden.

Roderigo (in Officier Uniform tritt heraus).

Jezt gleich werden wir die Ehre haben aufzuführen: Das Qui pro quo, oder die heimliche Heirath, ein Luſt- oder Trauerſpiel, je nachdem es kommt. (Er verbeugt ſich und geht ab.)

Baron.

Viel verſprechende Titel!

Wohlgemuth.

Am Ende iſt es doch wohl ein Familiengemählde.

Baroneſſe (vor ſich).

Wie ihm die Uniform ſo gut ſteht!

Julie (vor ſich).

Je mehr ich nachſinne, je dunkler wird mir alles.

Amalie (vor sich).

Ich fürchte mich vor der Ankunft seiner Schwester, und doch weiß ich nicht warum?

Silberbach (vor sich).

Ob sie sich nun wohl entdecken wird?

Neunter Auftritt.

(Der Vorhang des kleinen Theaters geht auf.)

Emilie.

(Sie sizt vor einem Arbeitstischchen, den Kopf auf den Arm gestüzt; das Zimmer ist reinlich, aber gering möblirt.)

Emilie (steht auf).

Ich muß, ich muß, meine Pflichten, meine Ruhe, sein Glük, alles, alles fodert es mit tausend Stimmen, und das arme Herz wird betäubt, wird überschrien. Karls Liebe ist mir das Liebste, das Einzige, und doch muß ich mich von ihr losreissen, sollte es auch mein Leben kosten. Einsam und traurig werde ich bald dahin welken, und sein Bild wird mich nie verlassen! Aber er soll freudig die schöne Welt geniessen, der Stolz seiner Familie, die Zierde seines Vaterlandes werden. Keine seiner Hoffnungen und Aussichten soll Emilie zerknicken; ein Vorwurf von ihm, auch wenn er ihn nicht laut werden liesse, wenn ich ihn nur in seinem trüben Auge läse, wie würde er jede Freude mir verbittern. Nie soll Reue und Kummer auf deine heitre Stirn Furchen eingraben! Deine Wangen, auf denen jezt froher Muth und ewiger Scherz blüht, soll keine schmerzliche Erinnerung an vergangnes Glük mit hohler Bläße überziehen. Ich bringe dir ein grosses Opfer, Karl, ach! vielleicht ist es zu schwer für mich! — Wo er nur bleibt; um diese Stunde versprach er zu kommen. Es ist mir so bang, ich zittere, mein Herz klopft so heftig! Ist das deine Stärke? Wie willst du es aushalten können, wenn er gar nicht mehr kommt, wenn er fern von hier vielleicht —

(Sie sinkt zurük in den Lehnstuhl.)

Zehnter Auftritt.

Roderigo. Emilie.

Karl.

Meine Emilie! Meine theuerſte Emilie!

Emilie.

Karl!

Karl.

Dein Geſicht ſchwimmt in Thränen! Du biſt blaß und zitterſt? Was iſt das? Was ſoll das bedeuten?

Emilie.

Laß dich meine Schwäche nicht erſchrecken. Ich habe lange ſchon mit mir ſelbſt gekämpft, und endlich, endlich iſt mir der ſchwere Sieg gelungen. Wir müſſen uns trennen, Karl, ich ſpreche dich los von deinem Verſprechen; fliehe, ich bitte dich, fliehe weit von hier —

Karl (er ergreift ihre Hand).

Emilie!

Emilie.

Vergieb mir dieſe Thränen, ſie dürfen dich nicht zurükhalten. Deine Pflicht, dein Vater; nie wird er in eine Verbindung mit mir einwilligen, mit der verlaßnen Waiſe, ohne Rang, ohne Vermögen; er würde uns fluchen, und du würdeſt elend ſeyn.

Karl.

Und was glaubſt du, daß ich ohne dich ſeyn würde? Giebt es denn für mich ein Glük als in dir, mit dir! O Emilie, du willſt aus Pflichtgefühl mir entſagen, und bedenkſt nicht, daß es kein engeres, heiligeres Band giebt als die Liebe! Jeder Gedanke von Trennung iſt Verrath wider mich und dich ſelbſt. Fühlteſt du ſo wie ich, daß unſer beſſeres Leben nur Liebe iſt; nur Trennung würde dir das Schrekklichſte ſeyn. Emilie! meine Emilie!

(Er kniet vor ihr nieder und verbirgt ſeine Augen mit beyden Händen.)

Emilie (zieht ihn zu ſich).

Kann ich denn von dir laſſen?

Karl.

Und nun verſprich mir jedem Gedanken dieſer Art zu entſagen. Morgen werden unſere Hände vereint, wie es unſere Herzen ſchon längſt waren. Dann eilen wir nach Eichthal zu unſerm Vater und bitten ihn um ſeinen Segen.

Baron.

Was bedeutet das?

Karl.

Mir fällt ein guter Gedanke ein. Du weißt ſeine Liebhaberey für's Theater; führen wir uns als Schauſpieler bey ihm ein, da er mich nach ſo langer Abweſenheit nicht mehr kennen kann. Wir ſpielen dann unſere eigene Geſchichte vor ihm, und wenn er davon gerührt iſt, ſo fallen wir ihm zu Füſſen und bitten um ſeine Verzeihung.

(Karl und Emilie bergen herunter und treten vor den Baron.)

Karl.

Beſter Vater, geben Sie uns Ihren Segen!

Emilie.

Verzeihen Sie Ihrem Sohn!

Baron.

Aber ſpielt ihr denn nicht Komödie?

Karl.

Nein, diesmal iſt es eine wahrhafte Begebenheit; ich bin Ihr Karl, und hier iſt meine Gattin, die Tochter eines braven Officiers, der neben mir in der Schlacht fiel.

Baron.

Wirklich ſchon ohne mein Wiſſen verheirathet? Das iſt zu arg!

(Karl umarmt ſeine Schweſter und beſomplimentirt die Tante und Couſine.)

Emilie.

Verzeihen Sie ihm, lieber Vater!

Baron.

Ihr ſeyd alſo nicht auf dem Theater zu brauchen?

Karl.

Haben wir denn unſere Sache gut gemacht? Wenn Sie uns haben wollen, ſo quittire ich meinen Dienſt, bleibe bey Ihnen, und wir ſpielen alle Tage Komödie.

Baron.

Topp! unter dieſer Bedingung iſt alles vergeben und vergeſſen. (Er umarmt beyde.) Deine Emilie ſoll im nächſten Stück die Haupt-Rolle haben, und du wirſt dich, denke für lockere Paſſagiere, mißrathene Söhne und dergleichen, herr[illegible]cken!

Karl (zur Tante).

Verzeihen Sie Roderigo'n, daß er zwar kein A[illegible]ieſer-Ritter, aber Ihr Neffe und ſchon auf immer gebunden

Baronesse (mit vetterlichem Ton).

Sie merkten ja wohl, daß ich Sie gleich kannte, und Ihren Scherz nur erwiederte.

Emilie (zu Amalien).

Hier ſehen Sie nun Felix Schweſter vor ſich, die ſich Ihrer ſchweſterlichen Freundſchaft empfiehlt.

Amalie (umarmt ſie).

Ich ahndete gleich, daß mir Felix noch theuer werden würde.

Karl (zu Silberbach).

Ich habe die Ehre in dem jungen Felix Ihnen meine Frau vorzuſtellen.

Silberbach (zu Julien).

Sie ſtacken wohl auch mit unter der Decke?

Julie.

Nein, ich legte eine eigne Mine an, ſie wurde aber geſprengt.

Karl.

Nun Couſinchen, was wird nun aus unſerer neu erfundenen Liebe? Sie ſind mir aber noch Revanche ſchuldig.

(Er küßt ſie.)

Julie.

Jetzt bin ich wieder im Vortheil, nehmen ſie ſich in Acht.

Baron.

Was habt ihr denn da für Heimlichkeiten unter einander? Karl ſoll mir alles der Reihe nach erzählen, und Silberbach eine Poſſe daraus machen.

Wohlgemuth (der horchend an der Seite geſtanden)

Wenn ich nur wüßte, ob es Ernſt wäre oder alles nur Spaß!

Luſtſpiele.

2.

Coquetterie

und

Liebe

in

drey Aufzügen.

Bern und Zürich bey H. Geßner.
1802.

Coquetterie

und

Liebe,

ein Luſtſpiel

in

drey Aufzügen.

Personen:

Cornelius.
Sophie, } seine Nichten.
Charlotte, }
Eduard Felseck.
Graf Schill.
Williams.
Nannchen, Kammermädchen.
Tom, in Williams Diensten.

(Die Scene spielt in Cornelius Hause.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Charlotte, Nanntchen.

(Charlotte iſt noch an der Toilette.)

Charlotte.

Ein anderes Band, Nanntchen, für das rothe bin ich heut zu blaß. Hurtig, hurtig, Mädchen, du biſt langſamer als je.

Nanntchen.

Und Sie ungeduldiger als gewöhnlich.

Charlotte (ſieht ſich im Spiegel).

Ich ſehe abſcheulich aus. Findeſt du es nicht auch?

Nanntchen.

Das fragen Sie den Herrn Grafen, wenn er kommt.

Charlotte.

War er ſchon hier?

Nanntchen.

Nein, aber Hr. Williams hat ſich ſchon in aller Frühe bey Mamſell Sophien melden laſſen, iſt aber nicht angenommen worden.

Charlotte.

Der Narr!

Nanntchen.

Er ſah bitter böſe aus, als ich ihn abwies, und ſtieß ein paar Worte heraus, die ich aber zum Unglük nicht verſtand.

Charlotte.

Sophie verdirbt ihn; ſie läßt ihm zu viel hingehen; er hat vor gar nichts Reſpect, und thut und ſpricht, was ihm einfällt. Gegen die Weiber iſt er unartig, gegen die Männer grob und beleidigend.

Nanntchen.

Ich habe ihn ſchon Stundenlang, ohne daß er einen Laut von ſich gab, unbeweglich vor dem Camin ſtehen ſehen, die Augen ſtarr auf den Boden geheftet; dann auf einmal ward er unmäßig luſtig, ſprang über Tiſch und Stühle, und ſchlug Purzelbäume und Räder.

Charlotte.

Seine Unterhaltung iſt eben ſo fein; er erzählt von den Künſten ſeiner Pferde, wie viel Preiſe ſie in den Wettrennen davon getragen, oder von ſeinen Reiſen, von den Schönen in Venedig und Paris, und von Allem ſpricht er in dem nemlichen wegwerfenden Ton.

Nanntchen.

Seine Figur iſt ganz artig, aber auf ſein Geſicht braucht er ſich nicht ſo viel einzubilden.

Charlotte.

Und doch hat er einen leichten freyen Anſtand, eine Tournure wie keiner.

Nanntchen.

Aber wie iſt er eitel! Immer ſteht er vor dem Spiegel, und zupft an dem aufgethürmten Halstuch.

Charlotte.

Und doch ſteht ihm alles vortreflich.

Nanntchen.

Und doch iſt er artig, und doch iſt er ſchön, und doch iſt er liebenswürdig!

Charlotte (lacht).

Du biſt eine Närrin.

Nanntchen.

Da iſt der Graf Schall ein anderer Mann, immer galant, immer unterhaltend.

Charlotte.

Schweig mir vom Grafen, er ſtudirt eine Stunde lang auf ein Impromptu, und giebt dann zuerſt das verlaute Zeichen

des Beyfalls. Für eine jede hat er einen eigenen Ton, und wechselt die Farben wie ein Chamäleon.

Nannchen.

Was sagen Sie denn von Herrn Felseck? Ich bin begierig, was Sie an dem auszusetzen haben.

Charlotte.

Nichts, als daß er überall der erste und der einzige seyn möchte. Er bittet um Liebe die Pistole in der Hand, und sieht immer aus, als dächte er, wenn Sie nicht wollen, Mademoiselle, so lassen Sie es bleiben.

Nannchen.

Nun, so wird wohl der stille Herr Van Husen nach Ihrem Geschmacke seyn?

Charlotte.

O der ist ein ächtes Bild der Resignation. Wenn man ihm Sottisen sagt, so küßt er die Hand, und sieht man ihn einmal freundlich an, so weiß er sich gar nicht in sein Glük zu finden.

Nannchen.

Er giebt sicher einen guten Ehemann.

Charlotte.

Ja, für eine Pfarrerstochter von Taubenhayn.

Nannchen.

Wir haben nun wohl alle, die unser Haus besuchen, die Musterung passiren lassen, und keiner hat Gnade vor Ihnen gefunden; aber Sie werden bald anders sprechen müssen. Ihr Herr Onkel —

Charlotte.

Mit dem werde ich wohl fertig; ich gebe ihm sicher eher eine Frau als er mir einen Mann. (Sie steht auf.) Über dem Geschwätz ist unvermerkt die Zeit verstrichen, und meine üble Laune ist auch fort. Geh jezt nur, du wirst noch mancherley zu besorgen haben.

Nannchen.

Glauben Sie, Herr Cornelius ließe mich nur eine Hand anlegen? Bewahre! mit dem ersten Hahnengeschrey ist er schon aufgestanden, und nun Treppʼ auf Treppe nieder, und niemand hat ihm etwas zu Dank machen können. Den Saal hat er selbst mit Blumen-Guirlanden verziert, und Mamsell Sophiens Name soll transpirant brennen, oder, wie es heißt: Schon ganz frühe hat er ihr zu ihrem Geburtstag Glük gewünscht.

Charlotte.

Er hat Recht, daß er Sophien lieber hat als mich; sie erträgt alle seine Schwächen mit Langmuth, und ich necke ihn nur. (Nannchen geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Charlotte, Eduard Feldeck.

Charlotte.

Haben Sie Sophien schon begrüßt?

Eduard.

Noch nicht.

Charlotte.

So gehen Sie geschwind zu ihr; ich hoffe, Sie haben irgend ein Wünschchen auswendig gelernt, so etwas von Lieben und Trieben, und solchen hübschen Sächelchen. Seyen Sie artig und gehen Sie.

Eduard.

Nicht doch, ich spare meine Muse auf Ihr Hochzeitsfest; da will ich den Pegasus besteigen, und das beneidenswerthe Glük Ihres Ehegemahls in allen Weisen und Füssen besingen.

Charlotte.

Das thun Sie ja nicht, Ihre Füsse möchten hinken.

Eduard.

Fürchten Sie, es möchte von übler Vorbedeutung seyn?

Charlotte.

Seyen Sie ja demüthig und freundlich gegen mich, und suchen Sie meine Allianz, sie könnte Ihnen nöthig seyn.

Eduard.

Meine Waffen ſind nur defenſiv; ich ſtreite nur für meine Unabhängigkeit.

Charlotte.

So wären Sie doch der Sklave Ihres Stolzes. Aber das iſt nur Großprahlerey, ſchon tragen Sie die Feſſeln, die Sie ſchmähen, Sie ſehen ſie aber noch nicht, weil man ſie noch locker läßt, und Ihnen erlaubt, damit zu ſpielen.

Eduard.

Spielen? Ganz recht, bey Euch iſt alles nur Spiel, und obendrein ſpielt Ihr falſch; denn es giebt mehr Nieten als Gewinner, und das groſſe Loos kömmt gar nicht heraus.

Charlotte.

Begnügen Sie ſich mit einer Ambe oder einem Auszug, und gönnen Sie andern auch etwas.

Eduard.

Ich kenne einen, der ſchon lange in Ihre Herzenslotterie geſezt hat, aber noch immer durchgefallen iſt.

Charlotte.

Und wer iſt das? Sagen Sie hurtig. Doch nicht Sie ſelbſt?

Eduard.

Verzeihen Sie, ich liebe nicht Hazardſpiele. Der unglückliche Spieler, von dem ich ſprach, iſt mein Freund Van Huſen.

Charlotte.

Ah, mein unterthäniger Verehrer hat es gewagt, ſich bey Ihnen über meine Härte zu beklagen? Er ſoll dafür büſſen, der Undankbare! Wie, erwärmt er ſich nicht täglich an den Strahlen meiner Augen? Trinkt er nicht den Nektar meiner Blicke? Und ſoll nicht ein ächter Liebhaber von Seufzern leben?

Eduard.

Er wünſcht ſich eine etwas ſolidere Nahrung. Aber ſagen Sie mir ernſthaft, wenn es Ihnen anders möglich iſt, was darf er hoffen? Was haben Sie mit ihm vor? Sein Glük liegt mir am Herzen.

Charlotte.

Was das hoffen anlangt, ſo iſt das einem jeden unverwehrt.

Eduard.

Das iſt keine Antwort.

Charlotte.

Sie hatten alles gern ſchwarz auf weiß; fragen Sie alſo nur näher und beſtimmter.

Eduard.

Fühlen Sie etwas für Van Huſen?

Charlotte.

Nichts das ich wüßte; auſſer zuweilen, wenn er bey mir iſt, Hang zum Gähnen.

Eduard.

Könnten Sie mit ihm leben?

Charlotte.

Ich glaube ja, wenn nur er und ich in der Welt wären; aber dann lebte ich eigentlich nur mit mir ſelbſt; denn er iſt nichts als mein Schatten und Echo. Wenn ich traurig bin, ſo ſchreibt er Nachtgedanken; ſieht er mich luſtig, ſo pfeift er Gaſſenhauer, und macht Entrechats.

Eduard.

Sie übertreiben. Van Huſen iſt ein allgemein geſchätzter und, ſeine Schwäche für Sie abgerechnet, —

Charlotte.

Ganz vernünftiger Mann, wollten Sie ſagen. Schon recht, ſeine Firma mag gut ſeyn; aber taugen wir beyde deßhalb zu einer Eheſtandscompagnie? Lieber Herr, das Kuppeln iſt eine undankbare Arbeit, bedenken Sie ſich lieber ſelbſt.

Eduard.

Ich merke wohl, ich bin mit meinen Erkundigungen zu früh gekommen, die Conſtellation iſt noch nicht günſtig, laſſen Sie uns davon abbrechen.

Dritter Auftritt.

Vorige, Cornelius.

Cornelius.

Sieh', da ſind die jungen Leutchen beyſammen, und wie es ſcheint, in tiefem Geſpräch. Was brütet Ihr zuſammen aus?

Charlotte.

Wir handelten nur einige Kapitel aus dem Buch der Liebe ab, haben uns aber über die Leſeart nicht vereinigen können.

Eduard.

Mademoiſelle Charlotte überſetzt etwas zu frey.

Cornelius.

Ihr habt Euch von Kindheit an immer mit einander herumgeneckt, und doch fand man Euch immer beyſammen. Aber wo iſt Sophie?

Charlotte.

Ich glaube, ſie hat Beſuch.

Cornelius.

Heute wollen wir luſtig ſeyn, Kinder, es muß auch getanzt werden.

Charlotte.

Geben Sie uns einen Maskenball, Onkelchen, das giebt doch Spaß, und es geht nichts über Maskenfreyheit.

Eduard.

Man wird Ihre Maske an der Zunge erkennen.

Cornelius.

Kommt Ihr ſchon wieder an einander? Nur zu, ſtreuet nur den andern Staub in die Augen, mich führt Ihr nicht an

Charlotte.

Was meynen Sie damit, lieber Onkel?

Cornelius.

Gar nichts, ganz und gar nichts, ich habe nichts gemerkt, ich bin ſtockblind. Schon recht, aber die Zeit wird's ausweiſen, vielleicht heute noch.

Eduard.

Sie ſprechen in Räthſeln, ich muß aber gehen, und Sie bleiben mir die Erklärung ſchuldig. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Charlotte, Cornelius.

Charlotte.

Erklären Sie sich doch näher über das, was sich sobald ausweisen soll, ich bin entsezlich neugierig darauf. Ein Mann von Ihrem Scharfsinn liest nicht nur in den Augen, sondern auch in den Herzen.

Cornelius.

Du und deine Schwester, Ihr seyd beyde liebe, gute Mädchen; aber Ihr macht mir viele Sorgen. Ich werde alt, und fange an hinfällig zu werden, und mein sehnlichster Wunsch ist, Euch wohl versorgt und verwahrt zu sehen.

Charlotte.

Und was fehlt uns jezt in Ihrem Hause, unter Ihrer Aufsicht?

Cornelius.

Alles gut. Ihr habt Vermögen, Ihr bekommt noch mehr von mir; aber was ist das? Mädchen sind Güter auf der See; es giebt Klippen und Sandbänke; die einzige sichere Assecuranz für sie ist der Ehestand.

Charlotte.

Ach diese Assecuranz ist etwas zu kostbar.

Cornelius.

Ihr möchtet gern Alles geniessen, und gar nichts aufopfern. Mit dieser Flüchtigkeit, mit Euerer Unentschlossenheit habt Ihr schon eine Menge Freyer schüchtern gemacht und vertrieben. Aber es ist Ziererey dabey, Ihr seyd nicht so unempfindlich und gleichgültig, als Ihr mich glauben machen wollt.

Charlotte.

Wie! Haben Sie auch mich in Verdacht? Und wer wäre denn der glückliche Gegenstand meiner Anbetung?

Cornelius.

Ich glaube, du willst mich auf die Probe setzen, Mädchen, daraus wird nichts.

Charlotte.

Iſt es ein Grauſamer? Beantworten Sie mir nur das.

Cornelius.

Darüber kannſt du dich beruhigen, ich weiß von guter Hand, daß er ſterblich in dich verliebt iſt.

Charlotte.

Hat er ſich Ihnen etwa entdeckt?

Cornelius.

Das nicht, dazu iſt er zu verſchloſſen, zu furchtſam.

Charlotte (für ſich).

Er macht mich neugierig. (Laut) Und woraus ſchlieſſen Sie es ſonſt?

Cornelius.

Aus Mienen, aus Blicken, aus einzelnen Worten, aus ſeinem ganzen Betragen gegen dich und Andern, kurz, meine Symptomen trügen mich nicht.

Charlotte (für ſich).

Sonderbar! (Laut) Kommt er oft in unſer Haus?

Cornelius (für ſich).

Jezt giebt ſie es näher. (Laut) Du ſiehſt ihn täglich.

Charlotte.

Iſt er jung?

Cornelius.

Beynahe zu jung.

Charlotte.

Foltern Sie meine Neugierde nicht länger, nennen Sie ihn.

Cornelius.

Als ob du ihn nicht ſchon wüßteſt! Es iſt mein ehmaliger Mündel, Eduard Felseck.

Charlotte.

Eduard? Warum nicht gar.

Cornelius.

Jezt ziehſt du dich wieder zurück, nach deiner gewöhnlichen Manier, aber das hilft dir bey mir nichts. Wäre ich mit Sophien eben ſo im Klaren, als wie mit dir, ſo hätten wir heute noch zwey Verlobungen.

Charlotte.

Aber Sie irren ſich, laſſen Sie ſich nur bedeuten.

Cornelius.

Eduard liebt dich, das habe ich ſchon bemerkt, als er noch ein kleiner Junge war.

Charlotte.

Aber wenn das auch ſo wäre, folgt daraus, daß ich ihn wieder liebe?

Cornelius.

Ach, wen ſollteſt du denn ſonſt lieben? Je näher man es bey Euch trifft, deſto hitziger widerſprecht Ihr. Überlaß das Ganze mir, ich kenne dich und deine Schweſter aus dem Grund, und weiß, was Euch gefällt und dienlich iſt. Ich muß aber jezt fort, es iſt noch ſo viel im Hauſe zu beſorgen, und ohne mich rückt nichts von der Stelle. (Er geht, wendet aber wieder um und lacht.) Ich muß doch lachen, daß Ihr Euch alle einbildet, ich ſähe und merkte auch gar nichts. (Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Charlotte allein.

Charlotte.

Ha, ha, ha, der gute Onkel, er iſt wieder einmal ſo innig überzeugt, ins Schwarze geſchoſſen zu haben, und trifft doch ſo weit vom Ziele. Aber wunderlich wäre es, wenn ich wider mein Wiſſen und Willen einen ſo alten Liebhaber hätte! Wahrſcheinlich iſt das auch ſo eine Grille des Alten Ich glaubte Eduard auf einer andern Spur. Doch, was kümmert mich das, mich intereſſirt nur mein trotziger Engländer.

Sechſter Auftritt.

Charlotte, Sophie.

Sophie.

Guten Morgen, liebe Lotte, ſchon in Galla! Du biſt heute früh.

Charlotte.

Alles dir zu Ehren. War der Tolle ſchon bey dir?

Sophie.

Wen meyneſt du? Ich fürchte, es ſpukt im Gehirn von mehr als einem unſerer Verehrer.

Charlotte.

Wen ſollte ich meynen als den milzſüchtigen Inſulaner, dieſen ächten Sohn des Spleen.

Sophie.

Der Himmel verhüte, daß Ihr ein Paar werdet, denn Euere Nachkommen würden die irrende Ritterſchaft wieder aufbringen, und den geſunden Verſtand zum Duel herausfodern.

Charlotte.

Geſtern Abend gefiel er mir überaus. Er trug deine Farbe, hellblau und ſchwarz, was ihm ſo gut ſteht, und noch nie war er ſo allerliebſt unartig.

Sophie.

Ich wette darauf, wenn er artiger wäre, du fändeſt ihn unausſtehlich.

Charlotte.

Was mir an ihm gefällt iſt, daß er mich nicht leiden kann; und was ich an ihm achte, iſt ſeine Liebe zu dir.

Sophie.

Zum Glük ſind deine Neigungen nicht magnetiſch, und ändern ſich mit dem Mondswechſel.

Charlotte.

Eine Neuigkeit muß ich dir ſagen, der Onkel will mich in aller Eile verheurathen, und rathe mit wem.

Sophie.

Wahrſcheinlich mit ſich ſelbſt.

Charlotte.

Mit dem ernſthaften Eduard.

Sophie.

Ich wünſche dir Glük dazu.

Charlotte.

Nein, nein, Schweſterchen, übereile dich nicht, es hat noch Zeit. (Ein Bedienter meldet den Grafen Schall.) Er ſoll nur kommen. Ich will aber das tête à tête nicht ſtören, und laſſe dich mit ihm allein. (Sie geht zu einer Seitenthüre ab.)

Siebenter Auftritt.

Sophie, Graf Schall.

Schall.

Mademoiſelle, ich hoffe, ich bin der erſte, der Ihnen zum feſtlichen Tag Glük wünſcht.

Sophie.

Der erſte, nein, das ſind Sie nicht, mein Onkel hat Ihnen ſchon den Rang abgelaufen.

Schall.

Er iſt der Einzige, dem ich ihn gern abtrete.

Sophie.

Sie haben Ihre Abreiſe noch aufgeſchoben, wie mir meine Schweſter geſagt hat.

Schall.

Sie wiſſen, daß ich hier Geſchäfte zu betreiben habe; wider meine Erwartung ziehen ſie ſich in die Länge, und nur ihre Beendigung wird meine Abreiſe beſtimmen. Auch gefalle ich mir hier ſo wohl, daß ich noch nicht begreife, wie ich mich von Allem was mich hier feſſelt, wieder losreiſſen will. Ich habe in Ihrem Hauſe die feinern geiſtigern Genüſſe des Lebens kennen gelernt, nur Schade, daß der verwöhnte Menſch ſich bald nach mehr ſehnt, und ihm die Gegenwart dadurch verbittert wird.

Sophie.

Die Ungenügſamkeit, dieſe Begierde nach fremdem und verſagtem Gut, die Euch Männern ſo eigen iſt, iſt wohl mehr Unſtetigkeit und Ekel vor dem, was man ſchon hat, als Sehnſucht nach etwas Beſſern.

Schall.

Nur wenige beſitzen eine ſo glükliche Gemüthsruhe wie Sie, ſchöne Sophie. Frey vom Sturm der Leidenſchaften, die uns andere arme Sterbliche zerwühlen, pflücken Sie überall nur Blumen und ſammeln Honig ein; der Stachel, der uns ſticht, trifft Sie nicht, und kein häßlicher Miſſton kann Ihre Seele berühren.

Sophie.

Und wer ſagt Ihnen, daß ich dieſe heilige Ruhe genieße? Einem Weib iſt es nicht erlaubt den innern Aufruhr des Gemüths durch Worte Luft zu machen; unſere Meynungen, unſere ſtillen Wünſche müſſen wir in unſerer Bruſt verſchlieſſen.

Schall.

Sie eröffnen mir da eine ganz neue Anſicht von ſich, und das Bild, das nach und nach von Ihnen in mir entſtand, paßt darauf nicht. Noch ehe Sie mir nähern Zutritt verſtatteten, beobachtete ich Sie in den glänzenden Geſellſchaften wie im engern Kreis der Bekannten. Ueberall fand ich Sie die nemliche, gleich gefällig, gleich artig gegen jedermann, jung oder alt. Anfangs trauete ich nicht, und gab ſchärfer Achtung; aber nirgends konnte ich in Ihrem Betragen gegen die Männer, die Sie umringten, einen Vorzug oder eine Auszeichnung bemerken; gleichgültig wandten Sie ſich von dem einen weg, und liehen Ihr Ohr einem andern. Sie iſt blos Geiſt und Vernunft, ſagte ich zu mir ſelbſt; ihr Herz hat nicht die gewöhnlichen Bedürfniſſe der Mittheilung und einer engern Verbindung; da ſah ich aber einmal beym Anhören einer rührenden Geſchichte eine Thräne in dem ſchönen Auge blinken, und nun ſuchte ich Ihren nähern Umgang. Sie hatten die Güte mich freundlich aufzunehmen; ich ward durch die Bekanntſchaft Ihres Herrn Onkels ein Freund vom Hauſe, und hatte jezt Gelegenheit in Ihren häuslichen Verhältniſſen die ſprechendſten Beweiſe von Wohlwollen und ſchweſterlicher Zuneigung wahrzunehmen; nie aber ſah' ich eine weiblichere Annäherung zu einem Ihrer Be-

kannten. Und ſo ſetzte ſich endlich die Ueberzeugung bey mir feſt, daß Ihre ernſte Seele nur für Freundſchaft empfänglich ſey.

Sophie.

Das Männerauge iſt zu flüchtig, um das zarte Gewebe eines weiblichen Herzens zu durchſchauen, und den verborgenen Keim der Neigung darin zu entdecken. Ihr nähert Euch uns unter dem Mantel der Freundſchaft, Ihr ſchenkt uns ein erdichtetes Vertrauen, und macht uns dadurch nach und nach treuherzig. Mit künſtlichen Worten und geſchiktem Belauern unſerer ſchwachen Momente, ſchleicht Ihr Euch an unſer Herz heran, und dann führt Ihr mit ſchlauer Kälte den erwünſchten Augenblick herbey, wo die gutmüthige Thörin Euch ihr Geheimniß geſteht.

Schall.

Wie Ihnen der Zorn ſo herrlich ſteht! Und doch, wer hat wohl weniger Urſache, eine ſolche ſchwere Klage über uns zu führen, als Sie! Ein Blick, ein Wort, der leiſeſte Wink von Ihnen würde den ſtolzeſten Sterblichen glüklich machen; wie gern würde er ſeine eitle Freyheit mit der ſüſſeſten Sklaverey vertauſchen. Aber Sie fodern nur Weihrauch und Opfer.

Sophie.

Wenigſtens verlange ich keine blutigen; aber ich begreife nicht, Herr Graf, warum Sie ſich der Sache ſo warm annehmen. Ein ſo feiner Menſchenkenner, wie Sie, und ein ſo aufrichtiger Freund, wie ich mir ſchmeichle, ſollte mir eher von der Liebe abrathen.

Schall (geräth etwas in Verlegenheit, faßt ſich aber ſchnell).

Und ſollte es nicht dem Freund erlaubt ſeyn, das Herz der Freundin theilnehmend zu erforſchen?

Sophie.

Erforſchen? Ah! Alſo nur ſondiren wollten Sie mich, das iſt etwas anders. Wie kamen wir aber auch zu dem wunderlichen Geſpräch?

Schall.

Verzeihen Sie, wenn es Ihnen mißfallen hat. Zur Strafe entferne ich mich, und gehe Ihrer Mademoiſelle Schweſter meine Aufwartung zu machen.

Sophie.

Sie würden ſehr übel empfangen werden, wenn ſie das wüßte. (Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Sophie allein.

Sophie.

Wenn das Kunſt war, Herr Graf, ſo habe ich Sie mit Ihren eigenen Waffen geſchlagen. Dieſe ſuperfeinen Herren verrathen ſich eben durch ihr weites Ausholen, durch ihre verſteckten Wendungen, und durch gar zu leiſes Auftreten. Doch iſt es nicht möglich, daß ich ihm Unrecht thue? Vielleicht iſt dies Anſichhalten, dieſe Beſorgniß eine Blöſſe zu geben, die nothwendige Folge eines vieljährigen Lebens in der groſſen Welt. Einem Manne von ſeinen Verhältniſſen muß nichts fürchterlicher ſeyn, als nur die Möglichkeit abgewieſen zu werden, und ſich lächerlich zu machen. Und dann, armer Graf, dann haſt du ſchon viel von mir leiden müſſen; das iſt aber nicht der Weg zu meinem Herzen.

Neunter Auftritt.

Sophie, Williams.

Williams.

Miß Sophie, ich wollte Ihnen ſchon früher meine Glückswünſche bringen, allein, man hat mich vor Ihrer Thüre abgewieſen.

Sophie.

Es iſt mir leid, aber wer hieß Ihnen zu ſo einer ungelegenen Zeit kommen.

Williams.

Ich habe das Unglück Ihnen immer ungelegen zu seyn.

Sophie.

Haben Sie nichts Neues, keine Briefe von zu Hause?

Williams.

Nein, Miß.

Sophie.

Sie bringen eine angenehme Laune mit. Was fehlt Ihnen?

Williams.

Spotten Sie nur. (Nach einer kurzen Pause) Wenn ich nur den eingebildeten Tropf nicht mehr hier sehen müßte!

Sophie.

Wen beehren Sie mit diesem Titel? Doch nicht den Grafen?

Williams.

Wen sonst? Ich traf ihn eben auf der Treppe, er sah' so zufrieden, so selbstgefällig aus. Alles ist mir unausstehlich an ihm; seine Höflichkeit, sein Lächeln, seine Manieren. Doch, ich habe vergessen, wie sehr er in Ihrer Gunst steht.

Sophie.

Sie sind unartig, Williams.

Williams.

Verzeihen Sie, Sophie, ich bitte Sie, verzeihen Sie mir. Meine verdammte Hitze! Aber bedenken Sie auch, wie es mich kränken muß, lauter mir verhaßte Gesichter bey Ihnen anzutreffen.

Sophie.

Aber alles ist Ihnen ja verhaßt, selbst die Gegenwart meiner Freundinnen, meiner Schwester macht Sie übler Laune; Sie mögen sogar meinen Hund nicht leiden, und mein Papagey ist Ihnen oft im Wege.

Williams.

Miß, werden Sie mir wohl eine Gefälligkeit abschlagen?

Sophie.

Lassen Sie hören.

Williams.

Sie ſprachen neulich von einer Antike, einem ſchönen Meduſenkopfe, den Sie bey einem Kunſthändler geſehen hatten, und Sie äuſſerten Ihr Wohlgefallen daran. Hier iſt er, nehmen Sie ihn von mir an, Sophie.

Sophie.

Wozu die Brillianten? Welche Verſchwendung! Aufrichtig, was koſtet Ihnen der Ring?

Williams.

Nichts, eine Kleinigkeit — tauſend Pfund.

Sophie (giebt ihm den Ring wieder zurück).

Nehmen Sie, Williams, ich kann keine Geſchenke von Ihnen annehmen, am wenigſten aber von ſolchem Werth.

Williams.

Ich werde böſe, Sophie, wenn Sie ſo eine Bagatelle ausſchlagen. Sie müſſen — Sie müſſen nehmen.

(Er will ihn ihr anſtecken.)

Sophie (zieht die Hand zurück).

Verſchonen Sie mich damit, ein für allemal.

Williams.

Sie machen mich raſend, wenn Sie ihn verſchmähen; ich bitte Sie auf meinen Knien darum. Seyen Sie nicht ſo hartherzig. (Er will vor ihr knien.)

Sophie.

Wenn Sie mir eine Scene machen wollen, ſo zwingen Sie mich, Sie zu verlaſſen. (Sie will gehen.)

Williams.

Bleiben Sie, bleiben Sie; Sie behandeln mich wie ein Kind. (Er legt den Ring unvermerkt auf einen Tiſch.)

Zehnter Auftritt.

Vorige, Charlotte, Cornelius.

Cornelius.

Gut, daſs ich Sie hier treffe, Herr Williams, ich hoffe, Sie bringen den feſtlichen Tag mit uns zu. Sie finden dieſen

Mittag niemand als ein paar gute Freunde, den Grafen Schall und Herrn Felseck.

Williams (unmuthig und hastig).

Sehr verbunden, sehr verbunden.

Cornelius.

Auf den Abend wird getanzt, und Charlotte besteht darauf, daß es mit Masken seyn soll.

Charlotte (zu Williams).

Studieren Sie ja auf etwas recht wunderliches. Eine Hamlets-Maske ist zu gemein, sie müßte Ihnen aber heute gut lassen, denn Sie sehen verzweifelt griesgrämisch aus. Kommen Sie lieber als Hotspur oder als rasender Roland. Aber Sie hören gar nicht.

Williams.

Doch, doch, Sie sprachen von Masken. (Für sich) Ich wollte, daß sie und der Alte —

Charlotte.

Oder wollen Sie lieber in der Gestalt eines Zephirs oder eines Seufzers erscheinen, oder als ein Büssender, oder als Herkules mit dem Spinnrocken unter dem Arm? Aber reden Sie doch, was ist Ihnen? Sie gebehrden sich wie ein Verzweifelnder!

Sophie.

Laß ihn, er hat seinen gewöhnlichen Anfall von Menschenscheue.

Charlotte.

Sicher ist ein kleiner Zwist unter Euch vorgefallen; ich biete großmüthig meine Vermittlung an. Helfen Sie, Onkel, die jungen Leute miteinander versöhnen, sonst haben wir einen stürmischen Tag.

Cornelius.

Von Herzen gern. Wer bietet zuerst die Hand zum Frieden? Sophie, sag' ihm ein freundliches Wort.

Charlotte.

Nein, nein, so geht es nicht, der junge Herr muß erst

zum Kreuz kriechen. (Sie führt ihn zu ihr.) Kommen Sie, beugen Sie Ihr stolzes brittisches Knie, empfangen Sie dafür diesen schönen Lohn. (Sie giebt ihm Sophiens Hand zu küssen.) Und nun machen Sie wieder ein freundliches Gesicht.

Williams (zu Sophien).

Die Laune Ihrer Schwester verschafft mir, was Sie mir sonst versagt haben würden.

Charlotte.

Aber bald hätte ich vergessen, weswegen ich gekommen bin. Williams, wir reiten noch vor Tisch mit einander aus, ich will Ihren Wettrenner probiren, und wenn Sie artig sind, so sage ich Ihnen auf dem Weg einige herzstärkende Worte.

Williams (für sich).

Sie wird mich noch toll machen! (Laut) Sie haben über mich zu befehlen.

Charlotte.

Kommen Sie, ich muß heute meinen Willen haben.

Williams (im Weggehen zu Sophien).

Nur eine Viertelstunde schenken Sie mir diesen Nachmittag allein; ich halte es sonst unter diesen Menschen nicht aus.

(Charlotte und Williams gehen ab.)

Eilfter Auftritt.

Sophie, Cornelius.

Cornelius.

Sag' mir doch, Sophie, was hältst du vom Engländer?

Sophie.

Er ist ein verzogenes Kind.

Cornelius.

Aber er hat doch 20000 Pfund, und wird einmal Pair von Großbrittanien.

Sophie.

Das ist ein schlechtes Rezept gegen seine Narrheit.

Cornelius.

Freylich iſt der Graf ein ganz anderer Mann, von geſetzten Alter, und in allem, was er ſagt und thut, bedächtlich und klug. Von ſeinen Jugendſünden iſt er zurükgekommen, und genießt jezt die allgemeine Achtung.

Sophie.

Aber was wollen Sie damit ſagen, lieber Onkel?

Cornelius.

Höre mich an, mein Kind: du haſt nun ſchon die anſehnlichſten, und ich darf ſagen, ehrenvollſten Partheyen ausgeſchlagen. Gegen einen jeden hatteſt du etwas einzuwenden, an einem jeden etwas auszuſetzen; der Eine war dir zu leicht, der Andere wieder zu ſchwer, ein Dritter war zu zankſüchtig und herriſch, von einem Vierten ſagteſt du: er nähme eine Frau wie eine Puppe, um ſie aus- und anzuziehen, und den ganzen Tag damit zu ſpielen.

Sophie.

Zur Sache, lieber Onkel, wenn es Ihnen gefällig iſt.

Cornelius.

Wie ungeduldig du biſt! Ja, ich wollte nur ſagen, du machſt es noch bis auf den heutigen Tag ſo; du tadelſt und verwirfſt und kommſt nie zu einer Wahl. Deine Schweſter macht es gerade auch ſo, und ſetze ich ſie darüber zur Rede, ſo beruft ſie ſich auf dich. Sophie, Sophie! bedenk', daß du nicht mehr ſo gar jung biſt.

Sophie (ſchmeichelnd).

Aber Onkelchen, ſo alt bin ich denn doch auch noch nicht.

Cornelius.

Ein und zwanzig Jahre ſind ein ſchönes Alter, das iſt die Tag- und Nachtgleiche in Euerm Leben; was drüber iſt, iſt vom Übel.

Sophie.

Sie ſind doch meiner nicht überdrüßig, lieber Onkel? Bald ſollte ich es glauben.

Cornelius.

Du weißt, wie ſehr ich dich liebe. Aber eben deßhalb bin ich beſorgt und ängſtlich.

Sophie.

Haben Sie noch eine Weile Geduld mit uns. Wo mag aber Eduard ſeyn, ich habe ihn heute noch nicht geſehen.

Cornelius.

Apropos, haſt du ſchon bemerkt, daß er und deine Schweſter —

Sophie.

Was? Was ſoll ich bemerkt haben?

Cornelius.

Je nun, daß ſie in einander verliebt ſind.

Sophie.

Aber ſie zanken ſich ja immer?

Cornelius.

Deſto beſſer, ſo lernen ſie ſich kennen, und werden ſich dann in der Ehe vertragen. Sprich doch heute mit ihm, und ſuch' das Geheimniß aus ihm herauszulocken; er iſt zu ſchüchtern.

Sophie (für ſich).

Ein ſonderbarer Auftrag!

Cornelius.

Doch, da kömmt er ſelbſt; ich laſſe dich mit ihm allein.

(Er geht zu einer Seitenthüre ab.)

Zwölfter Auftritt.

Sophie, Eduard Feleck.

Sophie.

Schon fieng ich an zu glauben, Sie blieben mir den Glükswunſch ſchuldig.

Eduard.

Ich glaubte Sie dieſen Morgen hier zu finden, und dann hatten Sie ſchon Beſuch, den ich nicht ſtöhren wollte.

Sophie.

Stöhren? Als ob Sie mich je ſtöhren könnten; aber bald werde ich Sie in Charlottens Zimmer aufſuchen müſſen, wenn ich Sie ſehen will.

Eduard (erſtaunt).

Bey Ihrer Schweſter? Wie ſo, ich verſtehe Sie nicht.

Sophie.

Schlimm genug, daß wir uns ſo fremd geworden ſind. Sie haben ſich ſeit einiger Zeit zurückgezogen, entfernt; ich erklärte mir das ganz natürlich, ich dachte, er gefällt ſich nicht mehr bey uns, es iſt ihm hier zu eng, zu ſtill, oder ſonſt nicht behäglich, und er findet nun anderswo, was er bedarf. Aber, daß ich nun auch auf die Rechte einer ſo langen Bekanntſchaft Verzicht thun ſoll, daß Sie mir aus dem, was Ihnen das Intereſſanteſte iſt, wovon Sie das Glück Ihres Lebens hoffen, ein Geheimniß machen, das habe ich nicht um Sie verdient.

Eduard.

Auf Ehre, ich verſtehe von dem, was Sie da ſagen, kein Wort.

Sophie.

Sie lieben.

Eduard (haſtig).

Wer ſagt Ihnen das?

Sophie.

Der Onkel ſo eben.

Eduard.

Hat er Ihnen auch geſagt wen?

Sophie.

Charlotten.

Eduard.

Ihr Onkel iſt ein recht braver Mann; aber ich dächte, es wäre Ihnen bekannt, wie zuverläßig er in ſolchen Fällen iſt.

Sophie.

Unwahrſcheinlich kann ich es doch nicht finden. Meine Schweſter iſt hübſch, munter, witzig; doch wozu zähle ich Ihnen

ihre Verdienſte und Reitze her, die Sie genauer kennen und beſſer zu ſchätzen im Stande ſind, als ich.

Eduard.

Ich verkenne das Angenehme Ihrer Schweſter gar nicht, aber ihr Leichtſinn, ihr gleichgültiges Spiel mit den Männern iſt wohl keine Aufmunterung, ihr ſeine Liebe zu ſchenken.

Sophie.

Alſo die Furcht vor Mißhandlung iſt es, was Sie zurückſchreckt?

Eduard.

Furcht ſetzt ſchon Neigung voraus.

Sophie.

Neigung iſt eine Knoſpe, die in einer Frühlingsſtunde hervorbricht.

Eduard.

Aber nur der Thau der Hoffnung entfaltet ſie zu einer herrlichen Blume.

Sophie.

Wahre Liebe nährt ſich von ſich ſelbſt; ſie iſt der Tribut, den man den Schönen ſchuldig iſt.

Eduard.

Nicht das Schöne lieben wir, ſondern das Anmuthige, Holde, was uns freundlich entgegenkommt, und uns nicht widerſtrebt.

Sophie.

Dem Manne ziemt Geſtändniß ſeiner Wahl und eifriges Bemühen um Weibergunſt; das Weib ergiebt ſich nur dem Liebenden.

Eduard.

So lange wir das ernſte Wort in uns bewahren, ſo lange ſind wir frey, und Sklaven ſind wir, ſobald es uns entflohen iſt.

Sophie.

Stolz gegen Weiber iſt ein Schwerdt, das ſeinen eigenen Herrn verletzt.

Eduard.

Die Männer können uns nur äuſſere Güter rauben; wer uns die Herzen ſtiehlt, iſt unſer ärgſter Feind.

Sophie.

Wir werfen uns nur leere Worte zu, und jedes bleibt auf ſeinem Sinn.

Eduard.

Zur Zeit der Unſchuld, wo das unzähliche Heer der Thorheiten und Laſter noch in der Pandorabüchſe ſchliefen, da ward der Hirt von der Schönheit einer Hirtin gerührt, und buhlte um ihre Liebe, bis er zum Preis ihr Herz davon trug; aber heut zu Tage iſt alles anders. Die Eitelkeit und die Mode regieren die Welt; die erſte Regel bey den Weibern iſt zu gefallen, zu feſſeln; das Herz wird zerſtreut, nur das Glänzende reizt, und die ernſte bleibende Neigung wird überſehen. Wenn nun ein Unbeſonnener, von Schönheit verführt, dem innern Drange nachgäbe, und der Erwählten ſein Herz darbrächte; wenn er nun in ſtiller Hoffnung ſie durch beharrliche Liebe zu gewinnen, ſich ſeiner Leidenſchaft ganz überließe; wenn er allem andern entſagte, und nur in Ihr lebte, und ſie achtete all das nicht, und führe fort, Andere anzulocken, und ſpottete ſeiner Eiferſucht und ſeiner eingebildeten Rechte, er aber wäre nun zu ſchwach ſeine Feſſeln zu zerſprengen, und könnte nicht mehr von ihr laſſen — Sophie!

Sophie.

Wenn aber dieſe Kälte, dieſes Tändeln mit Andern nur eine Prüfung für ihn wäre, wenn er ihr Herz ſchon längſt gewonnen, und nur ihre Phantaſie noch jugendlich herumſtreifte, und endlich käme der Augenblick, wo auch dieſe flüchtigen Reitze ihren Werth für ſie verlöhren, und ſie geſtühnde ihm, wonach er verlangte, und belohnte ihn für Alles, was er gelitten —

Eduard.

Sophie, Sophie! Wenn das ſo wäre?

Sophie.

Sie ſind ſonderbar bewegt, Eduard.

Eduard.

Und wenn jezt dieſer Augenblik gekommen wäre? (Er erblikt Williams Ring auf dem Tiſch und wird betroffen.) Wie kömmt dieſer Ring hieher?

Sophie (verlegen).

Ich weiß es nicht; ich glaube — er muß aus Verſehen liegen geblieben ſeyn.

Eduard.

Mich dünkt, ich ſah' ihn dieſen Morgen an Williams Finger. (Er betrachtet ihn.) Ganz recht, es iſt der nemliche; hier iſt ja der Meduſenkopf und die funkelnden Brillianten! (Halb laut) Ich leichtgläubiger Thor!

Sophie (kalt).

Sie haben recht, ich beſinne mich, Sir Williams zeigte mir ihn, und vergaß ihn wieder anzuſtecken.

Eduard (ſpöttiſch).

Ja, ja, ſo wird es ſeyn, und Sie vergaßen ſein Vergeſſen.

Sophie (beleidigt).

Und Sie vergeſſen ſich, mein Herr.

Eduard.

Ich will nicht entſcheiden, wer ſich hier am meiſten vergeſſen hat.

Sophie.

Sie werden unerträglich.

Eduard.

Leben Sie wohl, Mademoiſelle. (Er verbeugt ſich und geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sophie, Williams.

Sophie.

Ich beſtehe darauf, Williams, daß Sie Ihren Ring zurüknehmen. (Sie giebt ihn ihm.) Sie wiſſen nicht, wie viel mir Ihre Unbeſonnenheit Verdruß gemacht hat.

Williams.

Wenn Sie ihn verſchmähen, ſo mag ich ihn auch nicht haben. Verſchenken Sie ihn, werfen Sie ihn zum Fenſter hinaus, machen Sie damit, was Sie wollen.

Sophie.

Nein, Sie müſſen ihn am Finger tragen, ich bitte Sie darum.

Williams.

Nun wohl, ich unterwerfe mich Ihrem Willen. (Er ſteckt ihn an.) Sie ſehen, wie ſanft, wie gehorſam ich bin; aber zum Lohn dafür verſprechen Sie mir, daß Sie mit dem Grafen heute nicht tanzen wollen. Er ſoll Ihre Fingerſpitze nicht berühren, oder ich breche ihm den Hals.

Sophie.

Ey wie ſanft Sie ſind! Aber was hat Ihnen denn der Graf gethan?

Williams.

Wozu ſoll ich Ihnen verbergen, was Sie ſchon längſt wiſſen. Ich liebe Sie, Miß, ich liebe Sie, wie ich nie liebte. Ich habe Europa durchreiſet, habe die ſchönſten Weiber geſehen, und keine hat mich feſſeln können; alle machten mir bald Langeweile, und ich verließ eine jede voll Überdruß.

Sophie.

Eine sehr empfehlende Einleitung!

Williams.

Als ich Ihre Bekanntschaft machte, gieng es mir ganz anders, meine ehmaligen Liebhabereyen ekleideten mir, alle andere Weiber waren mir zuwider, meine schönsten Pferde kamen nicht mehr aus dem Stall.

Sophie.

Sehr schmeichelhaft!

Williams.

Ich wollte meine Neigung bekämpfen; ich zwang mich Sie nicht zu sehen, machte kleine Reisen mich zu zerstreuen; alles wollte nichts helfen. So oft ich Sie wieder sah', kamen Sie mir schöner, liebenswürdiger als je vor, und jezt kann ich nicht mehr ohne Sie leben. Ich entsage Ihrentwegen meiner Freyheit, auf die ich so eifersüchtig war, und biete Ihnen meine Hand an. Ich bin reich, und werde nach dem Tod eines Verwandten Pair von Großbrittanien.

Sophie.

Ich bin Ihnen sehr dankbar; aber mit Gold und Rang besticht man mich nicht.

Williams.

Ich gehe alle Bedingungen ein, die Sie nur fodern können, schalten Sie über mich und das Meinige wie Sie wollen.

Sophie.

Williams, Sie täuschen sich selbst; Ihre Liebe ist nur ein vorübergehender Rausch; nur Schwierigkeiten geben ihr eine Heftigkeit, die ohne diese bald verschwinden würde.

Williams.

Nie, nie, ich werde Sie immer anbeten.

Sophie.

Lassen Sie mich als Freundin zu Ihnen sprechen. Wir taugen nicht für einander; unsere ganze Art zu fühlen und zu seyn ist verschieden, ja entgegengesetzt. Sie sind leichtsinnig, hitzig, flüchtig; ich nachdenklich, empfindlich und beständig. Sie

ſind verwöhnt, daß Alles ſich unter Ihre Laune, unter Ihre Willkühr beugen muß; ich habe auch meine Capricen, und würde nur den Gründen, nicht den Grillen eines Gatten nachgeben.

Williams.

Sie haben recht, ich bin oft unleidlich, und kann meine tolle Hitze nicht bezähmen, aber brauchen Sie Ihre Gewalt über mich, eine Frau, wie Sie, könnte Alles aus mir machen.

Sophie.

Wehe der Frau, die ſich ihren Mann erſt ziehen muß. Fühlen Sie nicht ſelbſt das Ungereimte, das Widerſprechende davon? Glauben Sie mir, Sie ſind noch zu jung, zu raſch, zu unerfahren für einen Ehemann. Sie haben in die Welt nur noch wie in einen Guckkaſten hineingeſehen; betrachten, prüfen Sie ſie näher, und dann erſt wählen Sie ſich eine Gefährtin für Ihr Leben.

Williams

(geht heftig auf und ab, und bleibt dann vor ihr ſtehen).

Entweder Sie, Sophie, oder keine! Bey Gott! Sie müſſen mein werden!

Sophie.

Iſt das Ihre ſo geprieſene Liebe? Geben Sie doch dem, was Sie fühlen mögen, keinen ſo ſchönen Namen. — Doch brechen wir ab, kein Wort mehr davon, Williams, ich muß mir Vorwürfe machen, daß ich für bloße Galanterie hielt, womit Sie eine ernſtere Abſicht hatten.

Williams.

Nein, ſo leicht, Miß, ſchrecken Sie mich nicht ab, ich errathe, was Sie ſo ſprechen macht; ich habe einen begünſtigten Nebenbuhler, aber ich werde ihn ausfindig zu machen wiſſen.

Sophie.

Sie irren ſich, ich ziehe darum noch keinen Andern vor, weil ich Ihre Hand ausſchlage.

Williams.

Wüßte ich, daß der Graf!

Sophie.

Keine Tollheit, Williams, hüten Sie ſich eines Verdachts wegen, einen meiner Freunde zu beleidigen, oder Sie haben mich zum leztenmal geſehen. Erlauben Sie mir, daß ich mich entferne, ich muß noch Toilette machen. (Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Williams allein.

Williams.

Sie geht und läßt mich hier ſtehen, wie einen Knaben, und ich Narr, laſſe ſie auch ſo gehen. Bey Gott! das Mädchen treibt ihr Spiel mit mir! Erſt ſo freundlich, ſo entgegenkommend zu ſeyn, und dann mir einen Korb zu geben, und zwar ſo rund heraus, ſo ohne alle Verzierung! War ſie nicht ſo kalt wie Eis, und ſprach wie ein Buch! Aber wahrlich, ich will dich zur Lady machen, und wenn ſich Himmel und Erde dagegen verſchwören ſollten. Trotze nur, ſchöne Sophie! Deine Stunde ſchlägt auch, du haſt ſo warmes Blut als eine, und du ſollſt mir nicht immer ſo entwiſchen. Erſt muß ich mit dem Onkel auf dem Reinen ſeyn, dann läßt ſich weiters überlegen. Er verſprach mir hieherzukommen, der alte Tropf, und nun läßt er mich warten.

Dritter Auftritt.

Williams, Cornelius.

Cornelius.

Ich bin lange ausgeblieben, verzeihen Sie, ich habe aber ſo viel zu thun, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht. Nun, ich hoffe, wir werden heute Abend vergnügt ſeyn. Ich alter Purſch will, wenn's darauf ankömmt, trotz dem Flinkſten von Euch herumſpringen.

Williams.

Laſſen Sie uns zur Sache kommen. Sie kennen meine Abſichten auf Miß Sophien, und haben mir Ihr Wort gegeben,

ſie zu entführen; Sie hintergehen mich aber, Herr, und begünſtigen einen Andern.

Cornelius.

Ums Himmels willen! wie kommen Sie auf ſo eine Idee, Freund?

Williams.

Sophie hat meine Hand ausgeſchlagen.

Cornelius.

Laſſen Sie ſich dadurch nicht irre machen, ich kenne die Weiber, ſie wollen ſich nur nach und nach gewinnen laſſen; eine jede ſucht ſich, ſo lang als möglich, zu vertheidigen; aber Sie ſind zu hitzig. Sie laufen gleich Sturm. Schlieſſen Sie die Feſtung lieber ein, hungern Sie ſie aus. Was? ſoll ich Ihnen erſt die Kriegsliſten lehren? Nun, zu meiner Zeit war ich freylich etwas gefährlicher als jetzt.

Williams.

Ich will nichts wiſſen von Ihren Kriegsliſten! Sie ſind Onkel und haben väterliche Gewalt; brauchen Sie Ihr Anſehen, überreden Sie Sophien, zwingen Sie ſie, ſie muß mein ſeyn, und zwar heute noch.

Cornelius.

Aber brauſen Sie doch nicht ſo auf, charmanter Freund! Sophie liebt Sie, darüber ſeyen Sie ohne Sorgen. Mir bleibt nichts verborgen, was in meinem Hauſe vorgeht, und ich habe nicht die Hände im Schoos. Wegen meiner Nichte Charlotte habe ich auch ſo ein Plänchen im Kopf, vielleicht läßt ſich beydes mit einander vereinigen, aber vorſichtig, nur behutſam zu Werke gegangen.

Williams.

Zum Henker mit Ihrer Vorſicht! während Sie verſprechen und mich vertröſten, kommt mir der Graf zuvor.

Cornelius.

Freylich, der Graf iſt gewandt einſchmeichelnd, aber doch haben Sie ſeinetwegen nichts zu befürchten.

Williams.

Herr, Sie widerſprechen ſich ja!

Sarmelius.

Sie machen mich ganz verwirrt mit Ihrem Auffahren.

Williams.

Das Schnellſte und Sicherſte wäre wohl, ich entführte Sophien.

Sarmelius.

Ein guter Einfall, wahrhaftig! Aber doch iſt es zu gewagt; bedenken Sie, daß die Ehre meiner Nichte, meines Hauſes darunter leiden würde.

Williams.

Das iſt meine Sorge. Sophie wird Lady Williams, und ich will den ſehen, der ſich dann unterſtehen wird, ihre Ehre nur mit einem Wort anzugreifen.

Sarmelius.

Aber wie wollen Sie es anfangen?

Williams.

Das überlaſſen Sie alles mir, ich verlange von Ihnen nichts als Ihre Einwilligung dazu.

Sarmelius.

Was wird man ſagen, wenn der leibliche Onkel —

Williams.

Was geht uns das Gerede der Leute an. Kurz, ich frage Sie, wollen Sie Ihr Wort halten, und mir Sophien geben oder nicht.

Sarmelius.

Von Herzen gern, zweifeln Sie doch nicht an meinem guten Willen.

Williams.

Der Weg, den ich Ihnen vorgeſchlagen habe, iſt unfehlbar. Warum wollen Sie ihn nicht gut heiſſen?

Sarmelius.

Nun ja, ich bin alles zufrieden, nur laſſen Sie mich dabey aus dem Spiel.

Williams.

Sie ſollen nur zuſehen, aber laſſen Sie ſich kein Wort merken, oder bey Gott! ich ſchone Sie nicht.

Barnelim.

Ich bin ſtumm, wie ein Fiſch. Verzeihen Sie, daß ich Sie verlaſſen muß, ich habe noch dringende Geſchäfte.

Williams.

Nach Ihrem Belieben. Haben Sie doch die Güte, meinen Bedienten zu mir zu ſchicken, wenn er im Hauſe iſt.

(Barnelim geht ab.)

Vierter Auftritt.

Williams, dann Tom.

Williams.

Der alte Schwätzer hat mir Mühe gemacht, aber du ſollſt mich dafür entſchädigen, Sophie; ich will ſehen, ob du immer ſo ſtolz gegen mich ſeyn wirſt. Aber wo bleibt der Kerl!

(Tom tritt herein.)

Tom.

Sie haben mich rufen laſſen.

Williams.

Tom, ich brauche deine Hülfe, deinen verſchmitzten Kopf, zeig dich jezt als einen anſtelligen Burſch.

Tom.

Es iſt die höchſte Zeit, Sir, ich verroſte hier ganz. Seit Sie mich brav haben liegen laſſen, übe ich mich ſo im Meinen auf meine eigene Hand, um nur nicht ganz aus der Gewohnheit zu kommen. Worauf kommt es an? Wozu brauchen Sie mich?

Williams.

Es iſt ganz einfach, blos eine ſimple Entführung.

Tom.

O wenn es nur das iſt, dazu braucht es weiter nichts als eine tüchtige Strickleiter und einen verſchloſſenen Wagen mit untergelegten Pferden. Aber, ſagen Sie mir doch, wen wollen

Sie denn entführen? Sie haben ja ſeit Sie hier ſind, kein Frauenzimmer nur angeſehen, auſſer Miß Sophien hier im Hauſe.

Williams.

Eben auf die iſt es abgeſehen.

Tom.

Was! Miß Sophien wollen Sie entführen? Aber haben Sie auch gar kein Gewiſſen mehr?

Williams.

Narr! Ich will ſie ja heurathen.

Tom.

Sie heurathen? Das machen Sie mir nicht weiß; Ihre Art zu heurathen, die kenne ich ſchon.

Williams.

Du irrſt dich, diesmal iſt es Ernſt.

Tom.

Aber wen wollen Sie ſie denn entführen? Macht der Onkel etwa Umſtände?

Williams.

Nicht doch, er weiß darum.

Tom.

Alſo iſt es blos ein Spaß, und Sie thun es nur, weil Sie nicht wie andere ehrliche Leute zur Thüre herein kommen, ſondern lieber durch die Fenſter hineinſteigen.

Williams.

Du biſt heute von einer unerträglichen Stumpfheit. Merkſt du denn nicht, daß Sophie nicht will?

Tom.

Sie will Sie nicht heurathen? Das iſt wieder etwas ganz Neues; der Fall hat ſich noch nicht zugetragen, ſeit ich bey Ihnen bin. Seit wann ſchlagen denn die Mädchen hundert tauſend Thaler Einkünfte aus?

Williams.

Raiſonnire nicht, Kerl, gieb lieber guten Rath und mach Anſtalten, um Mitternacht muß alles vorüber ſeyn.

Tom.

Warten Sie nur einen Augenblick, ich kann mich noch nicht

von meinem Erſtaunen erholen. Das iſt ganz etwas Anders, als da Sie in Warſchau die Frau des Staroſten entführten; wie hieß er doch gleich, er hat einen ſo verdammt ſchweren Namen.

Williams.

Schweig davon, ich will an ſolche Geſchichten nicht erinnert ſeyn. Rathen ſollſt du, und nicht ſchwatzen.

Tom.

Laſſen Sie ſehen — Wie wäre es, wenn Sie Miß Sophien ſpatzieren führen?

Williams.

Um zwölf Uhr des Nachts? Biſt du toll?

Tom.

Sie haben recht, das geht nicht. Es bleibt nichts übrig, als Gewalt zu brauchen. Locken Sie ſie in den Garten, der Tanz erhitzt, und Niemand denkt heute ans Schlafengehen; dann bereden Sie ſie in den Alleen auf und ab zu gehen, und nähern Sie ſich unvermerkt der untern Gartenthüre, die auf die Landſtraße führt; zwey maskirte Kerls, die ich ſchon für Geld ausfindig machen will, ſpringen dann plötzlich hervor, tragen die Miß in den Wagen, der an der Thüre halten ſoll; Sie ſpringen mit hinein, und dann geht es in geſtrecktem Galopp wohin Sie befehlen.

Williams.

Bravo! Hier haſt du Geld, (er giebt ihm eine Börſe) beſorge Alles, wie du es angegeben haſt, und behalte den Reſt. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Tom allein.

Tom (wiegt die Börſe in der Hand.)

Ein gutes Handgeld und leicht verdient! Es leben die Abentheuer und mein erfinderiſches Genie. Wenn ich nur Nannchen anſichtig werden könnte, um ihr das Plänchen mitzutheilen; die Kammermädchen verderben keinen Spaß, und

obendrein taugt das in unsern Kram. Nanntchen könnte sich ja nebenher von mir auch entführen lassen, und Miß Sophie muß doch eine weibliche Bedienung haben. Sie ist sonst immer um den Weg. (Er öffnet die Thüre halb und ruft leise) Nanntchen, Nanntchen! Ach da kommt sie.

Sechster Auftritt.

Tom, Nanntchen.

Tom.

Gut, daß du kömmst, Nanntchen! Was giebst du mir für eine Neuigkeit?

Nanntchen.

Was giebst du mir, wenn ich sie höre? Sie muß dich sehr drücken, weil du so damit herausplatzest.

Tom.

Wenn du nicht Lust hast, so behalte ich sie für mich.

Nanntchen.

Nur heraus damit, wenn es etwas Gutes ist, so erlaube ich dir meine Hand zu küssen.

Tom.

Für diesen Uebermuth must du bestraft werden. (Er will sie küssen.)

Nanntchen (sträubt sich).

Nein, nein, ich pränumerire nicht.

Tom.

Höre, Nanntchen, ich habe dich erschrecklich lieb.

Nanntchen.

Ist das deine Neuigkeit? Deßhalb hättest du mich nicht zu rufen brauchen. (Will wieder gehen.)

Tom.

Sey gescheid, das war nur die Vorrede. Was sagtest du dazu, wenn mein Herr Miß Sophien heurathete, und wir Morgen alle zusammen nach London reiseten?

Nanntchen.

Das machst du mich nicht glauben, ich habe bessere Augen.

Tom.

Was gilt die Wette?

Nannchen.

Meine Mamſell heurathet ſo wenig deinen Herren, als den Mann im Monde. Glaube nur, ein Kammermädchen weiß ſo was beſſer als oft ihre Herrſchaft ſelbſt.

Tom.

Aber der Herr Cornelius begünſtigt doch meinen Herrn!

Nannchen.

O der hat bey ſo etwas gar keine Stimme.

Tom.

Sag' mir, ſäheſt du es gern, wenn Miß Sophie Herrn Williams heurathete?

Nannchen.

Mir iſt es gleich, wo ſie hingeht, dahin folge ich ihr.

Tom.

Und rechneſt du das Glük, mich ſo nahe zu haben, und vielleicht auf immer zu beſitzen, für gar nichts?

Nannchen.

Die Ausſicht darauf iſt ſo zweydeutig, wie das Glük ſelbſt.

Tom.

Mit deinem ewigen zweifeln! Ich ſage dir, Morgen muß ſchon die Hochzeit ſeyn; mein Herr iſt in ſolchen Dingen verzweifelt hurtig.

Nannchen.

Wie kann das aber möglich ſeyn; ich ſehe ja noch gar keine Anſtalten dazu. Wo ſind die hochzeitlichen Kleider, und die Feyerlichkeiten und Ceremonien?

Tom.

Nicht doch, mein Herr macht ſo etwas ganz in der Stille ab. Heute Nacht entführen wir dein ſchönes Fräulein.

Nannchen.

Was? Entführen!

Tom.

Ja doch, ſchrey nur nicht ſo. Was iſt es denn nun wei-

ter? Morgen wird ſie Herrn Williams angetraut, und dann huſch nach England.

Mamſchen.

Und der Herr Cornelius?

Tom.

Der weiß ja um Alles; das iſt eben das Luſtigſte bey der Geſchichte.

Mamſchen.

Aber wenn nun Mamſell Sophie deinen Herren nicht lieben kann? Wenn ſie nun dadurch unglüklich wird?

Tom.

Das iſt Spaß! Ein junger, hübſcher, reicher Mann macht kein Mädchen unglüklich. Ich verſichere dich, er hat ſchon wildere Kirre gemacht; ich könnte dir Geſchichten erzählen — aber ich verplaudere die Zeit, und muß doch noch den ganzen Entführungs-Apparat beſorgen. Komm mit in den Garten, ich muß das Terrain recognoſciren, unter Wegs erzähle ich dir den ganzen Plan. (Sie gehen grimmen ab.)

Siebenter Auftritt.

Eduard Feldeck allein.

Eduard.

Dieſer unſelige Ring läßt mir keine Ruhe. Ich muß Auskunft über ihn haben. Vielleicht hat Sophie mir die Wahrheit geſagt, dann habe ich ſie durch mein Mißtrauen, durch meinen niedrigen Argwohn bitter beleidigt, und es iſt an mir, ſie um Verzeihung zu bitten. O Sophie! Wie kannſt du dich an dem Flitterglanz der Eitelkeit ergötzen, da du doch höherer Natur biſt, und edlere Bedürfniſſe und Freuden kennſt. — An wen wende ich mich um Gewißheit zu erhalten! — Williams Zeugniß iſt verdächtig, und eine Erklärung mit ihm würde ſicher Auftritte nach ſich ziehen, die ich Sophiens wegen vermeiden muß. Vielleicht weiß die Schweſter darum. Offenheit und

Geradheit iſt jezt das Beſte. Ich will zu ihr, doch da kömmt ſie ſelbſt.

Achter Auftritt.

Eduard, Charlotte.

Charlotte.

Ich ſuchte Sie.

Eduard.

Und ich Sie.

Charlotte.

Sophie iſt mißvergnügt; ſie hatte ſogar Thränen im Auge als ich zu ihr kam. Sicher hat es wieder zwiſchen Euch etwas gegeben, denn Ihr hattet dieſen Morgen eine lange Unterredung mit einander.

Eduard.

Iſt ſie zornig auf mich?

Charlotte.

Sie antwortete nicht auf meine Fragen, und bemühte ſich heiter zu ſcheinen, aber es gelang ihr übel.

Eduard.

Charlotte, ich habe eine Bitte an Sie, geben Sie mir Auskunft über den Ring.

Charlotte.

Ueber welchen Ring?

Eduard.

Ich meyne den Medusenkopf, den ich auf einem Tiſche in Ihrem Zimmer liegen fand. Hat Sophie ihn als Geſchenk angenohmen?

Charlotte.

Der Herr iſt alſo eiferſüchtig?

Eduard.

Wie können Sie ſo grauſam ſeyn?

Charlotte.

Aber, wo bleibt Ihr Kaltſinn? Iſt das Ihre gerühmte Unempfindlichkeit?

Eduard.

Spott ertrage ich nicht. (Will gehen.)

Charlotte.

Nein, ſo gut kommen Sie nicht weg. (Zu ſich: ihn wieder zwingt.) Gehen Sie in ſich, und beichten Sie Alles, und wenn Sie recht zerknirſchten Herzens ſind, ſo abſolvire ich Sie vielleicht.

Eduard.

Nein, es iſt Ihnen nicht möglich ernſthaft zu ſeyn. Sie werden auf Ihrem Sterbebette die Umſtehenden zu lachen machen, und den Tod ſelbſt zu tod ſpotten.

Charlotte.

Es kömmt einem Sünder, wie Sie ſind, nicht zu ſich über Andere aufzuhalten, bleiben Sie hübſch bey Ihren Gebrechen ſtehen. Erſt bekennen Sie feyerlich, daß Sie Sophien lieben.

Eduard.

Sie ſind ein unbarmherziger Richter.

Charlotte.

Ach er iſt roth geworden, er iſt überwieſen. Jezt nehmen Sie noch eine kleine Ermahnung mit. Unter allen Fehlern und Mängeln der Männer iſt keiner in unſern Augen unerträglicher und unverzeihlicher, als der Stolz. Flatterhaftigkeit, Untreue, iſt doch nur ein Unrecht gegen eine Einzige; der Stolz aber iſt ein Verbrechen gegen das ganze Geſchlecht. Wer die Herrſchaft der Schönheit nicht anerkennt, gegen den ſind alle Weiberhände aufgehoben, und es iſt nur ein Bund gegen ihn.

Eduard.

Das läßt ſich begreifen, denn eine jede hält ſich eigentlich für die Beleidigſte.

Charlotte.

Keine Verläumdung, noch iſt der Bann, der über Sie geſprochen, nicht aufgehoben.

Eduard.

Erlauben Sie mir jezt, geſtrenge Charlotte, meine Frage über den Ring zu wiederholen.

Charlotte.

Darüber kann ich Ihnen die befriedigende Antwort geben. Williams wollte ihn Sophien aufdringen, und da ſie ihn wiederholt ausgeſchlagen hatte, ließ er ihn liegen, ohne daß ſie darum wußte. Jezt hat ſie ihn ihm wieder gegeben, und ihm eingeſchärft, ihn am Finger zu tragen, warum, das überlaß ich Ihrer Scharfſichtigkeit oder Eitelkeit.

Eduard.

Aber warum ſagte ſie mir das nicht?

Charlotte.

Weil es indelicat geweſen wäre, und weil Sie gleich unartig und heftig wurden.

Eduard.

Sophie! du haſt mir viel zu verzeihen; aber wie gern habe ich gegen dich Unrecht!

Charlotte.

Triumphiren Sie nicht zu früh; wenn Sie auch den Engländer nicht mehr zu fürchten haben, ſo bleiben Ihnen doch noch zwey ſchreckliche Feinde auf dem Hals.

Eduard.

Wen nennen Sie ſo?

Charlotte.

Den Grafen und mich.

Eduard.

Warum Sie?

Charlotte.

Weil ich den Grafen Ihnen vorziehe. Die Weiber lieben nun einmal das Feine, Sanfte, Geſchmeidige; wir laſſen uns lieber betrügen, als hart behandeln. Und dann, wie können Sie auf meine Hülfe zählen, da ich ja meiner Schweſter Nebenbuhlerin bin? Der Onkel hat mich ja verrathen, oder haben Sie das ſchon vergeſſen? Sie Tiger! Sie Felſenherz!

Eduard.

Soll ich dem Onkel den Staar ſtechen?

Charlotte.

Bemühen Sie ſich nicht, das iſt meine Sache. Jezt gehen Sie, ich habe den Grafen hieher beſchieden, und muß ihn allein ſprechen.

Eduard.

Ich eile zu Sophien.

Charlotte.

Noch müſſen Sie Ihre Ungeduld zähmen, ſie iſt jezt nicht ſichtbar. Suchen Sie indeß den Onkel auf.

(Eduard geht ab.)

Neunter Auftritt.

Charlotte allein.

Charlotte.

Ich muß mich nur des armen Paars annehmen, ſonſt kommen ſie ſchwerlich zuſammen, und doch ſind ſie wie für einander geſchaffen. Ich wette darauf, ſie lieben ſich ſchon lange, und quälen ſich doch unbarmherzig. Keines will den erſten Schritt thun, ſondern verlangt, daß der andere ihm wenigſtens auf halbem Wege entgegen komme. Sophie iſt freundlich gegen andere Männer, weil ſie ein Weib iſt, und ſie ihn eiferſüchtig machen will; er ſchließt aber daraus, ſie fühle nichts für ihn, und wird immer zurükhaltender. Thue ich nicht bald dazu, ſo könnte doch noch der Böſe ſein Spiel treiben, und Sophie, ſeiner Prüderie überdrüſſig, ſich vom liſtigen Grafen einnehmen laſſen. Still! Da kömmt er wie ein Fuchs angeſchlichen; es wäre ein Spaß, wenn ich ihn prellen könnte.

Zehnter Auftritt.

Charlotte, Graf Schall.

(Der Graf ſieht ſich während dieſer Szene zuweilen um und horcht. Es fängt an zu dämmern.)

Graf.

Hier bin ich, reizende Charlotte, zu Ihrem Befehl.

Charlotte (sich verlegen wendend).

Ich hätte Sie nicht hieher bemühen sollen, Herr Graf — Es ist unvorsichtig von mir — Was werden Sie denken! Sieht es doch beynahe aus, als gäbe ich Ihnen ein Rendezvous.

Graf (nahm ihr die Hand).

Gereuet Ihnen diese kleine Gunst schon wieder?

Charlotte.

Weshalb wollte ich Sie doch sprechen? Ich bin so zerstreut, so verwirrt — Ja, jezt besinne ich mich, eine Neuigkeit wollte ich Ihnen mittheilen, Herr Williams —

Graf.

Was kümmert uns jezt der Insulaner!

Charlotte.

Es wird Sie interessiren, denn es betrifft Sophien.

Graf.

Kann man Ihnen gegenüber noch an etwas Anderm Antheil nehmen?

Charlotte.

Complimente sind bey mir übel angebracht, Hr. Graf, ich fodere etwas mehr.

Graf.

Sie verkennen mich, nur Ihre Kälte, Ihr beissender Spott hat mich zurückgeschrekt; ich verschloß in meinem Busen, was ich nicht zu entdecken wagte.

Charlotte.

Diese Art zu scherzen ist empfindlich, verschonen Sie mich damit, Sie wissen nicht, wie —

Graf.

Ich beschwöre Sie, verwechseln Sie nicht den heiligsten Ernst mit leichtfertigem Scherz. Wer könnte Sie täglich sehen, und gegen so mannigfache Reitze unempfindlich bleiben!

Charlotte.

Aber wie seltsam paßt Ihr bisheriges Betragen gegen das, was sie jezt vorgeben.

Graf.

Dürfte ich mir ſchmeicheln von Ihnen ausgezeichnet worden zu ſeyn?

Charlotte.

Noch traue ich meinem Ohr nicht, an eben dieſem Orte vielleicht ſeufzten Sie für Sophien, und betheurten ihr Ihre Liebe.

Graf.

Nennen Sie doch gewöhnliche Artigkeit nicht mit einem ſo ehrwürdigen Namen.

Charlotte.

Wenn das Sophie gehört hätte!

Graf

(ſteht ſich erſchrocken um, faßt ſich aber gleich wieder).

Ich würde es, wenn Sie wollten, vor der ganzen Welt wiederholen.

Charlotte.

Mich dünkt, Sie erſchracken. Warum ſehen Sie ſich ſo ängſtlich um?

Graf.

Wenn man uns in dieſer Stunde hier zuſammen träfe, was würde die Verläumdung ſagen?

Charlotte.

O mein Ruf iſt bey Ihnen ſicher.

Graf (für ſich).

Ich glaube gar, ſie hat mich zum Narren.

Charlotte.

Aber die Neuigkeit bin ich Ihnen noch ſchuldig; Sophie hat Sir Williams einen Korb gegeben.

Graf.

Was? Einen Korb!

Charlotte.

Ja, ja, und zwar einen ſo natürlichen, als je einer von Mädchenhänden ausgetheilt worden iſt.

Graf (für ſich).

Verdammt, daß ich Pinſel hieher kommen mußte!

Charlotte.

Aber Sie ſind auf einmal ſtumm geworden! Iſt Ihre neue Leidenſchaft ſchon verraucht, oder fürchten Sie ſich auch vor einem Nörbchen? Doch mich dünkt, ich höre meiner Schweſter Stimme, ſchonen Sie ja meinen Ruf, und machen Sie, daß Sie fort kommen.

Graf.

Sie wollen es ſo, und ich gehorche. (Er geht eilig ab.)

Eilfter Auftritt.

Charlotte, Sophie (kommt zu einer andern Thür herein).

Charlotte.

Rathe, wer eben bey mir war.

Sophie.

Williams?

Charlotte.

O nein, es war ein abtrünniger Anbeter von dir, ein wahrer Renegat in der Liebe; wenigſtens dreymal hat er dich verläugnet.

Sophie.

Aber von wem ſprichſt du?

Charlotte.

Von wem ſonſt, als vom Grafen; ich war immer mißtrauiſch gegen ihn. Laß dir erzählen, wie ich auf die Idee gekommen bin, ihm eine Falle zu ſtellen, und wie er glücklich hineingegangen iſt. Schon ſeit langer Zeit hatte er mich zuweilen mit bedeutenden Blicken beehrt, mich angeſeufzt, und mir zärtlich die Hand geküßt; da er aber öffentlich deinen Cicisbeo machte, und dir überall wie ein Schatten nachfolgte, ſo hielt ich dies anfangs nur für eine üble Manier, oder für einen Mitleidsaufruf ihm bey dir gute Dienſte zu leiſten. Bald aber ſuchte er mich allein auf meinem Zimmer auf, und wiederholte da das nemliche Spiel; nun wurde ich aufmerkſam und ſtellte mich freundlicher gegen ihn; da er aber noch immer nicht mit

der Sprache herauswollte, ſo beſtellte ich ihn heute Abend unter einem Vorwand zu mir hieher, um ihn endlich auf die Feuerprobe zu ſetzen. Er nahm das für ein förmliches Rendezvous, und erklärte mir, da ich durch Ungläubigkeit ihn noch hitziger gemacht, daß ich eigentlich die Göttin ſeines Herzens ſey.

Sophie.

Der Unverſchämte!

Charlotte.

Er gehört unter die Herren von ſo genanntem gutem Ton, die jedes hübſche Weib für ein Gemeingut anſehen. Er iſt ein Wilddieb und ein Corſar, der jede Flagge aufſteckt, und ich haſſe dieſe Race. Jezt müſſen wir darauf ſinnen, wie wir ihn zu einer unzweydeutigen Erklärung zwingen wollen, die er weder anders auslegen, noch widerrufen kann. Laß mich nur machen, ich ſpiele ihm einen Streich, den er nicht vergeſſen ſoll, deßhalb beſtand ich auch darauf, daß wir uns heute maskiren ſollten.

Sophie.

Laſſen wir ihn gehen, er verdient nur Verachtung.

Charlotte.

Nein, verdirb mir den Spaß nicht, er muß beſchämt und ausgelacht werden, das iſt die einzige Art von Züchtigung, die ihm wehe thut.

Sophie.

Glaube mir, ich bin zu jedem Spaß verdorben, die Menſchen fangen an mich zu belangweiligen.

Charlotte.

Arme Sophie! Ich verſtehe mich etwas auf die Miſanthropie, und halte die deinige nicht für unheilbar. Eduard war vorher bey mir, und hatte einen ähnlichen Anfall; vielleicht wäre Euch beyden eine ſympathetiſche Cur dienlich.

Sophie.

Verſchone mich mit deiner Laune; es glükt dir heute nicht mich aus meinem Unmuth herauszuſcherzen.

Charlotte.

Mit Eduard iſt es mir beſſer gelungen. Nebſt andern Heilmitteln ſuchte ich ihn mit der Geſchichte eines gewiſſen Ringes zu zerſtreuen, und ſiehe da, es trat ſogleich eine Criſis bey ihm ein. Da war aber meine Kunſt zu Ende, und ich habe ihn an dich gewieſen. Von dir hängt es nun ab, ob er leben oder ſterben ſoll.

Sophie.

Er hat kein Vertrauen zu mir, und das iſt bey jeder Cur das Unentbehrlichſte.

Charlotte.

Ich überlaſſe Euch jezt der Zeit und Euch ſelbſt. Was mich mehr intereſſirt, iſt der Narr und der Tolle. Könnte ich doch den Narren toll, und den Tollen närriſch machen! Aber bald hätte ich das Nöthigſte vergeſſen. Du mußt ſchlechterdings mit dem Grafen freundlich ſeyn, und wenn er dich um eine Unterredung bittet, ſo ſage ſie ihm zu. Wenn du mich hierin nicht unterſtüzeſt, ſo werde ich wild und verwickle und verwirre Alles ſo in einander, daß man die Knoten wird zerhauen müſſen.

Zwölfter Auftritt.

Vorige, Eduard Feloeck.

Charlotte.

Ah, da kömmt der andere Patient! Kinder, ich laſſe Euch allein, vergebt und vergeßt, und macht es fein kurz. (Sie geht ab.)

Eduard.

Sie ſehen mich beſchämt, Sophie, über mein heutiges Betragen, und ich fürchte, Sie werden das, womit ich es entſchuldigen könnte, für eine neue Beleidigung halten.

Sophie.

Sie haben mich nach dem gemeinen Maaß beurtheilt, und hatten Recht. Wie kann ich fodern, daß Sie etwas beſſeres in mir kennen ſollen.

Eduard.

Nur in einem trüben Augenblik der Leidenſchaft habe ich Sie verkannt; ſo wie ich ſelbſt mich wieder fand, ſo ſtand auch Ihr Bild aufs Neue in ſeiner ganzen Reinheit vor mir da. Die guten und ähnlich Geſinnten entfernen und verlieren ſich zuweilen von einander, aber der kurze Irrthum führt ſie nur näher zuſammen.

Sophie.

Täuſchen wir uns nicht, Eduard, wir gehen nicht denſelben Weg, und unſer beyder Weſen iſt ganz verſchiedener Art.

Eduard.

Es führen oft viele Wege nur zu einem Ziel.

Sophie.

Ihr vielwiſſenden und Alles erklärenden Herren verſteht Euch auf Alles beſſer, als auf ein weibliches Herz. Ihr unterſucht und raiſonnirt darüber, und möchtet es gern anatomiren und claſſificiren, um damit ja recht aufs Reine zu kommen, und es dann nach Willkühr behandeln zu können. Aber Euere Mühe iſt umſonſt, gerade das Heimlichſte und Weiblichſte, was nur geahndet, errathen und gefühlt werden kann, geht für Euch verlohren. Ihr zählt und meſſt die Sterne; Ihr habt das Regelloſeſte in Formeln und Syſteme gebracht, und beherrſcht nach Willkühr die von Euch entdeckte Erde; aber das Gemüth des Weibes iſt Euch ein unbekanntes Land. Was uns das Liebſte iſt, das achtet, das kennt Ihr nicht.

Eduard.

So geben Sie mir, was die Schule uns verſagt, denn wider Euern Willen dringt keiner in dieſe Geheimniſſe ein.

Sophie.

Schon ſeit der früheſten Jugend, da wir mit einander aufwuchſen, zog ſich zwiſchen uns eine Scheidewand, die ſich nie verlohren. In unſern Kinderſpielen ſchon entzweyte uns die geringſte Kleinigkeit; that ich nicht ſogleich, was Sie herriſch begehrten, ſah' ich Ihnen nicht Alles an den Augen ab, kam

jedem Ihrer Wünſche zuvor, gleich waren Sie entrüſtet, und ſönderten ſich ab.

Eduard.

Aber was ich dann litt, und wie ich mein Unrecht bereute, wenn ich von ferne ſah', wie Sie einem Andern freundlich begegneten, das bringen Sie nicht in Anſchlag. Und immer bot ich zuerſt die Hand zur Verſöhnung, und erkannte meinen Fehler.

Sophie.

Ja, um ſogleich wieder darein zu verfallen.

Eduard.

Zweifel und Ungewißheit waren' mir von je unleidlich; in den härteſten Verluſt kann ich mich ſchicken, aber ich will wiſſen, was ich Mein nennen kann, und wenn ich entſagen muß.

Sophie.

Und was iſt das anders als Hochmuth, der entweder Alles oder Nichts beſitzen will, und auch da ungeſtümm fodert, wo man nur durch Hingebung und Beſcheidenheit am meiſten gewinnt.

Eduard.

Die Zeit der romantiſchen Liebe iſt vorüber, wo man ſein Leben in fruchtloſen Seufzern verhauchte, und das Beyfallslächeln einer Schönen das Ziel der gröſsten Thaten war; jezt wollen wir geben und empfangen, lieben und geliebt werden, beſitzen und allein genieſſen.

Sophie.

Ganz recht, zu Euerm Eigenthum möchtet Ihr uns machen, der Liſtige und Gewandte verbirgt das ſo lange hinter ſchönen Worten und demüthigen Gebährden, bis er ſeinen Zwek erreicht hat; ein Stolzer, wie Sie, verachtet eine ſolche Maske, und zeigt vom erſten Anfang ſeine Foderungen und Anſprüche, und eben deßhalb iſt er uns auch weniger gefährlich.

Eduard (pikirt).

Von Gefahr war wohl zwiſchen uns nie die Rede.

Sophie (kalt und ironiſch).

Das beweiſt mir, daß wir zur Freundſchaft wie geſchaffen ſind, denn wahre Freunde liegen immer ihrer Fehler wegen

mit einander im Streit, und ſchätzen ihr Gutes ohne dadurch beſtochen zu werden.

Eduard.

Freundſchaft hat nur zwiſchen Gleichen ſtatt; zwiſchen Mann und Weib iſt kein anderes Band als das der Neigung.

Sophie.

Nun, ſo begnüge ich mich mit frommen Wünſchen für Ihr Wohl. Für jezt aber beurlaube ich mich.

(Sie geht mit einer Verbeugung ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Eduard Felseck allein.

Eduard (ſieht ihr nach).

Geh nur, es iſt ſo beſſer, wir ſind nun geſchieden. Mir träumte von einem ſchönern Ausgang, aber jezt bin ich davon erwacht. Dein Herz iſt kalt und eitel, ich habe mich ſchrecklich in dir betrogen. Fort jezt von hier, weit, weit, denn noch trage ich den Stachel im Buſen. Morgen geht ein Schiff nach Nord-Amerika, verſuch' dein Heil in der neuen Welt, vielleicht wartet meiner dort ein freundlicher Geſchick. Zu den Wilden will ich flüchten, da finde ich noch Herzlichkeit und Treue.

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene iſt ein Vorzimmer vor dem Tanz-Saal; man hört in der Ferne Tanz-Muſik.

Charlotte, Williams.

(Beyde ſind ſchon in Ballkleidern und ſpielen Schach.)

Charlotte.

Sie geben nicht Achtung auf Ihr Spiel, Williams, hüten Sie ſich vor meinem Springer.

Williams.

Ich fürchte nur die Königin.

Charlotte (für ſich).

Impertinent! (laut) Sie ziehen ja mit meinem Stein. Welche Zerſtreuung!

Williams.

Verzeihen Sie, das Licht blendet mich.

Charlotte.

Hätten Sie noch geſagt, der Glanz meiner Augen. Hüten Sie ſich, Sie kriegen im Augenblik einen doppelten Schach.

Williams.

Es iſt noch Hülfe da.

Charlotte.

Sie ſind matt, wenn Sie nichts vorziehen.

Williams.

Aber was ſoll ich vorziehen?

Charlotte (wirft das Spiel um).

Wozu Ihnen noch Schach bieten, Sie ſind ſo ſchon matt genug. Armer Williams, Ihr Witz macht Bankerott, Sie ſind ernſtlich verliebt, wenigſtens bemerke ich an Ihnen alle Symptome davon.

Williams.

Und welche wären das?

Charlotte.

Wenn ein Engländer keine Zeitungen lieſt, wenn er nicht mehr reitet, nicht mehr ſchwört, und Niemand eine Wette anbietet, ſo iſt er ganz in Liebe verſunken. Aber hüten Sie ſich vor den deutſchen Weibern, denn in gefährlichere Hände kann man gar nicht fallen.

Williams.

Warum das?

Charlotte.

Wir haben ſeltſame Grillen, und ſind gar ſchwer zu befriedigen. Den übermüthigen Reichen laſſen wir ſtehen, den vornehmen Geck lachen wir aus, den Witzling ſpotten wir aus ſeinem Witz heraus, eine ſchöne Figur läßt uns kalt, und Gutmüthigkeit ohne Geiſt macht uns Langeweile.

Williams.

Und was wird denn erfodert, um bey den deutſchen Schönen ſein Glük zu machen?

Charlotte.

Die am ſchwerſten zu befriedigen ſind, verlangen alle dieſe Vorzüge vereint; kurz, einen Tugendſpiegel und ein Muſter aller Vollkommenheiten, und unter dieſe Zahl gehört meine Schweſter; Grandiſon wäre ihr nicht gut genug, und fände ſie keinen Flecken an ihm, ſo würde ſie eben dieſe Fehlerloſigkeit unausſtehlich finden. Es giebt aber noch eine beſcheidnere Claſſe, die mit ein paar guten Eigenſchaften und Verdienſten vorlieb nehmen; und wieder andere, von meiner Bekanntſchaft, verlieben ſich ſogar in die Untugenden.

Williams.

Laſſen Sie uns in den Saal gehen, ich habe mich mit Ihrer Schweſter zu einem Tanz engagirt.

Charlotte.

O Sie haben noch Zeit genug, nehmen Sie erſt einige gute Lehren und Warnungen mit auf den Weg: es iſt thöricht

das erkroßen zu wollen, was nur als ein freywilliges Geſchenk einen Werth hat; alle erzwungenen Früchte taugen nichts.

Williams.

Was wollen Sie damit ſagen?

Charlotte.

Fragen Sie nicht, und hören Sie weiter. Noch thörichter iſt es, etwas zu unternehmen, was uns, wenn es mißlingt, lächerlich macht, und am thörichſten iſt es, wenn man da die Hülfe Anderer braucht, wo man allein handeln ſollte. Jezt kommen Sie ungeduldiger Held.

(Sie gehen in den Saal.)

Zweyter Auftritt.

Eduard Felseck, Cornelius

(treten zu einer andern Thüre herein.)

Eduard.

Ich komme nur, um von Ihnen Abſchied zu nehmen. Ich ſchiffe mich Morgen nach Amerika ein.

Cornelius.

Was? Nach Amerika! Wie kommen Sie ſo auf einmal zu der wunderlichen Idee?

Eduard.

Schon lange wollte ich dieſen in ſo vielen Rückſichten merkwürdigen Staat mit eigenen Augen kennen lernen. Meine dortigen Verwandten haben mich dringend eingeladen; Morgen geht ein Schiff nach Philadelphia, und ſo habe ich mich ſchnell entſchloſſen.

Cornelius.

Und iſt das der einzige Grund Ihrer Reiſe? Nein, dahinter ſteckt noch etwas Anders. Hat Charlotte Ihnen etwa den Kopf warm gemacht? Hat es wieder eine Zänkerey zwiſchen Euch abgeſetzt? Ja, ja, das wird es ſeyn; aber warum deßhalb gleich nach Amerika? Verſchieben Sie Ihre Reiſe und verlaſſen Sie ſich auf mich, ich will ſchon Alles wieder ins rechte Geleis bringen.

Eduard.

Glauben Sie noch immer, daß ich in Mademoiſelle Charlotte verliebt ſey?

Cornelius.

Warum nicht? Es wird ſich ja ſeit ſo kurzer Zeit nichts verändert haben.

Eduard.

Aber ich verſichere Sie, daß wir immer gleichgültig gegen einander waren, daß von Liebe zwiſchen uns nie die Rede geweſen, und daß uns ganz andere Gegenſtände beſchäftigten.

Cornelius.

Ah! Jezt geht mir ein Licht auf, ich irrte mich in der Perſon, Sie lieben Sophien.

Eduard.

Aber, warum muß es denn ſchlechterdings eine Ihrer Nichten ſeyn?

Cornelius.

Warum? Weil die beyden Mädchen, ohne mir damit zu ſchmeicheln, die ſchönſten, geiſtreichſten, gebildetſten in der Stadt ſind, und weil Sie ſie täglich geſehen haben. Aber ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, was Sie gar nicht läugnen werden.

Eduard.

Aber Sie hören ja, ich reiſe Morgen.

Cornelius.

Uebereilen Sie ſich nicht, bleiben Sie noch, ich biete Ihnen meine Vermittlung an, rechnen Sie auf meine Unterſtützung, auf meine Autorität, ich gehe ſogleich, um mit Sophien davon zu reden.

Eduard.

Herr Cornelius, ich verbitte mir ernſtlich jede Bemühung dieſer Art, ſo gut auch Ihre Abſicht ſeyn mag, ſo würden Sie mich dadurch beleidigen. Sagen Sie Niemand ein Wort von meiner Reiſe; ich gehe jezt um noch Einiges zu berichtigen, und komme ſpäter wieder.

Cornelius.

Kommen Sie ja bald. Heute Nacht darf kein Auge zugethan werden, wir tanzen bis an den hellen Morgen.

Eduard.

Auf Wiederſehen alſo. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Cornelius allein.

Cornelius.

Ich möchte ihm gern helfen, aber ich weiß nicht recht aus ihm klug zu werden. Von der Geliebten weg übers Meer reiſen; was für ein toller Einfall! Ich kann mich überhaupt in die heutige Jugend nicht finden; ihre Manier zu lieben ſieht gerade aus wie Haß. Ich ließe mir gefallen, wenn er ein paar Stunden weit von hier aufs Land gieng, da könnte er doch zur rechten Zeit wieder hier ſeyn. Wahrhaftig, ich glaube, er iſt etwas übergeſchnappt. Ja, in meiner Jugend habe ich auch viel von der Liebe gelitten! Laß ſehen, was ſich für ihn thun läßt — Aber ich habe zum Unglük ſchon dem Engländer mein Wort gegeben, und obendrein will er ſie ja entführen. Armer Eduard! wenn du ſie nicht ſelbſt entführſt, ſo iſt ſie für dich verlohren. Wer hieß mich aber auch ſie dem Hitzkopf verſprechen! Und doch konnte ich ſie ihm nicht wohl, ohne unartig zu ſeyn, abſchlagen. Wenn die Mädchen noch lange im Hauſe bleiben, ſo werde ich ſelber verrückt.

Vierter Auftritt.

Cornelius, Graf Schall (kommt aus dem Tanzſaal).

Graf.

Auf ein Wort, lieber Herr Cornelius, ſagen Sie doch, iſt es wahr, daß Mademoiſelle Sophie Herrn Williams Hand ausgeſchlagen hat?

Cornelius.

Wer ſagte es Ihnen?

Graf.

Charlotte.

Cornelius.

Zwar ſollte ich es nicht eingeſtehen, aber für Sie, Herr Graf, habe ich kein Geheimniß.

Graf.

Es freut mich Sophiens und ihrer Familie wegen, an der ich vielen Antheil nehme. Der Williams iſt zu jung und ein Brauſewind, ja vielleicht gar ein Glücksritter und Abentheurer.

Cornelius.

Nicht unmöglich.

Graf.

Mademoiſelle Sophie verdiente einen Mann von Diſtinction

Cornelius.

Ganz recht, einen Mann von Anſehen, Rang und feſtem Charakter.

Graf.

Vielleicht fände ſich ſo ein Mann; aber freylich wird er ſich nicht der Unannehmlichkeit einer abſchlägigen Antwort ausſetzen wollen.

Cornelius (für ſich).

Ah, ich höre ihn kommen. (Laut.) Sophie weiß zu unterſcheiden, und würde ſich ſicher durch ſo eine Wahl geehrt fühlen. Was mich betrifft, ſo kenne ich jemand, dem ich ſie lieber gäbe, als jedem Andern.

Graf.

Sie machen mich neugierig, wer iſt das?

Cornelius.

Sie ſelbſt ſind es, Herr Graf. Meine Nichten ſind in Rückſicht des Vermögens keine üble Parthien; aber wenn ſie auch Millionen beſäßen, ich zöge Ihre Verwandſchaft jeder andern vor.

Graf.

Sie erweiſen mir viel Ehre, und ich freue mich, daß unſere Wünſche ſo zuſammen treffen. Wenn die Nichte ähnliche

Gesinnungen hätte, wie der Onkel, so wären wir bald auf dem Reinen.

Cornelius.

Wie können Sie aber daran zweifeln! Sie sind zu bescheiden. Ich habe längst bemerkt, daß Sie Sophien nicht gleichgültig sind, nur ist sie zu schüchtern, um es zu äussern.

Graf.

Sie begreifen aber, daß es sich für mich nicht schickt, den zärtlichen Seladon zu spielen, und lange nach Erhörung zu schmachten. Ich kann mich nicht eher zu einem entscheidenden Schritt entschließen, als bis ich völlige Sicherheit habe, nicht abgewiesen zu werden. Ich muß Ihnen meine Schwachheit gestehen, ich will geliebt seyn, und will hören, daß ich es bin, noch ehe ich mich ganz erklärt habe. Sondiren Sie also Sophien, und suchen Sie sie dahin zu bewegen. Sagen Sie ihr von mir, was Sie wollen, aber kein Wort von unserer Unterredung, von unserem Einverständniß; sie muß schlechterdings meine Absichten nicht kennen.

Cornelius.

Gut, ich will sie ausforschen, verlassen Sie sich auf mich, Sie soll alles erfahren.

Graf.

Nein doch, Sie verstehen mich nicht, sie soll ja nichts erfahren.

Cornelius.

Seyn Sie doch ruhig, Sie sollen dabey gar nicht compromittirt werden, und ich bringe es so weit, daß sie Ihnen heute noch ihre Liebe gesteht. (Ein Bedienter ruft Herrn Cornelius.) Gleich, gleich, verzeihen Sie, Herr Graf.

Fünfter Auftritt.

Graf Schall allein.

Graf.

Meine Hoffnungen steigen wieder, Williams wird ausgeschlagen, Herr Felseck ist gar nicht mehr sichtbar; beyde müssen

bald das Feld räumen, und ich ſetze mich als Sieger in den einigen Beſitz. Dann habe ich die Wahl zwiſchen den beyden reitzenden Mädchen, und wahrhaftig, ich möchte ſie lieber beyde behalten. Noch muß ich behutſam zu Werke gehen, und es mit keiner verderben. Erſt muß ich Sophiens gewiß ſeyn, und dazu kann ich den Onkel brauchen; ſie muß mir heute noch eine Unterredung bewilligen. Jezt wieder zur Geſellſchaft, man möchte mich vermiſſen. (Er geht in den Saal.)

Sechſter Auftritt.

Ein Saal mit Zimmern im Hintergrund, zu beyden Seiten ſind Cabinette und zwey Ausgänge. Man tanzt, einige Masken ſpielen, andere ſehen zu.

Sophie, Charlotte, Williams, Graf Schall, Cornelius.

Sophie (kommt eben vom Tanz und ſezt ſich).

Bringen Sie mir Limonade, Williams, der Tanz hat mich ſehr erhizt.

Graf.

Die Limonade wird Sie zu ſehr kühlen, ich bringe Ihnen Thee.

Sophie.

Ich danke Ihnen. (Williams bringt ihr Limonade, und ſezt ſich neben ſie.)

Charlotte.

So in Gedanken, Graf?

Graf.

Ich dachte an das, was Sie mir ſagten.

Charlotte.

Wer iſt die Dame, mit der Sie vorher ſo freundlich ſprachen?

Graf.

Die Maske mit den Kornblumen und den blaßrothen Schleifen?

Charlotte.

Ganz recht, die mit den Vergißmeinnicht Augen.

Graf.

Es iſt das Fräulein Roſenfeld; ſie iſt eben erſt vom Lande hereingekommen.

Charlotte.

Ich verbiete Ihnen mit ihr zu tanzen.

Williams (zu Sophien).

Man iſt hier ſo geſtört, der Graf iſt überall im Weg und lauert, nur auf eine Viertelſtunde vergönnen Sie mir eine Unterredung.

Sophie.

Was können Sie mir allein zu ſagen haben? Ich dächte, ich hätte mich hinlänglich gegen Sie erklärt.

Williams.

Ich muß mich Ihnen ganz entdecken, verſagen Sie mir dieſe einzige Bitte nicht, Sophie, es wäre hart, es wäre grauſam.

Graf (zu Cornelius).

Der läſtige Williams hat ſich zu Sophien geſezt, befreyen Sie ſie doch von ihm, und ſprechen Sie mit ihr.

(Cornelius geht zu Sophien und winkt ihr, ſie ſteht auf, und geht mit ihm auf und ab.)

Charlotte (zu Williams).

Edler Venetianer, Sie ſcheinen mißvergnügt. Iſt es über Ihre verlohrne Freyheit? Hüten Sie ſich aber vor aller Gewaltthätigkeit. (Sie verläßt den Saal und kommt dann als Zigeunerin wieder.)

Williams (für ſich).

Was meynt ſie wohl damit? Sollte ſie etwas merken?

Sophie (zu Cornelius).

Warum iſt Eduard nicht hier? Wiſſen Sie etwas von ihm?

Cornelius.

Er hat Abhaltung, wird aber noch kommen.

(Er verläßt Sophien, und der Graf nähert ſich ihr.)

Williams (zu Cornelius).

Zum Henker, Herr, warum holten Sie Sophien weg? Ich war eben im beßten Geſpräch mit ihr.

Cornelius.

Ihretwegen ſprach ich ja mit ihr, ich habe ſie vorbereitet; wenn Sie das Ihrige thun, ſo geht Alles gut.

Graf.

Ich ſuche nur Sie, und Sie fliehen mich.

Sophie.

Zieht Ihr Magnet nicht mehr?

Graf.

Ich wende mich nur der Sonne zu.

Sophie.

Sie beten auch den Mond an, aber er hat ſich hinter Wolken verborgen.

Graf.

Nein, die Sonne iſt es, die ihn verfinſtert hat.

Charlotte (tritt als Zigeunerin maskirt auf).

Ihr ſchönen Damen und Herren, wer will von der braunen Schweſter ſein Schikſal hören? Wer hat eine gute Hand, und will die Bohemerin drin leſen laſſen? (Sie geht zu Sophien.) Biſt du nicht die Königin des Feſtes? (Sie nimmt ihre Hand.) Eine feine ſchmucke Hand, aber dunkel und räthſelhaft. Hier ſind die Freyer, aber da ſehe ich auch ein paar Körbchen. Hier iſt auch Herzeleid und Heimlichkeit, aber es wird Alles an den Tag kommen, und es wird dir nach Wunſch gehen.

Graf.

Sag mir auch gut Glük, ſchwarzes Mädel. (Reicht ihr ſeine Hand hin.)

Charlotte.

Was für eine lange Lebenslinie! Und Ehrenſtellen, Titel und Ordensbänder! Hier iſt auch etwas weniges von Weibern, eins, zwey, drey, vier, fünf —

Graf.

Halt, halt, du wirſt indiscret.

Charlotte.

Her mit der Hand, es iſt noch nicht aller Tage Abend. Hier ſehe ich zwey Mädchen, die ſich um Euer Herz ſtreiten, aber ich rathe Euch, greift ſchnell zu, das Blatt möchte ſich wenden.

Sophie.

Haben Sie nicht auch Luſt, Williams, ſich prophezeyen zu laſſen?

Williams.

Sie wird mir Unheil verkünden.

Charlotte.

Laß doch ſehen, blanker Bruder. Eine fruchtbare, prächtige Hand! Ihr ſeyd verliebt, hier ſtehts ganz deutlich, und jemand iſt es auch in Euch; es wird noch Spaß geben. Hier iſt auch eine Poſtkutſche, Ihr reiſt ins Vaterland, und nehmt ein Frauenzimmer mit, aber wer ſie iſt, das ſteht nicht da.

Cornelius.

Jezt iſt die Reihe an mir. (Er bietet die Hand hin.)

Charlotte.

Alter Herr! Euere Blüthezeit iſt vorbey; man kann vor Runzeln nichts erkennen; doch, irre ich mich nicht, ſo ſteckt hier in der Falte noch eine Hochzeit und kleine Kinder, aber hütet Euch vor zu vielem Seegen.

Cornelius.

Warum nicht gar! Laß dich doch näher betrachten, du artige Hexe. Wer biſt du denn?

Charlotte.

Ich bin nicht ſchön und nicht garſtig, nicht kalt und nicht heiß, braun iſt meine Farbe und roth mein Mund, und thut Aller Schikſal kund. (Sie wahrſagt noch einigen Masken, verläßt dann den Saal, und kommt in ihrer vorigen Kleidung wieder.)

Williams (zu Sophien).

Wollen Sie um 12 Uhr hier im Cabinette ſeyn? Nur wenige Minuten hören Sie mich an; das Glük meines Lebens hängt davon ab.

Sophie.

Nein, gehen Sie in das Cabinett rechter Hand; wenn ich mich entfernen kann, ſo komme ich hieher, und klatſche als Signal in die Hand.

Cornelius (zu den Bedienten).

He, Purſche, mehr Champagner! Schaft Punſch herbey, tummelt Euch. (Zu Williams) Kommen Sie, Freund, und laſſen Sie uns auf Sophiens Geſundheit trinken.

Williams.

Topp, auf gut Glük zur Unternehmung.

(Sie gehen in die hintern Zimmer, wohin ſich auch die Masken verliehren. Der Tanz hat ſchon früher aufgehört.)

Sophie (zum Grafen).

Sie wiſſen nicht, was Sie fodern. Wie nachtheilig ließe ſich nicht eine nächtliche Zuſammenkunft auslegen! Und wer ſteht mir dafür, daß Sie nicht ſelbſt meine Güte falſch deuten würden?

Graf.

Was Freundſchaft giebt, weiß der Freund zu ſchätzen. Es iſt jezt der rechte Augenblik zu einer offenen Mittheilung; laſſen Sie nicht durch unzeitiges Mißtrauen den ſchönen Moment ungenüzt entfliehen.

Sophie.

Sie beſtehen darauf, gut, ich gebe diesmal nach. Durch die hintere Treppe ſchleichen Sie ſich in das Cabinet hier linker Hand, und halten Sie ſich da ganz ſtille, bis ich komme, und Ihnen aufmache. Jezt gehen Sie zur Geſellſchaft.

Graf (küßt ihr die Hand).

Schöne Sophie, auf Wiederſehen. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Sophie allein.

Sophie.

Die Unverſchämten! Wie ſehr verdienen ſie gezüchtigt und verlacht zu werden; aber gern blieb ich aus dem Spiel, und überließ Charlotten die Ehre davon. Es iſt mir zuwider mich zu verſtellen, und eine falſche Rolle zu ſpielen. Und wie leicht könnte Eduard —

Achter Auftritt.

Sophie, Charlotte.

Charlotte.

Haſt du alles gethan, was ich dir eingeſchärft habe?

Sophie.

Ich wünſchte, Charlotte, du ſchenkteſt mir meinen Antheil an der Farce, ich bin gar nicht zum Muthwillen aufgelegt.

Charlotte.

Nein, das geht nicht, du biſt dabey nothwendig, doch haſt du nur wenig zu thun. Komm nur, daß man uns hier nicht beyſammen findet. (Sie gehen ab.)

Neunter Auftritt.

(Der Saal iſt nur vom Hintergrund aus ſchwach erleuchtet.)

Nach einer kurzen Pauſe tritt **Williams** aus dem hintern Zimmer heraus mit einem kleinen Rauſch.

Williams.

Der Champagner iſt gut, aber Sophie iſt doch noch beſſer. Jezt gilts, Williams; wenn du klug biſt, ſo iſt ſie in einer halben Stunde dein. — In welches Cabinet, ſagte ſie doch, daß ich gehen ſollte? Ich denke ins rechte, ja jezt beſinne ich mich, und ſie will in die Hände klatſchen. Nun klatſche nur, mein ſchönes Kind, diesmal ſollſt du mir nicht ſo davon laufen. (Er will ins Cabinet.)

Tom (kommt zur Seitenthür herein).

Herr Williams! Herr Williams! Wo ſind Sie?

Williams.

Was giebts, Kerl?

Tom.

Ich wollte Ihnen nur melden, daß Alles bereitet iſt; der Wagen wartet ſchon, die Gartenthür iſt offen, ich laure mit zwey Cameraden im untern Bosket, wenn Sie pfeifen, ſo ſpringen wir hervor.

Williams.

Schon gut, geh' jezt, und ſey auf der Lauer.

Tom.

An mir ſoll es nicht fehlen.

(Tom geht ab, und Williams ins rechte Cabinet.)

Zehnter Auftritt.

Charlotte, wie Sophie gekleidet, und ganz maskirt; ſie macht das linke Cabinet auf, der **Graf** kömmt heraus.

Graf.

Endlich, ſchöne Sophie, geben Sie mir ein Zeichen Ihres Vertrauens, warum ich Sie ſo lange gebeten. Darf ich mir ſchmeicheln, daß es Ihnen keinen Zwang koſtet?

Charlotte

(mit nachgemachter leiſer Stimme, die durch die Maske unkenntlich wird).

Ich wage zu viel.

Graf.

Zweifeln Sie noch an der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen?

Charlotte.

Charlotte —

Graf.

Iſt ſie die Urſache Ihrer Zurükhaltung?

Charlotte.

Wenn Sie mich darüber —

Graf.

Nichts iſt leichter. Ich verſichere Sie, daß ich für Charlotten nie etwas empfunden habe; ja, daß ihr ganzes Weſen mir unangenehm iſt. Ihre Ziererey, ihre Prätentionen, ihre Launen ſind unleidlich.

Charlotte.

Eben das iſt verführeriſch.

Graf.

Und was iſt denn ſo ſchön an ihr? Ihre Figur iſt erträglich; aber ihr blaßes Geſicht mit dem Stumpfnäschen und den aufgeworfenen Lippen iſt doch wahrlich nicht reitzend.

Charlotte (für ſich).

Grobian! (Zu ihm) Aber ihre Augen —

Graf.

Wären hübſch, wenn ſie nicht zu rund wären, und nicht immer zu viel ſagen wollten. Und dann müßte man nicht in die Ihrigen geſehen haben. Aber, wozu dieſe läſtige Maske, die ſo viel Schönheit verbirgt?

Charlotte.

Wollen Sie, daß ich ſie abnehme? Hier ſehen Sie, was Sie eben ſo abſcheulich fanden. (Sie nimmt die Maske ab.)

Graf (fährt erſchrocken zurück).

Was? Charlotte! Sind Sie es? (Er faßt ſich wieder und fängt an zu lachen.) Ha, ha, ha, das iſt ein herrlicher Spaß! Geſtehen Sie nur, daß ich meine Rolle vortrefflich geſpielt, und Ihnen Spaß mit Spaß vergolten habe.

Charlotte.

Was? Sie wollen mich glauben machen, Sie hätten mich ſogleich erkannt, und hätten ſich nur verſtellt?

Graf.

Und Sie zweifeln? Aber, wie wäre es möglich, Sie nur einen Augenblik für Sophien zu halten? Trotz Ihrem Flüſtern und aller Mühe, die Sie ſich gaben, Sophiens Ton nachzumachen, erkannte ich doch ſogleich Ihre Stimme; und dann ſind Sie ja offenbar gröſſer als Ihre Schweſter, um einen ganzen Zoll gröſſer.

Charlotte.

Ich will Ihnen glauben, weil ich es wünſche.

(Sie nimmt die Maske wieder vor.)

Graf.

Warum maskiren Sie ſich wieder?

Charlotte.

Um Ihnen die unangenehme Ausſicht zu erſparen.

Graf.

Es iſt nicht möglich, daß Sie im Ernſt noch mißtrauiſch wären.

Charlotte.

Aber haben Sie nicht Sophien hier erwartet?

Graf.

Freylich, ich wollte der Schweſter geſtehen, was ich Ihnen ſelbſt zu ſagen nicht wagte; ich wollte ſie bitten, meine Fürſprecherin bey Ihnen zu ſeyn. Wie ich aber Sie in Sophiens Kleider ſah, ſo merkte ich die Comödie, die man mit mir ſpielen wollte, und nahm mir vor, den Spaß nicht zu verderben.

Charlotte.

Still! Mich dünkt, ich hörte ein Geräuſch, laſſen Sie mich ſehen, was es ſeyn kann, ich bin ſogleich wieder bey Ihnen.

(Sie horcht erſt an der Seitenthüre und geht dann hinaus.)

Eilfter Auftritt.

Graf Schall allein, dann **Sophie** (eben ſo wie Charlotte, gekleidet, und ganz maskirt).

Graf.

Das lief noch gut ab! Wer hätte aber denken ſollen, daß Sophie mir ſo einen Streich ſpielen würde; denn ſicher muß ſie darum wiſſen. Jezt muß ich mit Charlotten meine verliebte Rolle fortſpielen. Doch, zu einem Abentheuer iſt ſie hübſch genug, und wenn es ihr Ernſt wäre, wie es ſcheint — Still! Da kommt ſie wieder.

Sophie (macht Charlottens Stimme nach).

Es war nichts.

Graf.

Erlauben Sie mir, reizende Charlotte, Ihnen jezt ſelbſt zu bekennen, was Ihnen Sophie hat entdecken ſollen. (Er nimmt ihre Hand.) Darf ich hoffen, daß Sie mich günſtig anhören werden?

Sophie.

Reden Sie.

Graf.

Kann ich das für eine Aufmunterung, für ein Zeichen Ihrer Gunſt nehmen?

Sophie.

Sie dürfen hoffen —

Graf.

Dieſes Wort aus Ihrem Munde iſt mir hinreichend. Ich liebe Sie, ſeit ich Sie zuerſt ſah, und nur Furcht vor Ihrem Spott verſchloß mir ſo lang den Mund.

Sophie.

Und Sophie?

Graf.

Ich ſuchte Sophiens Bekanntſchaft, um Sie ungehindert ſehen zu können, und erwies ihr öffentlich die Aufmerkſamkeiten eines Liebhabers, um meine Liebe zu Ihnen deſto ſicherer zu verbergen.

Sophie.

Sophie iſt einnehmend.

Graf.

Aber nicht in meinen Augen. Sie iſt eine froſtige Prude, die in Allem manierirt iſt.

Sophie.

Und erſchien ſie Ihnen nie anders?

Graf.

Nie. Ihre gezierte Phraſen machten mich immer gähnen.

Sophie.

Jetzt iſt es genug. (Sie nimmt die Maske ab.) Was haben Sie nun noch zu ſagen, Herr Graf?

Graf (über erſchrocken ſteht und verſtummt.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Charlotte (die an der Thüre anklopfet.)

Charlotte.

Herr Graf, Ihre Dienerin. Es ſcheint, Sie ſind diesmal etwas auſſer Faſſung, aber ein ſo erfinderiſcher Kopf ſollte ſich aus der kitzlichſten Lage zu ziehen wiſſen. Warum betheuern Sie nicht, daß Sie Sophien auch erkannt hätten? Lachen Sie doch über den doppelten Spaß.

Graf.

Ich überlaſſe das Lachen Ihnen, meine Damen. Indeſſen,

was das Lächerliche anbetrifft, ſo denke ich, wir haben uns nichts vorzuwerfen, und wir ſind quitt; denn, wie haben Sie ſich einbilden können, daß ich mit meinen Beſuchen in Ihrem Hauſe je eine andere Abſicht gehabt hätte, als mich zu beluſtigen, und die Zeit hinzubringen. Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen. (Geht ab.)

Charlotte.

Gehen Sie, und hüten Sie ſich vor den maskirten Rendezvous.

Sophie.

Und von ſolchen Menſchen laſſen wir uns umringen, und fühlen uns durch ihre Artigkeit geſchmeichelt! O mir eckelt vor der Welt, und ich kann mich ſelbſt nicht ausſtehen!

Charlotte.

Laß doch die Welt gehen, wie ſie iſt, was kümmerts uns. Über Gecken und Narren kann ich mich nie ärgern, und die Manier, wie ich den nach Hauſe geſchickt habe, wird mich noch lange freuen. Komm, es wird Zeit an Williams zu denken.

(Sie gehn mit ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Nach einer kurzen Pauſe kömmt **Nannchen** als Sophie gekleidet und maskirt.

Nannchen.

Sich für eine Andere entführen zu laſſen, iſt doch ein ſeltſamer Auftrag. Mamſell Charlotte hat gut reden; aber wenn es ſo luſtig iſt, warum hat ſie es denn nicht ſelbſt übernommen? Es iſt mir ganz wunderlich ums Herz. Wenn er nun Ernſt machte! Zwar iſt der Wagen fortgeſchickt, aber die Nacht iſt keines Menſchen Freund, und in der Garten Allee iſt es ſo düſter, ſo einſam; hu, hu, es läuft mir eiskalt über den Rücken. Man ſoll niemand in Verſuchung führen, und Herr Williams iſt kein häßlicher Mann. Wahrhaftig, ich wollte, es wäre ſchon alles vorbey. Er wird mir die Hand drücken, er wird mir zärtliche Namen geben; aber was geht das mich an,

er meynt ja nicht mich, ſondern Mamſell Sophien. Wenn er aber — ja, wenn er ſich Freyheiten herausnimmt, ſo ſchreye ich das ganze Haus in den Garten hinunter. Friſch gewagt! Ich will das Abentheuer beſtehen. (Sie klatſcht in die Hände.)

Williams (kommt aus dem Cabinet und reibt ſich die Augen).

Ah, das verabredete Signal! Ich glaube gar, ich bin über dem Warten eingeſchlafen. Sophie! wo ſind Sie? Es iſt eine egyptiſche Finſterniß hier. (Er ſucht ſie und ergreift Franzchens Hand.) Sind Sie es, Miß.

Franzchen (leiſe).

Ja.

Williams.

Laſſen Sie uns einen Gang in den Garten thun, die Nacht iſt ſchön, und hier könnte man uns ſtören. Geben Sie mir Ihren Arm, Sophie. (Er führt ſie ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Saal wird wieder erhellt. **Eduard** kömmt in Reiſekleidern, dann **Sophie**.

Eduard.

Ich will ſie noch einmal ſehen, und dann zu Schiff. Doch vielleicht ſchläft ſie ſchon ruhig, und wenn ſie aufwacht, ſo bin ich ſchon weit von ihr. (Sophie kommt.) Sie kommt. Wie ihr Anblik mich aus aller Faſſung bringt!

Sophie.

Sie hier?

Eduard.

Ich ſuche Sie, Sophie, um von Ihnen Abſchied zu nehmen.

Sophie.

Abſchied?

Eduard.

Ich reiſe dieſen Morgen nach Amerika ab.

Sophie.

Und woher dieſer raſche Entſchluß?

Eduard.

Die Seeluft, ein fremdes Clima werden mir wohl thun, ich bin krank —

Sophie.

Wird es Ihnen ſo leicht, ſich von Ihrer Vaterſtadt, Ihren Bekannten und Freunden zu trennen?

Eduard.

Sophie, ich kann nicht hier bleiben, ich muß reiſen.

Sophie.

Sie müſſen? Und was kann Sie dazu zwingen? Suchen Sie nicht unter Fremden, was Ihnen fehlt, was Ihr Herz bedarf; Sie täuſchen ſich mit dieſer Hoffnung.

Eduard.

O nein, ich ſuche nichts, gar nichts mehr; nur vergeſſen lernen will ich. Sophie! Es muß ſeyn! (Er ergreift mit Heftigkeit ihre Hand.) Leben Sie wohl.

Sophie.

Eduard! Können Sie uns verlaſſen?

Eduard.

Seyn Sie mitleidig, und erſchweren Sie mir das Schreiben nicht! (Er bedeckt ihre Hand mit Küſſen.)

Sophie (in heftiger Bewegung).

Reiſen Sie, Eduard; aber nehmen Sie ein Geſtändniß mit, das ich Ihnen ſchuldig bin — Ich liebe Sie.

Eduard.

Träume ich? Iſt es möglich? Sophie! (Er faßt ihre Hände.) Dieſer Übergang von Qual zur Seligkeit iſt zu ſchnell, ich kann es nicht faſſen.

Sophie.

Wollen Sie jetzt noch reiſen?

Eduard.

Nur wo Sie hingehen. Sophie, ich habe für das, was ich fühle, keine Worte. Ohne Ihren Edelmuth hätte ich mich auf immer unglücklich gemacht.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige, Charlotte.

Charlotte.

Ihr ſeht vergnügt und einig aus, Kinder, ich wünſche Euch Glük. Es wäre Schade, wenn Ihr Euch nicht endlich gefunden hättet; Ihr gebt ein muſterhaftes Paar. Statt der Neckereyen und der Wortſpiele wird man in Euerm Hauſe nichts als Sentenzen und Sprüchwörter hören, und ich freue mich ſchon über die Delicateſſe und den Anſtand, womit Ihr mit einander umgehen werdet; es wird mich an die aſiatiſche Banize mahnen.

Franz.

Folgen Sie nur dem guten Beyſpiel.

Charlotte.

Es ſchikt ſich noch nicht für Sie Proſelyten machen zu wollen. Laßt uns aber in den Hintergrund uns zurükziehen, unſer Held wird nächſtens mit ſeiner Dulcinea zurükkehren.

Franz.

Was ſoll das heiſſen?

Charlotte.

Kommen Sie nur. Sie werden es gleich ſehen.

(Sie gehen auf die Seite.)

Sechzehnter Auftritt.

Vorige, Nannchen noch immer maskirt, **Williams, Tom.**

Williams (Tritt zu Tom).

Sprich, Kerl, wo iſt der Wagen hingekommen?

Tom.

Ich ſage Ihnen ja, noch vor einer halben Stunde war er am Gartenthor; aber Sie blieben zu lange aus, und ſo wird er endlich fortgefahren ſeyn. Zum Glük ward ich es noch bey Zeiten gewahr, und konnte Ihnen ein Zeichen geben.

Williams.

Geh' und rufe Herrn Cornelius. (Tom geht ab.) (Zu Nanntchen) Gewiß zürnen Sie auf mich, Miß, denn ich habe Ihnen auf dem ganzen Weg kein Wort abgewinnen können.

(Cornelius und Tom kommen herein.)

Cornelius (zu Williams).

Iſt das Sophie?

Williams.

Freylich.

Cornelius.

Warum haben Sie ſie denn nicht entführt?

Williams.

Weil kein Wagen da war; aber ſtatt zu fragen, beſänftigen Sie ſie lieber, ſie ſpricht kein Wort, und ſicher hat ſie Alles errathen.

Cornelius (zu Nanntchen).

Sophie, ich bitte dich — (Er bietet ihr die Hand.) Aber das iſt gar nicht Sophie!

Williams.

Wer ſollte es ſonſt ſeyn?

Cornelius.

Nimm die Maske ab, mein Kind. (Nanntchen bemerkt ihn.) Ach biſt du es!

Williams. } Das Kammermädchen!
Tom. } Nanntchen!

(Charlotte ſpringt indem hervor, Sophie und Eduard folgen ihr.)

Charlotte.

Liſt um Liſt, eine Mine gegen die andere. Ich warnte Sie vor den deutſchen Mädchen, aber umſonſt.

Sophie.

Sie verdienen eine ſolche Beſchämung; ich habe ſie Ihnen erſparen wollen, aber Charlotte beſtand darauf, weil ſie Ihnen vielleicht heilſam wäre.

Williams.

Es war ein dummer Streich von mir, mich zu verlieben, und noch einfältiger war es, daß ich eine wider ihren Willen

heyrathen wollte. Aber weil ich mir es einmal vorgenommen habe, nur mit einer Frau nach London zu kommen, ſo biete ich meine Hand dieſem ſchönen Kinde an (er zeigt auf Nanntchen)

Nanntchen.

Sie ſcherzen, Herr Williams.

Williams.

Nichts weniger. Wenn du ja ſagſt, mein Kind, ſo biſt du in einer halben Stunde Lady Williams.

Tom.

Das machen Sie gut, jezt nehmen Sie mir noch gar Nanntchen vor der Naſe weg; ich habe ſie längſt ſchon heyrathen wollen.

Williams.

Entſcheide dich jezt zwiſchen dem Herrn und Diener.

Nanntchen.

Monſieur Tom, ich habe Ihnen zwar Hoffnungen gemacht, aber nur unter der Bedingung, daß Mamſell Sophie Ihren Herrn heyrathe. Umſtände ändern die Sache; Sie werden nicht verlangen, daß ich mein Glük von mir ſtoſſe. Ich gebe alſo Herrn Williams meine Hand.

Williams.

Ich kann einen Nebenbuhler nicht in meinen Dienſten behalten, ich gebe dir den Abſchied, Tom. (er giebt ihm eine Börſe)

Tom (zu Nanntchen).

Ungetreue! (Geht ab.)

Charlotte.

Das haben Sie gut gemacht, Williams, Sie haben als ächter Britte geendigt.

Williams (zu Nanntchen).

Empfehlen Sie ſich dem Andenken dieſer Damen, wir reiſen ſogleich ab.

Nanntchen.

Erlauben Sie mir nur, daß ich mich umkleide.

Williams.

Nein, ſo wie Sie hier ſind, kommen Sie mit mir. Meine Damen, haben Sie die Güte meine Braut zu umarmen.

Sophie.

Von Herzen gern. (Umarmt sie.)

Charlotte (hält sie).

Wenn dein Gemahl noch einmal eine Schöne entführen will, so mache ihm doch wieder einen Strich durch die Rechnung.

(William geht mit Annchen ab.)

Cornelius.

Kinder, ich habe bey der Geschichte eine alberne Rolle gespielt; aber sagt mir doch, wo ist der Graf geblieben?

Charlotte.

Den haben wir auch gebannt; er wird sich nicht mehr blicken lassen; überhaupt hat sich noch mancherley zugetragen, lieber Onkel, wovon Sie sich nichts träumen lassen, zum Beyspiel —

Sophie (hält ihr den Mund zu).

Still, still, aus deinem leichtfertigen Mund soll es der Onkel nicht hören.

Cornelius (zu Eduard).

Und, wie ist es mit Ihrer Reise?

Eduard.

Ich warte noch bis ich angenehme Gesellschaft finde.

Charlotte.

Von welcher Reise sprechen Sie?

Cornelius.

Ah Nichtchen, du weißt also auch nicht Alles. Ein Vertrauen ist das andere werth.

Charlotte.

Kommen Sie, Onkelchen, ich bin neugierig; wir müssen geschwind unsere Geheimnisse austauschen. (Sie geht mit ihm ab.)

Eduard (streckt den Zepter nieder).

Sophie!

(Sie bewegt die Arme nach ihm, und er fällt in ihre Umarmung.)

Der Vorhang fällt.

Ende.